Allgemeine
Deutsche Biographie.

Erster Band.

Allgemeine Deutsche Biographie.

Erster Band.

Van der Aa — Baldamus.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTAET
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.

GOTT UND MEIN VOLK.

HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1875.

Vorrede.

Die historische Commission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften in München hat sich bereits seit dem Beginn ihrer Arbeiten mit dem Gedanken getragen, durch ein biographisches Nachschlagewerk für Deutschland eine längst gefühlte Lücke in der deutschen historischen Litteratur auszufüllen. Angesichts anderer Arbeiten aber mußte dieser Plan einstweilen zurückgestellt werden, bis die Commission sich in ihrer Jahressitzung von 1868 in der Lage sah, ihn, dem Antrage ihres Vorsitzenden, des Geh. Reg.=Raths L. v. Ranke und des Reichsraths Dr. v. Döllinger folgend, wieder aufzunehmen. Es ward zunächst der mitunterzeichnete Frhr. v. Liliencron mit der Leitung betraut und auf Grund der von ihm gemachten Vorschläge wurden sodann in der Jahressitzung von 1869 die Grundzüge des Unternehmens berathen und festgestellt. Zur Uebernahme des Verlags und Druckes entschloß sich in Würdigung der nationalen Bedeutung des Werkes die Verlagsbuchhandlung Duncker und Humblot in Leipzig.

Das unter dem Namen einer „Allgemeinen deutschen Biographie" herauszugebende Werk war nach den Beschlüssen der historischen Commission zugleich für den wissenschaftlichen Gebrauch des Gelehrten und für die Gesammtheit der Gebildeten zu berechnen. Dem ersten Zweck muß dadurch genügt werden, daß die Biographien so weit wie irgend möglich auf die Kreise auch solcher Personen ausgedehnt werden, welche ein ausschließlich oder doch überwiegend nur wissenschaftliches Interesse haben und daß dem Nachschlagenden das wissenschaftliche Material vorgeführt oder durch Nachweisungen zugänglich gemacht wird. Um des zweiten allgemeineren Zweckes willen aber muß vor Allem denjenigen Biographien, welche auf eine weiter ausgebreitete Theilnahme rechnen können, die Aufgabe gestellt werden, ihren Inhalt in gemeinfaßlicher Darstellung und in wohllesbarer Form zu geben. Der Staatsmann ist nicht dem Historiker allein, der Theologe, der Philosoph, der Jurist, der Künstler u. s. w. nicht nur für seine Fachgenossen darzustellen, sondern sie Alle sollen dem Verständniß des Gebildeten überhaupt entgegengebracht werden. Aufgenommen werden sollen aber in die Biographie alle bedeutenderen Persönlichkeiten, in deren Thaten und Werken sich die Entwickelung Deutschlands in Geschichte, Wissenschaft, Kunst,

Handel und Gewerbe, kurz in jedem Zweige des politischen und des Culturlebens darstellt.

Indem wir dabei mit den ältesten Zeiten beginnen, gehen wir doch insofern nur bis an die Gegenwart, daß alle noch Lebenden ausgeschlossen blieben. Wir haben uns keineswegs verhehlt, daß dem Werke damit ein anziehender und Vielen erwünschter Stoff vorenthalten würde. Aber innerhalb der Lebenden die Grenze der Aufnahme auf gerechte Weise zu bestimmen, erscheint als kaum möglich; von einem noch nicht fertigen Lebenswerk läßt sich keine abschließende Darstellung geben; auch ist das Urtheil über den Mann, welcher noch mitten im Getreibe der Parteien unter den Lebenden steht und wirkt, auf zu vielfache Weise gebunden und bedingt, um sich frei und mit ruhiger Objectivität zu geben.

Was den Begriff des „Deutschen" betrifft, so ward beschlossen, hierbei weder ausschließlich die politischen Grenzen Deutschlands zu irgend einer Zeit, noch auch die nationale Bedeutung des Deutschen allein ins Auge zu fassen. Wir wollen auch die außerhalb der politischen Grenzen Deutschlands liegenden Lande von ursprünglich oder theilweise deutscher Nationalität berücksichtigen, aber doch nur, soweit sie mit dem Gesammtleben Deutschlands in einem engeren geistigen Zusammenhang geblieben sind. Es ergab sich dabei ein für die verschiedenen Lande verschiedenes Maaß der Berücksichtigung. Die Niederlande z. B. haben sich seit ihrer politischen Trennung vom Reich, im Norden schon vermöge der eigenen Sprache und im Süden auch vermöge der Anlehnung an französisches Culturleben, schärfer, als etwa die deutsche Schweiz, von Deutschland abgesondert. Darum schien uns für die Niederlande im Allgemeinen und ohne dabei wünschenswerthe Ausnahmen im Einzelnen auszuschließen, die Innehaltung einer zeitlichen Abgrenzung angezeigt. Der Zeitpunkt, von dem an die Niederlande innerhalb einer deutschen Biographie in zunehmendem Maaße als ein fremder Bestandtheil erscheinen mußten, konnte offenbar nur in dem westphälischen Frieden gefunden werden, welcher ihre Trennung vom Reich besiegelte. Ganz anders z. B. in der Schweiz. Wie ließe sich, um ein ganz entscheidendes Verhältniß hervorzuheben, die Litteratur und die Kunstgeschichte der deutschen Schweiz von derjenigen Deutschlands trennen, ohne Dinge aus einander zu reißen, welche auf das untrennbarste zusammen gehören? Hier durften wir uns daher nicht besinnen, die politische Trennung von Deutschland als für unser Werk nicht entscheidend zu betrachten.

Wieder anders stellt sich die Sache in den nicht deutschen Landen des österreichischen Kaiserstaates, wieder anders im Elsaß, den russischen Ostseeprovinzen u. s. w. Auf eine Erörterung der Rücksichten, welchen wir in allen diesen Grenzbestimmungen gefolgt sind, hier einzugehen, erscheint nicht nöthig. Am wenigsten sind wir gesonnen, unseren Nachbaren dasjenige, was sie uns gegenüber als ihr Eigenthum betrachten möchten, zu entziehen. Wir folgen in der Entscheidung der einzelnen Fälle vor Allem dem praktischen Gesichtspunkte: weder durch ängstliche Bewahrung jedes Namens, den wir als deutsch beanspruchen könnten, dennoch fremden Stoff hereinzuziehen, noch auch durch ängstliche Zurückweisung eines jeden nicht gerade deutschen Namens den stofflichen Zu-

sammenhang zu zerreißen. Deutsche, welche, in die Fremde ausgewandert, dieser den wesentlichen Theil ihrer Lebensthätigkeit widmeten, schließen wir im Allgemeinen aus. Fremde dagegen, welche umgekehrt den Hauptheil ihres Lebens und Schaffens deutschen Staaten, Schulen, Kunstinstituten u. s. w. opferten, nehmen wir auf. Wie dürfte im Dienst der älteren deutschen Kirche der Böhme Adalbert fehlen? wie unter den Helden Oesterreichs der savoyische Eugen? unter den Freunden Friedrichs des Großen der Franzose Algarotti? oder in der Reihe der Wiener Kapellmeister der Italiener Salieri? Nicht Calvin gehört, weil er vorübergehend in Straßburg verweilte, in eine deutsche Biographie, noch Alba, weil er spanische Heere nach Deutschland führte oder als spanischer Statthalter in die Niederlande geschickt ward; wol aber Granvella, der des Kaisers Kanzler in deutschen Landen war.

Nicht unwichtig war es für den Entwurf der ganzen Arbeit, sich klar zu machen, welche äußerlichen Grenzen man ihr zu stecken, d. h. auf welche Bändezahl man sie zu berechnen habe. Hätte es sich ausschließlich um ein gelehrtes Werk gehandelt, bestimmt allein für die großen Bibliotheken, dann wäre dies nur eine Frage nach den buchhändlerischen Mitteln gewesen, denn abgesehen von den Kosten der Vorbereitung konnte das ganze Unternehmen nur dem Buchhandel zugewiesen werden. Es hätte sich mithin nur gefragt, welchen äußeren Umfang ein Verleger dem Unternehmen geben zu dürfen glaubte. Da wir aber eine allgemeinere Verbreitung des Buches im Auge hatten, da wir wünschten, es so weit wie möglich auch in die kleineren Bibliotheken der Städte, der Schulen, der Gelehrten, der Bücherfreunde eindringen zu sehen, damit es möglichst Vielen eine leicht zugängliche Belehrung und Unterhaltung bringe, so mußten wir uns auf das geringste Maaß, welches mit der Beschaffenheit des gewaltigen Stoffes verträglich schien, beschränken. Es ward als solches der Umfang von 20 Bänden zu je 50 Bogen festgestellt. Wollte man den Begriff der „Allgemeinen deutschen Biographie“ dahin fassen, daß er die Gesammtheit alles Besonderen, des Oertlichen wie Fachmäßigen bilde, dann freilich würde daraus ein Werk von weit größerem Umfang erwachsen, für jene gewünschte weitere Verbreitung ganz und gar untauglich, aber doch auch in sich selbst unförmlich. Denn für Zwecke, wie ein solches Werk sie verfolgt, wäre aus manchen Gründen nicht die Form der Biographie, sondern diejenige des Repertoriums die geeignete. Für uns liegt vielmehr in dem „Allgemeinen“ eine Beschränkung, gegenüber dem nur Oertlichen auf dasjenige, was von allgemein deutscher Bedeutung ist; gegenüber dem streng Fachwissenschaftlichen auf dasjenige, was als wesentlich in seinem eigenen Fach eben dadurch auch eine allgemeinere Bedeutung für die Culturgeschichte überhaupt gewinnt; gegenüber dem ausschließlich Litterärgeschichtlichen auf dasjenige, was wahrhaft, wenn auch nur zu seinem kleinsten Theile, fördernd oder hemmend in die allgemeine Entwickelung eingreift; gegenüber dem überhaupt irgendwie Interessanten auf dasjenige, was als für die Zeit oder die Richtung, der es angehört, besonders bezeichnend und belehrend ist u. s. w. Wir wollen nach allen Seiten hin nur das Wesentliche, das dem Leben der Gesammtheit Angehörige hervorheben. Wir fragen nicht, welche Namen überhaupt auf

dem großen Schauplatz der Geschichte erscheinen, sondern wir suchen aus dem Verlauf der Dinge zu erkennen, in welchem Namen sich ihre Entwickelung darstellt, um, indem wir über diese Namen berichten, eine in biographische Bilder gefaßte Geschichte der Dinge selbst zu geben. Daß uns auf verschiedenen Gebieten ähnliche besondere Unternehmungen zur Seite stehen, wie für die letzten Zeiten der österreichischen Geschichte das achtungswerthe biographische Werk Wurzbach's oder für Belgien die dortige Biographie nationale, für Baden die neu begonnene Badische Biographie oder für die bildende Kunst das neue Meyer'sche Künstlerlexikon u. dergl. mehr, — weit entfernt, darin eine Beeinträchtigung unseres Vorhabens zu erkennen, sehen wir es vielmehr als eine nicht nur wünschenswerthe, sondern natürliche und unentbehrliche Ergänzung unseres Unternehmens an. Jedes einzelne solcher Werke vermag auf seinem so viel beschränkteren Gebiet jene stoffliche Vollständigkeit anzustreben, welche für die Gesammtheit als Forderung überhaupt nicht aufgestellt werden kann. Das allgemeine Werk dagegen kann es unternehmen, der ganzen Nation ein Gesammtbild ihres staatlichen und geistigen Lebens vorzuführen, wie es ganz und gar außer dem Bereich eines örtlichen oder fachmäßigen biographischen Werkes liegt.

Daß allerdings die Grenze zwischen dem Wesentlichen und dem nicht mehr Wesentlichen eine sehr schwankende und schwer bestimmbare ist, braucht nicht erst ausdrücklich ausgesprochen zu werden. In der That ist es nicht möglich, sie nach einem äußerlichen und untrüglichen Maaßstab, sie ohne Ungleichheiten und ohne einige Willkür zu ziehen. Gewiß ließe sich an manchen Namen, den wir zugelassen haben, die Frage knüpfen, warum, wenn er, dann nicht auch jener oder jene anderen mit aufgenommen seien. Man wolle in dieser Hinsicht nicht zu strenge mit uns rechten. Hätte ein Einziger die Wage, welche über die Frage der Aufnahme oder Verwerfung entscheidet, zu halten, wo wäre der Einzelne zu finden, welcher alle Gebiete des Lebens so gleichmäßig überschaute, daß er mit untrüglichem Blicke jedem Manne sein Gewicht bestimmen könnte? urtheilen aber, wie es thatsächlich der Fall ist, in dieser Sache viele, ja Hunderte von Mitarbeitern zugleich mit uns, wie wäre es möglich, volle Einheit der Gesichtspunkte unter ihnen herzustellen? Ein Schade würde aber doch eigentlich der Sache daraus auch nur da erwachsen, wo etwas Wichtiges übergangen wäre, nicht aber, wo die Grenze in einigen wenig wichtigen Namen überschritten ist. Wir haben wenigstens stets mehr dahin gestrebt, jenem schädlichen Mangel zu entgehen, als diesen unschädlichen Ueberfluß zu meiden. Nur das Leere fern zu halten ist unser Bestreben.

Eine ähnliche Betrachtung hätten wir auch über einen anderen Gegenstand anzustellen, nämlich in Betreff des Maaßes, welches den einzelnen Artikeln eingeräumt werden durfte. Ein bestimmtes und engbegrenztes Maaß aufzustellen, das ward auch hier durch das Verhältniß zwischen dem an sich unermeßlich großen Stoff und dem uns vergönnten Raum gebieterisch gefordert. Nun ist es zwar leicht gesagt, daß jeder Mann hierbei nach dem Maaß seiner Bedeutung für das Ganze gemessen werden müsse; nur ist es in der Anwendung überaus schwer, in allen Fällen das Verhältniß zu bestimmen und wir meinen auch, daß

manche dem unsrigen ähnliche Werke den Abstand zwischen einzelnen bevorzugten Persönlichkeiten und der großen Masse für den Nutzen, den man ins Auge zu fassen hat, zu weit bemessen haben. Gewährt man einzelnen, wenn auch noch so hervorragenden Persönlichkeiten einen Umfang, welcher an das Gebiet der Monographie streift, so entzieht man dadurch dem übrigen Stoff ungebührlich viel Raum und die Vergünstigung kommt noch dazu gerade solchen Personen zu Gute, für die es demjenigen, welcher sich eingehender mit ihnen beschäftigen will, am wenigsten an biographischer Litteratur fehlt. Auch wird jene allgemeine Maaßbestimmung doch von mancherlei Rücksichten durchbrochen, deren Nichtbeachtung den Nutzen des Werkes beeinträchtigen würde. Für manchen unbedeutenden Namen, den aufzusuchen nur ein Gelehrter Anlaß haben wird, genügen sehr wenige Zeilen, wenn man darin auf den in anderen Werken zu findenden reicheren Stoff verweisen kann. Bei Anderen dagegen, ob sie gleich hinter jenen vielleicht an Bedeutung zurückstehen, läßt sich gleichwol das, was an ihnen charakteristisch oder bemerkenswerth ist, überhaupt mit so wenig Worten nicht sagen. Bei solchen, welche erst kürzlich verstorben sind, fehlt es oft an biographischem oder bibliographischem Material, auf welches man zur Ergänzung einer kurzen Notiz verweisen könnte oder auch wird uns über einen Namen älterer Zeit ein erst eben aus neuer Forschung gewonnenes Ergebniß zugeführt. Wir wollen indessen nicht leugnen, daß die ersten Abschnitte unseres Werkes manche Ungleichheiten enthalten, welche wir selbst wol erkannten, ohne daß wir sie zu vermeiden oder zu beseitigen gewußt hätten. Wir dürfen hoffen, daß sich im Lauf der Arbeit eine größere Ausgleichung unter ihren einzelnen Bestandtheilen werde erreichen lassen.

Im Allgemeinen haben wir für den Umfang der Biographien vier Classen aufgestellt, so daß einer ersten Classe größter Männer unserer Nation der Raum eines Druckbogens gestattet ist, während eine zweite sich auf einen halben Bogen, eine dritte auf zwei Seiten zu beschränken hat und die vierte, von dem Maaß weniger Zeilen beginnend, sich innerhalb einer Druckseite halten muß.

So wenig die Allgemeine deutsche Biographie, wie oben ausgeführt ward, ein Repertorium über alle Namen sein soll, welche sich der Vergessenheit überhaupt entreißen lassen, eben so wenig will sie auch bei Schriftstellern eine bibliographische Vollständigkeit anstreben oder bei Künstlern eine Aufzählung ihrer gesammten Werke geben. Dem Nachschlagenden zur Erlangung dieses Stoffes die Wege zu zeigen, ihm die Hülfsmittel dafür nachzuweisen, ist ihre Aufgabe, nicht aber diesen Stoff in seiner ganzen Breite zu geben. Das ist Sache nicht eines biographischen Hülfsbuches, sondern der Bibliographie, der Litterär- und Kunstgeschichte. Auch hierbei kamen allerdings zunächst ganz unabweisbare Rücksichten auf den Raum, der uns zu Gebote stand, in Betracht. Wer etwa das Meyer'sche Künstlerlexikon betrachtet oder in Meusel's Gel. Teutschland einige Artikel über Theologen, Juristen, Mediciner, welche an die hundert Dissertationen schrieben oder über recht unbedeutende Schriftsteller, deren Schriften mit ihren Titeln mehrere Seiten füllen, ansieht, der kann sich eine Vorstellung davon machen, welchen Platz eine Vollständigkeit dieser Art in Anspruch genommen,

und wir müssen hinzufügen, welchen Platz sie vergeudet haben würde, — vergeudet, man mag nun dabei an unbedeutende oder umgekehrt gerade an die bedeutendsten Schriftsteller und Künstler denken. Denn wenn wir den unbedeutenden in denjenigen seiner Werke, welche ihn überhaupt nennenswerth machen, kurz charakterisiren und dem Forscher dabei andeuten, wo er die vollständigen Angaben, sofern er ihrer bedarf, finden kann, so dürfen wir glauben, seinen Zwecken genug gethan, und ihm auch, wenn wir ihn auf zugängliche litterärische Hülfsmittel verweisen, keine Mühe aufzuerlegen, welche ihm zu ersparen Pflicht gewesen wäre. Wenn wir aber gar etwa bei einem Goethe von den für ihn vergönnten 16 Druckseiten den großen Raum, welchen eine mit bibliographischer Genauigkeit gemachte vollständige Aufzählung aller seiner Werke erfordert, auf diese verwenden wollten, was bliebe für den wichtigeren Stoff der Biographie und Charakteristik nach? und jene bibliographischen Mittheilungen, für die ja die reichsten anderweitigen Hülfsmittel jedem, der sie begehrt, bereit liegen, wer würde sie uns denn, da er Wesentlicheres dafür vermissen müßte, im Ernste danken! Gerade in dieser Frage sind wir öfter als in anderen, auf Widerspruch gestoßen. Aber jede neue Erwägung hat uns, abgesehen von der Einsicht, daß ein entgegengesetztes Verfahren uns sofort über die Grenze des in unseren 20 Bänden Möglichen hinausgeführt haben würde, nur aufs neue davon überzeugt, daß die Widersprechenden von dem Nachtheil, welcher daraus entstehe, wenn die Biographie es abweise, zugleich auch eine Bibliographie zu sein, sich eine irrige Vorstellung machten.

Hierin also, wie nach jeder anderen Seite hin müssen den auch im günstigsten Falle doch immer nur kurzen Biographien als stoffliche Ergänzung Nachweisungen über die Quellen und die Litteratur zur Seite stehen. Wir haben uns jedoch auch für dergleichen Angaben einer jeden Kürze beflissen, welche mit dem Bedürfniß verträglich schien und auch hierbei ist es nicht unsere Absicht den gesammten gelehrten Apparat für eine Biographie selbst zu geben, sondern nur dem Nachschlagenden den dazu führenden Weg zu weisen. Es ist dabei zu unterscheiden zwischen Quellen, auf denen eine Biographie ruht und der aus diesen Quellen hervorgeflossenen biographischen Litteratur. Am sparsamsten mußten wir in der Anführung der Quellen sein; nur wo ein bedeutendes zeitgenössisches Werk vorhanden ist, aus welchem der Stoff der Biographie geschöpft ward, wollen wir dasselbe anführen, nicht aber allgemeinere Werke, wie Chroniken, Urkundensammlungen u. dergl. Ebenso haben wir auch, was die biographische Litteratur betrifft, allgemein geschichtliche und litterärgeschichtliche Werke nur dann ausdrücklich genannt, wenn ein besonderer Umstand es uns zweckmäßig erscheinen ließ. Um ein Beispiel aus vielen zu wählen: es ist kaum eine geschichtliche Persönlichkeit aus der in Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit behandelten Periode zu nennen, für die es nicht nahe gelegen hätte, eben dieses Werk als litterärisches Hülfsmittel anzuführen. Wir hätten aber doch mit einem solchen stets wiederholten Citat nur gesagt, was jeder halbweges wissenschaftlich gebildete Benutzer unseres Werkes sich selbst sagen kann. Wir haben daher die ausdrückliche Anführung solcher Werke auf die Fälle beschränkt, in denen ihre

Darstellung an die Grenze der biogr. Monographie streift oder wo wir den Nachschlagenden darauf hinweisen wollten, daß er dort am vollständigsten die Angabe der ferneren Litteratur finden werde. Häufiger schon haben wir landes- und ortsgeschichtliche Werke angeführt, weil sich keine so verbreitete Bekanntschaft mit ihnen voraussetzen läßt. Biographische Monographien dagegen wünschen wir stets angeführt zu sehen, nur daß auch hier eine Beschränkung in den Fällen, wo die biogr. Litteratur sich häuft, unschädlich und darum, wie eine jede die Brauchbarkeit nicht schädigende Einschränkung für unser Werk geboten erscheint. Können wir nämlich dem Leser statt einer vielleicht zahlreichen biogr. Litteratur ein einzelnes, alle anderen an Bedeutung überragendes Werk anführen, in welchem zugleich wieder die sonstige Litteratur aufgeführt und benutzt ist, dann glauben wir in den meisten Fällen unserer Aufgabe genügt zu haben, indem wir nur dieses wichtigste Werk anführen.

Wie innerhalb der geschichtlichen, so haben wir auch innerhalb der litterärgeschichtlichen Litteratur die allgemeinen Werke weit spärlicher angeführt, als die einschlagende fachwissenschaftliche Litteratur oder die Handbücher der örtlichen Gelehrtengeschichte. Zu welchem Schriftsteller wäre nicht Jöcher mit seinen Fortsetzern, zu welchem von 1750 bis 1829 nicht Meusel anzuführen, wenn man sie jedesmal nennen wollte, wo sich der betreffende Schriftsteller bei ihnen findet? Wenn wir es gleichwol nicht verschmäht haben, auf diese meist zugänglichen Hülfsmittel in zahlreichen Fällen wenigstens in Parenthese hinzuweisen, so geschah es mehr, um den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß er dort Werke des besprochenen Schriftstellers aufgeführt finde, welche unser Artikel über ihn nicht erwähnt.

Eine zusammenfassende Erörterung über die allgemeine biographische Litteratur zu geben, beabsichtigen wir hier nicht; sie bleibt angemessener der Vorrede des letzten Bandes aufgehoben. Hier genüge eine Verweisung auf Oettinger's Bibliographie biographique universelle, Bruxelles 1854, welche in ihrem letzten Abschnitt (p. 1945—2192) ein ziemlich vollständiges „Répertoire des bio-bibliographies générales nationales et spéciales" enthält. Im Text unseres Werkes sind die angezogenen Hülfsbücher, wenngleich in möglichst abgekürzten Formeln, so doch in solcher Weise citirt, daß der Nachsuchende sie ohne Mühe finden kann*).

*) Nur einige Werke wollen wir hier wegen der kurzen Formel, in der wir sie um ihres häufigen Vorkommens willen citiren, zur Bequemlichkeit der Leser ausdrücklich anführen:

v. d. Aa, Woordenboek = Biographisch Woordenboek der Neederlanden ꝛc. door van der Aa (fortgesetzt von Harderwyk und Schotel) 1852 f. (bis jetzt 15 Bände, A—S).

Adelung = Fortsetzung und Ergänzungen zu Joecher's Allgem. Gelehrten-Lexikon, worin die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmsten Lebensumständen und Schriften beschrieben werden, von Joh. Christoph Adelung. 2 Bände, 4°. Leipz. 1784—87 (enth. A—J), fortgesetzt von Heinr. Wilh. Rotermund. 4 B. 4°. Delmenh. u. Bremen 1810 bis 1822 (enth. K—Rinow).

Becker, Tonwerke = Die Tonwerke des XVI. u. XVII. Jahrh. ꝛc. v. C. F. Becker, 2. Ausg. Leipz. 1855.

Biogr. méd. = Biographie médicale, par Jourdan et Desgenettes. VII vol. 8°. Paris 1820—25.

Einer etwas eingehenderen Erörterung bedarf die alphabetische Anordnung des Werkes. Wir haben, dem Vorgang des Meyer'schen Künstlerlexikons folgend, das Stichwort des Artikels, d. h. den Namen, unter welchem die betr.

Biogr. nat. belge = Biographie nationale, publiée par l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique. Brux. 1866 ff. 8°. (bis jetzt 4 Bände, A—C).

Fetis = Biographie universelle des Musiciens etc. p. F. J. Fétis. 2me. édit· Paris 1860—66; 8 vols. 8°.

Forkel, Litt. = Allg. Litteratur d. Musik rc. von Jos. Nic. Forkel. Leipz. 1792.

Gerber, N. L. = Neues hist. biogr. Lexikon der Tonkünstler rc. von E. L. Gerber. 4 Bände. 8°. Leipz. 1812—14.

Goedeke, Grdr. = Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen, von K. Goedeke. Band 1—2 (mit fortlaufender Seitenzählung), 2. Ausg. Leipz. 1862. Bd. 3 (noch unvollendet), Dresden 1863 ff.

Herzog, Encycl. = Real-Encyclopädie für protest. Theologie und Kirche rc. Herausgegeben von Dr. Herzog. 18 Bde., 3 Suppl.-Bde. u. Registerbd. 1854—68.

Jöcher = Allg. Gelehrtenlexikon rc. von Christ. Gottl. Jöcher. 4 Bände. 4°. Leipz. 1750—51.

Jördens = Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, enth. kurze Biographien rc. 6 Bände. 8°. Leipz. 1806—12.

Jugler = Beiträge zur juristischen Biographie, oder genaue litter. u. krit. Nachrichten von verstorbenen Rechtsgelehrten u. Staatsmännern. 6 Bände. 8°. Leipz. 1773—80.

Meusel, G. T. = Das gelehrte Teutschland od. Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. Angefangen von G. Chr. Hamberger rc., fortgesetzt von Joh. G. Meusel. Bd. 1—8 (erstes Alphabet), Lemgo 1796—1800. Bd. 9—10 (zweites Alphabet), 1801—3. Bd. 11 (drittes Alphabet), 1805. Bd. 12 (Vorreden der 1.—5. Ausgabe und Register, 1806. Bd. 13—16 (viertes Alphabet; auch u. d. Titel: Das gel. Teutschland im 19. Jahrh. Bd. 1—4). 1808—1812. Bd. 17—21 (fünftes Alphabet, a. u. d. Titel: D. gel. Teutschl. i. 19. Jahrh. Bd. 5—9; Bd. 6—9 herausgeg. von Joh. Sam. Ersch, und zwar Bd. 6 noch aus Meusel's Nachlaß, Bd. 7—9 bearb. von Joh. Wilh. Sig. Lindner) 1820—27. Bd. 22—23 (sechstes Alphabet, aber nur bis Ly reichend, a. u. d. zweiten Titel bearb. u. herausgegeben von J. W. S. Lindner) 1829—34. — Diese ganze Ausgabe ist als die „fünfte, durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe" des ursprünglichen (Hambergerschen) Werkes bezeichnet.

Meusel, Lex. = Lexikon der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller, ausgearbeitet von J. G. Meusel. 15 Bände 8°, Leipzig 1802—16 (enthält den Stoff des voranstehenden Werkes, so weit es ihn gibt, in neuer Durcharbeitung und Ordnung.)

Meyer, Künstlerlex. = Allgem. Künstlerlexikon, unter Mitwirkung der namhaftesten Fachgelehrten des In- und Auslandes herausgeg. von Dr. Jul. Meyer. Leipz. 1870 ff. (bis jetzt 18 Lfrgn. bis Bachelier).

N. Nekrol. = Neuer Nekrolog der Deutschen, herausgeg. von Friedr. Aug. Schmidt. 30 Bände 8° (deren Nekrologe von 1823—1852 reichen), Ilmenau u. Weimar 1824—54, nebst drei Registerbänden (zu Band 1—10) 1836, (11—20) 1845, (21—30) 1856.

Poggendorff = Biogr.-litter. Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften rc. von J. C. Poggendorff; 2 Bände 8°. 1863.

Pritzel, Thes. = Thesaurus literaturae botanicae etc. cur. G. A. Pritzel. 4°. 1851.

Rotermund = Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon rc. (s. o. voce Adelung).

Person alphabetisch eingereiht wurde, dem Artikel stets in größerem Druck vorangestellt.

1. Wenn dieses Stichwort ein Familienname ist, dann folgen ihm nach einem Kolon die Vornamen, diesen der Anfangsbuchstabe des voranstehenden Familiennamens und diesen etwaige Beinamen, z. B.

Andrian: Victor Frhr. v. A. Werburg.

Bei mehreren Personen desselben Familiennamens folgen sich die Artikel nach der alphabetischen Ordnung des (ersten) Vornamens: Abegg: Bruno Erh. A. Abegg: Joh. Friedr. A. Abegg: Julius Friedr. Heinrich A.

Sind auch diese Vornamen gleich, dann folgen sie sich in chronologischer Folge nach den Todesjahren: Agricola: Johann A. .... † 1566. Agricola: Johann Georg A. .... † 1617. Agricola: Johann Friedrich A. .... † 1774. Wir haben der Uebersichtlichkeit wegen, namentlich bei den längeren Biographien das Todesjahr immer gleich neben das Geburtsjahr in die Eingangsformel gestellt.

2. Als Stichwort haben wir die Zunamen nicht nur dann gebraucht, wo sie unzweifelhafte Familien- und Geschlechtsnamen, sondern im Allgemeinen auch da, wo sie (im Mittelalter) vielleicht oder gewiß noch einen persönlichen Charakter tragen. Wir haben so gut Arnt von Aich, obwol dieser von Vater auf Sohn forterbende Name an sich nur Aquensis (aus Achen) bedeutet, unter Aich und Albrecht von Halberstadt unter Halberstadt, als Hartmann von Aue unter Aue und Gottfried von Straßburg oder Konrad von Würzburg, unbekümmert um die Bedeutung ihrer Zunamen, unter Straßburg und Würzburg gestellt. Nur wenn eine bestimmte ältere oder neuere Gewöhnung entgegenstand, oder der Zuname neben dem Vornamen nur schwankend auftritt, sind wir davon abgegangen. Adam Teuto z. B. haben wir voce Adam stehen lassen, weil er bald als Teuto, bald als Coloniensis erscheint. Ebenso tritt bei Adam d'Ambergau dieser Zuname zu unbestimmt auf, als daß man annehmen könnte, er habe ihn zu aller Zeit geführt. Den Adam von Bremen aber unter Adam einzureihen, ist, weil er gewöhnlich Adamus Bremensis genannt wird, eine so allgemeine Gewohnheit in allen Namensverzeichnissen, die diesen Namen enthalten, daß wir, wenn wir ihn unter Bremen gestellt hätten, voraussichtlich jedem Nachschlagenden die Mühe doppelten Aufsuchens gemacht haben würden.

Schmid, Encyclop. = Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens &c. herausgeg. &c. von K. A. Schmid; Gotha 1859 ff. (bis jetzt 10 Bände).

Wurzbach, Biogr. Lex. = Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich &c. (für die Zeit von 1750—1850) von Dr. Constantin v. Wurzbach (bis jetzt erschienen 27 Bände, A—R), Wien 1856 ff.

Uns. Zeit = Unsere Zeit, Jahrbuch zum Conversationslexikon. Jahrg. 1857—75. Leipz. 1857 ff.

Zeitgenossen = Zeitgenossen, Biographien und Charakteristiken. Bd. 1—6; Leipz. 1816—21. Neue Reihe. Bd. 1—6 (7—12 der ganzen Folge). 1821—27. Dritte Reihe Bd. 1—6 (13—18 d. g. Folge) 1829—41. (Jeder Reihe von 6 Bänden ist ein eigenes alphab. Register beigegeben.)

Bei lexikalischen Anordnungen ist es überhaupt nicht gerathen, eine äußerliche Correctheit zur alleinigen Richtschnur zu machen, sondern man soll sich immer die zweite Frage daneben halten: was unter dem Gesichtspunkt praktischer Zweckmäßigkeit als das Gerathene erscheint. Im vorliegenden Fall läßt sich natürlich ohnehin durch Verweisungen jede Schwierigkeit heben.

3. Statt des Zunamens oder, in diesem Falle, des Landesnamens, nehmen wir den Vornamen bei weltlichen und geistlichen Fürsten (Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, sofern sie Landesherren sind); Friedrich der Große also wird nicht voce Preußen, sondern voce Friedrich zu suchen sein, Graf Adolf von Nassau, Erzbischof von Mainz, weder unter Nassau noch Mainz, sondern unter Adolf. Unter den Fürsten gleichen Vornamens stehen an der Spitze die deutschen Kaiser und Könige; ihnen folgen dann die anderen nach der alphabetischen Ordnung ihrer Territorien, wobei die weltlichen und geistlichen Territorien nicht gesondert sind. Also z. B.: Adolf (v. Nassau) deutscher König; Adolf v. Berg; Adolf v. Cleve; Adolf v. Geldern; Adolf, Prinz v. Großbritanien (Herzog v. Cambridge); Adolf v. Holstein; Adolf, Erzb. v. Köln; Adolf, Erzb. v. Mainz; Adolf v. Mecklenburg u. s. w. Fürsten des gleichen Territoriums folgen sich entweder nach der Zahl oder, wenn diese fehlt, in chronologischer Ordnung.

Die Erzbischöfe und Bischöfe der neuesten Zeit erscheinen dagegen, da sie nicht mehr Landesherren sind, unter ihrem Zunamen: Bischof Wilhelm Arnoldi von Trier ist unter Arnoldi zu suchen, Erzbischof Clemens August von Köln unter Droste-Vischering. Auch für einzelne ältere Kirchenfürsten haben wir im Interesse der Nachschlagenden eine Ausnahme von unserer Regel deswegen angezeigt gehalten, weil es durchaus üblich gewesen und geblieben ist, sie mit ihrem Zunamen zu nennen. So würde wol nicht leicht jemand darauf fallen, den Johann Faber als Johann Bischof von Wien zu suchen; wir lassen ihn daher unter Faber stehen. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nimmt überhaupt das Beibehalten der Familiennamen der Bischöfe im außerkirchlichen Sprachgebrauch zu. Wir denken im einzelnen Fall der für ihn überwiegenden Gewohnheit zu folgen; das dadurch entstehende Schwanken muß wiederum durch Nachweisungen ausgeglichen werden.

4. Wo ein Name in älteren und jüngeren Formen vorkommt, haben wir als gemeinsames Stichwort die heute übliche Form vorangestellt, unbekümmert darum, ob die Verfasser im Artikel selbst etwa eine ältere Form beibehielten. Wir haben also z. B. die Adalberts und Adelberts nicht in zwei Reihen gesondert, sondern beide unter dem Stichwort Adelbert vereinigt. Wo aber ein und derselbe Name in geschiedene Formen auseinandergefallen ist, welche sich nach Zeiten und Oertlichkeiten bald so, bald so festsetzten, da scheiden auch wir diese Formen in gesonderte Reihen, so z. B. die Namen Adelbert — Albert — Albrecht. Denn dies sind in der That verschiedene Namen geworden, während jene Adal — und Adel —, —bert, —pert, —percht und ähnl. nur als Spielarten derselben Form gelten könnten.

5. In allem Uebrigen folgen wir in größtmöglicher Genauigkeit der Buchstabenordnung. Wir werfen also nahe verwandte Schreibungen wie d — dt — t oder c — ck — ckh — k — kk, nicht durcheinander sondern ordnen: Brand — Brandel — Brandenburg — Brandis — Brandl — Brandt — Brandtner — Brant; oder: Becker — Beckerath — Beckher — Beckmann — Becks — Becmann — Bedeus — Beeckmann — Beeg — Beethoven — Begas — Behm — Beireis — Bek — Bekenhub — Bekker u. s. w. Wir dehnen diesen genauen Anschluß auch auf die Schreibung der Umlaute aus, indem wir demgemäß ae, oe, ue von ä, ö, ü trennen. In den Registern älterer Zeit betrachtete man ohne Rücksicht auf die Schreibung alle diese Laute als Diphthonge (ae, oe, ue) und ordnete danach z. B. Baduarius — Bähr (= Ba-ehr), Baena — Bär — Baffin u. s. w., so daß sich Bad, Bae, Baf folgte. In neuerer Zeit, nachdem die Grammatik nachgewiesen, daß unsere heutige Sprache in diesen Lauten keine Diphthonge sondern überall nur Umlaute hat, pflegt das entgegengesetzte Verfahren (z. B. im Grimm'schen Wörterbuch, im Brockhaus'schen Conversationslexikon) eingehalten zu werden. Das Conversationslexikon z. B. ordnet (mit Weglassung der Mittelglieder) Baden — Bahlingen — Bähr — Baptisten — Bar — Bär — Baer — Barabra u. s. w.; das Wörterbuch: Bock — böckeln — bocken — Boge — Bögel — Bogen — Böheim — Bohle — Bohren — böhren — Bohrer — bolen — bölen — boll u. s. w., kurz, es folgt jedesmal unmittelbar hinter dem unumgelauteten Vocal der betreffende Umlaut. Für ein Namensverzeichniß aber haben beide Arten des Verfahrens ihr Bedenkliches, denn in den Namen werden die verschiedenen Formen der Schreibung desselben Lautes eben zu dem Zweck beliebt und beibehalten, um ein und denselben Namen zur bessern Individualisirung in verschiedene Formen zu spalten. Den dadurch erreichten Vortheil verwischt man also, wenn man die einmal getrennten Formen wieder als gleichgeltend behandelt. Wir ordnen daher so, daß alle mit ae, oe, ue u. s. f. geschriebenen Namen auch dem entsprechend zwischen ad — af, od — of u. s. w. stehen, während die ä, ö u. s. w. unmitttelbar auf das ihnen entsprechende a, o u. s. w. folgen. Also z. B. (mit Weglassung der Mittelglieder): Bader — Baer — Bagge — Bahr — Bähr — Bahrdt — Bamberg — Bämler — Bar — Bär — Barbara u. s. w.

6. Die den Namen vorangehenden meistentheils zur Bezeichnung des Adels dienenden Präpositionen von, van, de, d' behandeln wir nicht als zum Stichworte gehörend, sondern stellen Namen, wie von Arnim, von Aken, d'Alten unter A. Andere Vorsatzsilben dagegen, als am, de, zur, ter u. Aehnl. betrachten wir, auch wenn sie getrennt geschrieben werden, als zum Stichwort gehörend, so daß „am Ende" unter A., „de Wette" unter D, „zur Lauben" unter Z zu suchen sind, sogut wie etwa Amende, Dewette, Zurlauben. Nur wo das niederländische de noch deutlich als Artikel und das darauf folgende Wort als Prädicat empfunden wird, wie z. B. in Jan de Bakker (der Bäcker) haben wir, vielleicht mit Unrecht, hiervon bisher einige Ausnahmen gemacht. Auch hier müssen Verweisungen Schaden verhüten.

7. Die Zahl der wünschenswerthen Nachweisungen ist eine so große, daß, wenn wir sie alle in den Text selbst gestellt hätten, nicht nur ein erheblicher Platz dafür erforderlich gewesen, sondern auch typographisch unschöne Unterbrechungen des Textes herbeigeführt worden wären. Dazu kommt, daß das ganze Alphabet der in die Biographie aufzunehmenden Namen noch nicht in allen Theilen mit gleicher Vollständigkeit durcharbeitet ist, daß es vielmehr endgültig und vollständig erst von Abschnitt zu Abschnitt, jenachdem es zur Ausarbeitung gelangt, festgestellt werden kann. Mithin liegen uns eine Reihe von Verweisungen, welche sich aus den späteren Buchstaben für die früheren ergeben werden, jetzt noch nicht vor und es würde darum das Buch in dieser Hinsicht sehr ungleich ausfallen, wenn wir die Verweisungen schon jetzt in den Text einstellen wollten, ja wir würden Gefahr laufen, mitunter auf Namen zu verweisen, welche wir vielleicht später, bei genauerer Erwägung aus der Liste wieder streichen möchten. Es bleiben darum die Verweisungen einem dem letzten Bande beizugebenden Generalverzeichniß aller in der Biographie (auch innerhalb der Artikel über Andere) besprochenen Persönlichkeiten vorbehalten, wo sie dann leicht auf Grund des fertigen Werkes in größter Vollständigkeit gegeben werden können. Nur einzelne Verweisungen haben wir gleich (wie auf S. 21 zu Abraham a s. Clara) gegeben, damit niemand in dem Fehlen des Artikels eine unverzeihliche Lücke argwöhne. Vielleicht hätten wir auch gleich voce Altenstein darauf aufmerksam machen sollen, daß wir uns (sehr gegen unsern Wunsch) durch die Umstände genöthigt sahen, diesen Artikel auf das Stichwort „Stein z. Altenstein" zu verschieben, in Einklang allerdings mit der correcten und vollständigen Form seines Namens.

Die erste Aufstellung des allgemeinen Namensverzeichnisses, welches in steter Berücksichtigung des uns gewährten Raumes von 20 Bänden entworfen werden mußte, sodann die allgemeine Anordnung der Ausführung des Unternehmens durch eine sehr große und zu unserer lebhaften Freude stets wachsende Zahl von Mitarbeitern hat, verbunden mit der Fertigstellung des ersten Abschnittes für den Druck, die Thätigkeit der Redaction während der seit 1869 verlaufenen Jahre vollauf in Anspruch genommen. Ja es mußte der Wunsch und Versuch, den Druck schon im Jahre 1873 beginnen zu lassen, angesichts der noch nicht genügend geebneten Hindernisse wieder aufgegeben werden. Allerdings fand die Redaction sowol für die Aufstellung des Namensverzeichnisses als für die Vertheilung der Arbeit von Seiten vieler der Herren Mitarbeiter eine so reichhaltige und uneigennützige Unterstützung, daß sie es nicht hoch und dankend genug rühmen kann. So ward sie, um nur Umfangreichstes hervorzuheben, auf dem Gebiet der katholischen Kirchengeschichte von Herrn Prof. Werner in Wien vielfältig berathen; in der protestantischen Kirchengeschichte von Prof. Wagenmann in Göttingen; in der niederländischen Kirchengeschichte von Dr. Vos in Heervliet; für die gesammte Rechtswissenschaft von Geh. Justiz-Rath v. Stintzing in Bonn; für die Arzneiwissenschaft von Prof. Aug. Hirsch in Berlin; für die

Philologie von den Herren Halm, Bursian, Leskien, Scherer u. A.; für die Pädagogen von Director Kern in Berlin; für die Historik von den Herren Wattenbach und Lorenz; für die gesammte Schweiz von Prof. G. v. Wyß in Zürich; für die bildende Kunst vom Conservator Dr. Schmidt in München; für andere Zweige der Wissenschaften so wie für die politischen Geschichte der einzelnen Territorien von zahlreichen anderen Mitarbeitern, welche der Leser im Werke selbst dann meistens als die Hauptmitarbeiter für den betreffenden Theil der politischen oder Culturgeschichte wiederfindet. Auch an solchen fehlt es nicht, welche wie Dr. Th. Pyl in Greifswald oder der inzwischen schon verstorbene Archivar Klempin in Stettin, ohne selbst als Mitarbeiter eintreten zu können, dennoch dem Werk ihre fördernde Hülfe nicht vorenthielten. Allen diesen Herren, genannten wie ungenannten, sprechen wir hiermit öffentlich unsern wärmsten und aufrichtigsten Dank aus.

Unter den Vorbereitungen zum Druck stellte sich heraus, daß der Umfang der Redactionsgeschäfte für die Kräfte eines Einzelnen zu groß sei und daß innerhalb des Gesammtstoffes die Biographien aus dem Gebiete der politischen Geschichte die geregelte und ständige Mitwirkung eines Fachmannes wünschenswerth machen. Auf den Antrag des bis dahin alleinigen Redacteurs beschloß daher die historische Commission in ihrer Jahressitzung von 1873, ihm in der Person des mitunterzeichneten Prof. Wegele einen Mitredacteur zu geben. Derselbe hat also seitdem die redactionelle Leitung auf dem Gebiet der politischen Geschichte übernommen und trägt dafür, soweit nicht schon ältere Abmachungen vorlagen, die Verantwortung.

Daß übrigens für den Inhalt der einzelnen Biographien den unterzeichneten Verfassern derselben selbst in erster Linie die Verantwortung zufällt, versteht sich von selbst.

Der Umfang, welchen der Buchstabe A. in dem vorliegenden Bande einnimmt, entspricht genau dem Maaße, welches nach der über die Vertheilung des ganzen Alphabetes auf 20 Bände angestellten Berechnung dem ersten Buchstaben gebührt. Wir dürfen hoffen, diesem ersten Bande die ferneren in regelmäßigem halbjährigem Erscheinen nachfolgen zu lassen.

Möchte das Werk selbst uns noch recht viel berufene Mitarbeiter anwerben. Je mehr wir in die Lage kommen, die einzelnen Artikel solchen Mitarbeitern zuzuweisen, welchen der betreffende Stoff aus eigener frischer Arbeit zu Gebote steht, um so mehr dürfen wir hoffen, daß das Ganze die wissenschaftliche Reife und Fülle erreichen werde, welche zu erstreben unser höchstes und mit aufopfernder Hingebung verfolgtes Ziel ist.

München und Würzburg, im Januar 1875.

v. Liliencron. Wegele.

Aa: Petrus van der Aa, auch Vanderanus genannt, Jurist, geb. zu Löwen 1530, † 1594. Sein Vater Joh. v. d. Aa entstammte einer angesehenen flandrischen Patricierfamilie, die, von Brügge nach Brabant übergesiedelt, sich nach Löwen, Mecheln und Antwerpen verzweigte. Ob gerade der Zweig, welchem Peter angehörte, calvinistisch war, möge dahingestellt bleiben. Er studirte in seiner Vaterstadt, ward im Oct. 1559 Doctor beider Rechte und erhielt drei Jahre später, als Joh. Tack (Romus) von Löwen nach Douay berufen ward, dort die Professur der Institutionen oder, nach Britz, die des Codex. Einige seiner Biographen lassen ihn auch in Douay als Lehrer wirken, ehe er 1569, oder schon 1565, in den souveränen Rath von Brabant trat. Sicher ist nur, daß er, ein Liebling des Viglius, 1574 zum Präsidenten des Oberlandesgerichts von Luxemburg und Chiny ernannt wurde, dessen Vicepräsident er damals schon einige Zeit gewesen sein mag. Diese ansehnliche Stelle bekleidete er, unter dem 30. Oct. 1583 zum eques auratus erhoben, bis an seinen Tod. Die biogr. Litteratur verzeichnet Neyen in der Biographie Luxemb. — Schon 1558, also noch vor seiner Promotion, erschien in Löwen bei Steph. Valerius seine erste Schrift, das Prochiron sive Enchiridion Judiciarum mit einer Vorrede de ordine judiciario apud veteres usitato. Wol nur diese Vorrede ist es, die Neyen a. a. O. als eigene Schrift de judiciis veterum aufführt. Sein zweites Werk: De privilegiis creditorum commentarius, ad Joachimum Hopperum, nach der Unterschrift der Vorrede 1560 erschienen, ward im Tractatus tractatuum vol. XVIII und in Meermann's Nov. thesaurus II wieder abgedruckt. Gleichwol verdankt der Verfasser sein großes Ansehen doch wol weniger diesen Schriften als seiner hervorragenden praktischen Wirksamkeit.

de Wal.

Aa: Philipp van der Aa, oranischer Staatsmann, geb. zu Mecheln, † nach 1586. Als Bürgermeister von Mecheln verbannt, kehrte er mit Wilhelm von Oranien, bei dem er in großem Vertrauen stand, zurück. 1572 bemächtigte er sich Mechelns durch List; der Prinz ordnete ihn 1573 dem Sonoy als Rath bei und ernannte ihn 1575 zum Befehlshaber in Gorkum. — (v. Aa, Biogr. Woordenb.)

Aal: Johannes A. aus Bremgarten, 1541 Probst zu Solothurn, † 1553. Von ihm eine Tragödie „Johannes der Täufer" (Bern 1549), wol auf Grund des Joannes decollatus von Schöpper (1546), Volksstück in 2 Tagen von je 4 Acten mit leidlich durchgeführten Charakteren, mit Narrenspäßen und

Liebesscenen (in lyrischen Metren), von satirischen Elementen durchzogen: Satire auf alle Stände, auf das Hofleben, auf die Neugierde, Putzsucht, Geschwätzigkeit und Verführungskunst der Weiber. Dieses Motiv wird in der Bearbeitung von Meyenbrunn zu Colmar (1573) noch verstärkt. — (Weller, Volkstheater der Schweiz S. 219.) Scherer.

Aaron, Abt von St. Martin in Köln, von Geburt ein Schotte, kam aber schon in der Jugend als Pilger nach Köln zum Schottenkloster St. Martin, wurde 1042 Abt desselben und nachher noch an St. Pantaleon, † 14. Dec. 1052 im Rufe der Heiligkeit. In der Bibliothek St. Martin wird von ihm im Mspt. aufbewahrt: „Tract. de utilitate cantus vocalis et de modo cantandi atque psallendi." Ein von Trittheim in seinen Hirschauer Annalen angeführter Tractat „De regulis Tonorum et Symphoniarum" scheint nach Forkel's Meinung (Litt. 485) mit jenem einerlei zu sein. v. Dommer.

Abbt: Thomas A., popularphilosophischer Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1738 zu Ulm, † zu Bückeburg 3. Nov. 1766. Als Lessing von den Litteraturbriefen zurücktrat, suchten die Herausgeber einen Ersatz in dem dreiundzwanzigjährigen Verfasser einer Schrift mit dem Titel „Vom Tode für's Vaterland", welche ein ungewöhnliches Talent verhieß. Noch heute ist diese Schrift neben der späteren „Vom Verdienste" das gelesenste oder wenigstens bekannteste unter den Werken Abbt's, obwol der Schwerpunkt seiner Bedeutung, soweit der frühe Tod eine Würdigung gestattet, in der journalistischen Thätigkeit liegen wird, die er an der Seite Nicolai's und Mendelssohn's entfaltete. Aus dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das, nach Art einer Akademie eingerichtet, die Erwerbung eines encyclopädischen Wissens begünstigte, siedelte A. 1756 auf die Universität Halle, den gefeierten Sitz der Wolffischen Philosophie, über und wandte sich daselbst bald von der Theologie, die seiner von Hause aus nüchternen Natur im Gewande des Pietismus doppelt entgegen war, zu dem Systeme des gesunden Menschenverstandes und zu den Alten,besonders Sallust und Tacitus, ferner zu den Engländern Shaftesbury und Hume, endlich zu Voltaire, dem Historiker. 1760 Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder und dadurch Preuße geworden, schrieb er hier, wo das Jahr zuvor Friedrich die schreckliche Kunersdorfer Niederlage erlitten hatte, jene im Eingang erwähnte patriotische Schrift, die den Grund zu seiner Berühmtheit legte und für ihn die Verbindung mit den Herausgebern der Litteraturbriefe zur Folge hatte. Seine zahlreichen Beiträge, ganze Ballen von Manuscripten, wie er sie scherzend nennt, waren theils historisch-politische, theils ästhetische, theils philosophische Aufsätze, Streifzüge, wie es seine Art war, in Einem Athem entworfen und ausgeführt, Schlaglichter der Aufklärung, geworfen jetzt auf dieses, jetzt auf jenes Gebiet, aber weder ziellos noch der Ausfluß „eines Hanges", wie Gervinus will, „sich mit nichts Bestimmtem zu beschäftigen". Der Leitstern seines Schaffens war Lessing. „Ihm", schreibt er einmal, „und wenigen seines Gleichen gefallen zu haben, gibt die wahre Beruhigung des Schriftstellers", wobei freilich nicht verkannt werden kann, daß die Anlehnung immer nur eine einseitige war. A. dringt auf Prosa, gesunde Prosa, und wird darob geneigt, an Klopstock nur das Schwülstige wahrzunehmen. Er tadelt die Bedächtigkeit des Gellertschen Stils, das Weitläufige unserer Sprache, und wird nun vielfach in seinem Streben nach einer „munteren Prosa" künstlich. Er zieht schonungslos gegen frömmelndes Wesen zu Felde, aber er bleibt in seiner Polemik gegen Karl Friedrich von Moser an der Schwäche des trefflichen Mannes hängen. Doch wie liebenswürdig ist nun auch andererseits die Bereitwilligkeit, mit der er, das Unfertige seiner Entwicklung erkennend, die Freunde in Berlin an seinen Arbeiten bis auf den einzelnen Ausdruck hinaus, Empfund für Empfindung

und Aehnliches, bessern und feilen läßt. „Ihren Anmerkungen über meine Schreibart sehe ich mit Verlangen entgegen. Ich fühle, daß sie eckig ist; aber die Feder fällt mir aus der Hand, wenn ich hier, ohne von jemand aufgemuntert zu werden, arbeiten will, um sie abzuründen. Oft deucht es mir, daß die Ideen nicht ordentlich genug in meinem Kopfe liegen und daß ich mir dann wie ein Schüler helfen muß, der nicht stecken bleiben will." Als A. dieses schrieb, war er nicht in Frankfurt, sondern in Rinteln, wohin er im Herbste 1761 nach einem ihm unvergeßlichen längeren Aufenthalte in Berlin als Professor der Philosophie und Mathematik abgegangen war. Die Zeit, die er an dieser Universität, wo niemand „die Namen Ramler, Moses und Lessing kennt", zubrachte, war seine unglücklichste. Er verwünschte „das Professorleben überhaupt, bei dem, vom Ueberdrusse, immer einerlei Sachen vorzutragen, nichts zu erwähnen, dieses das Schrecklichste ist, mit Pedanten, die noch dazu meistens schlechte Gemüthscharaktere haben, in einem Collegium zu sein", und sehnte sich mit dem Drange, der an manchen vorzüglichen Köpfen jener Zeit beobachtet worden ist, aus der Theorie in das Leben. Eine neunmonatliche Reise nach Frankreich, auf der er bei Voltaire in Ferney einsprach und zu den Eisseen auf den savoyischen Alpen hinaufkletterte, aber auch auf der Rückkehr seinen Vater, einen Perrückenmacher, nicht vergaß, verstärkte diese Sehnsucht. Seine popularphilosophischen Arbeiten, deren bedeutendste, aber auch breiteste, die oben genannte Schrift „Vom Verdienste", in die Jahre 1762—64 fällt, genügten ihm nicht mehr. „Wenn es mir nicht gegeben ist", bezeichnet er selbst seinen Uebergang zur Geschichte, „den Menschen von Innen zu kennen, so will ich sehen, was diese seltsamen Dinger von Außen gethan und wie sie sich durch die Welt fortgeholfen haben." Aber ohne Jus an die Geschichte sich machen, scheint ihm höchstens Schulbücher zu geben, und erst dann, wenn das Studiren im Cabinet sich mit dem thätigen Leben verbinde, lasse sich das Ziel der Geschichtschreibung erreichen, die wichtigsten Motive derjenigen Handlungen an den Tag zu legen, welche zur Verbesserung oder zum Verfall einer Gesellschaft beitragen. Während er mit Entwürfen dieser Art, die jedoch nicht über erste Versuche hinausgelangen sollten, beschäftigt war, erhielt er gegen Ende des Jahres 1765, kurz nachdem „die groben Kerle der Litteraturbriefe vom Publikum Abschied genommen", gleichzeitig einen Ruf nach Marburg als Professor der Mathematik, nach Halle als Professor der Philosophie und nach Bückeburg als gräflich Schaumburg-Lippischer Hof-, Regierungs- und Consistorialrath, auch patronus scholarum. Er entschied sich für die letztere Stelle. Eine Kutsche mit sechs Pferden holte ihn zu dem regierenden Grafen Wilhelm ab. Das Gefallen war ein gegenseitiges. Der Graf, eine Persönlichkeit, welcher Varnhagen ein biographisches Denkmal gesetzt hat, interessirte sich aufs lebhafteste für Abbt's im Verkehr mit Möser reifenden Plan einer Geschichte Maximilians und für seine begonnene originelle Sallust-Uebersetzung, aus der eine Reihe von Wörtern, wie Wandelbarkeit, Aechten, Landeseingeborener, Wohlhabenheit u. a., in die allgemeine Sprache übergegangen sind. Aber ein Hämorrhoidalleiden machte dem Leben des kaum Neunundzwanzigjährigen plötzlich ein Ende. Groß war die Trauer um den so früh Geschiedenen. Möser, Herder, Nicolai feierten sein Andenken. „Abbt", schrieb Möser an Nicolai, „ist in der Jugend gestorben und sein Leben war nicht reich genug an Stoff zu einem größeren Werke. Ich habe immer eine ganz außerordentliche Idee von demjenigen gehabt, was er geleistet haben würde, wenn ihm der Himmel das Leben gegönnt hätte; bei einem Menschen von seinen Jahren habe ich nie das reife und scharfe Urtheil gefunden, das er besaß." Seine vermischten Werke (vgl. Meusel Lex.) wurden von Nicolai

herausgegeben (6 Bde., Berl. 1768—81, 2. Aufl. 1790), wobei leider seine Beiträge zu den Litteraturbriefen ausgeschlossen blieben.

J. G. Herder, Ueber Th. Abbt's Schriften; ein Torso von einem Denkmahl an seinem Grabe errichtet. Riga 1768. Prutz, Literarhistor. Taschenbuch 4,371 ff. Geisler, Breslauer Gymnasialprogramm 1852.

Fr. Pressel.

Abeele: Pieter van A., Stempelschneider in Amsterdam, dessen Thätigkeit von 1622—1677 zu verfolgen ist. Seine silbernen Denkmünzen werden von Bolzenthal, Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillenarbeit, als die besten niederländischen jener Zeit gerühmt. Sie stellen hauptsächlich das Haus Oranien dar, Wilhelm den Schweigsamen, Moritz, Friedrich Heinrich, Wilhelm II., Wilhelm III. und dessen Mutter. Außerdem die Büsten des Admirals Martin Tromp, Jan Wolfert's, Herrn von Brederode, eine Denkmünze auf die Zerstörung der englischen Flotte und den Frieden von 1667, und eine andere auf die Verleihung des Wappens an die Stadt Amsterdam durch Graf Wilhelm von Holland und Kaiser Maximilian I. Aus seiner Denkmünze mit dem Brustbilde Karl Gustavs von Schweden, vom J. 1658, hat man schließen wollen, daß er sich auch in Schweden aufgehalten, was freilich möglich, aber doch nicht unbedingt nothwendig ist, ebenso wenig, als seine beiden Brustbilder Karls II. von England, von 1660, in England selbst angefertigt zu sein brauchen. Meyer's Künstlerlexikon gibt eine Beschreibung der Denkmünzen. Abbildungen finden sich in Bizot, Medalische Historie der Republiek van Holland; Van Loon, Beschrijving van Nederlandsche Historie-penningen; Chevalier, Histoire de Guillaume III. 1692.

W. Schmidt.

Abegg: Bruno Erhard A., preußischer Staatsmann, Sohn des Kaufmanns und Geh. Commerzienrathes A. zu Elbing und Vetter von Jul. Friedr. Heinr. A., geb. zu Elbing 17. Jan. 1803, † in Berl. 16. Dec. 1848; studirte seit 1822 zu Heidelberg und Königsberg die Rechte, practicirte zu Danzig und Königsberg und ward, nachdem er sich 1831 ein Gut im Kreise Fischhausen erworben hatte, 1833 Landrath dieses Kreises. 1835 als Polizeipräsident nach Königsberg und 1845 zu einer interimistischen Beschäftigung im Finanzministerium nach Berlin berufen, ward er gleich darauf mit dem Titel eines Geh. Regierungsrathes als königl. Commissär der Oberschlesischen Eisenbahn nach Breslau geschickt. Wie in seinen früheren Stellungen, so erwarb er sich auch hier so allseitiges Vertrauen, daß er im März 1848 zum Mitglied der Deputation, welche dem Könige die bekannten 7 Bitten überreichte, gewählt und darauf von Breslau ins Vorparlament nach Frankfurt geschickt ward. Hier war er Vicepräsident des Fünfzigerausschusses. Später vom Kreis Kreuznach in die Berliner Nationalversammlung gesandt, erkrankte und starb er dort.

Abegg: Johann Friedrich A., akademischer und praktischer Theologe, geb. 30. Nov. 1765 zu Roxheim bei Kreuznach, † zu Heidelberg 16. Dec. 1840, Sprößling einer kinderreichen Predigerfamilie, wurde 1786 unter die reformirten Predigtamtscandidaten des Kurfürstenthums Pfalz aufgenommen, war 1789—94 am Heidelberger Gymnasium, seit 1791 auch an der Universität als außerordentlicher Professor der Philologie thätig. Diese Stellung vertauschte er jedoch 1794 mit derjenigen eines praktischen Geistlichen, zuerst in Boxberg, seit 1799 in Leimen, seit 1808 in Heidelberg, zunächst bei St. Peter, seit 1814 bei Heiliggeist; daneben war er seit 1807 außerordentliches Mitglied des großherzoglich badischen Oberkirchenraths und seit 1819 auch ordentlicher Professor der (praktischen) Theologie an der Universität Heidelberg, deren theologische Facultät ihn gleichzeitig zum Doctor der Theologie ernannte. Seinen eigentlichen Beruf fand er freilich nicht im Dociren, noch weniger im Schrei-

ben; gedruckt existiren von ihm nur einige Predigten, Recensionen, akademische Gelegenheitsreden (vgl. Meusel, G. T.). Der Grenzen seiner Natur vollständig bewußt, stellte er sich genau innerhalb derselben, um sie freilich auch vollständig auszufüllen. Von Haus aus angelegt aufs Empfangen, auf Beschaulichkeit, innere Selbstbildung und Sammlung, voll Innigkeit des Gemüths, Sinnigkeit der Auffassung und Geschmack für das Schöne, wirkte er unmittelbar erbaulich durch seine gewiegte sittliche Persönlichkeit. Und wie er als Prediger und Seelsorger einer Anerkennung und Hochachtung genoß in seltenem Grade, so auch als patriarchalisches Haupt eines ihn liebenden und verehrenden Freundeskreises, zu welchem insonderheit die der Romantik verwandten Elemente des damaligen Heidelberg, die Creuzer, Daub, Umbreit und vor Allem Thibaut gehörten.

Ullmann, Theologische Studien und Kritiken, 1841, S. 515 fg. Predigten von Rich. Rothe, Eine Nachlese, 1872, S. 208 ff.

Holtzmann.

Abegg: Julius Friedrich Heinrich A., bedeutender Criminalist, geb. 23. März 1796 zu Erlangen, † 29. Mai 1868 zu Breslau, Sohn des Predigers der deutsch-reformirten Gemeinde Dr. Joh. Wilh. A. zu Erlangen, der 1803 nach Königsberg übersiedelte und im Alter von 38 Jahren als Consistorialrath, Superintendent und Hofprediger 1806 starb. Seine erste Erziehung erhielt A. in der école française und auf dem deutsch-polnischen Gymnasium zu Königsberg, später auf den Gymnasien zu Erlangen und Nürnberg, welches letztere sich unter Hegel eines weiten Rufes erfreute. Im Alter von 17 Jahren bezog er die Universität Erlangen, hörte zuerst allgemein-wissenschaftliche Vorträge, um sich jedoch bald dem Rechtsstudium allein zuzuwenden, ging 1816 nach Heidelberg, 1817 nach Landshut, wo er 1818 promovirte. Bevor er in die Docentenlaufbahn eintrat, machte er praktische Studien am Landesgerichte Erlangen unter Leitung des Landrichters Wolfgang Puchta, sowie Feuerbach's, und begab sich 1819 nach Berlin, wo er Biener, Göschen, Hegel und Savigny hörte. Die Berliner Facultät empfahl ihn dem Ministerium, das ihn denn auch bewog, als Docent nach Königsberg zu gehen. Schon 1821 wurde er außerordentlicher Professor. Nachdem er 1822 einen Ruf nach Dorpat abgelehnt und 1824 zum ordentlichen Professor ernannt worden, ging er 1826 an die Universität Breslau, der er fortan seine Kräfte im umfangreichsten Maße widmete. 1833 verlieh ihm die Universität Erlangen die philosophische Doctorwürde und 1834 versuchte die bairische Regierung, ihn seiner Vaterstadt wiederzugewinnen. Allein er lehnte diesen ehrenvollen Ruf ab. 1846 wurde er von der Breslauer juristischen Facultät zum Abgeordneten der preußischen Landessynode gewählt und nahm 1856 an der evangelischen Kirchenconferenz zu Berlin Theil. Er war Vorstand des Presbyterii der Hofkirche und Curator des reformirten Gymnasiums, Mitglied des Vereins für die Besserung der Strafgefangenen und betheiligte sich an den Versammlungen des deutschen Juristentages. Für lange segensreiche Wirksamkeit wurde er durch die Ernennung zum Geh. Justizrathe und durch mannigfache Ordensverleihungen geehrt.

Abegg's litterarische Arbeiten beziehen sich fast ausschließlich auf das Strafrecht und den Strafproceß, nur einige wenige auf den Civilproceß und naturrechtliche Disciplinen. Unter den letzteren sind hervorzuheben seine Aufsätze in „Hinschius' Jurist. Wochenschrift für die preußischen Staaten" und sein „Versuch einer Gesch. d. preuß. Civilgesetzgebung", 1848, der zum ersten Male eine eingehende Darstellung der Geschichte des preußischen Processes und der damals jüngsten Reformgesetze brachte. In seinen strafrechtlichen Schriften, die sich über das ganze Gebiet der Strafrechtswissenschaft erstrecken, bewies er eine Universalität der Be-

fähigung, die ihn würdig an die Seite Mittermaier's stellt, der auch A. in die juristische Welt durch eine Vorrede zu dessen erster Schrift: „Ueber die Bestrafung der im Auslande begangenen Verbrechen", 1819, einführte. A. war bestrebt, den zu Tage getretenen Zwiespalt einer historisch-philosophischen und dogmatisch-praktischen Richtung auszugleichen, immer dabei als Schüler Hegel's den leitenden Principien desselben treu bleibend. Als die hauptsächlichsten Arbeiten sind zu erwähnen: „System der Criminalrechtswissenschaft nebst einer Chrestomathie von Beweisstellen", 1826 — die besonders gediegenen „Untersuchungen aus dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft", 1830 — „Lehrbuch des gem. Criminalprocesses mit bes. Berücksichtigung des preuß. Rechts", 1833 (als Grundriß schon 1825 erschienen) — der für spätere Arbeiten Grund legende, mit Auszügen aus dem Texte der Rechtsquellen versehene „Versuch einer Gesch. der Strafgesetzgebung und des Strafrechts der brandenb.-preuß. Lande", 1835 (Hitzig's Zeitschrift Suppl. B. I. Abth. I. S. 1—205) — das auch heut noch geschätzte „Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft", 1836, das ausführlich über dolus und culpa, Zurechnung, allgemeinen Thatbestand, sowie über die Strafmittel in positiv-rechtlicher, wie politischer Hinsicht handelt, — seine scharfsinnigen, die großen Aufgaben der nachfolgenden Reformgesetzgebung behandelnden „Beiträge zur Strafproceßgesetzgebung", 1841 — „Betrachtungen über die Verord. betr. die Einführung des mündlichen und öffentlichen Verfahrens mit Geschworenen in Untersuchungssachen im Königr. Preußen", 1849 (Beilageheft des Arch. f. d. Crim.-R. 1849) — „Ueber das religiöse Element in der peinl. Gerichtsordnung", 1852 — „Die preuß. Strafgesetzgebung und die Rechtslitteratur in ihrer gegenseitigen Beziehung", 1854 — „Die Berechtigung der deutschen Strafrechtswissenschaft der Gegenwart", 1859 — „Ueber die Verjährung rechtskräftig erkannter Strafen", 1862 — „Ueber den organischen Zusammenhang einer auf den neueren Grundsätzen beruhenden Einrichtung des Strafverfahrens und der Gerichtsverfassung mit dem materiellen Strafrechte oder der Strafgesetzgebung", 1863 — „Die Frage über den Zeitpunkt der Vereidigung der Zeugen im strafrechtlichen Verfahren", 1864 — „Ueber die Bedeutung der sog. Criminalstatistik", 1865. Hierzu treten neben mehreren latein. Programmen die zahlreichen Abhandlungen im neuen Archiv des Criminalrechts und dem von ihm mitherausgegebenen Archiv des Criminalrechts, Neue Folge, Halle (Braunschw.) 1834 ff., in Groß's Strafrechtspflege, im Gerichtssaale, Goltdammer's Archiv, Schletter's Jahrbüchern, Oesterr. Vierteljahrsschrift, Krit. Vierteljahrsschrift, Krit. Zeitschrift, Krit. Jahrbüchern, Sächs. Gerichtszeitung, Deutscher Gerichtszeitung, Jahrb. für das sächs. Strafrecht, Zeitschrift für Rechtsgeschichte ꝛc., sowie namentlich auch in Hitzig's Zeitschr. f. d. Criminalrechtspflege in den Preuß. Staaten, für die er auch 1830 die Leitung eines herauszugebenden ersten Repertoriums übernahm. — Vornehmlich aber sind endlich hervorzuheben die gediegenen Kritiken über die verschiedenen Strafgesetz- und Strafproceßordnungsentwürfe, die er mit Vorliebe einer Besprechung unterzog, wodurch er sich eine große Autorität in legislativen Fragen errang und wobei er die Adoptirung seiner Ansichten gewissenhaft in späteren Werken registrirte. Es gehören hierher: „Krit. Bemerkungen über Str.-G.-Entw. v. Würtemberg", 1836 — von Baden, 1839 — von Preußen, 1844; 1848 (Archiv d. Crim.-R. 1848) und 1851 (Arch. d. Crim.-R. N. F. 1851 Beilageheft) — von Baiern, 1854 — von Sachsen, 1837 und 1853 — von Norwegen, 1835 — über die Str.-Proc.-Entw. von Würtemberg, 1839 (Demme's Annalen) — für die preuß. Staaten, 1852 — für den preuß. Staat, 1865.

Was Abegg's Stellung in der Wissenschaft betrifft, so wird er, so lange noch die specielle Strafrechtstheorie des Einzelnen den Mittelpunkt eines crimi-

nalistischen Systems bildet, als Vertreter der sogenannten „Gerechtigkeitstheorie“ genannt werden. In seinem Werke: „Die verschiedenen Strafrechtstheorien in ihrem Verhältnisse zu einander und zu dem positiven Rechte und dessen Geschichte“, 1835, begründet er diese Theorie als Vereinigung der absoluten und relativen Strafrechtstheorien auf geschichtlicher und begrifflicher Grundlage. Nach ihm soll das Princip der Strafe in der Gerechtigkeit bestehen, das Verbrechen darf als solches nicht bestehen, es muß aufgehoben werden, damit das an und für sich heilige und unverbrüchliche Recht, in dem besonderen Falle zwar in seiner besonderen Existenz gebrochen, doch wieder als unverletzlich dargelegt werde und als solches wieder herrsche. Die Gerechtigkeit allein entscheidet über Voraussetzung, Art und Maß der Strafe und sollen hiebei der Wille des Verbrechers nach allen seinen Richtungen, die specielle und concrete Schuld des Verbrechers erwogen werden. In dieser Hinsicht können die Ideen der relativen Theorien als nothwendige Momente berücksichtigt werden, ohne daß ihnen jedoch eine principale Bedeutung zukäme. Wenn in der That Verbrechen und Strafe an sich unvergleichbare Größen sind, so finden sie doch eine Vermittelung in dem Werthe, der Größe des Verbrechens und der Strafe, die je nach den Zeit- und Culturverhältnissen eine verschiedene sein wird. Wird diesen Ideen zufolge die Strafe eingerichtet, so verbindet sie mit gerechter Vergeltung der Schuld als einem Rechte des Verbrechers den Gesichtspunkt der nothwendigen Sicherung der Gesellschaft und der möglichen Abschreckung Anderer. Nach Allem befriedigt die Durchführung der einfachen Gerechtigkeit für sich allein schon die Nützlichkeitszwecke, soweit diese überhaupt Anspruch auf Beachtung haben. Mit der Anschauung von dem in der Strafe enthaltenen Momente der Wiedervergeltung, die ja zumeist nicht auf specifische Gleichheit gehen kann, noch soll, hängt wol der Umstand zusammen, daß Abegg ein Anhänger der Todesstrafe gewesen. In einer Recension zweier Schriften von Grohmann: „Ueber das Princip des Strafrechts“, 1832 — „Bitte und Frage an die landständische Versammlung des Königr. Sachsen für die Abschaffung der Todesstrafe“, 1833, sagte er: Nicht Rache sei diese Strafe, nicht äußerliche Vergeltung, nicht Unrecht gegen Unrecht, Gewalt gegen Verbrechen — nein, es sei die Aufhebung des Unrechts, welches sich in einer höchsten Potenz personificirt habe, so daß es ohne Widerspruch nicht weiter bestehen könne. Wo von Tod und Leben die Rede sei, sollte man beide tiefer fassen, als meist geschieht; man lege dem Leben des Leibes einen unendlichen Werth für sich bei und werde der Tod als das unendliche Uebel betrachtet. Indem dieser aber den furchtbaren Widerspruch löse, den der Schuldige auch in sich selbst fühle und den er, sobald er erwacht und zur vollen Einsicht seiner Schuld gelangt sei, nicht zu tragen vermöge, dann sei er, wie die Strafe überhaupt, eine Wohlthat.

Berner in Goltdammer's Archiv f. preuß. Strafrecht B. 16 S. 409—411. — Heinze in v. Holtzendorff's Handbuch des deutschen Strafrechts, 1871, I. S. 308—310. — Allgemeine deutsche Strafrechtszeitung 1868, S. 279. 280. Teichmann.

Abeille: Johann Christ. Ludwig A., Klavierspieler und Componist, geb. 20. Febr. 1761 zu Baireuth, wo sein Vater fürstlicher Kammerdiener war, und † (nach dem Kirchenbuch) zu Stuttgart 2. März 1838. Seine musikalische Bildung empfing er hauptsächlich durch Boroni und Sämann auf der Karlsschule in Stuttgart; ward 1782 Mitglied der dortigen Hofmusik, 1802 Zumsteeg's Nachfolger als Concertmeister und später auch Hoforganist, bis er 1832 in den Ruhestand trat. Er schrieb Klavier-, Kammer- und Gesangmusiken nebst den Opern „Amor und Psyche“ und „Peter und Aennchen“. Trotz tüchtiger Technik hebt sich doch Weniges darunter über die Bedeutung der Tageslitteratur.

Die Opern, wie seine zu ihrer Zeit besonders beliebte Aschermittwochscantate bewegen sich meistentheils in matten Nachklängen theils Gluck'scher, theils Mozart'scher Musik. Am meisten Verbreitung haben mit Recht seine gefälligen Lieder gefunden, darunter manche maurerische. Bei Schilling findet sich ein bis 1812 reichendes Verzeichniß seiner bedeutendsten Werke; später scheinen nur noch einige Lieder gedruckt zu sein. v. L.

Abeken: Bernhard Rudolf A., geistreicher Philolog und Litterarhistoriker, geb. 1. Dec. 1780 zu Osnabrück, † 24. Febr. 1866. Nachdem A. seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt vollendet hatte, bezog er 1799 die Universität Jena, um Theologie zu studiren, wo er im Hause des berühmten Griesbach die freundlichste Aufnahme fand. Da er außer seinem Fachstudium eifrig Philosophie und allgemeine Studien betrieb und in Griesbach's Hause auch das Glück hatte, mit den Heroen der deutschen Dichtkunst persönlich bekannt zu werden, wurde er allmählich von seinem gewählten Berufe abgezogen, zumal als er bei seinem für Poesie und Kunst so empfänglichen Geiste schon in früher Jugend sich sehr fleißig mit neuerer Litteratur beschäftigt hatte. Diese Richtung für allgemeine Bildung fand weitere Nahrung durch einen längeren Aufenthalt in Berlin, wo A. 1802 Lehrer bei dem Minister von der Recke wurde und in dessen Hause reiche Gelegenheit fand, mit in Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten Männern in näheren Verkehr zu treten. Als seine Aufgabe in des Ministers Haus erfüllt war, ging er 1808 nach Weimar, um die Erziehung von Schiller's Kindern zu übernehmen, und verlebte daselbst zwei überaus glückliche Jahre, bis er 1810 zum Conrector am Gymnasium zu Rudolstadt ernannt wurde. Fünf Jahre später folgte er einem Rufe an das Rathsgymnasium seiner Vaterstadt und hielt bei seiner Einführung in das neue Lehramt eine durch Geist und Schwung ausgezeichnete Rede über die Bedeutung und Wichtigkeit der Schule für das Leben (abgedruckt im Osnabrücker Programm von 1867). Als zweiter Lehrer der Anstalt stand er dem Rector H. B. Fortlage, einem ausgezeichneten Schulmanne, bei der Reform des in der Franzosenzeit sehr herabgekommenen Gymnasiums trefflich zur Seite und wurde nach dessen im J. 1841 erfolgtem Tode sein Nachfolger. In den Annalen des Schullebens steht als eine fast einzige Erscheinung da, daß A. auch nach seiner 1863 erfolgten Pensionirung seine Wirksamkeit als Ehrendirector der Anstalt noch fortsetzte, indem er sich die Erklärung des Sophokles und von Cicero's Briefen vorbehalten hatte, welche Lehrstunden der hochbetagte Greis noch bis wenige Wochen vor seinem Tode mit jugendlicher Frische fortgesetzt hat. Als Schriftsteller machte sich A. außer zahlreichen Recensionen über Werke der deutschen Nationallitteratur und mehreren gehaltvollen Programmen besonders durch seine Gesammtausgabe von Justus Möser's Werken (1842—43, in 10 Bdn.) verdient, dessen hohe Bedeutung erst durch ihn zur rechten Anerkennung gelangt ist. Außerdem verdankt man ihm die geschätzten Schriften: „Beiträge zum Studium der göttlichen Comödie Dante's“, 1826 — „Cicero in seinen Briefen“, 1835 — „Ein Stück aus Goethe's Leben“, 1848 — „Goethe in den Jahren 1771—75“, 1861. —

Zwei Söhne, die sich litterarisch bekannt gemacht hatten, gingen dem Vater im Tode voran. Ueber den jüngeren, Hermann, bekannt als politischer und historischer Schriftsteller, s. u. S. 11. Der ältere, Wilhelm Ludwig A., geb. 30. April 1813 zu Rudolstadt, widmete sich unter Gerhard's Leitung der Archäologie und begab sich 1836 nach Rom, wo er sich besonders mit Studien über das vorrömische Italien beschäftigte und auch reiches Material zu einer Mythologie von Italien und einer Monographie über das Capitol sammelte. Zur Ausarbeitung jedoch gedieh nur sein Werk „Mittelitalien vor den Zeiten

der römischen Herrschaft, nach den Denkmälern" (1843), eine auf gründlichen Forschungen beruhende Geschichte der etruskischen Kunst, so weit sie aus den damals bekannten Denkmälern zu erschließen war. Durch Fieberanfälle geschwächt war A. im Frühjahr 1842 nach Deutschland zurückgekehrt, um den Druck seines Werkes zu besorgen und zugleich seine Gesundheit zu stärken; aber der Druck war kaum zur Hälfte vollendet, als er am 29. Jan. 1843 zu München im 29. Jahre seines Lebens vom Tode dahingerafft wurde.

Tiemann, Zum Gedächtniß des verst. Schulrathes Dr. Abeken. Osnabrück 1867. Halm.

Abeken: Heinrich A., Wirklicher Geheimer Legationsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin, war geb. zu Osnabrück 19. Aug. 1809, † 8. Aug. 1872. Sohn eines Kaufmanns, wuchs er in der Stadt Justus Möser's heran in Umgebungen, welche noch immer von der alten niederdeutschen Einfachheit und Tüchtigkeit in Sinn und Sitte erfüllt waren. Zu höherem geistigen Streben regte ihn früh das Vorbild geliebter Verwandten, namentlich seines Oheims Bernh. Rud. A., des Herausgebers der Werke Justus Möser's, an. Nachdem er das Rathsgymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, bezog er 1827 die Universität zu Berlin, um Theologie zu studiren. Bei seiner außerordentlich leichten Fassungskraft und lebhaftem geistigen Interesse konnte er damit nicht nur philologische und philosophische Studien verbinden, sondern sich auch eingehend mit der Kunst sowie mit der Litteratur der neueren Sprachen beschäftigen. Um Ostern 1831 erwarb sich A. die Würde eines Licentiaten der Theologie. Die 18 Thesen, welche er für die unter Dr. August Neander's Vorsitz abgehaltene öffentliche Disputation aufgestellt hatte, sind größtentheils den wissenschaftlichen Gebieten entnommen, wo Theologie und Philosophie sich berühren. Gegen Ende desselben Jahres ging er nach Rom, und es war entscheidend für seinen ferneren Lebensgang, daß er in dem Hause Bunsen's, des damaligen preußischen Geschäftsträgers beim päpstlichen Stuhl, Aufnahme fand. Er nahm Theil an dessen liturgischen Arbeiten, und im Zusammenhange damit auch an der Bearbeitung des 1833 von Bunsen herausgegebenen Allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs. Im Jahre 1834 wurde ihm die Predigerstelle bei der Kapelle der preußischen Gesandtschaft in Rom übertragen. Eine um dieselbe Zeit in Rom geschlossene Ehe mit einer Engländerin war von kurzer Dauer, da seine Frau bald nach der Verheirathung starb. Als Bunsen 1838 Rom verlassen hatte, gab A. bald danach sein Amt auf und kehrte nach Deutschland zurück. Im Jahre 1841 wurde er nach England geschickt, um für die Ausführung des Gedankens Friedrich Wilhelms IV., in Jerusalem ein der deutschen evangelischen und der englischen Kirche gemeinsames Episcopat zu gründen, thätig zu sein. Dem Widerstreben einer hochkirchlichen Partei in England gegen das Unternehmen begegnete er durch eine 1842 in London veröffentlichte Schrift: „A letter to the Rev. E. B. Pusey in reference to certain charges against the German Church"; und dem deutschen Publikum wurde die ganze Angelegenheit in einer von ihm (Berlin 1842) herausgegebenen geschichtlichen Darstellung mit den Urkunden vorgelegt. — Noch in demselben Jahre begab er sich mit königlicher Unterstützung auf eine Reise nach Aegypten und Aethiopien, und schloß sich daselbst der Expedition des Professors Lepsius an, dem er hinfort in engster Freundschaft verbunden blieb. Seine Rückkehr nach Deutschland, 1845 und 1846, geschah über Jerusalem und Rom. Seit 1847 lebte er dauernd in Berlin, und wurde, vorher als Legationsrath in besonderen Aufträgen beschäftigt, 1853 zum vortragenden Rath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. In dieser Stellung hat er dem preußischen Staat mehr als zwanzig Jahre in unmittelbarer Betheiligung an

den folgenreichsten politischen Verhandlungen gedient. Seine ungemeine Gewandtheit der Darstellung, seine Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch fremder Sprachen und die Leichtigkeit, sich in die Anschauungen Anderer zu versetzen, machte seine Hülfe den verschiedenen Leitern der auswärtigen Beziehungen überaus werthvoll. Er hat die Wandelungen der preußischen Politik in den letzten 25 Jahren mit durchgemacht: wie er 1851 mit dem Minister v. Manteuffel in Olmütz war, so blieb er später in der Nähe v. Bismarck's, von dem verschiedene Aeußerungen bezeugen, wie großen Werth er auf Abeken's Dienste legte; man pflegte ihn Bismarck's Feder zu nennen. Im Jahre 1866 befand er sich während des ganzen Krieges gegen Oesterreich im preußischen Hauptquartier; ebenso im französischen Kriege 1870 und 1871. Die Anstrengungen des Aufenthaltes in Versailles während des letzteren untergruben seine kräftige Gesundheit. Ebendaselbst und wiederholt in Ems und Gastein befand er sich in nächster Nähe des Kaisers und Königs Wilhelm. Bei allen diesen Gelegenheiten ist ein großer Theil der wichtigsten Depeschen von ihm verfaßt worden.

Wenn A. zu den hervorragenden Männern gehörte, die, ursprünglich in geistlichen Aemtern, sich später einer politischen Thätigkeit zugewandt haben, so hat er doch das Interesse an der Theologie und an dem kirchlichen Leben des deutschen Volks niemals verloren. Ein merkwürdiges Document davon ist u. a. sein Sendschreiben an die Gräfin Ida Hahn-Hahn „Babylon und Jerusalem" (1851). Die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse der in der Diaspora auch in anderen Erdtheilen lebenden evangelischen Deutschen verdankt seiner fortwährenden Fürsorge viel. Von Vorträgen, die er im evangelischen Vereinshause in Berlin gehalten, sind im Druck erschienen: „Der Gottesdienst der alten Kirche" (1853) und „Das religiöse Leben im Islam" (1854). — Seiner feinen ästhetischen Bildung und Liebe zur Kunst entsprach die Förderung, welche er dem archäologischen Institut in Rom, dessen Mitglied er seit seinem ersten Aufenthalt daselbst war, von Berlin aus angedeihen ließ, wo er auch zu der von seinem Freunde Ed. Gerhard gestifteten archäologischen Gesellschaft gehörte. Er selbst stiftete in Berlin eine griechische Freundesgesellschaft, die lange Zeit bestanden und in der Lectüre der griechischen, besonders der poetischen, Classiker ihr vereinigendes Band gehabt hat. Selbst von außerordentlich leichtem und ergiebigem poetischen Talent, fand er Gelegenheit, poetische Kritik zu üben als Mitglied der Commission für Ertheilung des dramatischen Preises der königlichen Schillerstiftung in Berlin vom Jahre 1860. Zum Gedächtniß seines Freundes Bunsen schrieb er 1861 für das „Jahrbuch zum Conversationslexikon (Leipzig, Brockhaus), Unsere Zeit", die Biographie: Chr. C. Josias Freiherr von Bunsen. Im Jahre 1866 verheirathete er sich mit Hedwig v. Olfers, Tochter des General-Directors der königl. Museen, Wirkl. Geh. Raths v. Olfers. Sein Tod erfolgte nach mehrmonatlicher Krankheit. Was er dem Kaiser Wilhelm gewesen, sprach dieser der Wittwe in einem Telegramm auf die Todesnachricht aus: „Einer meiner bewährtesten Rathgeber, stand er mir in den entscheidungsreichsten Augenblicken zur Seite; sein Verlust ist mir unersetzlich; in ihm hat das Vaterland einen seiner edelsten und treuesten Menschen und Beamten verloren." — Die ungewöhnliche geistige Begabung, durch welche A. ausgezeichnet war, ein Reichthum vielseitiger Bildung, Schärfe und Sicherheit eines weitblickenden Urtheils, eine glückliche sprachliche Productivität, unermüdliche Arbeitsausdauer, eine nie versagende Gedächtnißkraft, gesellige Talente, und besonders die Gabe einer im besten Sinne des Wortes geistreichen Unterhaltung: alles das wurde gleichwol überwogen durch die liebenswürdigen Eigenschaften seines Gemüths. Eine edle Uneigennützigkeit des Herzens, innige Familien- und Freundespietät und nie

wankende Treue, warme Theilnahme für alle menschliche Freude und Noth, Bereitwilligkeit zu helfen, wo und wie er konnte, waren Grundzüge seiner Persönlichkeit. Wiese.

Abeken: Hermann A., politischer Schriftsteller und Statistiker, geb. 27. Juni 1820 zu Osnabrück, dritter Sohn Bernh. Rud. Abeken's (s. o.), † zu Hannover 27. April 1854. In New-York für den Kaufmannsstand vorgebildet, kehrte er, durch ein Brustleiden genöthigt, nach Europa zurück und wurde durch die Bekanntschaft mit dem jungen Grafen von Görz-Schlitz, dessen Führer sein zweiter, zu Bonn gestorbener Bruder Friedrich gewesen war, zum Studium der Rechte in Göttingen und Berlin, dann zur Theilnahme an dessen Reisen in Amerika während der Jahre 1844 und 1845 veranlaßt. Seit dem Herbst 1846 beschäftigte er sich erst in der Heimath, dann in Bonn und Berlin mit schriftstellerischen Arbeiten, die theils eine Frucht seines transatlantischen Aufenthalts und der während desselben gesammelten Beobachtungen und statistischen Nachrichten waren, wie die Schrift: „Amerikanische Negersklaverei und Emancipation" (1847), theils dem revolutionären Treiben seiner Umgebung entgegenwirken sollten, wie die in Berlin 1848 erschienenen Brochüren: „Die Republik in Nordamerika und der Plan einer demokratisch-republikanischen Verfassung für Deutschland" und „1789. 1848. Mirabeau über das königliche Veto." Als im Sommer 1848 das Ministerium Stüve ein statistisches Bureau für Hannover schuf, wurde er zum Vorstand desselben berufen und veröffentlichte als solcher „Zur Statistik des Königr. Hannover" Heft 1—3, 1850—53. Daneben war er in der Tagespresse thätig und vertrat mit Entschiedenheit die Bestrebungen der Stüve'schen Politik. Adolf Schmidt's Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen regte ihn zu Studien und archivalischen Nachforschungen zunächst über den Fürstenbund an, die allmählich aber auch in eine ältere Zeit zurückgriffen. Von diesen Arbeiten gelangte nur ein unter dem Eindruck der orientalischen Verwicklung vollendetes Bruchstück an die Oeffentlichkeit: „Der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts" (mit Actenstücken), nach seinem Tode (1856) von C. Stüve herausgegeben, der in der Vorrede Mittheilungen über den Verfasser macht. Frensdorff.

Abel: Der heilige A., Mitabt zu Lobbes, Erzbischof von Rheims 744, † 5. Aug. 764. Aus Schottland gebürtig, kam A. mit Bonifacius, Willibrord und anderen christlichen Lehrern nach dem Frankenreich. Er scheint zuerst in der Abtei Lobbes im Hennegau gewirkt zu haben, und wurde, als auf Betrieb von Bonifacius die Synode von Soissons (3. März 744) den Milo von Rheims absetzte, zum Erzbischof von Rheims erhoben. Indessen zeigte sich Papst Zacharias trotz den Empfehlungen von König Karlmann und seinem mächtigen Majordomus Pipin dem A. nicht günstig. Das von dem Erzbischof Hartbert von Sens persönlich begehrte und zuerst auch bewilligte Pallium wurde A. nicht ertheilt und konnte sich derselbe in Rheims nicht behaupten. Er zog sich (wahrscheinlich schon 745) nach der Abtei Lobbes zurück, widmete sich dort einer segensreichen Thätigkeit in der Verbreitung der Heilslehre im Hennegau, in Flandern und im Lütticher Lande und starb daselbst, wie alte Nachrichten bekunden, 5. Aug. 764. — Vgl. Ghuesquierus, Acta SS. Belgii VI. 353. In den Jahrbüchern des fränkischen Reichs von Breysig (Karl Martell) und Hahn (741—752) sind die dürftigen Nachrichten über ihn zusammengestellt. Eltester.

Abel: Bernhard und Arnold A., Bildhauer, und Florian A., Maler, von Köln, drei Brüder, thätig in der Mitte des 16. Jahrhunderts Bernhard und Arnold befanden sich 1561 zu Wien, wo sie für den kaiserlichen Hof gearbeitet

hatten. Am 28. April 1561 unterzeichneten sie dort einen Contract zur Ausführung des so lange unvollendeten Grabmals Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck, wohin sie im Mai abreisten. Die Zeichnungen zu den Reliefbildern hatte ihr Bruder Florian, der sich in Prag aufhielt, übernommen. Bernhard ging von Innsbruck nach Salzburg zur Marmorgewinnung, Arnold nach Italien theils zu demselben Zwecke, theils um die Antike zu studiren. Mitte Decembers erschienen beide wieder in Innsbruck, brachten aber ihr Werk nicht vorwärts, obwol sie von der Regierung mit allem Nöthigen versehen und die Zeichnungen von ihrem Bruder eingetroffen waren. Im Juni 1562 hatten sie erst „den vierten Theil einer Historie possirt“. Sie waren in Folge ihres unordentlichen Lebens noch zudem in eine schwere Krankheit gefallen. Im J. 1563 werden folgende Gehilfen in ihrer Werkstätte erwähnt, die der Bildhauer „Marx Müller“ von Antwerpen geschickt zu haben scheint: Franz Willems, Hans Ernhofer und Michael von der Becken. Bernhard starb Ende Dec. 1563 oder Anfangs Jan. 1564; Arnold folgte ihm bereits im Februar ins Grab. Ihre Thätigkeit an dem Grabmal war eine sehr geringe. Nach dem Promemoria des Sohnes von Alexander Collin zu schließen, hätten sie blos drei der Reliefs angefangen, aber keines fertig gemacht. Trotzdem hatten sie eine Menge von Geldern von der Regierung verlangt und erhalten, vom 19. Febr. bis 27. Nov. 1563 noch 1200 Gulden. Ihr Nachfolger war der genannte Alexander Collin, Bildhauer von Mecheln in Brabant. — Florian A., der Maler, war, wie wir gesehen, der Urheber der Zeichnungen für die Reliefbilder, nach denen nicht blos seine Brüder, sondern auch Collin arbeitete. Er hielt sich lange Zeit in Prag auf. Näheres über ihn ist aber noch nicht ermittelt. — (D. Schönherr in Meyer's Künstlerlexikon.) W. Schmidt.

Abel: Caspar A., Theolog, Historiker und Dichter, geb. 14. Juli 1676 zu Hindenburg in der Altmark, Sohn eines Predigers, wurde in Braunschweig und Helmstädt für den geistlichen Stand ausgebildet und erhielt, nachdem er seit 1696 Rector in Osterburg in der Altmark und seit 1698 an der Johannisschule zu Halberstadt thätig gewesen, im J. 1718 die Predigerstelle zu Westdorf bei Aschersleben, wo er nach dem dortigen Kirchenbuch 11. Jan. 1763 starb. Schon 1748 war ihm Joh. Gottfr. Bürger, der Vater des Dichters, als Adjunct beigegeben, hielt aber, um Abel's Einkommen nicht zu schmälern, erst 15. Jan. 1764 seinen Anzug. Abel's Neigung ging von Jugend an auf historische Studien. Seine „Preußische und Brandenburgische Reichs- und Staatshistorie“, 1710. 2 Bde. 8°, verm. 1735, und seine „Preuß. und Brandenburgische Staatsgeographie“, 1711. 2 Bde. 8°, verm. 1735, Zusätze 1747, wurden sehr geschätzt. In seinen „Deutschen und Sächsischen Alterthümern“, 1729—1732. 3 Bde. 8°, suchte er im Geschmack der Zeit die dunkle Urgeschichte der Völker durch erträumte Etymologien aufzuhellen, doch ist der dritte Theil: „Sammlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken“, für die Localgeschichte noch jetzt brauchbar; ebenso seine „Stift-, Stadt- und Landchronica des Fürstenthums Halberstadt“, 1754. 4°. Seine Gedichte, wie „Jubelfest der Brandenburgischen Unterthanen“, 1700, „Abbildung eines rechtschaffnen Predigers“, 1710, 2c. sind in patriotischem, moralischem Geiste, mehr rhetorisch als poetisch. Er übersetzte Ovid's Heroiden, 1704, 1723, und Boileau's Satiren, 1729—32. 2 Bde., nachdem er eine Auswahl beider schon 1714 sammt eignen Gedichten ähnlichen Charakters als „Auserlesene satirische Gedichte“ hatte erscheinen lassen, in denen er sich von dem Schwulste Lohenstein's frei erhielt. Genauere Nachrichten gab J. Fr. Temme in einer kleinen Schrift über ihn (Blankenb. 1765. 4°). Goedeke.

Abel: Jacob Friedr. v. A., Philosoph, geb. 9. Mai 1751 zu Vaihingen,

† 7. Juli 1829; studirte 1764—1772 auf den niederen Seminarien zu Denkendorf und Maulbronn, so wie auf dem höheren zu Tübingen Philologie, Philosophie und Theologie und wurde, nachdem er 1770 Magister geworden, 1772 als Professor der Philosophie an die militärische Pflanzschule auf der Solitude und bei der Verlegung derselben nach Stuttgart berufen. Er war einer von Schiller's Lehrern und sein Freund. Seine Vorträge betrafen die Psychologie, Moral und Geschichte der Menschheit. 1790 erhielt er nach Ploucquet's Tode die ordentliche Professur der Philosophie und das Rectorat des Contuberniums in Tübingen, wurde 1792 Pädagogiarch der lateinischen Schulen ob der Staig, 1811 Prälat, Generalsuperintendent von Oehringen und Vorsteher des Seminars zu Schönthal und dadurch Mitglied der leitenden Oberbehörde der evangelischen Kirche in Würtemberg. 1823 wurde er Generalsuperintendent zu Urach und im selben Jahre zu Reutlingen mit dem Wohnsitz in Stuttgart, wo er seit 1819 auch Mitglied der Ständeversammlung war. Er starb auf einer Erholungsreise zu Schorndorf im Jaxtkreise. Von seinen zahlreichen philosophischen Schriften war die „Einleitung in die Seelenlehre" (Stuttg. 1786) ihrer Zeit die am meisten geachtete und seine Hauptaufgabe fand er in der Beweisführung von der Einfachheit der Seele und ihrer Unsterblichkeit („Ausführliche Darstellung des Grundes unseres Glaubens an Unsterblichkeit." Frkf. 1826). Die „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben" (Stuttg. 1784—90. 3 Bde.) enthält im zweiten Bande (1787. S. 1 ff.) die Geschichte des Fr. Schwan, aus welcher Schiller, nach Abel's mündlicher Erzählung schon vor dem Erscheinen, seinen „Verbrecher aus verlorener Ehre" gebildet hatte.

Wagner, Hohe Carlsschule 2, 185 ff. N. Nekrol. 7, 549 ff. Schiller's sämmtl. Schr. 4, 64. Goedeke.

Abel: Josef A., Historienmaler und Radirer, geb. 1768 zu Aschach in Ober-Oesterreich, † zu Wien 4. Oct. 1818, einer der begabtesten Schüler Füger's, des Directors der Akademie, in welche A. 1782 eintrat. Von idealer Anschauung getrieben, wandte sich A. mit Vorliebe der Antike und ihrer Stoffwelt zu, im Einklange mit jener Kunstrichtung, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland und Frankreich in Schwung gekommen war. Nachdem er mehrere Jahre (1801—1807) zu seiner Ausbildung in Italien verweilt, kehrte er nach Wien zurück, wo er, seit 8. Febr. 1815 Mitglied der Akademie, mit kurzen Unterbrechungen bis an sein Lebensende blieb. Zu seinen bedeutendsten Werken (vgl. Meyer's Künstlerlex.) werden gezählt sein Klopstock, von der Germania ins Elysium eingeführt, wo ihn Homer an der Spitze der berühmten Dichter aller Zeiten empfängt; ferner Orest, der sich seiner Schwester Elektra zu erkennen giebt und Sokrates, der seinen Schüler Theramenes im Areopage rettet. A. führte auch nach Füger's Zeichnung den figuralischen Theil des Hauptvorhanges für das Burgtheater aus. Mehrere seiner Bilder sind in Riga, Prag und Krems. Der landschaftliche Theil in einigen seiner Werke ist von Reinhart und Schönberger ausgeführt. Von seinen zahlreichen Porträts ist das des Kaisers Franz im Kaiserornate hervorzuheben. In weitere Kreise drang Abel's Ruf durch seine Radirungen, in denen eine geistvolle Darstellung herrscht.

Weiß.

Abel: Karl Friedrich A., berühmter Violdagambist, geb. zu Köthen um 1725, † 22. Juni 1787. Er besuchte die Thomasschule zu Leipzig, wo er Seb. Bach's Unterricht genossen haben mag, war 1748—58 Mitglied der Dresdner Capelle, zog dann in Deutschland herum und ließ sich an vielen Höfen mit Beifall hören. Im Jahre 1759 kam er nach London, wurde in der Capelle der Königin als Kammermusiker angestellt und blieb daselbst bis 1782.

Nachdem er darauf noch in Deutschland und mehrmals in Paris gewesen, starb er zu London. Sein Spiel galt für musterhaft und war durch Geschmack, Einfachheit und Größe des Vortrags den jungen Künstlern ein Vorbild; und wie A. der größte Gambist seiner Zeit war, so war er auch der letzte, denn mit ihm starb zugleich auch sein Instrument aus. Auch im Uebrigen war er ein gründlich durchgebildeter Musiker, gewandt in der freien Phantasie, tüchtiger Harmoniker und guter Instrumentalcomponist. Ungefähr 20 seiner Opera sind zu London, Berlin und Paris gedruckt, darunter: Symphonien, Ouvertüren, Concerte, Sonaten, Solos, Trios, Quartette. v. Dommer.

Abel: Karl v. A., baierischer Staatsmann, geb. 17. Sept. 1788 zu Wetzlar, Sohn eines Procurators am Reichskammergericht, studirte 1806—9 die Rechtswissenschaft zu Gießen und trat 1810 in baierischen Staatsdienst. 1817 wurde er als Stadt- und Polizeicommissär in Bamberg angestellt, 1819 als Regierungsrath nach München berufen und 1827 zum Ministerialrath befördert. Im stürmischen Landtag 1831 hielt er als Regierungscommissär, um die Kammer mit dem vorgelegten Preßgesetzentwurf zu befreunden, eine Lobrede auf Preßfreiheit und Aufhebung der Censur; dieser Beginn seiner politischen Thätigkeit ließ durchaus nicht die Richtung seiner späteren staatsmännischen Wirksamkeit ahnen. Im folgenden Jahre wurde er von König Ludwig I. als Rath der Regentschaft beigeordnet, welche den jugendlichen König Otto nach Griechenland begleitete. Er stand mit seinem liberalen Institutionen geneigten Collegen Maurer im besten Einvernehmen und machte mit diesem vereint Opposition gegen den Präsidenten der Regentschaft, Grafen Armansperg, der sich von der englischen Diplomatie allzu gefügig leiten ließ. Es gelang den Anhängern des Grafen in München, bei König Ludwig die Abberufung Abel's und Maurer's durchzusetzen, und A. trat 1834 wieder als Rath in das baierische Ministerium des Innern ein. 1836 vermählte er sich mit Friederike von Rinecker, einer streng religiösen Dame, die großen Einfluß auf ihn gewann. Im Landtage 1837 griff er wieder als Regierungscommissär in die durch die Vermehrung der Klöster in Baiern hervorgerufene Debatte ein und vertrat in dieser wie in finanziellen Fragen sehr energisch die Rechte der Krone. In ihm glaubte deshalb König Ludwig den geeigneten Anwalt des monarchischen Princips gefunden zu haben, Fürst Wallerstein wurde entlassen, A. am 1. Nov. 1837 zum Staatsrath in ordentlichem Dienste ernannt und in provisorischer Weise mit der Leitung des Ministeriums des Innern betraut und einige Monate später definitiv bestätigt. — Seine Erhebung trifft zusammen mit dem Kölner Kirchenstreit, welcher in ganz Deutschland religiöse Aufregung wachrief, die auch politischen Charakter annahm. Bald trat eine ausgesprochen katholische Färbung des neuen Ministeriums unverkennbar hervor, ein Anknüpfen an die Tradition des Kurfürsten Maximilian I., welche für Baiern den Beruf einer katholischen Schutzmacht vindicirt. Mehrere Bestimmungen des Religionsedicts wurden im Sinne des Concordats ausgelegt, Missionen begünstigt, für fromme Zwecke große Summen verwendet, die Stellung des Klerus gehoben. Ein Erlaß, welcher die Kniebeugung auch der protestantischen Soldaten bei katholischem Gottesdienst anordnete, machte den Anfang einer Reihe von Verfügungen, welche die Anschauung und die Rechte der Protestanten verletzten. Die Bildung evangelischer Gemeinden und die Ausübung ihres Gottesdienstes wurden erschwert und beschränkt, der Beitritt zum Gustav-Adolph-Verein den baierischen Protestanten untersagt, gegen jede oppositionelle Regung strenge Censur gehandhabt. In den Kammerverhandlungen 1840 gab die Frage, ob der Landesvertretung Prüfung der Verwendung der sogenannten Erübrigungen im Staatshaushalt zustehe, Anlaß zu erregtem Streit zwischen Minister und Ständen. A. verwahrte sich

gegen das „Einschwärzen moderner Begriffe, die statt des ständischen Princips das repräsentative unterschieben wollten"; in diesem Sinne wurde auch der Gebrauch der Bezeichnung „Staatsministerium" verboten, da nur der König die gesammte Staatsgewalt in sich vereinige. Heftige Ausfälle, die sich A. in der Kammer gegen seinen Vorgänger, den Fürsten Wallerstein, erlaubte, hatten ein Duell zur Folge, das jedoch erfolglos blieb. Wallerstein trat an die Spitze der Opposition, die sich namentlich in den neugewonnenen größtentheils protestantischen Provinzen des Königreichs gegen das einseitige Bevormundungsprincip des Ministeriums bildete und im Landtag 1846 den offenen Kampf gegen das herrschende System aufnahm. Da der Minister auch durch die gewandteste Vertheidigung die Anklage auf Verletzung des Paritätsprincips nicht von sich wälzen konnte und zugleich die Mischung der kirchlichen Partei mit radicalen Elementen mehrfach zu Tage trat, wurde der König, der nach jeder Seite hin seine Rechte wahren wollte, mißtrauisch gegen seinen Kronrath und verfügte am 15. Dec. 1846 die Absonderung eines eigenen Ministeriums für Cultus und Unterricht vom Ressort Abel's. Als der sonst so gefügige Minister vollends die Gegenzeichnung der Indigenatsverleihung an Lola Montez, die zur Gräfin von Landsberg erhobene Freundin des Königs, verweigerte und im Verein mit den übrigen Ministern das sogenannte Memorandum überreichte, welches ernstliche Vorstellungen über das Verhältniß des Königs zu der Fremden enthielt, wurde er entlassen (17. Febr. 1847). Der Gestürzte erfuhr das trübe Schicksal, daß er nicht blos die Ungnade des Monarchen zu tragen hatte, dessen Dienst er jede andere Rücksicht geopfert hatte, und die Freude seiner politischen Gegner sehen mußte, sondern auch von dem größeren Theil der Partei verleugnet wurde, deren Interessen er gefördert hatte. 1848 in die zweite Kammer gewählt, war er Zeuge der heftigsten Angriffe auf seine Verwaltung von allen Seiten des Hauses. Im J. 1847 zum Gesandten am Turiner Hofe ernannt, trat er den Posten erst unter der Regierung König Maximilians II. an, wurde aber im März 1850 wieder abberufen und in den Ruhestand versetzt. Vom politischen Leben gänzlich zurückgezogen, lebte er seither auf seinem Gute Stamsried in der Oberpfalz, das ihm König Ludwig früher zu Lehen gegeben hatte. Er starb 3. Sept. 1859.

Abel und Wallerstein. Stuttg. 1840. (v. Giech) Actenstücke zur Kniebeugung in Bayern. (Strobl) Kirche und Staat in Bayern unter dem Minister Abel. Heigel.

Abel: Heinrich Friedrich Otto A., Historiker, geb. 22. Jan. 1824 zu Kloster Reichenbach auf dem würtembergischen Schwarzwald, wo sein Vater Pfarrer war, † 28. Oct. 1854 in Leonberg. Nach Erwerbung einer gründlichen Schulbildung besuchte A. seit 1842 die Universitäten zu Tübingen, Jena, Heidelberg, Bonn und Berlin; die frühzeitig in ihm erwachte und ausgebildete Neigung zu historischen Studien führte ihn bald zu dem Vorsatze, sich dem Lehrfach zu widmen. Unter seinen Lehrern trat vorzüglich Dahlmann ihm nahe, welchem auch seine Erstlingsschrift gewidmet ist: „Makedonien vor König Philipp", Leipz. 1847. Das Ziel dieser gründlichen und fleißigen Arbeit war der Nachweis des hellenischen Ursprungs der Makedonier. Neben tüchtigen philologischen Kenntnissen und lebensvoller Anschauung zeigt auch diese Schrift schon die anziehende und geschmackvolle Form der Darstellung, welche A. eigen war. Zunächst aber führten ihn nun die Bewegungen des Jahres 1848 auf ein anderes Feld; lebhaft davon ergriffen und erfüllt von tiefer Begeisterung für sein Vaterland, verfaßte er die Schrift: „Das neue deutsche Reich und sein Kaiser". Durch Besonnenheit nicht minder als durch Wärme der Darstellung ausgezeichnet, gestützt auf tief eindringende Geschichtskenntniß, erregte diese Schrift, welche

jetzt einen fast prophetischen Eindruck macht, um so größere Aufmerksamkeit, weil hier ein Süddeutscher mit voller Ueberzeugung für das preußische Kaiserthum eintrat. In Folge davon wurde er durch den damaligen Minister des Auswärtigen, Heinrich von Arnim, der preußischen Gesandtschaft bei der Centralgewalt in Frankfurt beigegeben. Allein seine anfangs hochfliegenden Hoffnungen wurden durch immer neue Enttäuschungen geknickt; die Bitterkeit dieser Erfahrungen lastete schwer auf ihm und fand einen Ausdruck in der aus seinem Nachlasse veröffentlichten Schrift, deren Beziehung auf die Gegenwart sehr durchsichtig ist: „Theodat, König der Ostgothen“, Stuttg. 1855. — Im Jahre 1850 verließ A. den diplomatischen Dienst und arbeitete mit großer Pflichttreue für die Monumenta Germaniae, zugleich beschäftigt mit der Ausarbeitung eines umfassenden Werkes über die Geschichte K. Friedrichs II., als dessen Vorläufer und Probe 1852 das Buch erschien: „König Philipp der Hohenstaufe“. Ist dieses schon als eine der hervorragendsten Leistungen unserer geschichtlichen Litteratur anerkannt, so zeigen doch der Aufsatz in der Allgemeinen Monatschrift (1852): „Die politische Bedeutung Kölns am Ende des 12. Jahrhunderts“ und das Bruchstück aus seinem Nachlasse: „Kaiser Otto IV. und König Friderich II.“, Berlin 1856, daß er in fortwährender Weiterbildung begriffen war und ohne Zweifel Meisterwerke von ihm sich erwarten ließen. — Im J. 1851 habilitirte sich A. als Privatdocent der Geschichte in Bonn, wo er mit gutem Erfolge lehrte; als einen seiner damaligen Schüler nennen wir H. v. Treitschke. In diese Zeit fällt noch seine Abhandlung „Die deutschen Personennamen“ (1853), welche diesen Gegenstand zum erstenmal zusammenfassend mit Sachkenntniß und feinem Sinn erörtert. Nur die Ungunst der Zeiten, die damals herrschende politische Reaction, verhinderte seine Beförderung. Unausgesetzte Arbeit, verbunden mit dem niederdrückenden Gefühl früh gescheiterter Hoffnungen, trug dazu bei, seine Gesundheit zu erschüttern. Auf einer Ferienreise 1853 von Blutstürzen betroffen, verfiel er in Lungenschwindsucht und starb 28. Oct. 1854 in Leonberg, in der liebevollen Pflege seines Oheims, des Diaconus A., der ihm von früh an die lebhafteste Theilnahme bewiesen hatte. — Eine kurze Lebensskizze und ein Verzeichniß seiner Schriften in: „Reden am Grabe des Dr. F. H. Otto Abel, gehalten von Decan Haug und Stadtvicar Klett zu Stuttgart“, Leonberg 1854. Wattenbach.

Abel: Sigurd A., Historiker, geb. 4. Juni 1837 zu Leonberg bei Stuttgart, Sohn des dortigen Geistlichen Otto A., † 9. Jan. 1873. Auf dem Seminar zu Maulbronn und dem Gymnasium zu Stuttgart vorbereitet, bezog er 1855 die Universität, um Geschichte zu studiren, ein Entschluß, auf den das Vorbild seines Vetters Otto A. einwirkte. Er besuchte die Universitäten Jena, Bonn, Göttingen und Berlin. In Göttingen, wo seine Studien unter dem Einflusse von Waitz ihre bestimmte Richtung empfingen, promovirte er im Sommer 1859 auf Grund einer Abhandlung „Ueber den Untergang des Longobardenreiches in Italien“ (Göttingen 1859), um sich zwei Jahre später daselbst als Privatdocent der Geschichte zu habilitiren, bei welcher Gelegenheit er die im I. Bde. der Forschungen enthaltene Untersuchung „Papst Hadrian I. und die weltliche Herrschaft des römischen Stuhles“ veröffentlichte. Im J. 1866 erschien die Arbeit, die seinem Namen das wissenschaftliche Andenken sichern wird, die durch Gründlichkeit, klare Darstellung und Schärfe der Kritik ausgezeichnete „Geschichte Karls des Großen“, Bd. I. 768—788, ein Bestandtheil der von der historischen Commission zu München herausgegebenen „Jahrbücher der deutschen Geschichte“. Die Fortsetzung dieses Werkes wie die Ausführung von Plänen zur neuern englischen Geschichte, von denen nur ein Aufsatz: „Das Parteiwesen in England und die Coalition zwischen Fox und North im J. 1783“ in Sybel's

historischer Zeitschrift zur Veröffentlichung kam, war ihm leider versagt. Eben als sich ihm mit Uebernahme einer außerordentlichen Geschichtsprofessur in Gießen im Jan. 1868 Aussichten auf einen gedeihlichen Wirkungskreis eröffnet hatten, unterbrachen schwere körperliche und geistige Leiden sein thätiges Leben. Mit dem Sommer 1869 in sein väterliches Haus nach Leonberg zurückgekehrt, starb er hier. Frensdorff.

Abele: Christoph Ignaz A., von und zu Lilienberg, geb. zu Wien 1628, † daselbst 12. Oct. 1685, Sprößling einer schwäbischen Familie aus dem Breisgau; unter Kaiser Max I. erscheint ein A. im Hofdienst; 1547 erwarben die A. den Adel und wurden in Nieder-Oesterreich und Steiermark landsässig. Die hohe Stellung und das Ansehen dieser Familie knüpfen sich vorzugsweise an den oben Genannten, welcher, vermöge seiner tüchtigen juridischen Bildung und Verwendbarkeit in Hoffachen, gleichzeitig mit dem bekannten bürgerlichen Emporkömmlinge Hocher, seinen Weg durch den höhern Staatsdienst machte. 1665, 5. Nov., von Kaiser Leopold I. mit dem Prädicate von und zu Lilienberg, Erbherr auf Hacking ausgestattet, kaiserlicher Hofsecretär, inneröfterreichischer Referendarius, und als solcher seit 1666 oder 1667 mit einem wichtigen Zweig von Geschäften bedacht (um diese Zeit auch den „neuen" Rittergeschlechtern eingereiht), — gewann A. einen mächtigen Vorsprung in seiner Laufbahn durch seine Rührigkeit und Geschäftskenntniß in dem verhängnißvollen Processe, den die Magnatenverschwörung Ungarns (1667—70) herbeigeführt. Er wurde eine der Hauptpersonen des Untersuchungstribunals und namentlich in dem Tattenbach'schen Handel verwendet (1670—71). 1674 den „alten" Rittergeschlechtern einverleibt, war A. ein einflußreiches Mitglied des geheimen Conferenz- oder Minister-Rathes, wie dies z. B. der schwedische Gesandte, Esaias Pufendorf (1675), ferner die gleichzeitigen venetianischen Gesandtschaftsberichte andeuten. Der Sturz des Hofkammerpräsidenten Sinzendorf verschaffte ihm (1679) die Direction der Hofkammer; um dieselbe Zeit wurde er in den Freiherrnstand erhoben. Zwei Jahre später dem Herrenstande einverleibt, Geheimer Rath und Hofkammerpräsident, und hiermit auf der Höhe seiner Laufbahn, resignirte A. 1683 freiwillig auf das letztere schwierige Amt, blieb aber ein Mitglied der geheimen Conferenz, wurde 1684 in den Grafenstand erhoben und erscheint um diese Zeit als Regierungscommissär bei den ungarischen Ständen, starb aber bald darauf. — A. trat auch als rechtshistorischer Schriftsteller auf, und zwar 1668 mit dem 12 Foliobogen starken Tractate u. d. T.: „Kurtze doch wahrhaffte in jure et facto wolbegründete Gegen Deduction der oesterr. Jurium wider die von dem löbl. fürstl. Stifft Bamberg auff gegenwärtigem Reichstag zu Regenspurg abgegebene Informations Schrifft: Specimen facti etc."

Sein Bruder Matthias, Bergwerksbeamter in Steier, Dr. juris und comes palatinus und seit 1652 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, schrieb Anekdoten in Proceßform: „Metamorphosis telae judiciariae." 1651. 1668. 1712. — „Vivat Unordnung!" rc. 1669. 1670—75. — „Fiscologia oder Communitätscasse zu Grillenberg." 1672. Vgl. Goedeke, Grundriß.

Wißgrill, Schauplatz des landsässigen niederösterr. Adels. Bd. I. S. 44 ff. A. Wolf, Die Hofkammer unter K. Leopold I. (in den Sitzungsberichten d. Wien. Ak. d. W. 1853) und (von dems.): Fürst Wenzel Lobkowitz, (1609—77). Wien 1869. Krones.

Abele: Johann Martin A., deutscher Publicist, geb. zu Darmstadt 31. März 1753, † 3. Sept. 1805. Er wurde 1778 in Göttingen Dr. jur. und fing dort an Vorlesungen zu halten, erhielt aber 1779 die Stelle eines Stadtsyndicus in Kempten, welche er neben mehreren anderen städtischen Aemtern bis zur Einverleibung der Stadt in Kurpfalz-Baiern 1802 bekleidete. 1791

war er vom Kaiser für gewisse in einer Rechtssache erworbene Verdienste geadelt und 1798 zum öttingen-wallersteinschen Hofrath ernannt worden. In Kempten hatte er eine Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt und mancherlei kleinere und größere, eigene und fremde Schriften, zum Theil anonym, herausgegeben (vgl. Gradmann's Gel. Schwaben, Meusel G. T.), auch eine Zeitung „Neueste Weltbegebenheiten, von einem Weltbürger", ferner „Historisch-statistisches Magazin, vornehmlich von Oberdeutschland", 2 Hefte, Kempten 1785. 1786, „Sammlung der merkwürdigsten Staatsschriften über Ländertausch und Fürstenverein", 2 Hefte, Kempten 1785. 1786. Nur zum Theil von ihm rührt die Ausgabe von Raynal's „Geschichte der Besitzungen und Handlungen der Europäer in beiden Indien", 11 Bde., Kempten 1784—88, her. Die Ausgabe von Robertson's „Geschichte der Regierung Kaiser Karl V.", 3 Bde., Kempten 1781—83, war wesentlich nur ein Nachdruck der Uebersetzung von Mittelstedt mit den Anmerkungen von J. A. Remer (2. Aufl., Braunschw. 1778. 79). Unter den juristischen Schriften Abele's sind nur hervorzuheben: „Vom Verhältniß der Magistrate und der Bürgerschaft in Reichsstädten", 1780, und „Versuch über das teutsche Staatsrecht während eines Zwischenreichs", Kempten 1792, dessen erste Ausgabe anonym u. d. T.: „Ueber Teutschland, Kaisertodesfall, Trauer u. s. w." Kempten 1790 erschienen war. 1802 trat A. in den Dienst der neuen Landesherrschaft und starb in Ulm als Sectionsdirector bei der Landesdirection und erster weltlicher Rath des Consistoriums daselbst. Göppert.

Abelin: Joh. Philipp A., ein Schriftsteller, gebürtig aus Straßburg, der auch unter den Namen Abeleus, Philipp Arlanibäus und Joh. Ludw. Gottfried oder Gotofredus geschrieben hat und zwischen 1634 und 37 gestorben ist. Er arbeitete hauptsächlich übersetzend und compilirend für den Verlag von Lucas Jennisius, Matth. Merian nnd Friedr. Hulsius in Frankfurt a. M. Seine Geschichte Indiens ist Uebersetzung; auch die öfters aufgelegte „Archontologia cosmica" ist nur eine mit Zusätzen versehene Uebersetzung von des Petrus d'Avity „Monde"; immerhin wenigstens besser als die damals fast allein gebrauchte Münster'sche Cosmographie. Aber weder diese noch seine Beschreibung Schwedens und andere von Jöcher und Adelung (unter Abelin und Gottfried) verzeichnete Werke würden ihn nennenswerth machen. Wichtiger sind die ersten gleichzeitigen Darstellungen von Gustav Adolfs deutschem Krieg: die „Arma Suecica", welche unter dem Namen des Phil. Arlanibäus von 1631—34 in 12 Ausgaben und Fortsetzungen erschienen, von denen jedoch einige Nachdruck sind, und das „Inventarium Sueciae", welches unter dem Namen des Joh. Ludw. Gottfried 1632 erschien, beide Werke bei Hulsius. Es sind Zusammenstellungen aus den damals umlaufenden gedruckten Acten und Relationen über die einzelnen Begebenheiten des Kriegs ohne weitere geschichtliche Verarbeitung. — Ganz ähnlich ist ein zweites, das bekannteste Werk des Verfassers gearbeitet: sein „Theatrum Europaeum". Merian hatte nämlich von ihm (er nennt sich hier Joh. Ludw. Gottfried) eine „Historische Cronik oder Beschreibung der Geschichte vom Anfang der Welt bis auf das Jahr 1619" für seinen Verlag arbeiten lassen. Eine rein compilatorische Arbeit, die irgend höhere Ansprüche weder befriedigt noch auch nur erhebt, gleichwol aber mit ihren Merianischen Kupfern und durch glücklichen Anschluß an Bedürfniß und Geschmack der Zeit ein sehr beliebtes Werk ward, vielfach neu aufgelegt, 1600 auch von Jac. Meurs ins Holländische übersetzt und noch im 18. Jahrh. mit 2 neuen Bänden versehen. Aber schon Merian trug dem Verfasser auf, jenen ersten Band bis an die Gegenwart fortzuführen. Von dieser Fortsetzung erschien zuerst 1633 der 2. Theil, die Jahre 1629—33 umfassend, vermuthlich weil für diesen Abschnitt die Vorarbeiten vermöge der „Arma Suecica" und des „Inventarium" schon vorlagen. Hier nennt der Verfasser sich

Abelin. 1635 folgte der erste Band nach, die Jahre 1619—29 umfassend, mit dem hier zuerst gebrauchten Titel „Theatrum Europaeum". Eine von Flitner besorgte zweite Bearbeitung des zweiten Theiles erschien 1637. A. nemlich war, wie die Vorrede sagt, inzwischen gestorben. Im Lauf der Jahre folgten dann noch 19 weitere Bände, das „Theatrum" bis 1718 fortführend, von Schleder, Meyer, Geiger, Schneider u. A. verfaßt und bis 1738 wiederholt aufgelegt. — A. hat endlich auch an dem von G. Artus unternommenen „Mercurius gallobelgicus", einem zeitgeschichtlichen Werke ähnlicher Art, Antheil. Von ihm sind die Bände 17 bis 20, Buch I, die Zeit von 1628—34 umfassend. Danach also muß sein Tod zwischen 1634 und 37 fallen.

Vgl. G. Droysen, Arlanibaeus, Godofredus, Abelinus (Habilitationsschrift aus dem J. 1864). v. Liliencron.

Abendroth: Amandus Augustus A., geb. zu Hamburg 16. Oct. 1767 als Sohn des aus Eisenberg in Kursachsen stammenden Niedergerichtsprocurators Abraham Augustus A., † 17. Dec. 1842. Er studirte seit Ostern 1787 zu Erlangen und Göttingen, wo er am 30. März 1790 zum Dr. jur. promovirt ward. Nachdem er einige Jahre in Hamburg als Advocat gelebt und namentlich bei der Verwaltung der neugegründeten Armen-Anstalt sehr thätig gewesen war, wurde er am 5. Sept. 1800 zum Rathsherrn erwählt. In dieser Eigenschaft verwaltete er um die Zeit der ersten Besetzung Hamburgs durch französische Truppen das Amt des Prätors, der die erste Instanz für minder erhebliche Civilstreitigkeiten bildete und zugleich die Polizeiverwaltung sowie das Untersuchungsverfahren in peinlichen Fällen zu leiten hatte. Gleiche Umsicht und Thatkraft, wie hierin, bewies er auch 1809 und 1810 unter vielerlei Schwierigkeiten als Gouverneur des hamburgischen Amtes Ritzebüttel an der Elbmündung. Nach Einverleibung Hamburgs in das französische Kaiserreich im Jahre 1810 wurde er Maire der Stadt, in welcher Stellung er sich um dieselbe große auch von Napoleon gewürdigte Verdienste erwarb. Die Besitzung Ritzebüttel rettete er der Stadt und machte sich um ihre Verwaltung auch nach Beendigung der französischen Herrschaft namentlich durch Gründung des Seebades verdient. Nach seiner Rückkehr von dort verwaltete er mit Auszeichnung die neuorganisirte Polizei, als Nachfolger seines Schwagers Joh. Heinr. Bartels (s. d.), und wirkte verdienstlich bei der allgemeinen Armen-Anstalt. Am 29. Juli 1831 wurde er an Wilhelm Amsinck's Stelle zum Bürgermeister erwählt. — A. war weder ein gelehrter Jurist noch ein feiner Rechtspraktiker, aber ein gebildeter Mann von klarer Einsicht, raschem Ueberblicke und bedeutender Thatkraft, die von Uneigennützigkeit und Gemeinsinn geleitet wurde. Er war frei von Eitelkeit, und alles Vornehmthun und hochmüthige Wesen war ihm zuwider. Im Jahre 1792 verheirathete er sich zu Venedig. Sein ältester Sohn, der hamburgische Advocat Dr. August A., † 19. März 1867, zeichnete sich durch Kunstliebe, Wohlthätigkeit und patriotischen Gemeinsinn aus. Wesentlich gefördert wurde durch ihn die städtische Kunsthalle; mit großem Eifer wirkte er auf dem Gebiete der inneren Mission, wobei seine treffliche Gattin ihn redlich unterstützt hat. Auch um das deutsche Eisenbahnwesen hat er Verdienste.

Amtliche Memorie von Wurm, Hamburg 1852. Nekrol. v. Eckermann im Hamb. Correspondenten, 1843, Nr. 45 ff. Schröder's Lexikon Hamburg. Schriftst. Harder.

Abensberg: Niclas Graf v. A., geb. 1441, † 28. Febr. 1485, aus dem alten, an der Donau und der Abens reich begüterten Geschlecht, kam als Jüngling an das Hoflager Herzog Ludwigs des Reichen in Landshut und zeichnete sich 1462 in der Schlacht bei Gingen aus. Er wird von zeitgenössischen Chroniken als tapfer und des Waffenwerks wohl kundig geschildert und war ein

Streitgast bei allen Landesturnieren. Die Pflegen zu Graisbach, Riedenburg und Kehlheim waren ihm anvertraut. Als es zwischen den Söhnen Albrechts III. von Baiern-München der Landestheilung wegen zu Händeln kam, stand Graf Niclas auf Seite des Erstgebornen, Herzog Albrechts IV., und nahm 1471 in dessen Auftrag den jüngeren Bruder Albrechts, Herzog Christof, der eben im Bade saß, gefangen. Der Streit wurde beigelegt, brach aber 14 Jahre später von Neuem aus, und Niclas von A. führte wieder als „oberster Hauptmann" den Heerhaufen Herzog Albrechts. Päl, Weilheim und Landsberg wurden eingenommen, und da Herzog Cristof keinen Entsatz versuchte, ritt Niclas mit anderen edlen Herren nach Hause. Bei Freising wurde aber seine Schaar von Christof überfallen. Niclas selbst, vom Pfleger Diesser aus dem Sattel gehoben, gab sich gefangen, wurde aber gleichwol von einem Knappen niedergestochen. Er war kinderlos und das Geschlecht der Abensberger erlosch mit ihm.

Freyberg, Samml. histor. Schriften u. Urkunden, Bd. III. Dollinger u. Stark, Die Grafen von Abensberg, in den Verhandlungen des histor. Vereins für Niederbayern, Jahrg. 1869. Heigel.

Aberli: Johann Ludwig A., geb. 1723 zu Winterthur, † zu Bern 17. Oct. 1786, Maler, Zeichner und Radirer, hat sich bekannt gemacht als hauptsächlicher Begründer der sogenannten „Aberli'schen Manier", nämlich in Umrissen radirter und dann getuschter oder colorirter Ansichten aus der Schweiz, die früher sehr beliebt waren, obgleich ihr eigentlich künstlerischer Werth ein recht geringer ist. Er fand eine Menge Nachahmer, wie H. Rieter, N. König, J. Bidermann u. A. m. Ein Verzeichniß seiner Arbeiten findet sich in Meyer's Künstlerlexikon. W. Schmidt.

Aberlin: Joachim A. gab 1537 für den reformirten Kirchengesang einen „ganzen Psalter" heraus, und lieferte in Salminger's Gesangpsalter von 1538 eine Zahl von 68 Liedern. Ueber seine Lebensverhältnisse geben uns blos die Anfangsbuchstaben der 132 Strophen Auskunft, welche den ersten Theil eines größeren Gedichtes von 1534 („Bibel oder h. Geschrift. Gesangsweis in drei Liedern aufs kürzeste zusammen verfasset. Zürich bey Froschouer") bilden und Folgendes besagen: „Joachim Aberlin aus dem Dorf Garmenschwiler zwischen dem Ursprung der Donau und dem Bodensee (in einer Gegend, die heißt das Madach) gelegen; sang es am Istro." — Auch ein Lied auf den Augsburger Reichstag (v. Liliencron, Hist. Volksl. Nr. 423) hat das Akrostichon: „Joachim Aberlin von Garmenschwiler." P. Pressel.

Abezier: Johannes A. aus Thorn, 1393 in Prag zum examen baccalarandiorum, 1401 zum examen magistrandorum admittirt, nachdem er 1598 unter der natio Polonorum auch in die Matrikel der Juristenuniversität eingetragen war. Später Doctor Decretorum und Auditor Rotae. 1411 Dompropst zu Frauenburg. Als solcher war er im Jahre 1412 Mitglied einer Gesandtschaft des deutschen Ordens nach Ofen, wo vor König Sigismund Verhandlungen zur Beilegung der Differenzen zwischen dem Orden und Polen stattfinden sollten. 1415 begab er sich als Abgesandter der preußischen Bischöfe und Prälaten mit dem Erzbischof von Riga, Johann v. Wallenrodt, zu dem Costnitzer Concil und stieg in demselben Jahre zum Ermländischen Bischofsitz empor. 1418 (13. Oct.) nahm er Theil an den Verhandlungen zwischen dem deutschen Orden und Polen zu Wileny. Bischof von Ermland war er bis 1424. (Script. rer. Prussic. Bd. 3.) Muther.

Abicht: Johann Georg A., geb. 1672 zu Königsee im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, † 1740, lutherscher Theolog, wurde nach in Jena und Leipzig vollendeten Studien an letzterer Universität 1702 Lehrer der morgenländischen Sprachen, 1707 Rector des Gymnasiums und Pastor an der heil.

Dreifaltigkeitskirche zu Danzig, 1729 Generalsuperintendent, erster Professor der Theologie und Pastor an der Stadtkirche zu Wittenberg. Seine größte Stärke besaß er in den orientalischen Sprachen und in der hebräischen Alterthumskunde. Die zahlreichen von ihm herausgegebenen Schriften, unter denen sein „Methodus linguae sanctae“, Leipz. 1718, die bekannteste ist, finden sich bei Jöcher, Adelung, in den Actis hist. eccles. Bd. 5 und in der Unpartheiischen Kirchenhistorie 3. Thl. verzeichnet. Anemüller.

Abicht: Johann Heinr. A., Philosoph, geb. zu Volkstedt bei Rudolstadt 4. Mai 1762, † zu Wilna 28. April 1816. Sein Großvater, aus dem Geschlecht der A. von Wilmersdorf (Amt Gehren), war Schullehrer und Organist zu Angelrode, sein Vater Schullehrer zu Volkstedt. Zu Rudolstadt auf dem Gymnasium vorbereitet, bezog er 1781 die Universität Erlangen, trat 1784 als Hofmeister in das Haus des Oehringenschen Oberstallmeisters v. Schall, ward 1786 zu Erlangen Magister und 1790 Doctor der Philosophie, 1790 Adjunct und gleich darauf außerord. Professor der philosophischen Facultät, 1796 ordentlicher Professor. Am 4. Aug. (a. St.) 1804 ward er an der so eben neuorganisirten Universität zu Wilna als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik angestellt. Ein genaues Verzeichniß seiner sehr zahlreichen philosophischen Schriften gibt Meusel's G. T. Seiner Grundanschauung nach war er Kantianer, wie gleich seine 1788 erschienene erste Schrift „De philosophiae Kantianae ad theologiam habitu“, sein „Versuch einer Metaphysik des Vergnügens nach Kantischen Grundsätzen zur Grundlegung einer systemat. Thelematologie und Moral“ (1789), seine „Philosophie der Erkenntnisse“ (1791) u. A. zeigt. Gegen Aenesidemos schrieb er den „Hermias, oder Auflösung der die gültige Elementarphilosophie betreffenden Aenesidemischen Zweifel“ (1794). Mit F. G. Born in Leipzig redigirte er 1789—90 das „Neue philos. Magazin zur Erläuterung und Anwendung des Kantischen Systems“. Im Verein mit Mehreren ließ er das „Philos. Journal“, 4 Bände (1794—95) erscheinen. — In späterer Zeit neigte er sich mehr auf Reinhold's Seite.

Boch und Moser, Samml. v. Bildnissen Gelehrter und Künstler, Heft 9 (1793). Fikenscher, Gelehrtengesch. d. Univers. Erlangen (1806).

Anemüller.

Abraham a St. Clara s. **Megerle.**

Abramson: Abraham A., Sohn des Medailleurs Jacob Abraham, wurde 1754 (1752?) zu Potsdam geboren und † 23. Juli 1811 zu Berlin als königl. preußischer Münzmeister. Er verfertigte viele Medaillen auf die Ereignisse seiner Zeit, besonders aus der preußischen Geschichte, dann auf berühmte Männer, worunter Kant, Lessing, Mendelsohn, Wieland, Sulzer, Euler u. A. m. Ein Verzeichniß von 57 seiner bis 1807 gefertigten Denkmünzen befindet sich in J. G. Meusel's Teutschem Künstlerlexikon, 1808. (Meyer, Künstlerlexikon.)

W. Schmidt.

Abresch: Friedrich Ludwig A., Philologe, geb. 29. Dec. 1699 in Homburg (nicht Hanau), † 1782. Welche Umstände ihn nach Holland zu gehen veranlaßt haben, ist unbekannt. Er studirte, nachdem er die reformirte Lehranstalt in Herborn besucht hatte, in Utrecht, wo er Duker und Drakenborch als Lehrer hatte und besonders des Letzteren Freundschaft gewann. Aber der Richtung seiner Lehrer entgegen richtete er seine Thätigkeit mehr auf die von Hemsterhuys neu belebten Studien der griechischen Litteratur, soweit ihm dies amtliche Verhältnisse gestatteten. Denn 1723 ward er Conrector, 1725 Rector in Middelburg, und als er nach dem Tode seiner ersten Frau eine wohlhabende Frau aus Zwolle geheirathet hatte, folgte er gern dem Rufe des Rathes dieser Stadt zur Uebernahme des dortigen Rectorats. In diesem Amte lebte er bis

1782, auch im hohen Alter einer großen Rüstigkeit sich erfreuend. Seine Studien (vgl. Meusel Lex.) umfaßten griechische Dichter und Prosaiker; die Früchte derselben finden sich in den „Miscellaneae observationes“ (vom 7. Bde. an) zerstreut, bis er im Jahre 1743 mit „Animadversiones in Aeschylum libri II“ hervortrat und 1763 noch ein drittes Buch hinzufügte. Auch zu Sophokles hat er kritische Beiträge geliefert. 1749 folgte die Ausgabe der Briefe des Aristänetos und Libanios, die mehr zufällig als Zugabe zu den „Lectionum Aristaenetearum libri II“ entstanden ist und daher allerlei kritisches Material ohne Ordnung und Plan zusammenhäuft, das 1752 noch eine Vermehrung in der Schrift „Virorum aliquot eruditorum in Arist. coniecturae“ erfuhr. 1753 und 1755 erschienen „Dilucidationes Thucydideae“, zu denen 1763 ein auctarium kam. Wol bemühte er sich um die Vergleichung von Handschriften und verschmähte auch die Conjecturalkritik nicht, allein die Hauptsache bleiben ihm weitschichtige Collectaneen über Phraseologie und Grammatik. Die Bearbeitung von Cattier's „Gazophylacium Graecorum“ (Trai. 1757) gibt etymologische Untersuchungen, bei denen natürlich das System von Hemsterhuys zu Grunde liegt. Seine Arbeiten über Aristides, den Rhetor, sind nicht zum Abschlusse gekommen. Briefe von ihm an Reiske stehen in dessen Lebensbeschreibung S. 185—206. Eckstein.

Abs: Johann Christian Josef A., Schulmann, geb. 26. Aug. 1781 zu Wippenfürth im Herzogthum Berg, † 15. April 1823. Seine Eltern gehörten der römisch-katholischen Kirche an. Im J. 1799 legte er in dem Franciscaner-Kloster zu Hamm unter dem Klosternamen Theodosius das Mönchsgelübde ab. 1806 übernahm er die Leitung der Klosterschule zu Halberstadt. In diese nahm er die Kinder ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, des Standes und der Confession auf; zu den Lehrgegenständen gehörte auch Bibellection, Gesundheitslehre und Anleitung zu messen; aus den Schülern selbst zog er sich Gehülfen heran; seine Lehrmethode näherte sich mehr und mehr der Pestalozzischen. Im J. 1810 verließ er das Kloster und kündigte in einer besondern Schrift seine „Pensions-Anstalt für Knaben und Mädchen“ an; ein Jahr später veröffentlichte er die Schrift:: „Darstellung meiner Anwendung der Pestalozzischen Bildungsmethode“ (Halberstadt 1811). Im Gefühle, daß seinen Zöglingen weibliche Pflege und Wartung wohlthue, entsagte er dem Priesterstande, ging 1813 zur evangelischen Kirche über und verheirathete sich mit einer früheren Gehülfin. Nach dem 8. Jahresberichte über seine Anstalt bestand dieselbe aus einer Pflegeanstalt für Kinder, die ihre Mutter verloren haben, einer Warte- und Vorbereitungsschule für Kinder, welche des ersten Unterrichts noch nicht fähig sind, einer Erziehungsanstalt für Kinder, deren Eltern mehr oder minder gehindert sind, ihren Kindern selbst zu geben, was sie zu ihrer wahren Bildung bedürfen, einer Bildungsanstalt für den Lehrstand, welche Allen geöffnet ist, die gesunden Menschenverstand und heiligen Sinn für die große Angelegenheit der Menschheit mitbringen. Im J. 1815 übernahm A. das Land-Waisenhaus und verband mit demselben seine Elementarschule und ein Schullehrer-Seminar. Auswärtige Regierungen sandten junge Männer zu ihm, damit sie seine Lehrmethode aus eigener Anschauung kennen lernten. Im J. 1818 folgte er einem Rufe nach Königsberg als Director des großen königl. Waisenhauses. Diese Stelle verwaltete er mit bestem Erfolge bis zu seinem Tode. Seine Schriften verzeichnet Meusel, G. T. Kern.

Abschatz: Hans Erasmus (Aßmann) Frhr. v. A., Dichter aus der zweiten schlesischen Schule, geb. zu Würbitz, einem Abschatzischen Familiengut in Schlesien, 4. Febr. 1646, † 22. April 1699 zu Liegnitz. Früh verwaist, aber sorgfältig erzogen, studirte er, nachdem er das Liegnitzer Gymnasium besucht

hatte, zu Straßburg und Leiden die Rechte und machte darauf eine dreijährige Reise durch Belgien, Frankreich und Italien. Im Alter von 23 Jahren heimgekehrt, übernahm er die Bewirthschaftung seiner Güter und verheirathete sich 1669 mit Anna v. Hund. Seine Vermögensumstände, wenn auch mitunter durch die Zeitläufte gedrückt, waren im Ganzen günstig; sein Familienleben, nur durch den Tod lieber Verwandter mehrfach getrübt, im Uebrigen sehr glücklich. Das Verwaltungstalent, welches er in eigenen und fremden Angelegenheiten bekundete, gab den Anlaß, daß er, als 1675 nach dem Tode des letzten Piasten, Herzog Georg Wilhelms, Schlesien ganz an Oesterreich kam, in die öffentlichen Geschäfte gezogen ward. Zweimal ging er, erst als Syndicus des Liegnitzischen Fürstenthums, dann als Gesandter der gesammten schlesischen Stände, an den kaiserlichen Hof, wurde von Kaiser Leopold baronisirt und 1679 zum Landesbestallten im genannten Fürstenthume und zum ständigen Deputirten bei den schlesischen Fürstentagen zu Breslau gewählt. Durch seine in diesen und anderen öffentlichen Aemtern entfaltete Thätigkeit erwarb er sich die dankbarste Achtung seiner Landsleute, in der ihm zu Theil ward, was er sich in einem seinen 50jährigen Lebenslauf überschauenden Gedichte als schönsten Lohn wünscht: „Das ist der beste Ruhm, auf einer Grabschrift lesen: der ist im Vaterland ein ehrlich Mann gewesen.“ — Als Dichter schließt er sich zunächst an Lohenstein an, mit dem er persönlich befreundet war. Obwol er selbst von seinen Arbeiten nur die Uebersetzung des Guarini'schen „Pastor fido“ in wenig Exemplaren für Freunde drucken ließ, so genoß er doch schon bei Lebzeiten als Dichter einen großen Ruf. Vor Allem priesen seine Zeitgenossen ihn für seine Uebersetzungen, und in dem Umstande, daß ein Adliger eine solche Stellung zur Poesie einnahm, sahen sie einen günstigen Umschwung der Litteraturverhältnisse, durch den nun Deutschland dem Auslande, vor Allem, Frankreich und England, nacheifern werde. Auch er selbst deutet wiederholt an, daß er in diesem Sinne auf seine Standesgenossen einwirken möchte: der Adel ohne persönliches Verdienst sei ein leeres Haus auf fremden Grund gebaut, und wenn auch Staatsdienst und Waffenhandwerk ihm zunächst als sein Theil zufalle, so sei es doch nur seine Blüthe des Geistes, durch die er sich den höchsten eigenen Ruhm erwerben könne. In der That ist A. selbst ein schönes Beispiel hierfür, denn was ihn kennzeichnet, ist die Verbindung eines achtungswerthen Talentes, welches sich schon sehr früh kundgab, mit dem ehrbaren Sinn des patriotischen Geschäftsmannes und dem feinen Maaß des Weltmannes. Beides bewahrte ihn im Ganzen vor dem Schwulst und der Ueberschwenglichkeit, denen gerade die reicheren Geister seiner Zeit verfallen sind. In der Jugend zeigt er einen fröhlichen Lebensmuth, ohne sich irgendwo der damals modischen Schlüpfrigkeit schuldig zu machen; im Mannesalter einen reinen, kräftigen, mit ernster Gedankenarbeit beschäftigten Geist; nur zuletzt klingt uns unter dem Drucke körperlicher Leiden und öffentlicher, durch den Türken- und Franzosenkrieg veranlaßter Sorgen aus seinen Gedichten ein wehmüthiger Ton von Müdigkeit nnd Sterbesehnsucht entgegen. Doch fügt er, wenn er in einem, vielleicht an seinem letzten Geburtstage gedichteten, Gebet um den Tod bittet, wackeren Sinnes hinzu: „Wofern noch Kind und Land mein Leben nützen kann, So friste dies und laß mich's nützlich legen an.“ Seine schlichte Frömmigkeit ruht auf kindlichem Bibelglauben, gleich fern von Engherzigkeit und Ueberspanntheit. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte, wol von Christian Gryphius besorgt, erschien erst 1704: „Herrn Hannß Aßmanns Freyherrn von Abschatz . . . Poetische Uebersetzungen und Gedichte.“ Sie enthält den „Teutsch-redenden treuen Schäffer“ des Guarini, eine Sammlung Adimarischer „Scherzsonnette“ (z. Th. in Terzinen; auch Sextinen und andere italienische Formen wendet A. an), „Anemo's und Adonis' „Blumen“

(Liebesgedichte), „Himmelsschlüssel“ (d. i. primulae veris: geistl. Gedichte,) „Gelegenheitsdichtungen“ und „Vermischte Gedichte“, unter denen sich die körnigen Epigramme auszeichnen. Eine Auswahl gab Müller im 6. Bande der Bibl. deutscher Dichter des 17. Jahrh. Zahlreiche poetische und prosaische Nachrufe seiner Freunde dienen theils als Zeugnisse für die Bedeutung des Dichters unter seinen Zeitgenossen, theils als Quellen für seine Biographie. Dahin gehören Chr. Gryphius (im 2. Theil von dessen Gedichten S. 99), Martin Hanke (Monumentum biographicum), Thebesius u. A. v. Liliencron.

Abt (auch Abbt): Karl Friedrich A., geb. 1743 in Stuttgart, † 20. Nov. 1783, interessant als typischer Repräsentant deutschen Schauspielerthums in der ersten Entwickelungsperiode. Er ist die verkörperte Wanderlust eines Schauspielprincipals, der seinen Beruf als ein Apostolat des Schönen auffaßt, bald hier bald dort seine Tempel baut, heute mit Glück sich eine andächtige Gemeinde, selbst im Auslande schafft, morgen durch Theilnahmlosigkeit ins Elend geräth, um übermorgen mit zäher Rastlosigkeit und nimmer ersterbender Hoffnung wieder neu seine Thätigkeit zu beginnen. Die Nachrichten über ihn sind vielfach verworren. Die Mittheilungen bei Ersch und Gruber und im Allgemeinen Theaterlexikon sind meist falsch. Das Folgende ist größtentheils Gothaer Theaterkalendern entnommen. (Das Ausführlichste bringt der vom Jahre 1777. Im Jahrgang 1785 ein kurzer Nekrolog, in dem von 1784 der Nekrolog seiner Frau.) — Er ging etwa 1766 zum Theater, spielte anfänglich in Süd- und Südwestdeutschland, entführte in Biberach seine Frau Felicitas, welche ihm die angesehene Familie derselben nicht geben wollte, bildete diese zur Schauspielerin aus, reiste dann mit seiner Gesellschaft in Sachsen und Thüringen und faßte 1772 den Entschluß, der Apostel des jungen deutschen Schauspiels in Holland zu werden. Von dort dachte er sogar nach England zu gehen. Am 16. Oct. 1772 eröffnete er seine Bühne im Haag, gefördert vom Hofe und der besten Gesellschaft. Er hat viel dazu beigetragen, die deutsche dramatische Litteratur in Holland bekannt zu machen. Weisse's „Romeo und Julie“, Lessing's „Emilia Galotti„ &c. wurden in Folge der Anregung seiner Bühne dort zuerst übersetzt. Nach kurzem Aufenthalte in Düsseldorf finden wir ihn 1773 wieder in Holland. Er bereist jetzt Leiden und läßt dort ein großes transportables hölzernes Schauspielhaus bauen, mit dem er nach Herzogenbusch, Utrecht, Cleve, Nymwegen, endlich wieder nach dem Haag zieht. Dort richtet ihn ein holländischer Concurrent zu Grunde. Er geht jetzt nach Haarlem, wo ihn die Amsterdamer Kunstfreunde hauptsächlich stützen. In Amsterdam selbst verhindert die Behörde sein Auftreten. Von dort zieht er nach mehreren Orten Nordhollands, zuletzt nach Diemer-Meer, in der Nähe von Amsterdam. Er hat hier außerordentlichen Zulauf und sein Glücksstern steht im Zenith. Schwere Krankheit seiner Familie, ja der ganzen Gesellschaft stürzt ihn wieder ins Unglück. Er muß die selbständige Entreprise niederlegen und tritt als artistischer Leiter in die Dienste einiger Privatleute, die ihn auslösen und das Theater übernehmen. 1776 geht auch dies Unternehmen zu Grunde. A. geht nun mit einer neugeworbenen Truppe nach Münster. Von dort aus bereist er auch Göttingen, Hannover, Bremen &c. 1780 verliert er die Direction in Münster und mit einer neugeworbenen Truppe zieht er 1781 wieder als selbständiger Principal nach Hannover, Göttingen, Bremen. Dort stirbt er. In feierlichem Begräbniß wird seine Leiche in der Klosterkirche beigesetzt, was vielfaches Aergerniß erregt. Seine Kinder versorgte die Stadt Bremen. — Auf einer seiner Reisen war er am 7. Juni 1778 in Böhmen während des bair. Erbfolgekrieges von croatischen Vorposten aufgegriffen und als vermeintlicher Spion gefangen gehalten worden. Er schrieb damals ein Pamphlet: „Abt's unempfindsame und doch sehr empfind-

liche Reise durch die Vorposten der Croaten auf Befehl des Hrn. Oberst von Winkelmann." — Seine Gattin Felicitas galt als eine vortreffliche Schauspielerin. Ihr Bild findet sich im Gothaer Theater-Kalender von 1780. Mehrfache Gedichte auf sie in verschiedenen Jahrgängen desselben. Sie war 1746 in Biberach geboren und starb in Göttingen. Sie war auch ihres persönlichen Charakters halber hochgeachtet. Von einem Engagement des Abt'schen Ehepaars am Hoftheater in Gotha, welches Ersch und Gruber wie Robert Blum im Allgemeinen Theaterlexikon erwähnen, findet sich nirgends eine verläßliche Nachricht. Frau A. war die erste deutsche Schauspielerin, welche es wagte, den Hamlet zu spielen, ein kunstwidriges Experiment, welches bis in die neueste Zeit mehrfach wiederholt worden ist. Förster.

Abundi: Johannes A. (Ambundij, Habundi, Habindi, Habendi, Almanni [?]) von Schwan (de Swan), † 16. Juni 1424; wurde 1391 unter den Baccalarii bei der Juristenuniversität Prag intitulirt, später Dr. der heiligen Schrift und des canonischen Rechtes, erscheint nach 1412 auf Anordnung des Bischofs von Bamberg unter den Visitatoren des Schottenklosters St. Aegidii zu Nürnberg. Als Canonicus der Eichstädter Kirche und Propst von Herriden bezog er für sich und den Bischof zu Eichstädt 1414 oder 1415 das Costnitzer Concil. Dort nahm er bei der deutschen Nation eine hervorragende Stellung ein, er kommt bei vielen Verhandlungen theils als commissarius, theils als deputatus derselben vor. — 1416 (27. Nov.) wurde er zum Bischof von Chur erwählt, vom Erzbischof Johann II. von Mainz bestätigt und im folgenden Jahre (13. März) zu Heppenheim feierlich consecrirt. Kurz nachher kehrte A. zum Concil zurück. Dort verlangten damals die Italiener im Verein mit den Franzosen und Spaniern sofortige Papstwahl, während die deutsche Nation vorherige Erledigung der Kirchenreformation anstrebte. Da soll es den Cardinälen gelungen sein, durch Versprechungen den Erzbischof Johann V. (v. Wallenrodt) von Riga sowie A. auf ihre Seite zu bringen und durch den Einfluß dieser Männer bei Kaiser Sigismund und der deutschen Nation jene für die weitere Entwickelung verhängnißvolle Papstwahl durchzusetzen. Am 11. Nov. 1417 wurde Papst Martin V. ausgerufen. Im folgenden Jahre erhielt Johann v. Wallenrodt seinem Wunsche gemäß das Bisthum Lüttich, und unter dem 11. Juli desselben Jahres ernannte „auf Empfehlung des Kaisers" der Papst Johann A. zu seinem Nachfolger als Erzbischof von Riga. Ueber Lübeck und dann zu Schiff gelangte der Kirchenfürst in das ferne, nordische Land. Schon am 13. Oct. 1418 nahm er Theil an den Friedensverhandlungen zwischen dem deutschen Orden und Polen zu Wileny. Wol mag es wahr sein, daß es A. erwünschter gewesen wäre, gen Süden in das schöne Bisthum Brixen zu ziehen; aber auch die deutschen Ordensherren waren mit der päpstlichen Entscheidung nicht wohl zufrieden. A. sei ein harter Mann und sehr karg, „das ja nicht zu loben ist an großen Herren", schreibt ein Ordenscaplan; größere Besorgniß erregte, daß A. geschworner Rath des Kaisers Sigismund war und für einen Günstling desselben galt. Der Orden strebte, Livland als einen vom Reich unabhängigen Besitz zu erhalten; nunmehr fürchtete man, A. werde in entgegengesetzter Richtung wirken, vielleicht gar vom Kaiser sich belehnen lassen. Ganz ohne Grund war dieses Mißtrauen schwerlich. A. ließ sich nicht bewegen, das Ordenskleid anzunehmen, und seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß 1423 (14. Jan.) das Riga'sche Domcapitel den Papst um Aufhebung der Bulle Bonifacii IX., durch welche die Riga'sche Kirche dem Orden incorporirt war, anging. Auch sonst zeigte sich A. nicht als gefügiges Werkzeug des Ordens. Im Jahre 1421 war derselbe päpstlicher delegirter Richter in einer Streitsache

zwischen dem König von Schweden und dem Bischof von Upsala. Erst vor Kurzem von einer Krankheit genesen, scheint er persönlich sich nach Schweden begeben zu haben. 1422 berief er die preußischen Bischöfe zu einem Concil, doch unterblieb dasselbe auf Vorstellungen des Hochmeisters. Muther.

Ab-Yberg: Joh. Theodor Kaspar Rudolph Ambros Alois Xaver A., Schwyzer Staatsmann, geb. in Schwyz 8. Dez. 1795, † 30. Nov. 1869, Sohn des Obersten und Rathsherrn Alois Xaver A. und der Maria Anna von Reding, diente einige Zeit in der Schweizergarde in Paris, von wo er 1823 in seine Heimath zurückkehrte. Nachdem er drei Jahre theils Substitut, theils Mitglied des Kantonsgerichts gewesen, öffnete ihm 1826 die Wahl als Rathsherr seine politische Laufbahn. Im J. 1830 wurde er Statthalter des Bezirks Schwyz und nach damaliger Uebung auch Kantonsstatthalter, in welchen Eigenschaften er auch 1832 bestätigt wurde. Bei dem damaligen Streit mit den äußeren Bezirken, welche eine auf Rechtsgleichheit gegründete Verfassung forderten, nahm er mit Entschiedenheit Partei für die bevorrechtete Stellung des alten Landes und erwarb sich dadurch bei seinen Landsleuten großes Zutrauen. Als der Rath von Schwyz Anfang August 1833 unter dem Vorwande entstandener Unruhen Küßnacht, welches einen Bestandtheil des am 6. Mai 1832 neu constituirten Kantons „Schwyz äußeres Land" bildete, militärisch besetzen ließ, wurde A. als Commandant an die Spitze gestellt. Das Unternehmen scheiterte, wie der gleichzeitige Angriff der Stadt Basel auf die Landschaft, und der Anführer, seit mehreren Jahren eidgenössischer Oberst, büßte seinen Grad ein. Seine Popularität litt darunter jedoch nicht nachhaltig. Die in Folge des Küßnachterzuges über das innere Land Schwyz verhängte eidgenössische Besetzung führte am 11. Oct. 1833 die Wiedervereinigung des getrennten Kantons unter einer auf Rechtsgleichheit gegründeten Verfassung herbei, und am 3. Nov. wurde A. zum Landammann des Bezirkes Schwyz gewählt, nachdem er bereits im October Mitglied der Regierungscommission geworden war. Der damalige liberale Umschwung im Kanton Schwyz dauerte bis zum 1. Juni 1834, wo A. zum Landammann des Kantons gewählt wurde; 1838, 1842 und 1846 ward er wieder bestätigt. Im Jahr 1840 wurde ihm das Amt eines Pannerherrn übertragen; aber das dabei veranstaltete großartige Pannerfest vermochte der bereits veralteten Würde kein Leben mehr einzuflößen. In der Verfassung von 1848 ging sie auch dem Namen nach unter. Von 1841 bis 1846 vertrat A. den Kanton Schwyz als Tagsatzungsgesandter und im Sonderbund als Mitglied des siebenörtigen Kriegsrathes. Am 26. Sept. 1847 wurde er von der Kantonslandesgemeinde in Rothenthurm zum Obercommandanten der schwyzerischen Truppen gewählt und bekleidete in der Sonderbundsarmee unter Salis-Soglio den Grad eines Divisionsobersten Der Fall des Sonderbunds entfernte ihn auf mehrere Jahre vom politischen Schauplatz. Nachdem sich bis 1852 die Eindrücke der Vergangenheit etwas verwischt hatten, wurde er nochmals auf eine Amtsdauer von vier Jahren in den Kantonsrath gewählt, aber er fand sich in den veränderten Verhältnissen des Bundes und des Kantons nicht mehr zurecht und trat ohne Bitterkeit ins Privatleben zurück. — Landammann A. war ein leutseliger, einnehmender Mann von imposantem Körperbau. Seine äußere Erscheinung, verbunden mit einem bedeutenden Talente als Volksredner, sicherte ihm während langer Jahre eine große Popularität. Seine Regierungsgenossen im Lande und die meisten Häupter des Sonderbundes sind ihm im Tode vorausgegangen. Mit ihm wurde eine eigenthümliche Epoche der Geschichte abgeschlossen. Kothing.

St. **Acarius:** gleichzeitig Bischof von Doornik und Noyon. Er gehörte um 594 zur Schule des h. Columban. Die Zeit seiner Ernennung zum Bischof

steht nicht fest; aber 627 war er es. Er war ein eifriger Förderer des belg. Apostels St. Amand (s. d.), konnte aber trotz des Ansehens, welches er sonst bei König Dagobert besaß, diesen von St. Amand's Verbannung nicht zurückhalten. A., ein Mann von Talent und Bildung, hat offenbar große Verdienste um die Fortschritte des Christenthums im belg. Gallien. Sein Todestag ist wahrscheinlich der 27. Nov. 639; sehr bald nach seinem Tode schon ist er als Heiliger verehrt worden. (De Ram, Hagiogr. nat. I. 139.)

Alb. Th.

Accum: Friedrich Christian A., Chemiker, bekannt durch seinen Antheil an der Begründung der Leuchtgasindustrie, geb. 29. März 1769 zu Bückeburg, † 28. Juni 1838. Er ging 1793 nach London und wurde dort am Surry-institut als Professor der Chemie und Mineralogie und an der Royal Institution als Bibliothekar angestellt. Ein Proceß wegen Veruntreuung, den er gewann, bewog ihn, England zu verlassen und nach einem Aufenthalt bei Nathusius in Alt-Haldensleben in Berlin 1822 Lehrstellen an dem Gewerbeinstitut und an der Bauakademie anzunehmen. Hier starb er. — Im J. 1803 hatte er sich mit dem Kunsthändler Ackermann in London verbunden, um die Stadt mit Kohlengas zu beleuchten, nachdem 1792 Murdoch Watt und Clegg dies Gas vielen Versuchen zur Beleuchtung von Gebäuden unterworfen hatten. Als im J. 1810 die London Chartered Gaslight and Coke-Company ins Leben trat, wurde neben Clegg auch A. einer ihrer Ingenieure. Außer verschiedenen technischen Aufsätzen schrieb er eine Anzahl Lehrbücher der Chemie und Mineralogie in englischer Sprache, ferner „A practical treatise on gaslight“ 1815 (deutsch von Lampadius 1816), „On adulteration of food“ (deutsch von Cerutti 1822), und „Chemische und physikalische Beobachtungen der Baumaterialien“ (2 Bde., Berlin 1826). — Vgl. Meusel, G. T. N. Nekrolog. XVI. 628.

Oppenheim.

Achard: Franz Karl A., Chemiker, berühmt als Begründer der fabrikmäßigen Gewinnung von Zucker aus Runkelrüben, Sohn des Genfer Mathematikers François A., der als Oberjustizrath und Mitglied der Akademie in Berlin lebte, wurde daselbst am 28. April 1753 geboren, † auf Cunern den 20. April 1821. Schon mit 20 Jahren begann er seine schriftstellerische Thätigkeit (vgl. Meusel, G. T.), welche eine große Anzahl von Aufsätzen besonders in den Memoiren der Berliner Akademie geliefert hat, deren physikalische Classe ihn 1782 zu ihrem Director erwählte. Er behandelte höchst verschiedenartige Gegenstände, Elektricität, Verdunstungskälte, Adhäsion, Meteorologie, aber auch die Natur der fixen Luft, des Sauerstoffs, die Eigenschaften der Legirungen, die Zusammensetzung der Edelsteine ꝛc. Die Bedeutung dieser Arbeiten steht hinter den praktischen Leistungen Achard's zurück. Wenige Jahre nach Chappe's Erfindung des optischen Telegraphen construirte er einen solchen zwischen Spandau und Bellevue, der auf Pontonwagen beweglich und leicht aufstellbar war und verfaßte ein telegraphisches Lexikon in deutscher und französischer Sprache. Daß Chappe bereits 1792 der französischen Nationalversammlung die Beschreibung seiner Maschine einreichte und 1793 den Auftrag zur Errichtung der ersten Linie erhielt, während Achard's Arbeiten aus dem Jahre 1794 datiren, ist für die Prioritätsansprüche des Ersteren, deren Verkennung vermuthlich ihn 1805 zum Selbstmord trieb, entscheidend. — Um so unbestreitbarer sind die Verdienste Achard's um die Zuckerindustrie. Auf seinem Gute Caulsdorff bei Berlin baute er seit 1789 verschiedene zuckerhaltige Pflanzen, besonders auch Runkelrüben, deren Zuckergehalt Marggraf 1747 entdeckt hatte. Wegen ihrer Ausgiebigkeit und der verhältnißmäßigen Leichtigkeit ihrer Verarbeitung zog A. sie den übrigen einheimischen Gewächsen vor. Das zweite Jahr seiner Versuche gab

ihm eine geringere Ausbeute an Zucker als das erste und führte so zu entscheidenden Untersuchungen über Rübenspecies und Einfluß des Düngers. Brand seiner Gebäude und Verkauf seines Gutes unterbrach die Arbeiten, die erst mehrere Jahre darauf, nach Ankauf des Gutes Französisch-Buchholz bei Berlin wieder aufgenommen wurden. Häufig traten der Ausführung im Großen Schwierigkeiten entgegen, die im Kleinen verborgen geblieben waren. Im J. 1796 wurde deshalb auf seinem Gute Cunern in Schlesien mit königlicher Unterstützung eine Fabrik errichtet: nach weiteren 6jährigen Mühen der Schauplatz seiner endlichen Erfolge. Die wesentlichsten Züge der betreffenden Industrie, was die Gewinnung des Zuckers und die Verwerthung der Rückstände anlangt, sind dieselben geblieben, welche A. damals festgestellt hat. Seine Methoden veröffentlichte er in verschiedenen Schriften: „Anleitung zur Bereitung des Rohzuckers aus Rüben", Berl. 1800; „Kurze Geschichte der Beweise der Ausführbarkeit im Großen der Zuckerfabrication aus Runkelrüben", ebenda 1800; „Anleitung zum Anbau der Runkelrüben", Breslau 1803; „Ueber den Einfluß der Runkelrübenzuckerfabrication auf die Oeconomie", Glogau 1805, und besonders in seinem auch biographisch werthvollen Hauptwerke: „Die Europäische Zuckerfabrication aus Runkelrüben", neue Auflage, Leipz. 1812. Die Regierung unterwarf Achard's Fabrication genauer Prüfung. Es wurde auf Cunern eine Lehranstalt errichte. Nathusius und Frhr. von Koppy waren Achard's erste Schüler und errichteten auf Neuhaldensleben und auf Krain bei Strehlen größere Fabriken. Um 1802 finden sich solche in Böhmen, bald nachher in Augsburg und seit 1811 durch Unterstützung der Regierung, während zuerst eine Commission des Instituts sich zu Ungunsten der Erfindung ausgesprochen hatte, auch in Frankreich. Hier durch Geldprämien der Regierung und die Continentalsperre unterstützt gewann diese Industrie anhaltenden Aufschwung, während sie in Deutschland eine Zeit lang erlahmte und erst seit 1830 wieder zu kräftigem Leben gelangte. Daß englische Colonialzuckerfabrikanten A. im Anfang seiner Thätigkeit große Summen (bis 200,000 Thaler) boten, wenn er erklären wolle, daß ihn sein Enthusiasmus zu weit geführt und die Erfahrung im Großen das Richtige der Versuche im Kleinen klar bewiesen hätten, erwähnt Louis Napoleon Bonaparte, aus dessen Schriften diese für die Festigkeit von Achard's Charakter und sein Selbstvertrauen bezeichnende Angabe von Scheibler citirt wird (Zeitschr. des Vereins für Runkelrübenzuckerindustrie 1867 S. 305).

Oppenheim.

Achates: Leonardus A., eigentlich Leonhard Agtstein aus Basel, daher auch Leonardus de Basilea, Buchdrucker, der etwa von 1472—91 thätig war. Denn 1472 druckte er zu Venedig den Virgil in Folio. Noch 1472 erscheint er dann zu Vicenza, wo er auch die längste Zeit gewirkt zu haben scheint. Doch finden sich dazwischen Drucke 1473 zu Padua und 1474 zu St. Urso. Er war einer der Ersten, welcher die Buchdruckerkunst in Italien einführte. Man kennt aus seiner Officin Werke über den Ackerbau, Grammatiken, rechtswissenschaftliche und kirchengeschichtliche Schriften: eine „Grammatica graeco-latina" von Constantin Lascaris, Vicenza, 23. Dec. 1491 ist der späteste bekannte Druck von ihm. Zwei seiner Werke sind nicht frei vom Verdacht des Nachdrucks. (Panzer, Ann. typ. — Stockmayer u. Reber, Beitr. zur Bas. Buchdruckergesch. S. 26.) Mühlbrecht.

Achelen: Igram van A., bedeutender Staatsmann, geb. zu Herzogenbusch um 1528, † zu Mecheln 18. Oct. 1604, studirte die Rechte zu Deventer, Leiden und Löwen und vermählte sich 1561 mit einer Nichte des berühmten Präsidenten Viglius. 1550 hatte ihn Karl V. zum Mitglied des friesischen Provinzialraths ernannt, 1570 erhob ihn Philipp II. auf Hopper's Verwendung zum Präsidenten

des friesischen Staatsraths. Eine Denksäule vom J. 1574 spricht ihm den Dank der Provinz für die großen Deichbauten nach der Fluth von 1570 aus. Bald nachher aber, als der friesische Staatsrath die Verkündigung der Acte vom 7. Dec. 1577, durch welche die Generalstaaten die Entsetzung Don Juan d'Austria's ausgesprochen hatten, ablehnte, gerieth A. in den Verdacht der Parteinahme für Don Juan. Friesland widerstand bekanntlich längere Zeit den orangistischen Tendenzen Hollands und die Utrechter Union von 1579 ward von den Städten des Nordens erst nach Jahren unterzeichnet. v. A. ward inzwischen 1578 eingekerkert, zwar bald wieder freigegeben, aber doch erst nach 8 Jahren im öffentlichen Dienste unter Verleihung der Ritterinsignien rehabilitirt, zuerst als Mitglied des Geheimen Raths, dann seit 18. Aug. 1598 als Präsident des großen Rathes von Mecheln, in welcher Würde er bis zu seinem Tode verblieb. (S. d. Quellen in Biogr. nat. de Belg.) Alberdingk Th.

Achen: Johann von A., Historien- und Bildnißmaler, geb. zu Köln 1562, † zu Prag 6. Jan. 1615. Sein Name ist von der Geburtsstätte seines Vaters, Aachen, hergeleitet; er hat, da die Werke des Meisters, sowie die Stiche nach denselben ihrer Zeit sehr verbreitet waren, die mannigfachsten Verstümmelungen erfahren: Janachen, Fanachen, Abak, Jean Dac, Aquano, van Acken etc. Zuerst Schüler des in Köln ansässigen Malers E. Jerrigh, ging er früh nach Italien, setzte dort seine Studien unter Kaspar Rems in Venedig fort und suchte sich dann nach Tintoretto und den Nachfolgern Michelangelo's selbständig auszubilden. Doch stand er zeitlebens unter dem Einfluß der Goltzius und Spranger, welche damals mit ihrer den Italienern der Nachblüthe entlehnten Manier die deutsche Kunst beherrschten. — 1588 aus Italien zurückgekehrt und 1590 nach München berufen, war A. für Herzog Wilhelm V. von Baiern vielfach thätig; noch finden sich daselbst Altargemälde von ihm in der Jesuitenkirche, in der Kreuzkapelle daselbst Christus am Kreuz, eines seiner besseren Werke, sowie eine Anzahl Bilder in der Galerie zu Schleißheim, dorthin aus der Herzog-Max-Burg gekommen. In München vermählte sich auch der Meister, und zwar mit Regina, der Tochter des Componisten Orlando di Lasso. Von München aus dann mit dem Hofe Rudolfs II. zu Prag in Beziehung getreten, fand A. bald einen noch größeren Wirkungskreis. Schon 1592 war er „kaiserlicher Camer Maller von Hauß aus“, d. h. von München aus, und 1594 wurde er von Kaiser Rudolf geadelt. Doch ist er wol erst 1601 von München nach Prag übergesiedelt; auch findet sich in jenem Jahre seine Besoldung von 200 fl., die er früher hatte, auf 300 fl. erhöht. Noch 1610 kommt er, und zwar in diesem Jahre als der einzige Hofmaler (Kammermaler), in kaiserlichen Diensten vor; eine Würde, in der er dann auch von Matthias I. bestätigt wurde. In der Galerie des Belvedere zu Wien befinden sich eine Anzahl der damals für den Kaiserhof gemalten Bilder aus allen Gattungen; doch sind die Bildnisse Rudolfs II. und des Erzherzogs Ernst, die besonders bemerkenswerth waren, nicht mehr daselbst. Ueberhaupt gehören die Portraits zu seinen besten Leistungen. Mehrere Gemälde von ihm besitzt auch das Wallraf-Richartz-Museum zu Köln. A. war von großer Fruchtbarkeit (vgl. das Verzeichniß seiner Werke in Meyer's Künstlerlex.) und nicht gewöhnlicher Begabung; die Arbeit ging ihm sehr leicht von der Hand, und eine gewisse Gewandtheit der Darstellung ist ihm nicht abzusprechen. Allein es fehlt überall die Durchbildung der Form wie der Farbe, er ist mit seinem oberflächlichen Geschick ein bloßer Manierist, und seine Werke, die seiner Zeit sehr geschätzt wurden, haben jetzt nur noch ein geschichtliches Interesse. Seine Schüler waren Peter Isaak und Joseph Heinz. Seine Compositionen sind vielfach, insbesondere von Kilian, Custos und Sadeler gestochen worden. Meyer.

Achenwall: Gottfried A., Statistiker, geb. 20. Oct. 1719 zu Elbing in Westpreußen, wo sein Vater Kaufmann war, † 1. Mai 1772. Er studirte seit Ostern 1738 in Jena, Halle, dann wieder in Jena und Leipzig und war von 1743 drei Jahre Hofmeister in Dresden. Nachdem er 1746 von der philosophischen Facultät zu Leipzig die Magisterwürde erlangt hatte, ging er in demselben Jahre nach Marburg, wo er als Privatdocent Geschichte, Statistik, Natur- und Völkerrecht las. Um Ostern 1748 folgte er einem Rufe nach Göttingen, wurde im November außerord. Professor der Philosophie, 1751 außerordentliches Mitglied der Societät der Wissenschaften (welche Würde er jedoch 1762 wieder niederlegte), 10. April 1753 außerord. Professor der Rechtsgelehrsamkeit und 4. Sept. ord. Professor der Philosophie, 1761 aber des Naturrechts und der Politik, 1762 im October Doctor beider Rechte, 1765 königl. Großbritannischer und Kur-Braunschweig-Lüneburgischer Hofrath. Mit königl. Unterstützung machte er zwei gelehrte Reisen 1751 durch die Schweiz und Frankreich, 1759 nach Holland und England. A. war der Erste, welcher die Statistik in eine bestimmte Form brachte und zur eigenen Wissenschaft erhob. Er gilt daher als „Vater“ der Statistik. Sein statistisches Lehrbuch erschien zuerst 1749 unter dem Titel: „Abriß der neuesten Staatswissenschaft der vornehmsten Europäischen Reiche und Republiken“, und in den folgenden Auflagen seit 1752 als: „Staatsverfassung der Europäischen Reiche im Grundrisse“, 7. Aufl. (unvollendet) von M. C. Sprengel in 2 Thln. 1790—98. Mit seinem Freunde Pütter zusammen gab er ein „Naturrecht“ heraus 1750, 1753, dann allein in neuer Bearbeitung „Jus naturae“, 2 Thle. 1755—56, edit. VII. cum praef. J. H. de Selchow 1781. Außer kleineren Arbeiten besitzen wir von ihm noch: „Grundsätze der Europäischen Geschichte, zur politischen Kenntniß der heutigen vornehmsten Staaten“ 1754, 2. Aufl. mit dem Titel: „Geschichte der heutigen vornehmsten Staaten im Grundrisse“ 1759, 5. Aufl. 1779, wozu als zweiter Theil gehört: „Entwurf der allgemeineren Europäischen Staatshändel des 17. und 18. Jahrhunderts“ 1756, 4. Aufl. 1779, und: „Staatsklugheit nach ihren ersten Grundsätzen“ 1761, 4. Aufl. 1779. Sein Compendium des Völkerrechts: „Juris gentium Europaei practici primae lineae“, 1775, konnte er nicht mehr vollenden, da ihn der Tod während des Druckes überraschte. Seinen handschriftlichen Nachlaß bewahrt die Göttinger Universitäts-Bibliothek.

Weidlich, Zuv. Nachr. II. 74 und Lex.; Pütter, Götting. Gelehrtengesch. I. 149. II. 37; desselben Litteratur d. Teutschen Staatsrechts II. und Selbstbiographie I. 51. 118. 184. 230. 260. II. 577.

Steffenhagen.

Achtschellinck: Lucas A., Landschaftsmaler zu Brüssel, getauft daselbst den 16. Jan. 1626, wurde den 26. Oct. 1639 in die dortige Malergilde als Schüler von Peter van der Borcht eingeschrieben. Darauf scheint er sich außerhalb der Vaterstadt umgesehen zu haben, da er als Freimeister erst 1657 zugelassen wurde. Am 13. März 1674 verheirathete er sich mit Anna Parys, und am 12. Mai 1699 wurde er begraben. Er war ein gewandtes Talent, malte und componirte mit Leichtigkeit und scheute sich auch nicht, gelegentlich in das Decorative zu verfallen, ein ächter Nachkomme der Rubens'schen Kunstweise. Jedenfalls war Jacques d'Arthois von bestimmendem Einfluß auf ihn; die Vorliebe für Großräumigkeit der Bilder, das kräftige Grün und die etwas derbe Formanschauung haben Beide mit einander gemein. Wie dieser malte er auch für Kirchen und Klöster verschiedene große Landschaften (vgl. Meyer's Künstlerlex.), die dann von Anderen mit Begebenheiten aus der hl. Geschichte staffirt wurden. In Brüssel, Brügge, den Galerien von Dresden (2), Berlin (1), Pommersfelden (3) u. a. O. bewahrt man Werke von ihm. W. Schmidt.

Acidalius: Valens A., nach seinem deutschen Namen Havekenthal, ausgezeichneter Kritiker und lateinischer Dichter, geb. 1567 zu Wittstock in der Mark Brandenburg als Sohn eines Predigers, † zu Neisse am 25. Mai 1595. Nachdem A. die Universitäten Rostock, Greifswalde und Helmstädt besucht und schon in früher Jugend durch seine lateinischen Gedichte Aufsehen erregt hatte, begab er sich im J. 1590 mit seinem Universitätsfreunde Daniel Bucretius (Rindfleisch) nach Italien und veröffentlichte noch zu Ende desselben Jahres seine erste litterarische Arbeit, die Ausgabe des Velleius Paterculus. In Bologna widmete sich A. mit allem Eifer dem Studium der Philosophie und Medicin und erwarb sich auch den Doctorgrad in diesen Disciplinen; weil er aber keine Neigung zur ärztlichen Praxis hatte und sich weit mehr von den alten Classikern angezogen fühlte, wurde ihre Kritik und Erklärung fortan seine ausschließliche Beschäftigung. Das Klima Italiens hatte seinem Körper wenig zugesagt; durch wiederholte Fieberanfälle geschwächt kehrte er 1593 nach Deutschland zurück und zog nach kurzem Besuche in seiner Heimath zu seinem unzertrennlichen Freunde Bucretius nach Breslau, wo er sich trotz seiner stark angegriffenen Gesundheit den angestrengtesten Arbeiten hingab. Im Frühjahre 1595 folgte er einer Einladung seines Freundes und Gönners, des bischöflichen Kanzlers Wacker von Wackenfels nach Neisse, wo der Bischof von Breslau seinen Hof hatte, erlag aber schon nach wenigen Monaten, erst 28 Jahre alt, einem hitzigen Fieber. Er wurde nach katholischem Ritus feierlich beerdigt; ob sein Uebertritt zum Katholicismus erst dort erfolgt ist oder bereits in Breslau, ist unbekannt; einige, wie sein Biograph Leuschner, stellen den Uebertritt ganz in Abrede. Erst in jüngster Zeit wurde bekannt, daß A. das Rectorat zu Neisse erhalten und etwa sechs Monate geführt haben soll. Es heißt, wie Aug. Kästner in der Geschichte der Stadt Neisse I. 3 S. 125 mittheilt, in dem Album der Schule: Valentinus Acidalius, vir valde doctus et inter poetas sui temporis nominatus, sex circiter mensibus tantum in hujus officii administratione vixit. Diese Nachricht ist jedoch mit den sonstigen Ueberlieferungen, da A. schon am 25. Mai 1595 mit Tod abging, nicht zusammen zu reimen, und zwar aus folgenden Gründen: 1) der vorausgehende Rector Gebauer legte erst am 28. April 1595 das Rectorat der Schule nieder, s. Kästner a. a. O. S. 123; 2) die in der centuria I epistolarum veröffentlichten Briefe des A. vom J. 1594 sind alle aus Breslau geschrieben, aus Neisse nur solche von 1595; 3) in keinem der aus Neisse geschriebenen ist die geringste Andeutung von einer Uebernahme oder Führung des Rectorates des Gymnasiums gegeben, auch nicht in dem langen an Fr. Taubmann, der das bestimmte Datum Non. April. 1595 trägt; 4) aus Neisse schreibt A. an Lipsius im J. 1595: apud quem (Wackherum) unam atque alteram iam septimanam hic Nyssae vixi benigne ab ipso Vratislauiâ euocatus, comiter habitus, et habendus in aliquod etiam fortasse tempus; 5) in einem in der Stadtbibliothek zu Breslau aufbewahrten Briefe an den Prof. Martin Weinrich in Breslau vom 16. Jan. 1595 beklagt A., daß es ihm noch nicht gelungen sei res suas in certa sede et stabili conditione defigere und bemerkt weiter unten: hîc privatus literulas meas tracto: aulam non sollicito, quam raro neque nisi vocatus inviso. Diese bestimmten widersprechenden Angaben lassen nur so viel vermuthen, daß man ihm vielleicht erst während des Aufenthaltes bei seinem Gastfreunde und Gönner das Rectorat der Schule angeboten oder übertragen habe, daß aber von einer sechsmonatlichen Führung desselben keine Rede sein könne. An seinem frühzeitigen Tode hatte außer der geistigen Ueberarbeitung wol auch ein großer Verdruß einigen Antheil, den sich A. durch eine Unvorsichtigkeit zugezogen hatte. Zu Anfang des J. 1595 erschien ohne Angabe des Druckortes, aber wahrscheinlich

in Zerbst gedruckt, eine Abhandlung mit dem Titel: „Disputatio nova contra mulieres, qua probatur eas homines non esse.“ 11 Blätter 4⁰. Diese Schrift erregte einen Sturm der Entrüstung bei den Theologen, so daß selbst von den Kanzeln herab gegen den Verfasser und Verleger gedonnert wurde, nicht wegen ihres unsittlichen Inhalts, wie man nach dem Titel schließen könnte, sondern wegen ihrer gotteslästerlichen Grundsätze. Die Eiferer hatten in ihrer Wuth übersehen, daß die Schrift eine satirische und eine Parodie auf die leichtfertige Methode der Socinianer sei, mit der sie ihre Beweise gegen die Gottheit Christi zu erbringen pflegten, wie der Verfasser selbst mit klaren Worten in der ersten und letzten Thesis angedeutet hat. Da auf eingeleitete Untersuchung der Verleger gestand, die Schrift von A. erhalten zu haben, wurde er als ihr vermeintlicher Verfasser die Zielscheibe der giftigsten Angriffe, die sich noch bis über sein Grab hinaus fortsetzten. Er selbst leugnet in seiner epistola apologetica an Jacob Monavius, einen gelehrten Arzt und Rath in Liegnitz (V. Acidalii epist. p. 339) aufs Entschiedenste, daß er die Schrift verfaßt habe; aber wenn er auch nicht ihr Vater war, so doch ihr Pathe. Er hatte nämlich seinen Verleger Heinrich Osthausen, der ihn mit Klagen über den schlechten Absatz der von ihm gedruckten „Animadversiones in Curtium“ (Francof. 1594) bestürmte, darauf aufmerksam gemacht, daß er durch den Druck der pikanten Schrift, die, wie er in seiner Apologie versichert, schon seit längerer Zeit in zahlreichen Abschriften herumging, ein gutes Geschäft machen könne. Auch der Stil, in welchem die 51 Thesen der Abhandlung vorgetragen sind, spricht mit Entschiedenheit gegen seine Autorschaft. — Von den philologischen Arbeiten des A. sind bei seinen Lebzeiten nur die zwei schon erwähnten, die Ausgabe des Velleius Paterculus (Padua 1590) und die „Animadversiones in Curtium“ ans Licht getreten. Die erstere verwarf er bald selbst als eine übereilte Jugendarbeit und spricht in seinen Briefen wiederholt sein pudet pigetque über die Arbeit aus; allein die Nachwelt hat billiger geurtheilt, als ihr überhaupt sehr bescheidener Verfasser, indem sie anerkannte, daß sich A. um die Verbesserung des Velleius wesentliche Verdienste erworben hat. Nach seinem Tode erschien eine vermehrte Sammlung seiner Gedichte, Elegien, Oden und Epigramme, deren Werth nicht sehr hoch anzuschlagen ist, zu Liegnitz 1603. Die Herausgabe seiner hauptsächlichsten Arbeiten verdankt man seinem Bruder Christian, der Professor der Medicin zu Altorf war. In rascher Folge erschienen eine „Centuria prima epistolarum“ (Hanoviae 1606) mit einer Jugendarbeit „De vera carminis elegiaci natura et constitutione“, sodann des A. Hauptwerk, die „Divinationes et interpretationes in comoedias Plauti“, Francof. 1607 (566 pagg.), die „Notae in Taciti opera“, Hanoviae 1607 und die „Notae in Panegyricos veteres“ in der Ausgabe von J. Gruterus, Heidelb. 1607 (nicht auch zu Plinius, wie Grässe fälschlich angibt, s. die Bemerkung von Christ. Acidalius p. 446). Diese von eben so eisernem Fleiße als eindringendem Scharfsinn zeugenden Arbeiten haben dem A. den unbestrittenen Ruf als eines der genialsten Kritiker erworben; im Plautus hat er trotz seiner mangelhaften Kenntniß der Metrik und handschriftlichen Ueberlieferung sehr viele Stellen durch seine seltene Divinationsgabe sicher geheilt und auch für die Erklärung des Dichters Treffliches geleistet; vgl. das Urtheil von Fr. Ritschl Prolegg. ad Plautum p. LIII. Ebenso werthvoll sind des A. Arbeiten über Tacitus; von dem in so verderbter Gestalt überlieferten Gespräch über die Redner muß er geradezu als der sospitator bezeichnet werden, wie man erst in neuerer Zeit in vollem Maße anerkannt hat; vgl. G. Andresen in den Acta societ. philol. Lips. I, 107. Von seinen übrigen Arbeiten über eine große Zahl lateinischer Dichter und Prosaiker, deren Herausgabe sein Bruder Christian in der Vorrede zur Briefsammlung verheißen hatte, ist nur noch ein

kleiner Beitrag zu Ausonius in der Ausgabe von Jac. Tollius 1671 veröffentlicht worden, der bemerkt: Acidalii notarum in Gratiarum actionem nobis et indicium et copiam fecit incomparabilis Gronovius. Am meisten ist zu bedauern, daß seine Arbeiten über Aulus Gellius, Symmachus und vor Allem die über Appuleius unbekannt geblieben oder ganz verloren gegangen sind. Von seiner Vertrautheit mit Appuleius (schon in der Vorrede zum Velleius hatte er die baldige Vollendung seiner „Appuleianae quaestiones" angekündigt) zeugt auch die freilich geschmacklose Vorliebe für Archaismen in dem lateinischen Stil des A. Die Prophezeihung, die der große Justus Lipsius in einem Briefe an J. Monavius (Löwen 1594) von A. ausspricht: Ipse Valens (non te fallam augur) gemmula erit Germaniae vestrae, vivat modo ist trotz seines so früh erfolgten Todes in Erfüllung gegangen.

J. Chr. Leuschneri commentatio de V. Acidalii vita, moribus et scriptis. Liegnitz 1757. Ueber den Kritiker V. Acidalius, besonders über seinen Antheil an der Schrift eines Ungenannten, daß die Weiber keine Menschen sind, von Dr. Valentin Heinr. Schmidt im Journal für Deutschland von Fr. Buchholz V, 1 S. 113 ff. 1819. Der Neisser Rector Valens Acidalius, von Dr. Fr. Adam im XVII. Bericht der Philomathie in Neisse, 1872 S. 19—53.

Halm.

Acker: Jacob A., Maler in Ulm, in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, von den Malern Acker, die im 15. Jahrhundert daselbst erwähnt werden, der einzige, von dem sich ein Werk nachweisen läßt. In der St. Leonhardskapelle auf dem Kirchhof zu Ritztissen, Oberamts Ehingen in Würtemberg, befindet sich ein Altarwerk, dessen Gemälde auf den Seitenflügeln und der Predella von A. herrühren. Auf der Seitenwand findet sich die Inschrift: Jacob acker maler zv vlm hat diese Dafel gemacht uf des hailligen Kreutz tag an herst. anno dmi (domini) MCCCCLXXXIII jar. W. Schmidt.

Acker: Johann Heinrich A., gelehrter Schriftsteller, geb. zu Naumburg 12. Aug. 1647, † 21. Sept. 1719 zu Gotha, erhielt seine Bildung zu Naumburg und Schulpforta, studirte zu Jena seit 1669, wurde Magister und Adjunct in der philosophischen Facultät, 1673 Adjunctus und Pfarrer zu Hausen bei Gotha, 1689 Superintendent und Hofprediger zu Blankenhain. Im J. 1717 legte er wegen Kränklichkeit seine Stelle nieder und zog nach Gotha. Von seinen zahlreichen philologischen, litterar- und kirchengeschichtlichen Werken (s. Adelung) ist namentlich die „Historia reformationis ecclesiasticae tempore primitivae ecclesiae", Jena 1685 und 1715, bemerkenswerth. Er nahm in seinen Werken oft den Namen Melissander an nach dem Namen seiner Mutter, welche eine Enkelin des Superintendenten Caspar Melissander zu Altenburg war. — Sein Sohn gleichen Namens war 1680 zu Hausen geboren und † 19. März 1759 zu Rudolstadt, wo er 1726 seine Stelle als Rector niedergelegt hatte. Außer lateinischen Gedichten und anderen Werken schrieb er eine „Historia poematum", 1726. (Schamelii Numburg. litt. II. 19.) Beck.

Ackerman: Franz A., geb. zu Gent um 1330, † 1387, einer der berühmtesten flandrischen Staatsmänner des 14. Jahrhunderts, gleich groß als Krieger und Diplomat, in seinem edlen Charakter unbefleckt von den Parteileidenschaften, welche damals Flandern unter den Kriegen mit dem Grafen Ludwig von Male und den Franzosen zerwühlten. Von Philipp von Artevelde (s. d.) zum Führer der „Neisers" ernannt, trug A. zu den glücklichen Erfolgen gegen Graf Ludwig bei. Fast ganz Flandern stand jetzt auf Seite der Genter. Um aber den von Frankreich her drohenden Gefahren zu begegnen, ging A. an der Spitze einer Gesandtschaft nach England. Eben hatte er hier einen Hülfsvertrag mit Richard II. abgeschlossen, als man Artevelde's Tod in der unglück-

lichen Schlacht von Roosbeke und die Unterwerfung ganz Flanderns bis auf Gent durch Graf Ludwig erfuhr. In Gent trat jetzt A. an Artevelde's Platz und erfocht an der Seite der Engländer den glänzenden Sieg von Dünkirchen. Auch Ludwig von Male's 1384 erfolgter Tod beendigte den Krieg nicht und A., der durch einen Handstreich das wichtige Damm gewonnen hatte, sah sich bald hier von einer großen Uebermacht unter König Karls VI. Führung belagert. Da die versprochene englische Hülfe ausblieb, schlug der kühne Führer sich glücklich durch. — Am 18. Dec. 1385 ward endlich mit Herzog Philipp von Burgund, der mit der Hand von Ludwigs Erbtochter die flandrische Grafschaft erworben hatte, der für Gent ehrenvolle Friede geschlossen, wobei hauptsächlich A. die Unterhandlungen leitete. A., der seitdem zurückgezogen in Gent lebte, fiel durch Mörderhand eines natürlichen Sohnes des Herrn von Herzeele, der ihm den Tod seines Vaters schuld gab. — (Namiche, Cours d'Hist. nat. II c. 20.)

Alberdingk Th.

Ackermann: Ernst Christian Wilhelm A., weimarischer Beamter, geb. 14. Juni 1761 zu Weimar, † in Jena 4. Oct. 1835, Jugendfreund Kotzebue's, wurde nachdem er 1779—82 in Leipzig und Jena studirt hatte, dann bis 1788 bei seinem Vater (seit 1780 Justizamtmann in Ilmenau) Amtsauditor gewesen und darauf als Hauslehrer fungirt hatte, im J. 1790 Amtsadjunct in Ilmenau und nach seines Vaters Tode 1792 dessen Nachfolger. In dieser Stellung erwarb er sich um das abgesondert von Weimar verwaltete Amt entschiedene Verdienste, besonders auch unter den Lasten und Gefahren der Kriegsjahre, und war dafür dort wie bei Karl August und der weimarischen Regierung hochgeachtet. Als Ilmenau mit Weimar verschmolzen und dadurch finanziell schlechter gestellt wurde, mochte er dort nicht länger bleiben und erbat seine Entlassung. Allein anstatt, wie er erwartete, an eine Landbeamtenstelle versetzt zu werden, ward er 1816 vom Großherzog zum Geh. Referendar im Justizministerium ernannt und blieb bis 1826, wo er sich Alters halber in den Ruhestand versetzen ließ, in dieser Stellung. Ein Mann von scharfem Verstand, tiefer Religiosität und dichterischer Begabung, hatte er in früheren Jahren viele anonyme Beiträge zu Zeitschriften geliefert und war nach Kotzebue's Tod eine Zeit lang fast alleiniger Arbeiter und Herausgeber des Litterarischen Wochenblattes. Nach dem anziehenden Inhalt seines sehr sorgfältigen Tagebuches hat sein jüngster Sohn E. Ackermann (Meiningischer Generalsuperintendent) eine nur als Manuscript gedruckte Biographie von ihm verfaßt.

Goedeke.

Ackermann: Georg Christ. Benedict A., Theolog und Schulmann, geb. 3. März 1763 zu Vier bei Boitzenburg an der Elbe, † 8. April 1833, Sohn eines Landmannes, besuchte die Schule zu Schwerin, dann 1782 die ehemalige Friedrichs-Universität zu Bützow und Göttingen, um Theologie zu studiren; ward 1792 Collaborator bei dem Landschullehrerseminar zu Ludwigslust und leitete darauf seit 1794 den Unterricht des Erbprinzen Friedrich Ludwig als dessen Hofmeister, bis er im Jahre 1801 zum zweiten Hofprediger ernannt wurde; 1808 ward er Superintendent zu Schwerin und Scholarch der Domschule, 1819 Consistorialrath, 1830 Oberhofprediger. Außer seinem Predigtamte beschäftigte ihn vorzüglich die Organisation und Verbesserung des Volksschulwesens, der Waisenanstalten, des Armenwesens, sowie er auch als populärer Schriftsteller für Mecklenburg Bedeutung hatte. Seine Predigten, homiletischen, katechetischen und sonstigen zahlreichen Arbeiten sind im N. Nekrol. XI. 247 verzeichnet. Die meisten der populären Aufsätze finden sich in der „Monatsschrift von und für Mecklenburg“, in (Stiller's) „Patriotischem Archiv der Herzogthümer Mecklenburg“ und im „Schwerin. freim. Abendblatt“.

Merzdorf.

Ackermann: Hans A., Bürger von Zwickau, deutscher Dramatiker, angeregt durch Paul Rebhun. Sein „Verlorner Sohn" (1536; vgl. Goedeke) beruht zum Theil auf dem „Acolast" von Gnapheus und wurde von Scharpffenecker 1544 abgekürzt, von Johann Nendorff 1608 benutzt. Im „Tobias" will er den Ehestand preisen im Gegensatze zur katholischen Verherrlichung der Ehelosigkeit. Einfach, schmucklos, trocken, aber treuherzig und nicht ohne anschauliche und gemüthvolle Erfassung des wirklichen Lebens. — (Palm, Rebhun S. 186.)

Scherer.

Ackermann: Wilhelm Heinrich A., Schulmann; zu Auerbach im sächs. Voigtland, wo sein Vater Oberpfarrer war, geb. 25. Juni 1789, † 27. März 1848. Von seinen zwei Brüdern ward der eine Appellationsrath in Dresden, der andere Pfarrer in Syrau. Erst vom Vater, dann auf dem Gothaer Gymnasium vorbereitet, studirte er seit 1807 zu Leipzig Theologie. Indem er zugleich Unterricht ertheilte, erkannte er darin so sehr seinen Beruf, daß er 1811 durch seinen zu London als Kaufmann ansässigen Vaterbruder Rudolph A. bewogen, die Erziehung einiger jungen Engländer übernahm und sich mit ihnen 2 Jahre bei Pestalozzi zu Ifferten aufhielt, lehrend und „vom genialen, an Geistesblicken unerschöpflichen Alten täglich lernend". 1813 trieb ihn die Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes in das Lützow'sche Corps. Er zeichnete sich durch Umsicht aus, ward Oberjäger und am 26. Aug. Officier. Am selben Tage fiel Theod. Körner; A., Förster, Thümmel und Nostiz gruben dem Freunde unter der Eiche bei Wöbbelin das Grab; der spätere Geh. Medicinalrath Stiebel zu Frankfurt a. M. führte den Trauerzug. Im Kampf an der Göhrde, 16. Sept., eroberte A. eine Kanone und erhielt dafür das eiserne Kreuz. Er begleitete das Corps bis Paris. Nach geschlossenem Frieden führte er bei seinem Oheim Rudolf A. (s. d.) in London die Correspondenz zweier Hülfsgesellschaften, für die er im Winter 1814 nach Deutschland reiste. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch das Körner'sche Haus in Dresden, wo Theodor's kurz hernach gestorbene Schwester durch ihre hohe Begabung und ihr begeistertes Wesen einen tiefen Eindruck auf ihn machte. In London verkehrte A. mit dem bekannten Dr. Bell, dessen Mechanismus und passives Gedächtnißwerk sich ihm im schroffsten Gegensatze zu Pestalozzi's Entwickeln des jungen Geistes darstellte. 1815 zog A. abermals mit fünf Zöglingen nach Ifferten. Dr. Bell kam nachgereist; aber der von sich eingenommene Mann blieb trotz aller Beweise Pestalozzi's und Ackermann's bei seinem System. Von 1817 an ist A. mit seinen Zöglingen theils auf Reisen, theils an befreundeten Erziehungsinstituten; 1819 kam er nach Frankfurt a. M.; von seinen alten Kampfgenossen aufs Herzlichste empfangen, entschloß er sich daselbst zur Annahme einer ordentl. Lehrerstelle an der Musterschule (4. Juli 1820), deren Zierde er auf lange Zeit ward. Von hohem Wuchse, schlank, fast hager, trug er das Gepräge von Ernst und Liebe, einfach in seiner ganzen Lebensweise, ein abgesagter Feind alles äußern Schein-Glanzes. Der Umgang mit der Jugend war ihm Freude und Bedürfniß. Mit seltenem Geschick wußte er aus seinem reichen Wissensschatz das jedesmal Zweckmäßige herauszufinden. Mit seinem, von klangvoller Stimme getragenen würde- und liebevollen Lehrton, mit seinem edlen Charakter, der den Schülern überall als Muster vorleuchtete, war er ein echter Jünger Pestalozzi's. Eine ganze Generation führte er vom Eintritt in die Schule bis zum Abgang von derselben und blieb dann, vorzugsweise mit Geschichte und deutscher Sprache beschäftigt, in den oberen Classen der Knaben- und Mädchenschule. — A. blieb unverheirathet, „die Schule blieb seine Braut und mit der Liebe eines Bräutigams hing er an ihr, lebte nur für sie". — Als durch die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 die religiöse und politische Freiheit in hohem Grade beschränkt

ward, trat A. mannhaft für sie ein. Bis zu Ende des Jahres 1847 blieb er, obwol schon seit Jahren mit heftigen und zunehmenden Brustbeschwerden behaftet, in seinem Beruf; dann ward er, kurz vor seinem Tode, pensionirt. Den Sterbenden erreichte noch die Kunde von der Erhebung des deutschen Volkes; noch sah er die Stadt im Festschmuck der schwarz-roth-goldenen Fahnen. Der unabsehbare Trauerzug, welcher ihn in den Tagen des Vorparlaments zum Grabe geleitete, wo der treue Jugendfreund Stiebel ihm die Grabrede hielt, bekundete die hohe und allseitige Verehrung der Stadt. — Geschrieben hat er: „Erinnerungen aus meinem Leben bei Pestalozzi" und „Erinnerungen aus den Freiheitskriegen"; ein ungedrucktes Tagebuch soll sich in der Pfarre in Syrau befinden. Wiederhold.

Ackermann: Jacob Fidelis A., Arzt, geb. 23. April 1765 in Rüdesheim, † 28. Oct. 1815, habilitirte sich, nachdem er 1787 in Mainz zum Doctor promovirt worden war und eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Italien ꝛc. gemacht hatte, 1789 in Mainz als Privatdocent für gerichtliche Medicin und Medicinalpolizei. Nach Fibig's Tode ward ihm die ordentliche Professur der Botanik, und nach Sömmering's Ausscheiden die der Anatomie übertragen; 1798, nach Aufhebung der Universität und Errichtung einer Specialschule der Medicin, wurde A. zum Präsidenten und ersten Professor an derselben ernannt; 1804 folgte er einem Rufe als Professor der Anatomie und Chirurgie an Loder's Stelle in Jena, und im folgenden Jahre einem solchen als Professor der Anatomie und Physiologie in Heidelberg. Hier entwickelte A. eine umfassende Thätigkeit und machte sich namentlich um die Begründung und Erweiterung wissenschaftlicher Institute (des anatomischen Theaters, der Poliklinik u. a.) sehr verdient. Nach Schluß des Sommersemesters 1815 reiste A., seiner Gewohnheit gemäß, nach seiner in der Nähe von Rüdesheim gelegenen kleinen ländlichen Besitzung, erkrankte hier an Nierenentzündung und erlag derselben schnell. — A. nimmt unter seinen Zeitgenossen eine ehrenvolle Stellung ein; zu seinen bedeutendsten Arbeiten (vgl. Engelmann, Bibl. med.-chir. S. 5) gehören eine Reihe anatomischer Leistungen: „Ueber die Kreuzung der Sehnerven", in Blumbach's med. Bibl. 1788 III. 337. 706; „Gustus organi novissime detecti prodromus", Mainz 1790; „Comment. de nervei systematis primordiis", Mannh. 1813 u. a., ferner seine Schrift „Ueber den Cretinismus", Gotha 1790, und seine „Kritik der Gall'schen Schädel- und Organlehre", Heidelb. 1806, in welcher er, als der Erste, mit wissenschaftlichen, auf Anatomie und Entwickelungsgeschichte des Gehirns gestützten Gründen die Unhaltbarkeit derselben nachweist. In seinen physiologischen und pathologischen Arbeiten, wie der „Darstellung der Lebenskräfte", 2 Bde., Frkf. a. M. 1797, 1800; „De febribus epitome", Heidelb. 1809; „Ueber die Erleichterung schwerer Geburten", Jena 1804 u. a. steht A. auf einem ausgesprochen chemiatrischen Standpunkte, in der spätern Zeit seiner litterarischen Thätigkeit hat er sich der naturphilosophischen Richtung zugewendet. Er schrieb auch 1812: „Ueber die Natur des Gewächses. Eine philos. Einleitung in seine botanischen Vorlesungen" (s. Pritzel, Thes.).

A. Hirsch.

Ackermann: Johann A., lebte um 1429 in Sacz in Böhmen. Er ist Verfasser eines in alten Drucken und in Handschriften erhaltenen Streitgespräches zwischen dem Tode und einem Manne, dem derselbe sein junges Weib geraubt hat, und der er wahrscheinlich selbst ist. Johann nennt er sich in einem Akrostichon am Schlusse, und bezeichnet durch die Worte: „Ich bin genannt ein Ackermann, von Vogelweide ist mein Pflug" seinen Zunamen und sein Gewerbe, die Vogeljagd. Er zeigt Kenntniß der Alten, in deren Geiste das Gespräch auch

gehalten ist, und eine ziemliche Gewandtheit in der Handhabung der Prosa. Das Werkchen ist aufs Neue herausgegeben durch v. d. Hagen, Frankfurt 1824.

Bartsch.

Ackermann: Joh. Christ. Gottl. A., Arzt, geb. 17. Febr. 1756 in Zeulenroda, † 9. März 1801, bezog in einem Alter von kaum 15 Jahren die Universität von Jena, wo er an Baldinger einen väterlichen Gönner fand, siedelte mit diesem nach Göttingen über, wo er neben seinen medicinischen Studien sich, unter Heyne's Leitung, mit dem größten Eifer den classischen Wissenschaften hingab, und habilitirte sich 1775, nach erfolgter Promotion, als Privatdocent an der med. Facultät in Halle; nach zweijährigem Aufenthalte daselbst ging er in seine Heimath, wo er bis 1786 als prakt. Arzt und Physikus der Bezirke Zeulenroda und Burgk thätig war; in diesem Jahre folgte er einem Rufe als Professor der Chemie an Wittwer's Stelle in Altdorf, rückte 1794 in den Lehrstuhl für praktische Heilkunde ein, übernahm gleichzeitig, als Stadt- und Amtsphysikus, die ärztliche Leitung des dortigen Krankenhauses für Arme (die hier gemachten Erfahrungen hat er in seiner Schrift: „Bemerkungen über die Kenntniß und Kur einiger Krankheiten", in 7 Heften, Altd. 1794—1800 niedergelegt), erlag aber schon in einem Alter von 45 Jahren der Lungenschwindsucht. — Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Leistungen Ackermann's (vgl. Biogr. méd. I. p. 33. Meusel, G. T.) fällt in seine historischen Arbeiten, welche den Beweis einer classischen Gelehrsamkeit und einer tiefen Kenntniß des Alterthums geben; neben zahlreichen von ihm besorgten Ausgaben ärztlicher Schriften des Alterthums und Mittelalters, unter denen die des „Regimen sanitatis Salerni" (Stendal 1790) wegen der kritischen Sichtung des Textes und der werthvollen kritisch-historischen Einleitung besonders hoch geschätzt ist, nehmen seine „Institutiones historiae medicinae", Nürnb. 1792, eine in kurzem Umrisse, aber meisterhaft entworfene Geschichte der Heilkunde bis zum Ausgange des Mittelalters, die erste Stelle ein. Ein weiteres litterarisches Verdienst hat sich A. durch die Herausgabe oder Uebersetzung zahlreicher ausländischer Schriften erworben; von seinen der praktischen Heilkunde zugewandten, schriftstellerischen Leistungen verdienen vorzugsweise die von ihm veröffentlichten Hand- und Lehrbücher über Kriegsarzneikunde genannt zu werden. — Seine Memoria schrieb Siebenkees, Altdorf 1801.

A. Hirsch.

Ackermann: Johann Adam A., Landschaftsmaler, geb. in Mainz 1780, lebte seit 1804 in Frankfurt a. M., wo er 1853 starb. Beifall fanden besonders seine Winterlandschaften, auch im Aquarell war er geschickt. Sein Bruder Georg Friedrich, geb. zu Mainz 1787, † zu Frankfurt 1843, malte ebenfalls Landschaften, jedoch mit weniger Erfolg. — (Meyer's N. Künstlerlex.).

W. Schmidt.

Ackermann, Schauspielerfamilie: Konrad Ernst A., geb. 1710 in Schwerin, † 13. Nov. 1771, hatte den Feldmarschall Münnich auf weiten Reisen und in Schlachten begleitet und sich durch Tapferkeit, Stärke und Gewandtheit des Körpers ausgezeichnet. Er betrat die Bühne zuerst unter einem gewissen Stolle. 1740 war er bei der Schönemann'schen Gesellschaft in Lüneburg engagirt. Dort lernte er seine nachmalige Frau kennen, welche 1741 in Hamburg an die Spitze einer eigenen Gesellschaft trat. 1744 löste sich diese auf. A. ging zu Verwandten nach Mecklenburg. 1747 fand er Anstellung in Danzig, später in Petersburg. Von dort besuchte er auch Moskau 1749. Hier heirathete er. 1751 verließ er Rußland und in Gemeinschaft mit seiner Frau begründete er später die so berühmt gewordene Ackermann'sche Gesellschaft. Sie bereiste Danzig, Königsberg, Breslau, Warschau, zog dann durch Mitteldeutschland (Leipzig, Halle) nach Frankfurt a. M., und als der siebenjährige Krieg Deutschland zum

Kriegsschauplatze machte, ging sie über Straßburg nach der Schweiz. Nach dem Friedensschlusse ging A. über Straßburg, Frankfurt, Mainz nach Braunschweig, Hannover und Hamburg. Hamburg wurde nun der feste Sitz der Ackermann=schen Gesellschaft. 1767 aber ging die Bühne an ein Consortium von Privat=leuten über (Lessing's Dramaturgie). Bei dieser Gesellschaft glänzten die Be=gründer der deutschen Schauspielkunst, Eckhof und Friedrich Ludwig Schröder. A. war selbst ein vorzüglicher Schauspieler, als solcher von den eben genannten Großmeistern deutschen Bühnenspiels anerkannt.

Seine Gattin, Sophie Charlotte, war eine geb. Bierreichel. Geb. in Berlin am 10. Mai 1714, heirathete sie einen Organisten Schröder, der sie aber nicht ernähren konnte. Sie betrat 1740 die Bühne in Lüneburg, errichtete 1741 eine eigene Gesellschaft in Hamburg, fallirte 1744, verließ darauf das Theater, kehrte jedoch 1747 zur Bühne zurück. 1749 heirathete sie in Moskau den Schauspieler A. Sie war eine treffliche Schauspielerin und eine noch treff=lichere Directrice, von Verstand und Energie, eine Lehrerin ihrer Mitglieder. Man rühmt namentlich die Feinheit und Schönheit ihres Händespiels. Sie starb 14. Oct. 1792 in Hamburg.

Dorothea A., der Vorigen älteste Tochter, geb. 12. Febr. 1752 in Danzig, betrat die Bühne zuerst am 8. März 1756 als vierjähriges Kind in der Rolle der Arabella in Lessing's „Miß Sara Sampson". Sie entwickelte sich zu einer trefflichen Schauspielerin, begünstigt durch eine hohe und edle Ge=stalt und eine sanfte einschmeichelnde Stimme. Schröder's Biograph Meyer rühmt als ihre vorzüglichsten Rollen Orsina, Minna von Barnhelm, Marie in Götz von Berlichingen. Sie verließ die Bühne 19. Juni 1778 und heirathete 2. Juli desselben Jahres den Professor Unger in Altona.

Marie Magdalene Charlotte A., Schwester der Vorigen, geb. 23. Aug. 1757, betrat die Bühne 16. Oct. 1761 in Karlsruhe als Louischen in Moliere's „Kranken in der Einbildung". Ein außerordentliches Talent voll Grazie und erfinderischen Geistes. Sie starb in ihrem achtzehnten Lebensjahr 10. Mai 1775 in Hamburg, allgemein betrauert von den dortigen Kunstfreunden, deren ver=zogener Liebling sie gewesen war. Sie ist die Heldin des Otto Müller'schen Romans „Charlotte Ackermann", der bekanntlich auch zu einem Schauspiel ver=arbeitet wurde, welches in der Mitte der fünfziger Jahre über fast alle deutschen Bühnen ging. Förster.

Ackermann: Leopold A., mit seinem Klosternamen Petrus Foure=rius, bibl. Archäolog, geb. in Wien 17. Nov. 1771, † daselbst 9. Sept. 1831. Am 10. Oct. 1790 trat er in den Orden der regulirten Chorherren zu Kloster=neuburg und studirte dann 1791—95 in Wien. Darauf ward er Priester und Professor der oriental. Sprachen, der Archäologie und Hermeneutik am Stiftshof in Wien, 1800 auch Stiftsbibliothekar. 1802 zum Doctor der Theologie promo=virt, erhielt er 1806 an der Universität die Professur für das Alte Testament, welche er als geschätzter Lehrer 25 Jahre bekleidete. — Er schrieb: „Introductio in libros Vet. Test." 1825 (eigentlich 3. Ausg. von J. Jahnii Introductio etc.); „Archaeologia bibl." 1826; „Prophetae minores perpet. annot. illustr." 1830.

V. Seback, L. P. F. Ackermann, biogr. Skizze, Wien 1832.

Ackermann: Rudolph A., Buch= und Kunsthändler, geb. 20. April 1764 zu Schneeberg, † 30. März 1834, erhielt seinen ersten Unterricht in der latein. Schule seiner Vaterstadt. Sein Wunsch, eine Universität zu besuchen, wurde durch die Armuth seiner Mittel unmöglich. Er erlernte darum das Sattler=handwerk, welches auch sein Vater betrieb. Als Sattler und Wagenbauer durch=wanderte er Deutschland, Frankreich und zuletzt England, wo er in London durch

seine in Paris gefertigten Wägen bekannt geworden war und nun Aufträge zu solchen von allen Seiten erhielt. Dies trieb er bis 1795. Dann legte er eine Kupferstichhandlung an, welche bald sehr blühend wurde. Mit ihr verband er eine Manufactur von Farben für Landschafts- und Miniaturmaler; erfand ein dickes Cartonpapier für letztere, veranstaltete das Erscheinen von verschiedenen artist.-litterar. Erzeugnissen, u. a. des bekannten Taschenbuchs „Forget me not" und betheiligte sich bei verschiedenen neuen technischen Erfindungen (vgl. oben F. C. Accum). Seit 1830 zog er sich, fast erblindet, von allen Geschäften zurück, welche nun seine Söhne übernahmen.

Börsenblatt f. d. d. Buchhandel 1834. Literary gazette 1834. Zeitgenossen IV. 13. 1819 S. 8. Walther.

Ackner: Johann Michael A., Archäolog und Naturforscher, geb. zu Schäßburg 25. Jan. 1782, † als evangel. Pfarrer von Hammersdorf (nächst Hermannstadt) 12. Aug. 1862. Die erste Ausbildung erhielt er am Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte hierauf Philosophie am evangel. Gymnasium zu Hermannstadt und begab sich 1805 nach Wittenberg. Aber nach kaum vollendetem ersten Jahre wurden die Studien hier in Folge der Besetzung Wittenbergs durch die Franzosen unterbrochen. Er hörte darauf in Göttingen u. a. Heyne, Blumenbach, Beckmann und Heeren. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien bereiste er zu Fuß einen großen Theil von Deutschland und Frankreich, die Schweiz und Italien. Nach der Heimkehr in sein Vaterland wirkte er 13 Jahre an der Hermannstädter Schule als Professor der Philologie und Archäologie. Hier gab er 1809 seine „Antiqua musei Parisiorum monumenta" heraus. 1821 wählte ihn die evang. Gemeinde in Hammersdorf zu ihrem Pfarrer. Bei aller Treue für den Beruf des Seelsorgers fand er in seiner neuen Stellung Muße genug, sich seinen Lieblingsstudien in rastloser Thätigkeit zu widmen. Zahlreiche Reisen, die er in den Jahren 1832 bis 1847 unternahm, um die römischen Inschriftengebiete Siebenbürgens und der Nachbarländer, sowie interessante Fundorte von Mineralien und Petrefactenlager zu besuchen, führten zu einer stattlichen Reihe von werthvollen Abhandlungen archäologischen und naturhistorischen Inhalts, deren Verzeichniß man in der „Transsilvania", Beibl. des Siebenb. Boten, Nr. 14 des J. 1862 findet. Aber auch eine schöne und reiche Sammlung von Antiquitäten, Münzen, Petrefacten und Mineralien dankt besonders jenen Reisen ihre Entstehung. Bei dem hohen Interesse, das diese Sammlung gewährte, bei den umfassenden Kenntnissen, dem Reichthum der Erfahrungen und bei der bis ins höchste Alter ungetrübt bewahrten Leutseligkeit des „Nestors deutscher Forschung in Siebenbürgen" konnte es nicht anders sein, als daß der stille Pfarrhof des freundlichen Dorfes häufig zahlreiche Freunde und Jünger der Wissenschaft in sich aufnahm. Mit Recht konnte sein Biograph in dem warm geschriebenen Nachrufe sagen: „So sehen wir A. durch mehr als ein halbes Jahrhundert im Mittelpunkte aller wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Nationsgenossen in hervorragender Weise thätig, theils selbst arbeitend, theils durch sein Beispiel und seine Aufmunterung und Unterstützung jüngere Kräfte anregend, belehrend und fördernd." — Die Anerkennung der Verdienste wurde dem edlen Manne im In- und Auslande von allen Seiten zu Theil und allgemeinste Verehrung wurde ihm an seinem 50jährigen Dienstjubiläum am 8. Oct. 1858 entgegengetragen. — Seine hervorragendsten Werke sind die „Mineralogie Siebenbürgens mit geognostischen Andeutungen", Hermannstadt 1847—55. „Die römischen Alterthümer und deutschen Burgen in Siebenbürgen mit einer Uebersichtskarte" und „Die Colonien und militärischen Stand-Lager der Römer in Dacien", vor Allem aber „Die römischen Inschriften in Dacien, gesammelt und bearbeitet von J. M. Ackner und Friedr. Müller",

Wien 1865. — Es war ihm nicht beschieden, das Erscheinen des letztgenannten, in seinem 81. Lebensjahre beendigten Werkes zu erleben. Seine Sammlungen erwarb der naturwissenschaftliche Verein in Hermannstadt.

Transsilvania, 2. Jahrg., 1862, Nr. 14. — Oesterreich. Wochenschrift für Wissensch., Kunst u. öffentl. Leben, 1863, Nr. 4. Zieglauer.

Acoluthus: M. Andreas A., einer der bedeutendsten Orientalisten seiner Zeit, geb. 16. März 1654 in Bernstadt, † 1704 am 4. Nov. in Breslau, war ein Sohn des gelehrten, als Pastor von St. Elisabeth und Inspector der Breslauischen Kirchen und Schulen 1689 verstorbenen Dr. theol. Johannes A. Nach tüchtiger Vorbildung auf dem Elisabethan fand er in M. August Pfeiffer, gestorben als Superintendent in Lübeck, einen ebenso tüchtigen Lehrer für das Rabbinische, Syrische, Chaldäische, Arabische, Persische, Aethiopische, womit er später das Mauretanische, Türkische, Koptische, Armenische, sogar das Chinesische verband. 1674 ging er nach Wittenberg, von da nach Leipzig, wo er Magister wurde und über orientalische Sprachen Privatvorlesungen hielt. Durch einen glücklichen Zufall in den Besitz einer Armenischen Bibel gelangt, gab er 1680 den Propheten Obadja armenisch mit Observationen heraus, der erste in Deutschland erschienene armenische Druck. Der 1682 verfaßte Tractat „De aquis zelotypiae amaris" zu Num. 5, 11 ff. sollte ihm den Weg zu einer Professur bahnen; aber 1683 nach Breslau zurückgekehrt, ließ er sich dort bewegen, in den praktischen Kirchendienst einzutreten. 1689 übertrug ihm der Rath die Professur der hebräischen Sprache am Elisabethan und berief ihn das Jahr darauf zum Senior an die Bernhardinkirche. Seine unter einer Last von Amtsarbeiten mit eisernem Fleiße fortgesetzten orientalischen Studien wurden durch eine im Türkenkriege erbeutete arabische Handschrift des Koran mit persischer und türkischer Uebersetzung zu neuem Eifer entflammt. Der Koran war, da die 1530 in Venedig erschienene arabische Ausgabe auf Befehl des Papstes verbrannt worden war, in Deutschland damals so gut als unbekannt, weßhalb A. den Entschluß faßte, diese dreisprachige Handschrift mit lateinischer Uebersetzung zu veröffentlichen. Sein Plan fand in Berlin bei Friedrich III., dem freigebigen Förderer der Wissenschaften, die günstigste Aufnahme. Der Kurfürst setzte ihm alsbald eine jährliche Pension aus. Von dem zu edirenden Koran erschien jedoch nur 1701 ein „Specimen alcorani quadrilinguis", in Folge dessen A. zum Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin erwählt wurde. — Der jüngste seiner Söhne Johann Karl, Rathsherr und Schulpräses in Breslau, ist von Karl VI. unter dem Namen von Folgersberg geadelt worden.

Christ. Schmid, Leichenpredigt auf M. Andr. Acoluthus nebst angefügtem Lebenslauf. Breslau. — Mart. Hankii monumenta pie defunctis olim erecta, ed. a G. Hankio, 1718. Schimmelpfennig.

Acontius: Jacob A., Philosoph, Theolog, Jurist und Ingenieur, † 1566 oder bald hernach. Er wurde zu Trident geboren und beschäftigte sich größtentheils mit dem Studium der Jurisprudenz. Ohne strenger Calvinist zu werden, trat er doch zum reformirten Bekenntniß über, wurde deswegen aus seinem Vaterlande vertrieben, ging nach Straßburg und von da nach England, wo er, von der Königin Elisabeth freundlich aufgenommen, reiche Gnadenbezeugungen erfuhr. Besonders berühmt ist seine in zahlreichen Ausg. u. Uebersetzungen (vgl. Adelung) erschienene Schrift: „De strategematibus Satanae", Basel 1565. Das Werk zeugt von einer großen religiösen Duldsamkeit, die den Verfasser seiner Zeit verhaßt machte. Außerdem ist erwähnenswerth: „De methodo sive recta investigandarum tradendarumque artium ac scientiarum ratione libellus", gedruckt in einer Sammelschrift: „De studiis bene instituendis", Utrecht 1658. Die Schrift ist für die Geschichte der Logik von Bedeutung. A. hält sich frei von

scholastischem Wuste und setzt in freier Stellung zur peripatetischen Lehre die Methode der Erforschung der Wahrheit und der Begriffsbildung, wie die Methode des Vortrags der Wissenschaft auseinander. Es tritt uns große Einsicht und Beurtheilungskraft in dieser Schrift entgegen. Andere Werke, wie eine Vernunftlehre, blieben unvollendet oder ungedruckt. — (Bayle s. v. Aconce.)

Richter.

Acontius: Melchior A. stammt aus Ursel bei Frankfurt a. M. und befand sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. zu Wittenberg, wo er mit dem Dichter Georg Sabinus befreundet war, wie aus seinen Epithalamien auf die Hochzeit des Sabinus, der Melanchthon's älteste Tochter geheirathet, hervorgeht. Diese Weihgedichte hat Sabinus unter seine eigenen Gedichte aufgenommen. Auch mit einem anderen Dichter der Reformationszeit, Jacob Micyllus, war A. eng befreundet. — (Annalen des Vereins f. nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. X. 115.)

Zais.

Acronius: Johannes A. Frisius, so genannt nach seiner Vaterstadt Akkrum in Westfriesland, auch Atrocianus, Arzt und Mathematiker, geb. 1520, seit 1547 Professor der Mathematik und seit 1549 der Logik zu Basel, 1564 Doctor der Medicin, † an der Pest 18. Oct. desselben Jahres. Mehr als durch seine lat. Poesien und humanistischen Arbeiten (vgl. Jöcher u. Adelung) ward er durch seine mathematisch-astronom. Werke „De motu terrae“, „De sphaera“, „De astrolabio et annuli astronomici confectione“, nebst einem wol nicht gedruckten „Cronicon und Prognosticon astronomica“ bekannt. Als Freund des Dav. Joris gab er nach dessen Tode die Meinungen des Joris in 45 Aphorismen und eine Geschichte seines Lebens und Processes heraus.

Bruhns.

Acronius: Johannes A., reformirter Theologe, † 1627; hat sich weniger durch wissenschaftliche Arbeiten, als durch seinen eifrigen Antheil an dem Streite zwischen Arminianern oder Remonstranten und Contraremonstranten einen Namen gemacht. Er war der Sohn des friesischen Predigers Bernard A. und genoß den Unterricht des Zach. Ursinus und F. Junius zu Neustadt. 1584 ward er Prediger zu Eilsum in Ostfriesland; einige Jahre später zu Groningen und Wesel. Nachdem er einen Ruf als Prediger nach Deventer und Amsterdam abgelehnt hatte, ward er 1617 zum Professor der Theologie an der Universität zu Franeker ernannt; aber schon im nächsten Jahre rief man ihn wieder als Prediger nach Kampen, hauptsächlich damit er gegen seine dortigen Collegen, welche der Partei des Arminius zugethan waren, auftreten möge. Als Abgeordneter dieser Gemeinde zur Dordrechter Kirchenversammlung, 1618—19, hat er wirklich seine Collegen des Arminianismus angeklagt, was für einige derselben Absetzung zur Folge hatte. 1619 ging er als Prediger nach Haarlem, wo er bis zu seinem Tode blieb. Die schroffen Calvinisten seiner Zeit rühmten seine Gelehrtheit, seine Predigergaben und seinen Eifer für das, was ihnen für die Wahrheit galt; von anderer Seite aber wird er als ein unruhiger und zur Polemik sehr geneigter Mann gezeichnet. Unter seinen schriftsteller. Arbeiten (vgl. v. Aa, Biogr. Woordenb., u. Glasius, Godgel. Nederl.) sind hervorzuheben: „Elenchus orthodoxus pseudo-relig. Romano-Cathol.“, Deventer 1615; „Syntagma Theologiae“, Gron. 1605; „Uytmonsteringe van verscheydene dolingen . . . der genoemde Lutherschen“, Arnhem 1625.

Vos.

Acronius: Ruard A., reformirter Theologe. Während Einige ihn einen Bruder des Joh. A. (s. o.) nennen, behaupten Andere, daß er in seiner ersten Zeit katholischer Priester gewesen sei. 1572 trat er als reformirter Prediger zu Franeker auf. Nachdem er in Alkmaar und Bolsward mehrere Jahre gearbeitet hatte, ward er 1599 Prediger zu Schiedam, wo er wahrscheinlich 1612 starb.

Für jene Zeit ein gelehrter Mann, aber heftig, intolerant, eine durchaus polemische Natur. So richtete er an die Mennoniten die Herausforderung zu einer öffentlichen Disputation, welche auch 1596 zwischen ihm und Pieter van Ceulen stattfand. Obgleich die Gegner in 155 Sitzungen ihren Streit fortsetzten, endete dennoch die Disputation damit, daß sich beide Parteien den Sieg zuschrieben. An den Zwistigkeiten der Anhänger des Arminius und Gomarus hat Ruard A. einen so wirksamen Antheil genommen, daß Gomarus bei einer Zusammenkunft, welche 1609 im Haag gehalten ward, seine Hülfe zur Vertheidigung der Calvinistischen Lehrbegriffe in Anspruch nahm. Das Auftreten Uytenbogaert's als Prediger zu Bleiswyk suchte A. vergebens zu verhindern. Da Uytenbogaert, der — wie alle Arminianer — das Recht der weltlichen Obrigkeit zur Einmischung in kirchliche Sachen vertheidigte, 1610 einen „Tractaet van 't ambt ende Authoriteyt eener hoogher Christelicker Overheyt" herausgab, trat A. mit einer Gegenschrift „Noodwendig Vertoog" gegen ihn auf. Die Remonstranten gaben 1610 den Staaten von Holland eine Vorstellung (Remonstranz) ihrer Ansichten ein. Unter den Namen der sechs Delegirten von Calvinistischer Seite, welche eine Contraremonstranz einreichten, steht in erster Reihe der des R. A. Außer seinen Schriften gegen Uytenbogaert werden noch erwähnt: „Onderregtinge over 't onderholt der dienaren der waren ghemeynten Christi", Franeker 1590; „Enarrationes catecheticae", Schiedam 1606; „Onderwyzinge over de Christ. catechism.", Schiedam 1608 u. a., welche v. d. Aa im Biogr. Woordenb. anführt.

Vos.

Adam: Abt vom Kloster Ebrach in dem Sprengel von Würzburg, geb. vermuthlich im letzten Jahrzehnt des 11. Jahrh., † 23. Nov. 1161. Aus dem Kölner Sprengel stammend, war er in das Cistercienserkloster Morimund in Burgund eingetreten und führte 1126 eine Colonie von Mönchen seines Ordens nach Franken in das von einem einheimischen angesehenen ritterbürtigen Geschlechte und mit Unterstützung des dort begüterten späteren Königs Konrad III. und seiner Gemahlin Gertrud gestiftete Kloster Ebrach. Nach Allem, was wir wissen, war A. eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Er hat die ihm anvertraute Stiftung auf fester Grundlage eingerichtet und geistig und wirthschaftlich die künftige hervorragende Stellung derselben mit nicht gewöhnlicher Umsicht begründet. Kraft dieser seiner fruchtbaren Wirksamkeit sind von Ebrach aus in nächster Zeit eine Anzahl Schwesterklöster (in Franken, Steiermark und Niederbaiern) ins Leben gerufen worden. Auch über die nächsten Interessen seiner Abtei hinaus hat er an den großen öffentlichen Vorgängen lebhaften Antheil genommen. Es ist bekannt und erklärt sich schon durch seinen Zusammenhang mit dem h. Bernhard von Clairvaux, daß Adams persönliche Mitwirkung für die Agitation für den 2. Kreuzzug in Anspruch genommen worden ist: in Regensburg hat er mit großem Erfolg den baierischen Großen das Kreuz gepredigt. Ueberdies war er hoch angesehen bei dem päpstlichen Stuhle wie bei Kaiser Konrad III. und noch mehr bei Kaiser Friedrich I., der ihn u. a. seiner ersten Gesandtschaft an Papst Eugen III. 1152 beigesellte und ihn in dem Notificationsschreiben an diesen als den Mann seines Vertrauens in göttlichen und weltlichen Dingen bezeichnet. (Vgl. Wegele, Monum. Eberacensia, 1863.)

Wegele.

Adam d'Ambergau: Buchdrucker aus dem Ende des 15. Jahrh., vermuthlich aus Ammergau in Oberbaiern gebürtig. Auch sein späterer Aufenthaltsort ist nicht bestimmt zu erweisen, er läßt sich nur aus den vorhandenen Drucken vermuthen; so kennt man eine Ausgabe des Virgil, gedruckt von „Adam" Venedig 1471, und „Ciceronis orationes", gedruckt von „Adam d'Ambergau" gleichfalls in Venedig 1472; die Typen des Virgil sind aber verschieden von

denen des Cicero, so daß es möglich ist, daß zu jener Zeit zwei verschiedene Drucker dieses Namens in Venedig waren. Der Name Adam kommt außerdem noch mehrfach vor; ein „Magister Adamus" druckte 1470 „Augustini Dati elegantiae" in 4°, ein „Petrus Adamus Mantuanus" ist gleichfalls als Drucker bekannt, und ein „Adam Rost" als Drucker in Rom von 1471—75 vorkommend ist wahrscheinlich derselbe, der als „Adam de Rotwil" (auch „Alemannus") um 1482 in Aquila die ersten Druckwerke dieses Ortes lieferte: „Vite de Plutarcho, traducte per Bapt. Alessandro Jaconello de Riete" 334 Bl. Folio, und „Jacobi de Bangio tractatus de censuris et poenis ecclesiasticis" Folio. Die Sitte der Drucker jener Zeit, häufig nur ihren Vornamen zu nennen oder ihm die lateinische Uebersetzung ihres Geburtsortes beizufügen, macht die Feststellung der unter mehrfach wechselnder, selbst beigelegter Namensbezeichnung vorkommenden Persönlichkeiten höchst unsicher. Mühlbrecht.

Adam von Bremen: einer der bedeutendsten Geschichtschreiber des Mittelalters, kam 1068 nach Bremen, wo durch den Erzbischof Adalbert (1045—72) eine sehr rege Thätigkeit, auch auf wissenschaftlichem Gebiet, ins Leben gerufen war, wurde sogleich unter die Zahl der Domherren aufgenommen und erscheint 1069 als Scholasticus. Wie lange er als Vorsteher der Domschule gewirkt hat, wissen wir nicht; nach 1075, 12. Oct. eines unbekannten Jahres ist er gestorben. — A. scheint ein Obersachse gewesen zu sein und verdankt seine Bildung vielleicht der Magdeburger Domschule. Mit einer ansehnlichen Zahl alter Schriftsteller ist er vertraut, und der Ehrenname eines Magisters zeigt, daß er den vollständigen Kreis der damaligen höhern Schulbildung sich angeeignet hatte. In der Schreibart ist vorzüglich Sallust sein Vorbild. Von lebhaftem Streben nach geographischen und geschichtlichen Kenntnissen erfüllt, hat A. einen Aufenthalt bei dem Dänenkönig Sven Estrithson benutzt, um sich von diesem über Geschichte und Beschaffenheit der Nordlande belehren zu lassen. Die weitreichende Missionsthätigkeit der Bremer Kirche gewährte ihm außerdem reiche Gelegenheit, Nachrichten von vielen Seiten einzuziehen, und die Bibliothek der Kirche eine nur theilweise auch uns noch erhaltene, Fülle geschichtlicher Werke, welche er mit Sorgfalt und Einsicht benutzt hat, wie nicht minder auch die Urkunden des Archivs, unter welchen sich aber schon damals Fälschungen befanden. Erst nach dem Tode Adalberts begann A. die lange vorbereitete Ausarbeitung seines Werkes: „Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum". Denn Hamburg war noch der eigentliche Sitz des Erzbisthums, obwol wegen wiederholter feindlicher Zerstörungen die Residenz nach dem frühzeitig damit verbundenen Bremen verlegt war. Je mehr A. sich seiner eigenen Zeit nähert, um so belebter und reichhaltiger wird seine Darstellung, deren drittes Buch ganz der Wirksamkeit des Erzbischofs Adalbert gewidmet ist, an welchem er mit treuer Liebe hängt, ohne die Fehler und Schwächen des Mannes zu verkennen oder zu verbergen. Die hohe Stellung Adalberts giebt Adams Werk eine große Bedeutung auch für die Reichsgeschichte; fast einzig in seiner Art aber steht das vierte Buch des Werkes da, unter dem Titel: „Descriptio insularum Aquilonis", eine förmliche Geographie der Nordlande und baltischen Küsten, so weit man sie damals in Bremen kannte. Noch bei Lebzeiten des Königs Sven, der 1076 starb, ist das Werk vollendet. Schon frühzeitig ist es mit Randglossen versehen, von vielen Schriftstellern benutzt, und hat immer seine Geltung als die zuverlässigste Grundlage für die Geschichte jener Gegenden behauptet. — Die erste kritische Ausgabe gab nach sorgfältiger Vorbereitung J. M. Lappenberg in den Mon. Germ. Scriptt. Vol. VII und bes. Abdruck 1846. Uebersetzung von Dr. Laurent mit Vorwort von Lappenberg 1850. Wattenbach.

Adam von Fulda: Musikschriftsteller in der 2. Hälfte des 15. Jahrhun-

derts. Daß er ein Deutscher gewesen ist, wissen wir aus dem Glarean, der ihn im Dodekach. 261 Francum Germanum nennt. Er hat einen Tractat hinterlassen, der nach einer Straßburger Handschrift bei Gerbert, Script. III. 329—81 (leider mit unzuverlässigen Notenbeispielen) abgedruckt ist, aus vier Theilen besteht und in 7 Cap. von der Erklärung, Erfindung und dem Lobe der Musik; in 17 Cap. von der Hand, dem Gesange, der Stimme, den Schlüsseln, der Mutation, den Tonarten; in 13 Cap. von der Mensuralmusik und in 8 Cap. von den Proportionen und Consonanzen handelt. Datirt ist die Schrift 5. Nov. 1490, also ist sie beinahe gleichzeitig mit Tinctoris und Gafor; der Autor nennt sich Musicus ducalis und spricht von Wilhelm Dufay als von seinem ungefähren Zeitgenossen (bei Gerbert 341a), woraus zugleich hervorgeht, daß Dufay später gelebt hat, als nach Baini und Kiesewetter angenommen zu werden pflegt. Auch einen vierstimmigen Tonsatz haben wir von A. v. Fulda; bei Glarean, der ihn Cantionem elegantissime compositam, ac per totam Germaniam cantatissimam nennt, steht er mit dem Text O vera lux et gloria (Dodekach. 262). Ursprünglich aber gehört dieser Tonsatz zu dem deutschen Liede „Ach hülff mich leid vnd senlich klag", und steht mit diesem Text in Joseph Klug's Wittenberger Gesangbuch 1535 unter Adams v. Fulda Namen. v. Dommer.

Adam Teuto, auch Coloniensis genannt, gilt als Schriftsteller des 14. Jahrh. und ist insofern von Interesse, als er das seiner Zeit so gerühmte und nahezu in allen Händen befindlich gewesene Buch des Dominicaners Raymund von Pennafort: „Summa de poenitentia et matrimonio" in Denkreimen zusammenzog, welche Bearbeitung unter dem Titel: „Summula clarissimi Raymundi brevissimo compendio sacramentorum alta complectens mysteria" zu Köln 1502 und von da ab in vielen Ausgaben erschien, im eigentlichen Sinne ein Handbuch für den Seelsorger-Clerus. Nicht gewiß aber wahrscheinlich ist es, daß A. dem Dominicaner-Orden angehörte. Die Zeit seines Wirkens fällt in die Jahre 1355—70. Andere wollen aus Teuto und Coloniensis zwei verschiedene Schriftsteller machen, die gleichzeitig gelebt hätten, indem sie letzterem einen „Commentarius in quatuor sententiarum libros" zuschreiben, ersterem aber die obige „Summula". — (Vgl. Jac. Quetif. et Jac. Echard, Scriptores ord. Praedicatorum I. 734.) Ruland.

Adam: Malerfamilie. Albrecht A., der älteste, geb. 16. April 1786 zu Nördlingen, † 28. Aug. 1862 zu München, sollte erst Conditor werden, kam noch 1803 als Lehrling nach Nürnberg; hier aber wandte er sich unter des Akademiedirectors Zwinger und seit 1806 unter des Augsburger Rugendas' Einwirkung der Schlachten- und Pferdemalerei zu, worin er einer der besten neueren Meister wurde. Nachdem er dem österreichischen Feldzug von 1809 beigewohnt hatte, lebte er eine Zeit lang in Wien, wo seine Arbeiten Eugen Beauharnais' Aufmerksamkeit erregten. Zu dessen Hofmaler ernannt, machte er den russischen Feldzug mit, der ihm zu einer Menge von Werken den Stoff bot. Vorzüglich bemerkenswerth ist das von 1815 an für Eugen ausgeführte Tagebuch des Feldzugs, welches, in Oel auf Papier, in 83 Bl. die Begebenheiten jenes denkwürdigen Krieges veranschaulicht. Es befindet sich jetzt in St. Petersburg. Bis 1815 hielt A. sich bei dem Vicekönig und meistens in Italien auf. Dann kam er nach München, wo er von Maximilian I., Ludwig I. und Maximilian II. reich beschäftigt ward. Aber auch König Wilhelm von Würtemberg, der Herzog von Leuchtenberg, der Kaiser von Oesterreich, für den er 1850 die Thaten der Radetzky'schen Armee malte, und andere hohe Herren wandten ihm ihre Gunst zu. Weit verbreitet und beliebt waren auch seine Pferdeportraits. Der unermüdliche Künstler war bis in sein hohes Alter thätig, an den letzten Arbeiten jedoch halfen ihm seine Söhne, so daß man kaum noch sagen kann,

was daran eigentlich seine Arbeit ist. Besonders hatte er das Pferdeleben studirt; in diesem Genre war er ohne Zweifel der bedeutendste Maler seiner Zeit. Außerdem lieferte er noch eine Menge Radirungen und Lithographien. Werke von ihm finden sich im k. Schlosse zu Tegernsee, in der neuen Pinakothek zu München, im Festsaalbau der k. Residenz daselbst, dann in Petersburg, Wien, Mecklenburg, Holstein u. a. Orten.

Heinrich A., sein Bruder, geb. zu Nördlingen 1787, † zu München 15. Febr. 1862, stand ihm an Talent weit nach. Er verlegte sich hauptsächlich auf die Landschafts- und Prospectmalerei; auch hat er Verschiedenes radirt und lithographirt.

Die Söhne Albrechts: Benno, geb. 1812, Eugen, geb. 1817 und namentlich Franz, geb. 1815, sind noch lebende Künstler von anerkanntem Rufe; auch Benno's Sohn, Emil, geb. 1843, hat sich schon rühmlich hervorgethan. Julius, geb. 1821, † 1874, widmete sich der Lithographie; in seiner Kunstanstalt in München erschienen z. B. die erwähnten Erinnerungen an die Feldzüge der österr. Armee. — (Vgl. Meyer's Künstlerlexikon.)

W. Schmidt.

Adam: Jacob A., Kupferstecher, geb. zu Wien 9. Oct. 1748, † daselbst 16. Sept. 1811, war viel für Druckwerke thätig, ist aber hauptsächlich bekannt durch seine Bildnisse, gewöhnlich kleinern Formats, die in großer Zartheit mit punktirten Fleischtheilen ausgeführt sind. Meyer's Künstlerlexikon führt 100 dieser Portraits auf, drei andere daselbst erwähnte rühren aber vielleicht eher von einem Franzosen her. W. Schmidt.

Adam: Joh. Friedr. A., nannte sich später Michael Friedr. Adams, Botaniker. Er studirte 1795—96 in der medizinischen Schule zu St. Petersburg, bereiste 1800—2 im Gefolge des Grafen Mussin-Puschwin Transkaukasien, begleitete dann als Zoologe im Auftrage der Petersburger Akademie die Gesandtschaft nach China unter dem Grafen Golowkin. Nach dem Mißlingen derselben ward er nach Jakutzk geschickt und ging 1805—6 die Lena hinab, um das bekannte Mammuth zu suchen, kehrte 1806 nach Petersburg zurück und lebte später als Adjunct-Professor für Botanik an der medico-chirurgischen Akademie zu Moskau. Von Tiflis aus veröffentlichte er 10. Nov. 1802 „Decades quinque novarum specierum plantarum“ (in Weber und Mohr, Beiträge I. 41—75. Kiel 1805). Jessen.

Adam: Melchior A., Litterarhistoriker, geb. in Grotkau in Schlesien, ward 8 Jahre lang auf dem Gymnasium zu Brieg vorbereitet, studirte auf Kosten seines Gönners Joachim v. Berg an verschiedenen Hochschulen; 1601 als Magister an die Heidelberger Stadtschule berufen, ward er später Conrector und Professor daselbst und starb 23. März (nach anderen Angaben 26. Dec.) 1622. Ueberhaupt kränklich und von schwacher Constitution, zog er sich den frühen Tod durch angestrengtes Arbeiten zu. — Neben einigen unbedeutenden philologischen und moralischen Schriften (vgl. Adelung) hat er sich ein bleibendes Verdienst durch seine litterargeschichtlichen Biographien erworben, welche zuerst in Heidelberg und Frankfurt 1615—20 in 5 Bänden erschienen: Deutsche Philosophen (mit Einschluß der Philologen, Poeten, Mathematiker und Physiker), Theologen, ausländ. Theologen, Juristen und Politiker, und Mediciner. Diese fünf Theile wurden 1653—63 sehr fehlerhaft wieder aufgelegt und erschienen in einer dritten Gesammtausgabe 1706. Außer den zwei Decaden ausländ. Theologen sind nur Deutsche besprochen. Die Todesjahre der Theologen fallen zwischen 1420—1617, der Juristen und Politiker zwischen (1276) 1430—1616, der Mediciner zwischen (1320) 1460—1619 und der Philosophen zwischen 1440—1614. Die Einzelnen werden chronologisch geordnet und zwar nach dem Datum ihres

Todes. Adam's wichtigste Quellen sind Einzelbiographien, theils den Werken der besprochenen Männer entnommen, theils ihm von ihren Freunden mitgetheilt. Ferner Leichenreden, akadem. Leichenprogramme und sonstige acta academica (von Wittenberg, Heidelberg, Leiden, Basel), Briefe und Collectaneen Gelehrter, wie des Melanchthon, dessen declamationes besonders häufig citirt werden, des Camerarius, Eoban Hesse, Mathiolus. Vielfach benutzt ferner sind von allgemeinen Geschichtswerken der Thuanus, Schardii rerum German. scriptores, Eleri calendarium, Chytraei Saxonia, Albini Chron. Misn., Crusii Annales Suevicae; von speciell biographischen Werken der Tritheim, Pantaleon, Fichard, Geldenhauer, Suffridus Petri, des Miraeus Elogia, Zwinger's Theatrum, Reusner's und Boissard's Icones. — Jo. Schmidius (vgl. Witten, Memor. theol. Vorrede) urtheilt von ihm: als schlesischer Calvinist steche er heftig auf die Lutherischen Theologos, wo er Gelegenheit habe. Kelchner.

Adamberger: Maria Anna A., Schauspielerin, Tochter des Wiener Hofschauspielers Jaquet, geb. 23. Oct. 1752 in Wien, † 5. Nov. 1804, heirathete 1781 den Tenoristen Adamberger (s. d.), glänzte als Darstellerin der munteren und naiven Rollen des Lust- und Schauspiels neben ihrer Schwester Katharina, die als Tragikerin berühmt war. Schröder's Biograph Meyer schildert sie als Naturalistin, die aber keine Forderung der Kunst unbefriedigt gelassen habe. Heinrich von Collin und die Wiener Dichter überhaupt haben sie vielfach besungen. Ihre Tochter ist Antonie A., nachmalige v. Arneth (s. d.).
Förster.

Adamberger: Valentin A., italienisirt Adamonti, ausgezeichneter Tenorist, geb. zu München 1743, † 1803. Er war Schüler von Valesi (Joh. Walleshauser) daselbst, stand 1760 in baierischen Diensten und sang seit 1762 auf verschiedenen Theatern Italiens. Darauf war er wieder bis gegen 1777 in München, wo Burney ihn 1772 hörte und seine Stimme und Singart sehr angenehm fand (Reise II. 94). Nachdem er inzwischen noch in London gewesen, finden wir ihn 1781 bis zu seinem Tode in Wien bei der Oper, wo er sehr geschätzt wurde und auch Mozart verschiedene Gesänge für ihn componirte (Jahn III. 101. 276). Mit schöner Stimme von ächtem Tenorcharakter verband er eine vortreffliche Schule; und wiewol er große Fertigkeit besaß, scheint doch einfache Würde ein hervorstechender Zug seines Gesanges gewesen zu sein. Bei Meyer, Schröder's Biogr. I. 368 heißt es: „Adamberger war ein angenehmer, kunstreicher Tenor, an dem nur in der Höhe einige Nasentöne auffielen, und ein sehr anständiger Liebhaber" (vgl. auch Schubart's Urtheil über ihn bei Rudhart, Oper zu München 160). Adamberger's Urtheil über norddeutschen Gesang, den er lutherisch nannte, s. bei Jahn III. 41. v. Dommer.

Adami: Adam A., einer der gewiegtesten Diplomaten des 17. Jahrh., geb. 1603 zu Mülheim am Rhein, † 1663 am 19. Febr. als Weihbischof von Hildesheim, der Sohn schlichter ehrlicher Bürgersleute, scheint seine ersten Studien in Köln gemacht zu haben, trat im 19. Lebensjahre in die Benedictiner-Abtei Brauweiler, beschäftigte sich hier mit Theologie und dem Rechtsstudium und zeigte sich so brauchbar, daß er bereits 1633 die Priesterweihe erhielt und schon im folgenden Jahre als Rector des damaligen Benedictiner-Seminars nach Köln versetzt wurde, an dessen Hochschule er sich das Doctorat der Theologie erwarb. Von da als Prior 1637 nach Mainz in die Abtei St. Jacob berufen, verstand er es, bald sich das allgemeine Vertrauen und einen Ruf zu erwerben, der sich in die benachbarten Diöcesen verbreitete, da A. als ein ausgezeichneter Jurist und als Mann galt, der es verstand, in Rechtsfragen auch die Feder mit aller Gewandtheit zu führen. Damals besaß das Bisthum Würzburg die Diöcesanrechte über das uralte am Kocherflusse liegende Benedictiner-Kloster

Murhart, welches unter der Landeshoheit der Würtemberger Herzöge stand und bereits 1558 zum Protestantismus übergegangen war. Durch das Restitutionsedict des Kaisers Ferdinand II. dem Benedictiner-Orden wieder zurückgestellt, war es von der schwäbischen Congregation mit Benedictinern aus Zwifalten gegen den Willen des Diöcesanbischofs besetzt worden, welcher fränkische Benedictiner wünschte und diesem seinem Wunsche auch Erfolg gab. Indessen wurden die Benedictiner nach dem Siege der schwedischen Waffen in Deutschland noch einmal aus Murhart vertrieben und kehrten erst nach der Nördlinger Schlacht wieder dahin zurück. Der Gegensatz zu dem Landesherrn blieb aber nach wie vor bestehen und hatte vielfache Verwicklungen im Gefolge. In derselben Lage befanden sich nahezu alle restituirten Abteien, und deshalb wünschte man einen Prälaten, der geeigenschaftet wäre, nicht nur die Rechte Murharts, sonder aller Klöster bei dem in Aussicht stehenden Friedensschlusse mit Einsicht und Kraft zu vertreten. Nirgends fand sich aber ein Mann, der hierzu geeigneter erschien, als der Mainzer Prior A. So wurde ihm also die Abtei Murhart übertragen und von hier aus zog er bereits 1643 als Bevollmächtigter „der restituirten Stift- und Gotteshäuser in Schwaben" — wie sich die nachträgliche Vollmacht vom 15. Sept. 1645 ausdrückt — zu den westphälischen Friedensverhandlungen. Da ihm und seinen Vollmachtgebern aber alsbald der Herzog von Würtemberg das Recht der Theilnahme an diesen Verhandlungen bestritt, wußte sich A. eine weitere Vollmacht des Fürstabts von Corvey zu verschaffen und sie bei den Verhandlungen in der Art geltend zu machen, daß man damals von ihm urtheilte: „Si pacis compositio non nisi a suffragiorum numero penderet, Adamum solum atque unicum fore pacis arbitrum, qui tanta copia et multitudine instructus accedat senatum, ut ceteros legatos omnes et numero et pondere vincat, superetve." Nach Schluß dieser Friedensverhandlungen, in welchen A. um des Normaljahrs (1624) willen mit seinem Kloster Murhart wie mit den meisten Abteien unterlag, ging er 1649 als Gesandter des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln Maximilian Heinrich, aus dem Hause Baiern, nach Rom, um die Palliums-Angelegenheit zu bereinigen, was ihm auch, unterstützt von dem früheren päpstlichen Legaten beim Friedensschlusse, Fabio Chisi, vollkommen gelang. Auf dessen Empfehlung ernannte Papst Innocenz X. A. zum Bischof von Hierapolis, sein Auftraggeber aber aus Dankbarkeit zum Weihbischof von Hildesheim. Hier wirkte er nun in treuer Pflichterfüllung, dabei aber immer auf dem staatsrechtlichen Felde litterarisch thätig. Eine Frucht dieser Thätigkeit sind seine aus den weitumfassenden Verhandlungsacten geschöpften „Arcana pacis Westphalicae", zuerst anonym erschienen Frankfurt 1698, mit dem Namen des Verfassers 1707 und zuletzt unter dem Titel „Relatio historica de pacificatione Osnabrugo-Monasteriensi. Accurante Jo. God. de Meiern" zu Leipzig 1738. 672 Quartseiten. Das Werk hat als die Arbeit eines sachkundigen, unbefangenen und wohlgesinnten Zeitgenossen und Mithandelnden verdiente Anerkennung gefunden. Dort findet sich auch die Abbildung seiner Metallgrabplatte in der Laurentiuscapelle des Doms, auf der er im Pontificalornate abgebildet ist.

R u l a n d.

Adams: Karl A., geb. 1811 zu Merscheid bei Düsseldorf, wirkte als Lehrer an der Gewerbeschule in Winterthur, wo ein hitziges Nervenfieber seinem Leben schon am 14. Nov. 1849 ein Ende machte. Er gehört zu den Mathematikern, welche ihre besondere Aufgabe darin fanden, auf der von den Alten wegbar gemachten Straße der synthetischen Geometrie fortzuschreiten und so zu Zielpunkten zu gelangen, welche man etwa zwei Jahrhunderte lang (seit Descartes) auf analytischem Wege zu machen sich angewöhnt hatte. Freilich ist die sogenannte n e u e r e G e o m e t r i e dieser Männer, in Deutschland als Nachfolger

von Steiner zu bezeichnen, nicht identisch mit der euclidischen. „In der alten Geometrie (so sagt A. in der Vorrede zu den harmonischen Verhältnissen) ist es vorzugsweise der Verstand, welcher in Anspruch genommen wird, und in der neuen muß die Schärfe des Verstandes mit der Kunst der Anschauung sich verbinden, um die einzelnen Wahrheiten wie den Zusammenhang dieser Wahrheiten in ihrem innersten Wesen und ihrer ganzen Ausdehnung zu erfassen." Es bedarf also einer besondern Richtung der Geistesthätigkeit, welche weder in der alten noch in der analytischen Geometrie hinlänglich geübt und entwickelt wird. Denn wie A. an einem andern Orte (Vorrede zu den merkwürdigsten Eigenschaften des geradlinigen Dreiecks) sich ausdrückt: „Es war ein großer durchgreifender Gedanke, das ganze Gebiet des Raumes vermöge der Coordinaten in das Gebiet des Calculs zu ziehen; aber es ist nicht weniger wahr, daß ob diesem Calcul sehr häufig die geometrische Phantasie erlosch und die Resultate des Calculs in einer Unbestimmtheit erschienen, welche von der Strenge und Bestimmtheit der alten Geometrie bedeutend abstach." Diese geometrische Phantasie neu zu entzünden und ihr das Phantastische zu nehmen, „die neuere Geometrie so mit der alten zu verschmelzen, daß jene ihren Charakter der Allgemeinheit, diese ihre wohlbegründete Strenge der Form beibehält und dennoch beide ein eng verbundenes, abgeschlossenes und organisches Ganze bilden", mit einem Worte „die Kluft zu ebnen, welche die eigentliche Elementar- und höhere Geometrie scheidet", dahin ging das Bestreben von A. Er bethätigte es als gewandter und weit und breit geschätzter Schriftsteller in einer Reihe von werthvollen Veröffentlichungen, durch welche er für einzelne Capitel der Geometrie das leistete, was für das Ganze derselben zu erfüllen nach seiner Ansicht erst der Zukunft vorbehalten bleiben mußte. „Noch immer harren wir des Geometers, der mit überlegenem Genie den geistigen Mittelpunkt feststellt, in welchem alle Nerven dieses reichen Organismus zusammenlaufen. Ein solcher Meister erst wird der Geometrie allgemeine und unbedingte Anerkennung verschaffen; bevor derselbe indeß auftreten kann, bedarf es noch mannigfacher Vorarbeiten, namentlich genaue und gründliche Untersuchungen der Hauptadern, welche sich durch den ganzen lebensvollen Organismus der Geometrie hindurchziehen." Diese Adams'schen Monographien, sämmtlich in der Steiner'schen Buchhandlung in Winterthur erschienen, führen die Titel: „Lehre von den Transversalen" (1843), „Die harmonischen Verhältnisse", erster (einziger) Theil (1845), „Die merkwürdigsten Eigenschaften des geradlinigen Dreiecks" (1846), „Das Malfatti'sche Problem" (1846 und 1848), „Geometrische Aufgaben mit besonderer Rücksicht auf geometrische Construction" (1847 und 1849).

Grunert, Archiv der Mathem. und Physik. Bd. XIV. Litterar. Bericht S. 746—748. Cantor.

Adela: Königin von Böhmen, † 1. Febr. 1211, Tochter des Markgrafen Otto von Meißen, Gemahlin des Königs Otakar Przemysl von Böhmen, welcher sie nach mehr als 20jähriger kinderreicher Ehe verstieß, um 1199 Constanze von Ungarn heimzuführen. Beim Papste fand A. keinen sonderlichen Eifer für ihr Recht; vielmehr hat Innocenz III. nur deshalb den Ehescheidungsproceß so lange Jahre in der Schwebe erhalten, um sich ein Mittel zur Einwirkung auf den König zu bewahren. Adela's unglückliches Geschick wurde aber vom größten Einfluß auf den Gang des gleichzeitigen Thronstreites in Deutschland, da je nachdem Otto IV. oder Philipp sich ihrer annahmen oder erwehrten, ihr Bruder Markgraf Dietrich die eine, ihr früherer Gatte die andere Partei ergriff. Sie starb, bevor ihr Gerechtigkeit wurde. Von ihren Kindern ward Margarethe 1205 die Gemahlin des Königs Waldemar II. von Dänemark, von ihren neuen Unterthanen Dagmar genannt; Adela's ältester Sohn Wratislaw wurde von

Kaiser Otto IV. auf dem Reichstage zu Nürnberg zu Pfingsten 1212 förmlich mit Böhmen belehnt, nachdem sein Vater Otakar abgesetzt worden war. Aber Absetzung und Belehnung blieben wirkungslos, weil der Kaiser selbst im Kampfe gegen Friedrich II. unterlag, dem Otakar anhing.

Winkelmann.

Adela: Gräfin in Unterlothringen, um 950 geboren, war die Tochter des sächsischen Grafen Wichmann, der, in Westphalen, Friesland und den unteren Rheingegenden reich begütert, 966 das Nonnenkloster Elten bei Emmerich in der Grafschaft Hamaland stiftete und mit einem Theil seiner Stammgüter ausstattete. Wichmann hinterließ keine Söhne, aber außer A. noch eine ältere Tochter Liutgarde, welche als erste Aebtissin das Kloster Elten verwaltete. A., schon in früher Jugend dem, dem sächsischen und dem kaiserlichen Hause der Ottonen verwandten Grafen Immed vermählt, erhob nach dem Tode des Vaters Ansprüche auf mehrere dem Kloster gestiftete Güter und gerieth deshalb mit ihrer Schwester in Streit. Als diese bald darauf an Gift starb, hielt Jedermann A. für die Mörderin. A. bemächtigte sich der beanspruchten Güter, mußte sie aber bald auf kaiserlichen Befehl dem Kloster zurückgeben. In ihrer Ehe mit dem Grafen Immed hatte A. außer zwei Töchtern zwei Söhne geboren: Dietrich, der dem Vater in seiner Grafschaft am Unterrhein folgen sollte, und Meinwerk, der früh in den geistlichen Stand trat. Als A. ihren Gemahl verloren, vermählte sie sich nach einem in Zügellosigkeit verbrachten Witwenstande mit dem Ritter Balderich, einem Neffen des Grafen Gottfried, der, am unteren Rhein angesessen, damals die Grafschaft im Attuarierlande am linken Rheinufer inne hatte. Da Gottfried nur einen schwachsinnigen Sohn hatte, hegte Balderich die Hoffnung, dem Oheim in dieser Grafschaft zu folgen, sah sich aber in seiner Erwartung getäuscht, als Gottfried eine Tochter dem sächsischen Grafen Wichmann vermählte, einem Verwandten der Billung'schen Herzogshäuser, der mit der unmittelbar an das Attuarierland grenzenden Grafschaft Hamaland auf dem rechten Rheinufer belehnt war. Dieser Wichmann sollte die Stütze von Gottfrieds schwachem Sohne werden und bewährte sich als solche, als der Vater bald darauf starb. Seitdem entbrannte die wildeste Fehde zwischen Balderich und Wichmann; beide Ufer des Niederrheins wurden mit Feuer und Schwert verwüstet. Endlich gebot König Heinrich II. Friede; in seiner Gegenwart mußten sich die erhitzten Widersacher versöhnen. Als Wichmann darauf eine Pilgerfahrt nach Rom antrat, benutzte A. die Zeit seiner Abwesenheit, um durch ihre Verbindungen am Hofe — ihr Sohn Meinwerk, der besondere Günstling Heinrichs II., war inzwischen Bischof von Paderborn geworden — die Grafschaft im Attuarierlande ihrem Gemahl zu erwerben. Sobald Wichmann von Rom zurückgekehrt war, griff er deshalb gegen Balderich aufs Neue zu den Waffen; Jahre lang wüthete die neue Fehde, bis endlich ein Stillstand geschlossen wurde. Inzwischen war A. auch mit ihrem Sohne dem Grafen Dietrich zerfallen, und ihr Haß steigerte sich so, daß sie endlich auf den Mord desselben sann. Während Bischof Meinwerk Heinrich II. auf seiner Romfahrt begleitete, ließ sie Dietrich auf seiner Burg Uplade (Hauberg bei Elten) überfallen und tödten (7. April 1014). Balderich nahm dann sogleich von dieser Burg Besitz und warf sich alsbald in den Kampf gegen Herzog Gottfried, der sich damals um die Herstellung des Landfriedens in Lothringen ernstlich bemühte. Man mochte hoffen, daß in dem Waffengetümmel die Schandthat Adela's in Vergessenheit käme; aber im J. 1016 wurde sie nach Dortmund vor den Richterstuhl des Kaisers beschieden, und Bischof Meinwerk trat selbst mit den schwersten Anklagen gegen die Mutter auf. Sie wurde des Kindesmordes und des Hochverraths für schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Der Kaiser schenkte ihr zwar das Leben, aber zur Sühne

ihrer Schuld mußte sie den größten Theil ihrer Besitzungen der Kirche zu Paderborn übergeben. Balderich wurde der Theilnahme an Adela's Verbrechen überführt und mußte in ähnlicher Weise büßen; unfraglich verlor er auch die Grafschaft, welche er zu Lehen getragen. Seitdem sannen A. und Balderich nur auf Rache an ihren zahlreichen und mächtigen Feinden; um einen Rückhalt zu gewinnen, schlossen sie sich eng an Erzbischof Heribert von Köln, den Widersacher Herzog Gottfrieds, an. Der erste Schlag sollte Graf Wichmann treffen. Mit heuchlerischen Freundschaftsbeweisen lockten sie ihn nach Uplade; kaum hatte er der Burg wieder den Rücken gewendet, so ließ ihn A. — denn Balderich war inzwischen wankend geworden — durch gedungene Mörder erschlagen (6. Oct. 1016). Die Verwandten Wichmanns und viele Großen der Umgegend zogen darauf mit Heeresmacht gegen Uplade. Balderich verließ flüchtig die Burg; A. übernahm die Vertheidigung und leitete sie eine Zeit lang mit kühnem Muthe. Als aber auch König Heinrich II. mit einem Heere anrückte, schloß sie einen Vertrag mit den Belagerern, welcher ihr freien Abzug gewährte. Uplade wurde bis auf den Grund zerstört. Balderich führte seitdem ein abenteuerndes Leben, sich in alle Parteikämpfe Lothringens stürzend. Als Heinrich II. 1018 nach Nymwegen kam, um die Ruhe Lothringens herzustellen, mußte auch Balderich vor ihm erscheinen. Aber die Wuth seiner Feinde war so groß, daß der Kaiser ihn nur mit Mühe gegen die äußersten Gewaltthaten schützte und ihm die Möglichkeit der Flucht gewann. Bettelnd soll er dann mit A. im Lande umhergezogen sein, bis ihnen Heribert zu Köln das Gnadenbrod gewährte. Balderich starb 1121 zu Heimbach an der Roer unweit Zülpich; er wurde im Kloster Zypflich (zwischen Cleve und Nymwegen), welches er in den Tagen des Glücks gestiftet hatte, bestattet. A. beschloß — wie es scheint, schon vor ihrem Gemahl — ihr Leben zu Köln und wurde in der Peterskirche beigesetzt. Da die Gebeine der Schwester- und Kindesmörderin der Stadt aber verderblich schienen, wurden sie aus dem Grabe gerissen und in den Rhein geworfen. Der Strom, erzählt man, habe mehrere Tage lang wild getost, gleich als wären seine Fluthen entweiht. Adela's fluchbedecktes Leben zeigt, welche Verwirrungen ein in Habgier, Ehrgeiz und Rachsucht verwildertes Weib damals in Deutschland noch anrichten konnte; es zeigt zugleich, mit welchen Gräueln sich damals noch selbst die ersten Geschlechter der Nation befleckten. Zum Glück war dieses furchtbare Mannweib eine vereinzelte Erscheinung auch in jener Zeit; ihr zur Seite stehen zahlreiche edle Frauen, jedes Ruhmes werth.

Ausführlicher ist in neuerer Zeit Adela's Leben behandelt in der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" II. S. 150—158 und bei Dederich, Geschichte der Römer und Deutschen am Niederrhein, Emmerich 1854.

v. Giesebrecht.

Adela: die heilige A. Das Damenstift zu Pfalzel (1 Stunde unterhalb Trier) führt seinen Ursprung auf die h. A. zurück, die eine Schwester der h. Irmina, Gründerin des Klosters Horreum zu Trier, und angeblich Tochter Dagoberts II. gewesen sein soll Mit gutem Recht sieht man die h. A. in der Aebtissin Addula, welche der h. Bonifacius 722 auf seiner Reise zu den Hessen „in einem Nonnenkloster an der Mosel bei Trier" besuchte und deren 15jährigen Enkel Albericus er damals mit sich nahm. A. war mit einem fränkischen Großen Namens Alberich vermählt gewesen. Ihre Gebeine wurden laut einer Bleiinschrift 1207 in der alten Stiftskirche zu Pfalzel erhoben und befinden sich jetzt in der dortigen Pfarrkirche. — Zur Geschichte ihrer Klosterstiftung, die später aufgehoben und zu einem Mannsstifte umgewandelt wurde, s. Kraus, Bonn. Jahrb. XLII. 122 ff.; Marx, Erzstift Trier III. 466 ff. — Eckhart und Hontheim halten die Stifterin der Abtei zu Pfalzel für dieselbe

Matrone, welche im Leben der h. Gertrud v. Nivelles erwähnt wird, und Mabillon glaubt, sie sei jene Aebtissin Adolana, an welche in den Briefen des h. Bonifacius Elfled und eine andere englische Aebtissin empfohlen werden.

Kraus.

Adelbero: Adalbero, Bischof von Augsburg 887—910. Es wird angegeben, A. habe seine Bildung im Kloster Ellwangen erhalten, sei Mönch in diesem Kloster geworden und habe eine Zeit lang die Abtswürde in demselben bekleidet, doch fehlt die geschichtliche Begründung dafür. Als 887 Bischof Witgar von Augsburg, Reichskanzler unter Ludwig dem Deutschen und Karl dem Dicken, gestorben war, folgte ihm A. auf dem bischöflichen Stuhle von Augsburg. Der aus edlem Geschlechte (der gewöhnlichen Annahme nach aus dem Geschlechte der Dillinger Grafen) stammende, ausgezeichnet begabte und gewandte Mann wurde bald Liebling und einflußreicher Rathgeber König Arnulf's, den er 895 zur Kaiserkrönung nach Rom begleitete; ja, Arnulf vertraute ihm die Erziehung seines Sohnes Ludwig an, welchen A. 893 mit dem Erzbischof Hatto von Mainz getauft hatte. Um dieselbe Zeit war er vom Könige zum Abte des an vielen Gebrechen leidenden Klosters Lauresheim (Lorsch) bestellt worden, legte aber nach wenigen Jahren dieses Amt nieder, nachdem er die Ordenszucht hergestellt, dem Kloster das Recht der freien Abtswahl gewonnen und ihm ansehnliches Gut zugewendet hatte.

Unter dem jungen willenlosen Ludwig dem Kinde war Adelbero's Stellung zu König und Reich besonders einflußvoll, ja er wurde nahezu als der eigentliche Reichsregent angesehen. Ludwig selbst trug zu ihm kindliche Zuneigung; denn er nennt ihn in feierlichen Urkunden seinen treuen Erzieher, seinen geistlichen Vater und Lehrer. In dieser Stellung starb A. ein Jahr vor Ludwig am 4. Oct. 910.

A. war hochgebildet in Wissenschaft und Kunst; wahrscheinlich war er der Bischof dieses Namens, welchem Regino von Prüm seine Chronik widmete und zur Einsicht und Prüfung sandte; ein vertrauter Freund der St. Galler Lehrer, weilte er 908 eine Festwoche lang in ihrem Kreise und ließ für ihr Kloster kostbare Geschenke zurück; in der Kunst der Musik aber überragte er seine Zeitgenossen.

Braun, Gesch. der Bisch. von Augsb. I. 151 f. Steichele.

Adelbero: Adalbero, von Kärnthen, Herzog, † 28. Nov. 1039 zu Ebersberg, begraben im Kloster Geisenfeld an der baierischen Ilm. — Sein Vater Markward besaß bereits die Grafschaft im Mürzthale; er selbst folgte ihm in derselben und erscheint im April 1000 als Markgraf der obern karantanischen Mark. Durch die Gunst König Heinrichs II. erhielt er um Neujahr 1012 das Herzogthum Kärnthen in seinem alten, auch Steiermark umfassenden Umfange und die Marken von Treviso und Verona. Er vermählte sich mit Beatrix, deren Schwester seines Vorgängers, des Herzogs Konrad, Witwe war. Herzog Konrad hatte aber einen gleichnamigen Sohn hinterlassen, welcher auf das von seinem Vater und Großvater besessene Herzogthum Erbanspruch erhob; er fand bei seinem Vetter, der als Konrad II. deutscher König und Kaiser geworden ist, Unterstützung, obwol dessen Gemahlin Gisela auch eine Schwester der Herzogin Beatrix war. Man findet beide Vettern schon 1019 in glücklicher Fehde gegen A. bei Ulm; wahrscheinlich ward aber der treue Helfer wegen Friedensbruches von Kaiser Heinrich II. mit Verbannung bestraft und faßte deshalb gegen A. um so tieferen Groll. Doch wirkte dieser (1024) bei Konrads II. Königswahl mit und erscheint 1027 bei einer Synode zu Frankfurt am Main als dessen Schwertträger.

Nach den großen Erfolgen des Kaisers in den nächsten Jahren glaubte sich A. so gefährdet, daß er sich von dem jungen Thronerben König Heinrich III. durch Vermittlung von dessen Erzieher Bischof Eigilbert von Freising eidlich zusagen ließ, er solle niemals ohne Richterspruch Schaden an seinem Besitze erleiden. Weil aber, wie ein mit den damaligen Stimmungen am Hofe genau vertrauter Geistlicher versichert, der Kaiser „von einem Grunde alten Hasses leidenschaftlich bewegt" war, erfolgte Pfingsten 1035 auf einem Hoftage zu Bamberg eine Anklage Adelbero's wegen Hochverrath. Die Markgrafen Eckard von Meißen und Adalbert von Oesterreich weigerten sich freilich an der Spitze und im Sinne der anwesenden Fürsten, über den beschuldigten Standesgenossen ohne Mitwirkung des Thronfolgers Heinrich zu Gerichte zu sitzen. Da gab dieser nach einer heftigen Scene mit dem Kaiser, der im Zorne ohnmächtig ward und dann den Sohn fußfällig bat, den Schutz des verfolgten Familienfeindes auf. Das Fürstengericht sprach hierauf Adalbero's Entsetzung aus: „er ward vom Kaiser besiegt" — wie dessen Biograph Wipo den Erfolg des Rechtshandels auffaßt — und mußte mit seinen Söhnen in die Verbannung gehn. Mit seiner Würde stattete der Kaiser, wenn auch erst nach einigem Zögern, am 2. Febr. 1036 in Augsburg den vor 24 Jahren verdrängten Erben als Herzog Konrad II. von Kärnthen aus.

Aber A. brach, um den ihm angethanen Schimpf zu rächen, in sein früheres Herzogthum mit gewaffneter Hand ein, wahrscheinlich von dem Könige des damals mächtigen Kroatenreiches unterstützt. Der Graf Wilhelm von Friesach fiel in einem Gefechte gegen ihn; er mußte jedoch das Land räumen und sich in Ebersberg bis zu seinem Tode verborgen halten. — (Vgl. Giesebrecht, Gesch. d. d. Kaiserzeit II. 285 ff.; Büdinger, Oester. Gesch. I. 458 ff.)

Büdinger.

Adelbero I.: Adalbero, seit 929 Bischof von Metz, † 26. April 964, Sohn des Pfalzgrafen Wigerich zu Aachen, Bruder des Grafen Siegfried von Luxemburg, einer der ausgezeichnetsten Prälaten seiner Zeit, von weithin reichendem Einfluß. Den geistlichsten unter den Edelen und den edelsten unter den Christen nennt ihn Sigebert im Leben Guiberts v. Gemblours. Wegen seines reformatorischen Eifers in den Klöstern hieß man ihn den Vater der Mönche. Um die in Verfall gerathene Abtei von St. Trond, welche bis 1227 unter Metz stand, mit fester Hand reformiren zu können, nahm er 944 selbst die Würde des Abtes an. Dort starb er.

Adalbero III., Bruder des Grafen Giselbert von Luxemburg, bestieg den Metzer Stuhl nach seinem Oheim Dietrich († 30. April 1046), ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Bildung, durch Klugheit in der Leitung seines Stiftes und durch politischen Einfluß. Er war der Lehrer des Bischofs Bruno von Toul, der als Leo IX. den päpstlichen Stuhl bestieg. Der von Heinrich III. gehaltenen Wormser Versammlung, auf der Leo's Wahl stattstand, wohnte er bei; ebenso dem römischen Concil von 1050, auf welchem Bischof Gerhard von Toul canonisirt ward. Kaiser Heinrich IV. verlieh ihm die Grafschaft Saarbrücken. Er starb 12. Nov. 1070.

Schötter, Ueber d. früh. Gesch. d. Grafschaft Luxemburg, S. 32. — Biog. nat. de Belg. Sch. — Alb. Th.

Adelbero von Luxemburg, Propst von St. Paulin zu Trier, Gegenbischof von Trier, geb. Ende des 10. Jahrh., † 1036 oder 37, Sohn des Grafen Siegfried von Luxemburg und Bruder der Kaiserin Kunigunde, Gemahlin Heinrichs II. sowie Herzog Heinrichs von Baiern. Von diesen mächtig unterstützt, wurde er nach dem Tode Erzbischofs Ludolf von Trier im Frühjahr 1008 dem Mainzer Dompropst Megingaud, den die Majorität des Domcapitels zum Erz=

bischof von Trier gewählt hatte, als Gegenbischof entgegengestellt. A. bemächtigte sich der Stadt Trier, des erzbischöflichen Palastes und der Moselbrücke, worin er sich stark befestigte. Megingaud, auf dessen Seite sowol der Papst wie Adelbero's Schwager, Kaiser Heinrich II., standen, nahm im Sommer 1008 die Stadt Trier ein, konnte aber den im Palaste, einer vom Kaiser Konstantin erbauten Basilika mit felsenfesten Ziegelmauern, eingeschlossenen Gegner nicht zur Uebergabe bewegen, bis nach einer zuletzt vom Kaiser persönlich geleiteten 16wöchentlichen Belagerung, durch die Verwendung des Herzogs Heinrich von Baiern, zwischen den beiden Gegnern ein Vergleich zu Stande kam, wonach A. gegen Verzicht auf die Bischofswürde freien Abzug und eine billige Entschädigung erhielt. Kaum hatte aber der Kaiser den Rücken gewandt, als A. von Neuem über Trier herfiel und Megingaud zur Flucht nach Coblenz nöthigte. Nach Megingauds Tod 1015 schien A. unbestrittener Herr des Erzstifts zu sein; aber das Domcapitel wählte im Einverständniß mit Papst und Kaiser den Sohn des Markgrafen Leopold von Oesterreich, Poppo, zum Erzbischof. Dieser, ein kräftiger Regent, nahm mit kaiserlicher Hülfe Trier wiederum ein, zerstörte Adelbero's Festen Heiligkreuz bei Trier und Sciva (Schiff, das spätere Montclair an der Saar), verwickelte sich aber hierdurch in eine blutige Fehde mit dem Neffen Adelbero's, dem Grafen Giselbert von Luxemburg, welcher 1028 die Abwesenheit Poppo's auf einer Wallfahrt nach Jerusalem zu einer grausamen Verheerung des Erzstifts benutzte. A. scheint einen Theil der Grafschaft Luxemburg besessen zu haben, der nach seinem kurz nachher eingetretenen Tode theils ans Erzstift Trier und die Abteien St. Matthias und Prüm, theils an die luxemburgischen und lothringischen Agnaten gelangte. Eltester.

Adelbero: Adalbero, Albero, Erzbischof von Trier 1131—52. Als Erzbischof Meginher in den Gefängnissen zu Parma verschmachtet (1130) und der Domherr Bruno, bald darauf Erzbischof von Köln, am 7. Dec. die Wahl auf den Stuhl von Trier abgelehnt, wählte die Geistlichkeit am 19. April 1131 Albero v. Montreuil, den Primicerius der Metzer Kirche, zum Erzbischof von Trier. In der Diöcese Toul geboren, war A. des Deutschen nur unvollkommen mächtig, auch seiner ganzen Bildung nach französisch. Schon früh zeichnete er sich in den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit als einen Mann von streitlustiger Thatkraft aus; ein eifriger Anhänger der päpstlichen Partei gegen die Kaiserlichen, galt er bald als eine Säule der kirchlichen Reformen, jeden päpstlichen Anspruch mit allen Mitteln seines gewandten Geistes zu verfechten stets bereit. Alle durch kirchliches Streben und Gelehrsamkeit bedeutenden Männer wußte er anzuziehen. Der weltlichen Seite war seine Wahl in Trier daher keineswegs willkommen und König Lothar ertheilte ihm nur ungern die Regalien. Er selbst weigerte sich anfangs der Wahl und ließ sich erst durch P. Innocenz II. auf dem Concil zu Rheims im October desselben Jahres zur Annahme bestimmen. Der verwilderte Zustand des Stiftes und der Uebermuth des Adels drückten dem neuen Erzbischof eher Schwert und Lanze, denn Stab und Buch in die Hand, und so sehen wir ihn denn vorzüglich als weltlichen Regenten und Reichsfürsten thätig. Er demüthigte den Kirchenvogt, Burggraf Ludwig, der seinen Vorgänger völlig beherrscht hatte, und dem er sich zunächst durch Verlegung seiner Residenz nach Pfalzel entzog. Die wichtigsten Ereignisse seiner Regierung waren sein Antheil an der Heerfahrt Kaiser Lothars nach Apulien mit 67 Rittern (Sept. 1136), seine Ernennung zum apostolischen Legaten für Deutschland durch Innocenz II., den er in seinem Kampfe mit dem Gegenpapst Honorius II. aufs kräftigste unterstützte, namentlich aber die von ihm mit List und Keckheit durchgesetzte Königswahl Konrads III. zu Coblenz, 7. März 1138. Der Wahl folgte ebenso überraschend für die Gegenpartei und eben so sehr den herkömm-

lichen Formen hohnsprechend die Krönung zu Aachen am 13. März. Es war A., dem König Konrad hauptsächlich diesen Sieg über seinen Gegner, Herzog Heinrich, verdankte. Großen Glanz verlieh seinem Pontificate der Aufenthalt des h. Bernhard von Clairvaux in Trier (1147) und der Besuch des Papstes Eugen III. in derselben Stadt, bei welcher Gelegenheit die berühmte Abteikirche in St. Matthias eingeweiht wurde. Von Bernhard hatte er schon früher im J. 1138 Mönche erbeten, für welche er die Abtei Himerode stiftete, wie er denn überhaupt nach Ausweis seiner Regesten reichlich für die trier'schen Klöster sorgte. Sein Versuch, die reichsunmittelbare Abtei St. Maximin unter seine Jurisdiction zu beugen, mißlang, indem der Papst 1140 den Mönchen eine Bestätigung ihrer Exemption gewährte. Im J. 1148 nahm A. an der Synode von Rheims Theil, wo Eugen III. ihm den Ehrensitz einräumte und wo er die traditionellen Ansprüche der trier'schen Kirche auf das Primat über die belgische und ostfranzösische Kirchenprovinz — mit welchem Erfolge ist ungewiß — geltend machte. Seine letzte That war die Einnahme des Schlosses Treis a. d. Mosel, welches der Pfalzgraf Hermann von Stahleck dem Grafen Otto von Rheineck entrissen hatte. Nach 20jähriger Regierung hatte er Ruhe und Ordnung in seinen Ländern geschaffen. Zu Anfang des Jahres 1152, als er sich zur Schlichtung eines Streites zwischen den Grafen von Sayn und von Molbach wegen der Grafschaft Bonn nach Coblenz begeben hatte, ereilte ihn der Tod 13. Jan. 1152. Seine Eingeweide wurden zu Himerode, sein Leib zu Trier im Dome beigesetzt. A. war neben seinem spätern Nachfolger Baldewin wol die bedeutendste Persönlichkeit, welche den Stuhl von Trier geziert, ein an Charakter hochstehender, wenn auch Pracht und Herrlichkeit, Waffenlärm und Krieg liebender Herrscher. Warum ihn Hugo Metellus in 2 Briefen vom Wohlleben abmahnt und zu größerer Energie antreibt, wäre schwer einzusehen, wenn wir nicht noch aus anderen Quellen hörten, daß er die Freuden der Tafel nicht verschmähte und sie in witzig fesselnder Unterhaltung, deren er Meister war, wol bis in die späte Nacht ausdehnte.

Sein Leben beschrieb außer den Gesta Treverorum (ed. Waitz in Pertz Mon. SS. VIII.) Balderich, gebürtig aus Florennes in der Diöcese Lüttich, ehemals Sachwalter an der römischen Curie. Ihn hatte der Erzbischof 1147 von Paris mitgebracht und zum Vorsteher seiner Domschule gemacht. Die Gesta Alberonis (ed. Waitz a. a. O. 243—260) dieses Autors sind eine der besten Darstellungen ihrer Zeit und entwerfen uns ein höchst anschauliches, von freier Auffassung getragenes Bild des großen Bischofs. Die versificirte Schilderung vom Geiste der Trierer und ihrer Schulen, welche F. X. Kraus in seinen Horae Belgicae (Jhb. d. Vereins v. Alterthumsfr., Bonn 1871, LI. 231—247) herausgab, die von einem Frater Winricus herrührt, dürfte einen andern Scholasticus Adelbero's zum Verfasser haben und jedenfalls in dessen Zeit gehören.

Vgl. Ramers, Churfürst (sic!) Albero. Programm d. Realsch., Trier 1853.

Kraus.

Adelbero: Bischof von Würzburg, geb. im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts, † 6. Oct. 1090. A. stammte aus dem Hause der Grafen von Lambach und Wels im Traungau und kam, wahrscheinlich in Folge der Herkunft seiner Mutter aus Ostfranken, in früher Jugend nach Würzburg, um dort für den geistlichen Stand erzogen zu werden. Nachdem er sich einige Zeit seiner Ausbildung wegen in Paris aufgehalten hatte und nach seiner Rückkehr nach Würzburg Stiftsherr am Dom geworden war, berief ihn schon im J. 1045 das Vertrauen des Königs Heinrich III. und die Wahl des Würzburger Clerus und Volkes auf den Stuhl des h. Kilian, der durch den Tod des Bischofs Bruno erledigt war. Seine bischöfliche Wirksamkeit fiel in die Zeit, in der sich die

Erhebung der Hierarchie, der Kampf des Papstthums gegen die kaiserliche Gewalt vorbereitete und vollzog. In diesen Kampf ist auch A. seinerseits, wie das an sich kaum anders kommen konnte, auf das tiefste verwickelt worden; er ist das Schicksal seines Lebens geworden. Von Haus aus eine bedeutende Natur, hat er sich den um sich greifenden hierarchischen Ideen bald vollständig ergeben. Für die Rechte und Ordnungen seines Stiftes ist er von Anfang an nach allen Richtungen mit Nachdruck und Umsicht aufgetreten, und diese seine Thätigkeit wäre sicher von umfassenderem Erfolg begleitet gewesen, wenn nicht der brausende Sturm des Jahrhunderts verheerend und lähmend auch sie berührt hätte. Jedoch hat ihn manche seiner Stiftungen und Bestimmungen lange überlebt. Besonders der Gründung oder Reform der Klöster hat er seinen Eifer zugewendet. Anlangend die große Bewegung seiner Zeit, hat er zunächst im Kampfe Kaiser Heinrichs IV. mit den Sachsen keine hervorragende Stellung eingenommen, so viel man aber sehen kann, so weit es seine Pflicht als Reichsfürst erforderte, auf Seite des Kaisers gestanden. Als aber das Zerwürfniß Heinrichs mit dem päpstlichen Stuhle ausbrach und Gregor VII. zur Durchführung seines bereits vorbereiteten Systemes schritt, war er rasch entschlossen, auf welche Seite er sich zu stellen habe, zumal da ein längerer Aufenthalt in Rom gerade in der ersten Zeit der Erhebung Gregors (um 1074—1075) ihn, so weit nöthig, völlig für dessen Anschauungen gewonnen hatte. An der Synode zu Mainz (1076), auf der die bekannte übereilte Kriegserklärung des Kaisers an Gregor VII. und die erfolglose Absetzung desselben erfolgte, hat A. Theil genommen und allerdings sich zuletzt und mit offenem Widerstreben jenem Schritte gegen den Papst angeschlossen; aber gerade seit dieser Zeit sagt er sich völlig von Heinrich los und ist er der entschiedenste Parteigänger des Papstes. Bei allen wichtigen und entscheidenden Schritten der Opposition treffen wir ihn fortan als einflußreichen und entschlossenen Mithandelnden. An der Absetzung des Kaisers, an der Wahl Rudolfs von Rheinfelden zu Forchheim (1077) hat er eifrigen Antheil genommen. Er verkettet sein Schicksal mit dem des Gegenkönigs, wie kaum ein anderer, während die Stadt Würzburg mit gleichem Eifer die Partei des Kaisers ergreift und ihrem Bischof die Thore schließt. Ostfranken ist in Folge dieser getheilten Stimmungen und der Haltung Adelbero's der Schauplatz des ausgebrochenen Bürgerkrieges mehr als manche andere deutsche Provinz geworden. Für A. hatte diese Verwickelung aber noch eine weitere Folge: die kaiserliche Partei, deren Sache seit dem J. 1081 wieder stieg, benützte diesen Umschwung und sprach über die Bischöfe, die nach wie vor zu Gregor hielten, auch ihrerseits nicht blos den Bann, sondern auch die Absetzung aus (1085). Unter dieser Zahl befand sich auch A., dem nun sofort ein Nachfolger gegeben wurde, der unverweilt seinen Sitz in Würzburg aufschlug. Es gelang zwar A. — nach der Niederlage der Kaiserlichen vor den Thoren der Stadt, bei Pleichfeld — noch einmal in seine Metropole einzuziehen und die Zügel der Herrschaft zu ergreifen; jedoch diese Genugthuung war von kurzer Dauer, der Kaiser bemächtigte sich aufs neue der Stadt. Das Anerbieten Heinrichs, ihn gegen Anschluß an seine Sache wieder in das Bisthum einzusetzen, wies A. kurzweg zurück, und als der kaiserliche Gegenbischof starb (1088) und, wie man nicht ohne Grund vermuthet, der Kaiser in neue Unterhandlungen mit A. trat, blieben dieselben in gleicher Weise erfolglos. Der greise und in seinen Ueberzeugungen unerschütterte Bischof hatte sich bereits 1086 in sein, schon im J. 1072 durch ihn in ein Kloster umgewandeltes, Stammschloß Lambach zurückgezogen, wo er 6. Oct. 1090 gestorben ist.

Vita Adalberonis (Mon. Germ. SS. XII. 226 s.). Wegele.

Adelbert von Babenberg († 9. Sept. 906), benannt nach der Burg, an deren Stelle sich nachmals der Bamberger Dom erhob, verwaltete mit seinen Brüdern Adalhard und Heinrich mehrere fränkische Grafschaften am obern und mittlern Main und an der Werra: die Buchonia, den Saalgau, das Gozfeld und Volkfeld. Als Stammvater des Geschlechtes kann mit ziemlicher Sicherheit ein Graf Poppo im Grabfelde nachgewiesen werden; dagegen ist eine Poppo zugeschriebene Gemahlin Baba, Schwester des späteren Königs Heinrich I., durch welche das Geschlecht mit den Liudolfingern verschwägert gewesen wäre, wahrscheinlich eine Erfindung späterer Zeiten. Poppo's muthmaßlicher Sohn, Graf Heinrich, der Vater der genannten drei Brüder, hatte sich in den Normannenkriegen hohen Ruhm erworben und war 836 im Kampfe vor Paris gefallen. Heinrichs Bruder Poppo war mit der thüringischen Markgrafschaft gegen die Sorben betraut. Die Familie überstrahlte in den Tagen Kaiser Arnulfs alle anderen fränkischen Geschlechter und genoß einer Macht, welche die kaiserliche Autorität selbst zu gefährden schien. Deshalb entsetzte Arnulf, als im J. 892 ein Kampf gegen die Sorben unglücklich endete, den Markgrafen Poppo, dem er die Schuld an den Unfällen zumaß, seines Amtes und übertrug es dem Grafen Konrad, dessen Geschlecht er überhaupt im Gegensatze zu den Babenbergern auf jede Weise begünstigte. Dieselbe Bevorzugung wurde den Konradinern, dieselbe Zurücksetzung den Babenbergern zu Theil, als unter Arnulfs Nachfolger Ludwig dem Kinde das Regiment an Erzbischof Hatto von Mainz kam. Da brach im J. 902 die lange glimmende Feindschaft der beiden Geschlechter in offenen Kampf aus. Im erstem Gefechte fiel Heinrich von Babenberg und gerieth Adalhard in die Gefangenschaft der Konradiner, die ihn alsbald enthaupten ließen. A. aber, von Rachedurst entflammt, setzte die Fehde mit glänzendem Erfolge fort, überschwemmte ganz Ostfranken mit seinen Heerschaaren und unterwarf sich auch dann nicht, als ein durch den König berufenes Fürstengericht der Franken, Alemannen, Baiern, Thüringer und Sachsen ihn des Landfriedensbruches schuldig befand und dem ganzen Babenbergischen Geschlechte alle Güter absprach. Vergeblich belagerte ihn der König in seiner Burg Theres unweit Babenberg. Vielmehr ergriff im J. 906 A. wieder die Offensive; eine Schlacht bei Fritzlar brachte dem Grafen Konrad Tod und Niederlage und ganz Hessen litt unter den verwüstenden Zügen des Babenbergers. Nochmals setzte ihm der König einen Tag nach Tribur. Als A. auch diese Ladung unbeachtet ließ, wurde er zum zweiten Male in seiner Burg Theres belagert, diesmal aber mit so überlegenen Kräften, daß ihn bald ein Theil seines Anhanges und endlich der eigene Muth verließ. Er unterwarf sich, angeblich gegen das von Erzbischof Hatto gegebene Versprechen der Straflosigkeit. Aber ein Gericht verurtheilte ihn zum Tode und Angesichts seiner väterlichen Burg und des ganzen Heeres fiel sein Haupt. Das Volk feierte in Liedern das Ende des kühnen Empörers gegen die Reichsgewalt.

Dümmler, Gesch. d. Ostfränk. Reichs, Bd. II. Riezler.

Adelbert: Adalbert, Erzbischof von Hamburg-Bremen (geb. um 1000?), gest. 16. oder 17. März 1072, einer von den drei Söhnen, welche der sächsisch-thüringische Graf Friedrich Herr von Goseck a. S. mit seiner wahrscheinlich dem Weimarischen Grafenhause entstammenden Gemahlin Agnes erzeugte. A. selbst liebte es, seinen Stammbaum u. A. auf die Griechin Theophano, Gemahlin Kaiser Otto's II. zurückzuführen; ob mit Recht? Auch das unläugbar vorhandene Verwandtschaftsverhältniß zwischen A. und den Wettinern ist dunkel. Für Adalberts ganzes Leben wurde entscheidend, daß seine Mutter, eine Frau von höherer Bildung, welche noch die Klosterschule von Quedlinburg durchgemacht hatte, ihn zum Kirchendienst bestimmte und ihn zu diesem Behuf an das Dom-

stift in Halberstadt brachte. Von hier aus begann er seine Laufbahn als Subdiacon der genannten Kirche, um dann mit der Zeit zur Würde eines Dompropstes emporzusteigen. Daß er dabei zeitweilig, etwa 1044 und zu Anfang 1045 König Heinrich III. als Kanzler für Italien diente, ist höchst wahrscheinlich, obwol nicht ausdrücklich bezeugt; jedenfalls muß A. dem König spätestens damals persönlich bekannt und werth geworden sein. Denn als am 15. April 1045 das hamburgische Erzstift durch den Tod des Erzbischofs Alebrand — Becelin erledigt wurde, da war es A., der vom Könige investirt und von zwölf Bischöfen zu Aachen, wie es scheint Mitte Juli 1045, besonders feierlich ordinirt, an Becelins Stelle trat — eine in jeder Beziehung ausgezeichnete und bedeutende Persönlichkeit von edler Gestalt, regen Geistes, in seltenem Grade beredt; makellos in seinem Lebenswandel, aber frei von mönchischer Askese; wohlwollend gegen Niedere, aber stolz gegen seines Gleichen, und wie Magister Adam von Bremen, sein Geschichtschreiber, versichert, während seiner besten Tage nur tadelnswerth wegen eines Hanges zur Eitelkeit, welche allerdings mit den Jahren immer stärker wurde und schließlich in Verbindung mit anderen Untugenden und Schwächen alle besseren Eigenschaften in dem Wesen des Mannes so sehr zurückdrängte, daß selbst ein so warm mit ihm sympathisirender Beobachter wie Adam nicht umhin kann, ihn einer wirklichen Entartung zu zeihen. — A. begann seine Thätigkeit insofern unter günstigen Auspicien, als damals in dem großen außerdeutschen Gebiet der Erzdiöcese sehr christlich gesinnte Fürsten herrschten: in Dänemark und Norwegen König Magnus, ein Sohn des als Märtyrer verehrten Olafs d. H., in Schweden König Anund Jacob, dessen Vater Olaf Skautkonung das westgothländische Bisthum Skara gegründet hatte; unter den zur Diöcese Hamburg gehörigen Ostseewenden aber war eben damals zur Alleinherrschaft gelangt Godschalk, ein Sohn des christlichen Obodritenfürsten Uto und Eidam des späteren Dänenkönigs Svend Estrithson, beseelt von einem wahren Feuereifer, seine Unterthanen zum Christenthum zu bekehren. Ungünstig dagegen, ja geradezu verhängnißvoll für Adalberts ganze Regierung und weiteres Leben war der Umstand, daß er mit seinem nächsten Nachbar, mit dem Sachsenherzog Bernhard II. aus dem billungischen Hause, mit dem er u. A. die Residenz in Hamburg theilen mußte, von Anfang an auf gespanntem Fuße lebte und zwar hauptsächlich deshalb, weil A. sich entschlossen zeigte, das Recht seiner Kirche auf vollständige Immunität dem Herzog gegenüber nachdrücklicher zu wahren, als es seine letzten Vorgänger gethan hatten. Der Herzog andrerseits wollte in dem neuen Erzbischof nichts Anderes sehen, als einen ihm vom König gesetzten „Aufpasser“, dem er das Leben möglichst verbittern dürfe, und so kam es alsbald unter ihnen zu Reibungen, welche A. veranlaßten, sich neben seinen geistlichen Pflichten mit besonderem Eifer auch noch dem Dienste des Hofes und des Königs zu widmen, eifriger vielleicht, als er unter anderen Umständen gethan haben würde. Denn daß seine ursprüngliche Hofpolitik in ihrem letzten Grunde aus einer aufrichtigen, von persönlichem Ehrgeiz freien Hingebung an das Interesse seiner Kirche hervorging, das bekundete er wol niemals deutlicher, als auf jenem denkwürdigen Römerzuge Heinrichs III. (1046—47), wo man nach Absetzung von drei simonistischen Päpsten A. auf den Stuhl Petri erheben wollte, wo dieser aber die ihm zugedachte Ehre ablehnte und die Wahl auf einen seiner Halberstädter Collegen, Bischof Suidger von Bamberg, als Papst Clemens II. hinlenkte. — War nun aber schon vor dem Römerzuge Adalberts Verhältniß zu den Billungern schlecht gewesen, so wurde nach demselben durch allerlei Zwischenfälle ihre Feindschaft noch ärger, und es bedurfte, allem Anscheine nach, der persönlichen Einwirkung des Kaisers, um (1048 Ende des J.) ein Abkommen herbeizuführen, welches wenigstens von Seiten des Erzbischofs als

förmlicher Friedensvertrag aufgefaßt wurde, während allerdings die Billunger in Wahrheit nicht daran dachten, dauernd Frieden zu halten. Wesentlich gestützt durch jenes Abkommen entwickelte dann A. in den nächsten Jahren auf dem rein kirchlichen Gebiet nach allen Richtungen, namentlich als Metropolit der skandinavischen Völker und der zwischen Eider und Peene wohnenden Ostseewenden eine ganz außerordentliche und von entsprechenden Erfolgen begleitete Thätigkeit, so daß um 1050, während innerhalb des bisherigen Bereichs der Erzdiöcese die Zahl der Bisthümer, Stiftskirchen und Klöster überall im Steigen begriffen war, nach Norden hin sogar die ursprünglichen Grenzen überschritten und Island, Grönland, sowie die Orkneyinseln in den Bereich der hamburgischen Mission gezogen werden konnten. Kein Wunder daher, wenn Papst Leo IX., der zweite Nachfolger Clemens' II. und, wie dieser, ein alter Freund Adalberts ihn durch eine Bulle vom 6. Jan. 1053 unter Hinweisung auf das Vorbild des Bonifacius zum päpstlichen Legaten und Vicar des h. Stuhles ernannte, oder wenn das Bremen jener Tage, zeitweilig Adalberts hochbegünstigter Lieblingssitz, in Adams Geschichtswerk gepriesen wird als ein neues Rom, in welchem, angezogen durch die seltenen Tugenden des Erzbischofs, fromme Völker schaarenweise aus aller Welt, vorzüglich aber aus dem Norden zusammenströmten. Ganz unbestritten freilich war Adalberts oberhirtliche Autorität wol nur unter den Wenden im Bereiche Godschalks, der nicht nur persönlich seinem Metropoliten Beweise großer Ehrerbietung gab, sondern auch alle Bischöfe und Priester, welche ihm von Hamburg aus zugesandt wurden, bereitwillig aufnahm. Im Norden dagegen, wo inzwischen durch den Tod des kinderlosen Königs Magnus (Ende 1047) bedeutende politische Veränderungen eingetreten waren, zunächst vor Allem eine neue Trennung Dänemarks und Norwegens stattgefunden hatte, regte sich mehr und mehr ein Streben nach Unabhängigkeit von der deutschen Elbmetropole, am stärksten bei dem neuen König von Norwegen, Harald dem Hartwaltenden, und in Schweden, sobald hier nach dem Tode Anund Jacobs (1051?) dessen Bruder Emund der Alte zur Regierung kam. Aber auch Svend Estrithson, der neue König von Dänemark, der mit A. wegen einer uncanonischen Ehe ohnehin lange in Streit lebte, hätte sich ihm gerne entzogen und aus den sieben Bisthümern seines Landes eine eigene national-dänische Erzdiöcese gebildet. In der That hatte der Papst schon zugestimmt, A. dagegen, gleichfalls um seine Einwilligung ersucht, widerstrebte anfangs und wollte auch schließlich nur bedingungsweise auf das dänische Project eingehen, für den Fall nämlich, daß ihm der Papst gestatte, im Hamburg ein Patriarchat zu errichten und diesem allein innerhalb des deutsch-wendischen Gebietes unmittelbar zwölf Suffraganbisthümer zu unterwerfen, darunter solche, die wie Stade und Lesum erst neu gegründet, oder wie Verden erst von einem anderen deutschen Erzstift (Mainz) abgelöst und für Hamburg erworben werden mußten. Die Verhandlungen zogen sich indessen in die Länge und Leo's IX. († 19. April 1054) Nachfolger Victor II. bestätigte A. die ihm von Leo ertheilten Vorrechte einfach (Bulle vom 27. Oct. 1055), ohne des Patriarchats zu gedenken. Auch A. selbst ließ es lange Zeit auf sich beruhen, um erst gegen Ende seines Lebens unter ganz veränderten Umständen darauf zurückzukommen.

Zunächst mußte er erleben, daß Kaiser Heinrich III., der Urheber seines Glücks und der stets bereite Förderer seiner Interessen, am 5. Oct. 1056 starb und daß für dessen Sohn und Nachfolger, den erst sechsjährigen König Heinrich IV. unter der Leitung der Kaiserinmutter Agnes eine vormundschaftliche Regierung eingerichtet wurde, welche bei allem guten Willen doch nicht entfernt im Stande war, das Reich mit solcher Kraft zu regieren, wie es der verstorbene Kaiser wenigstens in seinen besseren Zeiten gethan hatte. Für A. machte sich der Unter-

schied von sonst und jetzt besonders in seinen Beziehungen zum billungischen Herzogshause fühlbar. Als Herzog Ordulf, Sohn und Nachfolger des im J. 1059 verstorbenen Bernhard II. noch bei Lebzeiten seines Vaters einmal die friesischen Besitzungen des Stifts Bremen überfiel und heillos verwüstete, ward des Erzbischofs Klage bei Hofe verlacht und es blieb ihm nichts anderes übrig als sich in die Umstände zu fügen, und wie er schon früher gethan hatte, auf dem Wege der Güte, namentlich durch Verleihung von Beneficien den unversöhnlichen Haß der Billunger wenigstens momentan zu beschwichtigen. Andrerseits freilich fehlt es doch auch nicht an Zeichen, daß die neue Regierung, insbesondere die Kaiserin Agnes, wenn sie nur konnte, es sich angelegen sein ließ, A. zu begünstigen. So wurde ihm laut königlicher Urkunde vom 25. April 1057 eine Graffschaft in Friesland überlassen, auf die er schon unter Heinrich III. Ansprüche erworben haben soll, und es ist daher wol kaum zufällig, wenn wir A. nicht unter den mißvergnügten Fürsten finden, welche, Erzbischof Anno von Köln an ihrer Spitze (1062 April oder Mai), den Hof in Kaiserswerth überraschten und den König mit List seiner Mutter entrissen, um ihn unter die Vormundschaft der Bischöfe zu bringen. Aber allerdings, nachdem diese Umwälzung einmal stattgefunden hatte, da säumte A. nicht, mit den leitenden Männern des neuen Regiments in die engste Verbindung zu treten, vorzüglich mit Anno von Köln, dem bedeutendsten derselben, obwol ihm dieser barsche und streng asketische, dabei aber doch keineswegs immer loyale Emporkömmling innerlich eben so sehr zuwider war, wie Anno sich von ihm abgestoßen fühlte. Nichts destoweniger aber gingen sie jetzt eine Weile Hand in Hand mit einander und erreichten dadurch, daß sie spätestens Mitte 1063 allgemein als die alleinigen Regenten des Reichs anerkannt waren, Anno unter dem Titel eines „magister“ des Königs, während A. urkundlich der „patronus“ desselben heißt, und beide zusammen von Adam als „consules“ bezeichnet werden. Dem jungen, unter so verschiedenartigen Einflüssen aufwachsenden König stand persönlich A. unzweifelhaft viel näher als Anno, wie er ihn denn auch im Herbste 1063 allein, ohne Anno, auf einem Feldzug gegen Ungarn begleitete und bei dieser Gelegenheit wiederum eine sehr erhebliche Erweiterung seines weltlichen Fürstenthums davon trug, nämlich um zwei seither in Laienhänden befindliche Graffschaften, von denen die eine, die sog. Graffschaft Stade, sich stückweise durch die ganze Diöcese Bremen erstreckte, während die andere ein friesisch-sächsisches Grenzcomitat war und als solches dazu diente, eine bessere Verbindung zwischen Bremen und den andern friesischen Besitzungen des Erzbischofs herzustellen. In den großen Reichsgeschäften dagegen, namentlich in der Politik des deutschen Hofes gegenüber den beiden Prätendenten, welche damals um das Papstthum kämpften, Honorius II. und Alexander II., überwog zunächst der Einfluß Anno's, bis in dieser Beziehung mit dem Concil von Mantua (Ende Mai 1064) ein für Anno ungünstiger Wendepunkt eintrat, der es A. ermöglichte, seit Ostern 1065 (feierliche Schwertnahme des Königs in Worms) das Reich etliche Monate hindurch fast allein zu regieren und zwar anfangs mit solchem Ansehn, daß er einerseits den König von dem schon weit gediehenen Plane eines Römerzuges vollständig wieder zurückbrachte (Mai 1065), andrerseits einen neuen Gewaltact der Billunger diesmal nicht widerstandslos hinzunehmen brauchte, sondern Genugthuung bekam. Am höchsten stand Adalberts Macht unverkennbar im Sommer und Herbst 1065, als Heinrich IV. ihm, abgesehen von einigen Schenkungen aus dem rheinischen Königsgut (die Pfalzen Duisburg und Sinzig), auch noch die beiden großen Abteien Corvey und Lorsch überließ. Um das Gehässige dieser Maßregel abzuschwächen, wurden andere Fürsten in ähnlicher Weise bedacht. Höchst wahrscheinlich geschah es denn auch ebendamals, jedenfalls nicht viel früher, daß A., unterstützt von Papst Alexander II., in seiner

skandinavischen Kirchenpolitik einen neuen Anlauf nahm, den König Harald von Norwegen ob seiner beharrlichen Absonderung von dem hamburgischen Kirchenverband eindringlich zur Rede stellte, und alle nordischen Bischöfe zu einer Synode berief, welche in Schleswig zusammentreten sollte. Indessen, wenn schon der Erfolg dieser rein kirchlichen Bestrebungen Adalberts weit hinter seinen Erwartungen zurückblieb, so erwuchs im geradezu Verderben aus dem großen Angriff, welchen er, um sich für sein äußerst glänzendes, aber auch sehr unordentliches und kostspieliges Hofleben immer neue Mittel zu verschaffen, auf die altbegründete Freiheit und Selbständigkeit deutscher Reichsabteien gemacht hatte. Denn während man im Kloster Lorsch zu den Waffen griff, hatte sich auch anderwärts, insbesondere in Sachsen, welches schon seit Monaten ausschließlich die Lasten der Hofhaltung zu tragen hatte, ein tiefer und allgemeiner Haß gegen den fast allmächtigen Rathgeber des Königs gebildet, so daß mehrere der vornehmsten Reichsfürsten, darunter fast sämmtliche Herzoge, dem Unwesen ein Ende zu machen beschlossen und sich in der Stille zu einer Verschwörung gegen A. vereinigten. Auf einem Reichstage, den der König Januar 1066 in Tribur hielt, kam sie zum Ausbruch und gelang vollständig, obwol der König drauf und dran war, mit A. nach Sachsen zu entfliehen. Aber da dieser Fluchtplan von den eigenen Leuten des Königs an die Verschwornen verrathen wurde, so blieb nichts anderes übrig, als zu weichen: A. verließ Tribur und begab sich, geschützt durch Bewaffnete, welche ihm der König auf den Weg gegeben, nach Bremen, wo seiner jedoch nur neue Demüthigungen und Kränkungen harrten. Seine rachedürstenden alten Widersacher, die Billunger, an ihrer Spitze diesmal Magnus, der Sohn des regierenden Herzogs Ordulf, griffen Bremen mit ganzer Macht an, um wo möglich A. selbst ein Leides anzuthun. So weit kam es nun freilich nicht, weil Jener nächtlicher Weile entfloh und zunächst in Goslar, sodann auf seinem Landgut Lochten (bei Vienenburg) vor den wilden Drohungen des jungen Magnus Sicherheit fand; immerhin aber konnte er, der vor Kurzem noch darnach gestrebt hatte, sämmtliche in seinem Sprengel gelegene Grafschaften an sich zu bringen, sich jetzt eine friedliche, für seine Person unbelästigte Fortexistenz innerhalb des eigenen Bisthums nur dadurch erkaufen, daß er Magnus zum Vasallen annahm und ihn lehnsweise mit tausend Hufen Landes, einem Drittheil des gesammten Bremer Kirchengutes, ausstattete. So kehrte denn A. nach halbjähriger Abwesenheit wieder zurück nach Bremen und lebte hier, wo jetzt zu großer Bedrängniß der Einwohnerschaft seinen Beamten noch herzogliche zur Seite traten, fortan still für sich, nach Adams Ausdruck als Privatmann, ja als Einsiedler. War es ihm doch nicht einmal vergönnt, für sein Mißgeschick innerhalb seines metropolitanen Wirkungskreises Trost und Ersatz zu finden. Denn gerade um dieselbe Zeit, wo einerseits König Heinrich IV., von A. gewaltsam getrennt, wider „unter den Zwang der Fürsten“ gerieth, wo andrerseits im angelsächsisch-normannischen Staatenbereich jene gewaltigen Kämpfe vorbereitet wurden, welche im Herbste 1066 für immer über das Schicksal von England entschieden, zunächst aber dem König Harald von Norwegen das Leben kosten sollten, eben damals nahm noch einmal die heidnische Partei unter den Wenden zwischen Elbe und Oder ihre ganze Kraft zusammen, verbündete sich mit einem mißvergnügten Großen des christlichen Obobritenstaates (Plusso, Godschalks Schwestermann) und setzte eine Christenverfolgung ins Werk, welcher zunächst am 6. Juni 1066 Godschalk selbst, dann aber auch viele von den Geistlichen und christlich gesinnten Laien seines Landes zum Opfer fielen, welche überhaupt die ganze Schöpfung Godschalks und Adalberts so gründlich vernichtete, daß hier später die Christianisirung durchaus von neuem beginnen mußte. A. freilich sollte das nicht mehr erleben, da trotz der wiederholten Versuche der Sachsen-

herzoge, namentlich des am 28. März 1071 verstorbenen Ordulf, die wendische Empörung einzudämmen, dieses so wenig gelang, daß vielmehr auch noch das deutsche Nordalbingien unter die Herrschaft von Cruto, dem heidnischen Nachfolger Godschalks kam, und daß selbst Hamburg 1071—72 von kirchenschändenden Slaven dem Erdboden gleich gemacht wurde. Waren nun in dieser Hinsicht Adalberts letzte Zeiten so traurig wie möglich, so gestalteten sie sich dagegen in allen anderen Beziehungen über Erwarten günstig, und zwar hauptsächlich durch das Verdienst König Heinrichs IV., der sich schon 1069 wieder weit genug freigemacht hatte, um A. zurückzurufen und ihm, der, durch die früheren Erfahrungen gewitzigt, vorsichtig und versöhnlich auftrat, einen Einfluß einzuräumen, wie er ihn zuvor kaum besessen hatte. Sodann den Billungern gegenüber kam ihm zu Statten, daß Herzog Magnus 1070 Otto von Nordheim, den abgesetzten und in der Empörung begriffenen Herzog von Baiern, mit den Waffen in der Hand unterstützte und dadurch gegen den König einen Treubruch beging, welcher es A. geradezu zur Pflicht machte, an seinem Theile die ihm seither so drückende Gewalt des Herzogs und des billungischen Hauses überhaupt aufs äußerste zu beschränken. Daher säumte er denn auch nicht, sobald die Aufrührer sich durch seine Vermittlung (12. Juni 1071) dem Könige wieder unterworfen hatten und dann zur Strafe in Haft genommen waren, zunächst die dem Magnus als Lehen überlassenen Kirchengüter wieder einzuziehen. Und weiter war allem Anscheine nach auch dies noch sein Werk, daß König Heinrich IV. im J. 1071 in der den Billungern gleichfalls entrissenen Feste Lüneburg eine Zusammenkunft mit dem Dänenkönig Svend Estrithson hatte, um für die fernere Bekämpfung der Aufständischen dessen Beistand zu gewinnen. Ob damals außerdem wieder die Frage des Patriarchats zur Sprache kam, muß in Ermangelung directen Zeugnisses dahingestellt bleiben; doch ist es wahrscheinlich, weil A., wie sein Geschichtschreiber versichert, nachgerade für jene Idee so eingenommen war, daß Schmeichler ihn bereits als Patriarchen titulirten und daß er jetzt selbst von sich aus darnach trachtete, in Hamburg ein Patriarchat zu errichten. Ebenso beschäftigte er sich wieder stark mit dem Plane, das Bisthum Verden der Erzdiöcese Mainz zu entreißen, ja sogar auf seine klosterfeindlichen Bestrebungen, auf die Unterwerfung von Corvey und Lorsch soll er wieder zurückgekommen sein. Aber mitten unter diesen Entwürfen, im Winter 1072, erkrankte er schwer an einer Dysenterie und ist den 16. oder 17. März zu Goslar verschieden, unter den Augen seines von ihm so sehr geliebten Königs, und fast bis zum letzten Athemzuge mit Staatsangelegenheiten beschäftigt. Die Leiche wurde nach Bremen übergeführt, um in dem von A. selbst neugebauten Dome bestattet zu werden, und eben hier in Bremen hat jener schon wenige Jahre nach seinem Tode ein litterarisches Denkmal erhalten, wie es nur wenigen deutschen Kirchenfürsten im Mittelalter zu Theil geworden ist, nämlich das lediglich ihn betreffende dritte Buch in den Gesta Hammaburg. ecclesiae pontificum des Magisters Adam, der, ungefähr seit 1068 Domherr in Bremen, seinem Helden persönlich nahe stand (s. o. S. 43).

Vgl. Colmar Grünhagen, Adalbert, Erzbischof von Hamburg und die Idee eines nordischen Patriarchats. Leipzig 1854. Steindorff.

Adelbert: Graf oder vielmehr Herzog im Elsaß, ältester Sohn des mythischen Herzogs Eticho oder Attich und Bruder der heiligen Ottilie, der ersten Aebtissin von Hohenburg im Unterelsaß, wird als Gründer des Klosters oder der Abtei Sanct Stephan und der Abtei Honau angesehn. Das Jahr seiner Geburt ist durchaus nicht zu ermitteln; sein Tod mag zwischen 720 und 723 fallen. Ein von Theodorich III. an die Abtei Ebersmünster erlassenes Mandat giebt dem A. den Grafentitel und führt ihn hinter dem Herzog Attich auf. Die neuere Kritik hat jedoch an dieser Familie und ihrem Stammbaum

stark gerüttelt; sie leugnet geradezu die Existenz der Aebtissin Ottilie und ihres Vaters; mithin fällt auch ein zweifelhaftes Licht auf das Dasein des Bruders. Indessen wird Herzog A. in einem Diplom Kaiser Lothars (845) als Stifter von St. Stephan an der Breusch (Brusca) erwähnt und Attala, dessen Nichte, als erste Aebtissin des Klosters angeführt. Auf die Bitte der Kaiserin Irmengardis bestätigt Lothar die Privilegien der Abtei und deren Besitzthümer dies- und jenseit des Rheins. Spach.

Adelbert I.: erster Erzbischof von Magdeburg 968—981. Wol ein geborner Lothringer, wurde A. Mönch im Kloster St. Maximin bei Trier, in welchem 934 die klösterliche Zucht hergestellt war. Er muß sich aber frühzeitig ausgezeichnet haben und ist deshalb nicht in der Ruhe und Verborgenheit des Klosters geblieben; Wilhelm, Otto's des Großen Sohn und 954—68 Erzbischof von Mainz, zog ihn an sich und als die Großfürstin Olga von Kiew um einen christlichen Bischof bat, ersah er dazu A. und weihte ihn 961. Dieser dankte es ihm freilich wenig, als er die unbesiegbaren Schwierigkeiten seiner Aufgabe erkannt hatte, und schon im folgenden Jahre, großen Gefahren mit Mühe entronnen, heimkehrte. Zum Ersatz erhielt er 966 die Abtei Weißenburg im Elsaß, und endlich erhob ihn der Kaiser 968 zum ersten Erzbischof der nach langer Vorbereitung zur Vollendung gekommenen neuen Stiftung in Magdeburg, welche die Bestimmung hatte, in dem unterworfenen Wendenland jenseit der Elbe die christliche Kirche zu pflanzen und zu befestigen. Unermüdlich ist er mit dieser großen Aufgabe beschäftigt gewesen, bis ihn auf einer Visitationsreise am 20. Juni 981 der Tod hinwegnahm. Nach einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung Wilhelms v. Giesebrecht ist A. der Verfasser eines unsrer vorzüglichsten Geschichtswerke aus jener Zeit, nämlich der Fortsetzung der Chronik des Regino 907—967. Der Anfang derselben ist mit Benutzung verschiedener Annalen um 960 verfaßt, das letzte Stück viel ausführlicher und gleichzeitig geschrieben. Der Verfasser gehört dem Kloster St. Maximin an, hat aber nahe Beziehungen zum Hofe und zum Erzbischof Wilhelm, durch welche es ihm möglich war, sich über den provinziellen Standpunkt eines Widukind zu erheben, und die nach so vielen Richtungen gewandte Thätigkeit des Kaisers gleichmäßig zu verfolgen. Die Bemerkungen über jene verunglückte Sendung Adalberts nach Rußland scheinen, kurz und ungenügend wie sie leider sind, doch von diesem selbst herrühren zu müssen, und daß die Chronik gerade vor der Erhebung Adelberts zu der neuen und vielbeschäftigten Stellung eines Erzbischofs abbricht, scheint auch für seine Autorschaft zu sprechen.

Dissertat. von P. Grosfeld, De archiepiscopatus Magdeb. originibus, Münster 1855. Wattenbach.

Adelbert I.: Adalbert, Erzbischof von Mainz 1111—37, der älteste der 4 Söhne Graf Sigehards von Saarbrücken, mußte früh schon in den geistlichen Stand getreten sein, wie auch Aufnahme in die königl. Kanzlei und besonderes Vertrauen bei König Heinrich V. gefunden haben, so daß er mit dessen noch bei Lebzeiten des Vaters erfolgter Usurpation der Krone zur Kanzlerwürde erhoben wurde. Zugleich war er schon im Besitz der Propstei des Cyriakklosters zu Neuhausen bei Worms. In ersterer Stellung gelang es ihm bald, alle Nebenbuhler im Einflusse auf den jungen König, namentlich den herrschsüchtigen Bruno von Trier zu verdrängen, wie er es sich auch angelegen sein ließ, den von jenen wie von den deutschen Fürsten in der Investiturfrage eingenommenen Standpunkt bei den Verhandlungen, die im Sommer 1107 in St. Menge bei Châlons s./M. mit Papst Paschalis II. erfolglos gepflogen wurden, energisch zu vertheidigen. Heinrich V. blieb ihm die Beweise seiner Dankbarkeit für solche Dienste nicht schuldig, denn kaum hatte er A. im Herbst 1108 zum Propst des

Mastrichter Servatius-Stiftes erhoben, als er ihn Sommer 1109 an Stelle des verstorbenen Erzbischofs Ruthard von Mainz designirte, eine Maßregel, die indeß noch keine Aenderung in Adelberts politischer Stellung hervorbrachte. Als einfacher Kanzler zwar noch, aber in der Reihe dieser königlichen Beamten seit langer Zeit der berühmteste und allmächtig im Rathe des König, begleitete er diesen hierauf 1111 auf dem Römerzuge, und wenn wir in ihm auch nicht den Verfasser der über diese Vorgänge später erlassenen kaiserlichen Encyclika zu sehen haben, so ist ihm ohne Zweifel der lebendigste Antheil an jenen Gewaltthätigkeiten, die Paschalis II. zur Aufgabe des Investiturrechtes bewogen, beizumessen. Dafür wurde ihm in Italien schon die eigentlich dem Kölner Erzbischof gebührende Erzkanzlerwürde für jenes Land, und gleich nach der Rückkehr nach Deutschland die feierliche Einsetzung in das Mainzer Erzbisthum, so daß er auch das Erzkanzleramt für dieses mit jenem vereinigte. Diese Erhebung zu der höchsten Ehrenstelle im Kaiserreiche, die Ueberhäufung mit Würden waren nicht im Stande, das ehrgeizige, ja kleinlich habgierige Gemüth Adalberts zu dauernder Dankbarkeit gegen seinen kaiserlichen Herrn zu verpflichten, sie brachten vielmehr einen plötzlichen Umschwung zur entgegengesetzten Stimmung in ihm hervor. Er, der früher zu Gunsten des Reiches gern allen geistlichen Fürsten die weltlichen Besitzungen abgesprochen hätte, erlaubte sich jetzt selbst die stärksten Uebergriffe gegen Reichsabteien und gegen kaiserliche Schlösser, er, der gegen Paschalis soeben zu dem härtesten Verfahren gerathen, wandte sich der strengsten kirchlichen Partei zu, die soeben gegen den Kaiser den Bann geschleudert hatte, und war im Begriff, sich mit den aufständischen sächsischen Fürsten, die unter dem Schutze der Kirchlichkeit ihre Privatinteressen zu verfechten begannen, zu vereinigen, als der Verdacht schöpfende Kaiser ihn im Nov. 1112 verhaften, ohne Verhör seiner Würden entsetzen und ins Gefängniß werfen ließ. Ein Manifest voll der schwersten Anklagen, den leidenschaftlichsten Haß der gekränkten Freundschaft athmend, war die einzige Rechtfertigung der Gewaltthat. A. war hartnäckig genug, um nicht auf Heinrichs Forderungen einzugehen und ertrug lieber alle Qualen einer strengen Haft, bis um Ostern 1115 ein Aufstand der Mainzer Bürgerschaft den Kaiser zwang, ihn freizulassen, in seinen Würden zu restituiren und eine friedliche Vereinigung einzuleiten. Statt dessen ging A. nach erlangter Freiheit offen in das feindliche Lager über, sprach selbst mit über Heinrich die Excommunication aus und war im Gefühl einer unersättlichen persönlichen Rache so wie kein Anderer bemüht, die kaiserliche Macht zu bekämpfen und den kirchlichen Interessen zum Siege zu verhelfen. Mehr als einmal griff er selbst mit Waffengewalt an, mehr als einmal wurde er in Mainz schwer bedrängt und sogar vertrieben, doch war er unermüdlich, den Bürgerkrieg immer neu zu beleben und den deutschen Clerus durch alle geistlichen Strafmittel, wie weltlichen Ränke den von Rom aus verkündigten Principien zu unterwerfen. Die Verleihung des Palliums (1117) und die Erhebung zum Legaten (1118) waren der Ersatz für den wiederholten Verlust der Reichsämter und der Sporn zu neuen Thaten auf der bisherigen Bahn, denn der Kaiser sowol als die übrigen Fürsten Deutschlands vereinbarten, des Kampfes müde, im Juni 1119 einen Waffenstillstand, auf Grund dessen zu Mouzon mit dem nunmehrigen, in Rheims weilenden Papste Calixt II. Verhandlungen eröffnet wurden. Durch Adalberts Bemühungen blieben sie, außer Erneuerung des Bannes gegen Heinrich, ganz ohne Resultat. In dem daraus sich entspinnenden offenen Kampfe war es dann A. selbst, der persönlich ein Heer zum Entsatz des vom Kaiser belagerten Mainz heranführte und weitere Schritte nicht gescheut hätte, wenn nicht die übrigen Fürsten wieder in die Bahnen der Verhandlungen eingelenkt hätten. Lange kämpfte A. gegen dieselben, seine Forderungen für die Freiheit der Kirche gingen fast über die des

damaligen Oberhauptes derselben hinaus und es bedurfte energischer Mahnungen von dieser Seite aus, um ihn zu aufrichtiger Theilnahme am Einigungswerke zu bestimmen. Er war es alsdann zwar, der im Wormser! (Lobwiser) Concordate die geeignetste Formel für den Compromiß zwischen Reich und Kirche fand, doch scheint er selbst die geringste Befriedigung in demselben gefunden zu haben. Sein Verhalten in den damals streitigen Bischofswahlen von Würzburg und Straßburg, seine aufreizende Correspondenz mit dem Papste lassen sein deutliches Bemühen erkennen, über jene Grenze hinausgehende Vortheile für die Kirche zu erlangen. Wenn es hierbei auch nicht an öfteren Ausbrüchen des Hasses gegen Heinrich V. fehlte, so war das äußerliche Verhältniß beider zuletzt ein leidliches; A. war seit 1121 in seine Erzkanzlerwürde wieder eingesetzt und verweilte sogar öfter in der Umgebung des Kaisers; aber kaum hatte dieser die Augen geschlossen, als er einen nicht minder erbitterten Kampf gegen die Erben der salischen Politik, gegen das staufische Geschlecht, eröffnete. Mit List bemächtigte er sich der Reichsinsignien und das von ihm bei der neuen Königswahl eingeschlagene Verfahren läßt nur zu deutlich erkennen, daß es von Anfang an auf den Ausschluß Friedrichs von Staufen und auf die Erhebung des der Kirche treu ergebenen Lothar von Sachsen zielte. Auch was seinen eigenen Einfluß betraf, so schien sich A. hierbei nicht in seinen Berechnungen getäuscht zu haben; in der Anhänglichkeit an die Kirche, in dem Kampfe gegen die Staufen herrschte zwischen ihm und Lothar die vollste Uebereinstimmung, ebenso war wol die Erhebung des Propstes Embrico zum Bischof von Würzburg beiden genehm, nur gewisse Veränderungen in der Kanzlei des Königs, eine wahrscheinliche Beseitigung des Kanzleramtes scheint auf einen vorwiegenden Einfluß Adalberts als Erzkanzler hinzuweisen. Aber nur zu bald wurde Adalberts Macht in den Hintergrund gedrängt durch das Ansehen zweier Personen, die an persönlichen Vorzügen A. mindestens gleichkamen, an sittlichem Ernste ihn jedenfalls übertrafen. Norbert von Magdeburg und Bernhard von Clairvaux gewannen den leitenden Einfluß auf die Politik Lothars. So nahm A. an keinem der von diesen ins Werk gesetzten Römerzüge Theil, ohne daß gerade darum eine besondere Führung der heimathlichen Regierung durch ihn bemerkbar ist. Auch die von Lothar so schonend als möglich durchgeführte Wahrung der königlichen Rechte gegenüber der Kirche mißfällt ihm, er fühlt sich wie diese aufs äußerste bedrückt und sucht nach einem Rückhalte bei der staufischen Gegenpartei; er knüpft verwandtschaftliche Beziehungen zu derselben an, er versucht dieselbe mit Lothar auszusöhnen. Aber ebenso erfolglos seine Vermittlung, ebenso gelingt es jenen, ohne Adalberts Hülfe die kaiserliche Gnade zu erlangen. Es waren jedenfalls keine Tage des Glanzes und der Macht, in denen A. am 23. Juni 1137 sein Leben beschloß, wenige Monate zu früh, um noch einmal vielleicht bei der neuen Königswahl seine Staatskunst in die Wagschale zu werfen. Eine kleinliche Habsucht, unter der besonders das Albanskloster zu Mainz und das Peterskloster zu Erfurt zu leiden hatten, bei der er indeß nicht vergaß, seine weltlichen Verwandten mit geistlichen Lehen reich zu bedenken, wie auch seinen Bruder Bruno auf den bischöflichen Stuhl von Speyer zu erheben, ging in A. Hand in Hand mit einem hochstrebenden Ehrgeize, der ihn nur zu solchen hohen politischen Plänen begeistern konnte, wobei seine Person und seine Macht in den Vordergrund trat. Und daß er zudem bei Durchführung derselben alle Rücksichten auf Moral und auf Personen bei Seite setzte, sichern ihm das traurige Andenken, neben einer langdauernden materiellen Schädigung Deutschlands, aus allen Kräften dem Verfall der Kaisermacht und der definitiven Unterwerfung unter die Hierarchie vorgearbeitet zu haben. Die anerkennendste Erinnerung zollen ihm wol nur die Städte Mainz und Erfurt, wo er sich, an ersterer Stelle namentlich

durch ein 1118 ertheiltes und 1135 wiederholtes Privileg, um Aufkommen bürgerlicher Freiheit und Verfassung in erfreulicher Weise verdient machte. — (Vgl. Fr. Colbe: Erzb. Adalbert I. von Mainz u. Heinrich V. Heidelberg 1872.)

Schum.

Adelbert II.: Adalbert, Neffe und Nachfolger obigen Adalberts I. auf dem Mainzer Erzstuhle während der Jahre 1138—41. Der Oheim scheint dem nach ihm benannten Sohn seines jüngsten Bruders Friedrich eine ganz besondere Zuneigung zugewandt zu haben, denn nach der vom Mainzer Chorherrn Anselm — es ist weder der Bischof von Havelberg, noch der Probst von Maria-Stiegen — verfaßten metrischen Biographie des jüngeren A. wurde er von jenem von frühester Jugend an auf das Sorgfältigste erzogen und jedenfalls noch ziemlich jung zu hohen geistlichen Würden befördert. Ohne die eigentliche Priesterweihe zu besitzen, findet man ihn seit 1128 urkundlich als Propst des Marienstiftes zu Erfurt und des Petersstiftes zu Mainz, und erst in dieser Stellung und wol nach 1133 unternahm er ausgedehnte Reisen und philosophische Studien auf den Schulen zu Hildesheim, Rheims und Paris, wozu ihm der Oheim eine überaus reiche Ausrüstung und die Mittel zu einem glänzenden Leben gewährte. Kaum aus Montpellier, wo er sich noch mit Medicin beschäftigt hatte, in die Heimath zurückgekehrt, entriß ihm zwar der Tod seinen mächtigen Verwandten, doch fand er bald einen nicht minder einflußreichen Gönner in Friedrich von Staufen, dem Gemahl seiner Schwester, dem Bruder des neuen deutschen Königs Konrad III. Dem Ansehen beider hatte es A. daher wol zu danken, daß er nach langen Streitigkeiten unter dem Mainzer Clerus doch am Schlusse der dortigen Ostercurie (1138 Ende April) einstimmig zum Erzbischof designirt und am 29. Mai zu Bamberg, nachdem er Tags vorher vom dortigen Bischof Otto die Priesterweihe erhalten hatte, mit der erzbischöflichen Würde bekleidet wurde. Als Erzkanzler fungirt er in allen während seiner Regierung ausgestellten königlichen Urkunden und wohnte der Ausfertigung einer großen Zahl derselben sogar als Zeuge bei. Auch bei Papst Innocenz II., der A., man weiß nicht aus welchen Gründen, im Sommer 1140 nach Rom citirte, fand er gute Aufnahme. Dem staufischen Geschlechte indeß gegenüber folgte er, wie Otto von Freising bemerkt, den Fußstapfen seines Oheims nur zu treu und lohnte mit Undank die ihm erwiesene Gunst. Er begann im Sommer 1141 mit den aufrührerischen sächsischen Fürsten gegen Konrad zu conspiriren und hätte das Unternehmen derselben durch seine längere Theilnahme vielleicht einen anderen Verlauf genommen, wenn ihn nicht am 17. Juli 1141 ein eben so früher als plötzlicher Tod zu Erfurt ereilt hätte. Sein Leichnam wurde mit großem Pomp nach Mainz übergeführt und in der Godehardscapelle dort beigesetzt. — Anselmi Vita Adelberti II. Moguntini (Jaffé, Biblioth. Rer. Germanic. III. 565 s.).

Schum.

Adelbert: Adalbert von Oesterreich, Markgraf, † 26. Mai 1055. Ein Sohn des Markgrafen Liutpold und Nachfolger seines Bruders Heinrich I. nach dessen Tode (23. Juni 1018) in der markgräflichen Würde. Seines Enkels Enkel Otto, Bischof von Freising, der Geschichtschreiber, sowie die älteste österreichische Reimchronik betrachten ihn mit Recht als den eigentlichen Gründer Oesterreichs; der erstere, welcher über seines eigenen Hauses Geschichte als unterrichtet gelten darf, sagt, dieser sein Ahnherr „soll seine Abkunft aus dem Blute“ des unter Ludwig dem Kinde hingerichteten, gefeierten Grafen Adalbert von Babenberg abgeleitet haben; nachweislich stammte seine Familie aus Franken, wo sie im zehnten und elften Jahrhundert begütert erscheint. Man nennt sie gemäß jener Nachricht Otto's von Freising die Babenberger.

A. erscheint bereits im J. 1010 als Graf in dem bis zur Ilz nach Osten

reichenden Schweinachgau und folgte später seinem ältern Bruder auch westlich davon als Graf in dem zuerst seinem Vater verliehenen Donaugau. Sein Haus war in glücklichem Aufsteigen, sein Bruder Poppo seit 1015 Erzbischof von Trier, seines Bruders Ernst Söhne folgten demselben im schwäbischen Herzogthume, seine Vettern geboten im obern Maingebiet. Die baierische Ostmark reichte schon über den Wiener Wald, als er sie erhielt, und sein Bruder hatte durch Kaiser Heinrichs II. Gnade östlich von dem Wiener Walde bereits großen Grundbesitz erworben. A. stand bei Konrad II. in hohem Ansehn, wie sich bei Adalbero's von Kärnthen (s. d.) Absetzung 1035 zeigte. Vermählt war er mit Frowila, einer Tochter des Herzogs Otto Urseoli von Venedig, Schwester des Königs Peter von Ungarn, der nach seiner Vertreibung 1041 bei A. Schutz fand und mit demselben Kaiser Heinrichs III. Hülfe gegen den Usurpator Ovo anrief.

Der erste bedeutende Kriegserfolg für seine Markgrafschaft wurde ihm noch vorher, nach Peters Vertreibung, zu Theil (Spätsommer 1041), indem sein Sohn Liutpold II. (s. d.) in dem entscheidenden Feldzuge gegen Herzog Bretislaw von Böhmen eine der Ostmark entrissene Grenzstadt nahm, zerstörte und den Sohn des dortigen Befehlshabers gefesselt dem Vater zusandte. A. lieferte aber den Gefangenen seinem Könige aus, der ihn (Oct. 1041) bei Bretislaws Begnadigung demselben zurückgab.

Bei Ovo's Einbruch in die Ostmark im J. 1042 konnte A. eine Niederlage gegen das ungarische Hauptheer am 15. Febr. bei Traismauer nicht verhindern, schlug aber mit seinem Sohne ein gleichzeitig im Norden der Donau eingebrochenes Ungarnheer, indem er mit nur 30 Schildträgern den Kampf begann, dann von dem sich sammelnden Adel und dessen Mannen Zuzug bis auf etwa 300 erhielt, denen sich die befreiten Gefangenen anschlossen. Die Ungarn wurden bis an die March verfolgt, wo noch Viele ertranken. Bei König Heinrichs III. glücklichen Feldzügen gegen Ovo gewann sein Sohn den Ruhm des Ungarnsiegers und wurde mit den von Ovo abgetretenen Gebieten als einer neuen Ostmark belehnt, starb aber schon nach wenigen Tagen (9. Dec. 1043). Zunächst erscheint wol in der neuen Erwerbung ein Markgraf Siegfried, schon am 21. April 1048 aber A. auch mit diesen Landschaften belehnt, auf die der Name Oesterreich von dem westlich angrenzenden ältern Besitze mit übertragen wurde. In den damaligen Kriegen des Reiches mit dem ungarischen Könige Andreas I., deren Ende er nicht mehr erlebte, ward ihm im J. 1050 die Herstellung der Reichsfestung Heimburg mit übertragen. Er verlegte seine Residenz von Melk nach Tuln und hinterließ die so sehr erweiterte Markgrafschaft seinem Sohne Ernst. — (Büdinger, Oesterr. Gesch. I. 475 ff.) Büdinger.

Adelbert: Adalbert, erster Bischof von Pommern, von polnischer Abkunft und bisher Pfarrer an der Vorstadtkirche zu Wollin, wurde, als nach dem Tode des Bischofs Otto von Bamberg, des Pommernapostels, und noch durch ihn angebahnt, in diesem Lande ein eigenes Bisthum begründet ward, noch auf Otto's Empfehlung und nach Vorschlag des Herzogs Ratibor I., da ein Domcapitel noch nicht existirte, durch die versammelten Großen des Landes im J. 1139 zum Bischof gewählt. Dem neuen, von jedem Suffraganverhältniß eximirten und allein dem Papst unterstellten Bisthum, dessen Sitz die Adalbertskirche zu Wollin wurde und dessen Sprengel mit den politischen Grenzen des damaligen Pommerns zusammenfallen sollte, trat alsbald das Stift Bamberg seine Rechte und Einkünfte in den Gegenden links von der Oder ab und Herzog Ratibor I. fügte Begabungen auf dem rechten Ufer hinzu. Nach seiner Wahl hat sich A. nach Rom begeben, wo am 14. Oct. 1140 seine Weihe und Confirmation durch Papst Innocenz II. stattfand. Nach der Rückkehr in seinen, noch keineswegs dem

Christenthum innerlich völlig zugewendeten Sprengel ließ A. es sich angelegen sein, für die Befestigung des neuen Glaubens durch oberhirtliche Thätigkeit, wie Gründung von Kirchen und Heranziehen von Geistlichen zu sorgen, wobei er durch Herzog Ratibor I. unterstützt wurde. An den politischen Schicksalen Pommerns war er genöthigt Antheil zu nehmen, als im J. 1147 der Bischof Heinrich von Mähren mit seinem zur Bekehrung oder Unterjochung der vermeintlich noch heidnischen Ostseeländer gesammelten Kreuzheere bis vor Stettin gekommen war und die Stadt umlagerte. Es gelang Bischof A. im Verein mit den einflußreichsten Männern der Stadt, die Gefahr abzuwenden, indem sie darauf hinwiesen, daß zur Befestigung des christlichen Glaubens in diesen Ländern wol Predigt, nicht aber Waffengewalt vonnöthen sei. Durch weitere Unterhandlungen brachte es A. dahin, daß die Kreuzfahrer gänzlich abzogen. In der für sein Bisthum nun folgenden Zeit der Ruhe wandte sich A. von neuem der seelsorgerischen Thätigkeit zu und gründete am 3. Mai 1153 im Verein mit Herzog Ratibor I. das erste Kloster in Pommern zu Stolp an der Peene an der Stelle, wo 1136 des Herzogs Bruder, Wartislav I., erschlagen und zu seinem Gedächtniß eine Kirche erbaut war. Die neue Stiftung wurde mit Mönchen aus dem Kloster Bergen bei Magdeburg besetzt und ihm alle künftig noch zu erbauenden Kirchen dieser Landschaft untergeben. Gleiche Unterstützung erfuhr A. nach Herzog Ratibors I. Tode durch die beiden Neffen desselben, die Herzoge Bogislav I. und Kasimir I. (s. diese). Seine letzte Handlung war die Bestätigung des noch von Ratibor I. gestifteten und reich begabten Klosters Grobe bei Usedom am 8. Juni 1159. Adalberts Todesjahr ist nicht genau festzustellen, er starb am 3. April 1160—1162.

Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. Bd. I. Klempin, Die Exemtion des Bisthums Camin. v. Bülow.

Adelbert: Adalbert, Bischof von Prag und Märtyrerapostel († 23. April 997) oder wie sein eigentlicher slavischer Name lautet, Wojtěch, war einer der sieben Söhne des mächtigen, güterreichen Slavnik, eines altböhmischen Geschlechtsfürsten, an Besitzthum dem herzoglichen Hause der Přemysliden nahezu ebenbürtig. Denn man schätzt (nach Cosmas' Angabe) das Fürstenthum des Slavnik, mit dem Hauptsitze auf Burg Libice — an der Mündung der Cidlina in die Elbe — auf einen Umfang, wonach die einzelnen Besitzungen westlich von der Mies, südlich bis gegen Baiern, östlich an die mährische Zwittawa (Switawa) und nördlich gegen Glaz (Kladsko) hin sich erstreckend, an 20—23 Decanatsbezirke, also viele kleinere Landesbezirke in sich begriffen oder berührten. — Slavnik, der Vater Wojtěchs oder Adalberts, war überdies mit dem Hause der baierischen Arnulfinger und dadurch auch mit den Ottonen verwandt, denn seine dem Namen nach unbekannte Mutter gilt als Tochter Herzog Arnulfs († 937) und Schwester Judiths, welche den Stiefbruder Otto's I., Heinrich, Begründer der sächsisch-baierischen Herzogslinie, ehelichte. Slavnik war somit ein Neffe dieses Herzogs Heinrich I. († 955) und Großneffe König Heinrichs I. († 937); wenn somit der zweite, zeitgenössische Biograph des heil. A., Brun, Adalberts Vater den „nächsten Neffen König Heinrichs" nennt (Heinrico regi accessit proximus nepos), so darf dies in dem eben entwickelten Sinne gedeutet werden. Die Mutter Adalberts, Střezislava, stammte aus edelstem Slavengeschlechte und wird als eine bis zum Uebermaße fromme Christin bezeichnet. Den in tödtliches Fieber verfallenen Knaben weihen die bangenden Eltern dem geistlichen Stande. Den Jugendunterricht leitet ein Geistlicher (Radla) und seine Strenge gegen den lebhaften, weltlich gesinnten Junker findet an dem Ernste und der Schärfe des Vaters einen Verbündeten. Höchstens 15 Jahre alt kommt A., so als Knabe von Adalbert, Erzbischof von Magdeburg, gefirmt, an die Domschule nach

Magdeburg (972), woselbst der Sachse den lebhaften Jüngling mit dem Trivium und Quadrivium quälte und bei der Drillung im Latein und in harter Klosterzucht an dem hochbegabten aber vielbeweglichen A. auch die Peitsche nicht schonte. Neun Jahre hindurch also geschult, kehrte A. im J. 981, dies ist auch das Todesjahr des Vaters, nach Böhmen heim, und hier übten die reuevollen Stoßseufzer des sterbenden Bischofs von Prag, Thietmars des Sachsen, einen so gewaltigen Eindruck auf den jungen Cleriker, daß nun die ascetische Richtung seinen ganzen innern und äußern Menschen durchdrang und umwandelte. In der Nacht des Sterbetages Thietmars besuchte er, mit dem Cilicium umgürtet und das Haar mit Asche bestreut, die Kirchen Prags. Zwei Wochen darauf wählte man ihn (19. Febr. 982), unter dem Vorsitze Herzog Boleslavs II., zum Prager Bischofe Böhmens. 983 den 3. Juni erhielt er zu Verona die kaiserliche Investitur und den 29. Juni von dem Mainzer Willegis, dem Metropoliten für Böhmen, die Weihe. Heimgekehrt nach Böhmen versuchte er den Kampf gegen die tiefgewurzelten heidnischen Unsitten seines Volkes. Aber sein wohlgemeinter Eifer, seine verschwenderische Freigebigkeit und vielerprobte Nächstenliebe hatte für sein Volk einen so fremden, mönchischen Beigeschmack, daß man ihn in hohen und niedern Kreisen scheelen Auges zu betrachten anfing. Das verleidete dem reformlustigen Bischofe das Wirken in der Heimath und der Gedanke einer Wallfahrt nach Palästina ergriff seine Seele mit ganzer Gewalt, oder vielmehr die Sehnsucht nach einem fromm beschaulichen Mönchsleben. In Monte Cassino war seines Bleibens nicht; gern wäre er ein Genosse des h. Nilus, eines Basilianers von großem Ansehen, zu Valleluce im Capuanischen geworden, aber auch das stieß auf Schwierigkeiten und so sehen wir ihn denn endlich in die Siebenhügelstadt ziehen und hier nach längeren, vom Abte des aventinischen Klosters Leo über ihn verhängten Prüfungen (989—990), mit päpstlicher Zustimmung die Mönchsgelübde ablegen. Aber nach fünf Jahren mußte er wieder das liebgewonnene Klosterleben mit dem bischöflichen Amte in seinem Heimathlande vertauschen, denn im Auftrage Herzog Boleslavs II. und mit Zustimmung des Volkes der Böhmen begaben sich Adalberts Stiefbruder Radim (Radmilah, Radla), mit seinem geistlichen Namen Gaudentius, und Christian (Strachkwas), der Bruder des Herzogs, Mönch eines Regensburger Klosters, nach Italien, ausgerüstet mit Schreiben des Mainzer Erzbischofs an den Papst, um gegen die Zusage, namentlich in Bezug der Ehen werde sich Böhmen den Anschauungen und Vorschriften Adalberts fügen, ihn zur Rückkehr und Wiederausübung des bischöflichen Amtes zu bewegen. Ein päpstlicher Synodalspruch erklärte, A. sei unter solchen Umständen verpflichtet, das geistliche Hirtenamt wieder zu übernehmen, und so mußte denn der Sohn Slavniks den Weg über die Alpen zögernd und mit halber Zuversicht einschlagen. Nach Böhmen heimgekehrt und anfänglich mit vieler Ehrfurcht behandelt, sah er sich bald über die Erfolge seines bischöflichen Wirkens bitter enttäuscht und einzelne geistliche Amtshandlungen Adalberts, z. B. die Bannung eines der vornehmsten Böhmen (?) oder die Beschützung einer vornehmen Ehebrecherin, die er schließlich vor der Wuth der Verfolger dennoch nicht erretten konnte, führten den Bruch zwischen dem Bischofe und seinen Landsleuten herbei. Verzweifelnd an jedem Erfolge seines Wirkens suchte er einige Zeit hindurch Ersatz in christlichen Missionsversuchen bei den Ungarn. Doch ist es mehr als unwahrscheinlich, daß er Geisa, den letzten Arpadenherzog, oder dessen Sohn Wajk (Stephan) getauft habe. Jedenfalls hatte sein apostolisches Wirken im Karpathenreiche wenig nennenswerthe Erfolge, wie selbst sein Biograph Brun bezeugt. Im J. 995 (von anderer Seite wird 996 geltend gemacht) verließ A. zum zweiten Male sein Heimathland und eilte dem aventinischen Kloster zu, das er ohnehin

mit schwerem Herzen verlassen. Es war das Jahr, in welchem Herzog Boleslav II. seinem Mißtrauen und Grolle gegen das mächtige, landesverrätherischer Verbindung mit dem Polenfürsten von den Gegnern (Wršowcen?) beschuldigte Haus der Slavnik Luft machte. Den 27. Sept. 995 (996) wurde die Burg Libice von den Herzoglichen überfallen und Alles grausam und treulos niedergemacht. So fanden die vier Brüder Adalberts: Spitimir, Dobroslav, Porej und Caslav, ein blutiges Ende; Soběbor, der älteste, war außerhalb des Landes; Radim, Adalberts Stiefbruder, auch Radla genannt, entkam glücklich dem allgemeinen Verderben.

Zur Zeit der Kaiserkrönung Otto's III. (21. Mai 996) durch den deutschen Papst Gregor V. sah sich A. durch die dringenden Vorstellungen des Mainzer Erzbischofs Willegis und den scharfen Ausspruch der bischöflichen Synode genöthigt, noch einmal die Ruhe des Klosters mit dem bischöflichen Amte zu vertauschen. Doch erlangte er, von Visionen apostolischen Märtyrerthums erfüllt, die Erlaubniß, daß — im Falle seine Landsleute die frühere Widerspenstigkeit an den Tag legten — er berechtigt sei, andern Völkern das Christenthum zu predigen. Das grause Schicksal seiner Familie mußte ihm die Heimath doppelt verleiden. In der Umgebung des Kaisers trat er die Rückreise aus Italien an und seine Biographen erzählen, daß er oft die Geschäfte eines Dieners niedersten Ranges auf sich nahm, um sich in der Tugend der Demuth zu üben. Auch eine Wallfahrt zu den geheiligten Stätten Frankreichs, nach St. Denys und Tours, Fleury an der untern Loire und St. Maur bei Angers, soll er unternommen haben. Dann aber reiste er nach Polen, um von hier aus bei den Böhmen anfragen zu lassen, ob sie ihn aufnehmen wollten. Die schneidige und schmähende Ablehnung war so, wie dies A. vorausgesetzt hatte, und nun war er seiner Verpflichtung entbunden. Er weilte eine Zeit lang bei dem Polenherzoge, soll, was jedoch sehr unwahrscheinlich ist, Missionen nach Ungarn und ins Chorwatenland, das spätere Kleinpolen, unternommen haben. Dann aber entschloß er sich, in Begleitung seines Bruders Radim (Gaudentius) und des Diacons Bugussa (Benedict) ins heidnische Preußenland zu reisen. Zunächst ging die Fahrt nach Gdansk (Danzig), woselbst heidnische Landleute der Nachbarschaft für das Christenthum gewonnen wurden. Aber von hier aus begann erst die gefährliche Mission, auf der er — die Landschaft und der Ort ist noch nicht unbestreitbar erwiesen (man denkt an das Samland; auch an die Gegend von Kulm, an Truso am Ilfing, an Koltenei an der obern Sorge bei Christburg) — den 23. April 997 den Märtyrertod starb. Sein Leichnam wurde von dem polnischen Herzoge Boleslav den Heiden um eine hohe Geldsumme abgekauft und in Gnesen beigesetzt.

Vita S. Adalberti auctore Canapario (Mönch und Genosse Adalberts im aventinischen Kloster, dann Abt daselbst. Monum. Germ. SS. IV. 581). — Vita S. Adalberti auctore s. Brunone (ebenda S. 596. Brun aus dem Hause der Grafen von Querfurt, Mönch des aventinischen Klosters, dann Missionär und Erzbischof). — Passio s. Adalperti, herausg. v. W. Giesebrecht in den Scrr. rer. Pruss. I. — Alle drei sammt den Versus martyrii S. Adalperti episcopi et martyris mit böhmischer Uebersetzung in den Fontes rerum Bohemic. I. Vitae sanctorum fasc. 3. 1872. S. 231. — S. Adalbert, Bischof von Prag, der erste christliche Apostel und Märtyrer bei den Preußen; v. Dr. Karl Lohmeyer in Königsberg, in der Zeitschr. f. preuß. Gesch. u. Landeskunde. Krones.

Adelbert, Erzbischof von Salzburg, † 8. April 1200; Sohn des vom Kaiser Friedrich I. zum König erhobenen Herzog Wladislaw II. von Böhmen, und Gertruds, der Tochter des Markgrafen Leopold von Oesterreich, lebte als

Diacon in einem böhmischen Kloster, als er nach dem, am 28. Sept. 1168 erfolgten Tode Erzbischof Konrads II. von Salzburg, seines mütterlichen Oheims, einstimmig zum Nachfolger desselben gewählt, insgeheim nach Salzburg geholt und dort am 1. Nov. 1168 inthronisirt wurde; am 15. März 1169 empfing A. durch Udalrich, Patriarchen von Aquileja, die erzbischöfliche Weihe, vom Papst Alexander III. bald danach das Pallium. Ohne von Kaiser Friedrich I. die Regalien empfangen zu haben, übte A. doch alle erzbischöflichen Rechte aus; der erzürnte Kaiser ließ ihn daher, als er Pfingsten 1169 in Begleitung seines Vaters vor ihm in Bamberg erschien, nicht einmal vor; beim Erscheinen des Kaisers im Salzburgischen von seinen Ministerialen im Stich gelassen, mußte A. auf seine Würde Verzicht leisten und ging in die österreichischen Klöster Admont und Vorau. Bald jedoch trat er, der Verzicht widerrufend, wieder als Erzbischof im Salzburgischen auf und suchte vergebens durch Verschleuderung der Kirchengüter sich Anhänger zu gewinnen, während der Clerus, über seine Gewaltsamkeit entrüstet, mit dem Kaiser über eine Neuwahl verhandelte. Alexander III. nahm A. in Schutz; ein Versuch durch Vermittelung des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg (1171) mit dem Kaiser Frieden zu machen, blieb erfolglos; doch ließ sich A. schließlich zur Ausstellung einer von seinem Vater unterzeichneten Verzichturkunde bestimmen, durch deren Vorweisung der Kaiser auf einem im Februar 1172 zu Salzburg gehaltenen Tage die Intriguen, durch welche A. sich der angelobten Stellung vor einem Fürstengerichte wieder zu entziehen suchte, zerriß. Durch seines Vaters Abdankung seiner Hauptstütze beraubt, von dem einsichtigen Cardinallegaten Konrad von Wittelsbach in seinen Willkürlichkeiten ernstlich gehindert, wußte A. seine Sache doch noch bis Mai 1174 hinzuschleppen, wo er durch Spruch des Fürstengerichtes zu Regensburg förmlich abgesetzt und Propst Heinrich von Berchtesgaden statt seiner zum Erzbischof von Salzburg erhoben wurde. Alexander III. hielt Adelberts Sache noch aufrecht, lud ihn jedoch 1177 nach Venedig vor, damit er sich gegen die von dem Salzburger Clerus wider ihn erhobenen Anklagen verantworte. Doch mußte der Papst A. dem Kaiser opfern: trotz aller Gegenbemühungen Adelberts bestimmte der Venediger Friede die Absetzung desselben, stellte demselben jedoch später Entschädigung in Aussicht. A. lebte nun zuerst bei Udalrich von Aquileja, dann als Propst zu Melnik in Böhmen, vom Papste durch die Legation geehrt, doch ohne Einfluß. Als aber der statt seiner zum Erzbischof von Salzburg erhobene Konrad (III.) von Wittelsbach den Mainzer Erzstuhl erhielt, wurde A. am 19. Sept. 1183 unter des Kaisers Zustimmung einstimmig wieder zum Erzbischof erwählt und hat diese Stellung bis zu seinem Tode bekleidet. Sein Ansehen bezeugt die von ihm erwirkte Urkunde Papst Lucius' III. vom 3. Dec. 1184 über die Bestätigung der Privilegien der Salzburger Kirche und namentlich deren Hoheit über das nach Unabhängigkeit strebende Bisthum Gurk. In die Reichsangelegenheiten griff A. ein durch seine erfolgreiche Verwendung für König Richard von England bei dem sterbenden (26. Dec. 1194) Leopold von Oesterreich und durch die Betheiligung an der Wahl Philipps von Schwaben zum König (1198). 1186 half er seinem durch einen Aufstand aus Böhmen verjagten Bruder Herzog Friedrich wieder zur Herrschaft; griff auch in die zwischen seinen Brüdern Friedrich, Wladislaw und Premysl in Böhmen entstandenen Wirren, wie es scheint, zu Gunsten des letzten ein. Seiner Diöcese stand A. nach seiner Wiedererhebung mit Glanz und verdienstlich vor: doch hatte er 1196 einen Aufstand der Stadt Reichenhall gewaltsam niederzuwerfen und 1198 mit aufsässigen Ministerialen zu kämpfen, die ihn, wie es scheint, vierzehn Tage in Werfen eingeschlossen hielten und zu einem Vergleich zwangen. — W. Schmidt, Die Stellung der Erzbischöfe von Salzburg u. das Erzstift von

Salzburg zu Kirche und Reich unter K. Friedrich I. Wien 1865. (Vgl. Meiller, Regesta archiepiscoporum Salisburgensium.)

H. Prutz.

Adelbold: Adalbold, Athalbaldus, Albaldus, Bischof von Utrecht. Herkunft und Geburt dieses merkwürdigen Mannes liegen im Dunkel; in einem zwischen 999—1003 an Papst Sylvester II. geschickten Werke nennt er sich juvenis. Durch seinen Zeitgenossen Anselm v. Lüttich (s. d.) wissen wir, daß er in der berühmten Lüttlicher Schule zu Notkers Schülern gehörte. Zu Lobbes, wo er mit Heriger befreundet war, ist er wol eher Geistlicher als Schüler gewesen. Ex clerico Lobiensi (nach Sigebert v. Gemblours) ward er Bischof von Utrecht. Gerbert (Sylvester II.), mit dem er in naher Beziehung stand, nennt er seinen conscholasticus, ohne daß wir sagen könnten, wo sich diese Genossenschaft bildete. Auch mit Berno von Reichenau stand er in freundschaftlichem und brieflichem Verkehr; so sehen wir ihn also inmitten der hervorragendsten Träger der großen geistigen Bewegung jener Zeit. 1010 erhielt A. nach Bischof Ansfrieds Tode von Kaiser Heinrich II. den Utrechter Bischofssitz, ob unter Mitwirkung des Capitels und päpstlicher Bestätigung, ist nicht ausdrücklich bezeugt. Beka's Angabe, A. habe schon vorher am kaiserl. Hofe als proconsul eximius großes Ansehen genossen, ist sehr wahrscheinlich, denn Heinrich II. pflegte die Bischöfe unter den Männern seines Vertrauens zu wählen und A. erscheint hinfort stets als treuer und vielfach begünstigter Anhänger des Kaisers. Wir finden ihn sehr häufig am kaiserlichen Hof, zu Dortmund, Paderborn, Goslar und anderwärts (vgl. Pertz, Mon. VI. 682), auch hat er mehrfach im kaiserl. Auftrag das Schwert ziehen müssen, das erste Mal gegen einen Grafen Godizo von Bodegraven, der sich Räubereien gegen das Stift erlaubt hatte und von A. zur Unterwerfung gezwungen ward; namentlich aber 1014, wo er mit der Vollziehung der Reichsacht gegen die Gräfin Adela (s. d.) und Graf Balderich betraut ward. Ein schlimmerer Krieg entspann sich mit Graf Dietrich III. von Holland. Dieser that durch einen neuen Zoll an der Maasmündung, da, wo jetzt Dortrecht liegt, der stiftischen Schifffahrt und dem Zoll zu Tiel großen Abbruch. Auf Adelbolds Beschwerde beauftragte der Kaiser, als er 1015 das Osterfest zu Nymwegen feierte, den Herzog Gottfried III. von Brabant und Lothringen mit der Schlichtung der Sache. Dieser aber, mit den Erzbischöfen von Köln und Trier, den Bischöfen von Cambray, Lüttich u. a. ins Feld gerückt, ward von Dietrich geschlagen und selbst verwundet und gefangen nach Dortrecht gebracht. Jetzt rieth der immer dem Frieden geneigte A. selbst zum Ausgleich und nachdem Dietrich den Herzog ohne Lösegeld freigelassen hatte, erhielt er vom Kaiser das begehrte Gebiet um Dortrecht. — Für die innere Verwaltung seines Stiftes hat sich A. sehr verdient gemacht und wußte auch vom Kaiser wiederholt neue Begnadigungen zur Hebung der Macht und Wohlfahrt Utrechts zu erlangen. Die abgebrannte Martinskirche zu Utrecht ist von ihm wieder aufgebaut und 1023 feierlich eingeweiht; ebenso die Walpurgiskirche zu Tiel, welche von den Normannen zerstört war. — Gegen Ende seines Lebens zog er sich zeitweilig in das von Ansfried gegründete Kloster auf dem Heiligenberg bei Amersfort zurück, dem er auch viele Schenkungen machte. Doch nahm er den Stab noch einmal wieder zur Hand. Nach Kaiser Heinrichs Tode finden wir ihn auf dem Mainzer Reichstage als Gegner des zum Könige gewählten salischen Konrads. Wahrscheinlich schon das Jahr darauf, 1025, nicht erst 1027 ist er gestorben.

Alpertus sagt in seinem Werke De diversitate temporum 1022, also noch vor Heinrichs II. Tode: das von ihm über den Kaiser Berichtete habe A. in uno volumine beschrieben; wol daraus schöpfte Sigebert v. Gemblours seine

Nachricht, A. habe eine „Vita Henrici II.“ verfaßt, und hieraus entstand in einer Handschrift des 16. oder 17. Jahrhunderts, welche die von Waitz bei Pertz, Mon. VI edirte Vita H. enthält, die Notiz: Vita Henr. pr. imperatoris ab Adelb. ep. Traj. ut creditur conscripta. Das Werk, eine mit allerlei Betrachtungen verbrämte Compilation aus Thietmars Cronicon, wovon freilich nur ein Bruchstück, der Anfang, auf uns gekommen, ist eines Mannes wie A. wenig würdig, wird ihm daher auch von Moll in seiner neuesten Untersuchung (s. u.) abgesprochen. Mit noch weniger haltbarem Grund ist ihm von den Bollandisten eine „Vita S. Walburgis“ (A. S. Febr. III. 542) zugesprochen worden. Auch um die Autorschaft einer Schrift „De Musica“ (Gerbert, Script. de Mus. I. 304), steht es mißlich. Allerdings findet sich die Handschrift vor der Schrift „De crassitudine sphaerae“, die wirklich Adelbolds Arbeit ist; aber nur die Beischrift einer jüngeren Hand nennt auch zur Musica A. als Verfasser. — Die Schrift „De crassitudine sphaerae“, von Pez im Thes. anecd. noviss. III herausgegeben, ist, wie schon erwähnt, an Papst Sylvester II. gerichtet, also zwischen 999—1003 verfaßt. Von lateinischen Gedichten, die A. zugeschrieben worden, ist uns nichts erhalten; dagegen hat Moll noch ein Werkchen über ein Metrum des Boethius bekannt gemacht, in welchem A. an der Hand der Schriften Plato's allerlei philosophische Fragen behandelt.

Moll, Kerkeschiedenis II. 1 und 2. — Ders., Bissch. Adelbolds commentaar op een metrum van Boethius, im Kerkhistor. Archief door Kist en Moll III. 161. Alberdingk Thijm.

Adelbulner: Michael A., Professor der Mathematik und Physik an der Universität zu Altdorf, geb. 3. Febr. 1702 zu Nürnberg, † 21. (19.) Juli 1779 zu Altdorf; sein Vater war Buchdrucker. Nachdem er das Gymnasium zu St. Egidien in seiner Vaterstadt besucht, ging er 1720 nach Leipzig, Halle, Magdeburg und Hamburg, um sich weiter als Buchdrucker auszubilden, studirte aber daneben Humaniora und Philosophie. Die Druckerprofession gab er nach der Rückkehr in seine Vaterstadt bald auf, beschäftigte sich mit Mathematik und Astronomie und legte sich 1725 in Altdorf auch auf das Studium der Physik, Chemie und Medicin. Nachdem er 1736 Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, 1741 Mitglied der kais. Akademie der Naturforscher (unter dem Namen Aristarchus Samius) und 1738 Dr. der Medicin geworden, gingen 1743 seine Wünsche, eine Professur der Mathematik und Physik einzunehmen, in Erfüllung, und zu diesen Fächern übernahm er 1766 auch noch das Lehramt der Logik. An der Universität war er zweimal Rector und zehnmal Decan der philosophischen Facultät. Seine Werke behandeln wichtige astronomische Probleme: „Commercium literarium ad astronomiae incrementum etc.“, Nürnb. 1733—35; „Merkwürdige Himmelsbegebenheiten“, 30 Stück (mit Kupf.), Nürnb. 1736; „De methodo, qua solis observatae eclipses, itemque stellarum par lunam occultationes ad differentias meridianorum investigandas usurpari optime queant“, Altdorf 1743; „De inequalitate dierum naturalium“, Altdorf 1745. Außerdem schrieb er 1761 ein Programm: „Quo ad observationem rarissimi coeli phenomeni transitus scil. Veneris per Solem die 6. Juni a. c. habendam invitat“. Unter dem Titel: „Aufrichtiger Himmelsbote“ gab er von 1743 an bis zu seinem Tod alle Jahre einen Kalender heraus. Endlich ist noch zu erwähnen eine kurze Beschreibung meteorologischer Instrumente mit Kupfern (1768). — (Will-Nopitsch, Nürnb. Gelehrtenlex.) Bruhns.

Adeldag: Adaldag, Erzbischof von Hamburg-Bremen (937—988), nimmt als unverbrüchlich treuer Anhänger der drei Ottonen eine hervorragende Stellung unter den Bischöfen des 10. Jahrhunderts ein. Aus vornehmem Geschlechte, ein Verwandter des Bischofs Adalward von Verden, wurde er durch

die Königin Mathilde, in deren Hofcapelle er sich befand, dem Könige Otto d. Gr. bekannt. Von Sept. 936 bis Febr. 937 finden wir ihn als Kanzler des Königs, während er, wie es scheint, Mitglied des Hildesheimer Domcapitels war; dann wurde er von Otto zum Nachfolger des auf einer Missionsreise in Schweden gestorbenen Erzbischofs Unni bestellt. Für seinen Metropolitansitz Bremen erlangte er die Immunität (966); gegenüber den erneueten Ansprüchen Kölns, selbst des Erzbischofs Brun, auf das Bisthum Bremen setzte er siegreich die Rechte seiner Kirche durch. In den nordischen Ländern, wie unter den Wenden gelang es ihm, die von seinem Vorgänger wieder aufgenommene Mission erfolgreich weiterzuführen und seinem Erzstifte endlich Suffraganbisthümer zu erwerben (Oldenburg, Schleswig, Ripen, Aarhus, Odensee [?]). Auf dem zweiten Zuge Otto's I. nach Italien war A. vom Herbste 961 bis zum Frühjahre 965 des Königs ständiger Begleiter, Zeuge von dessen Kaiserkrönung, Theilnehmer an den Concilien, welche Johann XII. und Benedict V. absetzten. Des Kaisers Vertrauen zu ihm zeigte sich besonders darin, daß jener unserm Erzbischof den Papst Benedict zur Gefangenhaltung in Hamburg übergab. Das nahe Verhältniß, in welchem A. zu Otto III. stand, ergibt sich aus der mehrtägigen Anwesenheit des Königs in dem Bremen benachbarten Wildeshausen 988 (März 16—20), wo Otto damals drei Urkunden zu Gunsten der bremischen Kirche ausstellte. Ob A. eine Zeitlang Otto's I. Erzkanzler für Italien gewesen ist, hat noch nicht mit Sicherheit constatirt werden können. Er starb 29. April 988. Bippen.

Adelgasser: Anton Cajetan A., erster Domorganist und Hofcembalist zu Salzburg, geb. 1728 zu Inzell, südlich von Traunstein in Baiern, Schüler Eberlin's; Fürsterzbischof Birkenstein sandte ihn zur Ausbildung nach Italien; 1751 erhielt er sein Amt zu Salzburg und starb daselbst 21. Dec. 1777 vor der Orgel am Schlage. Er war ein tüchtiger Orgelspieler, Accompagnist auf dem Cembalo und Contrapunctist. An seinen Kirchencompositionen wollten, nach Gerber's N. Lex., Einige eine gar zu merkliche Nachahmung Eberlin's finden; dies kann sich doch nur auf einige Vocalwerke alla Capella beziehen. Im Instrumentalsatze war er viel reicher, origineller als Eberlin, dessen Instrumentalsätze hinter seinen großartigen Vocalsätzen weit zurückstehen. Ein bedeutendes Requiem Ablgasser's, eben so eine durchgearbeitete Litanie und ein Salve Regina sind groß angelegt und bei Originalität der Melodie reich an harmonischer Kraft. Im Drucke sind nur wenige Sachen erschienen. Schafhaeutl.

Adelgot, Erzbischof von Magdeburg, ein geborener Graf von Veltheim, erhielt von Heinrich V. das Erzstift. Die gerade nicht sehr reichlich fließenden Quellen über seine Geschichte schildern ihn als einen eifrig kirchlichen Mann, der unter seinen Geistlichen strenge Zucht hielt und auch durch Erbauung und Ausstattung des Augustinerklosters Neuwerk bei Halle a. S. und die Vollendung des Nicolaistiftes in Magdeburg, wozu bereits sein Vorgänger Hunfried den Grund gelegt hatte, seinen kirchlichen Sinn bethätigte. Wichtiger für die allgemeine politische Geschichte Deutschlands ist sein Verhalten zu dem Aufstande der sächsischen Fürsten gegen Heinrich V. im J. 1114. Die Jahrbücher von Pegau berichten, daß sein Vetter, Wiprecht der Jüngere von Groitzsch, der einer der hervorragendsten unter den mißvergnügten sächsischen Großen war, ihn um einen Aufenthaltsort für den Winter ersucht habe, da ihm die entlaubten Wälder, von wo aus er die Kaiserlichen bis dahin beunruhigt hatte, keinen Schutz mehr gewährten. Als ihm A. das östlich von Magdeburg gelegene Loburg anwies, wurde dieser vom Kaiser nach Goslar entboten, das er aber heimlich verließ, als er von befreundeter Seite gewarnt wurde, der Kaiser wolle ihn gefangen nehmen. Am folgenden Tage ließ Heinrich ihn absetzen. Bald darauf kam es

zum offenen Kampfe zwischen dem Kaiser und den sächsischen Fürsten. Die Schlacht am Welfesholze erschütterte die Macht des Kaisers in Sachsen. Darauf suchte Wiprecht die väterlichen Burgen und Städte wieder zu erobern, was ihm auch zum Theil gelang. Bei der Belagerung Naumburgs zog ihm mit anderen Bischöfen und Großen auch A. zu Hülfe (1116). Auf dem Fürstentage zu Frankfurt (29. Sept. 1116), wo man mit dem Kaiser in Unterhandlung treten wollte, erschien auch A., aber dieser Tag hatte wegen Ausbleibens des Kaisers kein Ergebniß. Auch an den Synoden zu Köln (1118) und Fritzlar, welche die Excommunication des Kaisers aussprachen, nahm A. Theil. Er starb 12. Juni 1119.

Lentz, Diplom. Stifts- und Landes-Historie von Magdeburg 87—103.

Janicke.

Adelhard: Adalhard, Abt von Corbie, † 826. Als Sohn von König Pippins Bruder Bernhard, wurde A. mit seinem Vetter Karl am Hofe erzogen. Seinen festen, unbeugsamen Charakter bewährte er, etwa 20 Jahre alt, im J. 771, als Karl seine erste Gemahlin, die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, verstieß. Mit der neuen Königin Hildegard wollte A. keine Gemeinschaft haben und wurde deshalb Mönch im Kloster Corbie. Hier von seinen vornehmen Verwandten häufig besucht und gestört, suchte er echt klösterliche Verborgenheit in Monte Cassino. Allein Karl wollte den Mann nicht entbehren; zurückgerufen wurde er bald Abt von Corbie und nahm mit den übrigen Großen an den Reichsgeschäften Theil. Für den 781 zum König Italiens erhobenen Knaben Pippin führte er die Regierung. Als aber nach Karls Tod 814 Ludwig Kaiser wurde, mußten die alten Räthe seines Vaters das Feld räumen, und A., der vergeblich eine gerichtliche Untersuchung der Beschuldigungen seiner Feinde forderte, wurde seiner Güter beraubt und nach der Insel Noirmoutiers verbannt. Nach 7 Jahren zurückberufen, wollte er doch nicht am Hofe bleiben, sondern übernahm wieder die Leitung seines Klosters Corbie. Hier hatte Karl viele sächsische Knaben, die als Geiseln ausgeliefert waren, christlich erziehen lassen; A. und sein Bruder Wala waren selbst durch ihre Mutter mit sächsischen Edelingen verwandt, und von dem Wunsche beseelt, dort das Christenthum zu fördern, stifteten sie die neue Corbeja, jetzt Corvei, für welche Kaiser Ludwig 823 den Königshof Huxeri an der Weser (Höxter) schenkte. Für die hohe Bedeutung dieser Stiftung genügt es, auf die Artikel Ansgar, Wibald, Widukind zu verweisen. A. starb in hohem Alter 2. Jan. 826. Sein Nachfolger in Corbie, Radbert, genannt Paschasius, hat mit großem rhetorischem Schwulst sein und seines Bruders Leben beschrieben, absichtlich dunkel und mit veränderten Namen, um nicht zu gefährlichen Anstoß bei den Gegnern zu erregen. Im J. 1025 sind Adelhards Gebeine in Corbie feierlich erhoben worden und ein Mönch Gerhard beschrieb die denselben zugeschriebenen Wunder, indem er zugleich die alte Biographie überarbeitete; später wurde noch ein zweites Buch solcher Wunder hinzugefügt. S. die Ausgabe dieser Schriften bei Mabillon, Acta SS. Ord. S. Benedicti Saec. IV. Pars I.

Wir haben noch einige Briefe von Alkuin an A.; er selbst aber hat ein außerordentlich wichtiges und lehrreiches Werk über Karls des Großen Hofordnung („De ordine palatii") hinterlassen, welches allein über die Vertheilung der Geschäfte und die eigentliche Organisation des wunderbaren Reiches Aufschluß gibt. Leider besitzen wir nicht das Original, sondern nur einen Auszug, welchen der Erzbischof Hinkmar von Rheims als Vorbild für den König Karlmann verfaßt hat, und der nicht unbedingt zuverlässig ist. — (S. C. v. Noorden, Hinkmar. Bonn 1863. S. 385.) Wattenbach.

Adelhard: Adelard, Scholastiker von St. Trond in dem Sprengel

von Lüttich und seit 1034 Abt von St. Hubert in den Ardennen, † 1055. Er erwarb sich um die Abtei, welche während der Streitigkeiten zwischen Kaiser Heinrich III. und Herzog Gottfried von Lothringen vielfach bedroht und geschädigt ward, namentlich auch durch die Herren des benachbarten Schlosses Mirwart, große Verdienste, indem er dieselbe nicht nur dem Verfall entriß, sondern auch ihre Besitzungen zu erweitern wußte. Heinrich III. verlieh ihm die hohe und niedere Gerichtsbarkeit nebst Markt- und Zollrecht. — (Vgl. die unter dem Namen Cantatorium S. Huberti bekannte Chronik von St. Hubert, M. G. H. SS. VIII. 568 s.) Schötter.

Adelheid: Adalheid, deutsche Kaiserin, geb. um 931, † 16. oder 17. Dec. 999, Tochter des dem altwelfischen Hause entstammenden Königs Rudolf II. von Hochburgund (911—937), welcher seit 933 auch Niederburgund beherrschte und mit Bertha, einer Tochter des Herzogs Burchard von Schwaben, vermählt, schon vor Adelheids Geburt einen Sohn, den nachmaligen König Konrad II. (937—993), erzeugt hatte. Noch ein Kind, wurde A. bald nach dem 937 erfolgten Tode ihres Vaters und während die Mutter sich mit König Hugo von Italien vermählte, mit dessen Sohn Lothar verlobt, um sich, als dieser nach dem Sturze seines Vaters (945) durch den Einfluß des Markgrafen Berengar von Ivrea König von Italien geworden war, 947 mit ihm zu vermählen. Diese Ehe, welche einer Tochter — Emma, später Königin von Frankreich — das Leben gab, dauerte nur kurz. Denn schon 22. Nov. 950 starb König Lothar, sein Nachfolger Berengar II. aber, wahrscheinlich erbittert darüber, daß A. sich weigerte, die Gemahlin seines Sohnes Adalbert zu werden, begegnete der jungen, wegen ihrer Schönheit, Klugheit und Sittsamkeit gepriesenen Königin alsbald äußerst feindselig, hielt sie sogar seit dem 20. April 951 gefangen in einem elenden Kerker zu Como, bis es ihr 20. Aug. unter mancherlei Gefahren und Abenteuern gelang, zu entkommen, zunächst nach Reggio und dann nach Canossa zu Atto, dem Ahnherrn der Herzogin Mathilde. Hier wird es denn auch wol geschehen sein, daß A. Kunde erhielt von der Werbung des deutschen Königs Otto I. d. Gr., der seit 946, wo seine erste Gemahlin, die angelsächsische Königstochter Edgitha, gestorben war, Wittwer, auf die Nachricht von Adelheids Mißgeschick im Sept. 951 mit einem stattlichen Heere nach Italien kam in der Absicht, sie zu befreien, dann zu heirathen und mit ihrer Hand die Krone von Italien zu gewinnen. In der That, da einerseits Berengars Widerstand nur gering war, da andererseits A. der Einladung Otto's, zu ihm nach Pavia zu kommen, willig Folge leistete, so wurde noch Ende 951 unter ihnen jene denkwürdige, vor Allem in politischer Beziehung so bedeutungsvolle und folgenreiche Ehe geschlossen, welche erst 973 durch den Tod Otto's († 7. Mai) wieder gelöst werden sollte und mit vier Kindern gesegnet war, von denen aber nur zwei den Vater überlebten, nämlich Otto II. und Mathilde, seit 966 Aebtissin von Quedlinburg. Für die ersten Zeiten, welche A. in Deutschland verlebte, wurde es verhängnißvoll, daß sie ihrem Schwager, Herzog Heinrich I. von Baiern, von Anfang an besondere Gunst zuwandte. Denn dadurch wurde das ohnehin schon gespannte Verhältniß zwischen diesem und ihrem Stiefsohn, dem aus Otto's erster Ehe entsprossenen Herzog Liudolf von Schwaben, noch mehr verbittert, was dann wieder auf die Stellung des Sohnes zum Vater unheilvoll zurückwirkte und schließlich um Ostern 953 Liudolfs und seiner Genossen Aufstand zur Folge hatte, welcher doch mit der Unterwerfung Liudolfs und seines Schwagers, Konrad von Lothringen, endete, nach Verhandlungen, welche Ende 954 zu Arnstadt in Thüringen zum Abschluß kamen, ob unter Betheiligung Adelheids ist nicht mehr ersichtlich, gewiß aber zu ihrer großen Befriedigung, da sie nun erst thatsächlich werden konnte, was sie nach dem Willen des Königs, ihres Gemahls, und nach

der Sprache seiner Kanzlei sein sollte: die Genossin des Reichs. Als solche wurde sie 2. Febr. 962 in Rom gekrönt, nachdem zuvor Otto aus den Händen Papst Johanns XII. die Kaiserkrone empfangen hatte, und ebenso war sie Otto's Gefährtin, als er 966 zum dritten Male nach Italien zog, um sechs Jahre lang dort zu bleiben und nicht eher nach Deutschland heimzukehren, als bis er den Widerstand der Römer gegen seine Herrschaft nachhaltig gebrochen, mit den Griechen in Unteritalien einen glücklichen Krieg geführt und zur Besiegelung des wiederhergestellten Friedens seinen Sohn und Mitkaiser mit der griechischen Kaisertochter Theophano vermählt hatte. Wie nun die Erziehung Kaiser Otto's II. wesentlich als das Werk seiner Mutter zu betrachten ist, namentlich soweit der St. Gallische Mönch Ekkehard II., der Rathgeber der Kaiserin-Mutter, daran betheiligt war, so stand jener Kaiser auch während der ersten Jahre seiner Regierung in hohem Grade unter Adelheids Einfluß, bis um 978 eine Entfremdung eintrat, über deren Ursachen wir nur noch Vermuthungen hegen können, welche aber zur Folge hatte, daß A. den deutschen Hof eine Zeit lang mied und abwechselnd bald in Italien, bald in Burgund bei ihrem Bruder König Konrad lebte. Durch dessen Vermittelung mit ihrem Sohne wieder ausgesöhnt, übernahm sie 983, kurz vor dem Tode Otto's, die Statthalterschaft in Italien und wurde dann in den nächstfolgenden Jahren, als es sich darum handelte, das Nachfolgerecht ihres unmündigen Enkels Otto III. gegen die Prätensionen Herzog Heinrichs II. von Baiern, des Zänkers, zu vertheidigen, zusammen mit ihrer Schwiegertochter Theophano und mit Erzbischof Willegis von Mainz Halt und Stütze der ganzen Reichsregierung, welche denn auch schließlich seit 985 an Herzog Heinrich einen zuverlässigen Anhänger gewann. Damit hatte nun aber Adelheids Einfluß in Reichsangelegenheiten einen Höhepunkt erreicht, von dem er bald darauf in Folge eines heftigen Zerwürfnisses mit Theophano tief herabsank, und zu dem er auch später, als A. nach dem Tode ihrer Rivalin 991—994 nochmals auf längere Zeit am Hofe ihres Enkels verweilte, nicht wieder emporgestiegen ist. Seit 996, wo Otto III., inzwischen mündig und selbständig geworden, seinen Römerzug antrat, verhielt A. sich dem Reiche gegenüber vorwiegend passiv, zeigte sich aber um so eifriger in dem Streben nach einer streng ascetischen Frömmigkeit, welche, genährt durch intimen Verkehr mit den Aebten Majolus und Odilo von Cluny in zahlreichen Kirchen- und Klosterstiftungen zum Ausdruck kam. Adelheids Lieblingsschöpfung auf deutschem Boden war das St. Peter- und Paulkloster zu Selz im Elsaß. Hier ist A. zugleich als Stadtgründerin thätig gewesen, und hier hat sie denn auch, als sie 16. oder 17. Dec. 999 nach kurzer Krankheit mitten unter geistlichen Uebungen verschied, ihr Grab gefunden. Die Sorge für den Nachruhm der Verstorbenen und später Heiliggesprochenen übernahm zunächst Abt Odilo von Cluny (994—1049), indem er ein sog. „Epitaphium Adalheidae“ mit einem um 1050 in Selz entstandenen „Liber miraculorum“ (zuletzt herausg. Mon. Germ. Histor. SS. IV. 637 ss., übersetzt von Hüffer, Berlin 1856) schrieb, welches zwar auf persönlicher Bekanntschaft und einer noch frischen Erinnerung beruht, aber doch vorwiegend erbaulich gehalten ist und daher Adelheids großer politischer Bedeutung in keiner Weise gerecht wird. Um diese zu würdigen, muß man sich vor Allem an die zahlreichen, zuletzt von K. Fr. Stumpf verzeichneten Urkunden halten, in denen auf Adelheids Fürbitte oder Verwendung Bezug genommen wird, und mit diesen dann die bezüglichen Abschnitte in den zeitgeschichtlichen Werken der Ottonenepoche, bei Liutprand, Fortsetzer des Regino, Hrotsvit, Quedlinburger Annalen, Thietmar verbinden, aus späterer Zeit aber namentlich die Chronik von Novalese und die Lebensbeschreibung Mathildens von Donizo berücksichtigen.

Eine Vita S. Adalheydis (heroico carmine) Durlaci saec. XV. 8°. ist ein Auszug aus Odilo und den Mirakeln.

Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. I. Giovanni-Battista Semeria, Vita politico-religiosa di santa Adelaide, Turin 1842.

Steindorff.

Adelheid: Aleidis, Gemahlin Graf Dietrichs VII. von Holland, geb. Gräfin v. Cleve, tritt schon unter der Regierung ihres Gemahls hervor, indem sie in dem Krieg desselben mit seinem Bruder, dem Grafen Wilhelm von Friesland, das gegen letzteren ausziehende Heer befehligte und ihn, mit dem sie eines geheimen Einverständnisses beschuldigt worden war, 1195 am Flüßchen de Neker schlug. — Als Graf Dietrich sich 1203 dem Tode nahe fühlte, wünschte er die Grafschaft seiner einzigen Tochter Ada zu hinterlassen. Aber Holland war damals noch Mannlehen und Graf Wilhelm von Friesland hatte daher als Dietrichs Bruder unleugbar die nächste Anwartschaft, wenn auch nach damaligem Stand des Lehenrechts kein unzweifelhaftes Recht. Der Kaiser hätte immerhin das Lehen als ein eröffnetes betrachten und einem Anderen, z. B. also einem Tochtermann des Erblassers, übertragen können. Um Wilhelms Widerspruch gegen eine solche Wendung zu beseitigen, dachte Dietrich ihm die Vormundschaft über Ada zu übertragen. Dies mißhagte aber seiner herrschsüchtigen Gemahlin. Sie wußte Wilhelms Erscheinen am Sterbebett zu hintertreiben und hatte zugleich auch in dem kriegerischen und durch Verwandtschaft mächtigen Grafen Ludwig von Loon (od. Looz) im Lüttichschen einen ihren Plänen geneigten Gatten für die Tochter bereit. Dieser hielt sich in der Nähe verborgen und ward, sobald Dietrich gestorben, ja während man ihn in Egmond beisetzte, in anstößiger Hochzeitsfeier mit Ada vermählt, worauf er die Grafschaft als ihr Erbe in Anspruch nahm. Wilhelm, dem die Schwägerin das freie Geleit zu seines Bruders Leichenfeier verweigert hatte, erschien dennoch heimlich im Lande und ein Theil des Adels erkannte ihn sofort als Grafen an, während ein anderer Theil auf Graf Ludwigs Seite blieb. Fast wäre es Graf Wilhelm geglückt, seine Gegner gleich anfangs auf der Fahrt zu einer Leichenfeier in Egmond gefangen zu nehmen; A. und Ludwig wurden jedoch durch Gijsbrecht van Amstel gerettet, während Ada in die soeben von ihren Anhängern besetzte Burg von Leyden flüchtete; hier aber ward sie belagert und gefangen (1203). Der Oheim schickte sie zuerst in anständigen Verwahrsam nach Texel, später infolge von Unterhandlungen mit A. und Ludwig nach England, indem er ihre Ehe, weil seine agnatische Zustimmung gefehlt habe, für ungültig erklärte. — Der Krieg in Holland, für den beide Parteien das Aeußerste aufboten, zog sich durch manches Jahr hin; im Anfang war Wilhelm, obwol auch von König Philipp als rechter Lehnserbe anerkannt, nahe daran zu unterliegen, bis ihm 1204 ein Sieg über Ludwig bei Rijswijk den Besitz von Holland sicherte, freilich ohne den Krieg zu enden. 1206 ward ein für Wilhelm verhältnißmäßig ungünstiger Vergleich geschlossen, aber eben darum auch nachmals von diesem trotz päpstlicher Acht nicht gehalten. Der Streit dauerte bis ans Lebensende der Streitenden. Ludwig empfing inzwischen 1207 von König Johann von England, nachdem er sich diesem und seinem Neffen König Otto IV. zum Dienst verpflichtet hatte, seine Gemahlin Ada zurück. Sie hat seitdem in Loon gelebt und ist wol nicht lange nach dem 1218 eingetretenen Tode des Gemahls gestorben. Es heißt, daß jenen sein Bruder vergiftete. Länger hat ihn A. überlebt, denn noch 1237 erscheint ihr Name in einer Stiftung; sie blieb aber fortan ohne Einfluß und hat ihr Leben in Vergessenheit beschlossen. — (Arend, Allgem. Geschied. des Vaderl. II. 1.) Alberdingk Thijm.

Adelheid: Aleid, Vögtin von Holland und Zeeland, eine Tochter

des Grafen Floris IV., Schwester also des röm. Königs Wilhelm von Holland. Mit ihr hatte sich Johann von Avesnes, Graf von Hennegau, vermählt, hauptsächlich um sich dadurch gegen seine Mutter Margaretha von Flandern, welche die Avesnessche Erbschaft den Kindern ihres zweiten Gemahls Wilhelm von Dampierre zuzuwenden trachtete, die Unterstützung König Wilhelms zu sichern. Johann starb schon 1257; sein damals unmündiger Sohn Johann erhielt nachmals die holländische Grafschaft und folgte dort auf Johann I. 1299 als Johann II. von Avesnes. A. leitete die Erziehung ihres Neffen, des Grafen Floris V., der in der Grafschaft von Holland seinem Vater, dem röm. Kaiser, 1256 unter Vormundschaft seines Oheims Floris gefolgt war. Als letzterer aber 1258 starb, übernahm A. als Vögtin auch die vormundschaftliche Regierung. Ein großer Theil des Adels wollte jedoch das weibliche Regiment nicht anerkennen und auch Heinrich VI. von Brabant, den nun A. als Mitvormund annahm, mußte sich unverrichteter Sache vor der Feindschaft des holländischen Adels wieder zurückziehen. Vom röm. König Richard wußte allerdings A. 1262 die Bestätigung ihrer Vogtei zu erlangen, der Adel aber rief jetzt den Grafen Otto III. von Geldern zur Führung des vormundschaftlichen Regiments herbei. Dieser schlug Adelheids Heer bei Reimerswaal in Zeeland vollständig und gelangte so in dauernden Besitz der Gewalt. Doch scheint A. auch dann als Erzieherin des jungen Floris im Lande geblieben zu sein. Erst 1277 begab sie sich auf Floris' V. Befehl nach Hennegau, wo ihr Sohn Johann regierte.

Arend, Allgem. Geschied. des Vaderl. II. 1. v. Aa, Biogr. Woordenb.

Alberdingk Thijm.

Adelheid, Tochter K. Otto's II., wurde nach dem Tode ihrer Tante Mathilde, Tochter Otto's des Großen, der ersten Aebtissin von Quedlinburg (7. Febr. 999), von der sie auch erzogen war, zu deren Nachfolgerin gewählt. Am Michaelistage desselben Jahres wurde die Wahl wiederholt und sie selbst von Bischof Arnulf von Halberstadt in Gegenwart anderer Bischöfe und vieler weltlichen Großen als Aebtissin geweiht. Als ihre Schwester Sophie, Aebtissin von Gandersheim, gestorben war (27. Jan. 1039), wurde sie auch hier gewählt; da aber K. Konrad II. mit dieser Wahl nicht einverstanden war, so erfolgte ihre Einführung daselbst erst nach dessen Tode. Das Stift Quedlinburg hatte sich unter ihr mancherlei Schenkungen seitens ihres Bruders, K. Otto's III. und dessen Nachfolgers K. Heinrich's II. zu erfreuen, wie denn auch beide Kaiser zu wiederholten Malen hohe Festtage in Quedlinburg verlebten. Die Jahrbücher von Quedlinburg berichten zum J. 1021 ausführlich die Einweihung der Stiftskirche und deren Altäre in Gegenwart des Kaisers durch den Bischof Arnulf von Halberstadt, den Erzbischof Gero von Magdeburg und andere Bischöfe. Ihr Todesjahr ist nicht ganz sicher festzustellen, die Angaben schwanken zwischen 1040 und 1044.

Fritsch, Gesch. des Reichsstifts und der Stadt Quedlinburg I. 87 ff.

Janicke.

Adelmann von Brixen, ein Schüler Fulberts von Chartres, stand der im 10. und 11. Jahrhundert blühenden Kathedralschule zu Lüttich als Scholasticus vor und machte sich als lateinischer Dichter berühmt; 1048 wurde er Bischof von Brixen; sein Todesjahr fällt nach Ughellus in das Jahr 1061. In dem Berengarischen Abendmahlsstreite trat er als Gegner Berengars, seines einstmaligen Mitschülers und Studiengenossen, auf und zieh seinen Freund, den er von einer weiteren Beunruhigung der Kirche dringend abmahnte, der Läugnung der realen Gegenwart Christi im Sacramente, — eine Beschuldigung, deren Richtigkeit so ziemlich allgemein als erwiesen gilt, obgleich es schon zu Berengars Lebzeiten nicht an Solchen fehlte, die ihn einer so weit gehenden Abweichung

vom kirchlichen Lehrbegriffe nicht beschuldigten und auch Spätere ihn für einen Vertreter der sogenannten Impanationslehre hielten. Adelmanns bezügliche Schrift: „De veritate corporis et sanguinis Domini ad Berengarium epistola“ findet sich zusammt den übrigen Abhandlungen der zeitgenössischen Gegner Berengars in der Bibliotheca Patrum magna (Tom. XI) und maxima (Tom. XVIII) abgedruckt; eine Separatausgabe derselben, aus einer Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek hergestellt, wurde von C. A. Schmidt zu Braunschweig 1770 veröffentlicht. Als poetische Leistung Adelmanns sind seine „Rhythmi alphabetici de viris illustribus sui temporis“ anzuführen. — (Vgl. Mabillon, Analecta I. p. 420 (ed. nov. p. 382). Martene, Anecdota IV. p. 109. Siber, De illustr. Alem. p. 52 ss. Fabricii Bibl. lat. med. et inf. aet.) Werner.

Adelmann: Bernhard A. von Adelmannsfelden, geb. 1457, studirte mit seinem gleichstrebenden Bruder Konrad in Tübingen, erhielt nach vollendetem Studium Canonicate in Augsburg und Eichstädt, wurde von dem Bischof von Eichstädt, Wilhelm von Reichenau, mit Reliquien zum König Heinrich VII. von England geschickt und starb 16. Dec. 1523. Er hatte sich von seiner Jugend an der neuen humanistischen Richtung zugewendet, war bereits 1484 in Verbindung mit Reuchlin getreten, die er auch ferner aufrecht erhielt, besonders eng aber mit Wilibald Pirckheimer und dessen Kreis (Michael Hummelburg u. A.) verbunden, wofür viele noch erhaltene Briefe beredtes Zeugniß ablegen. Eigene Schriften verfaßte er nicht, er betheiligte sich nur an der Herausgabe älterer Werke und fügte manchen Büchern seiner Freunde empfehlende Gedichte bei. Er theilte den heftigen Unwillen der Humanisten gegen die Anhänger der alten Richtung, namentlich gegen Johann Eck, und gab demselben durch Herausgabe der Schrift Oekolampad's „Canonicorum indoctorum responsio ad Joh. Eck“, 1519, Ausdruck. Dafür wurde er von Eck in die Bulle gegen Luther aufgenommen und konnte sich erst durch dringende Bitten von dem auf ihn gelegten Banne befreien. Durch solches Schicksal scheint er von der ferneren Antheilnahme an den religiösen und litterarischen Bewegungen abgeschreckt worden zu sein. — (Reuchlinsche Briefsammlung. Documenta literaria ed. Heumann, Altorf 1762.) Geiger.

Konrad A. von Adelmannsfelden, Bruder des Vorigen, um das Jahr 1466 geboren, studirte seit 1483 zu Tübingen und 1486 zu Ingolstadt, wurde 1488 Canonicus zu Ellwangen, 1502 Domherr zu Augsburg, wo er 6. Febr. 1547 starb. Auch er war humanistisch gebildet, Freund geschichtlicher und theologischer Wissenschaft, stand im Briefwechsel mit Reuchlin, Spalatin, Aventin, Kil. Leib, Vit. Bild u. A., und beförderte manche Schrift gelehrter Freunde zum Drucke. Der kirchlichen Bewegung seiner Zeit hielt er sich fern. (F. A. Veith, Bibliotheca Augustana alphab. II. p. 17 s.) Steichele.

Adelmann: Joseph Anselm Graf A. von Adelmannsfelden, Staatsmann, † 25. Febr. 1805. Der Stammsitz des alten schwäb. Geschlechtes, dem er entstammt, war die Burg Adelmannsfelden bei dem gleichnamigen Dorf im Würtembergischen Jaxtkreis. Dieser Besitz war aber schon im 14. Jahrh. in der Hand der Grafen von Oettingen, von denen er an Ellwangen, von diesem an die Grafen von Limburg überging. Die Adelmann sind seitdem am linken Ufer des Kocher angesiedelt. — Jos. Anselm, der am Ende des 18. Jahrhunderts als einer der thätigsten Vertreter der Reichsritterschaft eine Rolle spielte, ward von Kurfürst Karl Theodor 22. Sept. 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Er starb als kurfürstl. Geh. Rath und Ritterhauptmann des Cantons Kocher zu Augsburg. — (Pahl, Nationalchronik d. Teutschen, Jahrg. 1805, S. 68 f.) v. L.

Adelog, einem edeln Geschlechte am südlichen Abhange des Harzes entsprossen, wurde als Propst zu Goslar im Sommer 1171 zum hildesheimischen

Bischofe gewählt; † 20. Sept. 1190. Er war einer der thätigsten Bischöfe von Hildesheim und wußte die Zeitumstände geschickt zum Besten des Stiftes zu benutzen. Unter ihm wurden die Klöster Wöltingerode, Dorstadt und Neuwerk (in Goslar) gestiftet, das Godehardikloster in Hildesheim, Stederburg und Reichenberg erhielten neue Kirchen. Der Sturz Heinrichs des Löwen erleichterte dem Bischofe den Versuch, die herzogliche Gewalt über den hildesheimischen Sprengel abzuschütteln, und ermöglichte die Einziehung der dem Herzoge verliehenen Lehen, worunter die Herrschaft Homburg das bedeutendste war. A. erwarb außerdem für das Stift nach dem Tode von Salome, der Wittwe des Grafen Otto von Asleburg, die Asselschen Güter und erhielt durch Vorschüsse, welche er zu Kreuzzügen leistete, mancherlei Güter in Pfandbesitz, die nachher der Kirche verblieben. Vorzüglich bedeutend war aber seine Thätigkeit in Beziehung auf die Verhältnisse des Domcapitels. Er ertheilte demselben am 28. März 1179 das sogenannte große Privilegium, wodurch er das Verhältniß des Bischofs zum Capitel in den wichtigsten Beziehungen feststellte und eine Grundlage für die späteren Wahl-Capitulationen gab. Grotefend.

Adelung: Friedrich v. A., Neffe (nicht Sohn) von Joh. Chr. Adelung, Linguist, geb. in Stettin 25. Febr. 1768, † 30. Jan. 1843. Er studirte in Leipzig von 1787—90 und machte dann als Begleiter des Grafen v. Brown eine längere Reise durch Mittel- und Süd-Europa. Seine Studien auf der Vaticana führten ihn zu seinem ersten Werke: „Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelberger in die Vaticanische Bibliothek gekommen sind", Königsberg 1796. Ein zweiter Theil erschien ebenda 1799 unter dem Titel: „Altdeutsche Gedichte in Rom oder fortgesetzte Nachrichten von Heidelbergischen Handschriften in der Vaticanischen Bibliothek". 1793 ging A. nach Riga, später nach Petersburg, wo er 1803 Lehrer der Großfürsten Nicolaus und Michael, der Brüder Alexanders I., ward, dann in den Staatsdienst übertrat und von 1824 bis zu seinem Tode Director des mit dem Ministerium des Auswärtigen verbundenen orientalischen Institutes war (s. Augsb. Allgem. Zeit. 1843, Nr. 117, Beil.). Daß er als Präsident der Petersburger Akad. d. Wissenschaften gestorben sei, ist eine irrige Angabe. Adelung's große schriftstellerische Thätigkeit (vgl. Meusel, G. T.; N. Nekrol. 1843) bewegt sich in zwei verschiedenen Richtungen. Durch die Schriften „Rapports entre la langue Sanscrit et la langue Russe", 1811; „Nachträge zu dem ersten Theile des Mithridates" (Mithridates IV); „Katharinens der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde", 1816; „Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte", 1820; „Versuch einer Litteratur der Sanskrit-Sprache", 1830, gehört er zu den Förderern der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kräftiger aufkeimenden allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft, jedoch ohne in der Methode über seine Vorgänger hinauszukommen. Namentlich aber machte sich A. verdient durch eine Reihe von Werken über Rußland, unter denen die wichtigeren sind: „Augustin Frhr. v. Meyenberg und seine Reise nach Rußland" (1661 und 62), 1827, und die erst nach seinem Tode (1846) erschienene „Kritisch-litterär. Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700, deren Berichte bekannt sind." 2 Bde. (Mit Portrait.) Leskien.

Adelung: Johann Christoph A., Lexikograph und Grammatiker, Predigersohn aus Spantekow (Pommern), geb. 8. Aug. 1732, besuchte die Gymnasien zu Anklam und Klosterbergen und die Universität Halle, war 1759—61 Professor am evangelischen Gymnasium zu Erfurt, privatisirte seit 1763 zu Leipzig, bis er 1787 zum Oberbibliothekar in Dresden ernannt wurde, † 10. Sept. 1806. Schon 1757 begann er eine litterarische Thätigkeit der vielseitigsten Art, die er mehr als 20 Jahre lang fortsetzte und die sich stellenweise bis zu bedenk-

licher Höhe steigerte. Jeder Gegenstand war ihm recht, für den er sich günstigen Markt versprechen durfte. Eine Reihe von Publicationen folgen der Zeitgeschichte von 1740 bis zum baierischen Erbfolgekriege auf dem Fuße nach und richten die Ereignisse gleich fürs große Publicum her; trockene Thatsachenhäufung, durch den seichtesten Pragmatismus verbunden; Sammelwerke der Staatsacten, politische Briefe ꝛc. traten ergänzend hinzu. Seine Uebersetzerthätigkeit war massenhaft und erstreckte sich auf alle Gebiete des menschlichen Wissens, auf Diplomatik so gut wie auf Metallurgie, auf die Werke des Philosophen von Sanssouci so gut wie auf englische und französische Geschichtsbücher. Als Journalist war er nicht minder universell: er schrieb mehrere Jahre hindurch die Leipziger politische Zeitung und das damit verbundene Allerlei; er gab mineralogische Belustigungen, ja ein militärisches Taschenbuch heraus; er ist der Begründer des Weiße'schen Kinderfreunds, und noch 1785—86 dirigirte er die Leipziger Gelehrte Zeitung. Selbst litterarische Handlangerdienste, wie das allgemeine Verzeichniß neuer Bücher zusammenzustellen, verschmähte er nicht. Er bearbeitete eine Geschichte der Philosophie (und Mathematik) für Liebhaber, und unter dem picanten Titel einer Geschichte der menschlichen Narrheit hat er Männer und Frauen verunglimpft, welche zu den edelsten Erscheinungen der Menschheit gehören: es sollte dem geschmackvollen und aufgeklärten Weltmanne der 80er Jahre schmeicheln, auf jene „Schwärmer" vornehm herabblicken zu können. A. besaß den Instinct für das Zeitgemäße und einen ordnenden Verstand, der leicht und sicher wie eine Maschine wirkte und sich nirgends gehindert sah, weder durch Tiefsinn, noch durch die Phantasie. Er besaß eine ausgebreitete Bücherkenntniß und ein entschiedenes Talent zu generalisiren und zu simplificiren. Als eigentlicher Gelehrter kann er nur in mittelalterlicher Latinität (Zusätze zu seinem Compendium des Ducange, Glossarium manuale, 1772—84), in Gelehrtengeschichte (Fortsetzung des Jöcher 1784—87) und auf dem Gebiete der Sprache gelten. Ueberall aber ist er mehr Sammler und Ordner, als Forscher. Lehrbücher abzufassen war er höchst geeignet. Seine „Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften" (1771) war für die niederen Schulen bestimmt und erlebte mehrere Auflagen; daraus entwickelte sich sein „Kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten" (1778—81) für Realschulen, und dieser lief in eine „Geschichte der Cultur" aus, welche etwas erweitert 1782 auch selbständig erschien. Diesen Titel, den Namen also der Culturgeschichte, scheint er eingeführt zu haben anstatt des bis dahin üblichen „Geschichte der Menschheit". Die Form solcher Betrachtungen war durch Voltaire, die Methode hauptsächlich durch Montesquieu, in Deutschland durch Winckelmann in Schwung gekommen: A. faßt nur zusammen und formulirt. Aber er verlangt, die Culturgeschichte solle den Grund nicht blos der Universalgeschichte, sondern auch der Gelehrten- und Religionsgeschichte ausmachen, und das Buch gibt ihm seine eigenthümliche Stellung innerhalb der deutschen Aufklärung. Weit mehr thut dies freilich noch sein „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" 1774 bis 86. Daran schlossen sich grammatische Werke „Deutsche Sprachlehre für Schulen, zunächst für die preußischen", 1781 (Auszug daraus, 1781), „Umständliches Lehrgebäude" (1782) und eine „Stylistik" (1785—86); das „Magazin für die deutsche Sprache" (1783—84) ging als rechtfertigende und erläuternde Zeitschrift nebenher. Mit diesen Leistungen erhob sich A. endlich über sein bisheriges Litteratenthum, ja er vertiefte sich in seiner Weise von dem festen Halt aus, den er nun ergriffen: der Plan einer Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur wurde gefaßt, das Studium der altdeutschen Dichter lebhafter betrieben („Chronol. Verzeichniß der schwäb. Dichter" 1784, „Püterich von Reicherzhausen" 1788) und alle Sprachen der Erde in den Kreis seiner gelehrten Thätigkeit ge-

zogen. Da bestimmten ihn in Dresden, wer weiß welche Rücksichten, sich auf sächsische Geschichte zu werfen und riesenhafte Materialien für ein Unternehmen aufzuhäufen, von welchem dann doch nur einzelne Bruchstücke zu Tage kamen. Daneben erhielt nur die zweite Auflage des Wörterbuchs (1793—1801) wesentliche Bereicherung und Verbesserung, und in seinem Todesjahre erschienen die ersten Anfänge jener Sprach- und Litteraturgeschichte als „Aelteste Geschichte der Deutschen", jener allgemeinen Sprachkunde als „Mithridates" Bd. 1, die asiatischen Sprachen umfassend. Mit Benutzung des hinterlassenen Stoffes und unter Betheiligung Wilhelm v. Humboldt's und Friedrich Adelung's ließ Vater die europäischen, afrikanischen und amerikanischen Sprachen folgen. Wie wenig auch für eine wissenschaftliche Zergliederung gethan war, das Werk hat Segen gestiftet, wäre es auch nur durch den Gebrauch, den Humboldt davon machen konnte, und ist noch durch kein ähnliches ersetzt. — Adelung's sprachliche Arbeiten haben eine theoretische und eine praktische Seite. In jener Hinsicht strebt er die höchsten Forderungen der damaligen Wissenschaft zu erfüllen; in dieser bemüht er sich um das Richtige, um die richtige Sprache, um den richtigen Stil. Er will dabei nicht Gesetzgeber sein, aber er läßt sich das Gesetz von der hochdeutschen, d. h. für ihn von der obersächsischen Mundart dictiren. Er versichert zwar 1781 einmal, er sei weder der Geburt noch der Verbindung nach ein Kursachse, sondern ein freier Weltbürger, und blos die deutlich erkannte Wahrheit leite ihn. Aber in der That war es die Beschränktheit seines moralischen und ästhetischen Standpunkts, welche ihn leitete. Gellert stand ihm höher als Klopstock und Goethe. Gellert war ganz eigentlich sein Classiker. Die Sprache, den Stil, den Geschmack des Gellertschen Zeitalters wollte er schützen gegen die Neuerer, wie Voltaire die Sprache des Siècle de Louis XIV. gegen Rousseau und seinesgleichen. Adelung's Theorie der Cultur, sowie die Analogie auswärtiger Schriftsprachen schienen ihm Recht zu geben. In Griechenland, im alten wie im neuen Italien, in Frankreich, in der altdeutschen Zeit, überall habe sich die Mundart der cultivirtesten Provinz zur Schriftsprache erhoben. Was aber ist Cultur? Auf den ursprünglichen sinnlichen Menschen wirkt nur die dunkle Empfindung des Bedürfnisses. Dies entsteht durch Volksmenge im beschränkten Raum, durch engeres sociales Leben. Cultur und Bevölkerung wachsen mit einander vom kleinsten denkbaren Anfang an in geometrischer Progression. Die wachsende Bevölkerung verlangt immer intensivere Wirthschaft, nach der Reihe entstehen Jäger- und Hirtenleben, Ackerbau, Handel, Gewerbe: Wohlstand, Bequemlichkeit und Ueberfluß erzeugen erst die Poesie, dann die bildende Kunst, endlich die Wissenschaft. Der Staat wird blühend, aber nun reißt auch Luxus ein und mit ihm kommt Verderben der Sitten, Ueppigkeit, Krankheiten, kurz der Verfall. In Deutschland war die Zeit der schwäbischen Dichter eine solche Blüthеperiode, und von der Reformation ab stellen sich die Bedingungen der Cultur in Obersachsen ein, der obersächsische Dialekt wird Schriftsprache, Gellert und seine Genossen bezeichnen einen neuen Höhepunkt, jetzt aber werden Symptome des Verfalls bereits sichtbar. A. wünscht ihn aufzuhalten, auch er ist gegen Rousseau, gegen die Physiognomik, gegen die Nachbildung antiker Metren, gegen die Ueberschätzung des bloßen Genies, ebenso aber gegen allzu große Aufklärung des Volkes und in aller Zahmheit auch ein wenig gegen den Staat Friedrichs des Großen. Er ist für positive Religion, aber nicht für das officielle sächsische Lutherthum. Er ist ein gemäßigter Conservativer in Politik, Religion, Litteratur und Sprache. Adelung's Wörterbuch hat durchaus die Aufgabe, welche sich alle Wörterbücher aller europäischen Nationen früher stellten: es soll eine Codification sein. Die Sprache der guten Schriftsteller soll sich bequem überschauen lassen; nichts veraltetes, nichts provinzielles soll darin vorkommen, außer

höchstens mit beigefügter Warnung. Bei jedem Wort erfahren wir Aussprache, Orthographie, Flexion, Construction und Gebrauch, namentlich die Stilart, der es entspricht. Bestimmte Angabe des Begriffes und der verschiedenen Bedeutungen sorgt für die Verbreitung klarer und deutlicher Begriffe, dieses wichtigste Requisit der Aufklärung. Ein mäßiger verständiger Purismus wacht über der Reinheit des nationalen Idioms. Die Etymologie sucht, anknüpfend an Wachter, Frisch, hauptsächlich aber an Fulda, unter Herbeiziehung der übrigen germanischen Sprachen das wissenschaftliche Interesse am Wort zu befriedigen. Es war ein den Zeitgenossen geläufiges Compliment, A. habe als einzelner Mann geleistet, was sonst nur ganzen Akademien gelungen sei. Oder erinnerte man sich an Samuel Johnson's ähnliche Verdienste um das Englische, so glaubte man dem Landsmanne in wesentlichen Punkten den Preis ertheilen zu dürfen. Die etymologischen Versuche leiten zu Adelung's Grammatik über: sie ist ganz durchsetzt von der Ansicht über den Ursprung und die Entwickelung der Sprache, welche er mit leichter Modification aus Herder entnahm und mit seiner Culturtheorie in Einklang brachte. Sprache und Erkenntniß sind gleichen Schritt gegangen, vom Dunklen zum Klaren. In der sinnlichen Epoche der Menschheit ist die Sprache entstanden, aus dem sinnlichen Zustand der Seele muß man die Erklärung für ihre ursprünglichsten Erscheinungen suchen. A. führt alle deutschen Wörter unmittelbar auf den Anfang zurück, auf jene Nachahmung natürlicher Schälle, jene Abbilder der tönenden Natur, welche er neben den Empfindungslauten für die Grundlage aller Sprachen hält. Er glaubt das Fundament der Etymologie als Wissenschaft gelegt zu haben. Die Consonanten, deren Bedeutung er charakterisirt, sind der wesentlichste Theil jedes Wortes, die Vocale, welche von u bis i eine Art natürlicher Tonleiter bilden, drücken nur Höhe und Tiefe aus. Die ältesten Redetheile sind Interjection und Adverbium, die älteste Epoche kennt nur unverbundene einsilbige Wurzelwörter. Aus dunkler Empfindung der Arten der Begriffe, der Kategorien des Dinges, des Handelns ꝛc. entsteht Flexion und Ableitung. In der Lehre von den Redetheilen hatte ihm Meiner (Philos. Sprachlehre, 1781) vorgearbeitet, ebenso in der trefflichen Satzlehre. A. will die deutsche Sprache rein aus sich, unabhängig von der lateinischen Grammatik darstellen, aber es begegnet ihm infolge dessen, daß er z. B. das flexionslose Adjectiv als Adverbium ansieht. Er erhebt die Forderung historischer Sprachbetrachtung, aber ohne zu ahnen, was darin liegt. Die Anerkennung der Grammatik als einer selbständigen, von philosophischem Geiste getragenen Wissenschaft war das große Ziel, das ihm vorschwebte. Ebenso consequent stellt er ferner die Lehre vom Stil als ein wissenschaftliches Ganzes auf. Auch hier geht er überall auf die „ersten Gründe" zurück, und psychologische Gesichtspunkte werden geschickt verwerthet, die Redefiguren z. B. eingetheilt nach den verschiedenen Seelenkräften auf die sie wirken. Vor allem aber sucht er auch hier für seine geliebten Obersachsen zu wirken und die Neuerer herabzudrücken, deren Vorzug nur in der größeren Lebhaftigkeit des Stils bestehe. Das Sächsische war entschieden seine Achillesferse. Die Begünstigung der Obersachsen brachte ihn auch mit denjenigen in Zwiespalt, welche sonst in einer Linie mit ihm standen oder seine Verdienste laut anerkannten, mit den Berlinern und mit Wieland. Später (1804) griff ihn Voß auf das heftigste an. Kein geringerer aber als Jacob Grimm hat dies eine Ungerechtigkeit genannt und die treue und fruchtbare Arbeit des Mannes in Schutz genommen. Doch war es gerade Jacob Grimm, der wie Lavoisier alle seine Vorgänger so sehr verdunkelte, daß sie nur mehr als schattenhafte Namen fortleben. Pflicht der Geschichte ist es, A. nicht an seinem großen Nachfolger, sondern an seinen eigenen Vorgängern zu messen. Und dann blüht auch für ihn ein bescheidener, aber unverwelk-

licher Lorber. An consequenter lichtvoller Durchbildung seiner Ansichten aus einem großen anthropologischen Zusammenhange heraus ist ihm noch niemand gleich gekommen; und Gesetze für die Praxis zu finden, haben wir allzu sehr verlernt. Es war nur in der Ordnung, daß Adelung's Lehre die Schulen von ganz Deutschland eine Zeit lang beherrschte.

Meusel, Gel. T. Jördens I. 13. V. 70. VI. 537. Ebert bei Ersch und Gruber I. 404. Raumer, Unterr. 69. Gesch. 210.

Scherer.

Adelward: Bischof von Verden, der 14. der angeblichen, der 9. der wirklichen Reihe, † 933 am 27. Oct. Sein Antritt ist unsicher, 909 oder 910. Er stand in besonderem Ansehen bei König Heinrich I. und erschien öfter an dessen Hofe, und Adam von Bremen stellt ihm das Zeugniß einer ausgezeichneten Treue gegen den König und eines völlig untadelhaften Lebens aus, lobt auch seine Gelehrsamkeit. Unter den Wenden des Verdener Sprengels (Altmark und hannoverisch Wendland) ist er als Missionar thätig gewesen. Durch ihn kam sein Verwandter und Schüler Adeldag, später Erzbischof von Hamburg, an den königlichen Hof. Krause.

Adenes: Adans, mit dem Beinamen le Roi, um 1240 in Brabant geboren, Menestrel am Hofe Herzog Heinrichs III. von Brabant. „Cil m'aleva et norri Et me fist mon mestier aprendre.“ Nach Heinrichs Tode ging er an den Hof Gui's v. Dampierre, des nachmaligen Grafen von Flandern, wo wir ihn 1269 finden; in dessen Gefolge machte er den Kreuzzug von 1270 an die Tunesische Küste mit und scheint auch später, wenigstens noch 7 Jahre, an seinem Hofe geblieben zu sein. Diese Nachrichten sind seinen Gedichten entnommen; sein Todesjahr ist unbekannt. Er hinterließ 4 Epen in französischer Sprache: Enfances Ogier, Berte au gran pié, Beuvon de Commarchis und Cléomadès. Edirt war bisher nur das zweite; das vierte, ein Gedicht von fast 19,000 Versen, wird gegenwärtig von A. v. Hasselt im Auftrag der Belg. Akad. d. Wissensch. herausgegeben.

Wolf, Ueber d. altfranz. Heldengedichte, S. 30. Hasselt in der Biogr. nat. de Belg. Alberdingk Thijm.

Aders: Jacob A., Fabricant, geb. zu Elberfeld 26. Juli 1786, † daselbst 22. März 1825, erhielt nach einer im Familienbesitz befindlichen handschriftl. Biographie seinen Unterricht in der dortigen Lateinschule, trat darauf in die Lehre bei einem Bremer Handelshaus. Von da kehrte er in sein Vaterhaus zurück und stand den Geschäften desselben, die hauptsächlich in Fabrication von leinenen und baumwollenen Zeugen bestanden, bis 1793 vor. In diesem Jahre trat er in das gleichartige Geschäft seines Schwiegervaters Joh. Heinr. Brinck ein. Für 1799 wurde er zum Bürgermeister gewählt und wirkte in der schweren Zeit aufs thätigste für das Wohl seiner Vaterstadt, besonders dadurch, daß er eine geordnete Armenpflege anbahnte. Trotz aller Hemmnisse des Krieges und des Continentalsystems dehnte er sein Geschäft aus und regte durch Beispiel und Rath auch in weiteren Kreisen dazu an, durch Betreten neuer Bahnen die Industrie des Wupperthals zu heben. Seinen deutschen Patriotismus bewies er durch Unterstützung einer Anleihe, welche Blücher 1815 durch Vermittelung des bergischen Generalgouverneurs Gruner im Wupperthal für die Bedürfnisse der Armee am Niederrhein contrahirte. Hierdurch mit dem Hauptquartier in Verbindung gekommen, wirkte er für Entschädigung derjenigen bergischen Häuser, welchen die Confiscation der englischen Waaren 1813 empfindliche Verluste gebracht. Von nun an suchte A., besonders seit 1819, durch die Presse seine Ideen über die Schädlichkeit eines Prohibitivsystems für die Fabrication auszubreiten und darauf hinzuweisen, wie zur Hebung der In-

dustrie Deutschlands es hauptsächlich darauf ankomme, neue Märkte für den einheimischen Kunstfleiß zu gewinnen. Zu diesem Zweck wirkte er in Verbindung mit C. L. Becher für die Gründung der rheinisch-westindischen Compagnie (1821), zu deren Directoren er gehörte. Diese bestand zwar nur bis 1833, brachte aber durch Eröffnung neuer Handelswege für den überseeischen Verkehr der Industrie große Vortheile. Walther.

Adersbach: Andreas A., von 1643 an Beamter und diplomatischer Agent zweiten Ranges im Dienste des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Seine Thätigkeit tritt namentlich in den preußisch-polnischen Angelegenheiten hervor; zahlreiche Gesandtschaftsberichte von seiner Hand finden sich in den „Urkunden und Actenstücken zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg" (Berlin 1864 ff.). Es ist derselbe, von dem auch einige Lieder in H. Albert's „Arien" und anderwärts gedruckt sind. Erdmannsdörffer.

Adler: Ambrosius A. (Adeler, Addeler) „von Hollandt", 1517 in Elbing, seit 26. Sept. 1536 herzoglicher Rath und Fiscal zu Königsberg mit einem jährlichen Gehalte von 70 Mark, erhielt 9. März 1537 vom Herzog die Erlaubniß, sich in Königsberg anzukaufen, betheiligte sich 1551 an den „Concordanten" zum Kulmischen Recht. Er verfaßte 1539 einen alphabetischen Rechtscodex aus den in Preußen beobachteten deutschen Rechtsquellen und schrieb auch eine (verlorene) Preußische Chronik. — (Vgl. Stobbe, Gesch. d. deutschen Rechtsquellen II, 151 f. Pauli, Abhandlungen aus d. Lübisch. Rechte III. 354. Töppen in der Altpreuß. Monatsschrift von Reicke u. Wichert V. 259. 260. Steffenhagen, Catalogus codicum MSS. I. 76.) Steffenhagen.

Adler: Georg Christian A., geb. 6. Mai 1734 in Alt-Brandenburg, studirte in Halle Theologie, wurde 1755 nach Arnis in Schleswig als Prediger berufen, von dort 1758 nach Sarau, 1759 nach Altona, wo er 1791 Kirchenpropst ward und 2. Nov. 1804 als Geistlicher und Gelehrter geachtet starb. Er beschäftigte sich mit den römischen Alterthümern und gab 1775 die römischen Alterthümer von Maternus von Cilano heraus. Wie dieses Buch, sind auch seine eigenen Schriften (vgl. Meusel, G. T.): „Ausführliche Beschreibung der Stadt Rom" 1781—82 (4 Bde.); „Nachricht von den pontinischen Sümpfen", 1784, und seine Ausgabe des Frontinus de aquaeductibus, 1792, fleißig und für ihre Zeit mit Kenntniß gearbeitet, jetzt aber veraltet. — (Kordes, Schlesw.-Holst. Lex.) Urlichs.

Adler: Jacob Georg Christian A., Orientalist und praktischer Geistlicher, geb. 8. Dec. 1756 zu Arnis an der Schlei, woselbst sein Vater Georg Christian damals Prediger war, † 22. Aug. 1834 zu Giekau bei Lütjenburg im Holstein'schen auf einer Visitationsreise. Nachdem er das Altonaer Gymnasium absolvirt hatte, widmete er sich auf den Universitäten Kiel und Rostock dem Studium der Theologie, wobei sich seine Neigung von jeher besonders den orientalischen Sprachen zuwandte. Durch ein Reisestipendium von der dänischen Regierung unterstützt, untersuchte er in den Jahren 1780—82 in Deutschland, Holland, Frankreich und Italien griechische und orientalische Handschriften, vorzugsweise im Interesse der biblischen Textkritik. Am längsten, gegen 15 Monate, hielt er sich zu Rom auf, wo er mit Gelehrten, wie dem Cardinal Stephan Borgia, dem Augustiner Anton Georgii, dem Bibliothekar Stephan Evodius Assemani, befreundet war. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1783 eine außerordentliche Professur des Syrischen und 1788 der Theologie zu Kopenhagen, wo er auch 1789 zum deutschen Hofprediger ernannt wurde. Im J. 1792 wurde er zum Generalsuperintendenten des Herzogthums Schleswig ernannt, wozu ihm 1806 noch die Verwaltung der holstein'schen Generalsuperintendentur

übertragen wurde. Adler's Thätigkeit im schleswig-holstein'schen Kirchen- und Schulwesen, seine 1797 zuerst herausgegebene Kirchenagende, sein Predigtwerk und Aehnliches ist, wenn auch erfolgreich, so doch von vorwiegend localer Bedeutung, wir beschränken uns auf Hervorhebung seiner orientalischen Leistungen. Die bedeutendste derselben ist die, seitdem freilich durch neuere Untersuchungen ziemlich veraltete Schrift: „Novi Testamenti versiones syriacae, simplex philoxeniana et hierosolymitana“ (Kopenhagen 1789), eine Frucht seiner gelehrten Reise, namentlich seiner Arbeiten in den römischen Bibliotheken. Er bietet hier viele aus Handschriften geschöpfte Notizen über die für neutestamentliche Textkritik so wichtigen syrischen Uebersetzungen und lenkte namentlich nach Joseph Simon Assemani zum erstenmal wieder die Aufmerksamkeit des Publicums auf das seitdem von dem Grafen Miniscalchi Erizzo herausgegebene „jerusalemische“ Evangeliarium, welches eine im palästinensisch-syrischen Dialekt abgefaßte Version enthält. Auf einem anderen Gebiete machte er sich schon vor seiner Reise verdient, indem er in der „Descriptio codicum quorundam cuficorum“ (Altona 1780) Facsimile's kufischer Koranhandschriften der Kopenhagener Bibliothek mittheilte und damit interessante Nachweise über die arabische Schriftentwickelung verband. Im J. 1782 gab er dann zu Rom eine Beschreibung der Münzen und anderen kufischen Inschriften in der von Cardinal Borgia zu Velletri angelegten Sammlung heraus („Museum cuficum Borgianum Velitris illustratum“). Zehn Jahre später folgte, gleichsam als Fortsetzung, seine „Collectio nova numorum cuficorum seu arabicorum“. Noch erwähnen wir seine Ausgabe der nachmuhammedanischen Annalen des Abulfeda („Abulfedae annales moslemici arabice et latine“, 5 Bde., Kopenh. 1789—95) und die „Bibliotheca biblica Serenissimi Würtembergici Ducis, olim Lorckiana“ (5 Bde., Altona 1787). Sonstige Schriften von geringerer Bedeutung findet man vollständig verzeichnet in Lübker-Schröder's und Alberti's Schlesw.-Holst. Schriftstellerlexicon. Bickell.

Adlerflycht: Justinian Freih. v. A., Jurist, geb. 30. Jan. 1761 zu Frankfurt a. M., † 20. Jan. 1831. Die Familie ist schwedischer Herkunft: sein Urgroßvater Joh. Christoph v. A. kam als schwedischer Gesandter und Statthalter des Herzogthums Zweibrücken im 17. Jahrh. nach Deutschland. A. ward 1797 kurheff. Gesandter am Kur- und Oberrhein. Kreise, verlor aber durch die französische Invasion und die Aufhebung der Reichsverfassung diesen Posten. Später trat er in das Oberappellationstribunal des Großherzogthums Frankfurt und ward nach Herstellung der Reichsfreiheit seiner Vaterstadt Schöff und Bürgermeister derselben. — Er schrieb: „Das Privatrecht der freien Stadt Frankfurt in systematischer Ordnung vorgetragen.“ 1.—5. Theil. Frankf. 1823—32, eine sehr fleißige, wenn auch nicht gleichmäßige Arbeit, welche eingehend das Römische Recht und im Anschluß daran das Frankfurter Particularrecht behandelt. — (N. Nekrol.. Jahrg. 1831, Bd. 1, S. 74.) Muther.

Adlung: Mag. Jacob A., Gelehrter, musikalischer Schriftsteller und Organist, geb. 14. Jan. 1699 in dem Erfurter Dorfe Bindersleben, woselbst sein Vater Organist und Schuldiener war; † 5. Juli 1762. Schon beim ersten Unterrichte, den ihm der dortige Pfarrer Lüpke ertheilte, verrieth er so gute Geistesanlagen, daß seine Eltern ungeachtet ihrer geringen Mittel beschlossen, ihn studiren zu lassen. Ostern 1711 kam er nach Erfurt auf die Andreasschule, 1713 auf das Gymnasium, wo er blieb, bis er sich als Chorpräfect so viel Geld gesammelt hatte, um Ostern 1721 auf die Universität übergehen zu können. Einer Lockung, Amtsnachfolger seines bald darauf verstorbenen Vaters zu werden, widerstand er glücklich, siedelte 1723 von Erfurt auf die Universität Jena über, wo er mit außerordentlichem Fleiße Philosophie, Philologie und Theologie studirte, und 28. Nov. 1726 Magister wurde. Am 1. Oct. 1727 dis-

putirte er, um sich in Jena als Docent habilitiren zu können, als aber im December desselben Jahres der Organist an der Predigerkirche zu Erfurt, Heinrich Buttstett, starb, beschloß A., von der akademischen Laufbahn einstweilen abzustehen und von der Musik Profession zu machen. Schon als Knabe hatte er von seinem Vater etwas Unterricht im Clavier und Singen empfangen und in Erfurt auf den Schulen bei verschiedenen Cantoren sich weiter gebildet; den Grund zu seinem nachmals tüchtigen Orgelspiele legte er bei dem Erfurter Organisten und nachherigen Rathsmeister Christian Reichardt, in dessen Hause er 1711 Aufnahme gefunden hatte. Auch in Jena trieb er seine musikalischen Studien eifrig fort, las und excerpirte viele musikwissenschaftliche Werke, womit Reichardt und Walther in Weimar ihn reichlich versahen, verfaßte auch dort schon die meisten seiner musikalischen Schriften. Daneben benutzte er fleißig die Orgel, welche der Organist Joh. Nicol. Bach ihm zur Uebung überließ, und erreichte einen solchen Grad von Fertigkeit, daß er nach Buttstett's Tode 1727 den angesehenen Organistendienst an der Predigerkirche zu Erfurt erhielt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten ließ er nun vorläufig ruhen, legte sich aber zugleich auf den Instrumentenbau. Allein 21. Oct. 1736 brannte sein Haus ab, wobei er nicht blos seine Musikalien, Bücher und einige noch ungedruckte musikalische Schriften, sondern auch sein Werkzeug einbüßte, womit die Claviermacherei für immer ein Ende nahm. Seine Neigung zur Lehrthätigkeit veranlaßte ihn Ostern 1741 zu Habilitirung bei der Universität Erfurt; doch sah er sich, bei der Unsicherheit der aus Vorlesungen erwachsenden Einnahme bald nach einer festeren Lehrerstellung um, und wurde auch noch am 28. Aug. desselben Jahres 1741 Professor am evangelischen Rathsgymnasium, unbeschadet seines Organistendienstes. Er verblieb in beiden Aemtern bis zu seinem Tode.

Compositionen von ihm sind nicht bekannt; von seinen musikalischen Schriften sind im Druck erschienen: „Anleitung zu der musikalischen Gelahrtheit", mit einer Vorrede von Joh. Ernst Bach, Erfurt 1758; 2. Aufl. besorgt von Joh. Adam Hiller, Dresden und Leipzig 1783. Das fleißig zusammengetragene Werk handelt von der Theorie und Praxis der alten und neuen Musik, von der Singekunst, der Orgel und anderen Instrumenten ꝛc.; für seine Zeit enthält es manches Belehrende und brauchbare Nachrichten, hat gegenwärtig aber keinen besonderen Werth mehr. Meist entstand es aus früheren Excerpten, und die von der Orgel und andern Tasteninstrumenten handelnden Capitel sind auch zum Theil nur Auszug aus des Verfassers schon früher entstandener „Musica mechanica organoedi", welche er 1726 begonnen und größtentheils noch in Jena ausgearbeitet und beim Brande seines Hauses glücklich gerettet hatte. Doch erschien dies schätzbare Werk erst nach seinem Tode, herausgeg. von M. Joh. Lorenz Albrecht, mit Zusätzen von Joh. Friedr. Agricola, 2 Thle., Berlin 1768. Es beschreibt sehr gründlich Structur, Gebrauch und Erhaltung der Orgel und anderer Tasteninstrumente und enthält eine große Menge Orgeldispositionen mit ergänzenden Hinweisungen auf Prätorius, Mattheson u. A. In die Vorrede des 2. Theils hat Albrecht eine Autobiographie Adlung's aufgenommen. „Musikalisches Siebengestirn", ursprünglich lateinisch abgefaßt, sieben auf Harmonie bezügliche Fragen behandelnd. Infolge dieser Schrift wurde A. Jan. 1755 Mitglied der Akademie zu Mainz, doch erschien sie gleichfalls erst nach seinem Tode, von M. Joh. Lor. Albrecht herausgeg., Berlin 1768. Ungedruckt geblieben und als Handschriften verloren gegangen sind noch: eine „Vollständige Anweisung zum Generalbaß"; „Anweisung zur italien. Tabulatur", und „Anweisung zur Fantasie und zu den Fugen".

Hiller, Lebensbeschreib. berühmter Musikgel. Nr. 1.

v. Dommer.

Ablzreiter: Johann A. von Tettenweis, kurfürstl. baierischer Kanzler und Archivar, geb. 2. Febr. 1596 als Sohn eines Bürgers und Nestlers zu Rosenheim, † 11. Mai 1662. Nach Vollendung der humanistischen Studien zu München bezog er die Universität Ingolstadt, ohne jedoch bei den ärmlichen Mitteln seiner Eltern die Vorlesungen regelmäßig besuchen zu können; 1617—18 diente er als Schreiber am Landgerichte Pfaffenhofen; dann nahm ihn der Ingolstädter Professor Kaspar Denich als Famulus in sein Haus auf und verschaffte ihm so die Möglichkeit, seine Studien zu vollenden. 1622 erwarb er sich den Grad eines Licentiaten der Rechte durch Vertheidigung von Lehrsätzen über die Rechte des Fiscus, welche er dem Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg widmete und wofür er von diesem durch einen Wappenbrief belohnt wurde. So kümmerlich er sich in den Studienjahren hatte durchkämpfen müssen, so rasch stieg der reichbegabte Jüngling jetzt auf der Stufenleiter der Staatsämter empor. Zuerst Advocat in Straubing, 1625 schon kurfürstlicher Hofkammerrath, im selben Jahre noch Revisionsrath, erwarb er sich das volle Vertrauen seines Herrn, des großen Kurfürsten Max I., der ihm bald die Leitung des geheimen Archivs, 1639 auch Sitz und Stimme im geheimen Rath übertrug. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1640 war A. einer der Vertreter der baierischen Regierung; in den Streitigkeiten über die pfälzische Kur zwischen Baiern und Pfalz verfocht er als gelehrter und scharfsinniger Jurist in mehreren Abhandlungen die Rechte seines Landesherrn. 1650 wurde ihm die Würde eines Kanzlers und die Anwartschaft auf einige Lehensgüter in Niederbaiern zu Theil, nach deren einem er sich „von Tettenweis“ nannte. Im folgenden Jahre wurde er durch Maximilians Testament zum Mitglied des Rathes bestimmt, der bis zur Großjährigkeit des Kurprinzen Ferdinand Maria Regierung und Vormundschaft führen sollte. — In der Karmeliterkirche zu München, wo er begraben liegt, erinnert ein Denkmal noch jetzt an seinen Namen. In einer 37jährigen Ehe mit Euphrosine Gebhard, Tochter eines Regierungsrathes zu Straubing, hatte er 14 Kinder gewonnen, von denen sechs das mannbare Alter erreichten. Ein im 10. Bande von Westenrieder's Beiträgen veröffentlichtes Tagebuch zeigt ihn von der Seite des frommen Hausvaters. Ablzreiter's Name ist besonders bekannt durch die Jahrbücher des baierischen Volkes, die im Jahre seines Todes unter seinem Namen erschienen, eine so bedeutende Leistung, daß Leibnitz im J. 1710 eine neue Ausgabe veranstaltete. A. hat sich aber an dem Werke nur dadurch betheiligt, daß er als Archivar das Quellenmaterial lieferte; Verfasser ist der Jesuit Johann Verveaux, dessen Name nach dem Willen der Oberen verschwiegen werden sollte. Die „Assertio electoratus Bavarici“ (a. d. J. 1643) rührt dagegen wirklich von A. her, ist aber nichts weiter als eine sehr gewöhnliche Parteischrift.

Riezler.

Ado, Erzbischof von Vienne 859, † 16. Dec. 874. Als Mönch im Kloster Ferrières, welches sich durch wissenschaftliche Thätigkeit auszeichnete, erhielt A. noch die gediegene Bildung der karolingischen Zeit; eine Zeit lang hat er sich auch im Kloster Prüm aufgehalten, einer Einladung des Abtes Markward, seines früheren Klosterbruders, folgend. Als Erzbischof von Vienne nahm er eine ansehnliche Stellung ein und ist vom K. Lothar II. als Gesandter an den Papst Nicolaus I. geschickt. Sein bleibendes Andenken aber verdankt er seinen geschichtlichen Arbeiten. Wie alle die hervorragenden Geistlichen jener Zeit ist er erfüllt von der Idee des einheitlichen Kaiserthums, und in seiner Chronik verfolgt er die Reihe der Kaiser, von Constantin und Irene auf Karl übergehend, bis auf Ludwig II. In dem größten Theile seines kurzgefaßten Werkes folgt er der Chronik des Beda und anderen bekannten Werken. Wo er seine eigene Zeit berührt, erscheint stets der Kaiser, so wie auch in Frankreich Karl der Kahle,

als recht und weise handelnd, im hellsten Lichte aber strahlt der Papst Nicolaus I. Eine unbefangene geschichtliche Auffassung darf man bei A. nicht suchen. — Außer der Chronik verfaßte A. ein Martyrologium, in welchem mit den Namen der Märtyrer und Bekenner kurze geschichtliche Nachrichten verbunden sind, und Legenden seines Vorgängers, des h. Desiderius von Vienne, sowie des Abtes Theuderius.

Hist. litt. de la France, V. p. 469 ss. Die Chronik im Auszuge neu herausgeg. v. Pertz, Mon. Germ. II. p. 315 ss.

Wattenbach.

Ado, mit dem Beinamen Wursingus, ein friesischer Edler, der unter Ratbod I. aus seinem Vaterlande ins Frankenreich flüchtete, wo ihn Grimoald, ein Sohn Pipins von Heristal, freundlich aufnahm. Er war oder wurde hier getauft. Vermuthlich steht also seine Feindschaft zu Ratbod mit dessen Kämpfen gegen die eindringende Frankenmacht in Verbindung. Nach Ratbods Tode schenkte ihm Karl Martell Besitzungen im Gebiet von Utrecht. Er ist der Großvater Ludgers, des Apostels von Münsterland und Oberyssel. — (Vgl. G. Paris, Disquis. de Ludgero. v. Aa, Biogr. Woordenb.) Alberdingk Thijm.

Adolf, Graf von Nassau, deutscher König, geb. zwischen 1250—1260, † 20. Juli 1298, ein Sohn des Grafen Walram von Nassau (walramische Linie) und der Adelheid, geb. Gräfin von Katzenellenbogen. Das väterliche Erbe war nicht groß: wir treffen A. daher nicht blos als Burgmann des Königs Rudolf I., sondern auch des Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein. Sicherlich ist es ihm nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einst die Krone Karls d. Gr. tragen werde. In der Schlacht bei Woringen hat er im Dienste des Erzbischofs von Köln mit Auszeichnung gefochten. Er war übrigens ein durchaus tüchtiger, tapferer und auch gebildeter Mann. Zur Würde eines deutschen Königs haben ihm freilich nicht seine Verdienste, sondern Umstände anderer Art verholfen. K. Rudolf von Habsburg hatte keine Anstrengung unterlassen, seinem Erstgebornen Albrecht die Nachfolge im Reiche zu sichern. Die Kurfürsten-Oligarchie jedoch widersetzte sich grundsätzlich diesem Verlangen, weil sie auch den Schein der Erblichkeit der Krone nicht mehr aufkommen lassen wollte, und weil der habsburgische Throncandidat ihr überdies zu selbständig und zu mächtig war. So vereinigte sie zuletzt ihre Stimmen auf A. von Nassau (5. Mai 1292), der ihr in keiner Weise gefährlich erschien und dessen Ehrgeiz es zugleich über sich gewann, seinen selbstsüchtigen Wählern gegenüber alle verlangten, aber fast durchaus unwürdigen Bürgschaften und Verpflichtungen zu übernehmen. Zugleich mußte er, namentlich den geistlichen Kurfürsten, die ihm übertragene Würde unter dem Titel der Wahlkosten in unverhältnißmäßigem Grade und wieder auf Kosten des Reichs bezahlen. So versetzte er sich von vorne herein in eine falsche Stellung und er hatte keine Wahl, als die ihm zugedachte Rolle eines mißbrauchten Werkzeuges seiner Wähler fügsam und ruhmlos durchzuspielen, oder die ihn umstrickenden Ketten zu brechen und die volle Gegnerschaft der enttäuschten Urheber seines Königthums wider sich hervorzurufen. Bekanntlich hat er Selbstgefühl und Muth genug gehabt, sich für das Letztere zu entscheiden. Dieses Verhältniß war für ihn um so bedenklicher, als er von Anfang an in dem Herzog Albrecht von Oesterreich, der es ihm nicht vergeben konnte, ihm nachgesetzt worden zu sein, einen höchst gefährlichen Gegner hatte. Albrecht erkannte ihn zwar nach mühsamen Unterhandlungen als König an, aber von einer aufrichtigen Unterwerfung war keine Rede. Auch in anderen Kreisen der Nation, z. B. der Städte, kam man A. mit Mißtrauen entgegen: der unrühmliche Ursprung seines Königthums war „dem Pfaffenkönig“ überall im Wege.

Indeß zeigte es sich doch bald, daß dieses Urtheil nicht das richtige war.

A. hatte eine nicht unwürdige Vorstellung von seinem königlichen Berufe und war entschlossen, ihr gerecht zu werden. Auch ein bestimmtes, allerdings nicht ausreichendes Maß der Fähigkeit, verwickelte politische Combinationen zu bemeistern, läßt sich ihm nicht absprechen: schade nur, daß die Macht der Verhältnisse aber doch größer war und daß seine Hülfsmittel doch zu geringe waren. Es war ganz in der Ordnung, daß er zunächst für den öffentlichen Frieden, wie z. B. im Elsaß, auftrat; es war klug, daß er mit dem wittelsbachischen Hause eine enge Verbindung einging; es stand mit seinem und des Reichs Vortheil im höchsten Einklang, daß er Miene machte, der aggressiven Politik Frankreichs gegenüber entschiedene Stellung zu nehmen und in diesem Zusammenhange gegen hohe Subsidien ein Bündniß mit England einging, das damals im Kriege mit Philipp dem Schönen sich befand. Leider aber ließ er sich, anstatt diese rühmliche Politik ernstlich und ungesäumt durchzuführen, zu einer anderen Unternehmung fortreißen, die unverkennbar die Bestimmung hatte, seine königliche Machtstellung zu erhöhen und ihn von dem Einfluß seiner Wähler zu emancipiren, die ihn aber auch von seinen ursprünglichen nationalen Zielen wenigstens für die nächste Zeit unfehlbar entfernte und neue Verwickelungen schuf. Er beschloß nämlich, die Markgrafschaften von Meißen und Osterland für das Reich zu reclamiren. Von ihnen hatten nach dem Tode des Markgrafen Friedrich Tuto, eines Enkels des Markgrafen Heinrichs des Erlauchten, die nächsten Verwandten desselben, die Wettiner Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, Söhne des Landgrafen Albrecht von Thüringen, kraft vermeinten Erbrechtes Besitz ergriffen. A. ging nun von der Voraussetzung aus, daß diese Länder gemäß der Bestimmungen des Reichslehnsrechtes, da die gerade Linie des eingeborenen Fürstenhauses ausgestorben war, an das Reich zurückgefallen, und daß somit Friedrich und Diezmann, die sich in dieselben getheilt hatten, als Usurpatoren zu betrachten und zur Herausgabe derselben zu verurtheilen und nöthigen Falles zu zwingen seien. Es ist bemerkenswerth, daß der König, indem er den Entschluß faßte, diesen seinen Standpunkt durchzuführen, im vollen Einklang mit den Kurfürsten handelte. Nur liegt freilich auch die Vermuthung nahe, daß ihm hier eine Gelegenheit gegeben schien, auf diesem Wege nicht blos etwa ein ansehnliches unmittelbares Reichsgebiet zu schaffen, sondern sich eine Hausmacht zu gewinnen, wie das f. Z. K. Rudolf von Habsburg mit den österreichischen Ländern gelungen war. Zu dieser Vermuthung sieht man sich um so mehr veranlaßt, als A. zu gleicher Zeit Schritte that, sich eine Anwartschaft auf die Landgrafschaft Thüringen zu sichern, obwol auf diese das Reich ähnliche Rechtsansprüche wie auf Meißen und das Osterland in keiner Weise erheben konnte, da das Erbrecht der Söhne des Landgrafen Albrecht nicht anzufechten war. Gleichwol hat A. schon im J. 1293 einen Vertrag mit dem stets geldbedürftigen und gegen seine Söhne erbitterten Landgrafen geschlossen, der ihm für den Fall seines Todes die Nachfolge in der Landgrafschaft in Aussicht stellte. Und sofort und ohne Rücksicht auf das bereits eingeleitete Unternehmen gegen Frankreich setzte er sich in Bewegung gegen die wettinischen Länder, nachdem die Söhne des Landgrafen die Herausgabe derselben verweigert hatten. Der Reichskrieg wurde gegen sie erklärt und ausgeführt. Zwei Feldzüge hat A. gegen sie unternommen (1294—96), deren Ergebniß die wirkliche Eroberung von Meißen und Osterland und die Besitznahme dieser Länder im Namen des Reiches war. Seinen Vetter Graf Heinrich von Nassau hat er als Reichsstatthalter über dieselben eingesetzt. Auch in Thüringen ist A. nicht anders denn als Herr und Mitregent des Landes aufgetreten. Es ist bezeichnend, daß er die Städte, wie Eisenach und Freiberg, nicht ohne Erfolg durch das Versprechen der Reichsfreiheit für sich zu gewinnen versuchte. Aber auch dies dürfen wir nicht verschweigen, daß die vor=

herrschende Stimmung in diesen Ländern für das eingeborene Fürstenhaus sich aussprach: freilich waren sie gereizt durch das zügellose Auftreten der königlichen Truppen und durch Grausamkeiten des Königs, der u. A. die Besatzung der Burg Freiberg wegen ihres standhaften Widerstandes für ihren Landesherrn über die Klinge springen ließ. Auf diesen Erfolg gestützt, trat der König nun selbstbewußter und kräftiger nach allen Seiten auf. Der Reichskrieg gegen Frankreich war freilich nicht ohne Schuld Adolfs noch immer nicht im Gange, und doch trat Philipp der Schöne von Tag zu Tag herausfordernder und gewaltthätiger auf. Nun, im Frühjahr 1297, sollte endlich Ernst gemacht werden, aber eben jetzt löste sich die Eintracht zwischen dem König und den Kurfürsten; es erhob sich von innen heraus ein Sturm gegen ihn, und der König von England sah sich erst recht im Stiche gelassen. A. war ihnen zu mächtig und selbständig geworden. So hatten sie es nicht gemeint, als sie das Unternehmen gegen die Wettiner unterstützten. Daß er sie an den reichen englischen Subsidien nicht hatte Theil nehmen lassen, hatte sie schon lebhaft verstimmt: nun sah der Kurfürst von Mainz durch die erfolgreiche Politik des Königs seine territoriale Stellung in Thüringen bedroht; der König Wenzel von Böhmen sah sich in der Hoffnung, die er sich gemacht hatte, mit Meißen belehnt zu werden, unangenehm enttäuscht. Auch der systematisch durchgeführte Anschluß Adolfs an die kleinen Herren und Dynasten, mit denen er sich offenbar ein Gegengewicht gegen die größeren Fürsten begründen wollte, hatte ihrerseits Unmuth und Befürchtungen wachgerufen. So erwachte in den Kreisen der Mehrzahl der Kurfürsten der Gedanke, den König, in welchem sie sich blos ein Werkzeug ihrer selbstsüchtigen Absichten zu schaffen vermeint hatten und der mit schlecht verhehlter Entschiedenheit nun ganz andere Wege ging, zu stürzen, ehe er ihnen noch gefährlicher würde. Indeß wäre ihnen dies gleichwol schwer genug geworden, wenn sie nicht in dem Herzog Albrecht von Oesterreich, dem nie versöhnten Nebenbuhler Adolfs, ein bereitwilliges Werkzeug für ihre Pläne gefunden hätten. So tief ging aber nun ihr Haß, daß sie sich nicht schämten und nicht scheuten, dem rechtmäßig gewählten König nun den Fürsten entgegenzustellen, wider welchen sie eben jenen f. Z. erhoben hatten. Zwischen A. und Herzog Albrecht hatte, trotz der scheinbaren Unterwerfung des letztern, die ganze Zeit her ein schlechtverhaltener Kriegszustand bestanden. Der Eine hatte dem Andern überall Schwierigkeiten zu erwecken versucht. Hatte der König A. Philipp dem Schönen gegenüber eine drohende Haltung angenommen, so war der Herzog in um so engere Beziehungen zu demselben getreten u. s. f. Man kann sich denken, mit welcher Genugthuung der Habsburger den sich vorbereitenden Bruch zwischen A. und den Kurfürsten verfolgte. Seinem Hasse gegen A. brachte er seine Abneigung gegen den König Wenzel von Böhmen zum Opfer: ohne Zögern trat er in die sich bildende Coalition, indem er sich zugleich rüstete, im Einverständniß mit der Kurfürstenpartei, den vernichtenden Schlag auf ihn zu führen. Es wurde festgesetzt, A. sollte gestürzt, abgesetzt, Albrecht dafür zum Könige erhoben werden. Schon war Albrecht mit den Kurfürsten über die Bedingungen einig, unter welchen sie ihn zu ihrem Oberhaupte machen wollten. A., der sich über die Absichten seiner Gegner nicht mehr täuschen konnte, versäumte freilich nun auch seinerseits nichts, den Kampf aufzunehmen, der ja nicht mehr zu vermeiden war. Bereits führte Albrecht im Elsaß, wohin er mit einem starken Heere gezogen war, drohende Bewegungen aus. Und zu gleicher Zeit traten die aufrührerischen Kurfürsten in Mainz zusammen und sprachen über den abwesenden König unter den nichtigsten Gründen das Absetzungsurtheil aus und verkündeten seinen Gegner Albrecht als König. So weit war es mit der Hoheit des deutschen Königthums in den Händen der falschen Wächter seiner Ehre gekommen. Indessen nicht ein solches Urtheil, sondern das Schwert

allein konnte die Entscheidung bringen. Sie fiel am 2. Juli in der Schlacht von Hasenbühel bei Göllheim (Rheinpfalz), in welcher A. tapfer kämpfend den Tod gefunden hat: elf Jahre später ist sein Leichnam in der Kaisergruft zu Speier beigesetzt worden. So erlag einer schmählichen Verschwörung der Fürst, der wenigstens besser als die meisten seiner Gegner genannt werden darf, und dessen größtes Unrecht vielleicht doch nur war, daß er nach einer Stellung die Hand ausstreckte, der selbst Fürsten von größeren geistigen und materiellen Hülfsmitteln, als er sie mitbrachte, nicht mehr gewachsen waren. Bekanntlich hat er auch Italien in den Kreis seiner Politik gezogen. Er hat wol auch daran gedacht, sich die Kaiserkrone zu gewinnen; P. Bonifacius VIII. wenigstens, der feurige Gegner Philipps des Schönen, würde sie ihm nicht geradezu verweigert haben; aber die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Entwurfes ging von vorne herein in den Schwierigkeiten unter, mit denen A. mit und ohne eigene Schuld diesseits der Alpen zu ringen hatte. Die Gemahlin Adolfs, Frau Imagina, aus dem Hause der Herren von Limburg-Isenburg, überlebte ihn, sein Sohn Gerlach pflanzte seinen Stamm fort.

Kopp, König Adolf und seine Zeit. Berlin 1862. Schliephacke, Geschichte von Nassau. 2. und 3. Bd. Wiesbaden 1867—69. Wegele.

Adolf III., Graf von **Berg**, reg. 1189—1219, war der älteste der drei Söhne Engelberts, Grafen von Berg, welchem er, als derselbe auf dem Kreuzzuge 1189 starb, folgte, nachdem er schon unter der Regierung seines Vaters an den Zügen des Kaisers und des Erzbischofs von Köln, namentlich in Italien und Westfalen beim Kampfe gegen Heinrich den Löwen, betheiligt gewesen war. Mit dem Erzbischofe von Köln, Adolf v. Altena (s. d.) blieb A. nach seinem Regierungsantritte beständig im Bunde; mit ihm nahm er anfangs für König Otto Partei, trat mit ihm später zu K. Philipp über und zeigte sich bei der bald nun folgenden Belagerung Kölns in Folge eigenen Interesses und seiner Localkunde als einen der gefährlichsten Gegner der Stadt. Weiterhin finden wir den Grafen A. im Kampfe gegen die Albigenser, gegen welche 1211 das Kreuz gepredigt worden und deren völlige Ausrottung im folgenden Jahre erfolgte. Im J. 1213 rückte A. gegen die Reichsburg Kaiserswerth, wohin die Kölner auf Befehl Otto's den Bischof Friedrich von Münster gefänglich eingebracht hatten, um diesen aus der Haft zu befreien. Er zwang die überaus feste, von Friedrich Barbarossa angelegte Burg zur Uebergabe, indem er, vom niedrigen Wasserstande begünstigt, vom rechten Ufer aus einen Damm durch den Rhein legte. Dem Bischofe ward dadurch die Freiheit wiedergegeben. Der Streit um das Kölner Erzbisthum ward endlich 1216 durch eine Neuwahl geschlichtet, aus der Adolfs jüngererBruder, Engelbert (s. d.) als Erzbischof hervorging. A. nahm darauf, nachdem er kurz zuvor milde Stiftungen an die Johanniter seines Stammschlosses Burg und an die Abteien Knechtsteden und Altenberg gemacht hatte, das Kreuz, indem er seinem genannten Bruder Erzbischof Engelbert, zugleich nächstem Agnaten, da A. nur eine an Heinrich von Limburg vermählte Tochter hatte, die Verwaltung seiner Grafschaft übertrug. Er stieg im Frühjahre 1218 in Vlaardingen zu Schiffe, woselbst die Kölner, Trierer, Bremer und friesischen Kreuzfahrer sich sammelten, um auf dem Seewege das heilige Land zu erreichen. Diese Flotte, durch französische Schiffe verstärkt, lief unterwegs in den Hafen von Lissabon ein und entriß auf Bitten des Bischofs dieser Stadt zunächst die Veste Alcazar mit stürmender Hand den Mauren. In Syrien angelangt wandte sie sich gegen Damiette. Bei der sich in die Länge ziehenden Belagerung, wo Epidemien das Kreuzheer decimirten, fanden A. von Berg und Arnold von Cleve, die beiden Anführer der rheinischen und friesischen Kreuzfahrer, 1219 ihren Tod.

Levold von Northof, Chronica comitum de Marka (herausgeg. v. Troß, Hamm 1859). Strauven.

Adolf IV., Graf von Berg, reg. 1247—59, war der Sohn Heinrichs von Limburg, Grafen von Berg, und der letzten Gräfin aus dem ältern bergischen Geschlechte, Irmgard. 1234 nahm er an dem Kreuzzuge gegen die Stedinger Theil; 1240 vermählte er sich mit Margaretha von Hochsteden, der Schwester Erzbischofs Konrad von Köln. Nach dem Tode seines Vaters erhielt sein jüngerer Bruder Walram das Herzogthum Limburg, während ihm die Grafschaft Berg mit der Burg und dem Territorium Windeck zufiel, letzteres als brabantisches Lehn. Doch behielt seine Mutter Irmgard bis zu ihrem Tode (1248) die Gefälle der Schlösser und Territorien Angermund und Burg. Der Einfluß und die Ueberlegenheit Erzbischofs Konrad über A. war so mächtig und nachhaltig, daß wir letztern während seiner ganzen Regierungszeit den Plänen des Schwagers als beständigen treuen Bundesgenossen folgen sehen. A. verließ, sich an den Erzbischof anschließend, bereits 1246 die Politik seiner Vorfahren und ergriff mit jenem Partei gegen den Kaiser für Heinrich Raspe und nach dessen bald erfolgtem Tode für Wilhelm von Holland, der ihm 1248 für seine tapfere Hülfe die Reichshöfe Rath und Mettmann, sowie den Besitz Remagens verlieh und ihn mit seinen übrigen bergischen Besitzungen belehnte. A. vertrat aber nicht allein mit den Waffen in der Hand die Interessen seines Schwagers, sondern der Erzbischof pflegte ihn auch in seinen Rechtsstreitigkeiten zum Vermittler und Obmann der Schiedsrichter zu wählen, so in dem Vergleiche Konrads mit Engelbert von Isenburg, Bischof von Osnabrück, 1248; in den langjährigen Streitsachen des Erzbischofs mit Wilhelm, Grafen von Jülich, 1250—53, und ebenso in den sich stets erneuernden Zwistigkeiten desselben mit der Stadt Köln u. A. m. Als nach dem Tode Wilhelms von Holland auf Betreiben Erzbischof Konrads 1251 Richard von Cornwallis zum Könige gewählt wurde, trat A. auch dieser Wahl bei. Die aus dem alten Schlosse der bergischen Grafen entstandene Abtei Altenberg hatte sich von Seiten des Grafen und seiner Gemahlin insbesondere mancher Zuwendungen zu erfreuen; 1255 wurde der in zehn Jahren beendete Bau der herrlichen Abteikirche daselbst begonnen. Aehnliche Gunstbezeugungen erlangte auch das Kloster Gräfrath bei Solingen: 1257 Zollfreiheit zu Monheim. A. starb 1259, seine Gemahlin überlebte ihn (s. Adolf V.). Strauven.

Adolf V., Graf von Berg, reg. 1259—96, Sohn und unmittelbarer Nachfolger Adolfs IV. Doch finden wir 1259 seine Mutter Margaretha noch als Regentin und 1262 stifteten beide zusammen einen kirchlichen Gedächtnißtag für den verstorbenen Gemahl und Vater. Wahrscheinlich also war A., auf dessen Jugend auch seine 37jährige Regierung schließen läßt, damals noch minderjährig. Eine seiner ersten Handlungen war die Begabung Lenneps, eines Hauptsitzes der Wollenweberei, dessen Tuchfabriken noch heute blühen, mit Stadtrecht und Privilegien. Ingleichen ertheilte A. 1276 dem Orte Ratingen Stadtrechte und bestätigte 1282 die Privilegien der Stadt Wipperfurth. In den Kämpfen der Kölner Erzbischöfe Engelbert von Valkenburg und Siegfried von Westerburg mit den Bürgern Kölns steht Graf A. fast stets auf Seite der letztern; ebenso finden wir ihn auf Seiten des mächtigsten Gegners dieser Erzbischöfe, Wilhelms von Jülich, und insbesondere als Mitglied des großen Bundes, welcher 1277 gegen Erzbischof Siegfried unter Bischof Simon von Paderborn und Wilhelm von Jülich sich bildete. Für seine Parteistellung mag Vieles beigetragen haben, daß Siegfried von Westerburg die beinahe einstimmig auf den Dompropst Konrad, Grafen von Berg, des regierenden Grafen Adolfs Bruder, gefallene Wahl zum Erzbischof von Köln 1274 zu vereiteln und seine eigene

Wahl durchzusetzen wußte; noch mehr aber der Umstand, daß nach dem Tode Herzog Walrams von Limburg 1280 der Erzbischof den Ansprüchen Adolfs als nächsten Agnaten auf dieses Herzogthum entschieden entgegentrat. Walrams von Limburg einzige Tochter war mit Reinald von Geldern vermählt und starb kinderlos nach dem Vater, Reinald behauptete sich aber im Besitze des Herzogthums Limburg, gestützt auf das Leibzuchtsrecht, welches er an dem Nachlasse seiner Gemahlin hatte. Bei der entschiedenen Stellung, die der Erzbischof von Köln in dieser Erbschaftsangelegenheit genommen hatte und in Folge des dadurch herbeigeführten Schiedsspruches, welcher dem Grafen Reinald das Leibzuchtsrecht zuerkannte, sah sich A. von Berg nicht im Stande, sein Recht mit den Waffen zu erkämpfen. Er übertrug daher seine Ansprüche auf Limburg dem Herzoge Johann von Brabant, dessen Sohn mit Adolfs Nichte, Margaretha von Windeck, verlobt war. Der Kampf zwischen Geldern und Brabant entbrannte zuerst in den Maasgegenden und insbesondere gab eine Versammlung, welche die Verbündeten Gelderns mit ihren Streitkräften 1288 zu Valkenburg ausschrieben, Veranlassung, daß Johann von Brabant und dessen Bundesgenossen gegen Valkenburg rückten. Beide Heere schlugen neben einander die Richtung an den Rhein und in die Nähe Kölns ein, wo Johann von Brabant Woringen einschloß, hauptsächlich auf Bitten der Kölner, welche sich durch die dort vom Erzbischofe angelegten Befestigungen bedroht sahen. An der Spitze des geldern'schen Heeres stand Erzbischof Siegfried, den einen Flügel führte Graf Heinrich von Luxemburg und Walram von Valkenburg, den andern Reinald von Geldern. Das brabant'sche Heer befehligte der Herzog selbst, auf dessen rechtem Flügel standen Arnold von Looz und Walram von Jülich, auf dem linken A. von Berg, Graf Everhard von der Mark und die Stadt Köln. Da der Erzbischof und seine Verbündeten von Südwesten gegen Woringen anrückten, so nahm das Brabanter Heer Stellung mit der Front gegen Köln und Brabant. Der Kampf entbrannte am 5. Juni 1288 früh am Tage und dauerte bis zum Abend mit größter Erbitterung und wechselseitigem Erfolge, bis es dem Grafen A. von Berg mit den Kölnern und seinen Bergischen gelang, unter dem Feldgeschrei „Romryke Berge" den rechten Flügel zu werfen und, bis zum feindlichen Centrum vordringend, den Erzbischof Siegfried zum Gefangenen zu machen, da die massenhaft umherliegenden Krieger und Pferdeleichen seine Flucht vereitelten. Er wurde aufs andere Rheinufer zuerst nach Monheim, dann nach dem Schlosse Burg in Verwahrsam gebracht. Johann von Brabant erhielt Limburg. Für den bergischen Grafen war der Kampf und die Gefangennahme des Erzbischofs von höchster Bedeutung. Die Grafen von Berg hatten nämlich schon in früher Zeit auf Anlagen von Befestigungen in ihrem Territorium an den Ufern des Rheins zur Beherrschung dieser Wasserstraße und Hauptpulsader des ganzen Landes ihr Augenmerk gerichtet. Alle dahin zielenden Versuche waren aber an den entgegenstehenden Interessen der Kölner Erzbischöfe und der Stadt Köln gescheitert. Jetzt, wo der Erzbischof gefangen, die Kölner Bürger Bundesgenossen des Grafen waren, hatte Graf A. keinen Widerspruch zu erwarten. Er erhob deshalb Düsseldorf, welches bereits als Dorf unter dem Schutze eines gräflichen Hauses und an den vorbeifließenden Düsselbach lehnend mit Gräben versehen war, am 15. Aug. 1288 zur Stadt und wandelte sodann am 5. Sept. nämlichen Jahres die dortige reichbegüterte Pfarrkirche in ein Stift um, wofür er die Genehmigung des Papstes Nicolaus nachsuchte und erhielt. Erzbischof Siegfried erkaufte im folgenden Jahre seine Befreiung aus der Gefangenschaft des Grafen durch Zahlung von 12,000 Mark kölnisch, wofür Deutz und die erzbischöflichen Schlösser Wied, Waldenberg, Rodenberg und Aspel dem Grafen A. zur pfandweisen Benutzung übergeben wurden. Graf A. sah sich durch nachfolgende neue Fehden

und Wirren, insbesondere aber dadurch, daß der Papst den Erzbischof Siegfried von der Befolgung der in der Gefangenschaft eingegangenen Verträge entband und die von demselben gegebenen Versprechungen löste, genöthigt, manche Vortheile, die er errungen, wieder aufzugeben, nachdem der Erzbischof aus der Haft befreit, bis zu seinem Tode danach strebte, das Verlorene wieder zu erlangen. Das Verhältniß zwischen beiden blieb daher ein gespanntes, wenngleich Graf A. das Schiedsrichteramt zwischen dem Erzbischofe und dem Grafen von der Mark betreffs der Vogtei des Stiftes Essen übernahm und zu Gunsten des Erzbischofs entschied. Graf A. starb 1296 und wurde nicht in der Familiengruft zu Altenberg, sondern zu Kloster Gräfrath begraben, wo auch seine Gemahlin Elisabeth von Geldern †313 ihre Ruhestätte fand. A. starb ohne Nachkommen und es folgte ihm sein Bruder Wilhelm, der, zuerst Domstiftsherr in Köln, sich in der Folge mit Irmgard von Cleve vermählte, aber ebenfalls keine Nachkommen hinterließ. Nach dem Tode Wilhelms, 1308, folgte sein Neffe Adolf von Windeck in der Regierung des Landes (s. d.). Strauven.

Adolf VI., Graf von Berg, reg. von 1308—48, war der Sohn Heinrichs Grafen von Berg, Herrn zu Windeck (s. Adolf V.). Der Vater, Heinrich von Windeck, war vor seinem Bruder Wilhelm, letztregierendem Grafen von Berg, gestorben. A. war seit 1312 mit Agnes von Cleve vermählt, aus welcher Ehe zwei vor dem Vater verstorbene Söhne und eine Tochter, Margaretha, entsprossen, welch letztere an Otto, Grafen von Ravensberg, verheirathet, in der Folge die Grafschaften Berg und Ravensberg auf ihre Tochter Margaretha und deren Gemahl Gerhard, den ältesten Sohn des Grafen und spätern Markgrafen und Herzogs Wilhelm von Jülich, vererbte, die A. VI. 1348 in der Regierung von Berg nachfolgten, nachdem Ravensberg bereits 1346 ihnen anerfallen war. Wir finden A. VI. 1313 unter den Parteigenossen König Ludwigs des Baiern, welchem er zur Krönung in Aachen folgte, während der Kölner Erzbischof auf der Seite Herzog Friedrichs von Oesterreich stand. Im nämlichen Jahre steht A. in dem Aufruhr der Lütticher gegen ihren Bischof Adolf von der Mark, ebenfalls Parteigenosse Ludwigs, letzterm als Bundesgenosse bei und vermittelt 1315 den Frieden zwischen den Lüttichern und ihrem Bischofe. Da Heinrich, Erzbischof von Köln, für Friedrich von Oesterreich die Waffen ergriffen hatte, wurde er von A. und den rheinischen, auf Ludwigs Seite stehenden Fürsten 1317 in Brühl belagert und zur Uebergabe gezwungen. A. nahm 1320 im Bunde mit dem Grafen von der Mark, dem Erzbischofe von Köln und dem Grafen von Virnenburg an dem Feldzuge gegen den Bischof von Münster Theil, der verheerend in die Grafschaft Mark eingefallen war und zum Rückzuge gezwungen wurde. Im J. 1321 belagerten Bischof Adolf von Lüttich und sein Bundesgenosse A. von Berg Bovin, mußten aber von der Belagerung Abstand nehmen, weil die Truppen der Stadt Lüttich und der andern Städte (bonnes villes) der Diöcese Lüttich das Belagerungsheer verließen. Die beiden Verbündeten erfochten jedoch einen Sieg über die namür'schen Truppen, die zum Entsatze der Stadt Bovin heranrückten. 1322 sehen wir A. mit inneren Landesangelegenheiten beschäftigt: er schenkte nämlich dem Orte Mülheim am Rhein Freiheiten, mußte indeß sowol hier als in Monheim auf Grund der von seinen Vorfahren mit dem Erzbischofe und der Stadt Köln eingegangenen Verträge die dort errichteten Befestigungen niederlegen. Von 1324—29 nahmen ihn die aufs neue ausgebrochenen Zwistigkeiten zwischen den Lüttichern und ihrem Bischofe in Anspruch. Zugleich leistete er im J. 1324 dem Grafen Engelbert von der Mark bewaffneten Beistand gegen den Erzbischof von Köln und den Grafen von Virnenburg bei der Zerstörung des Schlosses Volmarstein und begleitete darauf 1326 den König Ludwig auf dem Römerzuge nach Italien.

Die Lütticher Händel wurden 1329 durch den Sieg des Bischofs bei Huy und die Belagerung von Tongern zum Austrag gebracht: unter Adolfs von Berg Vermittelung konnte der Bischof den Städtern den Frieden dictiren. 1343 verbanden sich die Bürger von Huy mit dem Herzoge von Brabant gegen ihren Landesherrn, den Bischof von Lüttich. Unter den Vermittlern der Fehde treffen wir den Grafen von Berg, welcher auch im nämlichen Jahre den Frieden zwischen Wilhelm, Markgrafen von Jülich, dessen Bruder, dem Erzbischofe von Köln, und dem Grafen Adolf von der Mark vermittelt. 1344 starb Bischof Adolf von Lüttich und es folgte ihm Engelbert von der Mark, gegen welchen die Bürger von Lüttich und Huy wiederum einen Aufstand erhoben. Der Papst erließ gegen dieselben das Interdict und der neue Bischof belagerte Lüttich, an welcher Belagerung wiederum A. von Berg thatkräftigen Antheil nahm, wie er sich sein ganzes Leben hindurch als treuer Verbündeter seiner märkischen Verwandten bewährt hatte. Von da ab tritt er vom Kriegsschauplatze ab. Er starb 1348. Seine Leiche ward in der Familiengruft der Abtei Altenberg beigesetzt.

Strauven.

Adolf, Herzog von Jülich, zweiter Herzog von Berg, von 1408—37, Sohn des Grafen und seit 1380 ersten Herzogs von Berg, Wilhelm, und der Anna von Baiern, Tochter des Pfalzgrafen Ruprecht II. Sein erstes geschichtliches Auftreten, ein 1390 mit seinem Bruder Wilhelm begonnener Landfriedensbruch gegen Graf Johann von Sayn, zeigt schon seinen kriegerisch gewaltthätigen Charakter. 1392 schickte ihn der Vater seines eigenen Besten willen, wie die Urkunde sagt, mit einer Jahresrente von 1000 Goldgulden auf zwei Jahre in die Fremde. 1395 übergab er ihm die Grafschaft Ravensberg, nach der sich daher A. seitdem nennt. 1396 brach zwischen Wilhelm von Jülich und seinem Neffen, dem Grafen Adolf von Cleve (s. d.), über Rechte am Kaiserswerther Zoll eine Fehde aus, in der Wilhelm das Unglück hatte, im Cleverhamm umzingelt und gefangen zu werden. Sein Sohn A., der inzwischen gegen den mit Adolf von Cleve verbündeten Grafen Dietrich von der Mark zu Felde lag, besetzte darauf sofort mit seinen Brüdern Düsseldorf, als die jetzt stärkste Feste des bergischen Landes. Der Vater löste sich zwar durch eine außerordentliche Summe, neben der er noch die Schadloshaltung seiner sämmtlichen Mitgefangenen übernehmen mußte, aus der Haft und erhielt dann auch Düsseldorf von den Söhnen wieder. Der Krieg mit Mark aber dauerte fort, bis Graf Dietrich einer vor dem belagerten Elberfeld empfangenen Wunde 1398 erlag, worauf es 1399 mit Adolf von Cleve, seinem Nachfolger in der Grafschaft, zur Richtung kam. Der Krieg hatte das Land tief erschöpft und die Zahlung der Lösungs- und Entschädigungssummen nöthigte zu immer neuen Verpfändungen. Schon hatte Wilhelm den Söhnen, deren Einwilligung er dazu bedurfte, einen Theil des bergischen Landes abgetreten. Da benutzte A. die bei seiner Vermählung mit Jolanthe von Bar 1401 erhaltene Aussteuer von 20,000 Goldgulden dazu, sich 1402 in den Besitz des Stammschlosses Burg und der Aemter Beyenberg und Windeck zu setzen. Den Vater nahm er 1404 zu Monheim gefangen, die Mutter vertrieb er von Düsseldorf. Die bergische Ritterschaft, welche er sich in der allgemeinen Finanznoth schon geneigt gemacht hatte, beschwichtigte er durch die ihr 5. Sept. 1404 zu Düsseldorf verliehenen weitgehenden Privilegien; ebenso durch neue Privilegien die Stadt Düsseldorf. Aber fast alle benachbarten Landesherren verbanden sich jetzt mit seinen Brüdern gegen ihn; auf Bitten seiner Mutter verhängte ihr Bruder, König Ruprecht, 15. Mai 1405 die Acht über ihn und einem Ritter von Oer gelang es, den zu Schloß Burg gefangenen Wilhelm zu befreien und nach Zons, in das Gebiet seines eifrigsten Freundes, des Erzbischofs Friedrich von Köln, in Sicherheit zu bringen. Das

brach den Trotz des Sohnes, und es kam 2. Sept. 1405 zur Aussöhnung, durch welche Wilhelm Düsseldorf und mehrere Aemter und Schlösser zurückerhielt, während der Rest des Landes dem Grafen A. verblieb. — Diesen sehen wir bald in neuen Fehden. 1407 lieferte er dem Herren von Loon und Gerhard von Sayn ein siegreiches Gefecht bei Bensberg, 1409 ist er in Fehde mit dem Grafen von Wied und Isenburg, 1410—11 mit dem Erzbischof von Köln rc. Inzwischen war A. seinem 1408 gestorbenen Vater als Herzog von Berg gefolgt. — Als 1414 Erzbischof Friedrich von Köln starb, theilte die Wahl des Domcapitels sich zwischen Dietrich von Moers und Adolfs Bruder, Wilhelm, welchem A. erst kürzlich mit Waffengewalt den Besitz des Bisthums Paderborn gesichert hatte. Papst und Kaiser entschieden sich aber für Dietrich von Moers. Herzog A. griff zu den Waffen, und es folgte ein verheerender Krieg, bis endlich Kaiser Siegmund selbst, der sich zu Aachen befand, 13. Dec. 1416 dort und 1417 zu Constanz, wohin ihm A. folgte, den Streit schlichtete. Die Rheinsperre mußte aufgehoben und sämmtliche neuen Befestigungen niedergelegt werden. — Mit dem Tode Herzog Eduards von Bar eröffnete sich Adolf die Aussicht auf diese wichtige Erbschaft. Der Kaiser belehnte ihn sofort, 12. Juli 1417, mit der Markgrafschaft Pont à Mousson, welches Reichslehen war. Um gegen seinen Nebenbuhler, den Grafen René von Anjou, freie Hand zu gewinnen, sicherte A., indem er Bundesgenossen für diesen Kampf suchte, zugleich den Frieden daheim durch Verträge mit Holland, Köln, Cleve u. A., während noch bis 1420 vergebliche Verhandlungen über eine friedliche Lösung der Barer Erbfrage geführt zu sein scheinen. 1421 scheint A. seine ganze Heeresmacht gegen Bar versammelt gehabt zu haben; im März 1422 finden wir ihn in Lothringen, aber gleich darauf, 1. April, schon in Gefangenschaft seines Gegners, aus der er sich mit Einwilligung seines Sohnes Ruprecht loskaufen mußte. Für Adolfs rasche Nachgiebigkeit mochte die nahe Aussicht auf den für ihn doch noch wichtigeren jülich'schen Erbfall entscheidend sein. In der That starb Reinald von Jülich und Geldern kurz nachher, 1423, worauf sich A. und Johann von Loon sogleich als nächste Agnaten in Besitz des Herzogthums Jülich setzten, während Johann von Egmont, dessen Gemahlin die Tochter einer Schwester Reinalds gewesen war, seinem Sohne Arnold als dem Erben der Mutter in Geldern und Zütphen huldigen ließ. Der Kaiser ergriff Adolfs Partei und belehnte ihn 1426 mit Geldern. Um aber seine Ansprüche noch besser zu sichern, mußte sein Sohn Ruprecht Reinalds bejahrte Wittwe, welche noch im Besitz des Herzogthums war, heirathen. Zu dem geldern'schen Krieg gesellte sich noch ein 1427 aufs neue und heftiger ausbrechender Bruderkrieg im cleve'schen Haus um die Grafschaft Mark, in dem A. gegen Adolf von Cleve, auf dessen Seite Erzbischof Dietrich von Köln stand, für Gerhard Partei ergriff. Dieser Krieg endete 1429 damit, daß Gerhard mit Unterstützung der märkischen Ritterschaft den Besitz der Mark auf Lebenszeit erlangte. Im nämlichen Jahr kaufte A. das bisherige cleve'sche Lehn Elberfeld, Schloß und Herrlichkeit, indem Adolf von Cleve auf das Oeffnungsrecht verzichtete. Dann schloß A. 1429 auch mit Arnold von Egmont einen 4jährigen Waffenstillstand, um inzwischen seine Ansprüche auf Geldern vor dem Reichsgericht zu verfolgen. Ruprechts Ehe mit der so viel älteren Wittwe von Geldern blieb kinderlos; Erzbischof Dietrich, auf dessen Rath sie hauptsächlich geschlossen war und der schon 1416 seinen Mitbewerber um den Kölner Stuhl, Adolfs Bruder Wilhelm, bestimmt hatte, auf sein Bisthum Paderborn zu verzichten und Adelheid von Tecklenburg, eine Nichte des Erzbischofs, zu heirathen, hatte also damit sehr wohl für sich selbst speculirt. Denn dem Sohn seiner Nichte, Gerhard, erwuchs jetzt die Aussicht auf die Erbfolge in Jülich-Berg. Zwar vermählte sich A., dessen erste Ge-

mahlin Jolanthe von Bar schon 1421 gestorben war, 1430 wieder mit Elisabeth von Baiern; aber auch diese Ehe blieb kinderlos und sein Sohn Ruprecht starb schon 1431. Damit waren Adolfs Hoffnungen, seine Länder eigenen Nachkommen zu vererben, vernichtet. Seine Geldmittel waren zudem tief erschöpft. Die von seinem Vater übernommene große Schuldenlast vermochte er bis zu seinem Tode nicht zu tilgen. Das erschöpfte Land gewährte auch wenig Mittel, mit Ausnahme etwa des reichen Düsseldorfs, welches dafür mit Privilegien bedacht ward. Erst sehr spät boten sich A. die reicheren Hülfsquellen Jülichs, welches zu $^3/_4$ ihm, zu $^1/_4$ dem Herrn von Loon zugefallen war. Als daher der Waffenstillstand mit Egmont 1433 ablief, vermochte A., obwol ihn der Kaiser zur Aufbringung eines Reichsheeres ermächtigte und Gerhard von Mark wieder auf seine Seite trat, während der Herzog von Cleve für Arnold von Egmont Partei ergriff, keine Entscheidung mit Waffengewalt zu erzwingen; 1435 nahmen beide Theile die Vermittelung Philipps von Burgund in der geldern'schen Frage an. Man schloß einen Waffenstillstand bis zum 1. Octbr. 1436, die Friedensverhandlungen dauerten darüber hinaus und dauerten noch, als 14. Juli 1437 A. die Augen schloß. Er ward zu Köln in Großmartin beigesetzt. Strauven.

Adolf I. als Graf von Cleve, III. als Graf von Mark, geb. um 1334, † 7. Sept. 1394, zweiter Sohn des Grafen Adolf II. von der Mark († 1247) und der Margaretha, einzigen Tochter des Grafen Dietrich VIII. des Frommen von Cleve. In den geistlichen Stand getreten, ward er im J. 1357 zum Bischofe von Münster und 1362, über seinen Mitbewerber Johann von Virnenburg siegend, zum Erzbischofe von Köln gewählt, verzichtete jedoch schon nach neun Monaten auf die letztere Würde zu Gunsten seines Oheims von väterlicher Seite, Bischofs Engelbert von Lüttich, da die Kinderlosigkeit des Mutterbruders, Johann II. Grafen von Cleve, ihm und seinem ältern Bruder Engelbert III. v. d. Mark Anrecht und nahe Aussicht auf die Erbfolge in Cleve eröffnet hatte. Zwischen den Brüdern war deshalb eine Uebereinkunft getroffen worden, wonach an A. der linksrheinische Theil der Grafschaft Cleve nebst der Stadt Emmerich, dem halben Zolle zu Büderich und dem Amte Hatter, an Engelbert dagegen das übrige rechtsrheinische Cleve sammt der Grafschaft Mark fallen sollte. Die Gemahlin Johanns, Mechthild von Geldern, führte dem Neffen A. ihre volle Unterstützung zur Erlangung der Erbschaft zu, und deren Bruder Herzog Eduard von Geldern ward durch die zugestandene Cession von Emmerich und der Liemers, sowie von Huissen mit dem Zolle gewonnen. Demnach trat der Theilungsvertrag, als Graf Johann II. 7. Nov. 1368 die Augen geschlossen, pünktlich in Kraft. Hatte es doch sogar den Anschein gehabt, als sollte durch einen weitern Zuwachs an Land und Leuten dem märkischen Grafenhause eine dominirende Machtstellung am Niederrhein und in Westfalen zu Theil werden, indem der Umstand, daß der mit einer Tante der Brüder, Anna von Cleve, vermählte Graf Gottfried von Arnsberg der Letzte seines Stammes war, Johann auch auf diese Grafschaft die Anwartschaft verlieh. Indeß in letzterer Hinsicht schlug die Berechnung fehl. Es gelang vielmehr dem am 23. Dec. 1366 zum Coadjutor des Erzbischofs Engelbert III. von Köln erwählten Erzbischofe Cuno von Trier, den Grafen Gottfried und dessen Gemahlin zur Abtretung der Grafschaft Arnsberg an das kölnische Erzstift in Form eines am 25. Aug. 1368 abgeschlossenen Scheinkaufs zu bewegen. Das war ein Ereigniß von um so größerer Tragweite, als nunmehr der Erzbischof von Köln, im Besitze eines geschlossenen Territoriums in Westfalen, dem aufstrebenden märkischen Hause die Wage zu halten und den Kampf um die Suprematie in der niederrheinisch-westfälischen Territorialgruppe mit Entschiedenheit und nicht ohne Hoff-

nung auf den endlichen Erfolg fortzuführen im Stande war. Wenige Jahre, nachdem Graf A. durch Abweisung der von Otto von Arkol und Dietrich Herrn von Horn und Parweis als Abkömmlinge früherer Grafen von Cleve erhobenen Ansprüche im Besitze der Grafschaft befestigt hatte, kam es daher zwischen den Brüdern Adolf III. und Engelbert III. einer- und dem seit 1373 das kölnische Erzstift regierenden Schwestersohn Cuno's von Trier, Erzbischof Friedrich III. Grafen von Saarwerden andererseits zu erbitterten Kämpfen, wobei der Letztere unverhüllt die Eroberung und dauernde Vereinigung von ganz Cleve mit dem Erzstifte erstrebte. Kaiserliche Bewilligungen und Landfriedensbündnisse mit niederrheinisch-westfälischen Fürsten und Städten, vornehmlich aber die unter dem 16. August 1377 von der verwittweten Gräfin Anna von Arnsberg erwirkte Schenkung der dieser, wie sie behauptete, erbrechtlich anerfallenen Grafschaft Cleve, mußte dafür die Handhabe bieten. Der Krieg brach aus, nachdem Anfang 1378 durch den Erzbischof Orsoy und Linn, welche die verwittwete Gräfin Mechthild ihm pfandweise überlassen, sowie der nördlich von Neuß gelegene Theil der alten Grafschaft Hülchrath in Besitz genommen worden. Dem Grafen Adolf III. und dessen Bruder Engelbert standen als Verbündete Herzog Wilhelm von Jülich und Graf Wilhelm von Berg zur Seite, zugleich mit der finanziellen Hülfsquelle, welche die Stadt Köln und eine von König Karl V. von Frankreich auf den Schatz von Paris angewiesene Lehnrente von 2000 Livres gewährten. Der Kampf wogte in den beiderseitigen Territorien hin und her, bis durch Vermittelung des Erzbischofs Cuno von Trier Febr. 1381 ein Friedensschluß erfolgte, der indeß die Hauptstreitpunkte unberührt oder unentschieden ließ. Kein Wunder, daß die Fehde schon 1383 wieder begann und nach einigen Pausen, während welcher Erzbischof Friedrich III. den von König Wenzel 1382 seiner Leitung unterstellten westfälischen Landfrieden im territorial-politischen Interesse gegen die märkischen Brüder auszubeuten verstand, erst im J. 1392 beendigt ward, als Engelbert III. nach der Befreiung Adolfs aus einer Gefangenschaft zu Rees — Letzterer war, wie Gert van der Schüren berichtet, mit einer kleinen Gesellschaft rheinabwärts fahrend von Fischern feindlich überfallen und nach Rees geschleppt worden — und nach einem schonungslosen Plünderungszuge durch das rheinische Stiftsgebiet am 21. Dec. 1391, ohne Söhne zu hinterlassen, gestorben war. Graf A., nunmehr Herr des ganzen clevischen und märkischen Gebietes mit Ausnahme von Duisburg und Ruhrort, womit der jüngste Bruder Dietrich abgegütet worden, verzichtete in den definitiven Vergleichen zu Mörs vom 10. April und 1. Mai 1392 auf Burg, Stadt und Land Linn gegen 70,000 Goldgulden und die Hälfte der Stadt und des Amts Xanten zu Gunsten des Erzbischofs, doch sollte er bis zur Abzahlung jener Summe Pfandinhaber des Amts Rees, der kölnischen Hälfte von Bochum und der Höfe Hagen und Schwelm bleiben. Waren so auch die Keime künftiger Verwickelungen keineswegs beseitigt, so hatte doch der selbständige territoriale Fortbestand Cleve's durch den Friedensschluß und das daran geknüpfte lebenslängliche Bündniß eine feste Stütze gegen fernere Annexionsgelüste des kölnischen Erzbischofs gewonnen.

Aus seiner im J. 1370 geschlossenen Ehe mit Margaretha, Tochter des Grafen Gerhard von Berg und Ravensberg, hatte A. sieben Söhne und neun Töchter. An die Tochter Beatrix knüpfte man die Sage von Otto dem Schützen (vgl. v. Steiner, Westfäl. Gesch. I. S. 363—369). Der Sitte der Zeit getreu, trat A. im Jahre vor seinem Tode, 3. Jan. 1393, die Grafschaft Mark mit Bilstein, Fredeburg, Lippe und der Rente von 2400 Gulden aus dem Zolle zu Kaiserswerth dem zweiten Sohne Dietrich ab. In demselben Jahre 1393 stiftete A. in Verbindung mit seinem Bruder Dietrich,

seinem ältesten Sohn Adolf, dem Grafen von Mörs und den Herren von Born und Heinsberg die „freundschaftliche und fröhliche“ Gesellschaft vom Rosenkranze. Eine andere Stiftung Adolfs war die Gesellschaft vom „Roskamen“ (Roßkamm, roßkämmen hat im Niederdeutsch-Clevischen die figürliche Nebenbedeutung des Durchhechelns). Es war damals recht die Zeit solche Herren- und Rittergesellschaften, die meist indeß unter der harmlosen Außenseite politische Zwecke verbargen. Beinahe zwölf Jahre früher, 12. Nov. 1381 hatte Graf A. im directen Widerspruche gegen den rheinischen Kurverein die „Geckengesellschaft“ der clevischen Ritterschaft gegründet, die nichts anderes als eine Vereinigung der Ritterbürtigen des Landes sowol zur eigenen festern Consolidirung als zur Sicherung des Gebietsbestandes war. Die Mitglieder dieser Geckengesellschaft, welche sämmtlich das Bild eines Gecken auf ihren Kleidern gestickt tragen mußten, erschienen alljährlich zu einem Hoftag in Cleve. Den Bau der Stiftskirche B. M. V. zu Cleve, der im J. 1341 durch den Grafen Friedrich VIII. von Cleve begonnen worden, setzte A. fort. Er liegt in der Mitte des Chors begraben. Harleß.

Adolf IV.: Graf von Cleve und Mark s. oben S. 96 Adolf Herzog von Berg.

Adolf II. als Graf von Cleve, IV. als Graf von Mark, I. als Herzog von Berg, geb. um 1370, † 23. Sept. 1448, der älteste der sieben Söhne des Grafen Adolf III. von der Mark († 7. Sept. 1394) aus dessen im J. 1369 geschlossener Ehe mit Margaretha, Tochter des Grafen Gerhard von Berg und Ravensberg. Nachdem der Tod des kinderlosen Grafen Johann II. von Cleve († 7. Nov. 1368) dem märkischen Grafenhause die Erbfolge in Cleve eröffnet, war dem Grafen Adolf I. vermöge Vertrages mit seinem Bruder Engelbert III. der linksrheinische, diesem dagegen der rechtsrheinische Theil des Landes, die Stadt Emmerich und das Amt Hetter ausgenommen, zugefallen, bis durch des Letzteren kinderloses Ableben († 21. Dec. 1391) beide Territorien fast ungetheilt in die Hand Adolfs I. gelangten. Indeß begründete erst Graf A. IV. (II. als Graf von Cleve), als sein im J. 1393 mit der Grafschaft Mark abgegüteter jüngerer Bruder Dietrich im J. 1398 vor Elberfeld kämpfend gefallen war, die dauernde Vereinigung von Cleve und Mark, wenn auch nur mittels Personalunion. Glückliche Fehden und Familienverbindungen kamen hinzu, um Macht und Ansehen der zu geschlossener Landeshoheit emporsteigenden Dynastie dem Erzbischof von Köln und den anderen niederrheinisch-westfälischen Territorialherrn gegenüber zu mehren. Zuerst waren es namentlich die von Herzog Wilhelm I. von Berg zu Gunsten der mit Philipp von Falkenstein vermählten Tochter Engelberts III. von der Mark erhobenen Erbansprüche, welche im J. 1396 zu einem Kriege zwischen dem Herzoge einer- und den märkischen Brüdern Adolf II. und Dietrich andererseits führten, der durch den Sieg dieser Letzteren über Jenen und dessen Verbündeten, den Herzog Reinold von Jülich-Geldern, bei Cleverhamm 7. Juni 1397, wo das ganze jülich-bergische Heer nebst beiden Herzogen in Gefangenschaft gerieth, ein rasches und glänzendes Ende gewann. Im J. 1399 feierte Graf A., der 8. April 1398 von König Wenzel mit der Grafschaft Mark belehnt worden war, zu Heidelberg seine Vermählung mit Agnes, Tochter des Pfalzgrafen Ruprecht, welche ihm, dem schon durch den Sieg von 1397 an Geld und Gebiet bereicherten, drei Viertel der pfalzgräflichen Pfandrechte an Kaiserswerth theils als Aussteuer, theils gegen ein Darlehn von 32,000 Goldgulden zubrachte. Um weitere 15,000 Gulden erwarb er von König Ruprecht im J. 1403 auch noch dessen übriges Viertel an dieser Pfandschaft. Allein Kaiserswerth war und blieb für A. nicht nur ein precärer Besitz, da seine Gemahlin Agnes nach zweijähriger Ehe kinderlos starb und die Pfandschaft deshalb heim-

fällig wurde, sondern auch ein Zunder mannigfachen Haders, was namentlich in den langen Kämpfen mit dem jüngsten Bruder Gerhard, so wie mit dem Kölner Erzbischof Dietrich II. (Grafen von Mörs) hervortrat. Gerhard, welcher nach mehrfachem Wechsel der Abgütung im J. 1413 die Pfandschaften an Kaiserswerth, Sinz und Remagen und die sechs Schlösser im Süderlande (Schwarzenberg, Plattenberg, Lüdenscheid, Neustadt, Brakenfeld und Rade) vom Bruder empfangen hatte, zeigte sich in immer erneuerten Fehden unter Benutzung des Particularismus der märkischen Ritter und Städte bemüht, die Grafschaft Mark Ersterem wieder zu entreißen. Das setzte er jedoch mit Hülfe des Erzbischofs Dietrich II., sowie theilweise auch des Herzogs Adolf von Jülich-Berg und nachdem Ritterschaft und Städte von Mark, den Ausgleich mit dem Bruder von A. gebieterisch fordernd, förmlich mit dem Abfalle zu Dietrich gedroht hatten, nur in so weit durch, als ihm durch Uebereinkunft vom 30. Aug. 1430 der Besitz der Grafschaft auf sechs Jahre und nach deren Ablauf 27. Juli 1437 lebenslänglich überlassen ward, unter Vorbehalt des Rückfalles an Cleve, der nach dem Tode des kinderlosen Gerhard im J. 1461 eintrat. Mittlerweile hatte Graf A. von Cleve, um gegen die ehrgeizigen Pläne Erzbischofs Dietrich von Köln beim Herzog Johann von Burgund eine Stütze zu finden, im J. 1405 des Letzteren zweite Tochter Maria geheirathet, mit welcher er außer 20,000 Kronen die reiche Herrschaft Winnenthal in Flandern empfing. Diese Heirath, durch die der in seiner Jugend am Hofe der Herzogin Johanna von Brabant erzogene Graf in die engste Verbindung mit dem burgundischen Hof gebracht ward und gewissermaßen seinen Anschluß an dessen Politik inaugurirte, begründete zugleich Adolfs Erhebung zum Herzoge von Cleve (als solcher A. I.), welche König Sigismund auf dem Concile zu Constanz 28. Mai 1417 vollzog. Im J. 1423 verlobte der Herzog seine Tochter Katharina dem Inhaber von Geldern, Arnold von Egmond, den er daher in seinem Kampfe um das Herzogthum Jülich wider Herzog Adolf von Jülich-Berg unterstützte, bis durch burgundische Vermittelung im J. 1436 ein gütlicher Ausgleich angebahnt wurde. Während der Herzog von Cleve noch mit dem jüngeren Bruder Gerhard in Fehde verwickelt war, hatte Erzbischof Dietrich sein Ziel, den Besitz von Stadt und Burg Kaiserswerth nebst dem Zolle, der Vogtei und allem Zubehör im J. 1425 durch käufliche Erwerbung aus Gerhards Hand nahezu zu erreichen verstanden; 10. Juni 1440 erkaufte nun auch Pfalzgraf Otto, Ruprechts Sohn, seinerseits das Pfandrecht an den Erzbischof und verpflichtete sich, die Einziehung des Pfandes nach dem Tode des Herzogs zu bewirken. So ward die kölnische Pfandschaft Kaiserswerth geschaffen, an welcher der Kurstaat bis 1772 zähe festhielt, damit zugleich aber auch der nächste Anlaß zu dem erbitterten Kampfe, welcher als „Soester Fehde" (1443—1449) weit über die territorialen Grenzen hinaus eine deutsche, ja europäische Bedeutung gewinnen sollte. (Vgl. Dietrich II. von Köln.) Noch vor Beendigung des Kampfes, in welchem Soest so heldenmüthig und sieghaft der Uebermacht widerstand, starb Herzog A., fünf Tage, nachdem er die Nachricht von einem durch seinen Sohn Johann ausgeführten Ueberfall gegen die mit Erzbischof Dietrich verbündeten Dortmunder empfangen und ward in dem von ihm gegründeten Karthäuserkloster auf der Grafeninsel bei Wesel bestattet. Von seiner zweiten Gemahlin hatte er drei Söhne, den Nachfolger Johann (I.), Adolf und Engelbert, welcher letztere jung gestorben war, so wie sieben Töchter: Margaretha, in erster Ehe mit Herzog Wilhelm von Baiern, in zweiter mit dem Grafen Ulrich von Würtemberg verbunden, Katharina, die Gemahlin Arnolds von England, Elisabeth, Gattin des Grafen Heinrich von Schwarzburg, Agnes (heirathete den Infanten Carl von Hovorra), Helene, vermählt im J.

1436 mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, Maria, Gemahlin des Herzogs Karl von Orleans und Mutter Königs Ludwig XII. von Frankreich, endlich die als Kind verstorbene Anna. Gert v. d. Schüren, der Verfasser der bekanntesten clevischen Chronik und Secretair Herzogs A., ist dessen Lobes voll: er nennt ihn den Spiegel aller Fürsten, preist seine Sorge für das Wohl des Landes, seinen Eifer für geistliche Stiftungen, seine Milde, Wohlthätigkeit und Wahrhaftigkeit. Mit anerkennenswerther Sorgfalt war A. bestrebt, den Ertrag der Domainen durch zweckmäßige Verwaltung zu erhöhen, wie er unter anderem 1431 durch die Anordnung von öffentlichen meistbietenden Verpachtungen auf bestimmte Jahre bewies, welche die Ausgestaltung der im Clevischen allgemein üblichen Leibgewinnspacht zu einer thatsächlichen Erbpacht verhindern sollten. Ueberhaupt suchte er nach niederländisch-burgundischem Vorbilde seine zerrütteten Finanzen wieder herzustellen, aber das Uebel war freilich schon zu allgemein und zu groß, als daß er demselben dauernd zu steuern vermocht hätte, während durch die Noth der geldbedürftigen Fürsten zugleich die Macht der Landesstände wuchs. Harleß.

Adolf: Herzog von Geldern, Sohn Arnolds und der Katharina von Cleve, geb. 1438. Die erste Erziehung des begabten und feurigen Knaben leitete seine ältere Schwester Marie. Der von ihr gelegte gute Grund ward aber nach ihrer Vermählung mit König Karl von Schottland im J. 1450 durch den üblen Einfluß seiner herrschsüchtigen Mutter wieder zerstört. Denn diese, welche, mit ihrem schwachen Gemahl in schlechtem Verhältniß lebte, verhetzte und verbitterte den Sohn planmäßig gegen seinen Vater, den sie in seiner Gegenwart auf alle Weise herabzusetzen wußte, sei es um seiner Regierung, seiner Schwächen oder seiner unköniglichen Geburt willen. Auch im geldern'schen Lande gab es eine Partei, welche, unzufrieden mit Arnolds kraftlosem Regiment, die Regierung gerne auf den jungen A. übertragen gesehen hätte. An der Spitze der Mißvergnügten stand Nymwegen, die mächtigste unter den Städten. Auf diese Zwiste blickte Herzog Philipp von Burgund, Katharina's Oheim, mit Genugthuung: sie konnten ihm zur Handhabe werden, ein wichtiges Ziel seines politischen Ehrgeizes, die Unterwerfung Gelderns unter Burgund, zu erreichen. Bald bot sich eine Gelegenheit zur Einmischung. Philipp hatte 1456 Deventer belagert und eingenommen und lag noch vor der Stadt; da erschien Katharina, die mit A. das Schloß des Gemahls heimlich verlassen hatte, vor ihm, um seine Hülfe zur Entfernung Arnolds von der Regierung nachzusuchen; sie ward dabei von der Stadt Nymwegen unterstützt. Philipp zeigte sich sehr bereit ihre Wünsche zu fördern; die infolge dessen ausgebrochenen Unruhen im Lande führten aber doch nur zu einem Vertrage (13. Oct. 1459), in welchem Arnold dem Sohne Stadt und Gebiet Nymwegen zur standesgemäßen Ausstattung abtrat. Hier wohnte hinfort A., während Arnold zu Grave Hof hielt. Damit schien der Friede hergestellt; aber Hader und Unruhe gährten fort im ganzen Lande. 1463 ließ A. zwei Boten des Vaters an die Stadt Arnhem, deren Werbung er gegen seine Sicherheit gerichtet glauben mochte, niederwerfen und tödten. Anstatt sich der Ladung des Vaters gemäß zur Verantwortung zu stellen, begab er sich an Philipps Hof und machte von dort einen Kreuzzug mit, von dem er als Johanniter zurückkehrte. Philipp ertheilte ihm das goldene Vließ und die Hand seiner Nichte Katharina von Bourbon, deren Schwester Isabella Karls von Charolois erste Gemahlin gewesen war. Zugleich ward dann aber eine Versöhnung mit dem Vater bewirkt. A. brachte auch die Wiedervereinigung seiner Mutter mit dem Gatten zu Wege. Er pflegte fortan beim Vater in Grave zu leben. Dem Frieden aber machte eine schnöde Gewaltthat ein Ende mit Schrecken. Zur Weihnachtszeit 1464 war die ganze Familie zu

fröhlichen Festen in Grave vereinigt. Bei diesem Anlaß nahm A. in der Nacht vom 9. Jan. 1465 mit Hülfe einer ins Schloß während des Tanzes eingelassenen Schaar von Nymwegern den Vater nebst dem jungen Grafen Friedrich von Egmond und einigen Rittern gefangen. Der Alte, aus dem Bett gerissen und nur halb angekleidet über das Eis fortgeschleppt, ward nach Büren in Verwahrsam gebracht. Fast das ganze Land, Roermond ausgenommen, ließ sich jetzt bereit finden, A. zu huldigen. Er sollte aber die Früchte seiner Missethat nicht in Ruhe genießen. Denn sein Oheim Johann von Cleve verband sich mit Arnolds Bruder dem Grafen Wilhelm v. Egmond und mit Friedrichs v. Egmond Schwiegervater Gerhard von Culemborg zur Befreiung der Gefangenen. Ein Krieg der wildesten Art verwüstete mehrere Jahre hindurch die beiderseitigen Lande. Die Unthaten von Adolfs Banden waren so arg, daß selbst Philipp von Burgund einschritt und 45 der wildesten Gesellen hängen ließ. Aber weder seine Vermittelung noch selbst ein zweimal geschlossener, gleich wieder von A. gebrochener Vertrag führte zum Frieden. Als auch ein Schreiben, in dem Papst Paul III. nach dem Tode Philipps von Burgund A. die Freilassung des Vaters gebot, ohne Folgen blieb, riefen Papst und Kaiser die Vermittelung Karls von Burgund an. 1471 entbot dieser A. nach Hesdin und zwang ihn, den Vater in Freiheit setzen und herbeiholen zu lassen. Zwar als jetzt eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn verhandelt werden sollte, suchte sich A. derselben durch die Flucht zu entziehen. Er ward aber ergriffen, nach Kortryk gebracht und 1473 durch das Capitel des goldenen Vließes zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Die Regierung Gelderns übernahm jetzt Arnold wieder, konnte sich aber in den meisten Städten nicht behaupten. Als er, sehr gelegen für die Pläne Karls von Burgund, schon 23. Febr. 1473 starb, vereinigte dieser Geldern nun ganz mit Burgund. Dem Lande mißhagte jedoch die burgundische Herrschaft. Sobald daher Karl bei Nancy 1477 gefallen war, rief man in Geldern den gefangenen A. aufs neue zum Herzog aus. In der That befreiten diesen die Flamänder aus seinem Gefängniß in Kortryk, wofür er sie zunächst auf einem Zuge gegen die Franzosen vor Doornik anführte. Er sollte aber sein Land doch nicht wieder sehen; denn bei einem Ausfalle der Franzosen aus Doornik fand er 22. Juli 1477 den Tod. Er hinterließ von seiner 1469 gestorbenen Gemahlin einen Sohn, Karl (s. d.), und eine Tochter, Philippine, später die Gemahlin René's von Lothringen.

Vgl. die in v. Aa, Biogr. Woordenb. aufgef. Quellen.

Alberdingk Thijm.

Adolf: Adolphus Frederick, Königlicher Prinz von Großbritannien, Herzog von Cambridge, Graf von Tipperary und Baron von Culloden, 1831 bis 37 Vicekönig von Hannover, war der jüngste Sohn König Georgs III., geb. 25. Febr. 1774. Mit seinem 16. Jahre trat er als Fähnrich in die englische Armee ein, ward aber gleich darauf mit seinem älteren Bruder, dem Herzog von Cumberland, auf die Universität Göttingen geschickt, um hier von deutscher Sprache, Sitte und Gewohnheit bessere Kenntniß zu gewinnen. Schon hier wurden Verbindungen mit hannoverschen Adligen angeknüpft, die später nicht ohne Folgen geblieben sind. Als Frankreich dem deutschen Reiche 1792, und England 1793 den Krieg erklärt hatte, war bei demjenigen Heere, welches in Holland aufgestellt war, auch ein Corps von 13,000 Hannoveranern verwandt, in welchem der Herzog ein Garderegiment commandirte. Hier ward er in einem der kleineren Gefechte, welche der entscheidenden Schlacht von Hondscoten vorangingen, einmal von den Franzosen gefangen, aber von einem noch rechtzeitig herbeieilenden Bataillon sofort wieder befreit. Nach dem Frieden

von Basel kehrte er sodann wieder nach England zurück. Im J. 1801 finden wir ihn mit seinem Adjutanten v. d. Decken in Berlin, um den Plänen der unter Paul I. von Rußland gebildeten Nordischen Coalition, der sich auch Preußen angeschlossen hatte, auf die hannoverschen Lande entgegen zu arbeiten. Er richtete jedoch hier nichts aus, und es erfolgte von Seiten Preußens die sechsmonatliche Besetzung des Kurfürstenthums, die bis zum October desselben Jahres währte und mit dem Tode Pauls und der gänzlichen Sprengung jener Coalition von selbst zu Ende ging. Bekanntlich entstanden gleich nach dem zu Amiens am 27. März 1802 geschlossenen Frieden neue Verwickelungen zwischen England und Frankreich, in Folge deren der erste Consul Bonaparte ein Corps unter Mortier abschickte, um die deutschen Länder des Königs von England zu besetzen. Man hatte anfangs beschlossen, sich diesem mit bewaffneter Hand zu widersetzen, und der Herzog von Cambridge war dazu ausersehen, sich an die Spitze des hannoverschen Heeres und einer allgemeinen Volksbewaffnung zu stellen. Er übernahm auch am 1. Juni 1803 das Generalcommando zu diesem Zweck in Nienburg; als jedoch bald darauf von dem hannoverschen Minister v. Lenthe in London die Weisung kam, thätlichen Widerstand nicht zu leisten und keine „Ombrage" zu veranlassen, legte er sein Commando nieder, kehrte nach England zurück und überließ es seinem Nachfolger im Commando, General v. Walmoden, die beiden berüchtigten Conventionen von Sulingen am 5. Juni und von Artlenburg, 5. Juli 1803 abzuschließen, in Folge deren das hannoversche Heer völlig aufgelöst wurde. Ein großer Theil desselben wußte jedoch den Uebergang nach England zu ermöglichen und ward hier unter dem Namen „Englisch-Deutsche Legion" vereinigt und zu einem Corps gebildet, über welches der Herzog den Oberbefehl erhielt, indem er bei dessen Einrichtung besonders thätig gewesen war. Bei dessen Verwendung war er jedoch nicht betheiligt, auch nahm er an den politischen Ereignissen eine längere Zeit nur in soweit Theil, als er eine Stimme als gebornes Mitglied des Oberhauses abzugeben hatte. Als aber nach der Schlacht bei Leipzig das Königreich Westfalen, zu dem auch der größte Theil der hannoverschen Lande geschlagen war, zusammenbrach; und als diese den Bestimmungen des Wiener Congresses gemäß, am 12. Aug. 1813 als Königreich neu erstanden, ward der Herzog von seinem Bruder, dem Prinz-Regenten von England, zum Feldmarschall und General-Militär-Gouverneur desselben ernannt. Jedoch beginnt seine ganz besondere Wichtigkeit für Hannover erst mit dem 24. Oct. 1816, wo er als General-Statthalter des Königreichs in der Hauptstadt seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Um seine Thätigkeit in dieser Stellung ruhig und im allgemeinen zu beurtheilen, muß man wissen, daß er der beste, gütigste Herr war, gerecht, freundlich, Jedem zugänglich, ein Muster von Sittenreinheit unter seines Gleichen, liberal, stets bereit Künste und Wissenschaften, so wie die Armuth zu unterstützen! Durch solche und andere hohe Tugenden hat er sich das dankbare Andenken sämmtlicher Hannoveraner für alle Zeiten gesichert. Aber bei der Güte, fast Weichheit seines Herzens fehlte ihm diejenige Entschlossenheit des Charakters, welche selbständig in die Ereignisse eingreift, und solche nach eigenem Ermessen leitet, und er mochte sich dessen auch wol aus dem Grunde enthalten, weil ihm persönlich eine genaue Kenntniß der specielleren Landesverhältnisse abging. So war er stets mehr der äußere Repräsentant seiner königlichen Brüder in deren deutschen Landen, als Regent derselben. Er folgte stets nur den Ereignissen, und auch dabei hielt er sich stets nur an die Vorschläge seiner zeitigen Minister. Aber selbst wenn er gewollt hätte, wäre es ihm unmöglich gewesen, in der ersten Zeit seines Gouvernements selbständig zu handeln. Der Graf Münster, welcher in Wien die hannoverschen Verhältnisse

geordnet, blieb in London an der Spitze der sog. deutschen Canzlei, und machte auch ferner, indem er in unmittelbarem Verkehr mit den Ministern zu Hannover blieb, nach directem Referat an den König alle Gesetze für Hannover. So kam die erste Verfassungs-Urkunde vom 7. Dec. 1819 zu Stande. Die folgenden Jahre ließen das Ungenügende derselben genugsam fühlen, und als es 1831 zu Unruhen dieserhalb in Göttingen und Osterode kam, welche zur Entlassung Münster's und der Aufhebung der deutschen Canzlei in London führten, machte der damalige König von England, Wilhelm IV., seinen Bruder, den Herzog, am 22. Febr. 1831 zum Vicekönig und Vorsitzenden des Ministerii in Hannover. Bei dieser Lage der Dinge kam das Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833 zu Stande, was eine, wenn auch kleine Reihe glücklicher Jahre für das Land herbeiführte. Als nach dem Tode König Wilhelms IV. im J. 1837 Hannover, in welchem nach den Hausgesetzen nur die männliche Linie succediren konnte, als selbständiges Königreich unter dem vormaligen Herzog von Cumberland, Ernst August, gänzlich von dem Verband mit England losgerissen wurde, war hier die Thätigkeit des Herzogs von selbst erloschen. Er begab sich mit seiner Familie nach England, ohne sich, bis zu seinem Tode, 8. Juni 1850, noch besonders um die öffentlichen Angelegenheiten zu bekümmern. Er war vermählt mit der Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen-Cassel, Auguste Wilhelmine Louise; sein Sohn Georg, Erbe seiner Titel und Würden, wird als Commandirender im Krim-Feldzuge erwähnt; seine älteste Tochter Auguste ist mit dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, die jüngere Marie mit dem Grafen von Teck vermählt. Schaumann.

Adolf I.: Graf von Holstein, aus einem Geschlechte, das zuerst auf der Schauenburg im Weserthale bei Rinteln hervortritt, ward 1110 von Lothar von Suplinburg, dem Herzog von Sachsen, mit der Grafschaft Holstein-Stormarn belehnt. Dieselbe, damals nur noch den mittleren Haiderücken des jetzigen Holstein umfassend, hatte im Westen die freiheitstolzen Dithmarschen, im Norden die thatlustigen Dänen, im Osten den räuberischen und heidnischen Slavenstamm der Wagern zu Nachbarn. Von den ersteren trennten sie die weiten Niederungen der Holsten- und der Giesel-Au, gegen die Slaven bestand gelehnt an die Naturgrenze des Sventina-Thals und seinen Fortsetzungen nach der Elbe zu die marca Slavorum. Auf diesem vorgeschobenen Posten hat der neue Graf A. sich mit Umsicht und Klugheit benommen. Mit dem wagrischen Fürsten Heinrich, der seine Herrschaft um die ganze Westecke der Ostsee auszudehnen bestrebt war, hielt er Freundschaft und Bündniß. Wiederholt leistete er ihm gegen die ferner wohnenden Slavenstämme zwischen Elbe und Oder, besonders aber gegen die gefürchteten Rugen auf ihrer schwer angreifbaren Insel wirksamen Beistand. Nach Heinrichs Tode (1127) bewahrte A. seinen Söhnen Kanut und Sventepolk dieselbe Gesinnung. Als aber der erstere ermordet und mit den gleichfalls gewaltsam endenden Sventepolk und seinem Sohne Svineke das Geschlecht Gottschalks ausstarb, ward von Kaiser Lothar die wagrische Königswürde dem dänischen Prinzen Kanut Laward, dem Grenzhüter oder Herzog zu Schleswig übertragen und nun änderte sich gegen den vereinten Norden und Osten, obgleich auch Kanut die deutsche Lehnshoheit anerkannte, doch Adolfs Stellung und Haltung. Dem ersten Versuch eines Uebergreifens gegen seine Grafschaft trat er sofort mit Entschlossenheit entgegen. Auf dem steilen Kalkfelsen des Albergs, dessen Salzgehalt nach Ausweis des Namens der damaligen Zeit bekannt gewesen sein muß, hatte Kanut eine Feste errichtet. A. überfiel sie, nahm die Besatzung gefangen und zerstörte die Werke. Unvermindert übergab er bei seinem Tode (1128 Nov. 13) die Grafschaft seinem Nachfolger.

v. Aspern, Beiträge zur ältern Geschichte Holsteins. 1. Heft. (Hamburg 1843.) Jansen.

Adolf II.: von Schauenburg, Graf von Holstein, 1128—64, des Vorigen zweiter Sohn, ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt und daher der gelehrten Bildung der Zeit theilhaftig, so daß er Lateinisch und Slavisch verstand, trat an seines gefallenen Bruders Stelle in das väterliche Erbe ein. Einige Jahre unter mütterlicher Vormundschaft, hatte er bei seinem ersten Auftreten wenig Glück. Der dänische Prinz Magnus, der Mörder seines Vetters, des schleswigschen Herzogs Kanut Laward, hatte den zur Rache seines Vasallen herangezogenen Kaiser von Deutschland zu gewinnen gewußt und bedrängte nun den in Schleswig eingeschlossenen Bruder des Ermordeten, Erich. Dem bedrohten Schleswig eilte der Holsteiner gegen die Dänen zu Hülfe, wich aber mit seinen wenig geschulten Schaaren vor der überlegenen Kriegserfahrung des feindlichen Heeres eilig über die Eider zurück. Auch die nächste Zukunft brachte ihm einen schweren Wechsel des Geschicks. Kaiser Konrad III. hatte dem mächtigen Welfen Heinrich dem Stolzen das eine seiner beiden Herzogthümer, Sachsen, abgesprochen und es dem Markgrafen von der Nordmark Albrecht dem Bären übertragen. Treu seinem Eide wich mit seinem Lehnsherrn der Vasall. Die Grafschaft Holstein kam an Heinrich von Badewide Indeß erweckte die über den widerstrebenden Herzog verhängte Achtserklärung und die Einziehung auch des zweiten Herzogthums dem von der Kaisermacht so schwer betroffenen Reichsfürsten und als er 1142 starb, seinem Sohne, Heinrich dem Löwen, so wirksamen Beistand der in ihren Interessen bedrohten Mitfürsten und Vasallen, daß der Kaiser einen Vergleich mit der Wiederherstellung des jungen Welfen in sein Herzogthum Sachsen erkaufte. Nunmehr erlangte auch A. II. nicht nur die von Heinrichs Mutter bestrittene Wiedereinsetzung in seine Grafschaft, sondern auch die Belehnung mit dem während seiner Vertreibung eroberten Wagrien, sammt der Insel Fehmarn, während der Eroberer Heinrich von Badewide mit dem Polaben-Lande abgefunden wurde. Die Besiedelung dieses slavischen Gebietes, das nach Kanut Lawards Tode noch einmal eine blutige Restauration des Heidenthums gesehen, eben dadurch aber auch einen vernichtenden Rachekrieg seiner westlichen Nachbaren herausgefordert hatte, mit vorwiegend niederdeutschen auch holsteinischen Anbauern, die rasche Germanisirung desselben und die dauernde Befestigung der christlichen Religion, eine nicht unbedeutende Mehrung der Kunst, ist vorzugsweise Adolfs II. Werk. Seine Mitarbeiter waren Adel und Geistlichkeit, denen auch hier mit einem großen Theile von Grund und Boden die Aufgabe der Christianisirung und Germanisirung als eigenes Interesse zufiel. Die Wiedererbauung der zerstörten Siegeburg auf dem schon von Lothar befestigten Alberg, die Neugründung der Stadt Lübeck in ihrer alten festen und günstigen Lage zwischen Trave und Wackenitz, die von Hartwig von Bremen ohne Adolfs Wissen verfügte Wiedererrichtung des Bisthums Oldenburg, von ähnlichen Gründungen in Schwerin und Ratzeburg gestützt, Kirchenbauten in Oldenburg und Plön, kurz die ganze folgenreiche missionarische Thätigkeit des Slavenapostels Vecelin bis 1154 und seines Nachfolgers Gerold, der Eutin zur Stadt erhob, bis 1164 gehört der Regierung dieses Grafen an. Nicht blos Wagrien, auch Holstein und Stormarn mit ihren eben so räuberischen wie gastfreien Bewohnern, welche der Chronist Helmold mit wilden Waldeseln vergleicht, empfanden die sittigenden Einwirkungen christlichen Geistes. In gleichem, religiösen wie nationalen Sinne war A. auch unter der Fahne seines Lehnsherrn außerhalb seines Landes thätig. 1147 zur Zeit des zweiten Feldzuges, als Heinrich der Löwe das christliche Schwert gegen die näheren Ungläubigen an seinen Grenzen wandte, sah sich A. seinerseits zuerst von dem bisherigen Bun-

desgenossen und Freunde, dem Obotriten-Fürsten Niklot, durch einen räuberischen Ueberfall der niederdeutschen Ansiedlungen in Wagrien angegriffen und begnügte sich, durch rasches Aufgebot eines Heeres den Feind zum Abzuge zu nöthigen. 1149 war er an Heinrichs Zuge gegen die Dithmarschen betheiligt, welche 1145 ihren Grafen erschlagen hatten und nun dem mächtigen Herzog sich beugen mußten. Eine Folge davon war, daß ein dithmarsischer Flüchtling, Etheler, Aufnahme und Unterstützung bei dem Dänenkönig Sven suchte und fand, der durch Aufwiegelung des mächtigen holsteinischen Adels den Grafen A. in die Arme seines Gegenkönigs Kanut trieb. Kanuts Unzuverlässigkeit brachte bei Schleswig den eigenen Bundesgenossen in große Gefahr. Ein eiliger Rückzug an die Eider und ein entschlossener Widerstand daselbst führte zu einem friedlichen Abkommen. Die unbotmäßigen Ritter brachte Herzog Heinrichs Eingreifen zum Gehorsam zurück. Das Einvernehmen mit ihm glaubte A. auch mit der Abtretung des aufblühenden Lübeck (1158) nicht zu theuer zu erkaufen, das des Lehnsherrn Neid erregt hatte und von Heinrich in jeder Weise gehoben, seit 1163 auch Sitz des Eutiner Bisthums, rasch eine hervorragende Stellung unter den norddeutschen Städten gewann. 1159 zog A. im Gefolge seines Lehnsherrn mit Kaiser Friedrich Barbarossa nach Italien, nahm an der Belagerung von Crema Theil und kehrte nach Einnahme der Stadt mit seinem Lehnsherrn zurück. Bald danach (1162) erneuten sich die Kämpfe mit den unruhigen Slaven, in denen Niklot seinen Tod fand. Wieder griffen (1163) seine Söhne Pribislav und Wratislav zu den Waffen und als Wratislav sich hatte gefangen geben müssen (1164), setzte Pribislav allein den Kampf fort. Gegen ihn bot Heinrich unter andern Vasallen auch A. von Holstein und Reinald von Dithmarschen auf. In einem jener unvermutheten Ueberfälle, in denen sächsische Tapferkeit von slavischem Ungestüm überrascht zu werden pflegte, fielen beide Grafen bei Demmin mit heldenmüthiger Entschlossenheit, wurden aber von den Ihrigen durch ein siegreiches Blutbad gerächt, das auch im Mecklenburgischen die Lebenskraft des Slaventhums gebrochen hat. Jansen.

Adolf III.: Graf von Holstein 1164—1203, bis 1175 unter Vormundschaft seiner Mutter Mathilde, der zeitweilig Heinrich von Thüringen, Oheim oder Stiefvater des Mündels, zur Seite stand, trat selbsthandelnd erst zur Zeit des allgemeinen Abfalls von dem geächteten Heinrich dem Löwen (1180) hervor. A., anfangs allein unter vielen seinem Lehnsherrn treu, bald auch mit ihm zerfallen, gleichzeitig von seinem Adel verlassen, verlor Segeberg und Plön, wich aus seiner Grafschaft und begab sich zu Kaiser Friedrich, der 1181 gegen den Geächteten ins Feld zog, Lübeck einnahm und den mächtigen Herzog zur Demüthigung zwang. Die Schmälerung des sächsischen Herzogthums, das nun an Bernhard von Ascanien kam, führte auch eine starke Lösung der Lehnsabhängigkeit Holsteins herbei, in das A. zurückkehrte. Während er dann 1189 mit dem Kaiser Friedrich ins heilige Land zog, ging seine Grafschaft an den wieder einbrechenden Verbannten verloren. Benachrichtigt davon kehrte der Graf, der noch an der Belagerung von Akkon und an der Stiftung des Deutschen Ordens einen hervorragenden Antheil genommen hatte, sofort (1190?) zurück. Er eroberte sein Land wieder, nahm auch Lübeck, ohne es jedoch von Kaiser Heinrich VI. zugestanden zu bekommen. Auch Dithmarschen behauptete A. gegen die Ansprüche des Bremer Stuhls und den freiheitgewohnten Sinn der Bauern nicht; nur Stade ward ihm auch vom Kaiser bestätigt (1195). Verderblich für A. ward das Uebergreifen der dänischen Macht. Schon Waldemar I. hatte sich gegen seinen früheren Bundesgenossen, den mächtigen Welfenherzog, mit dem Kaiser verbündet. Sein Sohn Kanut (1182—1202) hatte sofort bei seiner Thronbesteigung die Anerkennung der Lehnsabhängigkeit vom deutschen Reiche

verweigert, die pommer'schen Fürsten, Angehörige des Reichs, angegriffen, den holsteinischen Adel bei sich aufgenommen und den schleswig'schen Bischof Waldemar, seinen Vetter und Kronprätendenten, der für den Beitritt zur staufischen Partei auch zum Bischof von Bremen erwählt war, befeindet. Gegen ihn machte A. einen Zug nach Schleswig, dem Bischof zu Hülfe, der aber bereits in des Königs Gefangenschaft gerathen war. Die Rache Kanuts für diese Feindseligkeit kaufte A. mit einer großen Summe Geldes ab. Als dann A. nach der Rückkehr von seinem zweiten Kreuzzuge (1197 und 98), an dem er sich mit großer Auszeichnung betheiligte, verbündet mit Otto von Brandenburg das dänische Slavien, auch Rügen bedrohte, näherte sich Kanut wieder mit Heeresmacht der Grenze, die er jedoch wohl verwahrt fand und nicht überschritt. Dennoch fand sich A. im folgenden Jahr (1200) genöthigt, dem König die gegen ihn wieder errichtete Reinoldsburg auf der Eider-Insel zu überlassen. Gestützt auf diesen sichern Uebergangspunkt brachte nun Kanut die Dithmarschen unter sich, die in ihrem Hasse gegen Fürstenherrschaft sich schon 1188 dem schleswig'schen Bischof Waldemar unterworfen hatten und jegliche auswärtige Hülfe willkommen hießen. Ein Zug Adolfs gegen diese Nachbarn entzündete den Krieg aufs neue und 1201 ward der Graf bei Stellau, unweit Kellinghausen, von dem Bruder des Königs, Herzog Waldemar von Schleswig, in die Flucht geschlagen. Von Stade aus wieder nach Hamburg zurückgekehrt, ward er hier von Waldemar belagert und gefangen. Da die Feste Lauenburg, kürzlich von A. erobert, sich trotz der Aufforderung des vor sie geführten Gefangenen nicht ergeben wollte, ward derselbe nach Seeland gebracht und in Ketten gelegt. Lübeck huldigte dem Dänenkönig (1202), Travemünde, Segeberg fielen. Endlich bot auch Lauenburg nach Kanuts Tode seinem Nachfolger Waldemar II. die Uebergabe an gegen Freilassung des Herzogs. A. verzichtete (1203) für die Freiheit auf sein Land und auf jeden Versuch der Wiedereroberung. Ohne es wieder gesehen zu haben, starb er 1225 im ruhigen Besitze seiner Stammgrafschaft Schauenburg.

Mooyer, Zur Chronologie der Regierungsgeschichte Adolfs III., Nordalbingische Studien V. (Kiel 1850.) Jansen.

Adolf IV.: Graf von Holstein, Sohn des vertriebenen Adolfs III. und der Adelheid, Tochter Burchards von Querfurt, soll schon um 1205 von den holsteinischen Unzufriedenen über die Elbe geholt und in der Wilstermarsch versteckt gehalten worden sein. Jedenfalls kann dieser Aufenthalt, wenn er nicht überhaupt nur der Sage angehört, keine Folge gehabt haben. Vielmehr befestigte sich die dänische Herrschaft in den Küstenländern des baltischen Meeres durch die Metzer Urkunde Friedrichs II. (1214), in welcher der Kaiser für dänischen Beistand gegen Otto IV. die Reichsgebiete jenseit der Elbe und Elde, sowie die Eroberungen im Wendenlande zu ungestörtem Eigenthum dem Reichsfeinde überließ, durch die Erwerbung der Lehnshoheit über Schwerin, durch die Wiedereroberung Hamburgs (1216), das kurze Zeit in Otto's IV. Hand gefallen war, durch die päpstliche Bestätigung der Metzer Urkunde (1217), durch den Tod Otto's IV. (1218), endlich durch den Sieg Waldemars bei Holmir und die Eroberung Esthlands (1219). In Holstein schaltete Graf Albert von Orlamünde als dänischer Vasall, in Dithmarschen Graf Schack. Als aber am 11. Mai 1223 Graf Heinrich von Schwerin bei Gelegenheit einer Jagd auf der kleinen Insel Lyse bei Fühnen den König sammt seinem Kronprinzen gefangen nahm und hinweg auf das Schloß Dannenberg führte, begann ein folgenreicher Umschwung der Dinge. Um den Preis seiner Freiheit entschloß sich Waldemar (1224 Juli 4) zur Unterzeichnung eines Vertrages, der ihn verpflichtete, die nordalbingischen Lande dem Reiche zurückzugeben und Dänemark vom deutschen

Kaiser zu Lehn zu nehmen. Der Ausführung dieses Vertrages widersetzte sich aber der Graf Albert von Orlamünde in seiner Eigenschaft als erwählter Reichsverweser von Dänemark. Der König blieb in Haft. Jetzt erschien unter Antrieb und Schutz des Bremer Erzbischofs der junge Schauenburger. Das Land fiel seinem angestammten Fürsten zu; Albert ward von den Schweriner Grafen Heinrich und Gunzel in einer Schlacht bei Mölln besiegt und gefangen, die dänische Herrschaft gestürzt. In einem zweiten Vertrage (1225 Nov. 17) mußte nun Waldemar auch die slavischen Länder außer Rügen zurückgeben, ein erhöhtes Löseg eld zahlen und seine Söhne als Geiseln stellen. Kaum befreit ließ aber Waldemar vom Papste sich seines Eides entbinden und rückte zur Wiedereroberung des eben Aufgegebenen aus. Von seinem Neffen Otto von Lüneburg unterstützt, unterwarf er Dithmarschen, nahm Rendsburg und Itzehoe. Auf der Höhe von Bornhöved aber traten ihm von Lübeck aus, das sich der königlichen Besatzung in der Burg entledigt hatte, die verbündeten Fürsten Norddeutschlands entgegen: A. IV., Heinrich von Schwerin, Heinrich von Werle, Erzbischof Gerhard von Bremen, Alexander Soltwedel, Bürgermeister von Lübeck, der sich vorher vom Kaiser seine Reichsfreiheit hatte sichern lassen, endlich der herbeigerufene Herzog Albert von Sachsen, dem Lauenburg und Ratzeburg, sowie auch die Schirmvogtei von Lübeck zugestanden und die Anerkennung der Lehnshoheit ausdrücklich ausgesprochen ward. Am 22. Juli 1227 ward auf der Haide von Bornhöved, zwischen diesem Orte und Gönnebeck, nach heißem und schwankendem Kampfe besonders durch Adolfs kräftige Leitung und Haltung ein entscheidender Sieg erfochten, der durch den vorher verabredeten Abfall der Dithmarschen von der erzwungenen Bundesgenossenschaft zu einer völligen Niederlage der Dänen sich gestaltete. Der Bedeutung des Ereignisses waren sich schon die Zeitgenossen lebhaft bewußt; kein anderes ist so wie dieses Gegenstand der sagenbildenden Aufregung des Volksgemüthes, keines so sehr durch geistliche Stiftungen und Denkfeste verherrlicht worden: Dithmarschen sicherte seine Selbständigkeit, Lübeck wahrte und mehrte seine Reichsfreiheit, Holstein, der deutsche Norden ward für immer frei von fremder Herrschaft. 1229 kam ein Vertrag zwischen dem Dänenkönig und dem Holsten-Herzog zu Stande, der die dänischen Ansprüche stillschweigend aufgab und die gegenseitige Kriegshülfe festsetzte. Mit dieser Befreiung der nordelbischen Lande hielt A., gebunden durch ein im Drange des Kampfes und der Gefahr gethanes Gelübde, sein irdisches Tagewerk für vollendet. Zwar führte er, kaum beerbt, die Herrschaft noch ein Jahrzehnt weiter, ließ sich auch noch einmal (1234) von seinem früheren Gegner Waldemar zu einem Zuge gegen seinen früheren Verbündeten, Lübeck, bestimmen, wie es scheint, nur um Ansprüche auf die Einkünfte aus der Stadt geltend zu machen, welche Kaiser Friedrich I. seinem Vater einst übertragen und 1235 Friedrich II. mit 5000 Mark abkaufte. Dann aber unternahm er, begleitet von seiner Gemahlin, 1238 einen Kreuzzug nach Liefland, und als er nun die Vormundschaft über die auch jetzt noch nicht herangewachsenen Söhne einer sichern Hand, seinem Schwiegersohn Abel, Herzog von Schleswig, anvertrauen zu können glaubte, trat er 13. Aug. 1239 mit der nothwendigen Einwilligung seiner Gemahlin Heilwig von der Lippe in das von ihm selbst zum Andenken des Sieges gestiftete Franciskaner-Kloster der Maria Magdalena zu Hamburg. Um der geistlichen Weihen würdig zu werden, pilgerte er nach Rom und empfing hier die Absolution für alles im Waffenhandwerk vergossene Blut. Zurückgekehrt und von dem Lübecker Bischof Johann zum Priester geweiht, eilte er nach Bornhöved, um hier an der denkwürdigen Stätte der Gefahr und Errettung das Opfer seiner Erstlings-Messe zu bringen. Seine letzten Jahre verlebte er in dem gleichfalls von ihm gegründeten Marien-

kloster in Kiel, zwar hin und wieder auch noch an den weltlichen Angelegenheiten seines Landes durch Rath oder Zuspruch theilnehmend, zugleich aber auch allen Entsagungen seines Standes sich willig unterwerfend und nach wie vor für Gründung von Kirchen und Klöstern eifrig thätig. Gestorben 8. Juli 1261 ward er in der Kirche des Marienklosters in Kiel begraben. Was der erste Schauenburger begründet, der zweite erweitert und befestigt, der dritte verloren hatte, A. IV. hat es wiedergewonnen und dauernd gesichert.

Mooyer, Zur Chronologie der Geschichte Adolfs IV., Nordalbingische Studien VI. (Kiel 1854). Jansen.

Adolf VIII.: Graf von Holstein und Herzog von Schleswig, war der zweite Sohn des 1404 von den Dithmarschen erschlagenen Gerhard VI., Grafen von Holstein und ersten schauenburgischen Herzogs von Schleswig. Sein Oheim Albrecht war auf demselben gefährlichen Boden kaum ein Jahr vor dem Bruder zu Tode gekommen; unbeerbt. Der jüngere Vaterbruder Heinrich war seit 1402 Bischof von Osnabrück. Das schauenburgische Haus, vor wenig Jahrzehnten durch Claus und den eisernen Heinrich so glänzend vertreten, war durch solche Schläge tief erschüttert. Die Mutter, Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg stand nun da als Wittwe mit zwei kleinen Knaben von 7 und 3 Jahren; einen dritten, Gerhard genannt, gebar sie nach dem Tode des Gemahls. Um so gefährdeter ward ihre und des ganzen schauenburgischen Hauses Stellung, als in Dänemark kurz vorher eine kluge und energische Frau die Union Skandinaviens unter dänischer Führung durchgesetzt hatte. Von der einen Seite griffen Margaretha und Erich von Dänemark, von der andern der Bischof von Osnabrück, der nie ausdrücklich auf seine Anrechte verzichtet hatte, in die Angelegenheiten beider Lande ein, rissen Burgen oder Städte, Regentschaft und Vormundschaft neben oder nach einander an sich. So entspann sich jener fast 30jährige Krieg um Schleswig, der über Fürsten und Völker hüben wie drüben so viel Unheil heraufführen sollte. Jahre lang zog sich der wechselnde Kampf aussichtslos hin. Beistand und Rath des Bruders Heinrich von Lüneburg erwies sich nicht als dauernd, der hohe Adel des Landes als unzuverlässig; der Kaiser Sigismund setzte auf den Spruch des dänischen Königs und Parlaments, der dem Schauenburger Hause das Herzogthum Schleswig absprach, das Siegel des Reichs. Nur die Schauenburger selbst blieben sich treu. Mit männlicher Besonnenheit und Kraft übernahm der jugendliche Heinrich IV., kaum dem Knabenalter entwachsen, den aussichtslosen Kampf für sein und seines Hauses Recht. Aber, als wäre es an Prüfungen noch nicht genug gewesen, fiel der eben in die Jahre der Reife tretende Mann am Himmelfahrtsabend 1427 vor den Palisaden des belagerten, der Ergebung nahen Flensburgs. Sein Bruder A. VIII. trat an den leer gewordenen Platz.

Groß geworden im Hasse gegen Dänemark, den er schon als Knabe gegen die mächtige Herrscherin Margaretha bezeugt haben soll, da er ihren Schmuck nicht bloß von Hut und Arm, auch vom Rücken, wohin die Hände nicht reichten, zu entfernen wußte, geschult am Hofe des tüchtigen Burggrafen von Nürnberg, Friedrich vor Hohenzollern, Markgrafen von Brandenburg, 1421 in den Antheil seines Oheims Heinrich von Osnabrück eingetreten, dessen Liebling er war, faßte er die ihm zufallende Aufgabe mit ebensoviel Einsicht als Standhaftigkeit an. Die Hoffnung auf rasche Eroberung Flensburgs scheiterte für diesmal an der Unzuverlässigkeit der verbündeten Hanseaten. Dagegen gelang ihm 1428 ein beutereicher Zug durch Jütland. Auch die beiden folgenden Jahre brachten wenigstens keine Nachtheile, 1431 aber einen entschiedenen Fortschritt: die Einnahme Flensburgs, in das die beiden Grafen am Palmsonntag einzogen. Knieend auf offnem Markt glaubten sie nunmehr den Ritterschlag

empfangen zu dürfen. Sofort wurden Friedensneigungen laut, denen A. klug genug war, nicht durch hartnäckiges Rechten um Unwesentliches entgegen zu wirken. So kam 22. Aug. 1432 ein Waffenstillstand auf fünf Jahre zu Stande. Während desselben starb (1433) Adolfs Bruder Gerhard auf einer Reise zu Emmerich am Rhein. Die Zwillinge, die er hinterließ, deren Antheil angefochten war, riß ein frühes, nicht aufgeklärtes Geschick dahin: der Sohn fand seinen Tod im Wasser, von eines herzoglichen Narren Hand — so heißt es —, die Tochter endete im Preetzer Kloster. A. selbst stand damals als Wittwer und kinderlos da, wie erzählt wird, voll Schmerz und Reue, mitten in seinen Erfolgen der entblätterte Stamm eines schwer getroffenen Geschlechts. Aber die öffentlichen Angelegenheiten gingen einen gedeihlichen Gang. Gefördert von einem Aufstand Schwedens führten die Unterhandlungen 15. Juli 1435 zu Wordingborg zum Frieden, der dem Grafen von Holstein Schleswig, so weit er es besetzt hat, sammt Fehmarn und Friesland auf Lebenszeit und seinen Erben noch zwei Jahre nach seinem Tode überläßt. Dennoch sollen beide Parteien ihre Rechte geltend machen können. Schon 1439 erhielt A. vom dänischen Reichsrath, in Vertretung des nach Gothland desertirten Königs Erich, das noch bisher in dänischen Händen befindliche Hadersleben und Arroe ausgeliefert zugleich mit der Zusicherung, daß der neu zu wählende König ihm ganz Schleswig als erbliches Lehen übertragen solle. Kaiser Albrecht bestätigt ihm seine Rechte. Am 30. April 1440 überträgt ihm Christof, kaum gewählt, zu Kolding das „Herzogthum zu Schleswig" mit ausgestreckter Fahne zu einem „rechten Erblehn" unter verbriefter Zustimmung des dänischen Reichsraths und ausdrücklicher Nichtigkeitserklärung aller etwa entgegenstehenden Briefe und Entscheidungen. In bester Form Rechtens war aufs neue das Herzogthum durch das Schauenburger Haus für Deutschland nach schwerem Kampfe erworben: wol mochte Herzog A. mit demüthigem Aufblick zu Gott und thätlicher Darlegung seiner Dankbarkeit so großer Erfolge sich freuen.

Als Graf von Holstein, dessen Lehnsabhängigkeit von Sachsen längst gelöst, durch den Uebergang der Kur auf das Haus Wettin vollends erloschen, durch die Uebertragung von Seiten des als kaiserlicher Bevollmächtigter erscheinenden Bischofs Johann Scheel von Lübeck, 1438 in Plön, nur scheinbar erneuert war, als Herzog zu Schleswig, befreundet mit Dänemark, geachtet daheim und in der Fremde, waltete A. bis an seinen Tod mit der nüchternen Besonnenheit, die ihn auszeichnete, zum Gedeihen seiner Lande. An einem Plane benachbarter Fürsten gegen die Freiheit und Macht der Hansestädte betheiligte er sich nicht. Die angebotene Königskrone von Dänemark wies er, treu seiner Vergangenheit und der Geschichte seines Volkes, zurück. Dagegen betrieb er, selbst auch in zweiter Ehe kinderlos, die Wahl seines Schwestersohnes Christian von Oldenburg, nachdem derselbe seine in Schleswig und Holstein durch Huldigung der Mannen erworbenen Ansprüche aufgegeben und die constitutio Waldemariana, welche jede Vereinigung Schleswigs mit Dänemark unter einem Scepter verbot, beschworen hatte. Dem dann gewählten Neffen blieb A. ein treuer Nachbar und Freund. Die Anerkennung Schleswigs als eines rechten Erblehns mußte derselbe ihm 21. Juli 1455 aufs neue verbriefen. Dagegen ließ er die gegen Dithmarschen erhobenen Ansprüche in einem gütlichen Vergleiche 1456 fallen. Die Lande wurden einer glücklichen Entwicklung froh: da öffnete 1459 Dec. 4 des guten Herzogs Tod wieder allen Einwirkungen fürstlichen Ehrgeizes und nationaler Gegensätze die Bahn. Es blieb nicht wie zu Herzog Adolfs Zeiten.

Jansen.

Adolf: Herzog von Schleswig-Holstein, der Stifter der Gottorper Linie des oldenburgischen Hauses, ward seinem Vater Friedrich I. von Däne-

mark aus dessen zweiter Ehe mit Sophie, Tochter Bogislaws X. von Pommern, 25. Jan. 1526 zu Flensburg geboren. Am Hofe Karls V. machte der Jüngling seine Schule mit Auszeichnung. 1543 berief ihn wie auch seinen älteren rechten Bruder der Stiefbruder König Christian III. heim, um mit ihnen zu einer Theilung des Landes zu schreiten, das nach Friedrichs I. Tode seinen Söhnen insgesammt gehuldigt hatte. Der Widerspruch der Stände, namentlich des hoch angesehenen Johann Ranßau, verzögerte die Theilung, aber verhinderte sie nicht. 1544 auf dem Landtage zu Rendsburg ward sie zwischen den drei Brüdern vollzogen; dem vierten noch unerwachsenen, Friedrich, ward eine Versorgung im geistlichen Stande zugesagt. Fast 20 Jahre später gelang es den Ständen, durch die Bewilligung einer gemeinsamen unter den drei Fürsten abwechselnden Regierung den immer noch festgehaltenen Gedanken der Landeseinheit zum Ausdruck zu bringen. Ungetheilt blieben auch die Stände, Prälaten, Ritterschaft und Städte. Ueber die Belehnung mit den so übernommenen Antheilen an Schleswig von Seiten des königlichen Bruders und Mitfürsten kam es zu einer lange sich hinziehenden Spannung. Dagegen ward das Lehnsverhältniß Holsteins zum deutschen Reiche mit Beseitigung der Ansprüche des Stifts Lübeck 1548 geordnet und das Herzogthum von den drei Fürsten als ein unmittelbares Reichs-Fahnenlehn empfangen. A., mit den engen Verhältnissen seines bunt zerstreuten Fürstenthums nicht befriedigt, war damals bereits durch einen förmlichen Vertrag um eine Pension von 6000 Gulden in den Kriegsdienst des Kaisers getreten, dem er 1548 und 50 auf den Reichstagen zu Augsburg, 1552 gegen Moritz von Sachsen und gegen Heinrich II. von Frankreich bei der Belagerung von Metz zur Seite stand.

Zurückgekehrt in sein Land war er geneigt, die Waffen sofort gegen die Dithmarschen zu wenden, die unter dem Schein der Zugehörigkeit zum Bremer Erzbisthum sich den Leistungen an das Reich entzogen, durch altgermanischen Freiheitstrotz, Fehden und Grenzverletzungen, auch bäuerlich groben Schimpf die fürstlichen Nachbarn reizten und den Anschauungen der Reformationszeit von dem Berufe der Obrigkeit um so verdammlicher erscheinen mußten, als die Berechnung der Dienste Holsteins gegen das Reich auch auf Dithmarschen mit begründet war. König Christian hielt indeß damals und auch später eine gewaltsame Entscheidung zurück. Es gelang dagegen Herzog A. (1556) das Schleswiger, seinen Besitzungen so bequem gelegene Stift durch Wahl des Capitels sich übertragen zu lassen. Als dann 1559 Christian III. starb, zwang A. durch die vollendete Thatsache geheim betriebener Rüstungen, die ihm allein die ganze Erwerbung zuwenden mußten, seinen königlichen Neffen Friedrich II. und seinen Bruder Johann, an dem Eroberungszuge sich zu betheiligen. Sorgfältig vorbereitet und berechnet ward der Krieg auf einer Zusammenkunft in Nortorf am 20. April 1559 endgültig beschlossen und von Hohenwestedt aus am 17. Mai kaum angesagt sofort begonnen. Es glückte, durch den von Johann Ranßau angerathenen Scheinangriff gegen die Hamme und gegen die Tielenbrücke Meldorf von Vertheidigern zu entblößen und den von drei Seiten angegriffenen Ort 3. Juni im Sturme zu nehmen. Damit war die Unterwerfung Süderdithmarschens gesichert. Eine täuschende Bewegung gegen Hemmingstedt erleichterte den Durchbruch auf dem langen und schwierigen Engwege der Tielenbrücke. So war die Hamme umgangen, der Weg nach Heide offen. Erst nach einem blutigen Kampfe nördlich vor der Stadt und einem letzten verzweifelten Ringen in der Stadt ward 13. Juni der Widerstand der Bauern gebrochen. Am 14. unterwarf sich das einst so stolze Gemeinwesen der fürstlichen Gewalt. Da der bisher besonders feindselig erbitterte Herzog A., schwer verwundet, mildere Gesinnungen aussprach, ward nicht blos die Unterwerfung angenommen, sondern auch von den ersten

Forderungen nachgelassen und durch eine Art von Vertrag die Gleichstellung der beiden eroberten Landschaften mit der Wolfter Marsch in Lasten und Abgaben gewährt. Am 20. Juni erfolgte die feierliche Abbitte und Huldigung des knieenden Volkes. Am 8. Juli ward die Theilung zwischen den drei Verbündeten vollzogen.

Kaum hatte A. diese Unternehmung klug und glücklich zu Ende gebracht, so wagte er es 1560 als Bewerber um die jungfräuliche Königin von England aufzutreten; ohne Erfolg, auch ohne daß er das Motto aus seinem Briefe vom 22. Dec. 1560, spero dum spiro, wahr gemacht hätte. 1564 ward er, nach wiederholten vergeblichen Anfragen anderswo, für Philipps des Großmüthigen Tochter Christina selbst dem schwedischen Könige vorgezogen. Obwol auch noch in spätern Jahren nach außen hin thätig, so 1567 als Bundesgenosse des Kurfürsten August gegen Grumbach und Johann Friedrich von Gotha, 1568 und 1572 gar unter Alba — oder, wie der Prediger Bockelmann in Husum ihm ungestraft predigen durfte: dem Teufel und seiner Großmutter — gegen die Niederlande, wandte er doch auch seinem Lande Eifer und Sorgfalt zu. 1567 gründete er unter Mitwirkung seines gelehrten Superintendenten Paul von Eitzen ein gymnasium academicum in Schleswig, 1570 machte er die drei Inseln von Eiderstedt landfest, 1572 gab er ihm ein von seinem Canzler Tratziger ausgearbeitetes Landrecht.

Lange Jahre zogen sich die Streitigkeiten über das Lehnsverhältniß Schleswigs zu Dänemark hin. Erst am 25. März 1579 gelangte man zu dem Vergleiche von Odensee. Das Herzogthum mit Fehmarn wird als ein altväterliches Lehn an alle Herzöge des oldenburgischen Stammes, soweit dieselben nicht bereits abgefunden sind, übertragen. Für beide Lehne wird ein Dienst von 40 Mann zu Roß und 80 zu Fuß geleistet, der Krieg aber nur mit Wissen und Rath der Lehnsträger unternommen. Danach fand am 31. Mai 1580 unter großen Feierlichkeiten die Belehnung sämmtlicher schleswigschen Fürsten statt. Da man aber die Frage wegen der Erbfolge vertagt hatte, so entstand nach dem Tode Johanns, 2. Oct. 1580, sofort zwischen dem Bruder des Erblassers und dem Neffen ein neuer Streit, der einem gewaltsamen Ausbruche nahe führte. Endlich hielt es A. gerathen, einzulenken, 13. Aug. 1581, und nahm mit einer Vergütung von 5000 Mark und der Gleichtheilung fürlieb. So begründeten sich die Besitzverhältnisse in Schleswig-Holstein, die lange gedauert haben: der gottorpsche Antheil an Schleswig umfaßte von den vier Streifen, in die das Herzogthum zerfiel, den südlichsten, Gottorp, Eiderstedt, Husum und den von Tondern, Lügumkloster, Apenrade, der holsteinische Norderdithmarschen, Kiel, Bordesholm, Neumünster, Fehmarn, Oldenburg, Cismar, Tremsbüttel, Trittau, Reinbeck. Mit dem befestigten Herzogthume Gottorp befestigte sich aber auch die Spannung gegen den königlichen Mitherzog, die zu so vielem Unheil geführt und erst mit dem Gottorper Herzogthum geendet hat. Sein Begründer, der rührige A., starb 1586 am 1. Oct. auf seinem nach dem Brande von 1565 neu erbauten Schlosse Gottorp.

v. Lindenhan, Adolf I., in: Neue Schleswig-Holstein-Lauenburgische Provinzialberichte (Altona) 1832. Jansen.

Adolf, Herzog zu Schleswig-Holstein-Gottorp, zweiter Sohn des regierenden Herzogs Johann Adolf, einer jener fürstlichen Abenteurer, an denen die Zeit des dreißigjährigen Krieges reich ist; geb. im September 1600, 1621 zum Sub-Coadjutor im Bisthum Lübeck gewählt, trat er bald darauf in kaiserliche Dienste und focht seit 1623 an der Spitze eines von ihm geworbenen Reiterregiments unter Tilly und Wallenstein gegen die protestantischen Stände und den König Christian IV. von Dänemark, weshalb ihm sein Bruder der Herzog Friedrich III. seine Apanage entzog; er dagegen suchte den königlichen Antheil

von Holstein, ja das Königreich Norwegen zu gewinnen, Pläne, denen der Lübecker Friede (1623) ein Ende machte. Vorher (1621) hat er auch eine Zeit lang in Polen gekämpft, dann wieder unter Tilly gegen Gustav Adolf in Deutschland. In der Schlacht bei Breitenfeld (17. Sept. 1631) ward sein Regiment fast ganz aufgerieben, der Herzog schwer verwundet. Er starb zwei Tage darnach (19. Sept.) zu Eilenburg; sein Leichnam wurde nach Schleswig gebracht und hier im Dom beigesetzt.

Handelmann in: Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg VIII. (Kiel 1866).

G. Waitz.

Adolf Friedrich: A. Fr. von Holstein-Gottorp verdankt seine geschichtliche Bedeutung der Erwerbung des schwedischen Thrones. Er war der zweite Sohn des als „Administrator" bekannten Christian August, des Stifters der jüngern gottorpischen Linie, eines Urenkels von Adolf, dem ersten Gottorper. Geb. am 14. Mai 1710 ward er nach dem frühen Tode seines älteren Bruders Karl in dessen kaum eingenommenen Platz am 16. Sept. 1727 einstimmig zum Bischof von Lübeck erwählt, der fünfte von dem zufolge des Vertrags von 1647 in diese Würde zu wählenden Gottorper Prinzen. Am 18. Oct. desselben Jahres, also noch vor dem canonischen Alter, ward ihm das Stift extradirt. In der Auseinandersetzung vom 27. Sept. 1727 mit der Mutter Albertine Friederike und seinem Vetter Karl Friedrich fielen ihm die Güter Stendorf, Münch-Neverstorff und Lenzahn zu. Die Regierung eines geistlichen Stifts behelligte ihren Inhaber mit großen Staatsactionen nicht. Er fand jedenfalls Zeit, die Statuten einer Schützengilde, in die nur Stand oder höhere Aemter Eintritt gewährten, mit viel Sorgfalt zu verfassen. 1739 am 18. Juni starb sein Vetter Karl Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, auf dem Gute Rolfshagen bei Oldesloe. A. Fr. eilte von dem nahen Blumendorf, wo er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, herbei, überzeugte sich von dem Tode seines Neffen, nahm die anwesenden Beamten in Eid und Pflicht und fuhr nach Kiel, wo er gleichfalls die „Garde" und das „Bataillon", am 19. auch das „Conseil" dem jungen Herzog Karl Peter Ulrich und sich als Vormund desselben schwören ließ. Sein Bruder Friedrich August, den das Testament als solchen bezeichnete, trat zurück. Am 21. Juni ward der Regierungswechsel von den Kanzeln verkündet. Der neue Administrator, ernstlich bedacht, das Land von seinen „Klagen und Lasten" zu befreien, den „Staat nach seinen Revenuen zu formiren", vereinfachte die Verwaltungs-Collegien, zog mehrere Stellen ein, schaffte die von Karl Friedrich bei seinem Regierungsantritte nach Petersburger Erinnerungen errichtete „Garde" von 100 Mann, die dem Lande jährlich 20,000 Thlr. kostete, das Artillerie-Corps, die Wagenknechte ꝛc. ab und that der Willkür der Oberbeamten Einhalt, welche Jahrzehnte schwer auf dem Lande gelastet hatte. 1743 am 31. Juli ward A. Fr., dessen Mutter eine Enkelin von Christina Magdalena, der Enkelin Karls X. von Schweden, gewesen war, einer Bestimmung des Friedens von Abo zufolge, die er der Kaiserin Elisabeth, der Schwägerin Karl Friedrichs und einstigen Verlobten seines Bruders Karl, entdeckte, zum Thronfolger in Schweden erwählt. Bevor er dahin abging, ließ er, die Regierung des Stifts sich vorbehaltend, am 30. Aug. 1743 die Wahl eines Coadjutors vornehmen, die einstimmig auf seinen Bruder Friedrich August fiel. Am 25. Oct. hielt er seinen Einzug in Stockholm. 1744 vermählte er sich mit der Schwester Friedrichs des Großen, Luise Ulrike, nach vorher eingeholter Dispensation des Domcapitels. 1745 ward sein Mündel volljährig. 1749 Juli 27/Aug. 7 willigte er in die zu Kopenhagen vereinbarten Präliminarien mit dem dänischen Königshause, die zu dem Definitiv-Tractat vom

25. April 1750 führten. In demselben verzichtet der schwedische Thronfolger für sich, seine Erben und männlichen Descendenten zu Gunsten Ihrer Königl. Majestät von Dänemark und deren Erben und männlichen Descendenten auf den gottorp'schen Antheil an Schleswig. Dafür verspricht der dänische König ihm oder seinen Descendenten 200,000 Thlr., wenn nicht etwa dieser und seine Descendenten sterben sollten, bevor die Succession in den holsteinischen Landen an sie eröffnet wäre. Wird diese Succession eröffnet, so tritt der Thronfolger für sich, seine Erben und männlichen Descendenten den fürstlichen Antheil an Holstein gegen das Aequivalent der beiden Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ab. Den Brüdern des Thronfolgers wird der Beitritt offen gehalten. So war Dänemark wenigstens von einer Seite her in seiner gottorp'schen Eroberung gesichert.

Kaum hatte A. Fr. 29. Oct. 1750 den Bischofsstab abgegeben, so starb König Friedrich I. und A. Fr. trat die Regierung an (1751). Dem mächtigen und anmaßenden Adel gegenüber, dessen Parteien unter fremdem Einfluß standen, vermochte A. Fr. keinen selbständigen Regierungswillen geltend zu machen. Die Theilnahme am siebenjährigen Kriege gegen Preußen brachte Schande und Schulden. Die gegen den Reichsrath durchgesetzte Berufung der Stände (1769) erwies sich wirkungslos. Am 12. Febr. 1771 hinterließ A. Fr. die machtlose Krone seinem entschlosseneren Sohne Gustav III. Jansen.

Adolf I., Erzbischof von Köln, Graf von Altena, abgesetzt 1205, † 15. April 1220, Sohn des 1180 gestorbenen Grafen Eberhard von Altena, mit welchem dieses Geschlecht sich von dem mächtigen Hause der Grafen von Berg abzweigte. Ihr Einfluß auf das kölnische Erzbisthum war ein so bedeutender, daß sie es fast wie ein Gut ihres Hauses ansahen und innerhalb eines Jahrhunderts, von 1131 bis 1225, fünfmal aus ihrer Mitte besetzen konnten. Auf Bruno II., 1131—37, folgte sein Neffe Friedrich II. 1156—58, diesem 1191 sein Bruder Bruno III. und als dieser, gezwungen, sich dem Kaiser Heinrich VI. zu fügen, gleich darauf 1193 abdankte, wurde sein Neffe der Dompropst A. zum Erzbischofe gewählt und am 27. März 1194 geweiht. Er wurde wie Bruno das Haupt der fürstlichen Opposition gegen die Staufer im Nordwesten des Reiches. Dem Plane Heinrichs, das Erbkaiserthum zu begründen, setzte er sich durchaus entgegen, und als Heinrich sich mit der einfachen Wahl seines Sohnes Friedrich II. begnügte, verweigerte A. die Anerkennung der Wahl so lange als möglich, bis er zuletzt allein stand, und um größeren Gefahren auszuweichen, doch auch dem Gewählten schwören mußte. Der letzte Fürst, welcher Friedrich II. den Eid geleistet, ist A. I. gewesen, welcher ihn brach, als Kaiser Heinrichs Tod am 28. Sept. 1197 es zu ermöglichen schien, dem staufischen Hause die Krone zu entreißen. Daß A. den Versuch machte und zwar im Gegensatze zur Mehrheit des Reiches, welche an den Staufern festhielt, darin hat er sich schwer an Deutschland versündigt, denn ein zehnjähriger Bürgerkrieg war die Folge dieses Versuchs; noch schwerer aber dadurch, daß er die Krone zum Gegenstande des Feilschens und Marktens machte und die Einmischung des Auslandes veranlaßte. Er hatte schon längst die innigsten Beziehungen zu König Richard von England angeknüpft und, wie wol alle niederlothringischen Großen der Zeit, Renten aus dem königlichen Schatze bezogen; auf England wurde er überdies durch die Handelsinteressen der Bürgerschaft Kölns hingewiesen, welches damals die größte, reichste und mächtigste Stadt im Norden der Alpen war. So wurde durch englisches Gold und englischen Einfluß, zu dessen Werkzeug A. sich hergab, als die Herzöge Bernhard von Sachsen und Berthold V. von Zähringen die ausgebotene Krone abgelehnt hatten, der Neffe Richards, Graf Otto von Poitou, Heinrichs des Löwen dritter Sohn, am 9. Juni 1198 in Köln zum Könige

gewählt und von A. selbst am 12. Juli in Aachen gekrönt. Als aber Otto's Anhang gegen die staufische Partei, welche schon im März den Oheim Friedrichs, Philipp von Schwaben, statt des unmündigen Neffen zum Königthume berufen hatte, durchaus nicht aufkommen konnte; als Otto das Erzstift vor den verheerenden Einfällen Philipps nicht zu schützen vermochte und als Otto's Geldmittel versiegten, weil seit dem Tode König Richards der Zufluß des englischen Geldes stockte, da soll A. sogleich schwankend geworden sein. Indessen die Autorität des Papstes Innocenz III., welcher A. im J. 1200 seine Geneigtheit für Otto kundgab und ihn 1201 förmlich anerkannte, dann der ausgesprochene Wille der um ihren Handel besorgten kölnischen Bürgerschaft und endlich der Umstand, daß durch die Einwirkung des Papstes die Partei Philipps sich bedenklich zersetzte, hielten den Erzbischof noch bis 1204 auf der Seite des welfischen Königs fest. Aber in diesem Jahre war Philipp entschieden in der Oberhand, alle bedeutenderen Fürsten fielen von den Welfen ab, sogar dessen eigener Bruder, und so vollzog auch A. im Nov. 1204 seinen Uebertritt zu Philipp, so lange er es mit Vortheil thun konnte, und zwar an der Spitze seines ganzen Familienanhangs. Wie früher den Welfen, so hat er nun am 6. Jan. 1205 den Staufer in Aachen gekrönt.

Das erregte den höchsten Zorn des Papstes, der sich mit Fug und Recht darüber beklagte, daß gerade der Urheber der Wahl Otto's, auf dessen Anregung er selbst sich zur entschiedensten Parteinahme für Otto entschlossen habe, ihn nun im Stiche lasse. Als Innocenz sah, daß seine an A. gerichteten Mahnungen vergeblich blieben, befahl er am 13. März 1205 denselben zu bannen und bei weiterem Ungehorsam abzusetzen. Das geschah am 19. Juni. Die Folge war ein Schisma im Erzbisthum. Denn während A. mit Hülfe einer Partei im Capitel und gestützt auf die Macht seines Geschlechtes und mit dem Rückhalte an König Philipp sich gewaltsam zu behaupten suchte und in der That das Stiftsgebiet beherrschte, wählte die Gegenpartei mit Zustimmung der fanatisch aufgeregten kölnischen Bürgerschaft am 25. Juli den bisherigen Propst von Bonn, Bruno, zum Erzbischofe, einen Grafen von Sayn, welchen Innocenz bestätigte. Bruno gerieth jedoch im August 1206 in der Schlacht bei Wassenberg in die Gefangenschaft König Philipps, Köln mußte capituliren und Innocenz selbst eine Verständigung mit Philipp suchen. Er blieb aber rücksichtlich Adolfs durchaus fest und wollte um keinen Preis in seine Herstellung willigen, welche Philipp befürwortete; man einigte sich daher im Frühlinge 1208 vorläufig nur über ein Provisorium. Inzwischen ward Philipp am 21. Juni 1208 ermordet und mit seinem Tode war Adolfs Sache unrettbar verloren. Im Reiche unterwarf sich Alles dem Welfen, im Kölnischen dem Erzbischofe Bruno. A. mußte sich mit einer Leibrente und gewissen kirchlichen Vorrechten zufrieden geben.

Doch noch einmal schienen glänzende Aussichten sich ihm zu eröffnen, als Otto IV. nach seiner Kaiserkrönung mit dem Papste völlig zerfiel. War Adolfs Verbrechen gewesen, daß er Otto 1204 im Stiche gelassen, so verdarb der Nachfolger des schon 2. Nov. 1298 gestorbenen Erzbischofs Bruno, Dietrich von Hengebach, es dadurch, daß er Otto auch nach seiner Excommunication (Nov. 1210) treu blieb gegen den vom Papste jetzt empfohlenen und von einer Anzahl Fürsten im J. 1211 erwählten Staufer Friedrich II. Dietrich wurde deshalb von dem Legaten Erzbischof Siegfried von Mainz abgesetzt, A. von diesem wieder als Erzbischof anerkannt. Als Innocenz diese letzte Verfügung verwarf und eine Neuwahl anordnete, wußte das bergische Haus, welches sich seit 1215 Friedrich unterworfen hatte, die Wahl am 29. Febr. 1216 doch wenigstens auf ein anderes Mitglied der Familie zu lenken, auf Adolfs Neffen, den Dompropst Engelbert,

der übrigens jenem bei dem früheren Zerwürfnisse mit dem Papste unbedingt zur Seite gestanden hatte. Vier Jahre darnach ist A. zu Neuß gestorben, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Sein Einfluß auf Deutschland ist ein entscheidender, aber unheilvoller gewesen. Winkelmann.

Adolf I., Erzbischof von Mainz, Graf von Nassau, geb. um 1353, † 6. Febr. 1390, Urenkel König Adolfs von Nassau, Sohn des Grafen Adolf II. von Nassau-Wiesbaden-Idstein und der Margaretha, einer Tochter des Burggrafen Friedrich IV. von Nürnberg. Als am 12. Febr. 1371 Adolfs II. Bruder, Erzbischof Gerlach von Mainz, starb, theilte sich die Wahl des Capitels zwischen seinem damals 18jährigen Neffen A. und dem Trierer Erzbischof Kuno von Falkenstein; doch ward, nachdem letzterer abgelehnt hatte, auf den Wunsch des Kaisers Graf Johann von Luxemburg, damals Bischof von Straßburg, von Papst Gregor XI. zum Erzbischof erhoben und auch im Stift, dessen Privilegien er zu Nürnberg am 6. Juli 1371 bestätigte, anerkannt. Aber schon am 4. April 1373 starb er, und zwar, wie es hieß, an Gift. Der überwiegende Einfluß, den das Nassauer Haus bei dem stiftischen Adel besaß, bewog das Capitel, jetzt auf A. zurückzukommen. Dieser war inzwischen noch im J. 1371 zum Bischof von Speier gewählt worden. Da er sich weigerte, der Stadt Speier, wie es seit 1303 vertragsmäßig zu geschehen hatte, ihre Privilegien vor seinem Einzug in vollem Umfang zu bestätigen, kam es zur Fehde, die aber schon am 11. Nov. 1371 beigelegt ward. A. ist dann bis 1379 als Bischof und hernach bis zum 24. März 1389, wo er zu Gunsten des inzwischen gewählten Nicolaus von Wiesbaden verzichtete, als Verweser im Besitz des Bisthums Speier geblieben, für dessen Verwaltung er, wenn er sich auch persönlich wenig damit befaßte, wohl gesorgt zu haben scheint. Ihn selbst nahmen bald die wichtigeren Mainzer Angelegenheiten ganz in Anspruch. Zwar seine dortige Wahl hatte der Kaiser auch diesmal hintertrieben, wol in der Besorgniß, daß die Nassauer vermöge der fortgesetzten Verbindung mit dem Erzstift eine zu mächtige Stellung am Mittelrhein gewinnen möchten. Gegen A. ward hiebei das Gerücht benutzt, als habe er die Vergiftung Erzbischof Johanns angestiftet. Statt seiner erhielt also Landgraf Ludwig von Thüringen, Bischof von Würzburg, im Frühjahr 1374 das Mainzer Pallium. Alsbald erschien aber A. mit starker Macht, besetzte die meisten festen Orte des Erzstiftes und ließ sich überall huldigen. Vergebens erhoben sich die Landgrafen von Thüringen und Hessen für seinen Gegner; dann aber, im Sommer 1375, erschienen auch der Kaiser und König Wenzel von Böhmen gegen ihn im Feld. Von Gebesee an der Unstrut, wo man sich gegenüberlag, warf sich A. in das ihm verbündete Erfurt, dessen monatelange muthige Gegenwehr den Kaiser zum Abzug und zur Vermittelung eines Stillstandes bewog, vermöge dessen jeder der beiden Gegner im einstweiligen Besitz dessen, was er inne hatte, belassen ward. Damit war Ludwigs Sache im Grunde aufgegeben, denn fast das ganze stiftische Gebiet mit Ausnahme des einzigen Salza war bereits in Adolfs Händen. Dem Kaiser konnte für das nächste Ziel seiner Politik, für Wenzels Wahl zum deutschen König, allenfalls auch der bloße erzbischöfliche Name Landgraf Ludwigs den erforderlichen Dienst leisten. Daß dieser 1376 zur Königswahl nach Rense und Frankfurt unangefochten ziehen dürfe, erkaufte Wenzel von A. mit der urkundlichen Zusicherung, daß das mainzische Gebiet dabei in keiner Weise beunruhigt werden solle.

A. benutzte, nachdem ein unbedeutender Krieg gegen die Stadt Speier am 18. Febr. 1377 beigelegt war, die folgenden Jahre, um sich im Stifte festzusetzen und seinen Einfluß in dessen Grenzlanden durch Bündnisse auszubreiten. Als sodann nach Gregors IX. Tod das Schisma ausbrach und nun Urban VI. 1379 den Ludwig als Erzbischof anerkannte, wandte sich A., den, wo es einen

Gewinn galt, weder politische noch kirchliche Bedenklichkeiten sonderlich störten, an den französischen Gegenpapst Clemens VII., der ihm natürlich für diese seine Anerkennung bereitwillig das Pallium sandte. Am 29. Oct. zu Eltville damit bekleidet, nannte er sich hinfort, die bis dahin geführten Titulaturen umkehrend, Erzbischof von Mainz und Vormünder von Speier. Jetzt fand auch Wenzel, der inzwischen den deutschen Thron bestiegen hatte, es vortheilhafter, sich mit ihm auszusöhnen. Am 4. Febr. 1381 ward auf dem Nürnberger Reichstag in einer Reihe von Urkunden der Ausgleich vollzogen. Erst vermittelte der König eine Fehde zwischen A. und dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, welche im vorigen Jahre die beiderseitigen Lande verwüstet hatte, und übrigens weniger ihrem inneren Grunde nach als in ihren kleinen äußerlichen Anlässen bekannt ist. Demnächst trat A. in das zu Urbans VI. Anerkennung gebildete Fürstenbündniß ein; dafür sagte ihm der König die Auswirkung des Palliums und die Belehnung zu. Am 18. April konnte er demnach, von beiden Päpsten wie vom König anerkannt, seinen feierlichen Einzug in Mainz halten. Sein Gegner Ludwig, mit dem Erzbisthum Magdeburg abgefunden, fand bereits am 17. Febr. 1382 zu Kalbe bei einem Tanz von der Treppe stürzend den Tod.

Fortan sehen wir A. in rastloser Thätigkeit an der Reichspolitik theilnehmen. Ueberall erscheint er an der Spitze der Fürstenpartei, welche zunächst in Verbindung mit dem König ihre Thätigkeit gegen die Städtebündnisse richtet und dann den von daher drohenden Gefahren in den Stallungen von Heidelberg (1384) und Mergentheim (1387) durch Bündnisse mit den Städten vergeblich die Spitze abzubrechen suchte. Daneben aber gehen bereits seit 1384 geheime Beredungen unter den Fürsten, welche auf Wenzels Absetzung zielen und auch hierin zeigt sich A., trotz seiner sonst unausgesetzt engen Beziehungen zum König, besonders geschäftig. Außerdem fand er aber auch für den näheren Vortheil zu sorgen Zeit. Alte noch aus Erzbischof Gerlachs Zeit stammende Streitpunkte und neuere kirchliche Klagen aus der Zeit des Mainzer Schisma's boten den Anlaß zum Krieg wider Hessen, bei dem es der Erzbischof theils auf Sicherung seines maßgebenden Einflusses in diesen vom stiftischen Gebiete durchzogenen Landen, theils auf Eroberungen abgesehen haben mochte. Mit Landgraf Balthasar von Thüringen, seinem früheren Widersacher, und mit Otto dem Quaden von Braunschweig verbündet, brach er im Juni 1385 auf Kassel herein. Zwar die Hauptstadt hielt sich, aber Immenhausen und andere Orte fielen rasch, so daß Landgraf Hermann sich schon am 22. Juli zu einem in Immenhausen abgeschlossenen Anstand genöthigt sah, in welchem er dem Erzbischofe diesen Ort nebst Wolfenhagen und Grebenstein für 20,000 Gulden versetzte. Als zu Weihnachten die Zahlungsfrist verfallen, zog A. die drei verpfändeten Städte ein. Der Krieg kam aber schon im J. 1387 zu neuem Ausbruch, indem die verbündeten Fürsten dem Landgrafen vorwarfen, er habe die auf Grundlage des Immenhauser Friedens erfolgten Schiedssprüche nicht vollzogen. Auch diesmal richteten die Verbündeten ihren Angriff zuerst vergeblich gegen das von seinen Bürgern tapfer vertheidigte Kassel. Landgraf Balthasar trennte sich dann von ihnen; A. und Otto dagegen setzten den Krieg noch eine geraume Weile fort, bis ihnen der Mergentheimer Landfriede vom 5. Nov. 1387 und päpstliche Friedensgebote, mehr aber wol noch die Rücksicht auf den eben jetzt ausbrechenden gefährlichen Krieg in Süddeutschland Einhalt thaten. Es war während dieser Kämpfe, daß von dem Erzbischof in Hessen das bezeichnende Wort aufkam: „Erzbischof Adolf beißt um sich wie ein Wolf."

Dunkle Kunden von jenen fürstlichen Plänen gegen ihn hatten mittlerweile den König auf die Seite der Städte gedrängt, die ihm auf dem Nürnberger

Tage von 1387 als Preis für seine Gewährungen ausdrücklich ihren Beistand wider jeden, der ihn vom Reich verdrängen wolle, verhießen. Wenn dann Mainz, Speier und Worms ihren nachträglichen Beitritt zu diesen Abmachungen ablehnten, so scheint auch hierin wieder Adolfs Hand zu erkennen. Denn am 28. und 30. Oct. 1388 schloß er, der alte Städtefeind, mit eben diesen Städten geheime Bündnisse, deren Ziel wieder die Absetzung des Königs bildet. Noch dazu hatte er sich von diesem, der also von seinem Doppelspiel nichts geahnt haben kann, vorher am 4. Oct. die ausdrückliche Erlaubniß zu einem Bündniß mit jenen Städten ertheilen lassen. Im folgenden Jahre sehen wir ihn dann eifrig dahin wirken, die durch den neuen Ausbruch des großen Städtekriegs in Schwaben, Baiern und am Rhein inzwischen entstandenen Feindseligkeiten, nachdem die Tage von Döffingen und Worms die Niederlage der Städte besiegelt hatten, wieder zu beschwichtigen, um Raum für seine weiteren Pläne im Reich zu gewinnen. Da zerschnitt aber sein frühzeitiger Tod diese emsig gesponnenen Fäden. Gegen Ende des Jahres 1389 war er in seiner besonders getreuen Stadt Erfurt, um daselbst die Stiftung der Universität zu vollziehen. Noch am 24. Jan. 1390 fertigte er dort eine Urkunde aus. Gleich darauf erlag er zu Heiligenstadt einer schmerzhaften Krankheit. Die Schriftsteller der Zeit rühmen seine Klugheit und Tapferkeit, wie die Umsicht seiner Verwaltung. Ein beißendes Spottgedicht auf die Fürsten, um 1385 gedichtet, zählt ihn dagegen unter die obersten Schalksnarren des Reichs; hin und her mit wahrer Taschenspielerkunst, wisse er stets da zu stehen, wo das Glück am besten sei. v. Liliencron.

Adolf II., Erzbischof von Mainz, Graf von Nassau, Sohn des Grafen Adolf II. von der Walramischen Linie des Hauses Nassau, Großneffe des vorhergehenden. Er trat als jüngerer Sohn in den geistlichen Stand, ward Domherr zu Mainz, als solcher Provisor zu Erfurt und oberster Amtmann auf dem Rusteberg im Eichsfeld. Als der Papst den Erzbischof Diether von Isenburg am 21. Aug. 1461 seiner Würde entsetzte, ward A. an seine Stelle ernannt, nachdem schon vorher Kaiser Friedrich dazu seine Genehmigung ertheilt hatte. Diether beschloß, sich im Erzstift zu behaupten und verbündete sich seinerseits mit dem Pfalzgrafen Friedrich und dem Grafen Philipp von Katzenelnbogen. A. aber schloß ein Bündniß mit Pfalzgraf Ludwig von Veldenz, Markgraf Karl von Baden und Graf Ulrich von Würtemberg. Die Stadt Mainz entschied sich für Diether, nachdem sie lange mit beiden Parteien unterhandelt hatte. Das Erzstift war theils in Adolfs, theils in Diethers Gewalt und der Kampf zog sich hin und her, bald zu des Einen, bald zu des Andern Gunsten. Im October 1462 wurde zwar A. Herr der Stadt Mainz; damit war indessen der Krieg nicht zu Ende. Die Bemühungen des Papstes und des Kaisers blieben lange erfolglos, bis am 12. Oct. 1463 zu Zeilsheim, zum Theil durch angewandte List, ein Vergleich zu Stande kam, demzufolge Diether seinem Nachfolger das Kurschwert überlieferte. A. bemühte sich, in Zeiten der Ruhe die dem Erzstift geschlagenen Wunden zu heilen, Handel und Wandel, auch Zucht und Sitte unter den Clerikern zu heben. Er starb am 6. Sept. 1475 zu Eltville, wo er seine Residenz genommen hatte, nachdem er den verdrängten Diether zum Nachfolger empfohlen hatte. Walther.

Adolf Friedrich I., Herzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 15. Dec. 1588, Sohn des Herzogs Johann VII. und der Sophie, Herzog Adolfs von Holstein Tochter, regierte seit 16. April 1608 gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johann Albrecht II. in Mecklenburg-Schwerin, seit 22. Juli 1610 auch in Güstrow. Landestheilung 1621: ersterer erhielt Mecklenburg-Schwerin. Beide traten 1623 dem Defensiv-Bündniß der niedersächsischen Kreisstände bei,

suchten sich im Kriege neutral zu verhalten, unterstützten aber heimlich die dänischen Truppen des Königs Christian, wurden deshalb von den Kaiserlichen unter Tilly nach dem Siege bei Lutter als Feinde behandelt. 19. Jan. 1628 stellte der Kaiser auf dem Schlosse Brandis in Böhmen eine Urkunde aus, durch welche er die Herzoge ihres Landes entsetzte und Wallenstein zunächst unterpfändlich, am 16. Juni 1629 erblich mit demselben belehnte. Im Mai 1628 verließen sie, von jenem gedrängt, das Land, in welches sie nach seinem Sturze im Mai 1631 mit Hülfe der schwedischen Truppen zurückkehrten. Sie mußten den Schweden hierfür vorläufig Wismar mit der Insel Poel und dem Amte Neukloster und Warnemünde abtreten, welche Landestheile, außer Warnemünde, dieselben definitiv durch den westphälischen Frieden 1648 erhielten, wogegen Herzog A. Fr. in den Besitz der Bisthümer Schwerin und Ratzeburg, als nun weltlicher Fürstenthümer, und der Johanniter-Comthurei Mirow gelangte. Er starb am 27. Febr. 1658.

Tagebuch des Herzogs Adolf Friedrich 1611—47 (Mscrpt. im großh. Archiv zu Schwerin) im Auszuge gedr. in v. Lützow, Meckl. Gesch. III. S. 148 und Meckl. Jahrb. XII. S. 59. Fromm.

Adolf Friedrich II., Herzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. 19. Oct. 1658, jüngster Sohn des Herzogs Adolf Friedrich I. und der Marie Katharine, des Herzogs von Braunschweig-Danneberg Tochter. Er beanspruchte nach dem Tode seines Schwiegervaters, Herzogs Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow († 26. Oct. 1695), die Nachfolge in diesem Herzogthum, verglich sich aber am 8. März 1701 zu Hamburg mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin dahin, daß das Herzogthum Güstrow diesem zufallen und er selbst das Fürstenthum Ratzeburg, die Herrschaft Stargard mit den Comthureien Mirow und Nemerow und einen Antheil am Boytzenburger Elbzoll (jährlich 9000 Thlr.) erblich und als selbständiges Herzogthum erhalten solle. Hiedurch ist das Herzogthum (jetzt Großherzogthum) Mecklenburg-Strelitz gebildet. Er starb am 12. Mai 1708. Fromm.

Adolf, Fürst von Anhalt (Zerbster Linie), Bischof von Merseburg, einer der Gegner Luther's bei seinem ersten Auftreten, geb. 16. Oct. 1458, † 24. März 1526 zu Merseburg. Ein Sohn Adolfs I., bezog er 1471 die Universität Leipzig. Obwol er sich zum Eintritt in den geistlichen Stand entschloß, behielt er doch noch während längerer Zeit Antheil an der Regierung seiner Stammlande, auf die er erst 1508 förmlich verzichtete. 1488 ward er Dompropst zu Magdeburg, erhielt 1490 die Priesterweihe, ward 1507 von Bischof Thilo von Merseburg zum Coadjutor angenommen und folgte diesem 1514 als Bischof. Seine Verwaltung des Stiftes war umsichtig und gedeihlich. Daneben predigte und lehrte er. Obwol in der Rechtfertigungslehre mit Luther einverstanden, war er doch allen Eingriffen in die bestehende Kirchenordnung in seinem friedlichen Sinne abhold. Luther's Bücher ließ er 1520 verbrennen und verbot 1522 das Lesen seiner Bibelübersetzung. 1523 (nicht 1524) bewog er Herzog Georg zur Ausweisung des Magister Fröschel aus Leipzig. v. Liliencron.

Adolf Wilhelm, Herzog von Sachsen-Eisenach, war der Sohn Herzog Wilhelms IV. von Sachsen-Weimar und der Frau Eleonore Sophia, geborenen Fürstin zu Anhalt. A. W. war geb. 15. Mai 1632. Schon in seinem neunzehnten Lebensjahre bereiste er fremde Länder, namentlich Frankreich, dann nahm er im J. 1656 bei dem Könige Karl Gustav von Schweden, der damals gegen Polen Krieg führte, Kriegsdienste als Oberst, und zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit aus. Er gerieth aber in einem Treffen zu Fühnen in kaiserliche Gefangenschaft, aus welcher er durch Auswechselung gegen einen kaiser-

lichen Oberst befreit wurde. Als er im J. 1661 wieder nach Schweden gereist war, verlieh ihm der König Karl Gustav die Stelle eines Generalmajors der Infanterie mit einem Gehalte von 2000 Thalern. Nach dem Tode seines Vaters (1662) theilte A. W. mit seinen drei Brüdern Johann Ernst, Johann Georg und Bernhard die väterlichen Länder, bei welcher Gelegenheit er Schloß, Amt und Stadt Eisenach, Amt Gerstungen und Haus Breitenbach, Amt Lichtenberg und die Stadt Ostheim erhielt, während die Wilhelmsburg, der große welsche Garten, die Residenz Weimar, das Haus Wartburg, die Zillbach nebst dem dazu gehörigen Holze, die Land- und Trankſteuer, die Saal-, Ilmen- und Werraflöße und Anderes allen vier Brüdern gemeinschaftlich verblieben. Die Stadt Eisenach wurde seine Residenz, Zacharias Prüschenk von Lindenhofen sein Geheimrath, Landesdirector und Oberaufseher zu Eisenach. Im J. 1663 vermählte sich A. W. mit der Prinzessin Maria Elisabeth, einer Tochter Herzog Augusts von Braunschweig. Er zeugte mit ihr fünf Söhne, von denen vier ihre Geburt nicht lange überlebten und der letzte, erst nach seinem Tode geboren, ihnen bereits im dritten Jahre seines Alters nachstarb. Adolf Wilhelms Landestheil fiel seinen drei Brüdern zu. Er starb 21. Nov. 1668 zu Eisenach. Seine Wittwe heirathete im J. 1676 den Herzog Albrecht von Sachsen-Coburg und starb erst 1687. Beck.

Adolph: Joh. Traugott A., Arzt, den 4. Dec. 1728 in Hirschberg geboren, wurde, nachdem er 1758 in Halle zum Doctor der Arzneiwissenschaft promovirt worden war, 1760 als Prof. ord. der Anatomie und Chirurgie nach Helmstädt, 1768 in gleicher Eigenschaft nach Altdorf berufen, wo er am 11. April 1771 starb. Seine litterarischen Leistungen (cf. Haller, Bibl. anat. II. 560. Bibl. chir. II. 468) beschränken sich auf einige wenig bedeutende akademische Gelegenheitsschriften theils anatomisch-physiologischer, theils chirurgischer Natur. — (Oratio funebris in obitum Adolphi. Alt. 1771. Fol.)

A. Hirsch.

Adolphi: Christian Mich. A., Arzt, geb. 14. Aug. 1676 in Hirschberg, ging, nachdem er in Leipzig und Halle seine medicinischen Studien begonnen, 1702 nach Utrecht, wo er den Doctorgrad erlangte, habilitirte sich sodann in Leipzig als praktischer Arzt, wurde 1706 Mitglied des Frauen-Collegiums, trat 1722 als Mitglied in die medicinische Facultät ein und erlag 13. Oct. 1753 einem längeren Siechthum. — A. hat den Ruf nicht nur eines großen Arztes, sondern auch eines wahren Menschenfreundes hinterlassen; von seiner litterarischen Thätigkeit (vergl. das Verzeichniß derselben in Comment. Lips. III. p. 170) besitzen wir, außer zahlreichen Beiträgen zu den Ephemeriden der Leopold. Akademie, nur 28 kleinere akademische, vorzugsweise die medicinische Geographie, Balneologie und Hygiene behandelnde Schriften, welche, nach den Materien geordnet, in acht Fascikeln gesammelt (Lips. 1725—1747. 4) erschienen sind. — — A. war einer der ersten deutschen Aerzte, welche der medicinischen Topographie Aufmerksamkeit geschenkt haben. A. Hirsch.

Adorian: Karl v. A., österreichischer Generalmajor, geb. 1744 zu Adony in Ungarn, gefallen bei Genola 4. Nov. 1799. Er diente mit Auszeichnung in dem Türkenkriege von 1788—90 und in den italienischen Feldzügen gegen die französische Republik. Für seine Verdienste um den glücklichen Ausfall des Treffens von Savigliano, 17. Sept. 1799, ward er zum Generalmajor ernannt. In der Schlacht vom 4. Nov. entschied er mit seiner Brigade durch die Erstürmung Genola's den Sieg, wobei ihn die tödtliche Kugel traf.

Hirtenfeld u. Meynert, Oesterr. Mil. Conversationslex. v. Janko.

Adorne: Anselm A., Adornes oder Adorno, Freiherr von Corthuy, Diplomat, Palästinafahrer, geb. 8. Dec. 1424, ermordet in Schottland von

Alexander Gordon, Graf von Huntley, am 23. Jan. 1483. Er stammt aus einer alten flämischen Familie. Peter und Jacob A. verdankt Brügge die Erbauung der sogenannten Jerusalemkirche nach dem sehr schlecht copirten Muster der Grabkirche in Jerusalem. Ueber den Bildungsgang Anselms ist nur Weniges bekannt. Er verlegte sich auf die Sprachen, auf die lateinische Litteratur, und übte sich in den ritterlichen Turnieren. Man sucht umsonst nach weiteren Nachrichten über sein Leben, bis man vernimmt, daß Karl der Kühne, Herzog von Burgund, ihm auftrug, das Morgenland zu besuchen. Der eroberungssüchtige Fürst hatte nämlich, auf Anstiftung des Papstes Paul II., nichts Geringeres vor, als dieses Land der „Heiden" zu erobern; bereits Philipp der Gütige hat sich seit 1461 mit diesem Plan getragen. So reiste denn A. 1470 über Rom nach Tunis, Aegypten, auf den Berg Sinai und nach Jerusalem. Etwas dunkelhaft ist die Angabe, daß er, von Karl gesandt, dem immer ein Kreuzzug vor Augen schwebte, 1473 den König von Persien, Ussum Kassan gegen den Sultan von Aegypten kriegerisch stimmen sollte; es blieb ohne Erfolg. Ebenso wenig ist es aufgeklärt, daß er schon auf der ersten Reise als Ritter des Königs der Schotten beim Könige von Tunis sich vorstellte; denn die Verbindungen mit jenem Hofe datiren doch erst vom J. 1471, in welchem er Maria Stuart, Schwester Jacobs III., mit ihrem Gemahl Boyd nach Schottland begleitete. In der Vaterstadt Brügge, wo A. zum Bürgermeister gewählt ward, neigte sein Glückstern sich zum Untergange; angeklagt als Verschwender öffentlicher Gelder und als Günstling des Herzogs Karl von Burgund, wurde er seiner Aemter entsetzt. Er trat dann unter König Jacob III. in den Staatsdienst, der für ihn ein so trauriges Ende nahm. Von der ersten Reise ist ein Bericht, welcher jedoch den Erwartungen nicht entspricht, aber auch vom Herausgeber, E. de la Coste, durch zu freie Bearbeitung verunstaltet wurde, 1855 in Brüssel französisch erschienen. Eine lateinische Handschrift, wahrscheinlich von mehr Werth, findet sich in der Staatsbibliothek zu Paris: Anselmi Adurni, equitis hierosolymitani, ordinis scotici, Jacobi III., Scotorum regis, et Caroli Burgundici consiliarii, baronis in Corthuy et Eilekins, domini in Ronsele et Ghend-Brugge, Itinerarium Hierosolymitanum et Sinaïticum, 1470.

Jules de St. Genois, Les Voyageurs belges, I. 30 sqq. T. Tobler.

Adriaens: Gerardus A., häufiger Gerardus Drunaeus genannt, geb. in Drunen bei Waalwijk, † 23. Jan. 1601 in Rethy in Brabant (bei Turnhout), wo er als Pfarrer angestellt war. Vorher war er Canonicus des Prämonstratenserordens in Tongerloo. Von seinen zahlreichen lateinischen Schriften (Sinustabellen, Tafeln der Rectascensionen, Parallaxentafeln, Tafel für die beweglichen Festtage von 1582 bis 1601, über das Astrolabium, ein Kalendarium histor. et poetic. 2c.), welche im Kloster in Tongerloo aufbewahrt wurden, scheint keine gedruckt worden zu sein, doch werden sie von den Angehörigen des Ordens sehr gerühmt. Auch als Verfertiger mathematischer und astronomischer Instrumente soll A. sich sehr ausgezeichnet haben.

Quetelet, Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges (Bruxelles 1864) p. 128. Cantor.

Adriaens: Lucas A. oder Adriaensſone (Sohn von Adrian), Maler von Antwerpen, † vor dem 11. Jan. 1493. Im J. 1459 ward er als Freimeister in die dortige Lucasgilde aufgenommen, deren Vorstand (Dekan) er dann fünfmal, 1469, 1472, 1475, 1480 u. 1483 wurde. Da kein Künstler so oft dieses Amt bekleidet hatte, so muß sich Lucas eines bedeutenden Ansehens bei seinen Genossen erfreut haben. Unter seiner Vorstandschaft wurde in der Zunft eine Abtheilung für Beredsamkeit (Rederykkamer), genannt die „Violiere

Bloem" errichtet. Lucas arbeitete 1467 für die Liebfrauenkirche von Antwerpen, im folgenden Jahre für die berühmten „Entremets" von Brügge und lieferte die Zeichnungen für die Fenster der Kirche Saint-Brice zu Tournai. Mit Unrecht hat man ihn diese Glasgemälde selbst ausführen lassen und ihn so zum Glasmaler gemacht. Den 19. Jan. 1493 findet sich „Margriete Volckericx" als Wittwe von Lucas A. erwähnt. In den Kirchenrechnungen von Unsrer Lieben Frau zu Antwerpen 1495 wird ein Legat als bezahlt verzeichnet, das der Maler der Kirche vermacht hatte. Lange vor 1493 wird er sonach nicht gestorben sein. Als Schüler traten bei ihm ein: 1470 Machiel Floris, 1472 Menneken van der Vaert und Willeken Danoels (Daneels?), 1484 Willeken van Kessele. Es ist zu bedauern, daß sich für jetzt von diesem, wie es scheint, sehr bedeutenden Meister keine Gemälde nachweisen lassen.

L. de Laborde, Les Ducs de Bourgogne etc. I. 540. II. 337. — Biographie nationale de Belgique. — Ph. Rombouts und Th. van Lerius, De Liggeren etc. der Antwerpische St. Lucasgilde I. W. Schmidt.

Adriaenssen: Alexander A., Stilllebenmaler, getauft 17. Jan. 1587 in der Jacobskirche zu Antwerpen, † daselbst 30. Oct. 1661. Im J. 1597/98 wurde er als Schüler von A. van Laeck und 1610/11 als Freimeister in das Liggere der Antwerpener Malergilde eingeschrieben. A. gehört zu den ausgezeichnetsten Malern jener bescheidenen Gattung, sein Vortrag ist vollkommen in der Manier des Rubens, dessen freie Darstellung und lebendiges frisches Colorit von dem größten Einflusse auf ihn waren. Besonders that er sich in der Malerei von Fischen hervor, doch gelangen ihm auch Früchte, Blumen, Vögel, Gefäße auf das vortrefflichste. In Breite der Behandlung, in durchsichtiger und wahrer Farbe und freier Anordnung charakterisirt er sich als ächten Zögling der Antwerpener Schule. Gemälde von ihm (s. Meyer's Künstlerlex.) befinden sich in den Galerien von Berlin (3), Pommersfelden, Madrid (4), Antwerpen (1) und an anderen Orten.

Mit Unrecht hat man von zwei Stilllebenmalern Alexander Adriaenssen dem Aeltern und dem Jüngern gesprochen. W. S.

Adriaenssen: Emanuel A., genannt Hadrianus, Adrianus, berühmter Lautenist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Antwerpen, aus Anvers stammend. Er hat herausgegeben eine Sammlung von 195, durch ihn in Lautentabulatur gebrachten Tonstücken verschiedener Verfasser: „Pratum musicum longe amoenissimum etc.", Antverp. 1584 und noch mehrfach aufgelegt; enthält Singstücke verschiedener Art, desgleichen Passamezzi, Gagliarden, Allemanden, Bransle und andere Tänze, omnia ad Testudinis Tabulaturam fideliter redacta. Unter den Componisten sind Jacq. Berchem, Ferabosco, Feretti, Lassus, Ph. de Monte, Palestrina, Cyprian de Rore, Aless. Striggio, Hubert Waelrant, Jacq. de Wert u. A. m. v. D.

Adrian: Johann Valentin A., Dichter und Schriftsteller, geb. 17. Sept. 1793 zu Klingenberg bei Aschaffenburg, † 18. Juni 1864. Er besuchte 1806—10 die Schule zu Miltenberg, das Gymnasium zu Aschaffenburg und die dort neu errichtete Karlsuniversität, machte als Freiwilliger den Freiheitskrieg mit und blieb etwa 2 Jahre in Frankreich. Nach dem Friedensschlusse besuchte er nochmals die Universität und zwar Würzburg, um historische und philologische Studien zu treiben. Nachdem er während der J. 1816 und 1817 theils privatisirt, theils am Hoffmann'schen Erziehungsinstitute in Rödelheim bei Frankfurt a. M. als Lehrer gewirkt hatte, besuchte er 1819 die Schweiz und Italien und wurde 1820 Erzieher der Söhne des Grafen Winzingerode, legte jedoch später diese Stelle nieder, um sich nach Paris und London zu begeben. Nach seiner

Rückkehr wurde er 1823 als außerordentlicher Professor der neueren Sprachen und Litteratur nach Gießen berufen, zugleich mit dem Auftrage, die dortige Universitätsbibliothek wieder in Ordnung zu bringen, ein Geschäft, zu welchem er sich die Befähigung bei seinen Arbeiten an der Würzburger Universitätsbibliothek erworben hatte. Nachdem er ein Jahr darauf ordentlicher Professor geworden war und 1827 eine abermalige Reise nach England gemacht hatte, wurde er 1830 zum ersten Universitätsbibliothekar ernannt.

A. übersetzte Byron's erzählende Gedichte und Einiges von Walter Scott, sowie Bandello's Novellen und Alfieri's Virginia. Ein Band eigener Erzählungen erschien 1820; andere Erzählungen und Gedichte sind theils in dem eine Reihe von Jahren hindurch von ihm herausgegebenen Rheinischen Taschenbuche (Frankfurt a. M. bei Sauerländer), theils in anderen Zeitschriften gedruckt. Eine Frucht seiner englischen Reisen waren die 1826—27 erschienenen 2 Bände „Bilder aus England", „Neuestes Gemälde von London", 1829, und „Skizzen aus England", 1830, welche ihrer Zeit viel gelesen wurden. Seine „Grundzüge zu einer provençalischen Grammatik", 1825, wurden bald durch die Forschungen Anderer überholt. In den letzten Jahrzehenten seines Lebens widmete A. seine Thätigkeit vorzugsweise der Gießener Universitätsbibliothek, deren von ihm gearbeiteter Handschriftenkatalog 1840 erschien und Zusätze dazu 1842. Derselben Beschäftigung entsprangen auch seine „Mittheilungen aus Handschriften und seltenen Drucken'. Kelchner.

Adrianus: Cornelius A., eigentlich Adriansen, ein Franciscaner, im Volksmunde Bruder Cornel von Brügge genannt, geb. zu Dortrecht 1521, † 13. Juli 1588. Er trat frühzeitig in den Orden, war im Hebräischen und den classischen Sprachen wohl bewandert, auch Lector derselben. Weit mehr aber galt er als mächtiger Kanzel- und Volksredner, namentlich in Brügge, wo er, zuletzt als Guardian, an 30 Jahre lebte und wirkte. Durch seine Vorträge, in deren Bereich er mit Vorliebe die Vorgänge des kirchlichen und politischen Lebens zog, schuf er sich ebenso begeisterte Anhänger, wie bittere Feinde. Ein wider ihn zuerst 1569 gedrucktes Pamphlet, die: „Historie van C. Cornelis Adriansen van Dordrecht", welches sein Verhältniß zu seinen Beichtkindern schwer verdächtigte, ihn aufreizender Reden gegen die Obrigkeiten von Brügge und Flandern, gegen die Generalstaaten und die verbündeten Edelleute, sowie der Blasphemien gegen Gott und Natur und blutdürstiger Reden wider die Reformirten bezichtigte, ist selbst noch nach seinem Tode immer von neuem wieder aufgelegt worden (neuerdings in deutscher Uebersetzung erschienen), so daß sogar seine in Wadding's „Scriptores ord. Minorum" mitgetheilte Grabschrift darauf anspielt. Er war eben durch und durch ein politischer Parteimann. Seine Anhänger im Volke ließen sich aber durch jene Angriffe nicht beirren, er konnte seinem Predigeramt bis an seinen Tod ungestört fortleben. — Seine „Conciones" und sein Werk „De septem sacramentis" gehören zu den litterarischen Seltenheiten. Ruland.

Adrianus: Matthäus A., Hebräist des 16. Jahrhunderts, von jüdisch-spanischer Herkunft, aber frühzeitig in Deutschland und zum Christenthum übergetreten. Er war Arzt, ist indessen bekannter durch seine Lehrthätigkeit in der hebräischen Sprache. Nachdem er Reuchlin kennen gelernt und Conrad Pellikan im Hebräischen unterrichtet hatte, wurde er der Lehrer der Söhne Joh. Amorbach's in Basel, des Fabritius Capito in Bruchsal und 1513 Lehrer des Hebräischen in Heidelberg, wo z. B. Johann Brenz und Johann Oekolampad seinen Unterricht genossen. Durch des Erasmus Empfehlung kam er 1517 an das neu eingerichtete Collegium trilingue in Löwen, das er aber, obwol man die größten Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte, schon 1519 verließ, nachdem er

in einer Rede die Ansicht ausgesprochen, der h. Hieronymus sei ein oft irrender Mensch gewesen, und sich dadurch Schmähungen des Latomus zugezogen hatte. Sein rücksichtsloser Freimuth, aber auch seine Kleinlichkeit und Unverträglichkeit ließen ihn nirgends lange weilen. Sie vertrieben ihn auch 1521 von Wittenberg, wo er von Luther zuerst mit offenen Armen aufgenommen worden war und Manche, wie den später berühmten Valentin Trotzendorf, im Hebräischen unterwiesen hatte. Ob er sich dann nach Leipzig oder Freiburg gewandt hat und wann er gestorben ist, ist nicht bekannt. Seine „Introductio in linguam hebraeam" und seine hebräische Uebersetzung einiger christlicher Gebete gehören zu den größten litterarischen Seltenheiten; aber weniger durch sie, als durch den von ihm ertheilten Unterricht hat er sich den Ruhm eines der tüchtigsten Kenner des Hebräischen aus jener Zeit erwarten.

L. Geiger, Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland. Breslau 1870. S. 41–48. 134. Geiger.

Adrichem: Christian A. oder van Adrichum, geb. in Delft 14. Febr. 1533, † 20. Juni 1585; Sohn des Adrian Klaasz, Bürgermeister zu Delft, widmete sich der Theologie, wurde 1566 zum Priester geweiht, und bekleidete darauf die Stelle eines Superior des St. Barbaraklosters in seiner Geburtsstadt. In vorzüglicher Gunst stand er bei Maximilian von Burgund, der ihn Vater der büßenden Barbara zu nennen pflegte. Beim ersten Sturm der Reformation wurde er nicht nur aus Delft, sondern aus seinem Vaterlande überhaupt vertrieben und lebte zuletzt in Köln. Unter dem Namen Christianus Crucius gab er eine „Vita Jesu Christi ex IV Evangelistis breviter contexta", Antwerpen 1578, heraus. In Köln beschäftigte er sich vor allem mit Jerusalem und dem heil. Lande, und veröffentlichte unter dem lateinisch zugestutzten Namen Adrichomius: „Iervsalem, sicvt Christi tempore florvit, et suburbanorum, insigniorumque historiarum eius breuis descriptio", Colon. 1584, auch 1588, 1592. Dann das ganze heil. Land umfassend: „Theatrum terrae Sanctae et Biblicarvm Historiarvm cum tabulis geographicis", Colon. 1590, ferner 1593, 1600, 1613, 1628, 1682. Diesem auch in verschiedene Sprachen übersetzten Theatrum ist ein „Chronicon duplex" angehängt. Adrichem's Schriften sind mit großem Fleiß gearbeitet; sie werden sehr häufig benutzt und werden, nicht ohne Belehrung, heute noch hier und da angeführt.

Tobler, Bibliographia geograph. Palaest. 209 ss. T. Tobler.

Aegidius: M. Petrus A. (Gillis) niederländischer Gelehrter und Humanist, geb. zu Antwerpen 1486, † 1533. Er war aus angesehener und wohlhabender Familie; sein Vater, Nikolaus Gillis, der 1518 achtzig Jahre alt starb, war städtischer Beamter und wird von Erasmus wegen seiner Rechtschaffenheit und Mildthätigkeit gerühmt. — Von Aegidius' Lebensverhältnissen ist Weniges bekannt. Seit 1510 war er Stadtschreiber von Antwerpen. Bereits 1516 lebte er in glücklicher Ehe, die mit Kindern gesegnet wurde. Seine Gesundheit wird von Erasmus als durch übermäßiges Studium angegriffen geschildert. — Seine hohe Bildung und seine Bedeutung als Förderer des Humanismus werden bekundet durch die ehrenvolle Erwähnung, welche ihm von Seiten der Besten seiner Zeit vielfach zu Theil wird, und noch mehr durch die innige Freundschaft, die ihn mit einem Morus und einem Erasmus verband. Ersterer besuchte ihn, von Erasmus empfohlen, in Antwerpen, als er sich in Staatsgeschäften in Belgien aufhielt (1515); im folgenden Jahre widmete er ihm seine „Utopia", worin er den jüngeren Freund, dessen Bescheidenheit, Treue, gesunden Witz, Gelehrsamkeit und elegante Sprache er nicht genug preisen kann, als Einführer seines Reisenden auftreten läßt. — Bereits 1503 stand A. in

Briefwechsel mit Erasmus. Das intime Verhältniß dauerte fort: Erasmus wohnte zeitweise im Gillis'schen Hause, so in den ersten Monaten von 1517; er verfaßte für A., den er seinen Achates und seinen Pylades nannte, ein Hochzeitsgedicht; gemeinsame Freunde vergleichen wol Beide mit Castor und Pollux. — Mit vielen anderen ausgezeichneten Männern verkehrte A. auf freundschaftlichem Fuße; so mit Vives, Hieron. Busleyden, Martin Dorp, Joh. van de Poel, Beatus Rhenanus, Jod. Badius, Dirk Martens. Mit Letzterem wirkte er bei mehreren Ausgaben gelehrter Werke, als Revisor des Textes, als Verfasser von Einleitungen und Zueignungen in Versen und in Prosa, von Epigrammen 2c. — So sehen wir ihn thätig bei der Martens'schen Ausgabe der Briefe Politian's (Antwerpen 1510), beim Aesop (Löwen 1513), bei der „Utopia" (1517). Auch zwei Sammlungen Erasmischer Briefe hat er besorgt, die erste 1516, die zweite behufs Verbesserung eines groben Druckfehlers in einem Briefe von Budäus 1517. — Um die römischrechtliche Quellenkunde hat sich A. verdient gemacht durch die Herausgabe (nach dem Pariser Codex 4496?) des seither als „Epitome Aegidii" bezeichneten Auszugs aus dem alaricianischen Breviar. Das von Anfang an seltene Buch ist, wie die „Topica" Everardi's, dem Kanzler Le Sauvaige gewidmet, und bei Martens zu Löwen (nicht zu Antwerpen) gedruckt 1517, also acht Jahre bevor Bouchard die westgothischen Gaius und Paulus herausgab. — Eine Threnodie von A. auf Maximilians Tod, nebst Widmung an den Antwerpener Advocaten Jacob Tutor und verschiedenen Grabschriften (1519) ist in Augsburg gedruckt worden und abgedruckt im II. Theile von Freher's Rer. Germ. Script. — Im folgenden Jahre verfaßte der gelehrte Stadtschreiber die Argumente zu dreizehn Schauspielen und Bildern, welche die Stadt Antwerpen zu Ehren Karls V. veranstaltete (Antwerpen, Hillen 1520). Noch verfaßte er ein „Enchiridium principis ac magistri christiani". Mehrere Briefe des A. sind theils bei Erasmus, theils am Eingange verschiedener Bücher zu finden. — Vgl. zu den die Hauptquelle bildenden Briefen: Britz, in den Mémoires couronnés de l'Acad. roy. de Belgique und ders. im Messager des sciences et des arts 1864; ferner van Iseghem, Biogr. de Thierry Martens, 1852—66. Rivier.

Aelst: Malerfamilie. Evert van A. wird in Houbraken's Schouburgh der Nederlantsche Kunstschilders als ein Maler von Früchten, Harnischen 2c. erwähnt; er soll nach ihm im J. 1602 zu Delft geb. und 1658 gest. sein. — Mehr Ruhm erwarb sich sein Neffe und Schüler Willem van A., † 1679, der sich gewöhnlich Guillelmo van Aelst zeichnete. Das Jahr seiner Geburt wußte Houbraken nicht; wenn man 1620 angegeben hat, so scheint dies nur auf der von Descamps, Vie des Peintres flamands, an den Rand geschriebenen Jahreszahl zu beruhen. Vier Jahre soll er nach Houbraken in Frankreich, sieben in Italien verweilt haben, besonders in Florenz, wo ihm der Großherzog eine goldene Kette und Medaille verehrte. 1656 aus Italien zurückgekehrt, brachte er einige Zeit in seiner Geburtsstadt Delft zu, dann zog er nach Amsterdam, wo er starb. Er malte mit etwas kühler, aber klarer und harmonischer Farbe, und in sorgfältiger Behandlung Blumen, Vögel, Jagdgeräthe, Fische, Früchte; seine Bilder (vgl. Meyer's Künstlerlex.) haben in die vorzüglichsten Kabinette Eingang gefunden. W. Schmidt.

Aelst: Nicolaus van A., Kupferstecher, geb. zu Brüssel 1526, † nach 1613, wahrscheinlich ein Schüler von Hieron. Cock zu Antwerpen. Er ließ sich (ob schon 1550 oder erst später, ist bestritten) zu Rom als Kunstverleger nieder und gab hier viele Stiche nach Ger. Alberti, Vesp. Strada, A. Brambilla, Ann. Carracio, Ricciavelli, Tempesta, Giulio Romano, Ghigi u. A. heraus. Ein Verzeichniß seiner Werke gibt Meyer's Künstlerlexikon. Was davon er selbst etwa auch gestochen hat, läßt sich nicht bestimmen. Alb. Th.

Aemilie Juliane, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt, bekannte fromme Liederdichterin, Gemahlin des Grafen Albert Anton, geb. Gräfin zu Barby und Mühlingen, geb. 19. Aug. 1637 in Rudolstadt, woselbst ihre Eltern sich aufhielten, um den zu jener Zeit um Barby wüthenden Kriegsverheerungen zu entgehen, † 2 Dec. 1706. — Fünf Jahre alt kam sie nach der Eltern Tode wieder nach Rudolstadt und wurde mit den fünf Kindern des Grafen Ludwig Günther I. gemeinschaftlich erzogen, wobei sich schon frühzeitig das innige Verhältniß zu Ludomilie Elisabeth (s. diese), der zweiten schwarzburgischen Liederdichterin auf gleichem Gemüths- und Glaubensleben entwickelte. Graf Albert Anton von Schwarzburg-Rudolstadt erkor sie 1665 zu seiner Gemahlin und als solche wirkte sie nicht nur für ihr Land, in allem Guten, in Frömmigkeit und Gottesfurcht vorangehend (sie war Mitglied der vom Kanzler A. Fritsch gegründeten „fruchtbringenden Jesusgesellschaft"), sondern lebt auch bis heute fort in den frommen Liedern, die sie in edlem Wetteifer mit ihrer Pflegeschwester Ludomilie Elisabeth dichtete, und deren Anzahl sich auf 600 belaufen mag; sehr viele davon sind in die Gesangbücher aufgenommen worden, obwol sie zunächst zu ihrer eigenen Erbauung dichtete. Die dritte Ausgabe des ersten Rudolstädter Gesangbuches enthält deren 46; in der von ihr veranstalteten Sammlung: „Geistliche Lieder und Gebete vor und nach Erlangung des göttlichen Ehesegens aus landesmütterlichem Herz, Mund und Hand ihren Landeskindern zu erwünschter Erbauung mitgetheilt", Rudolstadt 1683, gehören ihr dreißig. 1685 erschien eine zweite Sammlung unter dem Titel: „Tägliches Morgen-, Mittags- und Abendopfer, bestehend in Gebet-Seufzern und geistlichen Liedern", Rudolstadt (auch Lieder von Ludomilie Elisabeth ,und Anderen enthaltend); eine dritte Sammlung: „Kühlwasser in großer Hitze des Kreuzes und der Trübsalen oder christliche Kreuz-Lieder und Sprüche", Rudolstadt 1685, darunter 12 Lieder von ihr; eine vierte erbauliche Schrift ohne Lieder: „Allerlei Specerey zum süßen Geruch für den Herrn, d. i. geistliche Reimgebete und Seufzerlein", Rudolstadt 1685, 2. Aufl. 1714. Nach ihrem Tode erschien 1714 eine vermehrte Sammlung ihrer Lieder: „Der Freundin des Lammes täglicher Umgang mit Gott." Eine weitere Sammlung 1742: „Der Freundin des Lammes geistlicher Brautschmuck", der als zweiter Theil „Der Freundin des Lammes täglicher Umgang mit Gott" und als dritter Theil 1770 (zum Ersatze für „Das Kühlwasser") „Der Freundin des Lammes Kreutz-Schule und Todes-Betrachtungen" hinzugefügt wurden. Doch finden sich hierin auch viele von A. J. nicht herstammende Lieder. Das bekannteste ihrer Lieder, zum Volkseigenthum geworden, ist: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" rc., auch dadurch bemerkenswerth, daß über dessen Verfasser ein heftiger Streit unter den Hymnologen jener Zeit entstand.

Programme und Funeralien, erschienen nach der Gr. Aemil. Juliane und ihres Gemahls Tode. Pasig, Der Gr. Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt geistliche Lieder, Halle 1855. Anemüller.

Aemilius, auch Aemylius oder Emilius, ursprünglich Georg Oemler: Geistlicher und Botaniker, geb. 25. Juni 1517 zu Mansfeld, † 22. Mai 1569 zu Stolberg. Seinen Vater, den Bergmann Nicolaus O., nennt Luther unter den Freunden seiner Eltern. Er bezog im Herbste 1532 die Universität Wittenberg, um Theologie zu studiren. Ohne Zweifel hier befreundete er sich mit Val. Cordus, der ihm nicht nur Belehrungen über Pflanzen ertheilte, sondern ihm auch einige seiner Schriften im Manuscripte vorlegte, zu denen dann O. Zusätze machte, welche Conr. Geßner später veröffentlicht hat. Im Frühjahr 1540 ging er als Rector der lateinischen Schule nach Siegen mit einem Empfehlungsschreiben Luther's, der ihn als „gar einen sonderlichen feinen Gesellen, dazu auch still und sittig" bezeichnet. Hier übertrug er einen französischen Text zu Holbein's

Todtentanz (1547), sowie später und zwar für die Zwecke seiner Schule die Sonntagsevangelien (1549) und Episteln (1551) in lateinische Hexameter, wobei er sich Joh. Spangenberg's als Lehrers in der Verskunst rühmt. Im J. 1553 ward er als Generalsuperintendent nach Stolberg berufen, nachdem er zuvor in Wittenberg die Würde eines Doctors der Theologie erworben. Auch dort nahm er sich insbesondere des Schulunterrichts an und schrieb eine kurze populäre Uebersicht des Katechismus 1557, auch „Etl. schöne Prophezeien oder weissagendes n. Testam. von Christo“ in deutschen Versen, 1560. Einige andere poetische Werke führt Pantaleon im Heldenbuch 3, 290 auf. Trotz seiner Friedfertigkeit hatte er später von dem Hofprediger Sixtus Amandus manche Angriffe zu erleiden. Für die Botanik war er durch Aufsuchen der damals noch so wenig bekannten deutschen Pflanzen und durch Cultur seltener Gewächse thätig, von denen er manche durch (nicht gedruckte) Gedichte verherrlichte. Geßner (De hortis Germanicis), J. Bauhin und J. Thol citiren ihn öfter. — (Vgl. Irmisch, Einige Botaniker des 16. Jahrhunderts. [Programm.] Sondershausen 1862.)

Jessen.

Aeminga: Siegfried Cäso v. A., Jurist, in Mölln, einem mecklenburgischen Dorfe, wo sein Vater Prediger war, geb. 3. Sept. 1710, studirte anfangs Theologie, seit 1733 aber in Greifswald und Halle Rechtswissenschaft; promovirte in Greifswald 1741, 1745 ordentl. Professor daselbst, 1749 nach Aug. Balthasar's Fortgang Director des Consistoriums, 1750 geadelt und † 25. Mai 1768. Der Universität hinterließ er ein bedeutendes Legat zu Stipendien und für die Geistlichen der Nikolaikirche.

Sein Brudersohn Karl Siegfried Abraham, zu Greifswald, wo der Vater Archidiaconus war, 6. Juli 1749 geboren, promovirt daselbst 1771, Advocat beim Schwedisch-Pommerschen Tribunal zu Wismar und Privatdocent, † 2. Febr. 1786. — Beide haben nur Dissertationen hinterlassen (vgl. Meusel Lex.), jener hauptsächlich über Criminal- und Kirchenrecht, dieser über öffentliches und Privatrecht. Sie verdienen gleichwol der Erwähnung wegen des bedeutenden Einflusses, den sie ihrer Zeit als geschätzte Lehrer ausgeübt haben.

Fr. Rehfeld, Memoria S. C. ab Aeminga. 1768. Kosegarten, Gesch. d. Universität Greifswalde I. 290.

v. Stintzing.

Aepinus: Franz Albert A., Theologe u. Philosoph, geb. 15. Nov. 1673 zu Wanzke im Mecklenburgischen, † 14. Febr. 1750. Nachdem er zu Rostock und Jena studirt, wurde er 1696 Magister der Philosophie und übernahm 1709 das Rectorat der Domschule zu Ratzeburg. Darauf wurde er 1712 als außerord. Professor der Logik nach Rostock berufen, trat 1721 als ord. Professor in die theologische Facultät über, übernahm auch seit 1723 höhere kirchliche Aemter und starb als Consistorialrath und Generalsuperintendent. A. ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie (vgl. Meusel's Lex.). Er gehört mehr der Geschichte der protestantischen Theologie, als der Philosophie an. Wir heben indessen seine „Indroductio in philosophiam“ 1714, vermehrt 1718, hervor, die das ganze System der Wissenschaften, Logik, Metaphysik, Physik, natürliche Theologie, Ethik und Politik umfaßt und in einer Geschichte der Encyclopädie der Philosophie zu berücksichtigen wäre. A. verräth die Schule von J. A. Schmid und charakterisirt sich durch ein gewisses eklectisches Verfahren, eine theologisirende Richtung und die Opposition gegen die Philosophie seiner Zeit. Seiner theologischen Richtung nach huldigt er der damals zu Rostock herrschenden strenglutherischen, antimystischen, antipietistischen und antirationalistischen Orthodoxie. Seine theologische Antrittsrede handelt von den jetzigen innern Plagen der lutherischen Kirche und den Pflichten eines Gottesgelehrten bei derselben. Beim Reformationsjubiläum 1717

erweist er in einer eigenen Dissertation, daß Luther's Reformation ein opus divinum; in verschiedenen Thesenreihen (1713—28) behandelt er die neueren in der lutherischen Kirche entstandenen Controversen; vertheidigt die lutherische Kirche gegen den Vorwurf der Häresie (1711), aber auch die lutherische Abendmahlslehre gegen die damals in Magdeburg aufgekommene Ketzerei des Frankfurter Mathematikers und Rostocker Baumeisters Leonh. Christian Sturm, den sogen. Toiutismus (s. Frank, Gesch. der prot. Theol. II. S. 239); besonders aber betheiligte er sich an dem Kampfe der lutherischen Orthodoxie gegen den Pietismus, Chiliasmus („De pietatis ad christianismum necessitudine" 1728, „De evangelio aeterno") und gegen die Lehren des Schwärmers J. C. Dippel: seine Schrift „Mataeologiae fanaticae compendium ex Dippelii scriptis collectum etc." 1721 bezeichnet Buddeus als die ausführlichste und pünktlichste Widerlegung der Schwärmerei des christlichen Demokritus.

J. Ch. Bergmann, Progr. funebr. memoriae monumentum, Rostoch 1750, fol. H. Becker: Sacrum exequiis F. A. Aepini, Rostoch 1750, fol. Schmersahl, Nachrichten Th. II. S. 136. Rostochium litteratum p. 363.

Richter. Wagenmann.

Aepinus: Franz Ulrich Theodosius A., Mathematiker und Physiker, geb. 13. Dec. 1724 in Rostock, studirte dort und in Jena Mathematik und Medicin und wurde 1747 nach Vertheidigung seiner Dissertation über die Curven, welche ein fallender Körper beschreibt, Doctor und Privatdocent. Nachdem er von 1755—1757 das Amt eines Professors der Astronomie bei der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin bekleidet hatte, wurde er in letzterem Jahre Mitglied der Akademie in Petersburg, erhielt die Aufsicht des Unterrichts der Cadetten und wurde Studiendirector des Großfürsten, nachmaligen Kaisers Paul. Von der Kaiserin Katharina mit der Aufsicht der Normalschulen betraut, wurde er 1797 vom Kaiser Paul zum Geheimrath ernannt, zog sich bald darauf nach Dorpat in das Privatleben zurück und starb dort 10. August 1802. Die Schriften der Berliner und Petersburger Akademie enthalten zahlreiche mathematische, physikalische und astronomische Arbeiten von ihm (vgl. Meusel, G. T. und Poggendorf, Biogr. Handwörterbuch). Für die Geschichte der Elektricität ist sein „Tentamen theoriae electricitatis et magnetismi", Petrop. 1759, insofern von Bedeutung, als er darin zum ersten Male die Erscheinungen der Rechnung zugänglich machte. Auch gab er zuerst die Theorie des elektrischen Condensators und des Elektrophor.

Carus.

Aepinus: Johann A., lutherischer Theolog, geb. 1499 zu Ziesar in der Mark Brandenburg, † 13. Mai 1553. Sein deutscher Name war Hoeck oder Hoch, welchen er in *αἰπεινός* übersetzte. Nicht gewiß ist, ob er Franciscaner gewesen sei. Durch Studien in Wittenberg für die Reformation gewonnen hatte er in Brandenburg unter Kurfürst Joachim dafür zu leiden, fand aber dann in Pommern ein Unterkommen als Lehrer, zuerst in Greifswald und 1525 als Rector in Stralsund. Von da wurde er 1529 nach Hamburg berufen und von seinem Lehrer Bugenhagen, der damals die Einführung der Reformation in Hamburg leitete, zu St. Petri als Pastor eingeführt; 1532 wurde er dort als erster lutherischer Superindentent und als Pastor am Dom eingesetzt. In diesen Aemtern blieb er bis an seinen Tod; 1533 wurde er zusammen mit Bugenhagen und Caspar Cruziger in Wittenberg unter Luther's Vorsitz und mit einer Disputation über Thesen Melanchthon's zum Doctor creirt. Im J. 1534 nach England berufen, konnte er sich nicht entschließen, die Scheidung König Heinrichs VIII. gutzuheißen. In seinem Gutachten über das Augsburger Interim, über Osiander's und Major's Lehre stand er bei den strengeren Lutheranern, ohne mit Melanchthon darüber zu zerfallen. Im J. 1544 hatte er aber in Erklärungen des

16. u. 68. Psalms eine früher auch von Luther vertheidigte Meinung vorgebracht, die Erlösung Christi wäre nicht vollkommen gewesen, wenn er nicht auch die Höllenstrafen für die Sünden der Menschen getragen hätte, und so habe er denn auch, während sein Leib im Grabe gelegen habe, als letzte Stufe seiner Erniedrigung vor seiner Erhöhung an seiner Seele in der Hölle Schmerzen des Todes erlitten. Erst im J. 1549 machten ihm einige seiner Collegen in Hamburg dies als Irrlehre zum Vorwurf, und predigten gegen ihn; und als ein vom Rathe verlangtes Gutachten Melanchthon's die Streitfrage für schwer entscheidbar, aber nicht für so wichtig erklärte, daß darüber in Kirchen und Schulen gelehrt werden müsse, und als hiernach das fernere Streiten verboten wurde, mußten drei hamburgische Geistliche, welche sich nicht fügen wollten, abgesetzt werden, während Aepinus' Anhänger von Auswärtigen als Infernalisten bezeichnet und getadelt wurden. Dies gab zuletzt Veranlassung, daß auch der neunte Artikel der Concordienformel eine Erklärung darüber abgab, aber darin auch die Unbegreiflichkeit des Gegenstandes anerkannte und von unnützen Streitfragen abmahnte. Noch nach seinem Tode pries ein Epigramm Melanchthon's Aepinus' reine Lehre und reinen Wandel. Joh. Magdeburgius verfaßte ein mit seinem Bildniß versehenes Epitaphium, Hamburg 1553.

Moller's Cimbria litt. T. II. p. 17—25. Planck, Prot. Lehrb. V. 1. S. 252 ff. Lappenberg, Hamb. Buchdruckergeschichte S. 34.

Henke.

Aepli: Joh. Melchior A., Arzt, 1744 in Dießenhofen geboren, lebte anfangs als Arzt in seiner Heimath, wurde später zum fürstl. hohenzollerisch-siegmaringischen Hofrathe und Leibarzte ernannt, und † 14. Jan. 1813 in Constanz, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens in Folge schwerer Erkrankung sich vollständig von der Praxis zurückzuziehen gezwungen gewesen war. — A. ist vorzugsweise wegen seiner vortrefflichen Vorschriften über die Behandlung der Nachgeburtsperiode, resp. über die Indication zu künstlicher Entfernung der Nachgeburt zu nennen („Die sichere Zurücklassung der Nachgeburt in bestimmten Fällen“ ꝛc. 1776); er gehört mit zu den ersten Geburtshelfern, welche rationelle Grundsätze in dieser Beziehung ausgesprochen haben; seine übrigen litterarischen Leistungen sind nicht bedeutend.

Alex. Aepli (Neffe), Denkmal auf J. M. Aepli. St. Gallen 1815. 8.

A. Hirsch.

Aerssen: Cornelius van A., Herr v. Spyk, Staatsmann, geb. zu Brüssel 1543, † im Haag 1627. Stadtschreiber und Pensionär von Brüssel, ward er als Vertreter der Stadt nach dem Haag in die Generalstaaten geschickt. Seit 1584 sind die Beschlüsse derselben von ihm als Amtsschreiber unterzeichnet, definitiv angestellt als solcher ward er jedoch erst, nachdem 1585 Brüssel sich König Philipp II. wieder unterworfen und A. infolge dessen sein dortiges Amt wie seine Besitzungen eingebüßt hatte. Er spielt fortan eine hervorragende Rolle in der oranisch-reformirten Partei. — Als der Admiral Mendoza nach der Schlacht bei Nieuport als Gefangener in Woerden und im Haag verweilte und bei dieser Gelegenheit Friedensverhandlungen anzuknüpfen suchte, ward neben Olden Barneveld A. zum Unterhändler mit ihm und dem vom Erzherzog Albrecht gesandten Franziscaner Joh. Meyen ernannt. Zu Villo verhandelte er mit ihnen (4. Mai 1602) einen 8monatlichen Waffenstillstand, den Olden Barneveld an der Spitze der dem Frieden geneigten Partei wol aufnahm, weil man im Fall der Fortsetzung des Krieges die wachsende Macht Moritzens v. Nassau fürchtete. Bei diesem Zwiespalt ließ sich aber A., besonders durch seinen Sohn, einen der heftigsten Gegner Olden Barneveld's, auf die Seite des Prinzen ziehen, wodurch er bald in eine zweideutige Stellung gerieth. Dies ward durch

folgenden Zwischenfall noch verschlimmert. Mit Zustimmung des Prinzen ging er in Barneveld's Auftrag zu geheimen Besprechungen mit Meyen am 14. Mai nach Delft. Dieser gab ihm zunächst im Namen des Erzherzogs seine Besitzungen in Brüssel zurück und überreichte ihm für seine Unterstützung bei den Friedensunterhandlungen einen kostbaren Ring und eine hohe Geldverschreibung von Spinola. A. nahm die Geschenke nach einigem Bedenken, um die Vertraulichkeit des Unterhändlers nicht zu stören, an, machte aber nach seiner Rückkehr sofort dem Prinzen wie den Generalstaaten Anzeige davon. Gleichwol erhob sich gegen ihn das Gerücht der Bestechlichkeit, das sich auch durch eine Erklärung Olden Barneveld's in den Generalstaaten und die öffentliche Rückgabe der Geschenke an einen Brüsseler Gesandten nicht beschwichtigen ließ. Ungeachtet der Vertheidigung, die Olden Barneveld ihm hierbei zu Theil werden ließ, gehörte dennoch A. hernach zu dessen eifrigsten Anklägern. — 1623 zog A. sich seines hohen Alters wegen von den Geschäften zurück. Er hinterließ 4 Kinder: den bekannten Franz (s. d.), Jacob, Herrn v. Triangel, Präsidenten des Raths von Brabant, Johann, Herrn v. Wernhout und Cornelis. Alberdingk Thijm.

Aerssen: Franz von A., Staatsmann, Sohn des Cornelis v. A. (s. d.), geb. zu Brüssel 1572, † 27. Dec. 1641 im Haag, ein Staatsmann von scharfem Verstand, der aber unter dem äußeren Schein der Gradheit eine gefährliche Zweideutigkeit barg; dabei ein gewandter und feiner Stilist. Nachdem er zu Leiden zum Doctor der Rechte promovirt war, gab ihn der Vater einige Zeit in die Leitung des berühmten französischen Protestantenführers Philipp Duplessis Mornay, wobei er in Frankreich Land und Leute gut kennen lernte. Dann kehrte er nach einer Reise durch Italien 1596 nach Holland zurück. 1598 begleitete er als Secretär die Gesandtschaft, welche unter Olden Barnveld nach Frankreich ging, um Heinrich IV. vom Frieden mit Spanien zurückzuhalten und da eben jetzt der staatische Gesandte in Paris starb, ward der erst 26jährige A. zu seinem Nachfolger ernannt, mit der Instruction, die guten Beziehungen zwischen den Staaten und Frankreich aufs sorgsamste zu pflegen. Indessen machte der zu Vervins am 2. Mai 1598 geschlossene Frieden zwischen Spanien und Frankreich seine Stellung höchst schwierig. Seine Schreiben (herausgegeben von Vreede 1846) geben eine klare und lehrreiche Darstellung der politischen Verhältnisse dieser Zeit. Wenn A. den König Heinrich nicht zur Erneuerung seines Krieges gegen Spanien zu bewegen vermochte, so erwirkte er wenigstens Geldunterstützungen für die Staaten, welche die von diesen letzteren während der Kriege Heinrichs mit Spanien und der Ligue ihm vorgestreckten Summen bei weitem übertrafen. Nur sah der Gesandte, je mehr die Noth der Staaten in ihrem Kriege mit den Spaniern stieg, um so bestimmter bei dem Könige die Absicht, seine Hülfe sich durch territorialen Gewinn bezahlen zu lassen, hervortreten. Seine Berichte über diese Wendung der französischen Politik haben Olden Barneveld in dem Entschlusse bestärkt, mit den Spaniern sich zu vertragen. Als am 9. April 1609 der Waffenstillstand zwischen Spanien und den Niederlanden geschlossen war, blieb A. als Gesandter am französischen Hofe und ward von Heinrich IV. mit Auszeichnung behandelt. Des Königs Tod aber, 1610, erschütterte seine Stellung. Denn Maria v. Medicis, der spanischen Allianz geneigt, mißtraute ihm und dem Staatskanzler Villeroy war er schon durch seine zu tiefen Einblicke in die französischen Angelegenheiten im Wege. Als er daher 1613 seinen Abschied, wol kaum im Ernste, forderte, benutzte man dies gerne, um ihn unter ehrenvollsten Formen zu beseitigen, und als er seine Rücksendung nach Frankreich im Haag durchzusetzen trachtete, ward sie durch offene Schritte des französischen Gesandten du Maurier hintertrieben. Vielleicht maß A. nicht mit Unrecht Olden Barneveld einen Hauptantheil an seinem Fall bei; er tritt

seitdem als dessen erbittertster Gegner auf und trug hauptsächlich zu den gewaltsamen Maßregeln gegen ihn bei. Er galt auch für den Verfasser der Pamphlete, welche Olden Barneveld des Einverständnisses mit den Spaniern und des Verrathes am Vaterland anklagten. Olden Barneveld's Entgegnungen gegen diese und ähnliche Schriften bezichtigten A. wiederum, in Paris das Interesse der Staaten verrathen, ja die Unterwerfung der Staaten unter den König von Frankreich geplant zu haben. Olden Barneveld erlag bekanntlich in diesem Kampfe. A., auf nicht rechtsgültige Weise naturalisirt, ward 1619 vom Prinzen Statthalter nicht nur in die Generalstaaten trotz lebhaften Widerspruchs innerhalb derselben, sondern auch in die Zahl der Richter über den gefangenen Olden Barneveld gebracht, dessen Haupt am 13. Mai 1619 fiel.

Am französischen Hofe war man höchst erbittert gegen A.; ja als dieser 1620 zur Ratification eines Vertrags nach Venedig geschickt, sich zugleich an verschiedenen deutschen Höfen für die Interessen des Königs von Böhmen, Friedrichs v. d. Pfalz, zu verwenden hatte, verbot Ludwig XIII. seinem Gesandten in Deutschland mit A. zusammenzutreffen. Während dieser Abwesenheit vom Haag fiel sogar auf A. der Verdacht, an dem Verbrechen zweier Falschmünzer, die man dort enthauptete, nicht ganz unbetheiligt zu sein. Im J. 1625 finden wir jedoch A. wieder auf seiner Gesandtschaft in Frankreich und von dem inzwischen eingetretenen Richelieu mit allen Ehren empfangen, ohne daß es ihm doch gelang, den Cardinal zu einer Allianz gegen Oesterreich zu bereden.

Seit Moritzens Tod (1625) tritt A. im Uebrigen wenig mehr hervor. Im J. 1640 wählte ihn die holländische Ritterschaft noch einmal in die Generalstaaten, und im Jahre seines Todes (1641) finden wir ihn mit einer Botschaft an den englischen Hof betraut, um für Wilhelm, den Sohn des Statthalters Friedrich Heinrich, um die Hand Maria's, der Tochter Karls I., zu werben.

Alberdingk Thijm.

Aertsen: Malerfamilie. Pieter A. (Aerts, Arijaensz), wegen seiner Größe „de lange Pier“ genannt, geb. zu Amsterdam, † 1573. Wenn die silberne Denkmünze der Bibliothek von Brüssel, welche einen Profilkopf zeigt mit der Umschrift: PETRVS. AERTS. AET. LV und dem Datum 1560 wirklich ihn vorstellt, dann wäre also seine Geburt um 1505 zu setzen. Er war der Sohn eines gleichnamigen Strumpfwirkers, zeigte früh Neigung zur Kunst und lernte in der Werkstätte des Amsterdamer Malers Alaert Claeßzen, der seiner Zeit Ruf genoß. Dann aber begab er sich nach Antwerpen, wo er 1535 in die St. Lucasgilde als freier Meister aufgenommen wurde und 1546 einen Schüler, Fernande van Balen, empfing. 1552 erwarb er sich auch das Bürgerrecht. Später kam er wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er 21. September 1573 in der alten Kirche begraben wurde.

Pieter A. gehört zu den ausgeprägtesten Meistern der niederländischen Schule, durchaus Realist und als solcher bestrebt, die gewöhnlichen Formen, so wie er sie sah, wiederzugeben, ohne Rücksicht auf den jedesmaligen Vorwurf. Er malte Genrescenen und Stillleben, insbesondere besaß er in Küchenstücken eine große Geschicklichkeit. Seine kräftige Farbe und seine genaue Beobachtung der Natur machten ihn dafür geeignet, doch ist eine gewisse Schwere der Behandlung nicht zu verkennen. Daneben malte er aber auch viele Altarbilder, in denen freilich eine genreartige und etwas niedrige Auffassung zu Tage tritt. Auch darin ist er ein treuer Anhänger der ächt niederländischen Schule, die sich von den Italienern nicht ins Schlepptau nehmen ließ. Leider sind nach der Angabe Karl van Mander's seine Altarbilder, die er für die alte und neue Kirche von Amsterdam, für Delft, Löwen, Diest u. a. O. ausführte, durch den Bildersturm vom J. 1566 vernichtet worden. In Antwerpen, in der Kapelle des von J. van der Biest

gestifteten Hospitals befindet sich ein Christus am Kreuz in Form eines Triptychons, der bei ihm am 12. Oct. 1546 bestellt worden war; ein anderer Christus am Kreuz in reicher Composition befindet sich im Museum daselbst. Sehr charakteristisch für seine Neigung zum Genrehaften, überhaupt für den Uebergang der historischen in die Genremalerei ist die Kreuztragung im Berliner Museum, bezeichnet mit 1552 December 22 p. a. Der heilige Vorgang selbst ist nur nebenbei im Mittelgrunde behandelt, die Hauptsache aber ist die ausführliche Schilderung einer Hinrichtung aus des Malers Zeit, mit allen Scenen, wie sie damals vorkommen mochten. Auch ein Franciscaner und ein Dominicaner als Begleiter der beiden Schächer fehlen nicht. Ein vortreffliches Bild im Belvedere zu Wien stellt Bauern dar, die zu Markte ziehen; nicht minder vorzüglich ist der Eiertanz (vom J. 1557) im Museum zu Amsterdam. In Pommersfelden befindet sich eine Fischhändlerin vom J. 1568, im Kopenhagener Museum ein Küchenstück vom J. 1572. Berlin besitzt noch eine Frau, die einen Knaben trägt, anscheinend das Fragment eines größern Bildes, und Kassel ein Küchenstück. In der alten Kirche zu Amsterdam sind noch verschiedene Glasgemälde nach seinen Zeichnungen vorhanden.

Joachim Bueckelaer, sein Schüler und Neffe seiner Gattin, bemühte sich aufs treueste in seine Fußstapfen zu treten. Von Aertsen's drei Söhnen erlangte besonders Pieter Ruf, der 1603 zu Amsterdam 62 Jahr alt starb; van Mander schildert ihn zugleich als einen scharfsinnigen und gelehrten Mann. Er hinterließ einen Sohn, der anfänglich in der Weise seines Vaters malte, dann aber, weil zu jener Zeit wenig große Werke bestellt wurden, sich dem Porträtiren zuwandte, das übrigens auch der Vater ausübte. Auch Aert, der zweite Sohn des alten Pieter, der 1604 im Alter von etwa 54 Jahren noch lebte, wandte sich dem Bildnißmalen zu. Dirk, der dritte, 8 Jahre jünger als Aert, ebenfalls Maler und Schüler des Vaters, begab sich nach Fontainebleau, wo er, wie es scheint, ermordet wurde. Auf dem gemeinschaftlichen Grabstein des Vaters und der beiden Söhne in der alten Kirche zu Amsterdam lautete die alte, 1675 erneute Inschrift:

Den konstigen schilder Lange Pier
Met bey zyn zoonen leggen hier.

K. van Mander, Het Leven der Schilders. 1604.

W. Schmidt.

Aeßlinger: Hans A., geschickter Bildhauer und Medailleur in München um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Von ihm besitzt das bairische Nationalmuseum zu München ein Relief in Solenhofer Stein, die Nachbildung eines Stiches von Marc Anton nach Rafael's Paris-Urtheil, mit seinem Monogramm und der Jahreszahl 1550 versehen. Es zeichnet sich durch feine und sorgfältige Behandlung aus. Im Nationalmuseum befindet sich ferner eine silberne und vergoldete Denkmünze mit dem Bildnisse des Herzogs Albrecht V. von Baiern; sie trägt das Monogramm und das Jahr 1554. W. S.

Aesticampianus: Joh. Rhagius A., eigentlich Rack von Sommerfeld, geb. 1460, † 1520, studirte in Italien, wo er den Unterricht des berühmten Philipp Beroaldus empfing und sich mit Jacob Questemberg, einem in Rom zu hohen Ehren gekommenen Deutschen, befreundete, durch dessen Vermittlung er vielleicht auch den Dichterlorbeer vom Papste erhielt. Von dort ging er nach Frankreich und kehrte von da, um die Wende des Jahrhunderts, nach Deutschland zurück, wo er im Laufe eines Jahrzehnts eine große Anzahl von Städten und Universitäten besuchte, überall die neuen Studien mit großem Eifer verbreitend und auch den Kampf mit den Anhängern der alten Richtung nicht scheuend. So lehrte er in Freiburg, wo er auch vom Kaiser den poetischen Lor-

beerkranz erhielt, in Speier, in Köln, — von einer Vertreibung aus dieser Stadt erzählt man wol, aber mit Unrecht — in Basel, Krakau, Frankfurt a. O., Leipzig. Hier kam es doch zu einem feindlichen Zusammenstoß. Nachdem nämlich A. einige Jahre eifrig gelehrt, bewirkten die Gegner, die schon lange feindselige Absichten gehegt hatten, nach einer sehr heftigen Rede Aesticampianus', daß Herzog Georg von Sachsen der Vertreibung des kühnen Professors seine Billigung ertheilte. Welchen Eindruck diese Vertreibung machte und welche Bedeutung man ihr beilegte, zeigt der Umstand, daß der ganze Vorgang eine ausführliche Beschreibung in den Dunkelmännerbriefen erhielt. Von Leipzig ging A. nach Freiberg, wo damals eine lateinische Schule in hoher Blüthe stand, von da wurde er nach Wittenberg berufen. Hier schloß er sich eng an Luther und Melanchthon an und scheint, selbst zu deren Verwunderung, die theologische Richtung immer mehr verfolgt zu haben. Aesticampianus' Bedeutung liegt vor Allem in seiner Lehrthätigkeit, denn seine schriftstellerische war nicht groß, und was er schrieb ist so überaus selten, daß wir es fast nur aus bibliographischen Anführungen kennen.

Joh. Alb. Fabricii Biblioth. latina medii et infimi aevi Tom. VI. p. 198 ss. Erhard, Gesch. des Wiederaufblühens der Wissensch. III. S. 287 f. Böcking, Hutteni Opera, Supplementum Tom. II. 293 ss. Geiger.

Aettenkhover: Josef Anton A., kurbairischer Rath und Archivar, geb. 7. Febr. 1711 in München, † 1775. Seine „Kurzgefaßte Geschichte der Herzoge von Baiern“ (Regensburg 1767) liefert den Beweis, wie vernachlässigt in Baiern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Pflege der deutschen Sprache war. Auch an wissenschaftlichem Gehalt steht die genannte Schrift, sowol Text als Urkundenbuch, hinter den bairischen Geschichtswerken des 17. Jahrhunderts zurück. In Fischer's Erbfolgegeschichte des Herzogthums Baiern (S. 124) findet sich übrigens die Behauptung, daß Jos. Euchar Freiherr v. Obermayr der wirkliche Verfasser der „Kurzgefaßten Geschichte rc.“ sei. — (Baader, Das gelehrte Baiern S. 6.) Heigel.

Affelmann: Johannes A. oder von Affeln, lutherischer Theolog, geb. zu Soest in Westfalen 25. Nov. 1588, als Sohn eines dortigen Patriciers und Rathsherrn Heinrich v. A.; studirte seit 1603 in Marburg unter den beiden eifrigen Lutheranern Winkelmann und Mentzer, dann seit 1605 in Gießen, zuletzt seit 1607 in Rostock, wurde hier 1609 als 21jähriger Jüngling Dr. und Prof. der Theologie und wirkte als solcher bis zu seinem Tod 28. Febr. 1624, geachtet von den Zeitgenossen als ein Mann von großem Wissen und Scharfsinn, als Theolog von tadelloser Rechtgläubigkeit, von großer Rührigkeit, litterarischer Fruchtbarkeit und polemischer Schlagfertigkeit. Während sonst in Rostock zu jener Zeit eine mildere, biblisch-praktische Richtung vorherrschte, die besonders in den beiden Tarnow und den beiden Quistorp ihre Vertreter hatte, so repräsentirte A. dort die strengorthodoxe Schul- und Streittheologie, die in den meisten lutherischen Facultäten des 17. Jahrhunderts die herrschende war. Lebhaft betheiligte er sich mit einer Menge von Schriften und Dissertationen an den theologischen Zeit- und Streitfragen über die Person Christi, über Ubiquität und Ständelehre, Höllenfahrt, Taufe und Abendmahl rc., wie an der Polemik wider Katholiken und Calvinisten, Chiliasten und Enthusiasten. Als 1618 Herzog Hans Albrecht bei seiner Vermählung mit einer Tochter des Landgrafen Moritz gleich diesem „Verbesserungen“ in einigen Kirchen vornehmen, das Brotbrechen einführen, Bilder und Altäre wegnehmen und dies durch seinen Hofprediger Rhuelius vertheidigen ließ, da richtete A. gegen diesen eine heftige Streitschrift, die auch den Herzog traf und ihn zu einer Beschwerde bei der Universität veranlaßte. Aber A., gestützt auf die größere Partei, welche mit dem Herzog Adolf Friedrich gegen diese Schritte zur Annäherung an die reformirte Kirche

war, fuhr in seiner Polemik mit großer Heftigkeit fort bis an seinen vielleicht dadurch beschleunigten frühen Tod. Eine Sammlung seiner Schriften („Syntagma exercitationum acad.“) hat noch 50 Jahre nach seinem Tode im J. 1674 Dr. Georg Möbius in Leipzig herauszugeben sich veranlaßt gefunden, in zwei Quartbänden, wovon der erste die „Scripta polemica“, der zweite „S. exegetica“ u. A. enthält; die Einleitung bietet eine kurze Lebensbeschreibung des Verfassers. Vgl. außerdem Tholuck, Akad. Leben; Krabbe, Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks S. 33 ff. Wagenmann.

Affry: Graf Ludwig August Philipp d'A., schweizerischer Staatsmann und Militär, geb. 1743 in Freiburg, † 26. Juni 1810. Sein Vater Graf Ludwig August Augustin, geb. 1713, † 1793, Generaloberster der Schweizer in französischen Diensten und 1759 französischer Gesandter im Haag, stammte aus einer alten Patricierfamilie, aus welcher in den beiden letzten Jahrhunderten mehrere Glieder sich im französischen Kriegs-, andere im vaterländischen Staatsdienst ausgezeichnet. A. trat schon 1757 in französische Militärdienste und durchlief in rascher Reihenfolge alle militärischen Grade bis zum Generallieutenant, in welcher Stellung er während der ersten Jahre der französischen Revolution ein Armeecorps am Oberrhein befehligte, bis der 10. Aug. 1792 seine wie seines Vaters militärische Laufbahn beschloß und ihn zur Rückkehr in sein Vaterland veranlaßte. Ende 1797 kurz vor dem Ausbruch der helvetischen Revolution in den freiburgischen Großen Rath und darauf zum Befehlshaber der dortigen Truppen gewählt, sah er bei dem raschen Ausbruch der Revolution im französischen Theil seines Heimathsortes die Erfolglosigkeit eines bewaffneten Widerstands sofort ein, bestrebte sich daher vielmehr durch Mäßigung einen Bürgerkrieg zu verhüten und zog sich darauf, nachdem Freiburg am 2. März 1798 ohne Schwertstreich capitulirt hatte, aus dem Staatsleben zurück. Erst als Napoleon, um die Schweiz aus dem Zustande fünfjähriger Anarchie und dem Bürgerkrieg zu retten, im Sept. 1802 deren Vermittlung übernahm, trat A. und zwar in sehr bedeutender Stellung wieder in demselben auf. Von seinen Mitbürgern in die sog. helvetische Consulta gewählt, mit welcher Napoleon in Paris den Plan einer neuen Verfassung für die Schweiz berieth, stand er in derselben an der Spitze der Föderalisten und war durch die Mäßigung, Ruhe und Würde seines Charakters, durch seine maßvolle ebensoweit von dem revolutionären Treiben der sog. Patrioten, als den Reactionsplänen der Berner Patricier entfernte politische Gesinnung, endlich durch seine Anhänglichkeit an Frankreich, an dessen Schicksal nun einmal auch dasjenige der Schweiz geknüpft war, vorzugsweise zur Bekleidung der ersten Stelle in dem neu constituirten schweizerischen Staatswesen geeignet. Ihn ernannte daher Napoleon zum ersten Landammann der Schweiz mit sehr ausgedehnten Vollmachten und A. verstand es dann auch die neue (sog. Mediators-) Verfassung (vom 19. Febr. 1803), welche auf dem Föderativprincip, zugleich aber auf der Anerkennung der Volkssouveränetät und der Gleichheit politischer Rechte beruhte, ohne wesentliche Störungen durchzuführen und damit den Grund zu einer zehnjährigen Periode äußern und innern Friedens und materiellen und geistigen Fortschritts zu legen, welche erst mit dem 29. Dec. 1813 infolge des Durchmarsches der Verbündeten endete. Nachdem A. der ersten Versammlung der Tagsatzung im Juli 1803 zu Freiburg seine außerordentlichen Vollmachten zurückgegeben hatte, trat er am 1. Jan. 1804, wo die Directorialleitung an Bern überging, auch von der Landammannswürde zurück und bekleidete fortan die Stelle eines Schultheißen seines Heimathscantons. Neben andern untergeordneten Geschäften ward er aber auch während dieser Zwischenzeit mit zwei wichtigen eidgenössischen Missionen betraut, zuerst im Dec. 1804 als Chef der Deputation zur Beglückwünschung Napoleon's anläßlich seiner Kaiser-

krönung, dann im J. 1805, bei der Eröffnung der österreichischen Krieges durch seine Abordnung an Napoleon nach Straßburg, behufs Auswirkung der Wahrung der schweizerischen Neutralität. Diese letztere Mission war für A. um so peinlicher, ist aber ein um so schöneres Zeugniß für seine republikanische Gesinnung, als die Tagsatzung entgegen dem Willen Napoleon's nicht A., sondern Wattenwyl zum Befehlshaber des zur Deckung der schweizerischen Grenze aufgestellten Armeecorps gewählt hatte, und A. nun zugleich den darüber aufgebrachten Kaiser beschwichtigen mußte. Am 1. Jan. 1809 wurde A. nach Ablauf des ersten sechsjährigen Directorialcyclus wieder für ein Jahr Landammann der Schweiz, diesmal jedoch nicht mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet. Seine letzte politische Wirksamkeit war seine Abordnung als Vertreter der Schweiz an Napoleon bei dessen Vermählung mit Marie Louise im April 1810, bei welchem Anlaß ihn Napoleon mit Gunstbezeugungen überhäufte und mit einem Jahrgehalt von 1800 Livres beschenkte. Eben von dieser Mission zurückgekehrt und im Begriff, der in Bern versammelten Tagsatzung über dieselbe Bericht zu erstatten, starb A. vom Schlage getroffen.

A. ist ohne Zweifel der um die Schweiz verdienteste Staatsmann der Mediatorszeit, vielleicht des 19. Jahrhunderts überhaupt. Obschon er weder durch Geist noch durch Kenntnisse besonders hervorragte, so hat er doch in der ihm von Napoleon zur Zeit des tiefsten Unglücks der Schweiz angewiesenen Stellung durch richtige, consequente Durchführung der Gedanken des Vermittlers, durch versöhnliche und maßvolle Politik eine neue, glücklichere Epoche der Schweiz inaugurirt, deren Fortdauer ihr viele jener Umwälzungen und Krisen erspart haben würde, welche die mit ihrem Sturz im Jahre 1814 aufgekommene Restaurationsherrschaft veranlaßte.

Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert, Aarau 1812. Gérard, Oraison funèbre de son Excellence le landamman d'Affry, Fribourg 1810 (deutsch Zürich 1810). Gisi.

Affsprung: Johann Michäel A., Pädagog und Popularschriftsteller, geb. 21. Oct. 1748 zu Ulm, † ebendaselbst 21. März 1808. Unter den Männern, welche die Ideen der Aufklärung in Deutschland ausbreiteten, nimmt A. wegen des scharfen Ausdrucks, welchen diese Zeitrichtung in seiner eigenartigen Persönlichkeit fand, keine ganz unbemerkenswerthe Stelle ein. Mit dem Selbstbewußtsein eines Autodidakten die Unterstützungen und Aussichten verschmähend, welche sich ihm in seinem Geburtsorte, wie er mit kosmopolitischer Geflissentlichkeit die Vaterstadt nannte, darboten, pilgerte er als zweiundzwanzigjähriger Jüngling beruflos in die Welt hinaus, immer mit dem Muth gestraft, sie bessern zu wollen, während er die Ebnung seiner Wege den erfinderischen Bemühungen edler Freunde — sie erwuchsen ihm aus dem Anschluß an einen bekannten Orden — überließ. 1770 Hauslehrer in Wien, 1771 Professor der deutschen Litteratur in Saros Patak. 1774 durch den Antheil an einer freimüthigen Schrift über den Zustand der Gelehrsamkeit in Wien genöthigt, Oesterreich zu verlassen, reiste er über Karlsruhe, wo er mit Klopstock bekannt wurde, nach Dessau zu Basedow, dessen geräuschvolles Betreiben einer an sich guten Sache ihm jedoch eine bleibende Verbindung zur Unmöglichkeit machte. Nach einem längeren Aufenthalte in Holland, dessen Verfassung und Geschichte ihn anzog, landete er wieder in Wien, knüpfte daselbst einflußreiche Verbindungen, welche ihm den Posten eines Registraturadjuncten der Herrschaftstube in Ulm erwarben, gab aber diese Stelle bald wieder auf und gründete eine Erziehungsanstalt in Heidelberg. 1791 von den Wogen der französischen Revolution, für deren Ideen er anfänglich glühte, nach St. Gallen und Lindau verschlagen und aus letzterem Orte von den Oesterreichern ausgewiesen, dann Secretär der helvetischen Re-

gierung, in welcher Eigenschaft er mit der Deportation Lavater's beauftragt wurde und eine Gefangenschaft im Hauptquartiere des Generals Massena ausstand, hierauf Hauslehrer in Neufchatel und St. Gallen, endete er sein unstetes Leben als Professor der griechischen Litteratur in Ulm. — Das Beste, was er geschrieben hat, sind wol die Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft und die Briefe über die vereinigten Niederlande, sowie die Bemerkungen über die Abhandlungen König Friedrichs von der deutschen Litteratur, eine Schrift, die ihn an die Seite Jerusalem's und Möser's stellt. Seine patriotische „Vorstellung an seine liebe Obrigkeit", Frankf. 1776, in welcher er einen auf Rousseau gegründeten Realismus empfiehlt oder besser befiehlt, trug „dem sich publice ungebetten aufgeworfenen unverjohrnen Reformatori Gymnasii Ulmensis" trotz der enthusiastischen Anzeige Schubart's ein scharfes obrigkeitliches Mißfallen ein. Affsprung's Geistesrichtung war eine durchaus nüchterne: was sich nicht der sinnlichen Wahrnehmung und dem praktischen Verstande empfahl, hatte für ihn keinen Werth, Schöpfungen der Phantasie ließen ihn kalt, über religiöse Dinge zu spotten, gewöhnte er sich erst in späteren Jahren ab. Was ihn als Erzieher auszeichnet, ist die achtunggebietende Opposition gegen die Schlaffheit des Zeitalters, wobei er sich freilich in den denkbar herbsten Formen gefiel, wie er auch von der Plattheit der Basedowschen Richtung nicht freizusprechen ist.

Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland IX. 100; Schmid, Joh. Mich. Affsprung, in den Württb. Jahrbüch. Jahrg. 1865 S. 277 ff.

Fr. Pressel.

Agdollo: Peter Alosius d'A., Marquis, Sohn des Gregorio d'Agdollo, eines Kaufmanns zu Venedig und kursächs. Residenten bei der dortigen Republik, trat in kursächs. Militärdienste, machte den 7jährigen Krieg mit, wurde 1768 Major, 1769 Flügeladjudant des Prinzen Xaver und Obrister der Schweizergarde. Er hatte sich am 6. Juni 1764 mit der Wittwe des Feldmarschalls Rutowski (eines natürlichen Sohnes August des Starken), einer geb. Fürstin Lubomirska vermählt, doch ward dieses Ehebündniß auf Wunsch der letzteren geheim gehalten, weil sie ihren Rang bei Hofe nicht einbüßen wollte. Er führte deshalb einen eigenen Hausstand, lebte aber bei der geringen jährlichen Pension von 600 Thlrn. auf großem Fuße und machte sich durch seinen Aufwand und Verkehr mit angesehenen Personen am Hofe sehr bemerkbar. Schon Prinz Xaver hatte ihn zu geheimen Missionen gebraucht und die Kurfürstin-Wittwe, Marie Antonie, eine Tochter Kaiser Karls VII. und Mutter des regierenden Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, ihn bei ihrer Abwesenheit von Dresden mit mancherlei Aufträgen betraut. Namentlich benutzte sie ihn im J. 1776 zu geheimen Verhandlungen mit den Ministern ihres Sohnes, als es sich darum handelte, ihre für 200000 Thlr. in Rom und den Niederlanden versetzten Juwelen einzulösen und sie von einer Schuldenlast von mehr als 700000 Thlrn. durch Abtretung ihrer künftigen, auf viele Millionen angeschlagenen Ansprüche an den Allodial-Nachlaß des kinderlosen Kurf. Max Joseph von Baiern an ihren Sohn zu befreien. Der Marquis war zwar durch offene Zurücksetzung bei Beförderung gegen den Kurfürsten, besonders dessen Günstling, den Grafen Marcolini, sehr erbittert, aber Intrigant wie er war, spielte er doch doppeltes Spiel, verkehrte mit Marcolini viel und theilte geheim zu haltende Briefe der damals im Auslande lebenden Kurfürstin-Wittwe über diese Angelegenheit an ihn den sächs. Ministern mit, daneben jedoch bat er den König von Preußen um Anstellung und bot sich ihm als Spion an, scheint auch Verbindungen mit Wien gehabt und der Kaiserin Maria Theresia, welche ebenfalls entfernte Ansprüche auf jenen Nachlaß hatte, die der Kurfürstin gegen hohe Summen angeboten zu haben.

Großes Aufsehen erregte daher seine am 16. Sept. 1776 erfolgte plötz-

liche Verhaftung und Abführung auf die Festung Königstein; er blieb bis an seinen am 27. Aug. 1800 erfolgten Tod Staatsgefangener. Der Grund seiner Verhaftung wurde als tiefes Geheimniß behandelt. Sogar seinen Ministern verschwieg der Kurfürst die Ursache und die Gesandten auswärtiger Mächte vermochten, wie ihre Berichte lehren, ihren Höfen nichts als Gerüchte darüber mitzutheilen. Nur der Kurfürst und dessen Mutter, auf deren Anregung die Verhaftung erfolgte, kannten d'Agdollo's Vergehen. Der Kurfürst erklärte auch seinen Ministern, daß die Sache nur ihn persönlich angehe, nichts mit jener Erbschaftsangelegenheit zu thun habe und deshalb nicht vor den Staatsrath gehöre. Es sind keine Untersuchungsacten vorhanden, sind nach Allem auch nicht geführt worden. Ein katholischer Geistlicher scheint den Gefangenen vernommen und dessen Aussagen mündlich dem Kurfürsten hinterbracht zu haben, sodann von dem Kanzler der Landesregierung auf Grund mündlicher Mittheilung des Kurfürsten über d'Agdollo's Vergehen und Aussagen ein Gutachten über die Strafbarkeit und Strafart abgegeben worden zu sein und darauf der Kurfürst selbst seine Verurtheilung zu lebenslänglicher Festungshaft gefällt zu haben.

Ein Theil der einschlagenden Correspondenz zwischen dem Kurfürsten und seiner Mutter, namentlich ein Schriftstück des Marquis, das Schmähungen und Drohungen enthalten haben mag, scheint vom Kurfürsten selbst vernichtet worden zu sein. Der Marquis hat sich niemals, selbst nicht in einem auf dem Sterbelager geschriebenen noch vorhandenen Briefe an den Kurfürsten, den er diesem nach seinem Tode zu übergeben sorgsam anordnete, über widerfahrenes Unrecht beklagt.

Weber, Beiträge zur Lebensgeschichte der Kurfürstin Marie Antonie Walpurgis, Bd. IV.

Gautsch.

Agilfrid: (Agelfredus, Egelfredus), ein Franke von vornehmer Herkunft, geb. am Anfang des 8. Jahrhunderts, Mönch von Elno, Abt von St. Bavo zu Gent und 765 Bischof des i. J. 714 von Maestricht nach Lüttich verlegten tongrischen Bisthums. Er war an Karls des Gr. Hofe sehr angesehen und erhielt vom Könige manche Privilegien für sein Stift. Seiner Huth ward einer Angabe der Jahrbücher des Kl. Lobbes zufolge der besiegte Longobardenkönig Desiderius mit seiner Gemahlin Ansa übergeben. Auch scheint er bei der Bekehrung Sachsens und zwar in den Bezirken von Osnabrück betheiligt gewesen zu sein und nach nicht unglaubwürdiger Ueberlieferung hat er an dem genannten Orte eine Kirche gegründet. Er ist im J. 787 gestorben.

Alberdingk Thijm.

Agnes von Poitiers, Gemahlin Kaiser Heinrichs III., war die Tochter Herzog Wilhelms V. des Großen von Aquitanien, des mächtigsten Herren im Westfrankenreiche, † 1077. Da Heinrichs III. erste Gemahlin, die Dänin Gunhild, am 18. Juli 1038 in Italien gestorben war, schritt der König zu einer neuen Ehe mit A.; wie es scheint, wurde dieselbe durch Vermittlung der Cluniacenser zu Stande gebracht. Nachdem Heinrich im Oct. 1043 seine Braut an den Grenzen Burgunds empfangen, wurde dieselbe in Mainz gekrönt und Ende Nov. die Hochzeit mit ungewöhnlicher Pracht in Ingelheim gefeiert. Als Heinrich 1046 nach Italien zog, begleitete ihn A. und empfing mit ihm am Weihnachtstage in Rom durch Papst Clemens II. die kaiserliche Krone. Sie gebar zunächst drei Töchter: Mathilde, welche 1059 mit dem Herzoge Rudolf von Schwaben vermählt wurde, aber schon ein Jahr später starb, Judith oder Sophie, welche in erster Ehe den König Salomo von Ungarn († 1097), in zweiter den Herzog Wladislaw I. von Polen zum Gemahl hatte, und Adelheid, die Aebtissin von Quedlinburg wurde; endlich am 11. Nov. 1050 wurde Heinrich IV. geboren, ein zweiter Sohn, Konrad (1052), starb nach drei Jahren. — Nach dem Tode

Heinrichs III. (5. Oct. 1056) fiel A. die schwere Aufgabe zu, die Regentschaft des Reiches als Vormünderin ihres Sohnes zu führen; Papst Victor II., dem der sterbende Herrscher die Sorge für Weib und Kind anvertraut hatte, stand ihr treu zur Seite, starb aber bereits im Juli 1057. A. war schön und gebildet, aber von sanftem und weichem Charakter; sie war durchaus nicht im Stande, die Herrschaft mit dem nöthigen Nachdruck zu führen. Sie versuchte daher, durch Nachgiebigkeit die Fürsten zu gewinnen und die Ruhe im Reiche zu wahren. Dem Herzog Gottfried dem Bärtigen von Oberlothringen wurde bereits im J. 1056 die reiche Erbschaft seiner Gemahlin Beatrix, der Wittwe des Markgrafen Bonifacius von Toscana zugestanden und zugleich, wie es scheint, der künftige Besitz von Spoleto, Camerino und Niederlothringen zugesichert. Das Herzogthum Baiern, welches ihr Heinrich III. übergeben hatte, gab sie 1061 aus ihrer Hand an Otto von Nordheim, Schwaben erhielt 1057 Rudolf von Rheinfelden, den A. noch durch verwandtschaftliche Bande an die Königsfamilie zu knüpfen suchte, Kärnthen 1061 Berthold von Zähringen, alles Männer, welche späterhin die Hauptgegner Heinrichs IV. waren. Unselbständig, wie die Kaiserin war, scheint sie meist dem Rathe der Fürsten gefolgt zu sein, außerdem war sie leicht geneigt, Günstlingen allzuviel Einfluß zu gestatten; eine Zeit lang stand ihr Bischof Günther von Bamberg nahe und später besonders der Bischof Heinrich von Augsburg. Nach außen hin war die Regentschaft der Kaiserin unglücklich. Ihr Schwiegersohn Salomo wurde aus Ungarn vertrieben, nachdem ein ihm zur Hülfe gesandtes Heer geschlagen worden war; auch die italienischen Verhältnisse nahmen durch Agnes' Energielosigkeit eine üble Wendung. Nachdem Gottfrieds Bruder, Papst Stephan X., dessen Ernennung A. nachträglich gebilligt hatte, gestorben war, wurde mit ihrer Einwilligung Nicolaus II. erwählt und dessen vom römischen Stadtadel erhobener Gegenpapst Benedict verdrängt. Nicolaus belehnte die Normannen mit Apulien und Calabrien; vielleicht deshalb wurde er im Sommer oder Herbst 1060 von einer deutschen Synode abgesetzt. Aber man that keine Schritte, durch Ernennung eines Nachfolgers der Maßregel Geltung zu verschaffen. Als dann Alexander II. ohne Genehmigung der Kaiserin mit Hülfe der Normannen den päpstlichen Stuhl bestieg, ließ dieselbe zwar am 28. Oct 1061 in Basel den Bischof Cadalus von Parma zum Papste erheben, war aber nicht im Stande, denselben nach Rom zu führen und Alexanders Sturz zu bewirken. Die Schwäche, welche A. an den Tag legte, veranlaßte endlich eine Verschwörung der deutschen Großen, an deren Spitze der Erzbischof Anno von Köln stand; das Regiment der Kaiserin sollte gestürzt werden, das der Fürsten an seine Stelle treten. So wurde denn im Mai 1062 in Kaiserswerth Heinrich seiner harmlosen Mutter geraubt. Nichts beweist klarer die Hülflosigkeit der Kaiserin, als der Umstand, daß sie keinen Versuch zum Widerstande machte; sie zog sich auf ihre Güter zurück und gab sich ganz frommen Uebungen hin, denen sie sich schon früher zugeneigt hatte. Bald begab sie sich über das Kloster Fructaria nach Rom, nachdem sie damals oder schon früher den Schleier genommen. Hinfort hat A. keinen wirksamen Einfluß mehr auf die deutschen Geschicke ausgeübt, wenn sie auch noch öfters über die Alpen kam. So finden wir in den ersten Zeiten der Selbständigkeit Heinrichs IV. (1065) häufig ihren Namen in den Urkunden genannt, auch 1067 war sie in Deutschland; 1072 erschien sie, begleitet von einer großen Schaar von Mönchen, um Heinrich mit Rudolf von Schwaben auszusöhnen und ebenso 1074 in Begleitung der päpstlichen Legaten. Wahrscheinlich wollte sie damals ihren Sohn den Wünschen und Forderungen Gregors VII. günstig stimmen. Denn wie A. schon früher die engsten Beziehungen zu Cluny gehegt hatte, so schloß sie in Rom sich völlig dem Kreise Hildebrands an; ihr vertrauter

Freund war der Cardinal Peter Damiani, jener strenge Eiferer für Askese, von welchem wir noch mehrere an sie gerichtete Briefe besitzen. So sehr beherrschten die religiösen Gedanken die Kaiserin, daß sie selbst jener Fastensynode am 22. Febr. 1076 beiwohnte, auf welcher Gregor den Bannfluch gegen ihren Sohn schleuderte. Nachdem sie noch den Tag von Canossa und die Wahl Rudolfs zum Gegenkönige erlebt hatte, erlag ihr von Fasten und Kasteiungen fast ganz aufgezehrter Körper einem Fieberanfall, am 14. Dec. 1077; sie wurde in St. Peter, in der Kapelle der heiligen Petronella bestattet. Th. Lindner.

Agnethler: Michael Gottlieb A., Botaniker und Numismatiker, geb. in Hermannstadt 10. Juni 1719, † in Helmstädt 15. Juni 1752; ein Siebenbürger Sachse, dessen Familie ursprünglich Lang hieß und in Herrmannstadt lebte, aber aus dem sächsischen Marktflecken Agnethler stammte. Er studirte 1742 in Halle, ward daselbst 1750 zum Dr. der Philosophie und 1751 der Medicin promovirt und in die kaiserl. Akademie der Naturforscher aufgenommen; bald nachher zum öffentl. Lehrer der Beredsamkeit, Alterthümer und der Dichtkunst nach Helmstädt berufen, starb er schon in seinem 32. Jahre. Gleichwol hat er eine Reihe verdienstlicher Schriften, meistens botanischen und numismatischen Inhaltes herausgegeben (vgl. Trausch, Siebenb. Schriftstellerlex.). Die ersteren sind jedoch nur Ausgaben und Bearbeitungen Linné'scher Schriften. Unter den letzteren sind seine Arbeiten über Joh. Heinr. Schulze's und Martin Schmeizel's Sammlungen („Beschreibungen des Schulzischen Münzkabinets", 4 Th. 1750—51 ꝛc.) hervorzuheben. Schuler-Libloy.

Agobardus, Erzbischof von Lyon, † 6. Juni 840. Dem Namen nach fränkischer oder burgundischer Abkunft, wird uns A., wenn wir von unsichern Nachrichten absehn, zuerst 792 genannt; er kam damals nach Lyon, wo die Erzbischöfe Ado und (seit 797) Leidrad im Sinne Karls d. Gr. für Kirche und Schule wirkten und das wissenschaftliche Leben erneuerten. Unverkennbar ist der Einfluß Leidrads auf A., der jenem erst als Chorbischof zur Seite stand und 816 als Erzbischof folgte. Wird auch A. in den Quellenschriften jener Zeit häufig genannt, so sind es doch noch mehr seine eigenen Schriften, welche uns ein Bild von seinem Leben und Wirken geben. Wie A. sein erzbischöfliches Regiment mit der Veröffentlichung eines Hirtenbriefes De modo regiminis ecclesiastici begann, so hat er auch in der Folge seine lebhafte und durchaus auf das Leben gerichtete Theilnahme an allen Staat oder Kirche damals bewegenden Fragen durch eine Reihe von Gelegenheitsschriften des mannigfaltigsten Inhalts bekundet. Diese Schriften, am besten von Baluze herausgegeben, zeichnen sich zumeist aus durch übersichtliche Anordnung des Stoffes, durch Klarheit des Gedankens und des Ausdrucks, durch lebendigen, nöthigenfalls auch kräftigen und scharfen Ton, durch Correctheit des Lateins, wie es damals geschrieben wurde. Sie zeugen von Belesenheit in der Bibel, den Kirchenvätern (namentlich Augustin), den Concilacten und Canones, und erheben sich doch über die Compilation zu selbständiger Behandlung der Themen. Sie lassen uns endlich A. als einen vielseitig gebildeten, für seine Zeit recht aufgeklärten, von der Hoheit seines Berufs und seiner Stellung durchdrungenen, für seine Ueberzeugung und Sache mit Wärme, ja schließlich mit Leidenschaft eintretenden Mann erkennen. A. geißelt z. B. den Aberglauben, daß Menschen Unwetter heraufbeschwören können, verwirft die Ordalien als Trugwerk und Versuchung der Herrn, eifert, ohne dabei die Päpste zu schonen, gegen den Bildercultus. Als der nach Lyon verwiesene Felix von Urgel hier 818 starb, gab eine von ihm hinterlassene Schrift A. Anlaß, nochmals die sog. adoptianischen Lehren zu bekämpfen. Seine heftigen Angriffe gegen die Juden galten nicht allein der Ueberhebung, der sie sich, auf ihren Reichthum und auf ihre Verbindungen mit

dem Hofe gestützt, schuldig machten, eben so sehr ihrem Glauben, für den sie sogar Propaganda zu machen angeklagt wurden. Noch mehr ging A. auf dogmatische Fragen und gelegentlich auf philosophische Probleme ein in einer Discussion mit Fredegisus, dem gegenüber er den Versuch machte, in freierer Auffassung des Inspirationsbegriffes in der h. Schrift das Werk Gottes und die Zuthat der Menschen von einander zu scheiden. Noch weit schlagfertiger als bei derartigen Fragen, zugleich dann auch entschiedener und bis zum Fanatismus consequent, zeigte er sich, als es sich unter Ludwig dem Frommen um die Stellung des Clerus zur Laienwelt und um die Beziehungen zwischen Staat und Kirche handelte, und da griff er nicht allein mit Rede und Schrift, sondern auch mit Thaten in die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse ein. Als sich nämlich die Geistlichkeit schon mächtig genug fühlte, um eine allgemeine Restitution des säcularisirten Kirchenguts anzustreben, da war es A., der solchen Forderungen auf einer Synode zu Attigny 822 Ausdruck gab. Diese Sache und überhaupt alle Ansprüche seines Standes hat er auch ferner auf Reichstagen und Synoden, so wie in den Schriften „De dispensatione rerum ecclesiasticarum, de iure et privilegio sacerdotii“ u. a. verfochten, ohne der Verleumdungen und Anfeindungen zu achten, die er sich seitens der Laienwelt zuzog. Und ohne Zweifel hat er auf der Lyoner Reformsynode von 829 dasselbe Progamm aufstellen lassen, wie das uns von der gleichzeitigen Pariser Synode bekannte, welches für die geistliche Gewalt den Vorrang vor der weltlichen beansprucht. Von dem Grundsatz ausgehend, daß, wer wider die Kirche handle, sich gegen Gott versündige, wobei ihm jedoch der Papst nur insoweit als Autorität in der Kirche gilt, als er sich in Einklang mit dem fränkischen Episcopat findet und diesem gleichsam als Organ dient, hat A. wesentlich dem gewaltigen Umschwung in dem Verhältniß der beiden Gewalten zu einander vorgearbeiett, der sich im Laufe des 9. Jahrhunderts vollzieht. Und in diesem Sinne hat er auch in die großen politischen Fragen seiner Zeit eingegriffen. In der Vorstellung aufgewachsen, daß es wie eine einheitliche Kirche, so auch einen einheitlichen Staat geben müsse, nahm er lebhaften Antheil an der die Reichseinheit bezweckenden Aachener Acte von 817. Er ging in dem „Liber adversus legem Gundobadi“ noch einen Schritt weiter und verlangte die Aufhebung des burgundischen Volksrechts, auf daß in dem Kaiserreiche fortan nur Ein Recht bestehe, wie ja auch nur das Eine Sittengesetz Christi Geltung habe. Folgerechter Weise widersetzte er sich dann den Plänen der K. Judith, die Acte von 817 zu Gunsten des nachgebornen Karls umzustoßen. Zwar erfahren wir nicht, daß A. schon 830 an der ersten Erhebung der älteren Söhne gegen den Vater persönlichen Antheil genommen habe; aber als in den nächsten Jahren das Treiben der Kaiserin das Reich immer mehr mit Verwirrung und Auflösung bedrohte, ergriff A. ebenso entschieden als offen Partei für den seit 817 zum Mitkaiser erhobenen Lothar. Noch einmal beschwor er 833 Ludwig in der „Epistola flebilis“, die ihm einst von Gott eingegebene und von allen beschworene Ordnung nicht über den Haufen werfen zu lassen. Es war um die Zeit, da Gregor IV. von der Partei Lothars nach Gallien geführt worden war, um für die von seinen Vorgängern gutgeheißene Acte von 817 einzutreten. Daß der Papst eben nur dazu berechtigt und in diesem Falle noch vielmehr dazu verpflichtet sei, daß ihm also auch Gehorsam geschuldet werde, das suchte A. in einem weitern Schreiben „De comparatione utriusque regiminis“ dem Kaiser darzulegen. All sein Trachten ging dabei auf Beilegung des Zwistes ohne Blutvergießen; aber ebenso von der Nothwendigkeit der Reichseinheit überzeugt, wie davon, daß die geistliche Autorität in Stellvertretung Christi auch über die höchste weltliche Gewalt zu richten berufen sei, schreckte er nun auch vor den äußersten Folgerungen nicht mehr zurück. Nachdem auf dem Lügenfelde die Würfel gefallen,

trachtete er, uneingedenk aller ihm von Ludwig erwiesenen Gnaden und ohne Begeisterung für Lothar, dahin, die Erhebung des Sohnes durch die Erniedrigung des Vaters zu sichern. A. hat neben Ebbo von Rheims vorzüglich Antheil an der Ludwig, damit ihm die Rückkehr auf den Thron verschlossen bleibe, zu Soissons auferlegten Buße. Darob angegriffen, wollte er sich in dem „Liber apologeticus" rechtfertigen. Noch einmal sucht er in diesem Pamphlet das Recht der Söhne, sich gegen den Vater zu empören, darzuthun und möchte zugleich die eigene Schuld beschönigen durch die heftigste Anschuldigung der K. Judith, gegen die er in blindem Eifer noch immer den Vorwurf des Ehebruchs und andrer Schandthaten erhebt, von dem sie sich längst gereinigt hatte. Diese letzte politische Flugschrift des A. läßt ihn nicht mehr als redlichen und ruhigen Vertreter seiner Ueberzeugung, sondern als Fanatiker einer Parteisache erscheinen. Als schon nach kurzem Ludwig wieder an das Regiment kam, mußte A. sich mit Lothar nach Italien flüchten. Wiederholt von dem alten Kaiser vorgeladen, stellte er sich nicht, scheint aber doch nicht förmlich abgesetzt worden zu sein. Nach zwei Jahren finden wir ihn schon wieder unangefochten in der Umgebung Ludwigs. Er begleitete denselben wahrscheinlich 839 auf dem Zuge nach Aquitanien und blieb dann nach des Kaisers Aufbruch im Gefolge Karls: so starb er in Saintonge am 6. Juni 840. Von seinem Wirken in dem eigenen Sprengel hören wir nichts mehr, seitdem er in das Treiben der politischen Parteien hineingerissen ward, das letzte Mal 830. Aber die Lyoner Kirche hat ihn doch als Heiligen verehrt. Sickel.

Agrell: Johann A., Capellmeister und Instrumentalcomponist, geb. zu Löth in Ostgothland 1. Febr. 1701, † 19. Jan. 1767 (nach Angabe des Nürnb. Stadtarchivs). Nachdem er zu Linköping und auf der Universität zu Upsala wissenschaftliche Studien getrieben und in der Musik sich ausgebildet hatte, kam er 1723 als Kammermusikus nach Cassel, von wo aus er, während seines 22jährigen Aufenthaltes daselbst, verschiedene Kunstreisen machte und auch Italien besuchte, bis er 1746 Capellmeister zu Nürnberg wurde, wo er starb. Seine ehedem vielgespielten Instrumentalwerke sind gut und correct gesetzt, in der Erfindung aber nur mittelmäßig (Burney). Gedruckt sind 6 Symphonien, 10 Clavierconcerte, Sonaten für Violine mit Begleitung und für Clavier mit Traverso oder Violine, auch Flötensoli, sämmtlich zu Nürnberg. Breitkopf & Härtel besaßen noch im Manuscript einige Symphonien, verschiedene Sammlungen Concerte und Sonaten für Clavier und desgl. für Violine, eine Partite für Streichinstrumente mit Hörnern. Auch soll er einige Serenaten, sowie auch Cantaten, Magnificats und andere Kirchenstücke hinterlassen haben. v. Dommer.

Agricius: Matthias A., geb. in Wittlich, lebte um 1570, Licentiat der Rechte und Professor zu Köln, zog sich darauf in die Abtei Hemmerode zurück. Er schrieb in lat. Versen „Monasterii Hemmerodensis antiquitatum monumenta" und „Vita s. Heriberti Archiepisc. Colon." (Vergl. Harzheim's Biblioth. Colon. 239 und den trier'schen Adreßkalender f. 1843 S. 103.) Kraus.

Agricola: Alexander A., manchmal auch nur unter seinem Vornamen Alexander vorkommend, berühmter niederländischer Tonmeister, Schüler des Okenheim, um 1500 blühend. Wiewol Zeitgenossen und Nachkommen (Gafurius, Pietro Aron, Seb. Heyden und andere) ihn häufig anführen and zu den angesehensten Meistern des Josquin'schen Zeitalters zählen, wissen wir von seinem Leben doch nur sehr wenig; nicht einmal sein Geburts- und Todesjahr sind bekannt, doch lassen sie sich wenigstens annähernd und nicht ohne Wahrscheinlichkeit bestimmen. Er stand als Capellsänger in Diensten des Erzherzogs Philipp von Oesterreich, Regenten der Niederlande, und folgte dem Erzherzoge 1505 nach Spanien. Als Philipp 1506 starb, wird A. bei dessen Nachfolgern Fer-

dinand von Aragonien und Karl V. in Diensten geblieben sein; aus einigen seinen Tod beklagenden Versen (vgl. Gerber im alten Lexikon) geht hervor, daß er 60 Jahre alt zu Valladolid gestorben ist. Indem der spanische Hof sich 1527 bei Philipps II. Geburt zu Valladolid befand, mag auch Agricola's Tod in diesem Jahre erfolgt sein; dann wäre 1467 sein Geburtsjahr. Auch seine Werke und sonstige Kunstthätigkeit sind wenig bekannt; in jenen Versen wird er Clarus vocum manuumque genannt, woraus man schließen möchte, daß er auch Instrumentist gewesen sei. Die meisten seiner Tonsätze sollen sich in spanischen Bibliotheken befinden, eine Anzahl ist gedruckt in den frühesten Publicationen des Ottavio Petrucci zu Venedig, nämlich: Motetten 3 voc. in den 33 Motetten von 1502, und im 4. Buche von 1505; verschiedene Gesänge 4voc. in den Canti cento cinquanta ebd. 1503; 5 Messen, ebd. 1504 (die Titel bei Becker); Lamentationen 3- und 4voc. im 1. Buche der Lamentationen ebd. 1506; ferner noch Bruchstücke von Messen, und ein Bicinium in Rotenbacher's Diphona amoena, Nürnb. 1549. Stilproben gibt Seb. Heyden, De arte canendi, 1537.

v. Dommer.

Agricola: Christoph Ludwig A., Landschaftsmaler, geb. 5. Nov. 1667 zu Regensburg, † daselbst 1719; aus sehr angesehener Familie; sein Vater war Rathsherr. Seine Reisen führten ihn nach England, Holland und Frankreich, am liebsten aber soll er sich zu Neapel und Augsburg aufgehalten haben. A. erfreute sich seiner Zeit eines großen Rufes, ein Geschmack freilich, den man jetzt nicht mehr zu theilen vermag. Ein geschickter, aber kein bedeutender Künstler, von etwas decorativer Behandlung und auch bei feinerer Ausführung doch ohne das Naturgefühl der niederländischen Maler. Die Beleuchtung, in deren Art er Claude Lorrain zum Muster nahm, spielt bei ihm eine wichtige Rolle, indem sie seinen Landschaften, je nach dem behandelten Momente ein entschiedenes Gepräge gibt. Classische Baudenkmale und orientalische Staffage u. dgl. pflegen nicht zu fehlen, wie diese überhaupt bei den Meistern der sogenannten heroischen Landschaftsmalerei gewöhnlich zu finden sind. Er malte auch Bildnisse; so sein eigenes mit Pinsel und Palette (im Braunschweiger Museum) und das seines Bruders, welches von Bernhard Vogel geschabt wurde. Werke von ihm kommen ziemlich häufig vor, selbst in den kleineren Galerien von Deutschland und Italien. Drei zart geätzte Blätter sind von ihm bekannt: Diana und Aktäon, Satyr mit Nymphe auf dem Ruhebett, und eine Landschaft mit Fluß und Hütten, sämmtlich kleinen Formates und mit den Initialen CLA bezeichnet.

W. Schmidt.

Agricola: Georg A. (Bauer), der Vater der Mineralogie, geb. 24. März 1490 zu Glauchau in Sachsen, † 21. Nov. 1555 zu Chemnitz. Ueber seine Jugend ist wenig bekannt, erwähnenswerth aus seiner Knabenzeit ist nur der tiefe Eindruck, den der damals schon großartige Brand des Planitzer Kohlenflötz bei Zwickau auf ihn machte. Er muß sich einer vorzüglichen Erziehung erfreut haben. Denn schon mit 20 Jahren ward er als Rector extraordinarius der griechischen Sprache an der sog. großen Schule zu Zwickau angestellt, trat auch damals schon als philologischer Schriftsteller auf. Der Drang nach Erweiterung seiner Kenntnisse trieb ihn aber nach 2 Jahren weiter nach Leipzig, wo er als Rector bei dem ihm durch Briefverkehr bereits befreundeten Professor der classischen Sprachen Pet. Mosellanus kräftige Unterstützung fand. Hier betrieb er neben seinen philologischen Studien aufs eifrigste jene der Medicin und der damals mit dieser engverbundenen Physik und Chemie. Nach Mosellanus' Tode machte er nach damaliger Sitte eine Reise nach Italien, und erlangte daselbst während eines zweijährigen Aufenthaltes den Doctorgrad. Nach seiner Rückkehr glaubte er seinen Wissensdrang am besten dadurch befriedigen zu können, daß er sich in

dem damals so erzreichen Joachimsthal inmitten zahlreicher Bergwerke und Hüttenanlagen als Arzt niederließ. Hier konnte er nicht nur „die Lücken in der Heilkunde ausfüllen", wie er selbst sagt, sondern auch ohne Aufsehen zu erregen, die Natur beobachten und sich bei seinem Berufe von den Berg- und Hüttenbauten eine Menge der sonst schwer zu erwerbenden, oft mit dem Deckmantel des Geheimnisses verschleierten Kenntnisse aneignen. Unermüdlich studirte er die aus den Bergwerken gewonnenen Erze, die Art ihres natürlichen Vorkommens und ihrer Gewinnung, beobachtete mit richtigem Verständnisse und großem Scharfblicke, wie die in dem Bergbau gewonnenen Erze durch hüttenmännische Processe zu Gut gemacht wurden und verglich Alles, was er selber beobachtet hatte, mit dem, was die Gesammtlitteratur seit den ältesten Zeiten über diese Gegenstände mittheilte. Wohl geschult durch seine gründlichen philologischen und philosophischen Studien war er an strenge Logik und Systematik gewöhnt und so gelang es ihm bei einem scharfen und kritischen Geist, indem er das selbst beobachtete mit dem seit Alters her bekannten zu verbinden strebte, ein wissenschaftliches System aufzustellen, dem er seit 1528 durch eine Reihe von Publicationen Geltung zu verschaffen suchte. Zuerst veröffentlichte er gleichsam als Einleitung zu seinen späteren Werken: „Bermannus, sive de re metallica dialogus" 1528, in der classischen Form des Dialogs das erste derartige Werk der neueren Zeit über mineralogische Gegenstände, in welchen A. das reiche, aber wirre Wissen der bergmännischen Erfahrung in ein System zu bringen wußte. Im J. 1530 siedelte er, von Kurfürst Moritz mit einem Jahresgehalt bedacht und zum Historiographen ernannt, nach Chemnitz über, um sich immer tiefer in das ihm lieb gewordene Studium der Bergbaukunde zu versenken. Die Stadt Chemnitz ehrte ihn durch die Wahl zum Stadtphysicus und zum Bürgermeister. Doch scheint ihm im Laufe der Jahre sein von den damals herrschenden religiösen Ansichten abweichendes Verharren beim Alten viele Unannehmlichkeiten zugezogen zu haben; denn seiner Stelle als Bürgermeister wurde er später wieder entsetzt. Diese Wirren veranlaßten ihn, sich vom öffentlichen Leben ganz zurückzuziehen und ausschließlich der Wissenschaft zu leben. Sein Hauptaugenmerk war und blieb auf das Mineralreich gerichtet; doch streifte sein reger Geist auch vielfach das medicinische, ja sogar das historische, theologische und mathematische Gebiet. Von seinen historischen Schriften ist als die hauptsächlichste zu nennen: „Dominatores Saxonici a prima origine ad hanc aetatem", Fribergae. Als reife Früchte seiner Lieblingsstudien erschienen nach einander mehrere Werke, welche, zumal da sie ein bis dahin fast unberührtes Feld behandelten, das Staunen und die Bewunderung der Zeitgenossen in hohem Grade erregten. So 1544 „De ortu et causis subterraneorum", in welcher Schrift er die ersten Grundzüge einer physikalischen Geologie niedergelegt und die Ansichten der Philosophen des Alterthums mit einschneidender Kritik zu berichtigen versucht hat; 1545 „De natura eorum, quae effluunt e terra" und 1546 „De natura fossilium", die erste systematische und nach den damaligen Kenntnissen vollständige Beschreibung der Mineralien, welche er nach ihrer äußeren Beschaffenheit in Farbe, Durchsichtigkeit, Geschmack, Geruch, Härte, Schwere, äußerer Gestalt, nach ihrem chemischen und physikalischen Verhalten, in einfache und zusammengesetzte, die einfachen wieder in Erden, Concretionen, Steine und Metalle eintheilte; zugleich besprach er ihren ökonomischen Gebrauch und gab ihr Vorkommen an verschiedenen Fundorten an. Auch in dieser Schrift finden wir viele kritische Untersuchungen über die von den Alten aufgestellten und benannten Mineralien. Der Basalt des Plinius (durch einen Schreibfehler für Basanites) wird in dem schwarzen Stein des Schloßbergs von Stolpen wieder erkannt und dieser Name für alle Zeit in die Wissenschaft eingeführt, wie denn überhaupt das von A. aufgestellte System lange Zeit hin-

durch als das herrschende sich erhielt und im 17. Jahrhundert bei vielen Beschreibungen von Mineralien zu Grunde gelegt wurde. Kentmann, Geßner und Cäsalpien folgten in ihren Schriften dem Vorgange Agricola's. Weiter folgten 1546 „De veteribus et novis metallis", 1548 „De animantibus subterraneis" und 1549 bis 1550 mehrere kleinere Schriften über Gewicht, Maaß und Werth der Metalle ꝛc. (vgl. Jöcher. Adelung). Sein Hauptwerk „De re metallica libri XII" war 1550 gleichfalls bereits vollendet, erschien aber erst 1556 nach des Verfassers unerwartet rasch erfolgtem Tode und wurde lange als eine Art mineralogische Pandecten betrachtet. Es ist mit vortrefflichen Holzschnitten des Basilius Wehring in Joachimsthal ausgestattet, deren Herstellung jedoch, wie es heißt, Agricola's ganzes Vermögen verschlang. In der That war es bahnbrechend auf dem Gebiete der Bergbau- und Hüttenkunde. Werner selbst erklärte A. „für den Vater aller Bergwerksgelehrten und für den Schöpfer aller mineralogischen Kritik, dem er selbst sein mineralogisches Streben und Wissen verdanke". Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1550 und 1558 in 2 Theilen zu Basel. Obwol A. in früheren Jahren manche Beweise einer kirchlich-freisinnigen Denkungsweise und duldsamer Gesinnung gegeben hatte, hielt er doch später unerschütterlich am katholischen Glauben fest, selbst nachdem fast die ganze Stadt sich zur neuen Lehre bekannt hatte. Ein heftiger Wortwechsel mit einem Anhänger der neuen Lehre soll die Ursache des Schlaganfalls gewesen sein, der seinen Tod zur Folge hatte. Bei der fanatisch erregten Stadt war er so verhaßt, daß sogar seine Beerdigung in Chemnitz verweigert wurde. Erst 5 Tage nach seinem Tode konnte seine Leiche nach dem 7 Meilen entfernten Zeitz gebracht werden, wo ihm der Bischof eine Grabstätte in der Domkirche einräumte.

Dr. F. L. Becher, Die Mineralogen G. Agricola und Werner, Freiberg 1819. Fr. Aug. Schmid, Georg Agricola's Bermannus mit einer Einleitung, Freiberg 1806. Gümbel.

Agricola: Georg Ludwig A., Magister und Musiker, geb. zu Großen-Furra bei Sondershausen 25. Oct. 1643, besuchte die Gymnasien zu Eisenach und Gotha und studirte darauf zu Leipzig und Wittenberg Theologie, wurde jedoch 1670 Capellmeister zu Gotha, † 20. Febr. 1676. Gedruckt sind von ihm: „Buß- und Communionlieder" mit 5 und mehr St., Gotha 1675; „Deutsche geistl. Madrigalien" mit 2—6 St., ebd. 1675; „Musikalische Nebenstunden in etlichen Sonaten, Präludien, Allemanden ꝛc." mit 2 Violinen, 2 Violen und Generalbaß, Mühlh. 1670 (Becker, Tonw.); „Sonaten, Präludien, Allemanden ꝛc. auf französische Art", 3 Thle., Gotha 1675. — (Gerber, N. L.) v. Dommer.

Agricola: Georg Andreas A. war Dr. med. und Arzt in Regensburg, geb. das. 1672, † 1738. Er behauptete, eine vegetabilische Mumie und darin ein Mittel gefunden zu haben, in kürzester Frist Bäume wachsen zu lassen: in einer Stunde solle die Mumie mit Feuer 60 Bäume zu Wege bringen. Was er wirklich wußte, waren nur allerlei Kunstgriffe beim Pfropfen, Zertheilen der Wurzeln ꝛc. Doch gelang es ihm mit seinen angeblichen Künsten und den Schriften darüber viel Geld zu erschwindeln. — (Vgl. Baader, Gelehrtes Baiern und die das. angeführten Mittheilungen in der Breslauer Natur- und Kunstgeschichte.) Carus.

Agricola: Ignaz A., geb. 31. Juli 1661 zu Zusamaltheim im Augsburger Bisthum, trat 28. Sept. 1677 in den Jesuiten-Orden, studirte im selben 3 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie, lehrte im Orden 2 Jahre lang Grammatik, 2 Jahre Poetik, 7 Jahre Rhetorik und 2 Jahre Logik und scheint besonders in München thätig gewesen zu sein, wo er um 1719 Präses der „Sodalitas major" war und 23. Jan. 1729 starb. Die 4 Ordensgelübde hatte er 2. Febr. 1695 abgelegt. Ein unbestreitbares Verdienst erwarb er sich

durch seine vorzügliche mit Fleiß und Ausdauer auf Befehl seiner Obern gearbeitete „Historia Provinciae Societatis Jesu Germaniae superioris, quinque primas annorum complexa decades", 1727, deren zweiter Theil, die Periode von 1591—1600 umfassend, in seinem Todesjahre erschien. Das Werk ist eine bleibende Quelle zur Kenntniß dieser Ordensprovinz.

Baader, Gelehrtes Baiern. Carayon, Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus, 1864, p. 31. Ruland.

Agricola: Johann A., eigentlich Schnitter, der Urheber des antinomistischen Streites; geb. 20. April 1492 zu Eisleben, † an einer pestartigen Krankheit 22. Sept. 1566. Nach seinem Geburtsort führte er später den Namen Magister von Eisleben, Islebius; wegen Kleinheit seiner Gestalt hieß er auch spöttisch Magister Grickel, und Luther nannte ihn Graeculus. In Wittenberg studirend wurde er frühzeitig Luther's und Melanchthon's Schüler und Freund und des ersteren Tischgenosse. Er begleitete beide als Schreiber zur Leipziger Disputation (1519). Hierauf fand er als Lehrer in Wittenberg Beschäftigung, begab sich auch auf Luther's Empfehlung 1525 für kurze Zeit nach Frankfurt, um daselbst bei der Einrichtung des neuen Gottesdienstes zu helfen. Noch in demselben Jahre übernahm er in seiner Vaterstadt als Vorsteher der Andreasschule und Prediger an der Nicolaikirche eine feste Stellung, in welcher er glückliche Erfolge gehabt haben muß, da er vom Kurfürsten für die Reichstage von Speier (1526) und von Augsburg (1530) zum Reiseprediger bestellt wurde. Doch scheint er eine Rückkehr nach Wittenberg und zwar an die Universität lebhaft gewünscht zu haben. Auch eröffnete ihm Melanchthon 1526 brieflich eine solche Aussicht, rieth aber doch, für diesmal noch von diesem Gedanken abzustehen; bald nachher fiel die Wahl für die vacante Stelle auf Melanchthon selber. Dies der muthmaßliche Grund einer Erbitterung, die den folgenden Streit erklärlicher macht, und welche sich auch noch in späteren geringschätzigen Aeußerungen Agricola's über jenen kund gibt. Melanchthon's Articuli de quibus egerunt visitatores in regione Saxonica waren Witemb. 1527, obgleich ohne dessen Willen, gedruckt worden. Sofort erhob A. gegen einen der hier aufgestellten Lehrartikel einen übereilten Widerspruch; es sei falsch, behauptete er, und schädige die christliche Freiheit, wenn die Buße aus der Predigt des Gesetzes hergeleitet werde; nicht die Furcht vor dem alten Gesetz, nur die Liebe zur göttlichen Gerechtigkeit und der Glaube an Christus seien deren wahre Quelle. Melanchthon nahm diese befremdliche Censur, die auch dem sächsischen Hofe bekannt wurde, geduldig hin, sein Antwortschreiben vom 7. Nov. 1527 rechtfertigt den angegriffenen Satz mit praktischen Gründen und in freundlichem Ton. Allein A. blieb unwillig, und in der vom Kurfürsten auf den 20. Nov. nach Torgau berufenen Zusammenkunft konnte er nur mit Schwierigkeit von Luther und Bugenhagen zu einer beruhigenden Erklärung bewogen werden. Auf dieses Vorspiel sollte ein ernsterer Conflict folgen. Zu großer Unzufriedenheit seines Landesherrn, des Grafen Albrecht von Mansfeld, gab A. 1536 sein Amt in Eisleben auf und ging nach Wittenberg, wo er die Erlaubniß erhielt, Vorlesungen zu halten. Hier veröffentlichte er im nächsten Jahre ohne seinen Namen eine Reihe von Thesen, in welchen seine frühere Meinung wiederholt, Luther und Melanchthon aber scharf gerügt werden. Die Lehre von der Buße, heißt es nochmals, darf nicht auf die zehn Gebote gegründet, sie muß allein aus dem Evangelium geschöpft werden, folglich hat das Gesetz innerhalb der evangelischen Verkündigung überhaupt keine Stelle mehr. Luther antwortete 1538 in fünf, mit großer Gediegenheit ausgeführten Disputationen und in einer sechsten von 1540; er wollte das gesetzliche Moment nicht fallen lassen, sondern in einem nicht abzubrechenden organischen Verhältniß zum Evangelium aufrecht

erhalten. Dabei ergab sich, daß A. das Gesetz im historischen, Luther mehr im ethischen Sinne verstanden hatte, aber auch daß der erstere das Bedürfniß der Buße und Demüthigung nicht mit gleicher Stärke zu betonen für nöthig hielt. Ueberwunden von Luther's Geisteskraft gab A. auch diesmal nach, aber ein Brief, welchen Luther in dieser Angelegenheit an den Pfarrer Guttel zu Eisleben richtete und drucken ließ, erzürnte ihn dergestalt, daß er 30. März 1540 auf einem Convent zu Schmalkalden dem Kurfürsten und dem Grafen Albrecht eine Beschwerdeschrift mit bitteren Klagen über das gegen ihn von jenem begangene Unrecht einreichte. Dadurch wurde Luther, welchen der Kurfürst in Kenntniß setzte, zu einer höchst leidenschaftlichen Entgegnung hingerissen. Die Folge war, daß zuerst ein gütlicher Vergleich versucht, dann aber auf Befehl vom 15. Juni über A. eine gerichtliche Untersuchung verhängt wurde. Während dieser Proceß noch im Gange war, begehrte 15. Juli A. Entlassung aus seiner Haft; hierauf entfernte er sich heimlich und begab sich nach Berlin, wohin ihn der Kurfürst von Brandenburg Joachim II. als Oberhofprediger berufen hatte. Dieser fand Gefallen an seiner Persönlichkeit, wünschte aber doch den Handel förmlich beigelegt zu sehen, und wandte sich 17. Sept. 1540 an Melanchthon, welcher 1. Oct. antwortete, daß dazu ein an die Prediger und Bürger zu Eisleben zu richtender Widerruf erforderlich sein würde. Wirklich verstand sich A. zu einem solchen, seine Erklärung vom 9. Dec. räumt den begangenen Irrthum ein, bekennt sich unumwunden zur Lehre Wittenbergs und bittet, daß alle Kränkung verziehen werden möge. Dieselbe Revocation wurde 20. Jan. 1541 auch dem Kurfürsten von Sachsen zugesandt, der sich jedoch dadurch nicht befriedigt zeigte, wie auch die Freundschaft mit den Reformatoren nicht vollständig hergestellt worden ist. A. hatte inzwischen in Berlin eine seinen Fähigkeiten entsprechende praktische Wirksamkeit gefunden, die er als Generalsuperintendent noch mehr erweitern konnte. Allein die Eitelkeit verleitete ihn zu einem zweiten und noch viel auffälligeren Eingriff in die kirchliche Bewegung. Der Kaiser, welcher nach Beendigung des Schmalkaldischen Krieges den Weg der Unterhandlung einschlug, glaubte in ihm ein geschicktes Werkzeug gefunden zu haben. So geschah es, daß sich A., der doch 1534 nebst anderen Theologen der Augsburgischen Confession ausdrücklich beigetreten war, zur Theilnahme an der Ausarbeitung des ganz katholisirenden Augsburger Interims von 1548 bewegen ließ, — eine Schwachheit, für die er, ohne vorher bestochen zu sein, reichlich vom Kaiser belohnt wurde, die ihm aber von protestantischer Seite nichts als Hohn und Spott eingetragen hat. Daß seine Ansicht vom Gesetz und Evangelium dieselbe geblieben, bezeugte er 1558 von der Kanzel während des Majoristischen Streits. Auch den alten Hader mit Melanchthon konnte er nicht vergessen; noch 1562 edirte er eine Predigt über Luc. 7, 37—39, die den Gedanken ausführt, daß im Reiche Gottes nur das Evangelium verkündigt werden dürfe, weil in diesem zugleich die rechte Anleitung zur Buße enthalten sei.

Als Persönlichkeit und Charakter ist A. wol schon von seinen Zeitgenossen richtig beurtheilt worden. Melanchthon nennt ihn einen gewandten und mehr als mittelmäßig begabten Mann, der aber an seinen eigenen Erfindungen allzu großes Gefallen hege. Stärker drückt sich Luther in einem Briefe vom 6. Dec. 1540 aus: Nam si velis scire, quidnam ipsa vanitas sit, nulla certiore imagine cognosces quam Islebii, weshalb er denn auch dem Dienst am Wort und dem Lehramt für immer hätte fern bleiben sollen. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß A., obgleich weder ein origineller Kopf noch starker Charakter, doch für eine kirchliche Thätigkeit und Geschäftsführung mehrere gute Eigenschaften besaß. Selbst sein Antinomismus war kein leerer Einfall, denn er betraf einen Punkt, welcher bei der damaligen Sachlage nochmals und gründlicher

als bisher besprochen zu werden verdiente, weshalb denn auch der Streit noch auf andere Verhandlungen über gute Werke, Adiaphora, verschiedenen Gebrauch des Gesetzes fruchtbar eingewirkt hat. Agricola's meist sehr selten gewordene Schriften sind von B. Kordes, Altona 1817, genau verzeichnet worden. Von dem Theologischen abgesehen, hat sich A. durch die von ihm besorgte reichhaltige Sammlung deutscher Sprüchwörter, die zuerst zu Magdeburg 1528 in plattdeutscher Mundart, 1529 in hochdeutscher erschien, ein reines Verdienst erworben.

Planck, Gesch. der prot. Theol. II. 1. S. 3. Bretschneider in Stud. u. Krit. II. S. 741. Schelhorn's Ergötzlichkeiten, I. 84. II. 74. Gaß.

Agricola: Johann A., von Spremberg in der Niederlausitz, auch Spremberger genannt, lebte in der ersten und bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er war Protestant und theologisch gebildet, aber nur einige Schriften haben das Gedächtniß dieses Mannes, dessen Leben und Heimath völlig unbekannt ist, erhalten. Mit Sicherheit werden ihm, und nicht dem gleichnamigen Zeitgenossen A. von Eisleben, mit welchem manche litterarische Verwechselungen stattgefunden, beigelegt: „Kurze Regeln für die jungen Knaben und Mägdlein in Reimchen gebracht", hinter J. Matthesii „Oeconomia oder Bericht vom christlichen Hauswesen", 1564. 1601; „Ankunft und Leben der Apostel und Heiligen, in Reimen", 1548; „Bildnisse etlicher Fürsten und Herren zu der Zeit der Reformation", Wittenb. 1562; „Wahrhaftige Bildnisse etlicher gelahrten Männer &c.", Wittenb. 1562. In der letztgenannten Schrift findet sich die bekannte, dem sterbenden Huß in den Mund gelegte Vorhersagung von der Gans und dem Schwan. — (Vergl. Kordes, Joh. Agricola's v. Eisleben Schriften, S. 25 f. und 364 f. Ein zeitgesch. Lied des Spremberger A. führt Goedeke, Grundr. S. 1161 auf.) Gaß.

Agricola: Johann A. (Peurle), mit dem Beinamen Ammonius, humanistisch gebildeter Mediciner, geb. in Gunzenhausen, studirte zu Ingolstadt und ward nach einer Reise 1515 Professor des Griechischen, 1531 Professor in der medicinischen Facultät, † 6. März 1570 (Prantl, Gesch. d. Ludwig-Maximiliansuniverf., Bd. II. 488). Seine Schriften verzeichnet Mederer, Ann. Ingolst. acad. I. 323, danach Kobolt &c. Er gehört zu den ärztlichen Gelehrten des 16. Jahrh., welche durch Ausgaben, Uebersetzungen und Commentare der Schriften der griechischen Aerzte des Alterthums dem mittelalterlichen Arabismus entgegenstrebten und die Reform der Heilkunde in der neueren Zeit angebahnt haben. A. Hirsch.

Agricola: Johann A., Tonsetzer, geb. zu Nürnberg 1570, College des Gymnasiums bei den Augustinern zu Erfurt um 1600. Gedruckt sind von ihm: „Motettae novae etc." mit 4—8 und mehr Stimmen, Nürnberg 1601, enthält 26 Stücke und scheint noch einmal aufgelegt worden zu sein; „Cantiones de praecipuis festis etc." zu 5, 6 und mehr Stimmen, Nürnberg 1601. — (S. Becker, Tonwerke.) v. Dommer.

Agricola: Johann Georg A., starb als Stadtarzt zu Amberg 1617. Dem wissenschaftlichen Charakter seiner Zeit entsprechend schilderte er die Naturgeschichte des Hirsches nicht im Sinne einer solchen, wie sie heute gegeben werden würde, sondern historisch-antiquarisch mit beständiger Hinweisung auf die in der Medicin verwendbaren Theile. Dies Werk war das erste unter ähnlichen, welche ein halbes Jahrhundert später Mitglieder der Leopoldinischen Akademie herausgaben.

Kobolt, Baier. Gel.-Lex. Carus.

Agricola: Johann Friedrich A., Componist, Capellmeister und Musikschriftsteller, geb. 4. Jan. 1720 auf dem Rittergute Dobitschen im Altenburgischen, † nach Forkel, Bibl. I. S. 305 12. Nov., nach Schneider, Gesch. d. Berl. Oper S. 177 1. Dec. 1774. Unterricht in der Musik empfing er schon seit dem fünften Lebensjahre durch einen im Clavier- und Orgelspiele wohl bewanderten Schulmeister Namens Martini. Ostern 1738 kam er nach Leipzig auf die Universität und wurde zugleich Joh. Seb. Bach's Schüler, zuerst auf dem Clavier und der Orgel, später in der Composition, wobei sich ihm nebenher auch mancherlei Gelegenheit zur praktischen Uebung darbot. Nachdem er inzwischen eine Reise nach Dresden gemacht und dort Ostermusiken und Hasse'sche Passionen gehört hatte, wandte er sich im Herbst 1741 nach Berlin, wo er durch sein Orgelspiel sehr bald Aufmerksamkeit erregte und fleißig Arien und Cantaten componirte, wobei ihn Quanz durch Rath und Urtheil wesentlich förderte. Vorzugsweise wandte er sich dem dramatischen Stile zu, worin nun besonders Graun und Hasse seine Vorbilder wurden, wie es früher schon Händel und Telemann gewesen waren. Daß er auch von den älteren und neueren Italienern selbst, desgleichen von den Franzosen sich einige Kenntnisse verschaffte, zeigen seine beiden Briefe des Olibrio über den italienischen und französischen Geschmack (1749). Im Herbst 1750 brachte er ein italienisches Scherzspiel, „Il Filosofo convinto in amore", zu Potsdam mit Beifall auf die Bühne, in Folge dessen er 1751 unter dem Titel eines Hofcomponisten in königl. preußische Dienste aufgenommen wurde. Nachdem er noch ein zweites Intermezzo, „La Ricamatrice", für Potsdam geschrieben hatte, machte er eine zweite Reise nach Dresden, wo er die Faustina und die Salimbeni hörte, Hasse kennen lernte und in anregendem Umgange mit Pisendel stand. Im Sommer des Jahres 1751 verheirathete er sich mit der ausgezeichneten Sängerin Benedetta Emilia Molteni von der Berliner Hofoper (s. Burney, Reise III. 61. 65). Seine erste große Oper für die Berliner Bühne, „Cleofide" von Metastasio, componirte er 1754; ihr folgte das Singspiel „Il tempio d'amore" 1755, „Achille in Sciroe" 1765 (mit Beifall), „Amore e Psyche" 1767 (ohne Glück zu machen), endlich „Oreste e Pylade" 1772, welche jedoch dem Könige so wenig gefiel, daß sie erst in einer Umarbeitung unter dem Titel „I Greci in Tauride" mit Erfolg auf die Bühne kam. Daneben setzte A. Kirchencantaten und Instrumentalmusiken, unterrichtete im Gesange, spielte Orgel, und entfaltete eine namhafte schriftstellerische Thätigkeit; auch hatte er im Vereine mit Benda Friedrichs Compositionen in Partitur auszuarbeiten, da der König sich darauf beschränkte, nur die Melodien zu notiren und seine Ideen für die weitere Ausführung durch schriftliche Notizen anzudeuten. Als Graun 8. Aug. 1759 starb, ging die Leitung der Capelle auf A. über, doch erhielt er nicht auch zugleich den Capellmeistertitel. In dieser Wirksamkeit verblieb der fleißige und vielseitig thätige Mann bis zu seinem Tode.

Mit seinen Compositionen hat er durchschnittlich nur sehr mäßige Erfolge gehabt. Da er von der modern italienischen Manier des Hasse und Graun völlig abhängig und überdieß weit schwächer an Erfindung war, reichten seine sonst correcte Satztechnik und manche angenehme Melodien nicht hin, selbst den besten unter seinen Tonwerken mehr als vorübergehende Anerkennung zu verschaffen. Bis auf den 21. Psalm und Choräle im Contrapunkt der Octav sind auch alle Manuscript geblieben. Als Orgelspieler galt er für den besten in Berlin, und ebenso war sein Ruf als vortrefflicher Gesangmeister keineswegs unbegründet; wiewol L. Schneider (a. a. O. 153) erzählt, der Sänger Concialini hätte sich nur ungern dazu verstanden, bei A. den Achill in dessen gleichnamiger Oper einzustudiren, „weil A. wol ein tüchtiger Instrumental-Componist war, aber zu einem Gesangslehrer weder Talent noch Erfahrung besaß". Jeden-

falls aber zeugen seine Anmerkungen zum Tosi wenigstens von guter Kenntniß des Gesanges, und Marpurg spricht auch in dieser Beziehung mit großer Achtung von ihm. Seine Schriften endlich verrathen Geist und Kenntnisse; ähnlich wie Scheibe war auch A. stärker in der Kritik als in der Production. Gedruckt sind: die erwähnten zwei Briefe des Olibrio an den kritischen Musikus an der Spree (Marpurg), Berlin 1749; der zweite ist die Antwort auf Marpurg's Entgegnung (Kritischer Musikus 1749, 25. März ff.). Ferner verschiedene Aufsätze in Marpurg's Krit. Briefen und in der Allgem. deutsch. Bibliothek; „Beleuchtung der Frage von dem Vorzuge der Melodie für der Harmonie", in Cramer's Magaz. IV. 809; „Anleitung zur Singkunst, a. d. Italien. des Herrn Peter Franz Tosi rc.", Berlin 1757. Es ist dies das berühmte Werk „Opinioni de' Cantori antichi e moderni etc.", welches der genannte große Singmeister 1723 zu Bologna herausgab, von A. übersetzt und mit schätzbaren und ausführlichen Anmerkungen und Zusätzen bereichert. Außerdem hat er Zusätze geliefert zu Adlung's Mus. mech. organoedi; auch als Mitarbeiter an Sulzer's Theorie wird er genannt, augenscheinlich aber ohne allen Grund.

Marpurg's Beiträge I. 148. v. Dommer.

Agricola: Karl Joseph Aloys A., Maler und Kupferstecher, geb. zu Säckingen im Großh. Baden 18. Oct. 1779, † zu Wien 1852. Seine ersten Studien machte er in Karlsruhe und kam darauf gegen 1799 nach Wien, wo er an der Akademie, besonders durch Füger, seine Ausbildung erhielt. In Wien blieb er ansässig. Er malte hauptsächlich Miniaturbildnisse, die trotz ihrer Verschwommenheit und Buntheit in der Wiener vornehmen Welt beliebt waren; selten größere Oelgemälde, doch finden sich deren im Belvedere und in der Akademie in Wien. Hauptsächlich aber bekannt ist er in größeren Kreisen durch seine Radirungen, deren Weichheit und Zierlichkeit noch immer den Zögling des 18. Jahrhunderts erkennen lassen. Die größeren Blätter befriedigen am wenigsten, dagegen sind die kleineren sehr anziehend durch die zarte Behandlung, so das Studienblatt mit den vier Köpfen, dann verschiedene Blätter nach A. Elzheimer, Parmeggiano, An. Carracci und Andern. Der kleine Stich mit dem Herzog von Reichstadt war seiner Zeit sehr beliebt und man trug ihn als Ringzierde. Ein Blatt, orientalisches Mädchen mit Turban, hat er in Schwarzkunst ausgeführt, andere lithographirt.

J. Meyer's Künstlerlex. A. Andresen's Deutsche Maler-Radirer des 19. Jahrh. IV. W. Schmidt.

Agricola: Martin A., Cantor und Musikdirector zu Magdeburg, gelehrter Musikschriftsteller und achtbarer Tonsetzer, geb. um 1486 zu Sorau in Schlesien, † 10. Juni 1556. Anscheinend von geringer Herkunft und ganz ohne Mittel, trieb er doch schon frühe wissenschaftliche Studien, als Hauptsach und mit besonderem Eifer jedoch Musik. Einen „activum praeceptorem" hat er dabei niemals gehabt, sondern war, nach seinen eigenen Worten, ein „selbwachsen Musicus". Im J. 1510 wandte er sich nach Magdeburg, wo er sich durch Privatunterricht in Musik und Wissenschaften mühsam forthalf, bis er 1524 an der neuen öffentlichen Schule daselbst als Cantor und Musikdirector angestellt wurde, in welchem Amte er bis zu seinem Tode auch verblieb. Er war der erste protestantische Cantor zu Magdeburg, und als solcher ein würdiger Vorgänger einer Reihe tüchtiger Musiker (sein erster Amtsnachfolger war Gallus Dreßler). Sein Schulamt brachte viel Arbeit und sehr wenig Lohn, so daß er sich kümmerlich behelfen mußte; dennoch war er fleißig als Musikschriftsteller und Tonsetzer, wodurch er sich auch bei angesehenen Zeitgenossen und Nachkommen Anerkennung erwarb; Männer wie Georg Rhaw, Friedrich Weissensee, Michael Prätorius, Wolfg. Casp. Printz sprachen mit Achtung von ihm. Seine

jetzt schon sehr seltenen Schriften, in denen er sich zugleich als heftigen Gegner des Papstthums zeigt, müssen zu ihrer Zeit ziemlich begehrt gewesen sein, wenigstens erlebten verschiedene derselben, und noch nach seinem Tode, neue Auflagen. Auch gegenwärtig haben sie immer noch geschichtlichen Werth, schon weil sie zu den frühesten in Deutschland gedruckten Büchern über Musik gehören; einige sind in Knittelversen abgefaßt und voll belustigender Einfälle. Wichtig für die Instrumentenkunde ist noch jetzt seine „Musica instrumentalis“; aber das von Mattheson (Ephorus 124) ihm zugeschriebene Verdienst, „die alte Tabulatur rc. abgeschafft“ zu haben, hat er schwerlich irgendwo anders gehabt als in Mattheson's Phantasie. Denn sowol die Orgel- als besonders die Lauten-Tabulatur haben noch geraume Zeit nach A. in schönster Blüthe gestanden, ihm ist die Abschaffung der Tabulaturen auch gar nicht in den Sinn gekommen, sondern nur die Beseitigung der älteren Lauten-Tabulatur, über deren handwerksmäßige und zu weiterer Entwickelung unfähige Beschaffenheit er sich in seinen Versen mit vielem Behagen und komischer Derbheit hermacht, und an deren Stelle er die Anwendung der besseren Orgel-Tabulatur auch auf die Laute vorschlägt (Musica instrum. von 1529, Cap. V. Blatt 28). Seine Biographie gab schon Elias Casp. Reichard, bei Marpurg, Beiträge V. 125.

Seine fast sämmtlich bei G. Rhaw in Wittenberg gedruckten Schriften, deren Inhalt man zum Theil bei Marpurg a. a. O., Forkel, Litteratur, und Gerber findet, sind: „Eine kurtz deutsche Musica rc.“, 1528; „Musica instrumentalis deudsch“, 1529, fernere Auflagen 1532 und sehr vermehrt 1545; „Musica figuralis deudsch“, 1532, und derselben angehängt: „Von den Proporcionibus rc.“; „Rudimenta musices“, 1539, 2. Ausg. unter dem Titel „Questiones vulgariores in musicam“ (Magdeb., Lotther 1543); „Scholia in musicam planam Wencesl. Philomatis de Nova Domo“, 1540; angehängt unter dem Verfassernamen Martinus Sore: „Libellus de octo Tonorum etc.“, 1 Bogen in Versen. Nach seinem Tode erschien eine neue Auflage der Schrift von den Proportionen und den Rudimenten zusammen, 1561. — Tonwerke: „Melodiae scholasticae sub horarum interv. decantandae“, Magdeb. 1512 (noch mehrfach wieder aufgelegt); „Georgii Thymi Cantiones cum melod. Mart. Agricolae et P. Schalenreuteri“, Zwickau 1553. Die „123 Gesänge für die gemeinen Schulen“, Wittenb. bei Rhaw 1544, enthalten drei Tonsätze von A. v. Dommer.

Agricola: Philipp A., deutscher Dichter des 16. Jahrhunderts, aus Eisleben, in Berlin nachweisbar 1571—1594, vermuthlich Sohn des brandenburgischen Hofpredigers Johann A. Er besingt Familienereignisse des brandenburgischen Herrscherhauses und verfaßt Dramen: das „jüngste Gericht“ (1573) wendet sich satirisch gegen das Junkerthum, nebenbei gegen die wohldienerischen Hofgeistlichen; schlechte Verse, trockene Ausführung, wortreiche Predigt. — (Vgl. Adelung u. Goedeke, Grundr.) Scherer.

Agricola: Rudolf A., geb. 1442 in Baflo bei Gröningen, † 28. Oct. 1485, gehört zu den Männern, deren Ruhm und Bedeutung sich weniger aus ihren eigenen Werken als aus den Bemerkungen und Zeugnissen der Zeitgenossen erkennen läßt, zu den Männern, die mehr durch die Gewalt und den Zauber ihrer Persönlichkeit als durch ihre Leistungen auf ihre Zeit eingewirkt haben. Er erhielt in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht und wurde, ungewiß in welchem Jahr, zur weiteren Ausbildung nach der Universität Löwen geschickt, die, 1426 gestiftet, seitdem auch 1451 eine theologische Facultät hinzugetreten war, großen Ruhm genoß und bei der in ihr herrschenden treuen Pflege der humanistischen Studien nicht ahnen ließ, daß sie nach nicht langer Zeit eine heftige Bekämpferin derselben werden würde. Er erwarb in Löwen den Magistertitel und zeichnete sich hier, wie in seiner Heimath, durch seinen lateinischen

Stil und seine Gewandtheit im Disputiren aus, auch lernte er französisch, eine den damaligen deutschen Gelehrten ziemlich unbekannte Sprache, und setzte seine musikalischen Studien fort, denen er bis zu seinem Lebensende treu blieb. Er hat sogar in der Kirche des h. Martin in seiner Vaterstadt eine Art Orgel erbaut, die man noch am Ende des 17. Jahrhunderts erneuerte und mit einer Inschrift versah. Nach längerem Aufenthalt in Löwen ging er nach Paris, das schon seit Jahrhunderten als Mittelpunkt des geistigen Lebens für alle Nationen erschien und das so eben von Kämpfen der Nominalisten und Realisten erfüllt war. Wahrscheinlich wurde auch A., wie die meisten Deutschen, in seinen Anschauungen von dem trefflichen Realisten, Heynlin vom Stein (a Lapide), bestimmt, sicherlich hat er hier mit dem mehr als ein Jahrzehnt jüngeren Johann Reuchlin eine Freundschaft geschlossen, die erst der Tod auflöste. — Von Frankreich ging A. vermuthlich in den ersten siebziger Jahren nach Italien, wo er sich sieben Jahre lang aufhielt, länger als wol irgend einer der deutschen Humanisten. A. war einer der ersten unter diesen Wanderern, in ihm wurde zuerst, und vielleicht klarer und schärfer als in einem seiner Nachfolger, der Gedanke lebendig, daß den Deutschen, die nach Italièn gingen, eine höhere Aufgabe obliege, als nur für sich gelehrte Kenntnisse zu erwerben, die nämlich, das Gelernte für das Vaterland zu verwerthen, um von ihm den Vorwurf der Unbildung und Verachtung der Wissenschaft abzuschütteln und das „barbarische Deutschland" berühmter und glänzender zu machen, als Italien selbst. Er ward nicht müde, mit lebhaften Worten Andere zur Erfüllung dieser Pflicht zu ermahnen und selbst an der Verwirklichung des Gedankens zu arbeiten. Was Hermolaus Barbarus, einer der Trefflichsten, denen Italien die Wiederherstellung des classischen Alterthums dankt, von A sagte, daß, so lange er lebte, Deutschland den Ruhm verdiente, der Rom und Griechenland zu Theil geworden wäre, das war in jener freilich etwas lobsüchtigen Zeit die allgemeine Stimme und diesem Urtheil entspricht es, wenn man sich bemühte, den berühmten Mann an Italien zu fesseln. Aber es gelang nicht, denn A., wenn er auch in Italien der Erste hätte sein können, zog doch vor, in Deutschland mit geringerer Auszeichnung zu leben, so rühmte Erasmus von ihm. Im Einzelnen wissen wir über seinen italienischen Aufenthalt nur, daß er in Rom war und längere Zeit in Ferrara lebte. In dieser am Ende des 14. Jahrhunderts gegründeten Universität hatte sich um die glanz- und prachtliebenden Fürsten aus dem Hause Este, Lionello, Borso und Ercole, die es ihrer Stellung schuldig erachteten, die Wissenschaft zu beschützen und ihre Träger mit Ehren zu überhäufen, ein Kreis von gelehrten Männern versammelt, welche es sich zwar vor Allem angelegen sein ließen, ihre Wohlthäter, die, ohne Geist zu besitzen, für geistreich und hochgebildet gelten wollten, zu preisen, welche aber doch wegen ihres Strebens und wegen ihrer Leistungen Achtung verdienen. Freilich sind Männer wie Ludovico Carbun und Titus Strozza, von denen der Eine rhetorische, der Andere poetische Schriften hinterlassen hat, jetzt mit Recht vergessen, obwol sie in jener Zeit als Koryphäen gefeiert wurden, aber Andere, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Ferrara lebten, der berühmte Rechtslehrer Petrus von Ravenna, der später auch ganz Deutschland durchwanderte und die Zeitgenossen durch seine Kenntnisse in Erstaunen setzte, Nicolaus Leonicenus, der viele naturwissenschaftliche und medicinische Schriften von bedeutendem Werthe schrieb, und endlich Guarino von Verona, der wegen seiner Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache den ersten Rang unter den italienischen Humanisten einnimmt, verliehen der Universität, an der ein heiterer, geselliger Ton herrschte, Glanz und Ansehen. A. erlangte hier große Ehre. Den neuen Rector Matthias Richilius mußte er mit einer Rede begrüßen, auch in Gegenwart des Herzogs

eine Rede zum Preise der Philosophie und der übrigen Wissenschaften halten (1476). Freilich vermeidet auch A. in beiden Reden nicht das übermäßige Lob des Fürsten Ercole und seiner Umgebung; aber abgesehen von diesem gemeinsamen Fehler aller Humanisten ist seine Rede frei von dem sinnertödtenden Wortschwall, der sich in anderen zeitgenössischen Reden ausschließlich findet. In Italien war es auch, wo er, durch Vermittelung gelehrter Griechen, welche nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken hierher geflüchtet waren, eine solche Kenntniß der griechischen Sprache erlangte, daß er unter seinen Landsleuten dafür sehr gerühmt wurde und die Fertigkeit besaß, in seinen Briefen griechische und lateinische Rede abwechseln zu lassen. Doch benutzte er seine Kenntniß hauptsächlich dazu, um Stücke aus griechischen Schriftstellern für die nur des Latein kundigen Gelehrten seiner Zeit zu übersetzen, wobei er mehr auf schönen lateinischen Ausdruck als auf genaue Wiedergabe des Textes sah. Es sind die Progymnasmata des Sophisten Aphthonius, kleine Reden des Demosthenes und Aeschines, zwei Reden des Isokrates und zwei Dialoge Lucians. Der Zeit seines italienischen Aufenthaltes gehört auch eine Uebersetzung aus dem Französischen an — ein seltenes Beispiel für einen deutschen Humanisten — und zwar die einer kleinen Schrift, richtiger eines Briefes des Arnold de Lalaing über die Zusammenkunft des deutschen Kaisers Friedrich III. und Karls des Kühnen von Burgund in Trier 1473, die wol aus dem Interesse zu erklären ist, das A. an diesem abenteuerlichen Herzog nahm, dessen Schicksal er, wie aus seinen Briefen ersichtlich ist, auch sonst nachspürte.

Die Sehnsucht nach der Heimath — wenigstens ist keine andere Veranlassung zu seiner Abreise von Italien bekannt — trieb ihn nach Verlauf vieler Jahre, Ende 1480, zur Rückkehr. Aber er merkte bald, daß er seiner Geburtsstätte entfremdet war; er entbehrte den italienischen Himmel, wie die Menschen, an deren leichten Scherzen und gewichtigem Ernst er sich so lange erquickt und erhoben hatte. Nun fühlte er sich einsam und verlassen, er meinte, so schrieb er einem Freunde, daß er die Fähigkeit zu denken und seine Gedanken mit kleidsamen Gewande zu umgeben, ganz verlernt habe. Aber auch die Schmeichellaute der Italiener mochte er unter der wortkargen Anerkennung, die er bei seinen Landsleuten fand, vermissen. Bald bot sich ihm zu einer Reise ein Anlaß, indem seine Vaterstadt ihn mit der Schlichtung eines Rechtshandels am Hofe des Kaisers betraute. Er blieb (1482) ein halbes Jahr am Hofe des Kaisers, löste die Angelegenheit zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber und kam in enge freundschaftliche Berührung mit den Kanzlern von Burgund und Brabant, die, um ihn zu fesseln, ihn dem König Maximilian empfahlen. Aber ein gezwungener Aufenthalt selbst in dieser Umgebung erschien A. drückend; das stete Wandern hatte ihn ruhelos gemacht. Nur das erstrebte er, in einer Stadt sich aufhalten zu können, wo er mit gleichgesinnten Freunden verkehren und lernend und lehrend der Wissenschaft leben könnte. Er glaubte Antwerpen, wo er auf der Rückreise einkehrte, als den geeigneten Ort zu erkennen; aber ehe sein Freund Jacob Barbirianus die Stellung, um die sich A. dort emsig erwarb, für ihn erlangte, hatte A. lockendere Anträge vom Kurfürsten Philipp II. von der Pfalz erhalten, dem ihn Dietrich von Pleningen und der Wormser Bischof Joh. von Dalburg, von Italien her seine Freunde, empfohlen hatten. Um sich in dem Kreise umzuthun, der ihn gerne als den seinigen aufnehmen wollte, war er, Ende 1482, nach Heidelberg gereist und hatte wie an der Natur, so an den geistig frohen, rüstig strebenden, meist jüngeren Männern, die den Kurfürsten umgaben, solches Wohlgefallen gefunden, daß er sich gerne fesseln ließ.

Am 2. Mai 1483 traf er bleibend in Heidelberg ein und lebte fortan bis zu seinem Tode bald hier, bald in Worms, dem amtlichen Sitze Dalburg's.

Dieser Aufenthalt bildet eine neue, leider nur zu kurze Epoche in Agricola's Leben. Hier hatte er erst den Boden gefunden, wo er wirklich Erfolgreiches leisten konnte, wo alle Bedingungen des reinsten Glückes für ihn vorhanden waren, wenn ihn nicht die stete Unzufriedenheit, die vielleicht mit körperlichen Zuständen zusammenhing, auch hierher verfolgt hätte. — Bald nach dem Eintritt in die neuen Verhältnisse sendete er jenes Schreiben an Barbirianus, das später unter dem Titel „De formando studio" oft gedruckt wurde und gleichsam als Zusammenfassung der pädagogischen Lehren des deutschen Humanismus galt; es sollte dem Freunde eine Anleitung zur Fortsetzung seiner Studien geben. A. beantwortete darin die Frage, welches Studium man wählen solle, mit der Angabe: die Philosophie, unter welchem Namen er zugleich Moral und Physik, also auch das ganze Gebiet der Naturwissenschaften zusammenfaßte; denn sie allein führe zur wahren Erkenntniß, zur vollkommenen Glückseligkeit, während die übrigen Wissenschaften nur ein zweifelhaftes Glück, vielleicht Reichthümer verschafften, die aber auch der Wucherer besitze. Als nothwendige Sprache für dieses Studium galt die lateinische, aber er stellte es als eine Pflicht hin, sich daran zu gewöhnen, das Gelernte stets mit deutschen Ausdrücken wiederzugeben. Zur Betreibung dieses Studiums bedürfe man dreierlei: 1) das Gelernte zu verstehen, das erlange man durch Fleiß, 2) das Verstandene zu behalten, das sei die Gabe des Gedächtnisses, und 3) aus dem Gelernten Gewinn zu erzielen, das könne nur durch Uebung errungen werden. Der Gewinn könne bestehen in der Aneignung neuer Kenntnisse vermittelst des Gelernten und im Vorbringen dessen, was man gelernt, bei schicklicher Gelegenheit. Man sieht, die kleine Schrift dringt keineswegs in das Wesen der Sache so tief ein, als man nach ihrem Ruhme annehmen sollte! — A. hat von Heidelberg aus noch manche Briefe geschrieben, an seinen Bruder Johannes, den er mit treuem Rathe unterstützte und über dessen Fortschritte und Leistungen er sich freuen konnte, während er durch einen anderen Bruder Heinrich manchen Kummer erlitt; an Alexander Hegius, den vortrefflichen Schulmann, den er wegen der Eröffnung der später so berühmt gewordenen Schule zu Deventer beglückwünschte, und dem er gerne über schwierige griechische und lateinische Wörter Auskunft ertheilte; an Antonius Liber von Soest, mit dem er von früher Jugend an innig befreundet war, einen eifrigen Humanisten, der in seinen Anstrengungen, den neuen wissenschaftlichen Studien eine Stätte zu bereiten, nimmer ermüdete und nach vergeblichen Versuchen, in Emmerich, Kampen, Amsterdam eine Schule zu gründen, in Alcmar sein Vorhaben erreichte, wo er 1514 starb; an den Münsterer Domherrn Rudolf von Langen, der freilich mehr wegen seines schönen Strebens, wegen der bereitwilligen Förderung anderer Gelehrten, als wegen seiner eigenen Leistungen gerühmt zu werden verdient, der von A. aber, wie von den Zeitgenossen überhaupt mit Bewunderung angeschaut wurde; endlich an Reuchlin, den Fürsten der deutschen Humanisten, dem A. sich willig unterordnete und dem er sein inneres Schwanken und Bedenken gleichsam als vorurtheilsfreiem Richter vorlegte. — Daneben fanden mit den in Heidelberg lebenden Genossen häufig ernste und fröhliche Vereinigungen statt, denen auch der Pfalzgraf nicht selten beiwohnte. Auf die Veranlassung dieses Fürsten führte A. ein oft unter den Freunden besprochenes Thema weiter aus, indem er nämlich eine nach den vier Monarchien (assyrische, persische, macedonische, römische) geordnete Chronik mit Zugrundelegung der ihm wohl bekannten Geschichtschreiber des Alterthums ausarbeitete, die zwar nicht gedruckt, doch sehr verbreitet war, lange Zeit als Reuchlin's Werk galt und namentlich von Melanchthon oft erwähnt und sehr gerühmt wurde. Sie ist uns nicht erhalten. Natürlich trat A. auch als lateinischer Dichter auf, der Sitte der Zeit folgend, welche dies von jedem Humanisten ver-

langte. Seine Gedichte sind zum Theil bei bestimmten Gelegenheiten an Personen gerichtet, zum Theil sind sie religiösen Inhalts und dienen dem Preise aller oder einzelner Heiligen. Sie sind in den verschiedensten Versmaßen abgefaßt und in allen zeigt sich eine große Gewandtheit, wenn auch die feine Form und äußere Glätte bei diesen, wie bei ähnlichen Gelegenheiten oft für die Inhaltsleere entschädigen muß. — Ernster aber beschäftigten ihn in Heidelberg seine philologischen und philosophischen Vorlesungen und die mit denselben in Zusammenhang stehenden schriftstellerischen Leistungen. Die bedeutendsten derselben sind die drei Bücher „De inventione dialectica", von der Kunst einen jeden Gegenstand von allen Seiten, von denen er untersucht werden kann, zu betrachten und darzustellen. Solcher Arten (loca) nimmt A. 24 an. Die früheren Versuche der Darstellung dieser Wissenschaft werden daneben in eingehender Kritik als verfehlt zurückgewiesen und die bisherige Eintheilung und Behandlung der Wissenschaften als unzureichend getadelt. Wie sehr aber A. die Philosophie pries, so brachte sie ihm doch keine volle geistige Befriedigung. In ihm, wie in manchen anderen hochbegabten Männern jener Zeit, lebte ein oft nicht zur Klarheit durchgebildetes Streben nach etwas Höherem, und so sehr sie sich bewußt waren, durch die von ihnen erweckten und emsig betriebenen sprachlichen Studien eine neue Bahn zu betreten, so hielten sie doch damit ihre Aufgabe nicht für erfüllt. Der Einfluß der Mystiker, der Lehrer jener ersten Humanisten, zeigte sich deutlich bei den Schülern: auch A. wendete sich in seinen letzten Lebensjahren der Theologie zu. Doch gab er sich nicht etwa jener starren, wildeifernden Richtung hin, welcher die strenggläubigen Theologen der späteren Jahrzehnte folgten, denn Haß und Streit war seiner Natur durchaus zuwider, sondern er war bei tiefer eigener Frömmigkeit vielmehr gern bereit, jeden in seiner Ueberzeugung zu lassen. Seine theologische Richtung lernen wir hauptsächlich nur aus seinen Briefen kennen; sonst hat er nur eine kleine Rede „De nativitate Christi" veröffentlicht, in der er, treu nach der Ueberlieferung, das für ihn wunderbare Ereigniß erzählt. Um sich aber das volle Verständniß des alten Testamentes zu sichern, hielt er es für nöthig, auf das einst schon in Paris bei Joh. Wessel begonnene Studium des Hebräischen zurückzukommen, wobei ihm Reuchlin's Beispiel vorleuchtete. Ein getaufter Jude und die an hebräischen Büchern reiche Dalburg'sche Bibliothek boten ihm die Hülfsmittel.

Aus diesen Bemühungen, in denen er es soweit gebracht hatte, daß er Andere, z. B. Conrad Celtis im Hebräischen unterrichten konnte, wurde er durch eine Reise gerissen, die er in Dalburg's Begleitung nach Rom machte, um im Auftrage des Pfalzgrafen den neugewählten Papst Innocenz VIII. zu begrüßen. Dem A. fiel die Aufgabe zu, die Rede zu halten (16. Juli 1485) und er entledigte sich derselben in einer für den Angeredeten allzu schmeichelhaften Weise. Wie die Aegypter für die Verehrung Gottes keinen rechten Ausdruck gehabt hätten, so finde er kein Wort für das Lob des Papstes, unter Innocenz werde Rom wirklich der Heilsort für die ganze Welt werden, werde die Hoffnung der gesammten Christenheit auf Besiegung der Türken endlich in Erfüllung gehen. — Auf dem Rückwege aus Italien, das A. nicht mehr in dem blühenden und glänzenden Zustand wie ehedem erschien, überraschte ihn nach kurzer Krankheit der Tod. Er starb unverheirathet; seine ruhelose Natur hatte ihn gehindert, sich eine sichere häusliche Stätte zu gründen. Sein Tod wurde von deutschen wie auswärtigen Gelehrten aufs heftigste beklagt. Seine Werke sind von Alardus aus Amsterdam gesammelt, 2 Bände, Coloniae 1539, in 4°.

Melanchthon's Oratio im Corp. Ref. vol. XI. col. 438—446. Meiners, Lebensbeschreibungen ber. Männer aus der Zeit der Wiederherstellung d.

Wissenschaften, 1796, 2. Band S. 332—363. Tresling, Vita et merita Rudolphi Agricolae, Groningae 1830. Geiger.

Agricola: Stephanus A., sonst Kastenbauer genannt, † zu Ostern 1547. Ein Baier von Geburt, machte er in Wien die Studien des katholischen Priesters, ward dort Baccalaureus, in Bologna Doctor der Theologie und nachher zum Beichtvater der Gemahlin Kaiser Ferdinands I., sowie des Erzbischofs Matthias Lang in Salzburg ernannt. Mit Luther's Schriften bekannt geworden, nahm er für diesen Partei; sein Uebertritt zog ihm Gefangenschaft zu, und nur durch glückliche Umstände entging er in Mühldorf dem ihm zugedachten Tode. Als evangelischen Prediger finden wir ihn 1524 zu Augsburg und von jetzt an in lebhafter Theilnahme an der reformatorischen Bewegung. Er wohnte dem Colloquium zu Marburg 1529 bei, war nach Cölestin's Bericht wie Johann A. auf dem Augsburger Reichstag von 1530 zugegen und ging 1532 als Prediger nach Hof im Voigtlande. Die Schmalkaldischen Artikel von 1537 sind auch von ihm unterzeichnet worden. Von seinem späteren Leben ist nur soviel gewiß, daß er zur Regelung des Gottesdienstes auf einige Zeit in die Pfalz gerufen wurde und hierauf eine Predigerstelle in Eisleben übernahm, woselbst er in hohem Alter gestorben ist. Als Schriftsteller ist er wenig bekannt. — Sein Sohn Stephan A..der Jüngere ward Prediger im Mansfeldischen; er betheiligte sich am Majoristischen Streit, und zwar dergestalt als Vertheidiger der guten Werke, daß er die Gegend verlassen mußte. Zwar fand er als Pastor in Merseburg ein Unterkommen, aber die neue Kirche war ihm verleidet, er trat zu der alten zurück und begab sich nach Rom. Als Uebersetzer zuerst Lutherischer, dann papistischer Schriften hat er seine Feder beiden Confessionen geliehen.

Vgl. Jöcher, Adelung und die daselbst angef. Litteratur. Goedeke, Grundriß §. 137 Nr. 5. Saß.

Agrippa: Heinrich Cornelius A. von Nettesheim, geb. zu Köln 14. Sept. 1487, † daselbst 1535. Durch Herkunft und Reichthum ausgezeichnet, studirte er in seiner Vaterstadt und später in Paris Jurisprudenz und Medicin und verband damit, einer allgemeinen Richtung der Zeit folgend, das Studium des classischen Alterthums, besonders aber auch der Magie, zu der jenes durch die Canäle des um diese Zeit durch Marsilius Ficinus u. A. aus den Quellen erschlossenen Neuplatonismus in Verbindung mit der durch den älteren Picus Mirandola und durch Reuchlin erläuterten jüdischen Kabbalah direct hinüberleitete. So war ja eben in jener wunderbaren Zeit, den Druck einseitiger und verschrobener Kunst und unwissender Ueberlieferung durchbrechend, ein allgemeines Trachten, aus den Quellen selbst zu schöpfen, aus der Natur und aus den Alten, schließlich auch durch die Schale der Erscheinung selbst durchzudringen und die innersten Schooßkräfte des Lebens unmittelbar zu berühren. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien durchzog A. abenteuernd Frankreich, Italien und Spanien, und ließ sich schließlich in Dole in Bourgogne nieder, wo er über Reuchlin's Buch „De verbo mirifico“ Vorlesungen zu halten begann. Da ihn aber diese in das Geschrei der Ketzerei brachten, entwich er nach England und ließ von dort seine Rechtfertigung ausgehen. Nach Deutschland zurückgekehrt, genoß er längere Zeit den Unterricht des Abts Tritheim in Würzburg, der auch des Paracelsus Lehrer war, des erfahrensten Meisters in den geheimen Wissenschaften und Künsten. Nachdem er dann unter Kaiser Maximilian gegen die Venetianer gekämpft, trat er an der Universität Pavia als Erklärer der unter dem Namen des Hermes Trismegistus bekannten Bücher auf und gab mehrere der mystischen Theologie angehörigen Schriften heraus. Dann ward er Syndicus in Metz und legte sich dort mit besonderem Eifer auf das Studium der Bibel. Streitigkeiten mit den Mönchen bewogen ihn 1519 nach Köln zurück-

zukehren. Von da aus nahm er 1524 französische Kriegsdienste, die er jedoch nach drei Jahren gleichfalls wieder aufgab. Nun ward er kaiserlicher Archivar und Historiograph in den Niederlanden bei der Regentin Margarethe. Hier ließ er 1531 seine Schrift „De vanitate et incertitudine scientiarum“ erscheinen. Sie erregte großes Aufsehen, brachte ihn aber in Verwicklungen mit der Inquisition, durch die er sich genöthigt sah, 1533 nach Köln zurückzukehren. In Köln gab er in drei Büchern (ein viertes, das, ihm gleichfalls zugeschrieben, directe Anweisungen zur magischen Praxis enthält, ist apokryph) das Buch „De occulta philosophia sive de magia“ heraus, das er bereits früher auf Tritheim's Anregung verfaßt und seiner Prüfung unterbreitet hatte. Diese beiden Werke haben seinen Namen auf die Nachwelt gebracht.

A. ist für seine Zeit eine typische Figur; die gesammte Eigenthümlichkeit der Zeit reflectirt sich in ihm wie in einem Brennpunkt. Er war kein schöpferisches Originalgenie, aber er wußte mit Geist aufzufassen, glücklich sich anzueignen und wiederzugeben. Er war nicht der Mann neue Bahnen zu öffnen, aber er besaß ein schönes Talent, gegebene Richtungen in sich auszuarbeiten und darzubilden, das Vorhandene zu sammeln und zu organisiren. Die rechte Selbständigkeit ging ihm ab; seine Natur war ebenso eklektisch, als encyklopädistisch. Leicht erregt und eingenommen folgte er nach- und nebeneinander sich zwar im Princip verwandten, doch der Art nach verschiedenen Strömungen. Er war — übrigens von Geburt und dem Bekenntniß nach Katholik — katholischer Mystiker, dann Bibeleiferer im Sinne Luther's, dann Philosoph und Theurg nach der Kabbalah und nach Jamblich. Schließlich schillert sein Bild in allen diesen nur lose oder unklar unter einander verbundenen Farben zugleich. Er preist u. a. in seinen Briefen die mystische Verzückung, bemerkt aber dazu ganz naiv, er spreche nicht als einer, der dergleichen erfahren, sondern der selbst immer draußen bleibend Andern den Weg zeige. In der Schrift „De vanitate“ dagegen streift er den Mystiker ab, indem er sagt, die Wahrheit und das Verständniß der heil. Schrift hänge allein von der Offenbarungsgnade Gottes ab, die weder durch das Urtheil der Sinne noch durch die discursive Vernunft *noch* durch die (*mystische*) Contemplation ergriffen werden könne, sondern allein durch den *Glauben* an Jesum Christum. Seine Absicht in dieser Schrift ist jedoch nicht die, die Richtigkeit der Wissenschaft an sich darzulegen, sondern nur einer blos menschlichen, die sich vom Boden des Wortes Gottes loslöst, dieses gar meistern will. In diesem Sinn polemisirt er gegen den todten Rückstand von jener älteren gediegeneren Scholastik eines Thomas von Aquino und der Anderen (deren relativen Werth er keineswegs leugnet), ebenso gegen die neue heidnische humanistische Wissenschaft und was mit ihr zusammenhängt; er will die Lehrmittel vereinfachen und an die Stelle der schwankenden menschlichen Autorität die unfehlbare göttliche der heil. Schrift setzen. Daneben läßt er sich auch auf kirchliche, politische und sociale Verhältnisse ein, und spricht u. a. gegen den Pharisäismus, die engherzige Intoleranz und anmaßende Tyrannei der Päpste und Bischöfe, gegen kirchlichen Prunk, den Mißbrauch der Bilder. Zu einem vorzüglichen Religiosen, ebenso wie zu einem Reformator fehlte ihm der Ernst des Charakters und die Beständigkeit des Gemüths. Das Buch „De occulta philosophia“ ist ohne irgendwie beträchtliche Originalideen, nur eine mit Geist ausgeführte Compilation aus den alten Philosophen und jüdischen Kabbalisten, übrigens von achtungswerther Gelehrsamkeit und Belesenheit. Freilich läßt sich auch sagen, daß der so ganz neu und überwältigend sich andrängende Gehalt eine selbständige Gedankenbewegung nicht eben leicht machte. Wenn er in der Mystik blos zu copiren schien, geht hier aus einzelnen Andeutungen hervor, daß er in der Magie wirklich praktische Kenntnisse und Fertigkeiten zu besitzen

glaubte, soweit seine Zeit sich solche zuschrieb. Wie viel Selbstbetrug dabei im Spiel war, das lassen wir hier auf sich beruhen. Nachdem er nach dem Muster des neuplatonischen ein Bild von Gott, Welt und Mensch entworfen, und den Grundsatz einer allgemeinen Synergie und Sympathie außer und über der blos materiellen Vermittlung nach allen Seiten ausgeführt, findet er die Magie darin, die Kräfte und Verhältnisse der intelligibeln, der himmlischen oder astralen und der elementischen oder planetaren Welt durch Erkenntniß in seine Gewalt zu bringen, und sie nach Maßgabe ihrer erkannten Gesetze und Bedingungen willkürlich zu gewünschten Effecten mit einander zu combiniren und auf einander in Beziehung zu bringen.

Die (dürftige) Litteratur übe. sein Leben und seine Schriften findet man bei Jöcher und Adelung verzeichnet. Delff.

Agthe: Karl Christian A., fürstl. bernburgischer Organist zu Ballenstädt, geb. zu Hettstädt 1762, † zu Ballenstädt 27. Nov. 1797. Er war ein guter Orgelspieler und um 1784 wurden nachstehende Operetten von seiner Composition gegeben: „Alcontius und Cydippe"; „Das Milchmädchen"; „Martin Velten"; „Erwin und Elmire"; „Divertissement zu Philemon und Baucis"; denen 1795 noch der „Spiegelritter" nachfolgte. Gedruckt sind von ihm: Lieder 1782; „Morgen, Mittag, Abend und Nacht", lyrisches Gemälde für Gesang und Clavier, 1784; 3 Clavier-Sonaten 1790. — (S. Gerber.)

v. Dommer.

Agyläus: Heinrich A., Jurist, geb. um 1530 (1533?) zu Herzogenbusch, † 1595, einem italienischen Geschlecht entstammend, wird als thätiger Beförderer der Utrechter Union von 1579 genannt, war Gesandter des Staates von Utrecht bei den Generalstaaten, seit 1586 Mitglied des höchsten Tribunals und patronus fisci. Zu seinen auf die Novellen Justinians und Leo's sich beziehenden Arbeiten war er durch Cuiacius und Joachim Hopperus ermuthigt. Gegen Contius, welcher auf dieselben ohne Nennung des Namens vornehm absprechend hinblickt, äußert er sich nicht ohne Animosiät. Seine Schrift: „Ad ea quae in novellis Justiniani const. ius civile attingunt liber singularis" (Col. 1558) ist eine Art von Compendium des Privatrechts in den Novellen in seltsamer Form. Das „Novellarum Justiniani principis constitutionum supplementum" (Col. 1560) enthält eine lateinische Novellenübersetzung, welche Berichtigungen und Ergänzungen der Haloander'schen bietet, mit Zugrundelegung des von Scrimiger 1558 verbessert und vollständiger herausgegebenen griechischen Textes nebst einigen Zuthaten. „Imperatoris Leonis Aug. constitutt. novellae etc., latinae etc., Imp. Justiniani edicta, Imp. Justini constitutiones aliquot, Imp. Tiberii constit. una, Imp. Zenonis const. una" (Oliva Stephani 1560) ist eine lateinische Uebersetzung der auf dem Titel genannten Stücke. In „Justiniani principis novellae constitutt. latine ex G. Haloandri et H. Agylaei interpretatione etc." (Basil. 1561) gibt er eine Zusammenstellung der beiden vorausgehenden Schriften mit Verbesserungen und einigen Zuthaten. Endlich schrieb er noch: „De dierum annotatione in Novellarum subscriptionibus" und „Photii Nomocanon cum annotationibus Theodor Balsamonis ... in Latinum deductus", Basil. 1561.

Spangenberg bei Ersch u. Gruber. Biener, Gesch. der Novellen, S. 379 ff. 617. Muther.

Ahlborn: August Wilhelm Julius A., Landschaftsmaler, geb. zu Hannover 11. Oct. 1796, † zu Rom 24. Aug. 1857. Er lernte zuerst bei Wach in Berlin, ging dann 1827 nach Italien, wo er besonders zu Florenz, Ascoli und Rom seinen dauernden Aufenthalt nahm. Er trat hier auch zur katholischen Kirche über. Die Motive seiner Bilder entnahm er begreiflicher Weise hauptsächlich der italienischen Natur; doch malte er auch verschiedene

nordische Landschaften. Seine italienischen Bilder erhielten ihrer Zeit viel Beifall, während man sie jetzt als bunt und hart verurtheilt, viele davon gingen in den Besitz der königlichen Familie von Preußen über. Auch einige Bildnisse und religiöse Darstellungen gingen aus seinem Pinsel hervor.

W. Schmidt.

Ahle: Johann Rudolph A., angesehener kirchlicher Tonsetzer des 17. Jahrhunderts, geb. zu Mühlhausen in Thüringen 24. Dec. 1625. Im J. 1643 kam er auf die Schule nach Göttingen, 1645 auf die Universität Erfurt, wurde aber schon nach einem Jahre als Cantor an die dortige Andreaskirche berufen; 1654 wurde er Organist an St. Blasien zu Mühlhausen, 1655 unter Beibehaltung seines Organistendienstes in den Rath gewählt und bald darauf Bürgermeister, in welchem Amte er 8. Jul 1673, also schon im 48. Jahre seines Alters starb. A. war ein wackerer Mann und treuer sorgsamer Verwalter seiner bürgerlichen und musikalischen Aemter, nicht minder fleißig als Componist und eifrig um die Pflege des Kirchengesanges bemüht. Schon als Cantor zu Erfurt hatte er angelegentlich mit der Erziehung des Chores sich beschäftigt und eine Anweisung zum Singen herausgegeben: „Compend. pro tenellis“, Erf. 1648, welche 1690 und 1704, durch seinen Sohn Georg mit Anmerkungen vermehrt, wieder aufgelegt wurde. Seine gedruckten Tonwerke (vgl. Gerber, N. Lex.) bestehen aus: „Geistl. Dialogen“ zu 2—4 und mehr St., Erf. 1648; „Symphonien, Paduane, Balleten ꝛc.“ zu 3—5 Instr., ebd. 1650; „Thüring. Lustgarten ꝛc.“, geistl. Gesänge zu 3—10 und mehr St., 2 Theile, Mühlh. 1657—58; Nebengang desselben 3—10 voc., ebd. 1663; (400) „Geistl. Arien“, 1—4 voc., Mühlh. 1660—62; verschiedene Samml. geistl. Concerte 3—20 voc., Mühlh. 1663—66; „Geistl. Andachten auf die Festtage“, 1—8 voc., ebd. 1662; auf die Sonntage, ebd. 1664; „10 geistl. Chorstücke“, 5—8 voc., ebd. 1664; „Chormusik“ (15 Motetten), 5—10 voc., ebd. 1668; „Geistl. Fest- und Communion-Andachten“, erst nach seinem Tode 1676 gedruckt. Auch einen lateinischen Tractat „De progress. consonantiarum“, dessen Druckjahr unbekannt ist, hat er hinterlassen. — Ahle's Stil folgt der, auch die Kirchenmusik seiner Zeit beherrschenden Richtung auf den concertirenden und mit Instrumentenspiel verbundenen Gesang; er ist würdig und noch frei von manchen spielenden Ausschreitungen späterer Pietisten. Mit besonderer Neigung gepflegt hat er das geistliche Lied (Arie). In durchgeführteren Sätzen war beziehentlich der Anlage, der Art und Weise seiner Polyphonie und Stimmenverwebung, sowie der Verwendung älterer Kirchenweisen für den Kunstgesang, besonders Hammerschmidt sein, wiewol nicht erreichtes, Vorbild. Im Contrapunkt war A. nicht gerade stark, doch reich an gefälliger und frischer Melodie, daher waren das Lied und Liedmäßige weit mehr sein Element als der kunstvollere Motettensatz und das größer angelegte Concert. Zur Entwickelung des geistlichen Arien- oder Liedergesanges hat er beigesteuert, von seiner Menge geistlicher Arien gingen auch viele in den Gemeindegesang über und sind zu Mühlhausen theilweise jetzt noch im Gebrauche. Ueber die Grenzen Thüringens und Sachsens hinaus sind jedoch nur wenige gedrungen und nur vereinzelte haben allgemeinere Verbreitung gefunden, wie die später auf den Text „Liebster Jesu, wir sind hier“ übertragene und gegenwärtig noch kirchenübliche Melodie. Auch hat er selbst Liedertexte gedichtet, von denen sich aber keiner lange gehalten hat.

Johann Georg A., sein Sohn, geb. zu Mühlhausen 1650, ward nach dem Tode seines Vaters 1673 dessen Nachfolger als Organist an St. Blasien, 1680 von Kaiser Leopold I. zum Poeten gekrönt, auch Rathsherr, † 2. Dec. 1706. Er folgte im Allgemeinen der Richtung seines Vaters, wenn auch in Bezug auf die Popularität seiner geistlichen Lieder nicht mit gleichem Erfolge;

denn von seinen Melodien hat auch im Gemeindegesange seiner Vaterstadt keine bis auf die Gegenwart sich erhalten; überhaupt ist seine Einwirkung schneller vorübergegangen. Doch sind auch von ihm zahlreiche Werke gedruckt (sämmtlich zu Mühlhausen), darunter für Gesang: „Geistl. Andachten", 1671; „Unstrutische Melpomene" (Bet-, Buß- und Sterbelieder) und „Polyhymnia" (Fest-, Lob- und Danklieder), beide 1678; „Urania" (geistl. Lenz- und Liebeslieder), 1679; „Ehrenlied" für Georg Neumark in der Palmgesellschaft (1680); „Apollo" (Fest-, Lob- ꝛc. Lieder), 1681; Buß- und Trostlieder, verschiedene Musiken zu Rathswahlen. Für Instrumente hat er mehr hinterlassen als sein Vater: „Frühlingsmusik", 1675—76; „Terpsichore"; „Thalia" (20 Geigenspiele), 1679; „Violdigambenspiele", 1681. Auch war er fleißiger Theoretiker und Schriftsteller, doch sind die meisten seiner Schriften durch einen Brand zu Mühlhausen 1689 zerstört worden. Man kennt davon: „Musikalische Maienlust", 4 Thle. (1676—78), Gespräche von der Musik Ursprung, Erfindern, Liebhabern ꝛc., sowie auch Vocal- und Instrumentalstücke enthaltend; „Unstrutina, musik. Gartenlust", 1687; „Gespräche von der Composition" (Frühlings-, 1695; Sommer-, 1697; Herbst-, 1699; Winter-Gespräche, 1701). Forkel, Litt. 425, lobt diese, sowie vor Allem Ahle's Zusätze zu seines Vaters Singekunst.

Winterfeld II. 296 ff. 328 ff. Spitta, Bach I. 331.

v. Dommer.

Ahlefeldt: Charlotte Sophie Louise Wilhelmine v. A., Tochter des hannoverischen Obersten v. Seebach, Schriftstellerin, geb. 6. Dec. 1781 zu Stedten bei Erfurt, am 21. Mai 1798 mit dem Gutsbesitzer Joh. R. v. Ahlefeldt auf Sarstorf, Sehestedt und Ludwigsburg in Schleswig verheirathet, trennte sich 1807 von ihm und lebte in Schleswig, seit 1821 in Weimar, mit Frau v. Stein befreundet, bis sie 1846 ihrer leidenden Gesundheit wegen nach Teplitz zog, wo sie, nachdem ihr Mann im Winter 1848 gestorben, 27 Juli 1849 verschied. Frühe schon schriftstellerisch thätig veröffentlichte sie seit 1797, wo ihr erster Roman („Liebe und Trennung") erschien, eine stattliche Reihe von Unterhaltungsschriften, unter denen die Romane: „Marie Müller" (Berl. 1799, Schlesw. 1815), „Erna" (Altona 1820), „Felicitas" (Berl. 1826) ihrer Zeit gern gelesen wurden und ihr als Empfehlung auf den Titeln ihrer späteren anonymen Arbeiten dienten. Andere schrieb sie unter dem Namen Elise Selbig. Auch eine Sammlung ihrer Gedichte gab sie unter dem Namen Natalia heraus (Berl. 1808, Weimar 1826).

Lübker-Schröder u. Alberti, Schlesw.-Holst. Schriftst.-Lex. Schindel I. 5. III. 4. N. Nekrol. XXVII. 570.

Goedeke.

Ahlefeldt: Elise Davidia Margarethe, Gräfin von A.-Laurwig, Tochter des Grafen Friedrich, geb. zu Schloß Trankjör auf Langeland 17. Nov. 1788, † 20. März 1855. Sie greift sowol in die Geschichte der Freiheitskriege als in die ihnen folgende Litteraturepoche mit ihren Lebensschicksalen ein. Einziges überlebendes Kind ihrer Eltern wurde ihr doch keine beglückte Kindheit und Jugend. Häusliche Zerwürfnisse, meist hervorgerufen durch Verschwendung und Ausschweifungen des Vaters, trennten die Ehe der Eltern. So wuchs sie auf, bald in trüber Zurückgezogenheit bei der Mutter, bald in dem üppig verschwenderischen Schloßleben des Vaters. Anmuth, vornehme Erscheinung, ein romantischer Zug durch ihr ganzes Wesen, leidenschaftliche Begeisterungsfähigkeit, glühende Neigung zur Poesie, die sich mehr in sinniger Empfänglichkeit und Hingabe, als in kritischer Schärfe äußerte, entwickelten sich schnell bei dem jungen schönen Mädchen, das als reiche Erbin in die Welt trat. — Ganz deutsch in ihrer Empfindung durch die Erziehung der angebeteten deutschen Mutter, ward sie von den Geschicken Deutschlands in den schweren Jahren der Erniedrigung

ergriffen und da ein gemeinsamer Badeaufenthalt sie die Bekanntschaft Adolfs von Lützow machen ließ, in dem sie gleich glühende Begeisterung für die große Sache des Vaterlandes fand, schloß sie mit diesem, nicht ohne schwer zu überwindenden Einspruch ihres Vaters, im J. 1808 eine Ehe, die anfangs ganz geeignet schien, sie zu beglücken. An dem Entschluß zur Bildung eines Freicorps im J. 1813 hatte sie, wie auch an der Werbung desselben, entschiedenen Antheil. Sie nahm in Breslau die Meldungen an, trat vielen Kameraden des Corps freundschaftlich näher und theilte ihnen ihre Begeisterung mit. Theodor Körner, Friesen, Petersdorff, gehörten zu ihren treusten Freunden. In den Kämpfen blieb sie dem Corps nahe, helfend, pflegend, namentlich ihren oft verwundeten Gatten; alle Mühen theilend. Nach dem Kriege lebte sie in Münster, wo Lützow in Garnison stand. Aber die äußerlich freundlichen, innerlich unharmonischen Verhältnisse der kinderlosen Ehe wurden immer unbefriedigender. In dieser geistigen Oede lernte sie den jungen Immermann kennen, der Auditeur bei Lützow war. Mit Begeisterung verfolgte sie die Entwickelung seines im Werden ringenden dichterischen Talentes; so legte sich der Grund zu einer Freundschaft, die immer leidenschaftlicher werdend in das Leben Beider mächtig eingriff. — Freundliches gegenseitiges Abkommen trennte die Ehe mit Lützow und Elise nahm ihren Familiennamen Gräfin A. wieder an. Von nun an folgte sie Immermann erst nach Magdeburg, dann nach Düsseldorf und kam so mit den Repräsentanten der Litteratur, so weit sie in Immermann's Kreis traten, in Beziehung. Als der Dichter sich im J. 1839 verheirathete, siedelte Elise von Düsseldorf nach Berlin über, wo sie bis zu ihrem Tode blieb. Schnell hatte sich wieder ein Kreis älterer Freunde und jüngerer Bekannten um sie als anmuthigen Mittelpunkt gesammelt, belebt von den Erinnerungen der Freiheitskriege und von warmer litterarischer Theilnahme. — Längeres Leiden schloß ein Leben ab, das reicher an Erfahrungen als an Glück, an immer wieder getäuschten Illusionen hinkrankte.

Ludm. Assing, Gräfin El. v. A., Biographie, nebst Briefen von Immermann, Möller u. Henr. Paalzow. G. zu Putlitz.

Ahlwardt: Christian Wilhelm A., Professor der alten Litteratur in Greifswald, geb. 23. Nov. 1760 zu Greifswald, wo sein Vater Peter A. Professor der Logik und Metaphysik war, ward nach seinen Studienjahren Privatdocent der Philologie zu Rostock, dann 1792 Lehrer an der Schule zu Demmin, 1795 Rector zu Anclam, 1797 Rector und erster Professor am Gymnasium zu Oldenburg, 1811 Rector des Gymnasiums zu Greifswald und 1817 Professor der alten Litteratur an der dortigen Universität, wo er 12. April 1830 starb. Er war Mitarbeiter an den Rostockischen gemeinnützigen Aufsätzen, der Rostocker Monatsschrift, dem Journal für Gemeingeist, Beckii commentat. societat. philol. Lipsiensis, Vater's Vergleichungstafeln, Wieland's neuem deutschen Merkur, Wolf's Analecten, der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung, den Actis seminarii regii et societatis philog. Lipsiensis, Büsching und Kannegießer's Pantheon, dem Greifswalder akadem. Archiv, Seebode's kritischer Bibliothek für Schule und Unterrichtswesen, desselben Archiv und Miscellaneis criticis u. m. a. Außer einer großen Anzahl Programme und kleinerer Schriften, welche sich meist mit classischer Philologie beschäftigten, doch auch die Geschichte und neuere Sprachen nicht unberücksichtigt lassen, gab er noch verschiedene Uebersetzungen heraus, von denen die Hymnen und Epigramme des Kallimachos (1794) und des Ossian (1811, neu aufgelegt 1839) noch heute Werth haben. Ebenso seine Ausgabe des Pindar (1820), wenn sie gleich den neueren Ausgaben von Dissen und Mommsen nicht gleichkommt.

Zeitgenossen, 3. Reihe, Bd. 3, Heft 18, 55 (daselbst ein vollständiges Schriftenverzeichniß). Merzdorf.

Ahlwardt: Peter A., geb. zu Greifswald 14. Febr. 1710, † 1. März 1791 (nach Biederstedt und Kosegarten 1792), gehört einer uralten Greifswalder Bürgerfamilie an, welche mit und nach ihm auch der vaterländischen Universität mehrere namhafte Lehrer geschenkt hat. Er besuchte die städtische Rathsschule, bezog 1727 die Universität, um Theologie zu studiren. Doch zog ihn die Philosophie mehr und mehr an. Nach Absolvirung des Trienniums ging er nach Jena als eifriger Zuhörer von Hamberger, Wiedeburg und Walch, zog aber auch Jurisprudenz und Arzneiwissenschaft in den Kreis seiner Beschäftigungen. Nach der Rückkehr in die Heimathstadt 1732 zum Doctor der Philosophie und Magister promovirt, fing er im folgenden Jahre an, über Philosophie und Mathemathik zu lesen. 1743 ward er Adjunct, 1752 ordentlicher Professor. Auch die Kanzel bestieg er häufig. Der deutschen Gesellschaft zu Greifswald gehörte er als thätiges Mitglied an und stiftete den sogenannten Abeliten-Orden. Er war ein klar und scharf denkender Philosoph aus der Wolff'schen Schule. Seine Lieblingswissenschaft war die natürliche Theologie, und mit lebhaftester Empfindung sprach er von Gott und Religion, wenn er sich auch vom Besuch der Kirche mehr und mehr in die Stille seines Studirzimmers und seiner Gedankenwelt zurückzog. Seine Erscheinung auf dem Katheder war sehr originell und voll Humor; hie und da docirte er wol auch einmal plattdeutsch. Nicht minder aber als durch seine anregenden Vorlesungen wirkte er auf die Jugend durch seinen ebenso unbestechlich ehrlichen wie maßvollen Charakter. Seine reichhaltige mit Fleiß gesammelte, besonders an theologischen Dissertationen fast übervolle Büchersammlung vermachte er mit dem handschriftlichen Nachlaß zugleich der Universitäts-Bibliothek, wo auch jetzt sein Bildniß in dem betreffenden Zimmer aufgestellt ist. Das Verzeichniß seiner zahlreichen, im Druck veröffentlichten Schriften findet man in Biederstedt's Nachrichten S. 6—8. Seine akademische Lehrthätigkeit setzte in gleichem Sinne und in ähnlicher origineller Form Timotheus Christ. Wilh. Overkamp, geb. 1743, † 1828, fort (auch über ihn vgl. Biederstedt). Häckermann.

Ahnen: Nicolaus v. A., Geheimrath und Kanzler des Herzogs Bogislav XIV. von Pommern. Er führte das Directorium der Regierung zu Wolgast und hat namentlich während der Drangsale des dreißigjährigen Krieges mit großer Aufopferung dem Lande seine Kräfte gewidmet. Er starb 1631. Die v. A., ein hervorragendes Geschlecht der rügischen Ritterschaft, werden seit 1392 in Gemeinschaft mit der Familie von Ratzewitz genannt. Da beide den Rehkopf im Wappen führen und der Name von Ratzewitz ungefähr um dieselbe Zeit verschwindet, seitdem der Name v. A. häufiger vorkommt, scheint es zulässig, sie auf gleichen Ursprung zurückzuführen oder als verwandte Linien desselben Geschlechtes zu betrachten. Die Familie erscheint bis zum 18. Jahrhundert im Besitz von Ratzewitz, Muhlitz und Gr. Datzow, sowie von Götemitz und Kl. Carow und zeichnete sich im dänischen und schwedischen Kriegsdienste aus, auch hat sich eine Linie in Norwegen niedergelassen. In den brandenburgischen und nordischen Kriegen geriethen die Vermögensverhältnisse des Geschlechtes in Verfall und es erlosch auf Rügen 1750.

Klempin u. Kratz, Matrikel d. Pomm. Ritterschaft. Häckermann.

Ahrens: August A., Entomolog, geb. 1780 als Sohn des Gärtners Georg Friedrich A. in Schloß Walbeck bei Hettstädt, † 28. Nov. 1841 in Hettstädt. Der Beruf seines Vaters, sowie Berührungen mit Bloch, Hellwig und Illiger weckten das Interesse für die Natur, besonders die Insectenwelt. Anfangs als Schauspieler thätig, entsagte er 1810 der Bühne und suchte in Halle

die ihm mangelnde classische Bildung nachzuholen. Nachdem er schon 1807 eine Monographie der Rohrkäfer bearbeitet und eine europäische Insectenfauna herauszugeben begonnen hatte, wurde er während der Kriegsnoth zur Aufgabe seiner Beschäftigung gezwungen. Nach dem Frieden verheirathete er sich, lebte in Hettstädt und widmete sich, durch eine Erbschaft der Sorgen enthoben, seiner Lieblingswissenschaft, deren Fortschritte er durch mehrere Arbeiten zu unterstützen suchte.

Nekrol. v. Germar in Stettiner entomol. Zeitung 1842 S. 45.

Carus.

Ahrens: Johann Thomas A., geb. zu Nürnberg 15. Febr. 1786, † zu Augsburg 3. Nov. 1841. Er war der Sohn eines unbemittelten Tischlermeisters, welcher im 6. Lebensjahre des Kindes starb. Ein strenger Stiefvater wollte ihn zum Bauhandwerker erziehen; er durfte nur heimlich bei Nacht arbeiten und eignete sich so die Anfangsgründe der Mathematik und im Französischen und Italienischen genügende Kenntnisse an, um in diesen Sprachen Unterricht ertheilen zu können. Damit verschaffte er sich das nöthige Geld, um die Universität Erlangen zu beziehen, an welcher er 1808—1810 Philosophie, Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte studirte. 1810 wurde er Kreisgeometer, machte als solcher 1812 das Examen für das höhere Lehramt, welches er in Mathematik und Naturwissenschaften mit Auszeichnung, in den philologischen Fächern mit geringem Erfolge bestand und deshalb auch nur das Prädicat hinlänglicher Befähigung erhielt. Seit October 1813 wirkte er als Lehrer der Mathematik und Physik zuerst an der Realschule zu Nürnberg, dann am Archigymnasium zu Soest, am Gymnasium, am Lyceum und an der polytechnischen Schule zu Augsburg. Den Mathematikern ist er besonders durch zwei Programme von 1832 und 1836 über das Problem des Apollonius von Perga De tactionibus bekannt, sowie durch seine in zwei Auflagen 1817 und 1840 gedruckte Bearbeitung der Biot'schen analytischen Geometrie. Bis zum Erscheinen dieser Uebersetzung gab es nämlich kein Werk in deutscher Sprache über analytische Geometrie. Von Ahrens' eigenen Untersuchungen nennen wir noch: „Analytische Untersuchung einer krummen Linie", 1827, „Lehrbuch der Geometrie", 1831, und unvollendet gebliebene Arbeiten über die Construction von Turbinen.

N. Nekrolog, Jahrg. 1841 S. 1024.

Cantor.

Ahuys: Heinrich A. aus Münster, † 1439. Vorher Vicarius an der Kathedralkirche, reiste er 1400 nach Deventer, um die Weise der Brüder des gemeinsamen Lebens kennen zu lernen. Heimgekehrt stiftete er ein solches Haus bei Münster auf seinem Landgut zur Wyck; 1417 begründete er das Bruderhaus am Wydembach in Köln und beförderte später eine gleiche Stiftung in Wesel. Eine vierte Stiftung in Osnabrück hatte nur einen kurzen Bestand.

Vgl. Delprat, Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Deutsch von Mohnike S. 73 ff.

Crecl.

Aiblinger: Johann Caspar A., Capellmeister und Componist, geb. zu Wasserburg in Baiern 23. Febr. 1779, † 6. Mai 1867. Als elfjähriger Knabe kam er nach Tegernsee zu den Benedictinern auf die lateinische Schule, wo auch seine schon früher zu Tage getretenen musikalischen Anlagen Pflege und Nahrung fanden. Eigentliche musikalische Ausbildung erhielt er aber erst auf dem darauf bezogenen Gymnasium zu München, durch den Professor Jos. Schlett, damaligen Organisten an der St. Michaelshofkirche, welcher die Zöglinge des Seminars in Generalbaß und Composition zu unterrichten hatte. Es war nämlich dies Seminar 1473 von Herzog Albert V. blos für Studirende, welche zu Musikern erzogen werden sollten, gestiftet worden. 1800 ging A. auf die Universität Landshut um Theologie zu studiren und dann als Ordens-

priester in die Abtei Polling einzutreten. Die 1803 erfolgte Säcularisation der Klöster veranlaßte ihn jedoch, ganz zur Musik überzugehen. Er zog nach Italien, lebte 8 Jahre zu Vicenza und siedelte 1811 nach Venedig über, wo er 1817 in Verbindung mit dem Abbate Gregorio Trentino den Verein „Odeon“ gründete. Derselbe sollte für Musikliebhaber einen Vereinigungspunkt bilden, um durch Ausführung der classischen Werke eines Marcello, Leo, Pergolese, Jomelli, Valotti, Gluck, Mozart und anderer großen Meister ihre Ideen über die Kunst zu bereichern, ihren Geschmack zu bilden und ihre Technik zu fördern (s. Leipziger allgem. Musikzeitung XIX. 865). Doch hielt das verdienstliche Unternehmen nicht lange Stand gegen den verwahrlosten Geschmack der Italiener. Im Carneval 1819 wurde A. vom Balletmeister Vigano nach Mailand berufen, um die Musik zu fünf neuen Balleten zu componiren; doch setzte er nur die Musik zum ersten, „Bianca“, und zum zweiten Acte von „I Titani“, löste dann seinen Contract mit Vigano und kehrte alsbald wieder nach Deutschland und in seine Vaterstadt zurück. Als hier Königin Karoline den Entschluß gefaßt hatte, eine italienische Oper an ihrem Hofe zu gründen, wurde 1819 A. mit dem Balletmeister Friedrich Horschelt nach Italien geschickt, um namentlich Sängerinnen dafür zu gewinnen; in der That bewog er die meisten der damals bewunderten italienischen Sängerinnen zum Auftreten in München, deren Einfluß dort auch z. B. in der Schechner fortwirkte. A. wurde nun Maestro bei dieser neuen italienischen Oper; allein er gerieth bald in Zwistigkeiten mit dem Sängerpersonale, welche ihm seine Stellung vollständig verleideten. Der König ernannte ihn deshalb 1825 zum Vicecapellmeister und 9. Nov. 1826 zum wirklichen Capellmeister seiner deutschen Hofmusik. Seit 1816 hatte der damalige Organist an der St. Michaelshofkirche Casp. Ett in Verbindung mit seinem Freunde dem Hofcapellmeister Schmid die classische Musik des 16. Jahrhunderts in seiner Kirche dem erstaunten Publikum wieder vorzuführen angefangen; Publikum und Hof nahmen an dieser Erscheinung gleich freudigen Antheil, namentlich auch der Kronprinz, später König Max II. Dieser wollte seinen ehemaligen Musiklehrer und Ett nach Italien senden, um von den Schätzen jener längstvergangenen Zeit so viel als möglich wieder aufzusuchen. Ett aber, der von seinen musikalischen Lectionen nur spärlich lebte, konnte sich von seinen Schülern nicht trennen, und schlug deshalb dem Kronprinzen A. vor, der in Italien ausgebreitete Bekanntschaft besaß. A. ging also 1833 wieder nach Italien und brachte von da manches Interessante zurück, das in der Münchener Staatsbibliothek bewahrt wird. A. hatte die Direction der eigentlichen Hofcapelle übernommen, während Capellmeister Stunz und Director Moralt die Oper im Hoftheater zu dirigiren hatten. Da in der neuen von Klenze 1826 erbauten Allerheiligen-Hofkirche Instrumentalmusik nicht wirkte, wurden nun dort classische Vocalwerke eingebürgert, um deren vollendete Aufführung sich A. die größten Verdienste erwarb, und denen er auch seine ganze Thätigkeit widmete, bis die Kräfte des nahezu 80jährigen Mannes wichen.

Als Componist hat sich A. in Italien herangebildet. Als er nach München zurückkehrte, wurde ihm der Antrag gemacht, eine Oper zu componiren. Er wählte einen heroisch romantischen Text „Roderigo e Chimene“. Die Oper erlebte aber nur eine Aufführung. Nach einem gleichzeitigen Berichte in der Allgemeinen musik. Zeitung (von seinem Lehrer Prof. Schlett verfaßt) hatten nur die Chöre Werth, im übrigen war die Oper bei großer Länge arm an Melodie und eigenen Gedanken, voll von auffälligen Reminiscenzen an Mozart &c., in der Harmonie und Instrumentirung stark überladen u. s. f. Obwol A. die menschliche Stimme trefflich zu behandeln verstand und mehrere Bravour-Arien, z. B. für die Schechner und für Pellegrini setzte, die sehr gefielen, fehlte es ihm

doch an tieferer Erfindung und dramatischem Talent. Nach diesem unglücklichen Erfolg entsagte er jeder weiteren dramatischen Composition und widmete seine ganze Kraft von nun an der Kirchenmusik. Wenn auch seine Stärke im eigentlichen strengen Stile nicht lag, so war er doch Meister in dem freieren Stile seiner Zeit, besaß Formgewandtheit und tiefes religiöses Gefühl, so daß seine Kirchencompositionen mit ihren sangbaren und leicht faßlichen Melodien sehr beliebt wurden. Seine Werke tragen ganz seinen eigenen Charakter: obwol beim Dirigiren oft sehr aufbrausend, war A. doch im Leben höchst bescheiden, einfach, weich, mehr zurückhaltend, als sich hervordrängend. Er vertritt deshalb in der Kirchenmusik ungefähr die Stelle, die Weigl im Gebiete der Oper einnimmt. Seine Kirchencompositionen leben in der katholischen Kirche, vorzüglich in Süddeutschland, noch immer fort, und werden sich ohne Zweifel noch lange erhalten. Sie bestehen in einer Anzahl Messen (darunter auch solche für kleine Stadt- und Landchöre), einige Todtenmessen, zahlreiche Gradualien und Offertorien, Litaneien, Psalmen, ein Ave Regina und andere Stücke, meist mit Orgel oder Orchester und Orgel begleitet. Gedruckt sind davon mehrere in München bei Falter; in Augsburg bei Böhm und bei Kollmann; in Paris bei B. Schott's Söhnen. Auch ein Pastorale für Orgel ist bei Riccordi in Mailand herausgekommen. Schafhaeutl.

Aich: Arnd von A., Kölner Buchdrucker, dessen etwa 20 erhaltene Drucke in die Zeit von 1514 — 36 fallen und zum Theil nicht seinen Namen, sondern nur die Bezeichnung „by sankt Lubus" tragen, nach seiner Wohnung in der Trankgasse vor St. Lupus. Vermuthlich trieb er die Druckerei nur als Nebengeschäft. Bei ihm erschien wol um 1518 die älteste deutsche weltliche Liedersammlung: „75 hubscher lieder myt Discant, Alt, Bas vnd Tenor." Sein Sohn Johann von A. (Jan van Ach, Aquensis) setzte das Geschäft fort. Bei ihm erschien 1539 der Eulenspiegel „eyn wunderbärlich und seltzsame history vann Dyll Ulnspegel" mit Holzschnitten. Ferner sind bekannt: „Sibillen wyssagungen van viel wunderbarer tzokunfft". Man kennt fünf andere deutsche Drucke mit Holzschnitten und fünf lateinische Drucke, der letzte von 1546 aus seinem Verlag. Heinrich v. A. (Aquensis) wohnte vor St. Marien-Garten-Kloster und druckte 1575—77. Drei lat. und drei deutsche Drucke sind von ihm bekannt. Ennen.

Aicher: Otto A., geb. 1628, † zu Salzburg 18. Jan. 1705 (Adelung und Baader, Gel. Baiern, geben irriger Weise den 17. Jan. an), ein durch seinen Eifer für die Jugendbildung glühender Mann. Er trat früh in das Benedictiner-Stift St. Veit zu Neumarkt in Niederbaiern, und ward 1657 als Professor an die Benedictiner Anstalt (Gymnasium und Universität) Salzburg von der Congregation gesandt, wo er bis 1658 Grammatik, von 1659 — 80 Poetik und Rhetorik, von da an aber bis zu seinem Lebensende Moral und Geschichte lehrte. In dieser seiner 48jährigen Lehrthätigkeit trug er wesentlich zum Flor seiner Schule bei und stand persönlich in hohem Ansehen (vgl. die Histor. Universitatis Salisb. sub cura P. P. Benedictinorum Bonndorfii). Seine bei Baader, Gel. Baiern, verzeichneten 21 prosaischen und poet. Schriften verschiedensten Inhaltes sind heute veraltet. Zu nennen ist etwa die „Epitome chronol. historiae universalis sacrae et profanae", 1706 in 3 Bänden.
Ruland.

Aichinger: Gregor A., namhafter und fruchtbarer Componist, um 1600 blühend; Geburts- und Todesjahr sind unbekannt, auch im übrigen wissen wir von seinen Lebensverhältnissen nur, daß er Geistlicher gewesen ist, im Jahre 1600, nachdem er schon mehrere Werke veröffentlicht hatte, wahrscheinlich weiterer Studien halber in Rom sich aufgehalten und bei Jacob Fugger d.

Aelt. zu Augsburg als Organist in Diensten gestanden hat. Die Daten seiner gedruckten Werke umfassen den Zeitraum von 1590—1622. es sind: „Lib. I Sacrar. Cant. 4, 5, 6, 8voc., cum Madrigal.“, Venet. 1590; „Liturgia 4voc.“, Augsb. 1593; „Lib. II Sacrar. Cant. 4—6voc. cum Missa et Magnif. necnon Dialog. aliquot 8 et 10voc.“, Venet. 1595; „Sacrae Cant, 5—8voc.“. Norib. 1597; „Tricin. Mariana“, Insbr. 1598; „Divin. Laudes, ex florid. Jac. Pontani excerpt. 3voc.“, Augsb. 1602; „Vespert. Virgin. Cant. 5voc.“ (enthält 6 Magnificat), Dillingen 1603; „Ghirlanda di Canzonette spirit. 3voc.“, Augsb. 1603; „Lacrimae B. Virgin. et Joann.“, Dilling. 1604; „Solemn. Corp. Christi in Sacrif. Missae“, Augsb. 1606; „Vulnera Christi a D. Bern. salut. 3, 4voc.“, Dilling. 1606; „Cant. eccles 3, 4voc. con B. C.“, Dilling. 1607; „Virginalia 5voc.“, Dilling. 1608; „Odaria, ex D. Bern. Jubilo delib.“, Augsb. 1609; „Fascic. Sacrar. harmon. 4voc.“, Dilling. 1609; „Teutsche Gesänglein a. d. Psalter“ 3voc., Dilling. 1609; „Zwei Klagelieder vom Tod und letzten Gericht“ 4voc., Dilling. 1613; „Quercus Dadonea“, Augsb. 1619; „Corolla Eucharist.“ 2, 3voc., Augsb. 1621. Einzelne Ges. noch in Rudenius, Flor. Music. Lib. II., 1600; Schadaei Promptuar. 5—8voc., 1611; J. Donfried, Promptuar. 2—4voc. B. C., 1622 (vgl. Walther, Gerber N. L., Becker Tonw.). Die „Cant. eccles.“ 3 und 4voc. von 1607 enthalten einen Bassum generalem et continuum in usum organistarum accommodatum, und zwar mit Bezifferung; am Schlusse eine kurze Erklärung des Autors über die Entstehung des Werkes, und seine Absicht dem Vorgange des Ludovico Viadana darin nachfolgen zu wollen.

v. Dommer.

Aiguillon: Franz von A. oder Aguillon oder Aquilonius, Mathematiker, geb. zu Brüssel 1566, † zu Antwerpen 20. März 1617. Sohn eines Privatsecretärs Philipps II. von Spanien, erhielt er bereits in seinem 10. Lebensjahre die Tonsur durch den Cardinal Granvella und trat 1586 in den Jesuitenorden ein. Er machte seine Studien in Douai, wo er alsdann selbst als Lehrer in der Theologie und Philosophie auftrat. Später nahm er einen zeitweiligen Aufenthalt in Spanien, kehrte aber 1596 nach den Niederlanden zurück. In Antwerpen, dessen Jesuitencollegium gerade damals an Bedeutung zunahm und selbst der Universität Löwen eine gefürchtete und darum stark angefeindete Concurrenz machte, lehrte er anfangs Theologie. Jene Feindseligkeiten aber veranlaßten A. den Lehrstuhl der Theologie mit dem der Mathematik zu vertauschen. Er scheint sogar der erste Jesuit gewesen zu sein, welcher in Belgien mathematische Vorlesungen hielt. Er stiftete in Antwerpen eine mathematische Schule, aus der ausgezeichnete Mathematiker hervorgingen. Sein Hauptwerk „Opticorum libri VI Philosophis juxta ac Mathematicis utiles“ erschien 1613 als starker Folioband und erfreute sich bis auf Newton eines wohlverdienten Beifalls. Das 6. Buch insbesondere beschäftigt sich mit den verschiedenen Projectionsmethoden, unter welchen die stereographische Projection A. ihren Namen verdankt; die Methode selbst war freilich schon den Griechen bekannt. Eine Katoptrik und eine Dioptrik, an welchen A. arbeitete, blieben durch seinen plötzlich eingetretenen Tod unvollendet. Daß A. seine optischen Lehren auch praktisch zu verwenden wußte und namentlich mit Architektur sich eingehend beschäftigte, geht aus dem Berichte hervor, nach welchem der Plan der wundervollen am 18. Juli 1817 durch den Blitz zerstörten Jesuitenkirche zu Antwerpen, welcher allgemein Rubens zugeschrieben zu werden pflegte, von ihm herrührte.

Quetelet, Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges 1864. p. 192—198. De Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus 1854, Vol. II. p. 7 ss. Cantor.

Ainmiller: Max Emanuel A., Glas- und Landschaftsmaler, geb. zu

München 14. Febr. 1807, † 9. Dec. 1870 daselbst, machte seine Studien an der Münchener Akademie unter Gärtner und kam als Decorateur in die k. Porzellanfabrik zu Nymphenburg. Einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben machte die Bekanntschaft mit S. Frank, der die Glasmalerei wieder in die Höhe zu bringen suchte. Es gelang auch A., immer erfolgreicher an der Ausbildung derselben zu arbeiten. Er leitete die Ausführung der Fenster für den Regensburger Dom, die von König Ludwig I. bestellt worden waren. Nach glücklicher Lösung dieser ersten bedeutenderen Aufgabe wurden dann die Fenster der neuen gothischen Kirche in der Vorstadt Au bei München ausgeführt. Nachdem die Manufactur königlich geworden war, wurde A. im J. 1844 Inspector derselben. Eine Menge Arbeiten gingen nun aus ihr hervor, wie die Fenster der Dome zu Speier und Köln, der Paulskirche in London ꝛc. A. zeichnete hierfür hauptsächlich die Ornamente, die Figuren sind zumeist von den Münchener Historienmalern Fischer, Schraudolph, Stöckel, Schnorr u. A.

Bemerkenswerth sind auch seine Architekturbilder, hauptsächlich gothische Kircheninterieurs, die zu den besten Werken dieser Art in der neuern Malerei gehören. In der neuen Pinakothek von München finden sich zwei große Ansichten der Westminsterabtei zu London. W. Schmidt.

Aist: Dietmar von A., deutscher Lyriker des 12. Jahrhunderts, der um oder nach 1180 blühte, wahrscheinlich ein jüngerer Dienstmann des von 1143 bis gegen 1170 nachweisbaren Dietmar von Aist oder Aistersheim (in Oberösterreich). Von ihm zwei Liederbücher, am besten herausgegeben in Lachmann-Haupt, Minnesangs Frühling, das erste S. 32, 1—46, 4; darin ist zufällig in der einen Handschrift ein Blatt mit zwei sehr alten Liebesliedern 37, 4—29 gerathen; das zweite 36, 34—37, 3. 37, 30—40, 18. Letzteres den ganzen Verlauf eines Liebesverhältnisses der Zeitfolge nach spiegelnd. Die freieren kunstvolleren lyrischen Formen und die romanische Auffassung der Liebe als Frauendienst gelangten durch ihn nach Oesterreich, wo er mithin als Vorläufer Reinmars und Walthers von der Vogelweide zu betrachten ist. Alle seine Lieder aber sind noch einstrophig, mit Ausnahme des schönen Tageliedes 39, 18—29, mit dem es eine besondere nicht ganz aufgeklärte Bewandtniß hat. W. Scherer.

Aitinger: Sebastian A., Sohn des Stadtsecretärs Konrad A. zu Ulm, geb. daselbst 1508, † 1547. Eine sehr begabte Natur, entwickelte er sich so rasch, daß er bereits in seinem 17. Lebensjahre Notar und in dem darauf folgenden auch Stadtsecretär in Ulm wurde. In Folge eines Zerwürfnisses mit dem Stadtrath daselbst trat er 1540 in die Dienste des Landgrafen Philipp von Hessen, welcher, als „Hauptmann“ des schmalkaldischen Bundes, ihn zum „Secretarius“ desselben bestellte. Geheimschreiber im eigentlichsten Sinne des Worts, hatte er in dieser neuen Stellung nicht nur die Kassengeschäfte des Bundes zu besorgen, sondern er ward auch sieben Jahre lang „Tag und Nacht mit den Bundessachen auf allen Reichs- Deputations- und Bundestagen, mit hochwichtigen Geschäften beladen“. Nach der Niederlage des schmalkaldischen Bundesheeres und der Gefangennehmung des Landgrafen trat er aus den Diensten desselben, um der in der halle'schen Kapitulation vorbehaltenen Amnestie theilhaftig zu werden und hoffte, als Bürger von Ulm, welche Stadt sich mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte, daselbst gegen Verfolgung sicher zu sein. Indessen erfuhr er nach einiger Zeit, daß man ihm nachstellen ließ, um durch ihn Beweismittel gegen die gefangenen Fürsten zu erlangen. Er war deshalb auf seiner Hut und als er im Nov. 1547 zu Burlofingen, einem benachbarten Dorfe, wohin er wegen einer in Ulm ausgebrochenen pestartigen Krankheit mit seinen Kindern geflüchtet war, überfallen werden sollte, gelang es ihm, wiewol er krank im Bett lag, halb angekleidet zu entkommen und sich schwimmend über die Donau zu retten. Auch

fand er in einem benachbarten Schlosse liebevolle Aufnahme und Pflege; doch starb er bereits nach wenigen Tagen.

Landgraf Philipp suchte später den Sohn, Joh. Konrad A., für die Opfer zu entschädigen, welche ihm der Vater gebracht hatte, und als ihm derselbe im J. 1563 im Schlosse zu Marburg vorgestellt wurde, sagte er mit Thränen in den Augen: „Dieses Vater hat Leib und Leben für mich gelassen, wollte Gott wir hätten solcher Diener viel.“ Johann Konrad A. und dessen Nachkommen blieben bis zu dem 1729 erfolgten Aussterben der Familie in hessischen Diensten.

K. Bernhardi.

Aitzema: (Aissema), Foppe van, † im October 1637, Sohn Schelte's van A., eines edlen Friesen, der erste niederländische Resident bei den Hansestädten, besuchte, nachdem er bereits in Franeker studirt hatte, noch die Universität Helmstädt und machte darauf von hier aus eine Reise zu Scaliger nach Leiden und auch nach England. Nach seiner Rückkehr erhielt er von Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel eine Rathsstelle an der Regierung zu Wolfenbüttel (1607) und wurde bereits nach 2 Jahren befördert. Im Febr. 1612 erhob ihn der Herzog, welcher zugleich protestantischer Bischof des Bisthums Halberstadt war, zum Vicekanzler im Stift Halberstadt und noch in demselben Jahre zum Stiftskanzler. Unmittelbar nach des Herzogs Tode ergriff jedoch der Stiftskanzler von Halberstadt mit seiner ganzen Familie und all seiner beweglichen Habe die Flucht, wurde aber dabei von der braunschweigischen Regierung festgenommen und in Wolfenbüttel gefangen gesetzt. Nachdem A. allen seinen Gütern entsagt und versprochen hatte, das Stift Halberstadt und das Herzogthum Braunschweig niemals wieder zu betreten, setzte man ihn im Juli 1614 gegen einen feierlichen Revers, welcher sogar die Betretung des Rechtsweges ausschloß, und eine Caution seines Bruders Julius, wieder auf freien Fuß. Auch das Domcapitel von Halberstadt hatte seine im Stift belegenen Güter mit Beschlag belegt. Dies lange Zeit hindurch unerklärliche Verfahren hat dem Anschein nach nichts mit der Politik des Herzogs Heinrich Julius oder seines Sohnes Friedrich Ulrich zu thun: die herzogliche Familie von Wolfenbüttel legte vielmehr auf die Güter des Halberstädter Kanzlers, welche dieser als Geschenke seines Herrn betrachtete, Beschlag, weil sie ihren Besitz nicht als rechtmäßig anerkannte. Das Domcapitel von Halberstadt beschuldigte ferner Heinrich Julius mit Foppe's van A. Gattin, einer Bürgerstochter von Halberstadt, „so vor eine Jungfrau gangen“, unziemliche Kundschaft getrieben zu haben. Trotz zahlreicher Verwendungen, selbst des Kurfürsten von Brandenburg, des Statthalters Moritz von Oranien, der Generalstaaten und der Staaten von Friesland, hat man Foppe seine Güter nicht wieder zurückerstattet.

Im August des J. 1617 ernannten die Generalstaaten Foppe zu ihrem Vertreter bei den Hansestädten, welche Stellung er über ein Jahrzehnt bekleidet hat. In derselben hatte er vielfältige Gelegenheit, auch in die deutschen Verhältnisse, obwol niemals im höheren Sinne maßgebend und bestimmend, einzugreifen: so war er namentlich zur Zeit des dänischen Krieges sehr häufig in der Umgebung Christians IV. Seine zahlreichen Depeschen und Briefe sind jedoch leider noch fast alle ungedruckt und zum größten Theil auch unbekannt. Wann er seines Dienstes von den Generalstaaten enthoben worden ist, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden.

Im J. 1635, nachdem die Niederlande ein Bündniß mit Frankreich geschlossen hatten, befand sich Foppe zunächst wol in eigenen Geschäften in Wien. Schon bei dieser Gelegenheit ist er in den Verdacht gerathen, sich den katholischen Gegnern allzu sehr genähert zu haben. Im folgenden Jahre wurde er von den Generalstaaten in einem diplomatischen Auftrage wiederum nach

Wien gesendet, um nämlich den Niederlanden eine gesichertere, vielleicht ganz neutrale Stellung unter den streitenden Mächten auszuwirken. Auch sollte er die Belehnung eines pommerschen Edelmanns und seiner holländischen Geschäftstheilhaber, zu denen A. selbst gehört zu haben scheint, mit der Insel Ameland nachsuchen. Nach seiner Erhebung in den Freiherrnstand wurde er jedoch, da man neues Mißtrauen gegen ihn hegte, von Wien abberufen. Schon war er von Hamburg abgereist, um sich in den Niederlanden persönlich zu verantworten, als ihn in Oldenburg (März 1637) eine Warnung erreichte. Er kehrte nach Hamburg zurück, entging hier glücklich einem Agenten der Generalstaaten, welcher ihn aufgreifen sollte, und gelangte über Lübeck nach Danzig. Von hier aus begab er sich nach Prag, wo er angeblich als Anhänger der katholischen Confession verstorben ist. Foppe van A. hat folgende beide Schriften veröffentlicht: „Poemata juvenilia“, Helmstadi 1607 und „Dissertationum ex jure civili libri II.“, Helmstädt 1607.

v. d. Aa, Biograph. Woordenb. Wurm, Studien über die Lebensschicksale des F. v. A., Hamburg 1854. 1855 (Progr.). Apel, Forschungen IX. 642 ff. Opel.

Aitzema: Leo van, geb. zu Doccum 19. Nov. 1600, ein Sohn des Meinardus von A., welcher ein älterer Bruder Foppe's van A., Bürgermeister von Doccum und Admiralitätssecretär war. Auch er ließ und zwar schon im Alter von 16 Jahren einen Band lateinischer Gedichte („Poemata juvenilia“) in Franeker drucken. Leo van A. erscheint im J. 1645 als Resident der Hansestädte im Haag. Im Dienste eben derselben machte er zwei Reisen nach England, zwei nach Brüssel und eine nach Brügge. Auf der Rückkehr von der zweiten englischen Reise wurde er gefangen genommen. Nach seinem Tode (23. Febr. 1669) erhoben die Generalstaaten die Anklage gegen ihn, daß er mit England correspondirt habe, nahmen zugleich seine ehemaligen Secretäre Kayser, Pessers und Lelienbergh gefangen und bemächtigten sich seiner Correspondenz und aller andern vorhandenen Papiere. Später gaben sie jedoch der Stadt Bremen gegenüber, welche sich über die Wegnahme ihrer Correspondenz beschwerte, eine gewisse Ehrenerklärung. Auf jeden Fall hat sich jedoch A. auch durch gewöhnlichere Mittel Abschriften für sein großes Geschichtswerk „Saken van Staet en Orlogh in ende omtrent de Vereenigde Nederlanden“, s'Gravenhage 1655. 4. 15 Theile (zweite Ausgabe vom J. 1669 in 6 Theilen) zu verschaffen gewußt. — (Vgl. v. d. Aa, Biograph. Woordenb. Wurm, Studien über die Lebensschicksale des F. v. A., Hamburg 1855.) O.

Aken: Adolf Friedrich A., geb. 1816 zu Eutin, † 26. Okt. 1870 als Oberlehrer am Gymnasium zu Güstrow. Angeregt durch seine großen Lehrer, Karl Ottfried Müller und Jacob Grimm in Göttingen, betrieb A. trotz seiner Kränklichkeit mit größter Ausdauer sprachliche Studien und hat sich durch seine selbständigen Forschungen über die grichische Tempus- und Moduslehre einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptschriften sind: „Die Grundzüge der Lehre vom Tempus und Modus im Griechischen, historisch und vergleichend“, Rostock 1861. „Die Haupdata der griechischen Tempus- und Moduslehre“, Berlin 1865. „Griechische Schulgrammatik“, Berlin 1868.

G. C. H. Raspe, Schulnachrichten von der Domschule zu Güstrow 1871. Halm.

Aken: Hein oder Henrec van A., zu Brüssel geboren, lebte als Pfarrer zu Cortbeke (bei Löwen? oder Corbeke over Dyle?) und wird als gestorben erwähnt in dem 1330 gedichteten Leekenspiegel Boendale's. Hein's Hauptwerk ist eine Uebersetzung des Roman de la Rose, welche Kausler, Denkmäler II. 1—482, und nach allen Hss. E. Serwijs, Haag 1868, herausgegeben haben. Die gleiche romantische Richtung zeigen die Uebersetzung des Ordene de chevalerie, welche unter

dem Titel „Hughe van Tabarien“ von Willems im Belg. Mus. VI. 94, von Kausler, Denkm. III. 83 und von Snellaert in Nederlandsche Gedichten uit de XIV. eeuw, Brüssel 1869, S. 539 veröffentlicht worden ist; und der Originalroman „De kinderen van Limborch“, erschienen in den Werken der Maatschappy van nederl. letterkunde, Nieuwe reeks II. III. (Leiden 1846. 47). Am letztgenannten Werke arbeitete der Dichter von 1280—1313; eine halbhochdeutsche Bearbeitung verfaßte um 1470 zu Heidelberg Joh. von Soest, s. Mone im Anz. f. Kunde d. Vorzeit IV. 164—180. Angezweifelt wird Heins Verfasserschaft für den „Vierden Martyn“, ein 1299 erschienenes Lehrgedicht in Maerlant's Art, und als viertes Buch zu seinem „Wapen Martyn“. Martin.

Aken: Jan van A., holländischer Radirer des 17. Jahrhunderts, bildete sich nach dem Utrechter Maler und Radirer Herman Saftleven, nach dem er auch eine Folge von 4 Bl. mit Rheinansichten ausgeführt hat. Seine Radirungen (vgl. Meyer's Künstlerlex.), die recht frei und leicht behandelt sind, bestehen, außer jenen 4 Blättern, in 17 Nummern, darunter aber neben 11 Landschaften nach eigener Erfindung eine Folge von 6 Pferdedarstellungen, die ebenfalls nur seinen Namen tragen. W. Schmidt.

Alakraw: Johann A., namhafter Buchdrucker, der durch die aus seiner Presse in den Jahren 1482—1492 hervorgegangenen Bücher bekannt ist; nach damaliger Sitte zog er, seine Kunst ausübend, von Ort zu Ort, druckte zuerst 1482 in Passau mit Conrad Stahel zusammen das „Speculum manuale sacerdotum“ des Augustinermönchs Hermann Schildiß und das „Interrogatorium seu confessionale“ des Bartholomäus von Chaymis; 1484 druckte er allein in Winterberg in Böhmen die Folioausgabe von „Alberti Magni Summa de Eucharistia“ und das „Liber Soliloquiorum“ des heil. Augustinus in 4°. Nach Passau zurückgekehrt, lieferte er 1485 eine mit Pflanzenabbildungen in Holzschnitt gezierte 4°-Ausgabe des „Herbarius“, der Mainzer Ausgabe von 1484 nachgebildet, und druckte noch bis zum J. 1492 in Passau Verschiedenes von geringerer Bedeutung. Mühlbrecht.

Alantsee: Leonhard und Lucas A., die ersten Buchdrucker der Stadt Wien, dort thätig in den Jahren 1498—1522. Die wahrscheinlich aus Augsburg gebürtigen Brüder repräsentiren die in jener Zeit sich vollziehende Umwandlung der „Zunft der Handschriftenhändler“ in das Gewerbe der „Buchführer“. Während der ersten Decennien nach Erfindung der Buchdruckerkunst war der Drucker stets zugleich Händler seiner Bücher, er brachte sie selbst an den Mann; erst Ende des 15. Jahrhunderts widmeten sich die ohne eigene Druckerei arbeitenden „Buchführer“ dem Vertriebe von Büchern, die in ihrem Auftrage auf fremden Pressen gedruckt wurden. Der Verlag der Brüder A. hatte große Ausdehnung und Bedeutung und zeigt, wie die meisten Drucke dieser Periode, einen wissenschaftlichen Charakter. Unter den bekannten meist lateinischen 109 Werken seines Verlags finden sich Ausgaben der alten Classiker, geschichtliche und theologische Werke, Gebetbücher ꝛc. welche die Brüder A. über ganz Deutschland und in Italien zu verbreiten wußten. Beide starben in Wien, Leonhard 7. Jan. 1518, Lucas im Dec. 1522; des letzteren Sohn, Urban A., setzte das Geschäft zwar fort, doch mit wenig Glück, denn bei seinem 1551 erfolgten Tode war es sehr in Verfall gerathen.

Kirchhoff's Beiträge I. 63—87. Denis, Wiens Buchdruckergeschichte S. XIX. Mhlbr.

Alanus de Insulis, geb. in oder bei Lille (Ryssel) nicht lange vor 1128, † in Citeaux 1202, einer der größten Theologen und Gelehrten des 12. Jahrhunderts, daher Doctor universalis magnus genannt. Ueber seinen Lebensgang herrschen große Zweifel, denn was die älteren Schriftsteller darüber zu

sagen pflegen, beruht auf einer Verwechslung mit dem ebenfalls zu Lille erzogenen Alanus Flandrensis, Bischof von Auxerre, der als solcher resignirte und um 1183 zu Clairvaux starb und dessen wenige Schriften und Briefe bei Migne, Patrol. lat. tom. CCX mitgetheilt sind. Dagegen haben Dom Brial's Untersuchungen es wahrscheinlich gemacht, daß A. de Insulis dieselbe Person sei mit dem magister Alanus, der von den englischen Schriftstellern als Abt von Tewkesbury genannt wird. Zwar bezeichnen sie diesen als geborenen Engländer und wissen von seinem Tode in Citeaux nichts, während es aus einer Aeußerung des A. selbst feststeht, daß er von Lille stammte, und sein Tod in Citeaux durch sein dort bis in neueste Zeit vorhandenes Grab außer Zweifel steht. Gleichwol hat Dom Brial's Vermuthung große Wahrscheinlichkeit. Danach wäre dann — denn dies erzählen die engl. Nachrichten vom Abt von Tewkesbury — A. unter der Regierung der Söhne Rogers II. nach Sicilien gekommen, in Benevent Canonicus geworden, zur Zeit der Austreibung der Fremden aus dem sicilianischen Reich 1169 nach England gegangen, hätte vielleicht den Erzbischof von Canterbury zum Lateranischen Concil von 1179 begleitet (denn auf diesem lassen verschiedene Nachrichten A. de J. anwesend sein), wäre darauf zum Prior von Canterbury und vielleicht in Folge einer Ungnade des Königs zum Abt von Tewkesbury ernannt. Von dort also müßte er sich, etwa in Folge neuer Mißhelligkeiten, nach Frankreich begeben und in die Einsamkeit von Citeaux zurückgezogen haben.

Seine gesammelten Werke wurden zuerst von de Visch zu Antwerpen 1653 herausgegeben, wiederholt von Migne in der Patrol. lat. tom. CCX. Ein Commentar über das Hohelied, mehrere Predigt-, Sentenz- und Spruchsammlungen; „Opusculum de sex alis Cherubim“; „Liber poenitentialis“; „Liber de planctu naturae contra Sodomiae vitium“; „De incarnatione Christi rhythmus“; „Doctrinale minus“ oder „Liber parabolarum“ (gleichfalls in Versen); „De arte seu articulis catholicae fidei libri quinque“; „Liber de distinctionibus dictionum theologicalium“ und sodann die drei ihrer Zeit berühmtesten Werke: die „Commentaria in prophetias Merlini Angli“, deren 3 erste Bücher eine Art Geschichte Englands bis auf Heinrich II. enthalten, was jedenfalls des Verfassers nahe Beziehungen zu England bezeugt; „De fide catholica contra haereticos sui temporis, praesertim Albigenses libri quatuor“; die beiden letzten Bücher sind gegen Juden und Mohamedaner gerichtet; das Werk ist Wilhelm VIII. von Montpellier, † 1202, einem Sohn der Mathilde, gewidmet. Der älteste Druck der beiden ersten Bücher ist von 1612 (Paris). Und endlich der „Anticlaudianus, sive de officio viri boni et perfecti libri novem“; älteste Drucke Basel 1536 und Antwerpen 1611: ein Gedicht von einer für seine Zeit umfassenden encyclopädischen Gelehrsamkeit. Durch den Namen will der Verfasser sein Werk als das Widerspiel zu Claudianus' satyr. Gedicht „In Rufinum“ bezeichnen, in dem die Laster sich verbünden, um die Tugend aus dem Reich zu vertreiben, während hier sich alle Tugenden des vollkommenen Mannes vereinen, um das Laster aus der Welt zu verbannen. Dies im Mittelalter berühmte Werk ist mehrfach commentirt worden.

Dazu kommt dann noch, wenn es mit der Identität des A. de J. mit dem Abt von Tewkesbury seine Richtigkeit hat, die von diesem verfaßte Vita des Thomas von Canterbury nebst Briefen (herausgeg. von J. A. Giles, London 1846).

de Ram in der Biogr. nat. de Belg. Alberdingk Thijm.

Alard: Franz A., lutherischer Geistlicher, geb. zu Brüssel, † zu Wilster in Holstein 10. Sept. 1578. Sein Vater Wilhelm, einem adligen Geschlecht angehörend, nannte sich nach seinem Landgut Alard de Cantier. Franz, welcher auf den Wunsch seines Vaters in Antwerpen in den Predigerorden eingetreten, verließ, durch einen jungen Hamburger Kaufmann mit Luther's Schriften bekannt gemacht,

im 22. Jahr sein Kloster, entfloh nach Hamburg und erhielt von jenem Kaufmann die Mittel, um lutherische Theologie zu studiren. Nach seines Beschützers Tode aber von Geld entblößt, kehrte er in die Heimath zurück. Hier von seiner eigenen Mutter der Inquisition überliefert und zum Tode verurtheilt, rettete er sich unter großen Gefahren durch die Flucht. Bei dem Grafen von Oldenburg fand er als Prediger ein Unterkommen. Als später die Lutheraner in Antwerpen freie Religionsübung erlangten, folgte er einer Berufung zum Geistlichen dorthin. Doch scheinen die Unruhen der Bilderstürmer ihn bald wieder verdrängt zu haben. Um 1557 ging er nach Ostfriesland, wo er 6 Jahre lang zu Norden, dann nach Holstein, wo er in Kaltenkirchen und Kellinghusen Prediger war. Um 1566 kehrte er aber auf den Ruf der Antwerpener Gemeinde zum zweiten Mal dorthin zurück, als „Prediger in der Scheure". Hier ordnete er mit Flacius, Cyriacus Spangenberg u. A. das Kirchenwesen; die Antwerpener Agende und Bekenntnißschriften sind von ihm mitunterzeichnet. Auch verfaßte er 1568 einen „Katechismus op Frage en Antwoorde gestellt", neu aufgelegt zu Antwerpen 1585. Inzwischen mit Gertrud Bennings verheirathet, mußte er aber bei den neuen Verfolgungen der evangelische Kirche durch Alba die Niederlande wieder verlassen. Nach Holstein zurückgekehrt, erhielt er das Pfarramt zu Wilster, wo er bis an seinen Tod blieb. Mit den Flacianern zerfiel er bald über die Lehre von der Erbsünde. Sein „Bewyß uth Gades Worde un den Schriften des düren Mannes Dr. Martini Lutheri, dat der Erff=Sünde nicht sy des Menschen Wesent", Lübeck 1575, rief eine heftige Entgegnung Spangenberg's hervor. — Einen schon 1560 zu Frankfurt a. M. gedruckten niederländischen Tractat Alard's von den Satzungen der röm. Kirche hat Tob. Fabricius unter dem Titel: „Der römische Grempelmarkt", Neustadt a. d. Hardt 1606, ins Deutsche übersetzt. — A. ist der Stammvater eines durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Geschlechtes, von dem zahlreiche Mitglieder, meistens in geistlichen Aemtern, bis ins gegenwärtige Jahrhundert herab in Holstein, Hamburg, Oldenburg ꝛc. begegnen. Der Familientradition danken wir die Nachrichten über die älteren Mitglieder: eine Biographie des Stammvaters, abgedruckt in der „Dänischen Bibliothek", 6. Stück, S. 302 f. und die „Decas Alardorum" Hamb. 1721 von Nic. Alard (Pred. zu Steinbeck und Hamburg, † 1756). Vgl. dazu Moller's Cimbria litt. Th. 1 und 2 und Schröder's Hamb. Schriftstellerlex.

Von Franz Alard's Söhnen hat Wilhelm, geb. 1572 und † 1645 als Prediger zu Krempe, zahlreiche Predigten und Erbauungsschriften hinterlassen, ist auch für seine lateinischen Dichtungen zum Dichter gekrönt worden. Ebenso sein Sohn Lambert, geb. zu Krempe in Holstein 27. Jan. 1602, † 29. Mai 1672. Er studirte zu Leipzig und beabsichtigte sich dort als Docent niederzulassen, zog aber einen Ruf zum Pfarrer in Brunsbüttel in Holstein vor, woselbst er auch als Senior und Assistent des Consistoriums zu Krempe starb. Seine Schriften (Moller a. a. O.), darunter viele Predigten, sind meistens theologischen, zum Theil aber auch philologischen und lexikographischen Inhaltes. Seine handschriftlich hinterlassene „Nordalbingia, s. Historia rerum praecipuarum in Nordalb. ad a. 1653 gestarum" ist bei Westphalen, Monum. ined. I. 1749 abgedruckt.

Brecher.

Der bedeutendste Sprosse der Familie ist Nicolas A., ein Brudersohn des vorigen, zu Süderau in der holsteinischen Propstei Münchdorf, wo sein Vater Wilhelm A. jun. Hauptprediger und Assessor des dortigen Consistorii war, am 12. (17.) Dec. 1644 geboren, † 3. Oct. 1699, besuchte die Schule zu Lemgo, 1659 zu Hervord und 1663 zu Hannover, bezog 1664 die Universität Gießen, woselbst er 1666 zum Doctor der Philosophie promovirt ward, kehrte 1667 in sein Vaterland zurück; 1668 ging er nach Helmstädt, 1669 nach Kopenhagen und

1670 wieder zu seinem Vater, dessen Amt er bei seinen Lebzeiten und nach dessen Tode im Gnadenjahre verwaltete; 1672 begleitete er zwei junge Studirende nach Hamburg und blieb daselbst bis 1675, wo er zum Prediger in Tönningen berufen wurde, 1679 erwarb er sich zu Kiel die theologische Doctorwürde, ward dann 7. Febr. 1682 Propst zu Eiderstädt, wo er — der überhaupt ein streitfertiger Lutheraner war — mit den Davidisten, den Anhängern des David Joris (Georgi), welche die Messiaslehre bekämpften, in vielfache Streitigkeiten gerieth. 1686 erhielt er den Ruf als Generalsuperintendent, Consistorialrath und Hauptprediger an der St. Lambertikirche in Oldenburg, wo er gegen einen Prediger Steffens, der zur reformirten Kirche übergegangen war, heftige Streitschriften erließ, ein Katechismuslehrbuch (das sich lange erhielt 1689. 1707. 1751), ein Handbuch für Prediger (Oldenb. 1690. 1719) herausgab und ein Gesangbuch (1690. 1731. 1740) bearbeitete, überhaupt auf die Reinheit des lutherischen Bekenntnisses hielt. Seiner Gesundheit halber (er war von der Schlafsucht befallen) wendete er sich zur Cur nach Hamburg, woselbst er starb. Seine zahlreichen Schriften sind außer den Dissertationen und Leichenpredigten und der von ihm mit Vorrede herausgegebenen Bibel (1696) meist polemischen Inhaltes.

Vgl. außer den obengen. Werken Oldenb. Kalender 1786 S. 73. Lief. 2 S. 776. Reershem, Ostfries. Pred. Denkm. S. 273. Oldenb. Blätter 1836 Nr. 46. Merzdorf.

Alarich, der erste König der Westgothen, den die Geschichte kennt. Er stammte aus einem Geschlecht, das den Namen der Balthen, d. h. der Kühnen, führte und wol nicht erst von ihm empfangen hat, dem nach dem ostgothischen Königsgeschlecht der Amaler der erste Rang unter dem Adel des gothischen Stammes überhaupt beigelegt wird wird. Er ist geboren auf der Insel Peuce an der südlichen Mündung der Donau, die wahrscheinlich erst nach dem Einbruch der Hunnen ein Theil der von den Sitzen nördlich des Flusses verdrängten Westgothen eingenommen hatte. Da diese damals das Christenthum nach arianischem Bekenntnisse annahmen, ist A. ohne Zweifel von Jugend auf in demselben erzogen und auch ihm immer anhängig geblieben. Er theilte auch sonst die Schicksale seines Volks, das in die Verhältnisse sogenannter Föderaten zum römischen Reich getreten war, betheiligte sich als Führer eines Heerhaufens an dem Krieg des Kaisers Theodosius gegen den im Westen erhobenen Eugenius. Nach des Theodosius Tod 395, da unter seinen jungen Söhnen Arcadius und Honorius das Reich getheilt war, und für jenen im Osten Rufin, für diesen im Westen der Vandale Stilicho die Herrschaft führten, treten die Gothen in größerer Selbständigkeit hervor: sie erheben den A., in welchem Ansehen des Geschlechts und persönliche Tüchtigkeit sich vereinigten, zu ihrem König; nicht volle Unabhängigkeit, aber besondere staatliche Vereinigung auf nationaler Grundlage nahmen sie damit in Anspruch. Der König war Haupt und Führer des Volks, zugleich Behüter desselben dem römischen Reich gegenüber, von dem er sich nicht trennte, dessen Würden er sich ertheilen ließ, auf das er, wie die Deutschen überhaupt, mit ehrfurchtsvoller Scheu blickte, mit dessen Gewalthabern er aber wiederholt in Kampf gerieth, dessen innere Zerrüttung er auszubeuten suchte, um Zugeständnisse mancherlei Art, vor allem für sein Volk feste Niederlassung in günstigen Sitzen zu erlangen. Zuerst versuchte er sein Glück im Osten. Noch im J. 395 zogen die Gothen bis Thessalien, im folgenden durch die Thermopylen nach dem alten Hellas bis tief in den Peloponnes hinab, wo aber Stilicho, von Westen kommend, wie er schon vorher gewollt, dem A. entgegentrat, ihn bedrängte, zur Rückkehr nach dem Norden nöthigte. Hier ward ihm das östliche Illyrien übergeben, wo er einige Jahre hindurch an den Grenzen des Ost- und Westreichs eine beiden drohende Stellung einnahm. Dann, am Ende des Jahres 400,

wandte er sich nach Italien, belagerte Aquileja, später Mailand, wo der Kaiser Honorius sich aufhielt, kämpfte mit dem zum Entsatz herangekommenen Stilicho in der gewaltigen Schlacht bei Polentia (Polenzo südwestlich von Asti) am Osterfest (6. April) 402, nicht Sieger, aber auch nicht besiegt, unglücklicher ein zweites Mal auf dem Rückwege bei Verona. Es kam zu einer Verständigung mit Stilicho, in dessen Interesse A. eine Zeit lang im Osten, aber ohne sonderlichen Erfolg, thätig war. Die Ermordung Stilicho's, die Nichterfüllung von Forderungen, welche A. erhob, führten zu einem neuen Bruch mit dem weströmischen Hof: bald (408) standen die Gothen wieder in Italien, vor Rom, das seine Schonung mit einer reichen Zahlung erkaufen mußte. Längere Unterhandlungen führten zu keinem Resultat. Alarichs Verlangen, außer jährlicher Geldzahlung seinem Volk Noricum und beide Venetien, oder doch eine regelmäßige Getreidelieferung und die erste jener Provinzen zu gewähren, fand kein Gehör: er hätte hier, im Anschluß an die Gebiete stammverwandter Völker, eine für die Erweiterung des deutschen Bodens und den Fortgang der deutschen Geschichte überhaupt wichtige Herrschaft gründen können. Durch Aufstellung eines neuen Kaisers, des Attalus, suchte er seine Absichten zu erreichen. Er wird auch zu der höchsten Würde des Reichs, eines magister utriusque militiae, erhoben; aber weder gelingt es, dem Attalus allgemeine Anerkennung zu verschaffen, noch auf die Dauer das rechte Einverständniß zu erhalten, bald genug ist jener wieder beseitigt. Aber auch mit Honorius wird keine Einigung erreicht, und nun zieht A. aufs neue gegen Rom. Am 24. Aug. 410 fällt die Stadt in die Hände der Gothen: seit der gallischen Eroberung das erste Mal, daß ein Feind innerhalb ihrer Mauern erschien, ein Zeichen, was ihr und dem Reiche drohte, was die Deutschen damals schon vermochten und in Zukunft bedeuten sollten. Auch jetzt war es nicht die Absicht des Gothenkönigs, die Stadt zu behaupten, hier selbst die Herrschaft zu führen: schon nach drei Tagen verließ er sie, zog in den Süden der Halbinsel bis nach Reggio, entschlossen, wie es heißt, nach Sicilien und weiter nach Africa zu gehen, und sich so der reichen Kornlande des römischen Reiches zu bemächtigen. Aber ehe er dazu kam, raffte ein plötzlicher Tod ihn fort, noch in jungen Jahren: der Tag ist, wie Vieles in Alarichs Geschichte, nicht bekannt. Bei Cosenza im Bette des Busento fand er sein Grab, über das die Gothen die Wellen des Flusses strömen ließen, daß niemand die Stätte wisse, wo der König ruhte. — Er, der sein Volk in neue Bahnen geführt, die beiden Halbinseln des Südens durchzogen, auf alle Stätten des classischen Alterthums seinen Fuß gesetzt, fand hier das Ziel seines Lebens, das Volk der Westgothen schon unter seinem Nachfolger die Sitze, welche die Grundlage einer mächtigen Reichsgründung, vornehmlich auf der hispanischen Halbinsel werden sollten. In der großen, die Verhältnisse der alten und der germanischen Welt umgestaltenden Bewegungen der sogenannten Völkerwanderung ragt A. als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten hervor; aufgenommen in den Verband des römischen Reichs, hat er von innen heraus, fast wider seinen Willen, an der Zerstörung desselben gearbeitet, zugleich der Verbreitung germanischer Elemente über die Lande des Südens und Westens mächtigen Vorschub geleistet. In die deutsche Heldensage, die sich auf dem Grunde dieser historischen Umwandlungen gebildet, hat seine Person keine Aufnahme gefunden, Dagegen hat am Eingang des Mittelalters die Dichtung sich Alarichs Namens bemächtigt, um die Anfänge selbständigen deutschen Lebens in den Thälern der Alpen mit ihm in Verbindung zu setzen.

E. Simonis, Versuch einer Geschichte des Alarich, Königs der Westgothen. Erster Theil, Göttingen 1858. — J. Rosenstein, Alarich und Stilicho (Forschungen zur deutschen Geschichte III). — R. Riegel, Alarich der Balthe, König der Westgothen, Offenburg 1870. (Unbefriedigend.) G. Waitz.

Alarich II., Westgothenkönig 485 — 507, Sohn des großen Eurich und der Ragnachild, einer Königstochter unbekannten Stamms; er entbehrte mit der Härte auch der Kraft seines Vaters und war der schweren Aufgabe, der überlegenen Macht der Franken unter dem schneidigen und schlauen Merowinger Chlodovech das Gleichgewicht zu halten, nicht gewachsen: die katholische und römische Opposition der Provinzialen im eigenen Land, geführt von den einflußreichen Bischöfen, untergrub seine Macht. Als im zweiten Jahre von Alarichs Regierung Chlodovech durch seinen Sieg bei Soissons 486 über Syagrius seine Herrschaft bis an die Loire dehnte und die Auslieferung des an den gothischen Hof geflüchteten Besiegten forderte, wagte A. nicht, sie zu verweigern. Eine Zeit lang fand das westgothische Reich eine Stütze gegen die Franken an der stammverwandten ostgothischen Macht in Italien: A. hatte 439 Theoderich den Großen in seinem Kampf gegen Odovakar durch Hülfstruppen unterstützt und dessen Tochter Theodegotho zur Gattin erhalten: wiederholt vermittelte der Amaler, seiner Friedenspolitik entsprechend, zwischen seinem Eidam A. und seinem Schwäher Chlodovech; auf einer Aue der Loire bei Amboise, heute île de St. Jean, fand mit Schmaus und Trank eine Zusammenkunft der beiden Fürsten statt (500—505). Aber seit Chlodovech das katholische Bekenntniß und damit die Vorkämpferschaft der orthodoxen Kirche gegen die arianischen Ketzer in Gallien angenommen hatte, war der Zusammenstoß zwischen Franken und Westgothen unvermeidlich geworden. Die Katholiken im Gothenreich sehnten die fränkischen Waffen zur Befreiung herbei. Die Strenge, mit welcher der König den offnen Aufstand spanischer Städte niederschlug oder conspirirende Bischöfe, wie die von Tours, Arles, Rhodez verbannte, fruchtete so wenig, wie sein Bestreben andererseits, durch Milde, durch Beibehaltung der katholischen Beamten seines Vaters, durch Duldung des kirchlichen Lebens (Concil von Agde 506, Besetzung verwaister Bischofsstühle), durch die wohlthätige Codification des für die Provinzialen geltenden römischen Rechts 500 (Breviarium Alarici, lex Romana Visigothorum) die Romanen zu gewinnen. Er wagte es nicht, die Burgunder gegen den fränkischen Angriff (500) zu unterstützen und als nun 507 Chlodovech den Glaubenskrieg gegen die gothischen Ketzer verkündete, erlag A., schlecht vorbereitet, — er griff zu Münzverschlechterung und Zwangsanlehen, — von den Bischöfen, welche die Thore der festen Städte unter Mirakeln dem Frankenkönig öffneten, verrathen, von den Ostgothen zu spät unterstützt, dem combinirten Angriff der Franken von Norden und der Burgunder von Osten her: die Ungeduld seines Heeres, welches nicht länger die Verwüstung des Landes durch die Feinde unthätig mit ansehen wollte, zwang ihn, eine gut gewählte Vertheidigungsstellung bei Poitiers aufzugeben und ohne den Zuzug der Ostgothen abzuwarten, den Franken entgegen zu gehen; er verlor Sieg und Leben in der blutigen Schlacht auf den vocladischen Feldern am Clain, zehn Milien nordwestlich von Poitiers. Die Folge dieser Niederlage war, daß der größte Theil des gallischen Gebiets der Westgothen an Franken (und Ostgothen) verloren ging und „das Reich von Toulouse“ erlosch. Fortan lag der Schwerpunkt des westgothischen Reichs, des Reiches von Toledo, in Spanien. In Gallien verblieb ihnen nur das Septimania, Gallia gothica, genannte Gebiet.

Vgl. die zu Athaulf angef. Litteratur. — Breviarium Alarici, Lex Romana Visigothorum ed. Hänel, Leipzig 1849. F. Dahn.

Alban: Ernst A., Maschinenbauer, geb. 7. Febr. 1791 zu Neubrandenburg in Mecklenburg, wo sein Vater Prediger war, † 13. Juni 1856 in Plau. Nachdem er zu Rostock, Berlin und Greifswald seit 1810 auf Wunsch seines Vaters Theologie, aber seit 1811, der eigenen Neigung folgend, Medicin, Physik und Mechanik studirt hatte und darauf zu Greifswald promovirt war,

ging er 1814 nach Göttingen, um unter Langenbeck und Himly noch Chirurgie und Augenheilkunde zu studiren; 1815 habilitirte er sich in Rostock als praktischer Arzt und Privatdocent und wurde in Folge vieler glücklicher Curen, namentlich Staaroperationen, einer der beliebtesten Aerzte der Stadt; aber getrieben von einem unwiderstehlichen inneren Drange, der ihn bei den anstrengenden ärztlichen Berufsgeschäften oft die Nacht zu technischen Studien verwenden ließ, und auf das lebhafteste angeregt durch die damals in England rasch fortschreitende Entwickelung der Dampfmaschine, die ihn zu den verschiedensten Versuchen veranlaßte, ganz eingenommen von der Erfindung eines neuen Princips der Dampfentwickelung, gab er 1825 seine ärztliche Praxis auf und folgte noch in demselben Jahre einem Rufe nach England. Er fand aber daselbst nicht die verdiente Anerkennung, kehrte deshalb 1827 nach Mecklenburg zurück, um sich 1828 und 1829 in ländlicher Stille in Stubbendorf ungestört der Technologie widmen zu können. Hier in das weitere Studium der Dampfmaschine vertieft, gewann er zugleich ein warmes Interesse für die Landwirthschaft und begriff bald den Nutzen, welchen geeignete Maschinen für Ackerbau und Viehzucht haben müßten. Deshalb fing er an, auf dem von ihm später erkauften Gute Wehnendorf bei Tessin Kornsiebe, Häckselmaschinen, dann Roßwerke und endlich auch Säemaschinen zu bauen, die „Alban'sche breitwürfige Säemaschine“, welche, so originell wie einfach in ihrer Construction und nutzenbringend im Gebrauch, sich bis heute der gerechten Bewunderung der Landwirthe aller Länder erfreut. Nur die Säemaschine ist denn auch bei rasch steigendem Absatz eine Zeit lang für ihn selbst gewinnbringend geworden. Bald wurde auch sie vielfach nachgemacht. Vom Großherzog Friedrich Franz und der mecklenburgischen Regierung aufgemuntert, beschloß A. sich unter Ablehnung mancher glänzenden Berufungen ganz der Hebung der Industrie in seinem engern Vaterlande zu widmen. Von 1830 bis 1838 fabricirte A. in Wehnendorf; von 1838—1840 war er mit der Maschinenbauanstalt in Güstrow associirt. 1840 etablirte er sich wieder auf eigene Hand in Plau. Mitten in der Aufregung der Uebersiedelung dorthin entstand sein Werk über „Hochdruckmaschine“, welches als eines der besten in der Litteratur über Dampfmaschinen geschätzt wird. Von 1840—1850 baute dann A. noch viele und bedeutende Dampfmaschinen, die bis nach Reval, Sarepta und Constantinopel gingen. Für Deutschland hat A. das Verdienst, dem landwirthschaftlichen Maschinenwesen überhaupt zuerst Bahn gebrochen zu haben.

Löbe.

Albani: Matthias A., berühmter Geigenmacher zu Botzen in Tirol um die Mitte des 17. Jahrhunderts, ein Schüler von Jac. Stainer. Seine geschätzten und denen des älteren Klotz im Range gleichgestellten Instrumente bezeichnete er: Matthias Albanus fecit in Tirol Bulsani (Jahreszahl). Auch sein Sohn, ebenfalls Matthias genannt, war ein ausgezeichneter Violinenbauer und lebte zu Rom um 1700. Gerber N. Lex. wirft letzteren augenscheinlich mit A. dem Vater zusammen, und die beiden von ihm angeführten Violinen Roma 1702 und 1709, welche F. Albinoni aus Mailand 1790 in Deutschland zum Verkaufe ausbot, stammten wahrscheinlich von A. dem Sohne her. Uebrigens sollen die Albani-Violinen öfter gefälscht worden, aber von den ächten nicht schwer zu unterscheiden sein.

v. Dommer.

Albany: Louise Maximiliane Caroline Emanuel, Prinzeß von Stolberg, Gräfin v. A., geb. zu Mons im Hennegau 20. Sept. 1752, † 29. Jan. 1824. Ihr Vater war Gustav Adolf, Prinz zu Stolberg-Gedern, ihre Mutter Elisabeth Philippine Claudie, Gräfin von Hornes. Ihre Erziehung erhielt sie erst in einem Kloster und dann ward sie siebzehn Jahre alt Stiftsdame. Hübsch, klug, talentvoll, lebhaften Temperaments zog sie bald die Aufmerksamkeit auf

sich. In ihrem zwanzigsten Jahre hielt der 52 Jahre alte englische Kronprätendent Carl Eduard Stuart, Graf von Albany, um ihre Hand an; die Heirath wurde zu Paris am 28. März 1772 durch Stellvertretung vollzogen, die Vermählung fand erst am 17. April 1772 zu Macerata statt. Das an Jahren so ungleiche Ehepaar verweilte erst in Rom, wo es mit einem an königliche Verhältnisse erinnernden Gepränge lebte. Die Hoffnungen auf Wiedereinsetzung auf den Thron Großbritanniens hatte der jetzt stumpfe, früher so lebendige Carl Eduard längst zu Grabe getragen und an eine successionsfähige Ehe war bei seinen geschwächten Kräften nicht zu denken. Seine Unmäßigkeit im Genusse geistiger Getränke war wol eine der Hauptursachen, die das Verhältniß zu seiner Gemahlin trübten; auch behandelte er sie in jeder Beziehung schlecht. Das mag die junge Frau entschuldigen, wenn sie, als sie im Herbste 1777 den noch nicht neunundzwanzigjährigen Vittorio Alfieri kennen lernte, sich zu diesem, der mit der schwärmerischen Liebe eines Dichters an ihr hing, hingezogen fühlte. Gegen Ende des J. 1780 — Albany hielt sich damals in Florenz auf — entführte Alfieri die Gräfin und ließ sie Schutz suchen in dem Kloster der Bianchette, von wo sie sich nach Rom begab und mit päpstlicher Erlaubniß, getrennt von ihrem Gemahle — aber meist auch von Alfieri — bis zum Juli 1784 blieb, wo Carl Eduard in die förmliche Trennung willigte. Nun lebte die Gräfin bald im Elsaß, bald in Frankreich, bald in Italien und machte verschiedene Reisen, auf denen Alfieri meist ihr Begleiter war. Als der 30. Jan. 1788 dem traurigen Leben des Prätendenten ein Ende machte, stand einer Vereinigung der beiden Liebenden nichts im Wege. Aber bei aller Freundschaft kam es nicht zur Ehe, sie lebten zusammen und trugen Freude und Leid — man denke nur an die Schreckenstage in Paris und an die merkwürdige Rettung — miteinander, und wechselten öfters den Wohnort, bis sie zuletzt im Florentinischen trotz der politischen Stürme eine bleibende Stätte fanden. Litterarische Bestrebungen, heiterer, geselliger Verkehr, vielfacher Briefwechsel füllten ihr Leben aus, bis Alfieri's Tod am 8. Oct. 1803 die wunderbare Verbindung trennte. Die Gräfin, welche ihn seit zehn Jahren nicht einen Augenblick verlassen und trotz seines herrischen Wesens, seiner hochfahrenden Heftigkeit, trotz der Tyrannei, welche er gegen sie und gegen andere übte, hoch verehrt hatte, bewahrte ihm noch nach dem Tode die dankbarste Liebe. Sie veranstaltete seinem Wunsche gemäß seit 1804 die Herausgabe der nachgelassenen Schriften auf ihre Kosten und ließ in der Kirche Santa Croce von Canova ein Monument für Alfieri neben der Grabstätte Machiavelli's errichten. Sie selbst blieb in Florenz, bis sie unter der französischen Zeit, weil ihr Salon den französischen Machthabern als Pflanzschule politischer Opposition galt, 1809 den Befehl erhielt, sich nach Paris zu begeben, wo sie, freilich mit großer Courtoisie behandelt, sich dennoch als Gefangene erschien. Ende 1810 kehrte sie nach Florenz zurück. Seit 1812 stand sie mit Ugo Foscolo, einem dem Alfieri nicht unähnlichen, wenn auch lange nicht gleichen Geist, mehrere Jahre in intimem Verkehr, bis der Briefwechsel sich — durch wessen Schuld bleibt unentschieden — in bloße Höflichkeitsschreiben auflöste und gänzlich aufhörte. Als die napoleonische Herrschaft in Florenz wieder verschwunden war, füllte sich der Salon der Gräfin von A. wieder wie in früheren Jahren, in ihrem Hause war gewissermaßen ein zweiter Hof. Sie selbst beschäftigte sich andauernd mit Litteratur und Lecture (wie sie ja auch eine sehr gewählte Bibliothek besaß) und mit ihrer ausgedehnten Correspondenz. So verstrichen die letzten Lebensjahre der von allen Seiten gesuchten und hochverehrten Frau.

A. v. Reumont, Die Gräfin von Albany. Berlin 1860. 2 Bände.

Merzdorf.

Alber: Matthäus A. (mundartlich Aulber), schwäbischer Reformator, geb. in der Reichsstadt Reutlingen als der Sohn eines Goldschmieds 4. Dec. 1495, † in Blaubeuren 1. Dec. 1570. Auf den Schulen zu Schwäbisch-Hall, Rotenburg a. d. Tauber und Straßburg vorgebildet, dann Provisor des Präceptors in seiner Vaterstadt, bezog er 1513 die Universität Tübingen, war Melanchthon's Schüler und des Humanisten Brassicanus Gehülfe, wurde 1516 Baccalaureus und 1518 Magister. Nach Melanchthon's Abgang von Tübingen studirte A. in Freiburg i. Br. Theologie, welche er 1521 daselbst auch lehrte. Wol noch in diesem Jahr ließ er sich in Constanz die Priesterweihe geben und wurde Kaplan und Prädicant in Reutlingen. Bald hatte der eifrige beredte Priester großen Zulauf aus Stadt und Land. Gegen die Drohungen und Anfechtungen der österreichischen Nachbar-Regierung, des schwäbischen Bundes und seines Bischofs schützte ihn die altbewährte Festigkeit seiner Mitbürger. Die eigene Mannhaftigkeit und der Humor seiner Verantwortung vor dem Reichskammergericht in Eßlingen (Dec. 1524) stellte ihn rasch in die vordere Reihe der schwäbischen Reformatoren. Gegen den Bauernaufruhr fest, mit den Wiedertäufern besonnen glimpflich, in allem Thun schlicht fromm, ein praktisch gerader Volksmann, zeigt A. zumal in dem Kampf, der zwischen Wittenberg und Zürich um die Provinz Schwaben geführt wurde, von 1523 an, da Zwingli freundlichen Verkehr mit ihm sucht, bis zu seiner Bitte an Herzog Christoph 1560: ihn Alten aller neuen dogmatum, insbesondere der Ubiquitätslehre, zu überheben, einen charaktervollen Unionssinn. Bei der Wittenberger Concordie 1536 ist er unter den Oberländern, welchen Luther zuruft: „ihr schwebet im Gaischt"; auf dem Uracher „Götzentag", der für Würtemberg die Bilderfrage entscheiden sollte (1537), ist er gegen den Bildersturm; aber den Reutlinger Gottesdienst, bald hernach das Vorbild des würtembergischen, ordnet er fast zwinglisch einfach, das Kirchenregiment schweizerisch demokratisch. Die wol von A. um 1530 verfaßte Reutlinger Kirchenordnung (Hartmann, M. Alber, S. 176 ff.) hat als rein presbyteriale Gemeindeverfassung kaum ihres Gleichen in der lutherischen Kirche. Auch wie der verständige humane Mann gegen die unmenschliche Verfolgung der Hexen predigt, verdient Beachtung. Durch das Interim 1548 verdrängt, folgte A. dem Ruf Herzog Ulrichs von Würtemberg, der schon früher seine Dienste mehrfach in Anspruch genommen, und war nun Stiftsprediger und geistlicher Rath der obersten Kirchenbehörde in Stuttgart, bis er 1563 auf den Ruhesitz des Abts und Vorstands der Klosterschule Blaubeuren sich zurückzog. Hier starb er, wenige Wochen nach seinem freundlichen Gönner Brenz.

Hartmann, M. Alber. Tüb. 1873. Dazu die Recens. v. Keim (Protest. Kirchenz. 1863 S. 857 ff.) und Wagenmann (Jahrbb. f. deut. Theol. 1870 S. 553 ff.). Auch Nachträge des Verf. im Ev. Kirchen- u. Schulbl. f. Württ. 1865 Nr. 44.

Hartmann.

Albericus, gewöhnlich von Trois-fontaines genannt, ein Chronist des 13. Jahrhunderts. Jene Bezeichnung, welche ihn dem Cistercienser-Kloster b. N. im Sprengel von Châlons-sur-Marne zuweist, verträgt sich nicht mit zahlreichen Stellen in der Chronik selbst, welche den Verf. vielmehr als einen Augustiner aus dem Stifte Neuf-moustier bei Huy an der Maas bezeichnen. Er verfaßte um 1250 eine große Weltchronik bis z. J. 1241, welche dadurch merkwürdig ist, daß sich darin überall die Bestimmung für die damals beliebten Disputationen ausspricht. Jeden Satz ist er stets bereit gegen jedermann mit guten Autoritäten zu erweisen, und durch sein Buch will er auch Anderen die Mittel dazu bieten. Zu diesem Zweck hat er die ganze Chronik aus wörtlichen Excerpten angesehener Schriftsteller, mit Nennung der Namen, zusammengesetzt, und sich selbst nur einzelne Bemerkungen dazwischen erlaubt. Vorzüglich auf die Chronologie legt

er großen Werth, aber seine Kritik ist, namentlich den Legenden und Visionen gegenüber, sehr unzureichend. Für die Gegenwart haben nur seine Anführungen aus einigen jetzt verlorenen Schriften Werth, nebst den Nachrichten, welche er gegen das Ende seiner Chronik aus eigener Kenntniß mittheilt. Herausgegeben ist sie 1700 von Leibnitz in der Accessiones historicae. — (S. R. Wilmanns, Ueber die Chronik Alberichs, im Archiv der Gesellschaft f. ält. deutsche Geschichtskunde. X. 174—246.) Wattenbach.

Albero I., Bischof von Lüttich, geb. um 1060, Bruder Herzog Gottfrieds des Bärtigen von Lothringen, Grafen von Löwen. Nach Bischof Friedrichs Tode war der Lütticher Stuhl infolge des Investiturstreites 2 Jahre vacant geblieben (vgl. Alexander I., B. v. Lüttich). Erst nach dem Wormser Vertrag von 1122 zwischen Kaiser Heinrich V. und Papst Calixt II., in welchem jener auf die Investitur der Bischöfe mit Ring und Stab verzichtete, ward A. 1123 vom Capitel gewählt und von dem persönlich anwesenden Kaiser belehnt. A. mußte damit beginnen, sein Bisthum von den Gewaltthätigkeiten des Adels zu säubern; vom Kaiser zu seiner Hülfe aufgerufen, zerstörte Gottfried der Bärtige 1123 das in seinen bedeutenden Ruinen noch heute sichtbare, dem Grafen Goswin II. von Heinsberg gehörige Schloß Falkenberg, welches den Räubern zum Mittelpunkt gedient hatte. Im Uebrigen verfloß die Regierung des milden, vielleicht zu nachgiebigen Fürsten ruhig. Er starb 1. Jan. 1129. — Albero II., der den Lütticher Stuhl nach Alexander I. von 1136—45 einnahm, stammte aus dem Hause der Grafen von Namur. Das wichtigste Ereigniß seiner Regierung war, daß er dem Grafen Reinold von Bar das von diesem 1134 dem Stift entrissene Bouillon nach langer Belagerung 1141 wieder abnahm.

de Ram in der Biogr. nat. de Belg. Alberdingk Thijm.

Albers: Joh. Abrah. A., Arzt, geb. 20. März 1772 in Bremen, † 24. März 1821. Nachdem er in Göttingen und Jena Medicin studirt, erlangte er 1795 eben hier den Doctorgrad, machte dann eine mehrjährige wissenschaftliche Reise durch Deutschland und England, von welcher zurückgekehrt er sich 1798 in seiner Vaterstadt als Arzt niederließ; seine Tüchtigkeit, bes. als Augenarzt und Pädiatriker, verschaffte ihm schnell eine sehr ausgereitete ärztliche Praxis, seine Mußestunden waren mit Studien in der vergleichenden Anatomie ausgefüllt, und eben diese Arbeiten führten ihn mit den hervorragendsten Zoologen und Anatomen seiner Zeit, Blumenbach, Cuvier, Sömmering, Tiedemann u. A. in nahe Beziehung. Neben der litterarischen Thätigkeit, die ihm aus diesen Studien erwuchs, und einer aufreibenden praktischen Beschäftigung gab sich A. mit gleichem Eifer einer wissenschaftlichen Bearbeitung zahlreicher Gegenstände aus der praktischen Medicin hin; namentlich verfolgte er die Leistungen englischer und nordamerikanischer Aerzte mit der größten Aufmerksamkeit, und war bemüht, durch Uebersetzungen und Auszüge das deutsche ärztliche Publikum mit den Geistesproducten derselben bekannt zu machen. In den J. 1802 und 1804 hatte er die Ehre, den Preis für die Beantwortung der von der med.-chir. Akademie in Wien aufgestellten Preisfrage: „Ueber das freiwillige Hinken" (Wien 1807) zu erhalten, und 1812 theilte er mit Jurien den Preis für die Bearbeitung der von Napoleon ausgeschriebenen Preisfrage: „Ueber die Natur und Behandlung des Croup" (Leipz. 1816), eine noch heute geschätzte Arbeit. Diese so vielseitige und anstrengende Beschäftigung wirkte auf den von Natur schwächlichen Mann aufreibend und so entwickelte sich allmählich ein schweres Siechthum, welches dem fruchtreichen Leben des ausgezeichneten Mannes ein schnelles Ende machte. Außer den schon genannten Schriften hat A. eine Reihe zoologischer, anatomischer und pathologischer Beobachtungen

in verschiedenen englischen und deutschen med. Zeitschriften, demnächst von größern Arbeiten: „Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Thiere" (Brem. 1802. 4) und „Icones ad illustrandam anatomen comparatam" (Lips. 1818 fol.) veröffentlicht. Die Biograph. Skizzen verstorbener bremischer Aerzte und Naturforscher, Bremen 1844, S. 234 ff. geben ein fast vollständiges Verzeichniß seiner litterarischen Arbeiten. Aug. Hirsch.

Albers: Joh. Christoph A., Arzt, geb. 13. März 1795 in Bremen, studirte in Göttingen, trat 1814 in preußische Dienste und machte als Stabsarzt den Feldzug mit. 1817 ging er als Kreisphysicus nach Allenstein in Ostpreußen, kam 1820 an die Regierung in Gumbinnen, 1832 nach Berlin, übernahm 1840 die Direction der königl. Thierarzneischule und zog sich 1849 in das Privatleben zurück; später lebte er in Heidelberg und starb auf einer Reise in Stuttgart am 27. Sept. 1857. Die Muße seiner letzten Jahre verwandte er besonders zu malakologischen Studien. Als werthvolle Resultate derselben nennen wir seine Beschreibung der Mollusken Madeira's (1854) nnd die Monographie der Heliceen (1850). Seine Schriften finden sich bei Heinsius-Kaiser, Bücherlex. Bd. 6 und 8 und in Engelmann's Bibl. hist. nat. Suppl. II. 1827 verzeichnet.
Carus.

Albers: Joh. Friedr. Herm. A., Arzt, geb. 14. Nov. 1805 in Dorsten bei Wesel, 1828 in Bonn als Doctor der A. W. promovirt, habilitirte sich daselbst 1829 als Privatdocent in der med. Facultät, wurde 1831 zum außerord. Prof. ernannt und begründete 1850 eine Privatheilanstalt für Geisteskranke, welcher er bis zu seinem am 11. Mai 1867 plötzlich erfolgten Tode als Leiter vorstand. — Nächst der Psychiatrie, welcher sich A. mit Vorliebe und nach Begründung seines Institutes mit Selbstaufopferung hingab, war es vorzugsweise die pathologische Anatomie, welche er mit Eifer und auch nicht ohne Erfolg betrieb: der von ihm herausgegebene „Atlas der pathologischen Anatomie", 45 Lief. mit 563 Taf., Bonn 1832—62 fol. war die erste derartige Arbeit in Deutschland; außer zahlreichen, diese Doctrin betreffenden Journalartikeln hat A. eine Schrift: „Ueber die Darmgeschwüre", Leipz. 1831 und „Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie", Bonn 1836—40, 3 Bde., demnächst eine große Reihe von Lehr- und Handbüchern über verschiedene Gebiete der Heilkunde veröffentlicht (vgl. das Verzeichniß seiner monographischen Schriften bei Engelmann, Bibl. p. 10 und Suppl. p. 2) und ist auch als Mitredacteur an dem von Nasse herausgegebenen med. Correspondenzblatt rhein. und westphäl. Aerzte (1842—45) thätig gewesen. Aug. Hirsch.

Albert II., Erzbischof von Bremen, † 14. Apr. 1395, in den Genealogien des Hauses Braunschweig Albrecht genannt, war der Sohn Herzog Magnus' I. Pius von Braunschweig-Wolfenbüttel und Großsohn der Markgräfin Agnes von Brandenburg-Landsberg, einer Schwester Kaiser Ludwigs des Baiern. Sein Regierungsantritt wird verschieden von 1359 bis 1362 angegeben, aber 1360 stellte Erzbischof Gottfried noch Urkunden aus, 1361 nennt er sich Albertus electus et confirmatus etc., 1362 erst Erzbischof; vorher war er Domherr zu Magdeburg. Er wurde direct gegen den oldenburgischen Einfluß zum Erzbischof gemacht, und von ihm datirt der Wetteifer des Oldenburger und des Welfenhauses um den Besitz des Erzstiftes. Er beschließt die seit Beginn des Jahrhunderts laufende Reihe von Erzbischöfen, die ihr Stift zu Grunde richteten, damit, daß er einen selbst dann noch unerhörten Verfall und eine grenzenlose Verwirrung hinterließ. Erzbischof Gottfried, Graf von Arnsberg, sein Vorgänger, hatte den Dompropst Grafen Moritz von Oldenburg als Administrator im Besitz des Landes lassen müssen, nachher schloß er sich an den Grafen Gerhard von

Hoya an, der Moritz und Bremen unglücklich befehdete und deshalb Hülfe von Herzog Magnus I. suchte, unter dem Versprechen, Gottfried zur Resignation zu veranlassen und A. das Pallium zu verschaffen. Das geschah 1359; da Gottfried erst später resignirte, hat man A. irrig für dessen Administrator gehalten. Das Domcapitel und die Stadt Bremen hielten zu Moritz, doch stellte sich dem Einflusse Albrechts bei der Curie gegenüber ersteres bald zuwartend, und nach der Bestätigung des Papstes (1361) erkannten beide A. an. Aber das Land mußte dem Administrator Moritz von Oldenburg erst abgestritten werden; nach einer Belagerung der Burg Bremervörde im Januar 1363 durch die Braunschweiger Heere und Wilhelm von Lüneburg entsagte Moritz in einem Vertrage dem Stifte. Am 21. Juli 1365 wurde letzterer mit drei anderen Oldenburger Herren bei Blexen von den Rustringern erschlagen. Albrechts Regierung nahm dann einen guten Anlauf: schon 1363 wahrscheinlich ist er mit den Verwandten, den Grafen von Holstein, den Elbstädten 2c. zur Sicherung der Straßen gegen Albrecht von Lauenburg thätig, es wurde Bergedorf gebrochen; damit war es aber auch aus. 1366 versuchte er den Streit zwischen Rath und Zünften in Bremen zu seinem Vortheil auszubeuten, nahm auch am 29. Mai die Stadt, aber konnte des Hollemann'schen Wirrwarrs nicht Herr werden, und wurde schon am 28. Juni von der Bürgerschaft und Graf Konrad von Oldenburg hinausgeworfen. Die Unabhängigkeit der Stadt Bremen war größer als zuvor, ebenso groß wurde später unter seiner Connivenz die Unabhängigkeit Stade's. In die wüthende Fehde verdischer und bremischer Ministerialen gegen Bremen, die 1381 das ganze Stift verheerte, griff er kaum ein; die Stadt Bremen gewann dadurch eine bedeutende Macht, namentlich Antheil an den festen Schlössern Bederkesa und der Kranenburg; auch an der Elbe war er ebenso unthätig, trotz mancher Reibungen mit Hamburg. Dagegen ergab er sich einem schwelgerisch-üppigen Leben, das Erzstift brachte nicht viel ein, es war seit 60 Jahren zerrüttet, die Fehden verwüsteten das Kirchengut, so griff er zur Verpfändung; schon 1369 setzte er für 4150 Mark den Herzögen Wilhelm von Lüneburg und Magnus II. von Braunschweig das ganze Stift mit allen Schlössern, die er noch hatte, zu Pfande und ernannte Daniel von Borch nach ihrem Willen zum Administrator; 1375 verpfändete er das bremische Kirchengut rechts der Elbe an Graf Adolf von Holstein und setzte ihn auch zum Administrator aller noch nicht vergebenen erzbischöflichen Güter. Jene Kirchspiele sind bei Holstein geblieben, ebenso bei Oldenburg die an die Grafen versetzten Stedinger Güter. Die Lande und Burgen zwischen Elbe und Oste mit dem wichtigen Bremervörde lösten die Städte Bremen, Stade und Buxtehude von dem Holsteiner 1389 wieder ein, erhielten sie aber selber als Pfandbesitz; so bot das reiche Land, vergessen vom Reiche, ein Bild der wüstesten Zustände. Der größte Scandal seiner Regierung, vielleicht hervorgerufen durch unnatürliches Gelüst, war der öffentliche Vorwurf, er sei ein Hermaphrodit, der ihm, offenbar fälschlich, vom Domdechanten Johann von Zesterfleth, dem späteren Bischof Johann von Verden, gemacht war.

Havemann, Gesch. von Braunschweig und Lüneburg I. S. 473 ff.

Krause.

Albert II., Graf von **Görz** und **Tirol**, geb. um 1240, † 1304 (vor 7. Sept.), zweiter Sohn Meinhards I. von Görz-Tirol († 1258) und der Adelheid, Tochter Alberts III., des letzten Grafen von Tirol. Beim Tode seines Vaters befand er sich in der Haft des Erzbischofs von Salzburg, dem er mit seinem ältern Bruder Meinhard zu Anfang 1253 als Geisel übergeben worden war zur Verbürgung für die Erfüllung der Friedensbedingungen, welche sein mütterlicher

Großvater, als er in die Gefangenschaft des genannten Erzbischofs gerathen war, hatte eingehen müssen. Erst 1262 gab ihn der salzburgische Ministerial Gebhard von Velwen gegen 800 Mark Silber eigenmächtig frei. Er theilte sich nun mit seinem Bruder so in die Verwaltung ihrer Gebiete, daß er die görzischen Lande, sein Bruder Meinhard aber die in Tirol neuerworbenen Besitzungen übernahm. Im J. 1271 fand dann auf dieser Grundlage eine förmliche Ländertheilung statt, nach welcher A. die Besitzungen seines Hauses im Görzischen, in Friaul, Istrien, Krain und Kärnthen und Pusterthal östlich von der Haslacher (Mühlbacher) Clause erhielt. Wie sein Bruder nach Vergrößerung seiner Gebiete strebend, gerieth er namentlich mit dem Patriarchen von Aquileja in Streit, ohne aber wesentliche Erfolge zu erzielen, besonders weil der mächtige Ottokar von Böhmen des Patriarchen sich annahm. In späteren Jahren stand er indessen wiederholt auf Seite des Patriarchen im Kampfe gegen das immer weiter um sich greifende Venedig. Beim Ausbruche des Krieges zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg schloß er sich, wie sein Bruder, dem letzteren an und machte zur Unterstützung desselben einen Angriff auf Krain und die windische Mark. Er war zweimal verheirathet; das erste Mal (um 1266) mit Euphemia, Tochter des Herzogs Konrad von Glogau, das zweite Mal (um 1275) mit Euphemia, Tochter des Grafen Hermann von Ortenburg; erstere gebar ihm einen Sohn Heinrich II., letztere einen Sohn Albert III. und eine Tochter Clara.

Coronini, Tentamen genealogico-chronolog. comitum et rerum Goritiae.

Huber.

Albert, Bischof von Halberstadt, A. von Rickmersdorf, gewöhnlich Albertus de Saxonia genannt, ein hervorragender Scholastiker des 14. Jahrhunderts, von Geburt ein Sachse, studirte zu Prag und Paris, wo er bis 1360 verweilte, ging dann nach Rom, nahm, von Papst Urban V. nach Wien geschickt, an der Gründung der dortigen Hochschule, zu deren erstem Rector ihn Herzog Rudolf IV. 1365 ernannte, hervorragenden Antheil und war endlich 1366—90 Bischof von Halberstadt. Während das Hauptfeld seiner Thätigkeit im Gebiete der Logik lag, zeigt er sich zugleich als sehr tüchtig geschult in Mathematik und in dem damaligen aristotelisch-arabischen Betriebe der Naturwissenschaften. Als einer der einflußreichsten Logiker seiner Zeit wirkte er im engsten Anschluß an Occam und Buridan, d. h. als Gegner der Anhänger des Albertus Magnus und des Thomas v. Aquino, und er verlieh hierdurch der Wiener Universität in den Parteikämpfen jener Zeit ebenso eine bestimmte Richtung, wie sein Gesinnungsgenosse Marsilius v. Inghen in Heidelberg die gleiche Wirkung ausübte, so daß in Deutschland der Occamismus ein Uebergewicht erlangte. Von seinen Schriften dieser Gattung, den „Quaestiones“ zu Occam's Logik (gedruckt in Occam's „Expositio aurea“, 1496), den „Quaestiones super libros posteriorum“, welche eine casuistische Erörterung des aristotelischen Standpunktes enthalten (gedruckt 1497), der „Logica“ (gedruckt 1522) und den „Sophismata“ (gedruckt 1495), in welchen er 254 Sophismen abhandelt, gibt Prantl in seiner Gesch. der Logik Bd. 4 eine eingehende Darstellung. A. ist, wie es scheint, der Erste, der für die demonstratio propter quid, d. h. den Schluß aus der Ursache auf die Wirkung, und die demonstratio quia, aus der Wirkung auf die Ursache, den Ausdruck a priori und a posteriori gebraucht. — Gleichfalls in occamistischem Sinne sind seine anderweitigen Commentare geschrieben: „Super Aristotelis de coelo et mundo“, 1492 u. ö.; „Super octo libros physicorum“, 1516; „Super libros de generatione et corruptione“, 1516. Nur handschriftlich vorhanden sind die Werke: „De anima“, „De libris ethicorum“, „Parvorum

naturalium“, „Quaestiones super libros peri hermenias et priorum“. Außerdem verfaßte er noch einige bei Adelung verzeichnete Schriften, unter welchen jene „De proportionibus“ die bedeutendste ist. Der „Liber aggregationis s. secretorum de herbis etc.“ (s. unten S. 189), seit 1478 oft gedruckt, wird ihm so wenig wie Albert dem Großen angehören, obgleich eine Bodlejanische Handschrift, welche, dem Titel nach zu urtheilen, jenes Werk enthält, es dem Albertus de Saxonia zuschreibt. — (Echard, Script. ord. praed. I. 186 b.)

v. L.

Albert II., 23. Bischof von Lübeck (1466—1489), aus dem holsteinischen Adelsgeschlecht Krummendik, hielt sich mehrere Jahre in Rom auf und war dort Notar in der päpstlichen Rota gewesen, auch als lübischer Domherr schon zur Zeit seines Vorgängers Arnold in Geschäften des Stifts und sonst, z. B. bei der Gesandtschaft nach Preußen, verwandt worden. Wegen seiner Freundschaft mit dem holsteinischen Adel und seines guten Einvernehmens mit König Christian I. ward er nach Arnolds Tode Ende Februar zum Bischof gewählt und 28. Sept. 1466 geweiht. Er † 27. Oct. 1489. Von König Christian und dessen Sohn Hans mehrfach zu Unterhandlungen gebraucht, hatte er des letzteren Heirath mit Christine, Tochter des Herzogs Ernst von Sachsen, vermittelt. Mit beiden gerieth er aber über die für sie gemachten Kostenaufwendungen in Streit, den des Bischofs wiederholte Versuche, die Geldverlegenheit der Könige zur Ausdehnung seiner fürstlichen Gerechtsame, u. a. gegen das Kloster Reinfeld, zu benutzen, noch mehr anfachten. A. war ein prachtliebender und verschwenderischer Mann, der sein Bisthum stark verschuldet hinterließ. Er förderte Kunst und Wissenschaft. Im Dom zu Lübeck ließ er das noch vorhandene große hölzerne, mit Bildwerk überdeckte Kreuz über dem Chor gegen die Kirche hin 1477 aufstellen. Um dieselbe Zeit ließ er ein „Liber horarum canonicarum eccl. Lubicensis“ bei den Michaelisbrüdern in Rostock, 1479 Indulgenzen für verschiedene Marienfeste, 1486 ein stattliches Missale durch Matthäus Brandis in Lübeck drucken. Er sammelte 1476 die unter seinem Namen erhaltene „Kleine Chronik über die Handlungen und Thaten der Bischöfe zu Aldenburg und Lübeck bis auf B. Arnold“, abgedruckt bei Meibom, Scriptt. rerum Germanicar. T. 2 p. 391 sqq. Vgl. über ihn deren Fortsetzung ebd. p. 403 sqq. Mantels.

St. **Albert** von Löwen, Bischof von Lüttich, Sohn Gottfrieds III. von Niederlothringen und Bruder Heinrichs I., Herzogs von Brabant, † 1192. Er ward nach dem Tode des Bischofs Rudolf v. Zähringen von einem Theil des Capitels gewählt, während der andere Theil für Albert Graf v. Rethel entschied, einen Neffen Balduins V. von Hennegau und Flandern. Kaiser Heinrich VI., von beiden um die Investitur angegangen, ernannte anstatt ihrer 1192 auf dem Wormser Reichstag den Bonner Propsten Lothar v. Hostade. Albert v. Rethel verzichtete darauf zu Gunsten Alberts v. Löwen, dieser aber mußte dem Lothar, welcher von Balduin unterstützt das Bisthum in Besitz nahm, weichen. Er begab sich nach Rom und erlangte Cölestins III. Anerkennung; strenge Befehle des Kaisers verboten jedoch, als er von dort nach Brabant zurückkehrte, seinem Bruder Heinrich, ihn aufzunehmen. Er entwich nun nach Rheims und hier, unter geistlichen Uebungen lebend, ward er 24. Nov. 1192 von drei Deutschen, die man zu der That vom Kaiser angestiftet glaubte, ermordet. Jetzt aber erhoben sich sein Geschlecht und seine Anhänger am ganzen Niederrhein; Lothar mußte von Lüttich flüchten und † 1194 in Rom, wohin er sich büßend gewandt hatte. Der Kaiser, um den gefährlichen Sturm zu beschwichtigen, begütigte Alberts Anhänger auf einem Tag zu Koblenz 1193 mit Erklärungen und Geschenken und errichtete dem Ermordeten in der Lambertus=

kirche zwei Sühnaltäre. Hier hatte das Capitel nach Lothars Vertreibung den Grafen Simon v. Limburg mit des Kaisers Zustimmung gewählt; Albert v. Rethel bewirkte aber wegen dessen Jugend die Verwerfung dieser Wahl in Rom und es ward darauf Albert v. Cuyk zum Bischof gewählt. Ihn begleitete Albert v. Rethel aufs neue zur Einholung der päpstlichen Bestätigung nach Rom, wo er 1195 gestorben ist.

J. David, Geschiedenis van S. Albert van Leuven, 1845.

Alberdingk Thijm.

Albert I., Erzbischof von Magdeburg, † 15. Oct. 1232, Sohn des Grafen Günther III. von Käfernburg, Bruder des Grafen Heinrich von Schwarzburg, Halbbruder des Grafen Ludolf von Hallermund und des späteren Erzbischofs von Magdeburg Willebrand. Es ist für Alberts Leben entscheidend geworden, daß er durch Verwendung seines Schwagers, des Hofkanzlers Konrad von Hildesheim, schon mit jungen Jahren eine Präbende am Magdeburger Dome erhielt. Er setzte dann seine auf der Hildesheimer Schule begonnenen Studien zu Paris fort. Obwol die Gunst des Papstes Innocenz III., dem er während eines vorübergehenden Aufenthalts in Rom einen wichtigen Dienst hatte leisten können, ihn 16. Febr. 1200 zum Dompropste beförderte, muß A. doch, als Innocenz zu Anfang 1201 offen für Otto IV. gegen Philipp von Schwaben Partei nahm, schon damals sich entschieden für den letzteren erklärt haben, da nicht nur der staufisch gesinnte Erzbischof Ludolf ihn gegen seine Neider schützte, sondern auch das Capitel unter dem Einflusse des gleichfalls staufischen Bischofs von Halberstadt ihn zum Nachfolger des 17. Aug. 1205 gestorbenen Ludolf erwählte. In der That begab A., zur Zeit der Wahl in Bologna studirend, sich sogleich zu König Philipp, um sich von ihm die Regalien verleihen zu lassen. Er wies die Zumuthungen des Papstes, durch Abfall von Philipp sich die Bestätigung zu verdienen, von sich und Innocenz seinerseits wagte nicht weiter gegen ihn einzuschreiten, weil der schließliche Sieg Philipps nicht mehr zweifelhaft war. Als A. zu Ende 1206 in Geschäften des Königs und in seinen eigenen nach Rom ging, sah Innocenz, der mehr als je eines Mittelsmannes bedurfte, über seine politische Stellung ganz hinweg und ließ ihn 24. Dec. zum Bischofe weihen. Er soll, nachdem er 15. April 1207 nach Magdeburg zurückgekehrt war, wo am 20., dem Charfreitage, der alte Dom abbrannte, die Bemühungen des Papstes und seiner Legaten um Beilegung des Thronstreites unterstützt haben, natürlich in dem Sinne, daß Otto abdanken sollte, und er wird, als Otto sich dessen weigerte, zu denjenigen Fürsten gehört haben, welche im Juni 1208 zu Quedlinburg versammelt waren, um mit König Philipp vereinigt die Unterwerfung des Welfen zu erzwingen. Da aber statt Philipps die Nachricht von seiner Ermordung kam, bewährte sich sowol Alberts Patriotismus als auch sein staatsmännischer Blick darin, daß er in der unverweilten und allgemeinen Anerkennung Otto's das beste Mittel zur Herstellung der Einheit und zur Verhinderung eines neuen Bürgerkrieges im Reiche erkannte, welcher übrigens auch seinem eigenen Fürstenthume hätte verderblich werden müssen. Nachdem er selbst schon zu Anfang des Juli, wol als der erste der deutschen Fürsten, seinen Frieden mit Otto gemacht hatte, bewirkte er auf einem Tage zu Halberstadt, daß derselbe in Sachsen und Thüringen allgemein anerkannt wurde, und war mit auf dem großen Reichstage zu Frankfurt, wo auch die übrigen Stämme im November Otto als König annahmen. Er begleitete ihn 1209 zur Kaiserkrönung nach Rom, kehrte aber schon 5. Dec. nach Magdeburg zurück, weil er auf dem Rückwege von Rom mit Otto in Zwist gerathen war.

Es ist wahrscheinlich, daß Otto's Auftreten in Mittelitalien gegen den Papst jene Meinungsverschiedenheit veranlaßt hat. Als Innocenz aber 18. Nov.

1210 den Kaiser excommunicirte, hat A. sich trotzdem lange gegen die Verkündung des Bannes gesträubt, dann aber, als er sich fügen mußte, sich um so entschiedener denjenigen deutschen Fürsten angeschlossen, welche mit Wissen des Papstes Otto IV. in der Person des letzten Staufers Friedrich II. von Sicilien einen Gegenkönig entgegenzustellen beabsichtigten. A. nahm an der Besprechung zu Nürnberg 1211 Theil, wo die Berufung Friedrichs entschieden wurde und die durch Philipps Tod zersprengte staufische Partei sich gewissermaßen wieder zusammen fand. Während jedoch manche Mitglieder derselben, als Otto IV. 1212 nach Deutschland zurückkam, aufs neue sich dem Kaiser unterwarfen, blieb A. der einmal ergriffenen Sache treu, obwohl selbst der wichtigste Vasall des Erzstifts, der Markgraf von Brandenburg, zu Otto hielt und sein Fürstenthum nun fast Jahr für Jahr von verwüstenden Einfällen der Welfen heimgesucht wurde. „Wer das Ungemach und den Jammer beschreiben wollte, der müßte sich dazu ein großes Buch machen", sagt die Magdeburger Stadtchronik. Otto's Tod am 19. Mai 1218 und Alberts Friedensschluß mit dem Bruder desselben, Heinrich von Braunschweig, am 11. Sept. 1219 beendeten die Noth.

Seitdem finden wir A., der seit 1207 den Wiederaufbau des Domes betrieb und namentlich auf den äußeren Glanz seiner Kirche durch Erwerbung berühmter Reliquien u. dgl. sehr bedacht war, noch mehr als früher vom Dienste des Reiches und Friedrichs II. in Anspruch genommen. Er half im April 1220 Friedrichs Sohn, Heinrich, zum römischen Könige wählen und blieb in den nächsten Monaten bei jenem, bis er seinen Römerzug antrat. Zu Anfang 1222 besuchte er dann den Kaiser in Capua und wurde etwa im Mai zum Stellvertreter des Kaisers für Oberitalien, ein Jahr später auch zum Grafen der Romagna ernannt. Bis zum Herbste 1224, also fast drei Jahre, war er in Italien beschäftigt. Obwol er als Legat von Oberitalien 1226 durch den Grafen Thomas von Savoyen ersetzt wurde, blieb er doch Graf der Romagna und die Geschäfte dieses Amtes wie des Reiches haben ihn noch drei Mal in sechs Jahren nach Italien geführt. Er war Mitglied des Fürstengerichtes, welches Juli 1226 die Liga der Lombarden verurtheilte; er stand an der Spitze einer fürstlichen Gesandtschaft, welche sich 1228 im Interesse des Reiches um die Herstellung des Friedens zwischen Kaiser und Papst bemühte. Die Agitationen der päpstlichen Partei fanden an A. ebensowenig einen Halt, wie die Neuerungen des Königs Heinrich VII. in der Reichspolitik, welche in den nächsten Jahren fast zu offener Auflehnung gegen den Kaiser heranwuchsen. Auf dem Reichstage zu Aquileja April 1232 mußte Heinrich sich jedoch unterwerfen und Erzbischof A., der schon im December zum Kaiser nach Ravenna gegangen war, übernahm nun in Gemeinschaft mit anderen Fürsten die Bürgschaft für das weitere Betragen des Königs, also auch eine Art Aufsicht über seine Regierung. Er ist von Anfang bis zu seinem Ende, welches nach der Heimkehr von Aquileja erfolgte, immer derselbe geblieben, vor vielen fürstlichen Zeitgenossen ausgezeichnet durch die Consequenz, mit welcher er die Einheit und den Frieden im Reiche nach allen Seiten hin vertreten hat. Leider fehlen alle Vorarbeiten, um seine Bedeutung für Magdeburg selbst genügend würdigen zu können.

Vgl. Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig, Bd. I. S. 377 ff. Winkelmann.

Albert I., Bischof von Regensburg, 1246—59. Einer Familie angehörig, die sich nach dem noch nicht bestimmten Orte Byebingowe, Bitengowe, Petinkeu nannte, genoß A. ein Canonicat zu Halberstadt, als ihn im J. 1246 der Cardinallegat Philipp von Ferrara, das Wahlrecht des Domcapitels übergehend, auf den durch Bischof Siegfrieds Tod erledigten Regensburger Stuhl

erhob. Nun zog er seinen Bruder Gebhart, der aus unbekanntem Grunde den Titel eines Grafen von Sigmaringen annahm, und seinen (? Stief-) Bruder Bertold herbei, den er zum Vicedom des Hochstiftes machte, und der wol seinem Einflusse die Wahl zum Bischofe von Passau (1250) verdankte. A. war ein bereitwilliges Organ der Curie bei ihren Maßnahmen gegen Herzog Otto von Baiern, stand in Verbindung mit dem Böhmenkönige und bekämpfte von seiner Feste Stauf aus die kaiserlich gesinnte Bürgerschaft von Regensburg. Am meisten ist er durch den Mordanfall bekannt geworden, den er in der Nacht des 29. Dec. 1250 durch seinen Ministerialen Konrad von Hohenfels auf König Konrad machen ließ, als dieser in Regensburg weilte. Da wir noch später den Bischof wie die Stadt im Streite mit Baiern finden, so ist der Anlaß zu seiner Abdankung, welche, wie sich ein päpstliches Schreiben vom 11. Oct. 1259 ausdrückt, wegen des Hasses geschah, den er sich vormals durch Bekämpfung Kaiser Friedrichs zugezogen, vielleicht in der im nämlichen Jahre zwischen Herzog Ludwig und den Bürgern stattgefundenen Aussöhnung zu suchen, wodurch seine Stellung unhaltbar geworden sein mochte. A. ging, mit einigen Pfründen im Bisthume sich begnügend, in das Cistercienserkloster Sittichenbach bei Querfurt; seine Todeszeit ist unbekannt. Oefele.

Albert von Bollstädt (Albertus Magnus), Bischof von Regensburg, geb. 1193 als der Sohn ritterlicher und begüterter Eltern zu Lauingen in Schwaben, † 15. Nov. 1280 zu Köln. Ueber seine Jugend wird nichts gemeldet, was uns nicht naheliegende Vermuthungen ohnehin müßten annehmen lassen. Nachdem er den ersten Unterricht in der Heimath erhalten hatte, finden wir ihn in Begleitung eines Oheims zur Fortsetzung seiner Studien in Padua. Wir wissen nicht, was ihn zur Wahl dieses Ortes bewog, noch wann er sich dahin begab, ebensowenig besitzen wir bestimmte Angaben über den Gang, die Mittel und den Umfang seiner damaligen wissenschaftlichen Beschäftigung, und dieser Mangel läßt sich auch nicht durch das ersetzen, was aus anderweitigen Nachrichten über den Zustand jener Universität im 13. Jahrhundert bekannt ist, da diese gerade in Betreff der Zeit, in welche Alberts Studienjahre fallen, gänzlich fehlen. Nur das wird anzunehmen sein, daß der Aufenthalt in Padua sich auf eine Reihe von Jahren erstreckte, und daß er ihm Gelegenheit bot, den Grund zu der umfassenden Gelehrsamkeit zu legen, in deren Besitz wir ihn später finden. Möglich, was die Biographen erzählen, daß ihn neben dem wissenschaftlichen Interesse von früh auf ein Hang zu frommen Uebungen beseelte, der ihn auch zum Verkehr mit Klosterleuten hinzog, sicher, daß er um das Jahr 1222 oder 1223 in den kürzlich gegründeten Dominicanerorden eintrat. Uebereinstimmend wird berichtet, daß bei diesem Schritte eine Predigt des Jordanus, des zweiten Generals der Predigermönche, den Ausschlag gegeben habe. Daß nun zu den bisherigen Studien das der Theologie hinzukommen mußte, ist einleuchtend, doch schweigen die alten Berichterstatter auch darüber; ihnen liegt überall nur an dem großen Meister, dem berühmten Ordensgenossen, für seine eigenen Lehrjahre und seine allmähliche Entwicklung haben sie kein Interesse. Auch über die nächsten Jahre erfahren wir nur im allgemeinen, daß er nicht allzulange nach seiner Aufnahme in den Orden nach Deutschland geschickt wurde, um in den Städten, in denen die Jünger des h. Dominicus Aufnahme gefunden hatten, an ihren Klosterschulen als Lehrer thätig zu sein, so zunächst in Köln, dann in Hildesheim, wo sie seit 1233 ein Haus besaßen, in Freiburg, Regensburg, Straßburg. Ein auch in Betreff der Zeit sicher zu stellendes Ereigniß ist erst wieder die Reise nach Paris, wohin er sich 1245 wahrscheinlich im Auftrage eines Generalcapitels begab. Daß er zuvor mindestens ein Jahr lang in Köln war, wissen wir aus dem Leben seines großen Schülers Thomas von Aquin, der ebendamals

dort zu seinen Füßen saß und ihn demnächst nach Paris begleitete. Es erhellt hieraus zugleich, welch weitreichender Ruhm bereits seinen Namen umgab. In Paris schwebte seit einer Reihe von Jahren der heftige Streit des Ordens mit der Universität um das Recht, öffentliche Lehrstühle zu errichten. Diese mit Männern wie A. zu besetzen, lag in des ersteren wohlverstandenem Interesse, und in der That feierte seine Lehrthätigkeit jetzt ihre größten Triumphe. Spätere Geschichtschreiber erzählen, kein Gebäude sei im Stande gewesen, Alberts Zuhörer zu fassen, sodaß er seine Vorträge auf offenem Platze hätte abhalten müssen, aber auch die älteren berichten von lernbegierigen Schülern, die von allen Seiten herbeiströmten, von Fürsten und Prälaten, Vornehmen und Geringen, Ordensleuten und Weltlichen, die sich zu seiner Erklärung der Sentenzen des Petrus Lombardus herandrängten. Daß er damals zugleich die Würde eines Magisters der Theologie erwarb, beweist seine Unterschrift unter einem Decrete vom 15. Mai 1248, welches die Verbrennung der talmudischen Bücher befiehlt. Bereits im Herbste desselben Jahres kehrte er indessen nach Köln zurück, um der hohen Schule vorzustehen, welche der Orden dort wie in Bologna, Oxford und Montpellier errichtet hatte, und welche der Anfang der nachmaligen Kölner Universität wurde. Hier besuchte ihn der zum deutschen Könige erwählte Wilhelm von Holland, als er 1249 den Dreikönigstag in Köln festlich beging. Bekannt ist die Erzählung von der wundersamen Bewirthung, welche A. dem hohen Gaste bereitete, als seine Kunst den winterlichen Klostergarten mit duftenden Blumen und blühenden Bäumen erfüllte, in deren Zweigen Singvögel sich wiegten. Sie erscheint zuerst bei einem wenig glaubwürdigen Chronisten des 14. Jahrhunderts. Lehrend und mit der Abfassung seiner Schriften beschäftigt, aber auch dem Volke predigend und durch Uebungen der Frömmigkeit seinen Mitbrüdern voranleuchtend, blieb er, wie es scheint, in Köln bis 1254. In diesem Jahre erwählte ihn ein zu Worms abgehaltenes Capitel zum Provincial für Deutschland. Mehr noch als bisher mußten ihm jetzt die Angelegenheiten des Ordens am Herzen liegen, Visitationen, Neugründungen und Verhandlungen auf den bald da, bald dort abzuhaltenden Capiteln seine Zeit in Anspruch nehmen. Wir hören von Decreten, die er erließ, um den Geist der Armuth mit aller Strenge unter den Brüdern aufrecht zu erhalten, wie er selbst stets zu Fuße die einzelnen Niederlassungen seiner Provinz besuchte, wie er unterwegs in den Klöstern, in denen er einkehrte, Abhandlungen schrieb und sie dann zum Entgelt für die gefundene Herberge zurückließ. Ungewiß ist, ob er damals auch nach Polen kam, wohin ihn der Papst zur Beseitigung heidnischer Gebräuche geschickt hätte. Die Nachricht stützt sich auf den Commentar zur aristotelischen Politik, der sich unter Alberts Werken findet, aber nicht mit völliger Sicherheit ihm zugeschrieben werden kann. Dagegen berief ihn Alexander IV. wahrscheinlich im Frühjahre 1256 an seinen Hof nach Anagni, um in dem Streite, der heftiger als je zwischen der Universität von Paris und den Bettelmönchen entbrannt war, die Sache der letzteren gegen die Angriffe Wilhelms von St. Amour zu führen. Der Papst entschied gegen die Universität, und die Berichterstatter schreiben den Sieg der Ordenspartei fast ausschließlich der Kraft und Gewandtheit zu, mit welcher A. ihre Vertheidigung wahrnahm. Noch andere Vorträge hielt er während seines Aufenthaltes an der Curie; er erklärte das Johannesevangelium und die canonischen Briefe und bekämpfte die pantheistische Doctrin des arabischen Philosophen Averroes, welche auch im christlichen Abendlande Anhänger gefunden hatte. Im Zusammenhange damit wird berichtet, er sei zum Magister palatii ernannt worden. Mag diese Nachricht nun in den Thatsachen begründet, mag sie eine bloße Vermuthung sein, zu welcher die erwähnten Lehrvorträge vor dem Papste die Veranlassung gaben, jedenfalls übernahm er

das Amt nicht, um es dauernd zu führen, war er doch auch noch Vorsteher der deutschen Ordensprovinz. Wenn es heißt, daß er die Weiterführung des Streites mit der Universität der jüngeren Kraft seines Schülers Thomas überließ, so wissen wir, daß dieser, nach Paris zurückgekehrt, bereits im October 1257 seine öffentlichen Vorlesungen unbehelligt von den Universitätslehrern beginnen konnte. Von Alberts eigener Rückkunft nach Köln erfahren wir zuerst aus einer Urkunde vom März 1258. Nachdem er sich noch 1259 zu Valenciennes an der Ausarbeitung eines Studienplanes für den Orden bei Gelegenheit des dort abgehaltenen Generalcapitels betheiligt hatte, wurde er von diesem seines Amtes als Provincial enthoben. Bereits im folgenden Jahre berief der ausdrückliche Befehl des Papstes den lange Widerstrebenden als Bischof nach Regensburg. Als es ihm aber nach zwei Jahren gelungen war, die Lage des gänzlich verwahrlosten Bisthums zu heben, eingerissene Mißstände zu beseitigen und Ordnung an Stelle der früheren Unordnung zu setzen, gab Urban IV. seinen drängenden Bitten nach und nahm ihm die Bürde wieder von den Schultern.

Die Biographen lassen ihn nach Köln zurückkehren, doch geschah dies nicht zu bleibendem Aufenthalte, denn bis zum Jahre 1267 zeigen ihn zahlreiche Urkunden in verschiedenen bairischen und fränkischen Städten, so namentlich in Würzburg. Als er nach längerer Abwesenheit in Köln einzog, wurde er mit großen Ehren empfangen. Er bewohnte nun wieder seine alte Zelle und begann die frühere Lebensweise, zu lehren, zu predigen und seine Gelehrsamkeit in Schriften niederzulegen. Daneben berief ihn das Vertrauen der Bürgerschaft jetzt wie schon in früheren Fällen zum Schiedsrichter und Vermittler in den Zwistigkeiten mit dem Erzbischofe. Aehnlich war er zuvor in Würzburg mehrfach als Friedensstifter aufgetreten. Theologische Gegenstände, und namentlich solche, welche frommer Erhebung Gelegenheit boten, beschäftigten vorzüglich die schriftstellerische Thätigkeit des nun schon hochbetagten Mannes. Wiederholt aber wurde er davon durch den ehrenvollen Auftrag abberufen, Kirchen und Altäre festlich einzuweihen. Wanderungen, in solcher Absicht unternommen, führten ihn nach Konstanz und Basel, Straßburg und Kolmar, Antwerpen, Utrecht und Maestricht, namentlich aber war es die Kölner Diöcese, in der er förmlich das Amt eines Weihbischofs wahrnahm. Auch fällt in jene Zeit der Chorbau der Dominicanerkirche zu Köln, den A., welchen der Papst bei seiner Erhebung zum Bischof vom Gelübde der Armuth entbunden hatte, aus eigenen Mitteln aufführte. Spätere lassen ihn auch den Plan entwerfen und den Bau leiten, doch entbehrt diese Nachricht, wie verschiedene andere, welche dem vielseitigen Gelehrten zugleich den Ruhm eines großen Bauverständigen sichern möchten, der Begründung und der Wahrscheinlichkeit. Ob er der Kirchenversammlung von Lyon 1274 beigewohnt habe, wie die Biographen ohne genügendes Zeugniß und ohne Unterstützung durch die Geschichtschreiber des Concils wissen wollen, ist äußerst fraglich, dagegen scheint der ehrwürdige Greis einige Jahre später eine Reise nach Paris angetreten zu haben, um in rührendem Eifer und mit durchschlagendem Erfolg vor einer Versammlung von Universitätslehrern die angegriffene Rechtgläubigkeit seines verstorbenen Lieblingsschülers Thomas zu vertheidigen. Etwa zwei Jahre vor seinem Tode, die Angaben schwanken, nöthigte ihn der Verlust des Gedächtnisses seine Lehrthätigkeit einzustellen und sich ausschließlich frommen Uebungen hinzugeben. Aus dieser einfachen Thatsache entwickelte sich später das ganze Sagengewebe von dem ursprünglichen Stumpfsinne Alberts, seiner übernatürlichen Erleuchtung, den Erscheinungen der h. Maria und ihrem Versprechen, alle weltliche Wissenschaft solle kurz vor seinem Ende von ihm genommen werden, damit der Tod ihn wieder in kindlichem Glauben finde. Er starb 87 Jahre alt und wurde in dem Chor

seiner Klosterkirche begraben. Als diese zu Anfang des Jahrhunderts zerstört wurde, brachte man seine Gebeine in die benachbarte St. Andreaskirche, wo sie in einer Capelle des südlichen Seitenschiffs beigesetzt sind. Die kirchliche Verehrung begann sehr frühe, namentlich in Köln und Regensburg, der im 17. Jahrhundert aufgenommene Canonisationsproceß führte indessen nur zur Seligsprechung, welche 1622 durch Gregor XV. erfolgte. Seitdem wird der 15. Nov. im Dome zu Regensburg und in den Kirchen der Dominicaner festlich begangen.

Alberts Werke füllen in der Lyoner Gesammtausgabe (ed. Jammy, 1651) 21 Foliobände. Die sechs ersten enthalten die Commentare zum Aristoteles, die folgenden fünf solche zu verschiedenen Büchern des alten und neuen Testaments, der XIII. den zum angeblichen Dionysius vom Areopag, bis zum XVI. reicht sodann die Erklärung des Petrus Lombardus. Während der XII. und XXI. Band vermischte Abhandlungen, zum Theil erbaulicher oder auch mystischer Richtung füllen, darunter das schöne Büchlein „Wie man Gott anhangen soll", enthalten XVII., XVIII. und XIX. die systematischen Hauptwerke, die leider unvollendete theologische Summe und die „Summa de creaturis". Ueber Jammy's Edition urtheilte indessen schon Natalis Alexander: Multo labore, nullo criterio. Sie hat weder die früheren zahlreichen Separatausgaben einzelner Schriften überflüssig gemacht, da vielmehr ihr Text durch willkürliche Verbesserungen des Herausgebers vielfach entstellt ist (vgl. Alberti Magni de vegetabilibus libri VII edd. E. Meyer et C. Jessen, Berol. 1867), noch läßt sie sich als ein abgeschlossener Canon der ächten Schriften Alberts betrachten. Die Untersuchung über das Verhältniß der in beträchtlicher Anzahl in den Bibliotheken zerstreuten, welche seinen Namen tragen und, wenigstens ihren Titeln nach, dort keine Aufnahme gefunden haben, zu den veröffentlichten Schriften ist erst noch anzustellen. Die Menge der Handschriften und der häufig wiederholte Druck einzelner Werke zeigen das rege Interesse, welches die folgenden Jahrhunderte an ihnen nahmen, bei weitem übertroffen aber wurden in dieser Beziehung die ächten Schriften durch die fälschlich ihm untergeschobenen: „Liber aggregationis s. liber secretorum Alberti M. de virtutibus herbarum lapidum et animalium quorundam", „De mirabilibus mundi", „De secretis mulierum". So konnte es kommen, daß eine spätere Zeit diese ihrer Beurtheilung Alberts zu Grunde legte und Vorwürfe auf ihn häufte, welche durch die glaubhaften Documente sattsam widerlegt werden.

Vergleicht man diesen Umfang schriftstellerischer Leistung mit der gegebenen Lebensskizze, so wird man die gewaltige Energie des Mannes bewundern müssen, der trotz nie endender Unterbrechung aus den mannigfachsten, zum Theil völlig disparaten Geschäften stets den Rückweg zu ernster Geistessammlung finden konnte und über die Sorge um weitzielende Angelegenheiten der Christenheit oder seines aufblühenden Ordens nicht das Auge für die tausend Einzelheiten der Wissenschaft verlor. Nächstdem aber lassen ihn Leben und Werke als ächten Sohn seiner Zeit erkennen. So wenig wir zu dem historischen A. gelangen würden, wollten wir uns an die spätere Volkssage halten, die ihn zu einem Meister der schwarzen Kunst gemacht hat, ebensowenig, wenn wir in ihm einen aufgeklärten, nur äußerlich mit den Anschauungen seiner Zeit verflochtenen Denker erblicken wollten. Daß er ein frommer Ordensmann, ein eifriger Bischof, ein begeisterter Verkündiger des Gotteswortes war, gehört ihm ganz so wesentlich an, wie seine wissenschaftlichen Forschungen, auf denen sein Ruhm bei der Nachwelt und der Ehrenname des Doctor universalis beruhen. Es wäre ein thörichtes Beginnen, die Größe seiner Gestalt dadurch erhöhen zu wollen, daß man ihr den Unterbau der ganzen Zeit entzöge.

Eine gerechte Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste Alberts ist daher auch nur möglich auf dem Hintergrunde der wissenschaftlichen Bethätigung, wie sie überhaupt das Mittelalter übte. Durch zwei Momente wird dieselbe hauptsächlich charakterisirt: die vorwiegend theologische Richtung und die Abhängigkeit von dem aus dem Alterthum überlieferten Stoffe. Beide stehen mit einander im Zusammenhange. Denn die Aufgabe, welche die Väter der Kirche der christlichen Wissenschaft zugewiesen hatten, war die Lehre der Offenbarung in den vorhandenen Gedankenkreis der gebildeten Welt einzuführen und nach Maßgabe der umlaufenden Begriffe wissenschaftlich zu entwickeln. Die Aufgabe blieb die gleiche, als nach den Stürmen der Völkerwanderung von der antiken Cultur nur noch wenige Trümmer übrig waren. An diese kümmerlichen Reste knüpfte der Schulbetrieb des eigentlichen Mittelalters an, ihre Beschaffenheit brachte es mit sich, daß die ganze weltliche Wissenschaft ihrem philosophischen Theile nach in der Logik aufging. Der Werth, den man ihr bewußt und ausdrücklich beilegte, beruhte auf dem Dienstverhältniß gegenüber der Theologie, gesteigert aber wurde er im Stillen durch die unbegrenzte Verehrung, mit der man zu den Erzeugnissen des Alterthums hinaufsah. Die Boten des Christenthums waren auch Träger der Cultur, die Verkünder des Glaubens zugleich die Lehrer der Wissenschaft gewesen. Ihre römische Bildung schien kaum minder zu Ehrfurcht und wetteifernder Nachahmung aufzufordern, als das Ideal heiligen Lebens, das ihre Predigt vorzeichnete. Eine begreifliche Ideenverbindung verschmolz beides miteinander, die gleiche Autorität, wie sie die Worte der Schrift und der Väter erheischten, wurde bereitwilligst in ihrer Sphäre den Aussprüchen der heidnischen Weisen zugestanden. Es kam hinzu, daß jene Werke selbst, an die man sich anlehnte, zum großen Theil commentirender oder paraphrasirender Art, nicht selbständig Erforschtes boten, sondern sich damit begnügten, den Gedanken der classischen Meister erläuternd nachzugehen. Nicht auf dem Grunde einer aus den ersten Keimen allmählich herangereiften Cultur, nicht an der Lösung selbstgefundener Probleme wachsend, entwickelte sich also die Wissenschaft, sondern indem man das Erbe einer früheren Epoche immer und immer wieder zu bestimmten Zwecken durchzuarbeiten sich mühte. Eine ausgedehnte Controversenlitteratur entstand, man stritt über die Bedeutung von Stellen, deren völlig dogmatische Geltung allgemein vorausgesetzt wurde, und indem man es nicht genügend verstand, das Wichtige von dem Unwichtigen, die zufällige Andeutung von der principiellen Bestimmung zu trennen, suchte man beiden ohne Unterschied den widerstrebenden Stoff zu unterwerfen. Auch eine fruchtbare Weiterbildung der theoretischen Untersuchungen, zu welchen recht eigentlich das Christenthum anregte, war nicht möglich, solange der Kreis von Begriffen, in denen man sich bewegte, in solch engen Grenzen eingeschlossen blieb. Einzelne glänzende Ausnahmen abgerechnet begnügte man sich auch hier, das von den Vätern Ueberlieferte lebendig zu erhalten. Aus diesem Zustande der Wissenschaft hätte ein Fortschritt auf zweierlei Weisen geschehen können, entweder so, daß man mit voller Energie selbständige Bahnen in der Erforschung der empirisch gegebenen Wirklichkeit eingeschlagen hätte, um hierauf die auf diesem Wege gewonnenen Anschauungen für eine speculative Durchdringung der Glaubenslehre zu verwerthen, oder aber auf dem Grunde einer weit allseitigeren und vollständigeren Aneignung der Resultate früherer Denkthätigkeit. Das letztere trat ein und zwar bezeichnet der Anfang des 13. Jahrhunderts den entscheidenden Wendepunkt. Mit dem Ende des 12. Jahrhunderts war die gesammte Logik des Aristoteles dem christlichen Abendlande bekannt geworden, ungleich wichtiger aber war es, daß jetzt durch Vermittlung der Araber seine naturwissenschaftlichen, psychologischen, metaphysischen und ethischen Schriften hinzukamen. Eine Fülle von Problemen zugleich mit ihren

Lösungen wurde hier geboten, ein durchgeführtes System bedeutungsvoller Begriffe nebst ihren Bezeichnungen ließ die erfolgreichste Verwendung auf theologischem Gebiete hoffen. Zu der einen Kirche, dem einen Kaiserthume war nun auch die eine Philosophie, das umfassende aristotelische Lehrgebäude, hinzugetreten, es galt sie dem Ganzen mittelalterlicher Welt- und Lebensanschauung einzuarbeiten. An Arbeitern fehlte es nicht; soeben hatten die beiden Orden der Franciscaner und Dominicaner in jugendlicher Kraft und fruchtbarem Wetteifer begonnen, sich der verschiedenen Gebiete des geistigen Lebens zu bemächtigen; der Engländer Alexander von Hales und der nachmalige Bischof von Paris, Wilhelm von Auvergne, hatten bereits durch Benützung der neuentdeckten Schätze großen Ruhm erworben, als die eingeleitete Bewegung in A. ihren vollkommensten Vertreter und fruchtbarsten Förderer fand, und die Leistungen der Früheren durch ihn in Schatten gestellt wurden.

Die Gesammtheit der aristotelischen Schriften hatte nun aber bei den Arabern das gleiche Schicksal erlitten, wie die einzelnen bekannten Stücke im lateinischen Abendlande. Weitschichtige Commentare zu allen Theilen waren entstanden, die jetzt mit dem Texte in Uebersetzungen verbreitet wurden. Nestorianische Syrer, welche ihrerseits die Kenntniß des Aristoteles griechischen Erklärern von neuplatonischer Richtung verdankten, hatten dieselbe zuerst zu den Muhamedanern gebracht. Ihre Anschauungen blieben auch für die Folgezeit maßgebend. Phantastische Ausgestaltungen, seltsame Deutungen und spitzfindige Distinctionen verhüllten mehr und mehr den ursprünglichen Sinn und hätten zur Vorsicht in der Benützung jener Commentare mahnen müssen. Aber erst allmählich drang die richtige Einsicht durch. Alberts staunenswürdige Belesenheit würdigt die Meinungen des Alkendi, Alfarabi, Algazel und Abubacer, namentlich aber der bedeutendsten unter den erklärenden Arabern, des Avicenna und Averroes der eingehendsten Berücksichtigung, nicht minder die des jüdischen Philosophen Moses Maimonides. Auch pseudoaristotelischen Schriften, wie besonders dem ganz aus neuplatonischer Quelle geflossenen Buche „Von den Ursachen" gestattet er den weitgehendsten Einfluß. Daneben bestehen die alten Autoritäten weiter, so vorzüglich Boethius, der unter allen mit am meisten citirt wird, von den Kirchenvätern neben Augustinus besonders Gregor von Nyssa, von den scholastischen Vorgängern Anselmus, Gilbertus Porretanus, die Victoriner und mit ihnen viele andere. Aus zweiter und dritter Hand weiß er dann auch von manchen griechischen Weisen der älteren Zeit, neben Aristoteles und Plato von Heraklit, Pythagoras, Sokrates und den Eleaten. Hier aber treffen wir ihn bei seiner schwächsten Seite, grobe Verstöße gegen Chronologie und Litteraturgeschichte sind nicht selten.

Was nun den Plan betrifft, welchen A. seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu Grunde legte, und die Weise, in der er ihn zur Ausführung brachte, so entspricht es völlig den gegebenen Andeutungen, wenn er zunächst die Philosophie oder vielmehr die weltliche Wissenschaft überhaupt zu einem vollständigen Ganzen zu entwickeln sucht, damit sodann das auf diesem Wege Gewonnene dem Gebäude der christlichen Theologie als Grundlage diene, und wenn er, um jenes erste Ziel zu erreichen, die aristotelische Lehre sammt den erklärenden oder ergänzenden Zuthaten ihrer späteren Bearbeiter zur Kenntnißnahme des Abendlandes bringt. Er übersetzt nicht selbst, denn er versteht weder griechisch noch arabisch, aber er verschafft sich Uebersetzungen, theils solche, die aus arabischen Uebertragungen, theils solche, die direct aus dem griechischen Originale gefertigt sind, er weiß sich in den Gedankenkreis, den er in ihnen vorfindet, so innig hineinzuleben, daß ihm dadurch ihre großen sprachlichen Mängel weniger fühlbar werden, und dann geht er daran, die aristotelischen Werke so zu sagen aufs

neue zu schreiben. Was er liefert sind darum keine eigentlichen Commentare, die dem Texte in durchgeführter Sonderung selbständig gegenübergestellt wären, sondern Paraphrasen in der Weise seiner arabischen Vorgänger, erweiternde Berichte, in welche die aristotelischen oder pseudoaristotelischen Worte aufgenommen und bald durch einzelne Zusätze deutlich gemacht, bald durch längere Excurse unterbrochen sind, in denen er den einen oder andern Punkt auf seine Weise, wenn auch stets im Anschlusse an aristotelische Grundsätze behandelt. Er beginnt mit den logischen Schriften, die er sämmtlich in der angegebenen Weise erläutert, ganz besonders wichtig aber ist die Wiedergabe der naturphilosophischen und naturwissenschaftlichen Lehren. Auch hier schließt er sich enge an die Schriften an, die er von Aristoteles in Besitz hat, zugleich bemüht überall Dunkelheiten aufzuklären, Zweifel zu lösen und Fehlendes zu ergänzen. Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen ist wo möglich noch enger geknüpft, jedenfalls noch ausdrücklicher betont, als bei seinem Gewährsmanne, um so weniger konnte er irgendwo eine Lücke dulden. Wo es ihm daher nicht gelang, eines aristotelischen Werkes habhaft zu werden, schrieb er es selbst so, wie er sich dachte, daß es von jenem geschrieben worden wäre, oder nach Maßgabe der Berichte, die er darüber bei Anderen fand; kam das Vermißte nachträglich in seinen Besitz, so schrieb er wol im Anschlusse daran zum zweiten Male über den gleichen Gegenstand. Aehnlich schaltete er ein, was von Aristoteles gar nicht behandelt worden war, wie die Bücher „Von den Mineralien". Den Schluß des „Opus naturarum" bildet die große Thiergeschichte, bei welcher er den 10 aristotelischen Büchern 6 weitere hinzufügt. In ähnlicher Weise wird dann auch Metaphysik und Ethik behandelt. An verschiedenen Stellen gibt er dabei die Versicherung, daß er in allen diesen Schriften nur die Ansichten der Peripatetiker, nicht seine eigenen habe darstellen wollen.

Allein auch da, wo wir nun diese selbst suchen möchten, hört die Anlehnung an den überkommenen Stoff nicht auf. In der „Summa theologica" ist der eingehaltene Gang und die Auswahl der zu behandelnden Fragen den Sentenzen des Lombarden abgeborgt, das Neue und Unterscheidende stammt aus der Benützung des aristotelischen Materials. Darunter auch die Weise des Vortrags, welche von nun an die herrschende blieb, und zu deren Haupteigenthümlichkeiten es gehört, daß der positiven Erörterung jeder Frage die Aufzählung von Gründen und Gegengründen einer supponirten Entscheidung vorangeschickt wird. Es ergibt sich hieraus, daß von einem philosophischen Systeme Alberts im modernen Sinne gar nicht, und von ihm angehörigen Lehrmeinungen nur unter bestimmten Einschränkungen die Rede sein kann. Nicht eine unterschiedslose Wiedergabe der von ihm im Einzelnen vertretenen Ansichten führt daher zum Verständnisse seiner wissenschaftlichen Bedeutung, sondern die Würdigung seiner Stellung zu den ausgebildeten Gedankenkreisen, an die er anknüpft, der Art, in der er sie zu verwerthen oder auch zu ergänzen wußte, endlich der allgemeinen Richtung des theoretischen Denkens, welche als Resultat der verschiedenartigen, auf ihn einwirkenden Factoren in ihm sich mächtig erweist.

Als entschiedenes Verdienst Alberts ist nun sogleich seine scharfe Scheidung des philosophischen von dem theologischen Erkenntnißgebiete zu bezeichnen, und dies um so mehr, da hier die Grenze vielfach, nicht nur von Seite seiner arabischen und jüdischen Gewährsmänner, sondern auch von dem einen und andern seiner scholastischen Vorgänger verwirrt worden war. Die Offenbarung macht die Philosophie nicht unnütz, aber diese reicht allein nicht aus; für gewisse Glaubenslehren, wie das Mysterium der Trinität, fehlen der Vernunft die Ausgangspunkte, von denen her sie aus eigener Kraft zu ihrer Erkenntniß gelangen könnte. Im Zusammenhange hiermit ist sodann festzustellen, daß der Vorwurf,

welchen schon Zeitgenossen gegen ihn erhoben, wenn sie ihn den Affen des Aristoteles nannten, ihn nicht trifft. Ein sklavischer Nachahmer des großen Meisters ist er schon darum nicht, weil sein Ansehen, das er ihm in menschlichen Dingen bereitwilligst einräumt, sofort hinter dem der Kirche zurücktreten muß. Aber man thäte ihm Unrecht, wollte man annehmen, daß er, um dies zu erreichen, nur einfach die eine Autorität durch die andere zum Schweigen brächte. Daß eine Ansicht katholische Wahrheit sei, ist ihm freilich jederzeit der entscheidende Grund, ihr zu folgen, aber schon „um der Ungläubigen willen" versäumt er nicht Vernunftgründe beizufügen und die Argumente der Gegner aus eben solchen zu bestreiten. Denn daß Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie, richtig entwickelt, sich in voller Harmonie zeigen müssen, ist die Grundvoraussetzung der patristischen, wie der scholastischen Speculation. Das Bild ist nicht neu, durch welches A. ihr gegenseitiges Verhältniß zu verdeutlichen sucht, wenn er sie verschiedenen Ausstrahlungen der nämlichen Lichtquelle vergleicht. Indem dabei von jenem Correctiv der kirchlichen Lehre ganz besonders die phantastischen Auswüchse der arabischen Speculation betroffen werden mußten, geschieht es, daß er selbst dem reinen Verständniß des Aristoteles ungleich näher kommt, so beispielsweise durch Beseitigung der Emanationslehre und das strenge Festhalten an der Einheit der menschlichen Persönlichkeit. Bei alledem accommodirt er sich gerne an die Ausdrucksweise seiner Vorgänger, besonders liebt er das Bild, wonach die Gottheit als das Licht und die einzelnen erkennbaren Dinge als ihre Strahlen erscheinen; aber weit entfernt, daß er sich hierdurch irgendwo zur Ueberschreitung der Grenzen verleiten ließe, welche sein kirchlicher Standpunkt ihm zieht, weiß er viel eher durch seine Andeutungen den Schein zu erwecken, als ob auch jene außerkirchlichen Philosophen im Grunde gar nichts Anderes behauptet hätten. Aber nicht nur an wichtigen Stellen bestimmt ihn sein christlicher Glaube, die philosophischen Führer zu verlassen, auch wo Motive dieser Art fehlen, macht er sich nicht selten von ihrer Leitung frei, um eine eigene Meinung, wenn auch dann gerne „sine praeiudicio", einzuführen. Ungleich am häufigsten und mit größter Sicherheit stellt er in den naturwissenschaftlichen Schriften der Autorität des Aristoteles das Gewicht besserer Beobachtungen, eigener wie fremder, gegenüber; sie sind es, die ihm auch noch bei den Naturforschern unserer Tage ein ehrendes Andenken verschafft haben, und unter ihnen hat Humboldt wiederholt auf die Bemerkungen hingewiesen, welche das Buch „De natura locorum" über die Bedingungen der klimatischen Unterschiede enthält. Soll nun freilich durch dies und Aehnliches die Meinung begründet werden, A. habe durch eigene tiefere Einsicht in die Gesetze der Natur seine ganze Zeit, ja noch die nächstfolgenden Jahrhunderte weit überragt, so müßte zuerst eine vollständigere Kenntniß der arabischen Litteratur die Vorfrage entscheiden, was von wichtigen Bemerkungen solcher Art auf Alberts Entdeckung zurückzuführen, und was gleich vielem minder Bedeutendem, das durch arabische Namen seinen Ursprung verräth, aus der Naturforschung der Araber geflossen sei. Gewicht wird man dagegen ein- für allemal darauf legen dürfen, wenn Fachgelehrte in seinen Beschreibungen von Pflanzen und Thieren, die er weder Andern zu entlehnen brauchte, noch bei der Beschaffenheit seiner Quellen in solcher Anschaulichkeit aus ihnen hätte herübernehmen können, ein entschiedenes Talent der Naturforschung, offenen Sinn, liebevolle Hinneigung an die Natur und den unermüdlichen Drang erkannt haben, das zerstreut Wahrgenommene in seinem Zusammenhange zu erfassen. Wenn er selbst es aber als die eigentliche Aufgabe der Naturwissenschaft bezeichnet, den Gründen der Begebenheiten nachzuspüren, so ist doch, was er hier bietet, ungleich weniger befriedigend. Zwar die nothwendige Voraussetzung aller Naturerklärung spricht er mit deutlichen

Worten aus: die Annahme einer gesetzlichen Verknüpfung der Ereignisse. Nicht was Gott wunderbarer Weise in den Dingen wirken könne, sondern was aus dem von Gott eingerichteten Weltzusammenhange naturgemäß hervorgehe, soll ihm Gegenstand der Untersuchung sein, und in Uebereinstimmung damit erklärt er sich nachdrücklich gegen Magie und Astrologie, die nur da ihr Wesen treiben können, wo der Gedanke eines gesetzmäßigen Naturlaufes nicht aufgegangen ist oder nicht festgehalten wird. Aber auf der andern Seite fehlt doch viel, daß es ihm in seinen Naturerklärungen gelänge, irgendwo auch nur einen festen Punkt zu erreichen. Wol haben wir mehr oder minder glaubwürdige Nachrichten von Versuchen, die er angestellt hätte, aber nirgends zeigt sich die Spur eines methodisch angelegten und mit vollem Bewußtsein über Ziel und Tragweite durchgeführten Experiments. Es ist dies kein Zufall: noch fehlt durchaus das klare Bewußtsein, daß nur da eine wirkliche Einsicht in die Gesetze des Naturlaufs möglich ist, wo man nicht bei der allgemeinen Vorstellung der möglichen Ursache eines Ereignisses stehen bleibt, sondern ganz genau die einzelnen Factoren aufsucht, von denen sein Eintreten abhängt, und wiederum für jeden dieser einzelnen ganz genau seinen Antheil an dem Zustandekommen nach Maß und Rechnung festsetzt. In den unbestimmten Benennungen des Kalten und Warmen, Trocknen und Feuchten, Dunstigen, Schleimigen, Erdigen glaubt dagegen A. ebenso wie einst im Alterthume Aristoteles, dem er sie entlehnt, ausreichende Erklärungsgründe zu besitzen, und zu ihnen, als den allgemeinen Principien, fügt er zahlreiche besondere Kräfte von Pflanzen, Thieren und Mineralien hinzu, ohne sich die Frage nach den Mitteln und den Gesetzen ihrer Wirksamkeit aufzuwerfen, oder den scheinbar einheitlichen Vorgang in die Vielheit der ihn bedingenden Elemente zu zerlegen.

Anderes steht damit im Zusammenhange. Jene theologische Richtung brachte es mit sich, daß man jedes Ding und jeden Vorgang unmittelbar mit den höchsten Beziehungen zu verknüpfen suchte. Den Weltplan im Ganzen glaubte man begriffen zu haben, und nur darauf kam es an, jedem Einzelnen innerhalb desselben seine gebührende Stelle anzuweisen. Daher das Ueberwiegen teleologisch-deductiver Erklärung, welche überall die Belege vorausgesetzter Zwecke auffindet, vor der mechanisch-analytischen, der vor Allem an den Mitteln ihrer Verwirklichung liegt, daher die naheliegende Verwechselung dessen, was die Dinge bedeuten, oder gewissen Voraussetzungen zufolge bedeuten können, mit dem, was sie ihrer besondern Natur und Wirkungsweise nach sind. Ein Beispiel diene zur Erläuterung. Aus der christlichen Schöpfungslehre auf der einen und platonisch-aristotelischen Gedanken über die Thätigkeit einer intelligenten Ursache auf der andern Seite war die geläufige Vorstellung entstanden, daß die empirische Wirklichkeit das Abbild göttlicher Ideen, ja gewissermaßen das geschöpfliche Nachbild Gottes selbst sei. Von den Kirchenvätern her behandelte man demgemäß in der Theologie die Frage nach dem vestigium oder dem Abglanze des dreipersönlichen Gottes in der Creatur, und wenn das Buch der Weisheit alle Dinge nach Zahl, Gewicht und Maß von Gott geordnet sein läßt, glaubte man darin bereits die Formen zu erkennen, in denen die heilige Dreizahl sich in den Geschöpfen ausgeprägt habe. Wo A. darauf zu sprechen kommt, verwerthet er wiederholt eine Stelle aus dem Buche „Von den Ursachen", indem er sich das dort Gesagte völlig zu eigen macht. Es ist daher gestattet, darin den Ausdruck seiner Denkweise zu erkennen. Zahl findet sich hiernach in den Dingen, weil jedes Geschaffene eine Vielheit von constituirenden Principien aufweist. Denn überall ist zum Mindesten zu unterscheiden zwischen dem Ding und seinem Sein, außerdem zwischen solchem, was seine Gattung und solchem, was seine Artbestimmtheit und Individualität ausmacht. Sofern aber zwischen

diesen Principien eine nothwendige Beziehung besteht, indem das Eine vom Andern abhängig ist, liegt hierin gleichsam eine intelligibele Bewegung, in welcher das Eine nach dem Andern strebt, damit daraus das Ganze werde; das ist das Gewicht in den Dingen. Sofern endlich eine nothwendige Wechselbeziehung zwischen dem Ganzen und seinen constituirenden Elementen besteht, da aus ihnen nicht mehr und nicht weniger als eben dieses Ganze werden kann, und dieses andererseits nicht mehr und nicht weniger als gerade diese Principien erheischt, so ergibt sich daraus das Maß, welches sich in allen Dingen findet. Diese Stelle ist noch in andrer Hinsicht beachtenswerth, sie läßt sich als ein prägnanter Ausdruck jener hyperrealistischen Denkweise betrachten, welche mit der antiken Philosophie gleich anfangs auf das Mittelalter übergegangen war und nun durch die Zuführung des neuen Materials mit seiner Beigabe an neuplatonischer und arabischer Mystik eine abermalige Verstärkung erhielt. Allzuoft werden die verschiedenen Gesichtspunkte, welche das abstrahirende Denken an den Dingen zu unterscheiden weiß, verwechselt mit realen Elementen, auf welchen das Sein dieser Dinge beruht; was dem Denker aus irgend welchen Motiven als das Wichtigere und Bedeutungsvollere erscheint, prägt er um zu der Ursache, von welcher die Natur und Kraft der Dinge abhängt, und seine eigensten Gebilde gelten ihm als die zutreffenden Repräsentanten objectiver Gestaltungen. Es genügt zum Beweise an den Universalienstreit zu erinnern, der bereits seit dem 11. Jahrhundert die Schulen in feindliche Heerlager spaltete. Seit den großen Meistern der attischen Philosophie war es zum Dogma geworden, daß nur das Allgemeine das wahrhaft Erkennbare und eigentlich Wesenhafte an den Dingen sei, daher stritt man darüber, was das Allgemeine in die engen Grenzen des Individuums zusammenziehe, und welcher Art die Existenz des Allgemeinen sei. Man unterschied nach der Beantwortung der letzteren Frage Realisten und Nominalisten mit zahlreichen spitzfindig abgestuften Unterabtheilungen, aber die Fragestellung selbst war hyperrealistisch, eine richtig geleitete Untersuchung hätte das Umgekehrte festzustellen gehabt, was uns befähige und berechtige, die ursprünglich allein bekannten Einzeldinge unter allgemeinen Begriffen zu denken. Lateiner und Araber hatten hier mit einander gewetteifert, immer feinere Distinctionen aufzustellen und stets neue Betrachtungsweisen zu versuchen. A. geht mit größter Gewissenhaftigkeit auf alles ein, was ihm hierüber seine Quellen bieten, den verschiedenen Meinungen überall einen vernünftigen Sinn abzugewinnen bemüht. Mit Unrecht hat man daraus geschlossen, daß es ihm selbst an einer Meinung gebräche. Sein Standpunkt ist der des sogenannten gemäßigten Realismus, der der Sache nach allerdings das Richtige traf, wenn er, die Existenz der Universalien als solcher verneinend, die Form der Allgemeinheit aus dem Verstande herleitete, der sie dem von ihm erfaßten Wesen des Dinges hinzufüge. Aber darum bleibt ihm doch das Individuum das contrahirte Allgemeine; seinem allgemeinen Wesen gegenüber verhält sich das einzelne Ding nur wie sein zufälliger Träger, und die gleiche Denkweise zeigt sich, wenn den geistigen Substanzen zwar die Zusammensetzung aus Materie und Form abgesprochen, dagegen die aus quo est und quod est zugeschrieben wird.

In der Theologie ist Alberts Ruhm durch den seines Schülers Thomas verdunkelt worden, der ihn an Schärfe des Verstandes und systematischem Talente ohne Zweifel übertraf. Auch ist er selbst nicht dazu gekommen, die Lehre von der Erlösung und Heiligung und den letzten Dingen in seiner Summe zu behandeln. Wenn aber das Mittelalter den Aquinaten und seine Schüler Albertisten nannte, so erkannte es an, daß ihre wissenschaftliche Thätigkeit wesentlich auf dem Grunde beruhte, welcher von dem deutschen Meister gelegt worden war. Der eine Theil der Aufgabe, den er sich gestellt hatte, reichte in der That bereits

hin, ein Menschenleben auszufüllen, sein unermüdlicher Fleiß hatte von allen Seiten die Bausteine herbeigebracht, auch wol an einzelnen Stellen vorläufige Dispositionen getroffen, seinen Nachfolgern fiel es zu, das Gebäude wirklich aufzuführen. Ueber der größeren Klarheit und Schärfe aber ging den Späteren ein Element verloren, welches bei A. mit dem wissenschaftlichen Interesse noch innig verbunden erscheint: es ist dies der unverkennbare Zug zur Mystik und das nirgends verleugnete Streben, sich in die gefundene Wahrheit betrachtend zu versenken. Zu den Schriften, welche ausschließlich dieses Gepräge tragen, sind seine Commentare zu den biblischen Büchern zu rechnen. Eine auf sprachlichen, historischen und antiquarischen Kenntnissen ruhende Exegese würde man in ihnen vergebens suchen, dagegen enthalten sie bis ins Kleinste durchgeführte allegorisch-moralische Deutungen, welche durch zahllose Väterstellen gestützt werden.

Ludovicus de Valleoleti, † 1436, Tabula quorundam Doctorum ord. Praed., darin Brevis historia de vita et doctrina Alberti magni, Auszüge bei Echard, Script. ord. Praed. I. 162 ss. Vita B. Alberti doctoris magni etc. compilatore Petro de Prussia, Köln 1486. Legenda B. Alberti magni etc. collecta per Rudolphum de Novimagio, Köln bei Johannes Koelhoff 1490. Sighart, Albertus Magnus, Regensburg 1857. Octave d'Assailly, Albert le Grand, Paris 1870. Schmeller in den Münchner Gelehrten Anzeigen Jahrg. 1850 Nr. 5. Seibertz, Geschichte der Stiftung des Klosters Paradies bei Soest (Zeitschrift für westphäl. Geschichte und Alterthumskunde, 7. Bd. 1856). Jourdain, Gesch. der Aristotel. Schriften im Mittelalter, deutsch von Stahr, Halle 1831, S. 281. Choulant und Thierfelder in Henschel's Janus, Bd. I. S. 127 und 687. Bormans, Bullet. de l'Acad. Belgique, Bd. XIX. 1852. Pouchet, Hist. des sciences naturelles au moyen-âge ou Albert le Grand et son époque, Paris 1853, S. 203 bis 320. Meyer, Gesch. der Botanik, Bd. IV, Königsberg 1857, S. 9—84. v. Martens, Ueber die von A. M. erwähnten Landthiere, Archiv für Naturgesch., Jahrg. 24 Bd. I. S. 123—144. Zusätze von Jessen Jahrg. 33 Bd. I. S. 95—105. Joël, Verhältniß Albert des Großen zu Moses Maimonides, Breslau 1863. Haneberg, Zur Erkenntnißlehre von Ibn Sina und Albertus Magnus, Abh. der philos.-philol. Cl. der k. baier. Akad. der Wiss., XI. 1, München 1866, S. 189—267. v. Hertling.

Albert I., Bischof von Riga, 1199—1229, der Gründer der deutschen Colonie in Livland, stammte aus dem bremischen Rittergeschlecht der Appeldern und ist zuerst um 1189 als bremischer Domherr nachweisbar. Aus dieser Stellung wurde er im Frühling 1199 zum Bischof von Livland erhoben. — Seit etwa einem Menschenalter hatte der deutsche Kaufmann den Weg in das ferne Livland gefunden, der vortheilhafte Handel mit den Eingeborenen lockte ihn zur häufigen Wiederkehr. Bald schloß sich ihm der christliche Glaubensbote an. Aber die fromme Predigt des milden Bischof Meinhard, wie die kriegerische Gewalt des ungestümen Bertold fruchteten gleich wenig; als letzterer in offener Schlacht fiel, ging auch die schwache christliche Colonie unter, sein Nachfolger A. mußte völlig von neuem anfangen. Mit ganzer Kraft trat er für seine Aufgabe ein, über Ziel wie Mittel wurde er sich bald klar: im engsten Anschluß an die Heimath soll in Livland ein geistlicher Staat, wie ihn die westliche Culturwelt kennt, mit dem Bischof als Oberhaupt entstehen, zunächst durch die Kämpfer, welche gegen reichen Sündenerlaß aus der Ferne in den heiligen Krieg gegen die Heiden ziehen, sobald es aber möglich wird, durch die eigenen Kräfte des Landes. Nach beiden Richtungen entwickelt A. eine staunenswerthe Thätigkeit, von außen die Kreuzfahrer Livland zuzulenken, in der Colonie zu schaffen, was dieselbe lebensfähig und selbständig macht.

Von der Gunst der mächtigen Könige Knut von Dänemark und Philipp von Deutschland gefördert, leitete A. im Frühling 1200 zum ersten Mal ein großes Pilgerheer auf 23 Schiffen in den Osten und brach den Widerstand, welchen die Dünaliven seiner Landung entgegensetzten. Sein praktischer Blick erkannte sofort, wie vor Allem zum Gedeihen der Colonie ein günstig gelegener Ausgangspunkt noth that, daher erwarb er an der Mündung des schiffbaren Flusses den besten Hafenplatz des Landes zum Verkehr mit dem Westen und erbaute hier 1201 die Stadt Riga, welche nicht zum wenigsten durch die Sorgfalt des Bischofs, der sie mit wichtigen Vorrechten ausstattete und hierher seinen Sitz verlegte, rasch zu einem reichen Gemeinwesen erblühte. Noch bedeutsamer aber als diese Gründung war die andere, welche 1202 in Abwesenheit des Bischofs, aber entschieden mit dessen Bewilligung, sein Stellvertreter Dietrich vornahm: in Art und gemäß den Gelübden der Ritterorden des heiligen Landes stiftete er den Orden der Ritterschaft Christi zum steten Kampf gegen die Heiden in Livland. Und weiter legte A., indem er Mannen seines Gefolges mit Burgen des Landes belehnte, in diesen ersten Jahren auch den Grund zu der später so wichtigen Stiftsritterschaft. Auch die Errichtung des ersten livländischen Klosters in Dünamünde wurde zur Stärkung der jungen Kirche bereits jetzt beschlossen.

Das waren die Keime, aus welchen inmitten fremder Stämme ein deutscher staatlicher Organismus erwachsen sollte. Und zu den Kräften des Landes, die er so seinen Zwecken dienstbar zu machen sucht, gewinnt A. ununterbrochen andere aus der Ferne. Von unschätzbarem Werth war ihm dabei die warme Theilnahme, mit welcher die päpstliche Curie seine Arbeit begleitete, fort und fort ergingen Bullen Innocenz' III., welche die gesammte Christenheit zu Hülfsleistungen für die junge Kirche aufriefen; bald erhielt A. die weitesten päpstlichen Ablaßbriefe, die für eine Fahrt nach Livland denselben völligen Sündenerlaß zugestanden, wie für eine ins gelobte Land, denn wie dieses dem Sohne, wurde Livland der Mutter Gottes geweiht. A. ließ es dann an eigener Arbeit nicht fehlen: „Eifrig", so schildert der Zeitgenosse, „wartete er des ihm übertragenen Amtes der Bekehrung der Völker, bei seinen jährlichen Reisen nach Deutschland und von dort zurück ertrug er fast unerträgliche Mühsalen." Nur kurze Zeit weilt er in Livland, wenn er die Pilgerschaaren dahinführt, rasch ordnet er die Verhältnisse, kehrt schleunig nach Deutschland zurück, „durchzieht Flecken, Gassen und Kirchen und sucht Pilgrime" fürs nächste Jahr. 13 Mal hat er die gefahrvolle Seereise gemacht. Sachsen, Friesland, Westphalen, die Gegenden des Rhein vernahmen am häufigsten seine beredten Schilderungen von der Noth der Colonie, von den Anfeindungen der Nachbarn, der Treulosigkeit der Neubekehrten. Durch die Predigt des Bischofs gerührt, durch den reichen Ablaß, vielleicht auch durch weltliche Vortheile an Land und Leuten, die A. in Aussicht stellte, gelockt, ziehen jedes Frühjahr die Pilger über Lübeck in den Hafen Livlands. Mit den deutschen Ansiedlern vereint rückten sie unter der Marienfahne ins Feld; geleitet durch den Lauf der Flüsse, der Düna, dann der Aa, drang der Ritter zusammen mit dem Missionar ins Land: sobald die Heiden für ihren Gehorsam Geiseln stellten und die Taufe versprachen, wurde der Friede gewährt. Bei einer solchen Thätigkeit, bei der großen kriegerischen Ueberlegenheit der Deutschen konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Bereits 1206 galt das Land der Liven zwischen Düna und Aa als unterworfenes Gebiet des Bischofs von Riga; bald kamen theils freiwillig, theils gezwungen die kleinen russischen Fürstenthümer der obern Düna hinzu, dann schloß sich das nordöstlich gelegene Lettland an, 1208 trat es, um vor den Räubereien der Esten und Russen gesichert zu sein, unter die Botmäßigkeit des Bischofs. Als sich A. so im Lauf weniger Jahre zum Herrn weiter Landschaften erhoben sah, da konnte es ihm nicht genügen, durch eifrige Mission

für ihre Bekehrung zu sorgen, auch ihr politischer Zustand mußte festgestellt werden, nicht als unabhängiger Fürst konnte und wollte der deutsche Bischof hier gebieten, sondern nur als Glied eines größern Ganzen; eng suchte er die Bande mit der Heimath zu knüpfen, wieder wandte er sich an den König Philipp und 1. April 1207 empfing er auf dem Hoftag zu Sinzig Livland als Lehn des Reiches, sowie das Versprechen des Schutzes und der Hülfe im Kampf gegen die Heiden.

A. durfte jetzt verlangen, in aller Form Rechtens als Oberhaupt der Colonie zu gelten. Aber nicht Alle wollten ihn als Herrn anerkennen, am wenigsten der Orden. Dieser hatte bisher neben den Pilgern besonders eifrig die Eroberung des Landes gefördert; als er nun auch dafür seinen Lohn forderte, war A. billigdenkend genug, den dringenden Wünschen nachzugeben und ein Drittel des Livenlandes dem Orden 1207 abzutreten; als aber jetzt noch weitere Gelüste desselben nach möglichster Selbständigkeit auftauchten, da suchte A. einen solchen gefährlichen Nebenbuhler niederzuhalten, eine unabhängige Gewalt wollte er nicht neben sich im Lande dulden. Es ist der Beginn des unseligen endlosen Streites zwischen Bischof und Orden. Um das bisher noch außerordentlich unklare, schwankende gegenseitige Verhältniß festgestellt zu sehen, begab sich A. 1210 mit dem Ordensmeister Volquin zum gemeinsamen Oberhaupt Papst Innocenz III. Wie sehr dieser auch bisher das Unternehmen Alberts gefördert hatte, ihm lag doch mehr am Gedeihen der Colonie als an der Befriedigung der ehrgeizigen Wünsche des Bischofs, der übermächtig zu werden drohte; daher entschied der den Ritterorden überhaupt gewogene Papst das staatsrechtliche Verhältniß der livländischen Machthaber unter einander keineswegs zu Gunsten Alberts, seine Stellung als Haupt der Colonie wurde sowol rechtlich als räumlich eingeschränkt: allerdings ist er dem Orden übergeordnet, aber nur vom Meister, nicht auch von den einzelnen Rittern darf er Gehorsam verlangen; auch Herr des ganzen Liven- und Lettenlandes bleibt er, allein wie vom erstern muß er auch vom letztern dem Orden ein Drittel zu Lehn geben; vor Allem wichtig aber war, daß der Papst bestimmte, A. dürfe über diese beiden Landschaften nicht hinausgreifen, habe sich nicht ohne Weiteres auch als Herr aller fernern Eroberungen zu betrachten, über diese behielt sich vielmehr Innocenz selbst die Entscheidung vor.

Auf sein so beschränktes Gebiet concentrirte sich zunächst die Thätigkeit des Bischofs: er suchte es zu ordnen, wußte den russischen König von Polozk zum Verzicht auf alle Ansprüche zu bewegen, welche derselbe auf Livland zu haben behauptete, erleichterte das Loos seiner Unterworfenen, indem er den drückenden Zehnten gegen ein bestimmtes Maß abzulösen gestattete, schlug einen gefährlichen Aufstand der Liven, welche durch mancherlei Willkürlichkeiten der Ritter gereizt worden waren, mit Gewalt nieder. Dazwischen predigte er wiederholt in Deutschland das Kreuz, rief 1215 auf dem großen Concil in Rom die Hülfe der ganzen Christenheit an gegen die Noth der Kirche Livlands, wo gerade jetzt der Krieg wieder hartnäckiger und blutiger geführt wurde, als je früher. Die Esten nämlich, zahlreicher, kräftiger, freiheitsliebender als ihre südlichen Nachbarn, die Liven und Letten, wiesen erfolgreich alle Angriffe der Deutschen zurück. 1208 hatte der Kampf begonnen, der Orden vor Allem führte ihn mit ganzer Kraft; hier wo A. durch den Papst ausgeschlossen war, wollte die Ritterschaft, was ihr in Livland nicht gelungen, Herr eines völlig unabhängigen Gebietes werden. Um dem zuvorzukommen, ernannte A. 1211, bevor noch irgend ein estnisches Gebiet unterworfen war, kraft der ihm ertheilten päpstlichen Vollmacht für Estland einen besonderen Bischof Dietrich. Wol hoffte man 1212, als ein dreijähriger Friede geschlossen wurde, das südwestliche Estland unterworfen zu haben, aber 1215 brach der Krieg in unerhörter Heftigkeit von neuem aus,

und als die deutschen Waffen doch allmählich nach Norden vordrangen, als A. und Dietrich bereits mit dem Orden Estland unter sich theilen zu dürfen meinten, da rafften sich alle Esten zusammen, riefen die Russen zu Hülfe und drängten die deutsche Herrschaft wieder vollständig aus Estland hinaus. Dieser bald zehnjährige fruchtlose Kampf brachte A. zur Ueberzeugung, die deutsche Colonie in Livland sei allein zur Unterwerfung der Esten zu schwach, dazu bedürfe es einer außerordentlichen Unterstützung, und eine solche schien der eben aus Livland heimkehrende Kreuzfahrer Graf Albert von Holstein, der Neffe und Vasall des mächtigen dänischen Herrschers, vermitteln zu können. In Begleitung des Bischofs Dietrich von Estland und des Abtes Bernhard von Dünamünde begab sich A. mit dem Grafen von Holstein an den Hof des Königs Waldemar II., klagte die Noth seiner Colonie und bat um Hülfe gegen die Esten. Der König lieh dem Gesuch ein willig Ohr: was er seit lange verfolgte, zu dem Kranz weiter Länder, welche von der Südspitze der skandinavischen Halbinsel bis Pommern bereits sein waren, im Osten ein neues Gebiet zu erwerben, um damit seine Alleinherrschaft auf dem baltischen Meer zu bekräftigen, dazu forderte ihn jetzt der auf, der am meisten diesem dänischen Plan sich entgegenzustellen gedroht hatte, der Herr der aufstrebenden deutschen Colonie in Livland. Eine solche günstige Gelegenheit mußte Waldemar benutzen, er sagte seine Hülfe dem Bischof zu. Freilich nicht als einfacher Pilger, nicht gegen bloße Sündenvergebung wollte er kommen: der Eroberer forderte und A. leistete das Versprechen, das noch nicht unterworfene Estland solle der König erhalten. Ein unseliges Zugeständniß, dessen Tragweite A. nicht entfernt übersah.

Nach zweijähriger Abwesenheit traf der Bischof im Sommer 1219 wieder in Riga ein. Das ihn begleitende Pilgerheer war so ansehnlich, daß er, da er sich in die Verhältnisse des Nordens nicht mischen wollte, die Bekehrung eines neuen Gebietes im Süden aufzunehmen beschloß, die Düna überschritt und die Unterwerfung Samgallens begann, zugleich hier ein neues Bisthum errichtete, das er dem Abt Bernhard verlieh. Noch glücklicher als hier gegen die Samgallen war mittlerweile der Kampf gegen die Esten geführt. Von zwei Seiten erfolgte der Angriff: an der Nordküste Estlands landete mit mächtiger Flotte der Dänenkönig und unterwarf die Seelandschaft Revel, während von Süden der Orden mit solchem Erfolg vordrang, daß sich ihm das ganze übrige Estland beugte. Da verlangte plötzlich der Statthalter der dänischen Colonie, Erzbischof Andreas von Lund, vom Orden die Abtretung der neuen Eroberungen in Estland an den König Waldemar. Ordensmeister Volquin wies das schroff zurück. Aber der Erzbischof beharrte bei seiner Forderung, Missionaren, die A. im Frühling 1220 nach Estland sandte, rief er zu: ganz Estland, sei es von den Rigischen erobert oder bis jetzt noch nicht unterjocht, gehöre dem Könige von Dänemark, da es von den rigischen Bischöfen ihm zuertheilt sei. Offenbar hatten diese 1218 bei den Verhandlungen mit Waldemar nicht festgestellt, ob nach dem Erscheinen der Dänen in Estland auch noch die Deutschen dort erobern dürften. Die Dänen leugneten es, Volquin und A. aber stellten sich den Ansprüchen der Dänen auf ganz Estland entgegen. Das erfuhr der König, als er bald darauf im Sommer 1220 seine junge Colonie wieder besuchte. Heftig fuhr er auf und lud Ordensmeister und Bischof vor sich. Während Volquin dem Ruf des Königs folgte und das Recht desselben auf das übrige Estland anerkannte, als ihm dieser den südlichen Theil zu unabhängigem Besitz abtrat, scheute sich A. vor dem König zu erscheinen und floh hülfesuchend in die Ferne. Aber überall verfolgte ihn die Feindschaft der Dänen: nur auf heimlichen Wegen entkam er in Lübeck den Nachstellungen des Königs, er eilte in den Süden zu den Mächtigsten der Christenheit; jedoch an der römischen Curie ar-

beiteten ihm dänische Gesandte offen entgegen, für den unglücklichen Bischof hatte Papst Honorius III. nur leidigen Trost, für das jüngste und fernste Glied des Reiches Kaiser Friedrich II. nur den Rath Frieden zu halten, Alle an die sich A. noch weiter wandte, gaben ihm die dringende Mahnung, sich nicht mit dem mächtigen Dänenherrscher zu verfeinden. Um A. zum Aeußersten zu zwingen, gebot Waldemar, den Hafen Lübecks, für Livland das Thor nach Deutschland, zu schließen, daß weder der Bischof, noch irgend ein Pilger hinübersegeln könne. So blieb dem geängsteten, ohnmächtigen Prälaten nichts übrig, als „den König von Dänemark anzugehen, damit die livländische Kirche nicht arge Gefahr liefe". Im Frühling 1221 willigte er in die harte Forderung des Königs: nicht nur Estland, auch Livland überlieferte er demselben, sobald die bischöflichen Mannen, die Rigischen, die Liven und Letten damit einverstanden seien. Die Selbständigkeit der deutschen Colonie schien geopfert, ihr Gründer das Werk seines Lebens zerstört zu haben.

A. selbst war der Bote seines Vertrages. Aber sobald die Kunde desselben sich in Livland verbreitete, erhoben sich Alle wie ein Mann, eher wollten sie das Land wieder verlassen, als dem deutschen Nationalfeinde, dem König von Dänemark, Gehorsam leisten. Von dieser Stimmung erfuhr der dänische Statthalter in Revel Erzbischof Andreas. Eben hatte er eine schwere Belagerung seiner einsamen Burg im Norden durch die Oeseler erlitten, nur ein glücklicher Zufall hatte den Untergang abgewandt; traten zu den vorhandenen zahlreichen Feinden nun auch noch die Deutschen, so war die schwache dänische Colonie verloren. Der Erzbischof lud daher A. und Volquin zu sich, versprach ihnen die Freiheit Livlands wieder zu erwirken, wenn sie dafür mit ihm ein Bündniß gegen Heiden und Russen schlössen. Erfreut durch die ihnen gemachte Hoffnung gingen die Deutschen gern auf den Wunsch des Erzbischofs ein. Aber nicht Andreas, sondern nur Waldemar konnte Livland frei geben, die Zusicherung des Erzbischofs bedeutete wenig, so lange sie der König nicht bestätigt hatte. Um vollständig Herr des Ostens zu werden, landete dieser 1222 auf Oesel, mit der Unterwerfung der Insel sollte die Eroberung Estlands beendet werden. Hier fand sich A. mit zahlreicher Begleitung beim König ein und brachte das Versprechen des Erzbischofs vor. Es wurde Waldemar schwer, die glänzende Hoffnung auf die Herrschaft über die ganze deutsche Colonie fallen zu lassen, aber der allgemeine Widerwille der Livländer, sich ihm zu unterwerfen, war laut hervorgebrochen, und doch mußte er ihre Hülfe gewinnen, wollte er auch nur seine estländische Colonie mit den vorhandenen geringen Kräften in ihren weiten Grenzen behaupten. Als ihn auch seine dänischen Großen dazu beredeten, gab Waldemar den Bitten Alberts nach: Livland sollte wieder frei sein, dagegen mußte der Bischof auf Estland völlig verzichten, den kleinern südlichen Theil desselben trat der König dem Orden nochmals ab, der Rest nebst Oesel wurde den Dänen zuerkannt. Und wieder mußten sich die Deutschen verpflichten, diese große aber schwache Colonie des Nebenbuhlers vor allen Feinden zu schützen.

Das aber wurde schwerer, als beide Theile gedacht hatten: kaum hatte der König Oesel verlassen, da brachen die Eingeborenen die aufgeführte Zwingburg, riefen die Stammgenossen des Festlandes auf, die wildeste Empörung brach im ganzen Estenlande aus, unter entsetzlichen Greueln wurde Christenthum und Fremdherrschaft abgeschüttelt. Obgleich die Deutschen ihre ganze Macht aufboten, konnten sie die Abgefallenen doch nicht wieder unterwerfen, diese riefen die Russen herbei und verheerten weit und breit die unterworfenen deutschen Gebiete. Da griff A. noch einmal zu dem schon so oft erprobten Mittel, fuhr 1222 über Meer, erwirkte sich vom Papst die weitgehendsten Ablaßbullen, brachte ein großes Kreuzfahrerheer zusammen, das im Frühling 1223 in Liv=

land eintraf und dem Kampf gegen die Esten eine glückliche Wendung gab. A. selbst blieb noch in Deutschland zurück mit seinem Bruder Hermann, den er schon vor Jahren an Stelle des 1219 von den Esten erschlagenen Dietrich zum Estenbischof ernannt hatte, dessen Reise nach Livland aber bisher König Waldemar entschieden verbot, weil er Dietrich bereits einen dänischen Nachfolger gegeben hatte, suchte er noch einmal den Dänenherrscher auf, im Kerker seines erbitterten Feindes des Grafen Heinrich von Schwerin trafen sie den einst so Mächtigen. Nun erlaubte der Däne, was er doch nicht mehr hindern konnte, daß Hermann in Estland ein Bisthum angewiesen werde. So trafen im Frühling 1224 die beiden Brüder mit zahlreichen Pilgern in Livland ein, sie fanden fast ganz Estland wieder unterworfen, auch in den nördlichen, früher dänischen Landschaften war der Aufstand von den Deutschen niedergeschlagen. A. ordnete zunächst die Verhältnisse Estlands: die nordwestlichen Provinzen nahm er fürs erste an sich, den südlichen Theil, welchen der Orden sich vom Könige von Dänemark wiederholt hatte zusprechen lassen, wies er seinem Bruder Hermann als Sprengel an, der dann die westliche Hälfte desselben dem Orden als Lehn auftrug. So wurden die Hoffnungen der Ritterschaft auf eine selbständige Herrschaft in Estland vernichtet. Darauf einte A. alle deutschen Streitkräfte gegen die letzte Estenburg, welche noch Widerstand leistete: mit dem Fall Dorpats im Herbst 1224 war der große Estenaufstand in allen seinen Theilen gebrochen.

Nach vierzigjährigem Kampf herrschte endlich Frieden in der livländischen Colonie, „alles Volk ruhte unter dem Schirm des Herrn“. Diesen Frieden zu erhalten, seine Schöpfung nach innen zu kräftigen, ist nun Alberts vorzügliches Bemühen. Wie bereits 1199 unmittelbar nach seiner Erhebung, wie 1207 nach der Unterwerfung Livlands, wandte sich A. jetzt 1225, als das ganze festländische Estland bezwungen und das drückende Abhängigkeitsverhältniß zum dänischen König gelöst war, wieder an den deutschen Herrscher, der ihn auf seine Bitte zum Fürsten, sein Bisthum zur Mark des Reiches erhob. Und zum Schutz der weltlichen suchte A. den der höchsten geistlichen Autorität: er hatte immer ein gutes Verhältniß zu Rom zu erhalten gewußt, ihrem großen Gönner Innocenz III. dankte die junge Kirche Livlands die reichen Ablaßbriefe, die völlige Freiheit von jedem Metropolitanverband; auch Honorius III. war dem Bischof von Riga gewogen, hatte ihn gegen den König von Dänemark und den Erzstuhl Bremen, welcher Riga als Suffragan reclamirte, zu schützen gesucht. Gern willigte jetzt der Papst in die Bitte Alberts, einen Legaten nach Livland zu senden, der hier die inneren Verhältnisse kennen lerne, ordne und in päpstlicher Vollmacht bestätige. Vielleicht hoffte A. dann auch noch am Abend seines Lebens den Lieblingswunsch erfüllt zu sehen und mit dem erzbischöflichem Pallium geschmückt zu werden, um welches er schon vor einem Jahrzehent vergeblich gebeten hatte. Mit dem um Livland hochverdienten Legaten Wilhelm Bischof von Modena durchzog er das Land, regelte die noch schwankenden Verhältnisse, so gegenüber dem Orden, der Stadt Riga 2c., fügte sich aber auch, wenn der Spruch des Legaten zu seinen Ungunsten entschied. Daß seine Colonie wachse und gedeihe, das lag ihm, der bald ein Menschenalter nur für sie gesorgt, am meisten am Herzen. Nach Deutschland segelte der bereits Bejahrte nicht mehr hinüber. Nur einmal noch zog er in den Streit, als im Beginn des Jahres 1227 die wilden seeräuberischen Oeseler bezwungen wurden, A. selbst vollzog die erste Taufe. Aus der unterworfenen Insel errichtete er ein neues Bisthum Oesel, zu dessen Gunsten er sogar auf den ihm zugefallenen Theil Estlands, die nordwestlichen Strandprovinzen, verzichtete und so seine langjährige segensreiche Thätigkeit mit einer neuen Gründung krönte. In weltliche Händel mischte er sich nicht mehr: als der Orden die dänische Colonie in Estland vernichtete und

das ganze nördliche Gebiet an sich riß, hat er das ruhig geduldet. Am 17. Jan. 1229 ist Bischof A. von Riga gestorben.

Ueberblickt man seine gesammte Wirksamkeit, so läßt sich die außerordentliche Bedeutung des Mannes nicht verkennen. Gegenüber seinen hohen Verdiensten fallen die Vorwürfe der Herrschsucht und Eitelkeit, von welchen er nicht ganz freizusprechen ist, hier, wo das sachliche durch das persönliche Interesse nie ernstlich geschädigt wurde, kaum ins Gewicht. In ein fremdes Land inmitten feindseliger Bewohner berufen, muß A. zur Lösung der ihm gestellten schweren Aufgabe alles, wessen er bedurfte, selbst schaffen. Um so größer ist sein Verdienst; den Ruhm des Gründers der livländischen Colonie, mit deren Geschichte die seine völlig verwachsen ist, mag ihm niemand kürzen. Sein politischer Scharfblick erkannte, daß ohne Unterwerfung die Bekehrung des Landes unmöglich sei; sein Organisationstalent wußte die Bahnen zu finden, die ihm die Kräfte des Landes zuführten, in welchen sich dann das politische Leben Livlands Jahrhunderte lang bewegt; seine rastlose Thätigkeit verstand das Interesse der deutschen Heimath für die ferne Colonie zu erregen und wach zu halten, sich selbst auch außer derselben eine geachtete Stellung zu erwerben. Ihren deutschen Charakter hat er seiner Schöpfung aufgeprägt, das politische Band mit dem Vaterlande hat er vom Beginn an so fest geknüpft, als er vermochte, ihm ist es zu danken, wenn das Land von der Küste Estlands bis über die Düna hinaus trotz der Verschiedenheit der Nationalitäten zu einem Ganzen verwuchs. Griff er einmal in seinen Mitteln fehl, so wußte er, sobald das Glück wieder lächelte, mit Geschick die günstige Gelegenheit zu erfassen und die unheilvoll drohenden Folgen abzuwenden: an seinem Lebensabend schwanden mit der dänischen Colonie auch die Spuren seines verhängnißvollen Schrittes, er darf sich wieder als Herren des Ganzen fühlen. Mit Recht verehrt Livland in ihm seinen Gründer und größten Bischof; Deutschland achte den Sohn, welcher der Heimath die weiteste und treueste Colonie geschaffen.

Heinrici chronicon Lyvoniae ed. W. Arndt in Pertz, Mon. Germ. Script. Tom. XXIII. R. Hausmann, Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz Estlands, 1870. Rich. Hausmann.

Albert II. (Suerbeer), erster Erzbischof von Riga, aus Köln, muthmaßlich gegen Ende des 12. Jahrhunderts von bürgerlichen Eltern geboren, † 1272. Seiner geschieht zuerst 1229 Erwähnung, als ihn, damals Domherrn zu Bremen und verhältnißmäßig noch jung, sein Erzbischof, Gerhard II., zum Nachfolger des Bischofs Albert I. von Riga bestimmte. Das rigische Capitel machte gegen diesen Versuch der Erneuerung eines Bremer Primats seine Wahlfreiheit geltend und setzte beim Papst Gregor IX. seinen Erwählten, Bischof Nicolaus, durch. A. wird bei dieser Gelegenheit in den Annal. Stadenses Scholasticus genannt, die Urkunden des Erzbisthums weisen ihn als solchen aber erst seit 1231 (bis 1236) auf. Schon dies Amt, sowie der ihm gegebene Titel Magister legen Zeugniß von seiner theologischen Bildung ab. Daß er durch bedeutende Geistesgaben, vornehme Sitte und einen tadellosen Wandel hervorragend gewesen sei, dürfen wir aus seiner raschen Beförderung in die höchsten geistlichen Stellen vermuthen. Er theilt mit den großen Kirchenfürsten seiner Zeit die rücksichtslose Energie, Roms Einfluß zum allein herrschenden zu machen. Dadurch der Curie empfohlen, ward er 1240 zum Erzbischof von Armagh und Primas von Irland geweiht. Aus seiner fünfjährigen Wirksamkeit daselbst ist nur bekannt, daß er gelegentlich in Conflict mit der weltlichen Macht gerieth und den Uebergriffen der damaligen päpstlichen Legaten im Interesse der Landeskirche nicht entgegentrat. Auf dem großen Concil zu Lyon

1245 bezeugte er, als der sechste der anwesenden Prälaten, die Beglaubigungsurkunde, welche Innocenz IV. trotz des Widerspruchs der kaiserlichen und englischen Abgeordneten über alle den Päpsten von Kaisern und Königen gewährten Privilegien ausstellen ließ, und wird auch die Absetzung Kaiser Friedrichs II. mit beschlossen haben. Unmittelbar danach, Anfang 1246, ward er durch Innocenz zum Erzbischof von Preußen, Livland und Estland ernannt, zugleich zum apostolischen Legaten in den gedachten Ländern, in Gothland, Rügen und Holstein, später auch in Rußland. Es ist klar, daß der Papst in eine so einflußreiche Stellung nur einen Mann seines unbedingten Vertrauens berufen konnte. Kirchlich eifrig, hatte der deutsche Orden bisher treu zu Friedrich II. gehalten. Es kam darauf an, das gute Einvernehmen mit Rom nicht zu stören, welches stets die Unabhängigkeit des Ordens gegen die Gelüste der höheren Weltgeistlichkeit im eigenen Interesse zu schützen gestrebt hatte. Es galt aber auch, das neugewonnene umfangreiche Ordensgebiet kirchlich zu organisiren, die christliche Mission im Osten zu fördern und die Bedrängniß der russischen Theilfürsten durch die Tartaren klug zu benutzen, um sie von der griechischen Kirche ab- und Rom zuzuwenden. Die in letzterer Hinsicht von A. auf einer zweimaligen Reise nach Galizien, 1246 und 1249, eingeleiteten Unterhandlungen mit dem Fürsten Daniel von Halicz scheiterten an der Machtlosigkeit des Papstes, ein Kreuzheer gegen die Tartaren aufzubringen, für welche Unterstützung der Fürst seinen Uebertritt zur römischen Kirche zugesagt hatte. Spätere Bekehrungsversuche an russischen und litauischen, griechisch-katholischen oder heidnischen Landschaften mißlangen ebenfalls in Folge der päpstlichen Politik, die, den Werth oberflächlich gegebener Versprechen der Fürsten überschätzend, mit diesen sich begnügte und ein kräftiges Vordringen des Ordens aufhielt. Für die von Rom beabsichtigte kirchliche Einigung der Ordenslande erwies sich bald am hinderlichsten die persönliche Prärogative des neuen Kirchenfürsten. So kommt es denn bald zu päpstlichen Einsprachen, Compromissen, zu gelegentlicher Abnahme und Beschränkung des Legatenamts. A. weiß sich jedoch dabei auf gutem Fuß mit Innocenz und seinen Nachfolgern zu erhalten und verfolgt mit ruhiger Ausdauer die endliche Erlangung des Erzbisthums. Man hatte ihm nicht gestattet, seinen Sitz im Lande zu nehmen, deshalb ging er nach Lübeck zurück, dessen gerade erledigtes Bisthum er seit 1247 verwaltete. Als sein früherer Nebenbuhler Nicolaus 1253 starb, ließ er sich vom Capitel zu Riga förmlich wählen und als dortigen Metropolitan vom Papst bestätigen. Mit Gewandtheit hatte er als Verweser des Bremen untergebenen Bisthums Lübeck die Eifersucht seines alten Gönners Gerhard beseitigt. Er mehrte die Güter des Stifts und vertrat dessen Rechte gegen die Grafen von Holstein und Herzog Albert I. von Sachsen. Auch der Stadt diente er durch Beendigung des langen, über die Umgestaltung des Johannisklosters geführten Streits und kräftige Verordnungen wider das Strandrecht 1253 und 1256. Dagegen ist seine erzbischöfliche Thätigkeit eine fast ununterbrochene Reihe von Competenzstreitigkeiten mit dem Orden, die freilich einerseits Erbtheil seines Vorgängers Albert I. waren und von der durch diesen schon erreichten Unterstellung der livländischen Bischöfe unter Riga herrührten, andererseits aus den vom Papst auf Preußen ausgedehnten Metropolitanrechten entsprangen, an denen aber Alberts Persönlichkeit auch viel verschuldet zu haben scheint. Mit der Stadt Riga, welche an dem Orden einen Rückhalt suchte, kam es ebenfalls zu Mißhelligkeiten, welche erst 1262 ausgetragen wurden. Noch am Ende seines Lebens versuchte der Erzbischof sich gegen den Orden dadurch eine Stütze zu verschaffen, daß er den Grafen Günzel III. von Schwerin 1268 zum Schirmherrn des Erzbisthums ernannte. Dreißig Jahre später hat Erzbischof Johann III., ein Sohn jenes

Günzel, den Orden der gewaltsamen Entführung und Gefangensetzung seines Vorgängers A. angeklagt. Es erzählt aber kein gleichzeitiger Chronist davon, auch ist es schwer glaublich, daß A. eine solche That sollte ungeahndet gelassen haben. Er † 1272 gegen Ende des Jahres. Ihm gebührt das Verdienst, die Größe des Erzbisthums Riga, welche Albert I. anbahnte, zum Ausdruck gebracht zu haben, doch trägt er an seinem Theile die Mitschuld an den überhundertjährigen Streitigkeiten Riga's mit dem Orden, welche den vorhandenen Zwiespalt zwischen Livland und Preußen nährten und die einheitliche Macht des Ordensstaates untergruben.

Vgl. P. v. Goetze, Albert Suerbeer, St. Petersb. 1854.

Mantels.

Albert I., Herzog von Sachsen, † 26. Juni 1261, zweiter Sohn des Herzogs Bernhard (s. d.), erhielt bei dem Tode seines Vaters (1212) das Herzogthum Sachsen, d. h. die anhaltischen Stammbesitzungen um Wittenberg und die neuerworbenen Besitzungen an der Unterelbe, welche letztere damals freilich durch das erobernde Vordringen des Dänenkönigs Waldemar II. mehr als in Frage gestellt waren. Erst durch die siegreiche Schlacht von Bornhöved (22. Juli 1227), an welcher A. als Führer des deutschen linken Flügels hervorragenden Antheil nahm, ward das dänische Uebergewicht in diesen Gegenden gebrochen und für A. der Besitz von Lauenburg entschieden. Auch Ratzeburg und Mölln wurden jetzt von ihm besetzt und Herzog Otto von Braunschweig, der einzige deutsche Fürst, der auf dänischer Seite gefochten hatte, trat ihm Hitzacker ab. So wurde A. der eigentliche Begründer des Herzogthums Lauenburg. Er stand bei Friedrich II. in hohem Ansehen und begleitete denselben auch auf dessen Fahrt nach dem gelobten Lande. Ebenso war er auf dem großen Reichstage zu Mainz (1235) zugegen, auf welchem der Zwist der Welfen mit dem staufischen Hause definitiv beigelegt wurde. Seine Theilnahme an dem Kriegszuge gegen die Ungarn im J. 1260 wird nur von wenig glaubwürdigen Schriftstellern bezeugt. Er war dreimal verheirathet, zuletzt mit Helene, der Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig-Lüneburg, welche ihm zwei Söhne, Albert und Johann, gebar, welche die Stammväter der Herzöge von Sachsen-Wittenberg und Sachsen-Lauenburg wurden. v. Heinemann.

Albert, Herzog von Sachsen, † 28. Juni 1385, Sohn des Herzogs Otto und Neffe des Kurfürsten Rudolf II., erhob als Sohn der Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Lüneburg, mit welchem der Mannsstamm des älteren Hauses Lüneburg erlosch, Ansprüche auf dieses Herzogthum und erhielt mit den übrigen damals lebenden Fürsten des sachsen-wittenbergischen Hauses im J. 1355 vom Kaiser Karl IV. die Anwartschaft auf dasselbe. Allein Wilhelm von Lüneburg selbst wünschte sein Land seinem andern Eidam, dem Herzoge Ludwig von Braunschweig, zuzuwenden und suchte auch nach dessen Tode durch Einsetzung von Ludwigs Bruder, Magnus mit der Kette, zu seinem Erben Lüneburg bei dem welfischen Hause zu erhalten. Darüber entbrannte nach Wilhelms Hinscheiden (1369) der sogenannte lüneburg'sche Erbfolgestreit, welcher nach dem Tode des Herzogs Magnus bei Leveste (1372) durch einen vorläufigen Vergleich dahin beigelegt wurde, daß zuerst Herzog A. von Sachsen und sein Oheim Wenzel, nach deren Ableben aber je der älteste Fürst aus dem braunschweigischen Hause über Lüneburg regieren und dann später der Besitz des Herzogthums zwischen beiden Geschlechtern abwechseln sollte. A. selbst hat die Vortheile dieses Vergleichs nicht lange mehr genossen, denn er ward bei der Belagerung des Raubnestes Ricklingen durch ein Wurfgeschoß getödtet. Er war vermählt mit Katharina, Tochter Woldemars I. von Anhalt, die ihn um fast zwei Jahrzehnte überlebte. v. Hnm.

Albert VII., Graf von Schwarzburg, geb. 1537, † 1605, Gründer und Stammvater der jetzt fürstlich schwarzburg-rudolstädtischen Linie, war der jüngste Sohn Günthers XL. oder des „Reichen". Alle schwarzburgischen Besitzungen, welche unter seinem Vater vereinigt waren, kamen nach dessen Tode an seine vier ihn überlebenden Söhne, Günther XLI., Johann Günther, Wilhelm und A., welche schon 1571 eine Theilung ihrer Lande vornahmen. Nach Günthers XLI. Tode († 1583), welcher kinderlos war, wurde eine zweite Theilung vorgenommen und nach dem Tode des ebenfalls kinderlosen Wilhelm († 1598) fielen auch dessen Besitzungen den noch lebenden Brüdern Joh. Günther I. und A. VII. zu, so daß seit 1599 zwei Linien des Hauses Schwarzburg, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, bis auf den heutigen Tag bestehen. A., den in seiner Jugend zu Sondershausen mit dem Grafen Hugo von Mansfeld ein ähnliches Schicksal, wie die sächsischen Prinzen Ernst und Albert, betraf („thüringischer Grafenraub"), studirte auf mehreren deutschen Universitäten und in Padua, lebte seit 1557 an dem Hofe des Prinzen von Oranien, nahm 1563 unter seinem Bruder, Günther dem Streitbaren, Kriegsdienste bei dem Könige von Dänemark und residirte seit 1573 in Rudolstadt. Er war vermählt 1. mit Juliane, Gräfin von Nassau-Dillenburg; 2. mit Elisabeth, Gräfin von Leiningen-Westerburg. Anemüller.

Albert Anton, Graf von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 1641, † 1710, wurde von Kaiser Joseph I. aus besonderer Hochachtung zum kaiserlichen Commissarius ernannt und in dieser Eigenschaft im J. 1705 mit der Entgegennahme der kaiserlichen Huldigung in den freien Reichsstädten Mühlhausen und Goslar beauftragt. Darauf wurden auch zwei Denkmünzen geprägt. Wenige Monate vor seinem Tode erhob ihn der Kaiser in den Reichsfürstenstand und die Grafschaft Schwarzburg-Rudolstadt zu einem Reichsfürstenthum. Doch machte erst sein Sohn Ludwig Friedrich I. die erlangte Fürstenwürde öffentlich bekannt. Ein Freund und Beförderer der Wissenschaften, war er von dem Streben beseelt, diese in seinem Lande auf alle mögliche Art zu heben und den Zutritt zu denselben durch eine Anzahl mildthätiger Stiftungen zu erleichtern. Seine Gemahlin war die berühmte Dichterin geistlicher Lieder Emilie Juliane, geb. Gräfin von Barby (s. d.). Anm.

Albert (III.), Graf von Tirol, Urenkel des Grafen Albert I. (1128—40) und der Adelheid von Eppan, Enkel Bertholds I. († 6. März 1180), der mit seinem Bruder Albert (II.) zuerst 1141 den Titel eines Grafen von Tirol führt, Sohn Heinrichs († vor 24. Juni 1190) und der Edeln Agnes von Wanga. Schon Albert I. trug vom Bisthum Trient die diesem 1027 durch König Konrad II. verliehene Grafschaft Vintschgau zu Lehen, welche sich von der Falschauer und dem Gargazoner Bach unterhalb Meran bis Pontalt in Engadein erstreckte, seine Nachkommen hatten auch die Grafschaft Bozen gemeinschaftlich mit dem Bischof von Trient inne und erscheinen seit der Mitte des 12. Jahrhunderts auch als Vögte des Stiftes Trient.

A. war beim Tode seines Vaters noch minderjährig und tritt erst vom J. 1202 an selbständig auf. Nachdem er nach der Ermordung des Königs Philipp von Schwaben wie alle deutschen Großen den Welfen Otto als Herrscher anerkannt hatte, schloß er sich, wie sein mütterlicher Oheim, Bischof Friedrich von Trient, als einer der ersten Friedrich II. an, dessen Reichstage er wiederholt besuchte und dem er auch nach Italien öfter Zuzug leistete. Im J. 1219 nahm er mit dem Bischof Berthold von Brixen an der Belagerung von Damiette theil.

Die eigentliche Bedeutung Alberts liegt aber darin, daß er die Vereinigung der verschiedenen Gebiete des „Landes im Gebirge" anbahnte und der Grün-

der der Grafschaft Tirol in dem spätern Sinne dieses Wortes ward. Zuerst gab die Aechtung des Markgrafen Heinrich von Istrien aus dem Hause Andechs, welcher der Mitschuld am Morde König Philipps angeklagt war, dem Grafen A. Gelegenheit zu einer erheblichen Erweiterung seiner Besitzungen. Denn er erhielt vom Bischof von Brixen, welcher die an die Andechser vergabten Stiftslehen eingezogen hatte, 1214 die Stiftsvogtei und (vor 1225) auch die Belehnung mit der Grafschaft im Eisackthale. Einzelne Güter erwarb er in den verschiedensten Theilen des Landes. Da A. von seiner Gemahlin Uta (Tochter des letzten Grafen von Wasserburg?) keinen Sohn, sondern nur zwei Töchter erhielt, von denen er die eine, Adelheid, um 1236 an den Grafen Meinhard von Görz, die andere, Elisabeth, bald darauf an den Herzog Otto II. von Meranien vermählte, so richtete er sein Hauptstreben dahin, seine Lehen auch seinen Töchtern und Schwiegersöhnen zu verschaffen, was ihm auch gelang. Schon 1228 erhielt er vom Bischof von Chur das Versprechen, daß dieser den Töchtern des Grafen alle Lehen, welche dieser vom Stifte innehatte, verleihen wolle. Später erhielt A. dieselbe Zusage auch vom Bischofe von Trient, freilich ohne Wissen des Capitels und setzte auch beim Kaiser die Bestätigung dieser Verfügung durch. Der dritte der Lehnsherren, der Bischof Egno von Brixen, suchte allerdings die Macht der Vasallen, der Tiroler und Andechser, zurückzudrängen. Allein er war der vereinten Macht des Grafen A. und seiner Schwiegersöhne nicht gewachsen und mußte im J. 1241 gegen eine Summe Geldes den Herzog Otto von Meranien und seinen Schwiegervater A. von Tirol mit den Stiftslehen, die jeder einzeln besaß, gemeinschaftlich belehnen, so daß die Vereinigung aller brixenischen Lehen in einer Hand vorbereitet wurde. Sie erfolgte, als am 18. (oder 19.) Juni 1248 mit dem Herzog Otto von Meranien das Geschlecht der Andechser erlosch. A. von Tirol vereinigte nun in seinen Händen die Grafschaften im Unterinnthal (bis zur Ziller), im Eisack- und im Pusterthal als Lehen der Kirche Brixen, die Grafschaft Vintschgau, einen Theil der Grafschaft Bozen und viele andere Güter als Lehen der Kirche Trient, also den größern Theil des spätern Landes Tirol, das mit Recht von ihm den Namen erhalten hat. Im J. 1253 verlieh ihm der Bischof Egno von Trient, dessen Gebiet größtentheils durch Ezzelino da Romano besetzt war, in seiner Bedrängniß auch noch die Lehen, welche Ulrich, der letzte Graf von Ulten, von seinem Stifte innegehabt hatte.

In den Kämpfen, welche nach der Absetzung König Friedrichs II. durch Papst Innocenz IV. im J. 1245 in Deutschland ausbrachen, war Graf A. mit seinem Schwiegersohne Meinhard von Görz der eifrigste Vorkämpfer der kaiserlichen Partei gegen die Anhänger des Papstes, deren Hauptstütze der Erzbischof Philipp von Salzburg, Bruder des Herzogs von Kärnthen war. In diesen wilden Kämpfen hatten die Kaiserlichen, welche nichts Geringeres als eine Säcularisation der Kirchengüter anstrebten, anfangs entschieden das Uebergewicht. Allein im October 1252 wurden die Grafen A. und Meinhard bei der Belagerung des Schlosses Greifenburg in Kärnthen durch den Erzbischof Philipp überfallen und A. selbst nach tapferer Gegenwehr mit vielen seiner Leute gefangen und nach Friesach geführt. Erst Ende December wurde er gegen Zahlung einer großen Geldsumme und Herausgabe mehrerer Schlösser in Freiheit gesetzt. A. überlebte den Frieden nur kurze Zeit. Schon am 22. Juli 1253 schied er aus dem Leben und zwar belastet mit dem Banne der Kirche, in den er wegen Beeinträchtigung der Besitzungen des Stiftes Freising gefallen war, weswegen der Papst den bestimmten Befehl gab, den Leichnam des Grafen wieder auszugraben und aus dem christlichen Friedhofe hinauszuwerfen.

P. Justinian Ladurner, Albert III. und letzte der ursprünglichen Grafen

von Tirol (in der Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 3. Folge 14. Heft). Huber.

Albertus, ein Augsburger Geistlicher aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, brachte die lateinische von Berno von Reichenau um 1030 verfaßte Lebensbeschreibung des Bischofs Ulrich von Augsburg (923—973) auf Bitten geistlicher Kinder, wie er selbst sagt, ohne dieselben näher bezeichnen zu wollen — wahrscheinlich waren es Benedictinerinnen, die unter dem Abt des Mönchsklosters zu S. Ulrich standen und A. ihr Beichtvater — in deutsche Reime, in deren Einleitung er seinen Namen akrostichisch angibt. Das nur in einer Handschrift nicht lückenlos erhaltene Gedicht, Alberts Erstlingswerk, schließt sich ziemlich sklavisch der lateinischen Vorlage an und kann auf poetischen Werth keinen Anspruch erheben. Der Form nach aber stand der Dichter schon unter dem Einflusse der mit dem Ende des 12. Jahrhunderts anhebenden neuen Kunstweise. Bis auf einzelne in seinem heimathlichen bairischen Dialekte begründete Ungenauigkeiten sind seine Reime rein, die überlangen Verse selten und hin und wieder begegnen einzelne erst durch die höfische Poesie eingebürgerte Termini, wie ors, zimieren, amîs.

St. Ulrichs Leben, lateinisch beschrieben durch Berno von Reichenau, und um das Jahr 1200 in deutsche Reime gebracht von Albertus. Herausgegeben von Joh. Andr. Schmeller. München 1844. Steinmeyer.

Albertus Aquensis, ein Geschichtschreiber der Kreuzzüge bis 1121. Die Persönlichkeit des Verfassers tritt so sehr zurück, daß wir nicht mit voller Sicherheit zu sagen vermögen, ob er nicht der Kirche von Aix in der Provence angehört hat. Doch hat Bock in dem Niederrheinischen Jahrbuch von Lersch (1843) S. 42—98 sehr wahrscheinlich gemacht, daß er nach Aachen gehört; er hält ihn für den 1192 zuletzt nachweisbaren Custos Albert. Seine Geschichte der Kreuzzüge in 12 Büchern ist sehr lebendig geschrieben,: sie ist der rechte Spiegel des idealisirten Ritterthums jener Zeit, und war auch deshalb sehr beliebt. Kritik aber fehlt gänzlich, mit Vorliebe ergriff er die von den Kreuzfahrern heimgebrachten wunderbaren und fabelhaften Erzählungen. Eine sehr eingehende Würdigung dieses Werkes hat v. Sybel gegeben in der Gesch. des ersten Kreuzzuges S. 72 ff. Wattenbach.

Albert von Bardewik, aus einer seit 1188 in Lübeck als rathsfässig genannten Familie, erscheint gegen Ende des 13. Jahrhunderts in der hervorragenden Stellung eines Kanzlers der Stadt. Als solcher hat er für die Geschichte und das Recht Lübecks wichtige Arbeiten ausführen lassen: 1294 einen noch erhaltenen, glänzend ausgestatteten Rechtscodex, 1299 eine Redaction der seerechtlichen Bestimmungen für die Fahrt nach Flandern, beide in niedersächsischer Sprache. Die letztere ist in ein ebenfalls von ihm 1298 angelegtes Registrum (Copiar) der städtischen Urkunden eingetragen, in welchem sich auch die älteste niedersächsische chronikalische Aufzeichnung Lübecks findet, anknüpfend an die Anlage des Buchs und aus gleichzeitigen Quellen zusammengetragen. Alberts Tod erfolgte erst 1333, doch wird er in städtischen Angelegenheiten nach 1300 nicht weiter erwähnt, sondern nur als Priester oder Magister genannt. Darum scheint die Vermuthung nicht unbegründet, er sei beim Bruch der Stadt mit Bischof Burchard (s. d.) von seinem Amt zurückgetreten. Jedenfalls stand er dem Domcapitel nahe, denn er ist Executor der Testamente seiner Verwandten, des Domherrn Ludolf von Bardewik und des Domcantors Hermann von Morum, des Bruders seiner Mutter, deren Vermächtnisse bei der Stiftung des Eutiner Collegiatstifts verwandt wurden. Er ist nicht mit einem gleichzeitigen Rathmanne desselben Namens zu verwechseln.

Koppmann, Hamb. Geschichtsbilder I. S. 71 ff. Mantels.

Albert (von Possemünster) genannt der Böhme, geb. zwischen 1180 und 1190, 1212 Domherr von Passau, um 1226 Archidiacon von Lorch, 1245 Decan von Passau, † wol bald nach dem 10. April 1258, berühmt als Agitator gegen Friedrich II. und Konrad IV. A. begann seine Laufbahn unter Innocenz III. mit der Advocatur am päpstlichen Gerichte, kehrte aber um 1223 aus unbekannter Ursache auf seine Domherrnstelle nach Passau zurück. Zu hervorragenderer Bedeutung gelangte er jedoch erst seit der Mitte der dreißiger Jahre, als er im Hinblick auf den bevorstehenden Bruch Gregors IX. mit Friedrich II. die mannigfachen Zerwürfnisse im Südosten des Reiches zur Bildung einer päpstlichen Partei zu benutzen bestrebt war. Wegen solcher Umtriebe aus Passau 1237 vertrieben, eilte er nach Rom, verpflichtete sich dem Papste noch durch einen besonderen Eid und kehrte dann, geschützt durch die ihm von Gregor ertheilten Aufträge, 1238 nach Baiern zurück. Sein erstes, aber auch sein bedeutendstes Werk war die Friedensvermittlung zwischen dem vom Kaiser geächteten Herzoge Friedrich von Oesterreich und dem Herzoge Otto von Baiern, der seinerseits noch den König Wenzel von Böhmen für die Liga gegen den Kaiser gewann und überhaupt nun Jahre lang ganz unter Alberts, seines „Gevatters", Antrieb handelte. Alles geschah noch, bevor der Kaiser vom Papste gebannt worden war; nach der Excommunication Friedrichs erhielt A. im Nov. 1239 ausgedehntere Vollmachten, gegen alle geistlichen und weltlichen Anhänger des Kaisers einzuschreiten, auch den Auftrag, gegen ihn das Kreuz predigen zu lassen. Seine eigenen Aufzeichnungen, zum Theil noch im Original erhalten, gewähren einen vollständigen Einblick in die rastlose und umfassende Thätigkeit, welche A. seitdem als Agent des Papstes entfaltete, aber auch in die Maßlosigkeiten und Ungeheuerlichkeiten seines Verfahrens, welche besonders dem Erzbischof von Salzburg und die baierischen Bischöfe betrafen und sie zu einmüthigem Widerstande reizten. So kam es, daß A., als jene Liga sich durch die Aussöhnung Friedrichs von Oesterreich mit dem Kaiser und durch das Schwanken des böhmischen Königs sich löste, ganz und gar auf den Schutz Otto's von Baiern sich angewiesen sah, dem er freilich dafür die geistliche Autorität des Papstthums zu seinen eigenen rein politischen Zwecken dienstbar machen mußte. Seit dem Sommer 1240 begann aber auch Herzog Otto auf Frieden mit dem Kaiser und dem Reiche zu sinnen; er gab zu Anfang 1241 den Vorstellungen der Bischöfe nach und vertrieb den gefährlichen Gast von seinem Hofe, so daß A. auf die Burgen seiner Verwandten, Ministerialengeschlechter im bairischen Walde nnd sonst im Paussauischen, zu flüchten genöthigt war. So schließt der erste und unzweifelhaft wichtigste Abschnitt der reichsfeindlichen Thätigkeit Alberts mit verdientem Mißlingen.

Ein zweiter Abschnitt beginnt mit dem offenen Uebertritte der Erzbischöfe von Mainz und Köln auf die Seite der Curie. Nachdem A. im J. 1243 für den ersteren mit Böhmen unterhandelt hatte, finden wir ihn 1245 zu Lyon, wo er dem Papste Innocenz IV. einige Jahre lang bei der Behandlung der deutschen Angelegenheiten als Rathgeber diente, vor allem bemüht, es zu einer neuen Königswahl zu bringen. Er hatte schon Gregor IX. gerathen, kurzweg von sich aus einen König zu ernennen. Indessen seine Versuche, die bairischen Bischöfe durch Lockungen und Drohungen für den Papst zu gewinnen, wurden bedeutend durch die Kundgebungen seiner eigenen Habgier abgeschwächt, Herzog Otto aber wurde gerade damals durch Verschwägerung an das Kaiserhaus gekettet und A., welcher trotzdem nach Baiern zurückzukehren wagte, entkam nur mit genauer Noth den Nachstellungen seiner zahlreichen Feinde. Er flüchtete zum zweiten Male, erst nach Böhmen, dann wieder nach Lyon. Seine Rache bestand darin, daß er 1250 am päpstlichen Hofe die Absetzung seines unversöhnlichen Gegners, des

Bischofs Rudeger von Passau und mit Hülfe eines befreundeten Cardinallegaten die Ernennung Bertholds von Sigmaringen erwirkte. Als Generalvicar desselben setzte er sich nun auf Donaustauf fest und mit Hülfe böhmischer Truppen erzwang er 1251 die Unterwerfung Passau's unter den Bischof Berthold. Hatte er schon in diesen Verwicklungen hauptsächlich die Befriedigung seiner eigenen Interessen und Leidenschaften im Auge gehabt, so machte der inzwischen erfolgte Tod Friedrichs II., weiterhin der Abzug Konrads IV. nach Italien überhaupt der politisch-kirchlichen Agitation Alberts gegen die staufische Dynastie ein Ende, nachdem er zu ihrer Schwächung in Deutschland durch seinen kein Mittel scheuenden Fanatismus, durch sein völliges Aufgehen in die päpstliche Politik und durch die unleugbare Gewandtheit, mit welcher er sie verfocht, vielleicht mehr als irgend ein anderer Zeitgenosse beigetragen hatte. Sein weiteres Leben verläuft in widerwärtigen Streitigkeiten um Pfarreien und Pfründen, deren A. nie genug bekommen konnte. Es ist unbekannt, aus welchem Grunde Bertholds Nachfolger Bischof Otto ihn im J. 1258 in Passau gefangen hielt, und ob der Befehl des Papstes Alexander IV., welcher am 10. April 1258 seine Freilassung anordnete, Wirkung gehabt hat. Nach einer alten Ueberlieferung soll A. von den Passauern gewaltsam ums Leben gebracht worden sein. — Was von den Missivbüchern Alberts im Original oder in Auszügen Aventin's vorhanden ist, hat Höfler in d. Bibl. d. litt. Vereins zu Stuttgart (1847) Bd. XVI. herausgegeben.

Ratzinger, Albert der Böhme, in den hist.-polit. Blättern (1869) Bd. LXIV. Schirrmacher, Albert von Possemünster, genannt der Böhme. Weimar 1871.

Winkelmann.

Albert von Stade, Prior, dann 1232 Abt des Marienklosters zu Stade, wo ihm aber die lockere Zucht der Benedictiner Anstoß erregte. Deshalb erwirkte er sich in Rom die Vollmacht, in seinem Kloster die strengere Regel der Cistercienser einzuführen, allein er drang damit nicht durch und trat deshalb 1240 in das Minoritenkloster zu Stade ein; sein Todesjahr ist unbekannt. Im J. 1240 begann A. die Ausarbeitung seiner großen Weltchronik, welche bis 1256 reicht; eine ziemlich rohe Compilation ohne irgend eine innere Verknüpfung der Thatsachen. Nur die Benutzung jetzt verlorner Quellen gibt seiner Arbeit einigen Werth, und wenn er auch im letzten Theile aus eigener Kenntniß berichtet, so verdanken doch, wie J. F. Böhmer mit Recht bemerkt, seine Nachrichten ihre große Bedeutung für uns am meisten unserer Armuth an umständlicheren Nachrichten aus jener Zeit. Neue Ausg. von Lappenberg in den Mon. Germ. XVI., 271 ss., unter dem Titel: Annales Stadenses auctore Alberto. (Vgl. Weiland, Forsch. XIII., 157—198. Wattenbach, Gesch. Q. II. 307.)

Wattenbach.

Albert von Straßburg. Die in Straßburg abgefaßte wichtige Chronik des Matthias von Neuburg hat von 1350 ab Fortsetzungen erhalten, wovon eine bis zum Tode Kaiser Karls IV. reichende von A. von Straßburg herrührt, welcher längere Zeit hindurch den Namen des wahren Autors der Chronik gänzlich verdrängte. Hegel, Städtechroniken im VIII. Bande, hat das Verhältniß Alberts von Straßburg zu Matthias von Neuburg am besten bezeichnet.

Lorenz.

Albert, Pfarrer zu Waldkirchen (in Ob.-Oesterreich), geb. 1283 um den 29. Sept. wie er selbst angibt; er trat 1296 in die Klosterschule von St. Florian, und 1305 in den Dienst des S. Florianer Stiftspropstes, Ainwik Weitzlan (1295—1313). Im J. 1318 Priester geworden, reiste er (1323—4) zweimal nach einander in Reliquienangelegenheiten nach Krakau und 1325 zum Papste. Wann er Pfarrer in Waldkirchen wurde und in welcher Zeit er starb, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Daß er bis 1342 zum mindesten unter den

Lebenden gewesen sein muß, geht aus seinen eigenen Aufzeichnungen hervor. Wir müssen in ihm einen Mann von Einfluß und Bildung annehmen, da ihm ein Conventuale von St. Florian eine Fortsetzung der Melker Annalen von 1276—1309 (Mon. Germ. XI., IX. Bd. der SS., p. 748—753) mit den Versen widmete:

Digna viro digno descriptio mente benigna
Mittitur Alberto, virtutum dote referto,
Suo domino speciali . .

A. versah diesen Codex mit eigenhändigen Marginalnoten, die ein Auctarium von kurzen aber nicht bedeutungslosen zeitgeschichtlichen Notizen, neben autobiographischen Bemerkungen von 1283—1332, enthalten. Ueberdies hinterließ er ein kurzes „Kalendarium Alberti Plebani in Waldkirchen speciales suos defunctos continens, dilectos, dilectiores, dominos, socios et amicos" (diese Aufzeichnungen reichen bis 1342). Man hat ihn früher irrthümlich für den Verfasser der oben erwähnten St. Florianer Kloster-Annalen gehalten, welche zum ersten Male A. Rauch in s. Scrr. rer. austr. I. 218 ss. abdruckte.

Lambecius Comm. de caes. reg. bibl. Vindob. I. 575; Wattenbach im IX. Bde. der SS. in den Monum. Germ. (XI. Bd.) p. 606. 753.

Krones.

Albert: Heinrich A., Musiker und Dichter, geb. zu Lobenstein im Voigtlande 28. Juni 1604, studirte zu Leipzig die Rechte, darauf in Dresden Musik, ging 1626 nach Königsberg in Preußen und wurde 1631 Domorganist daselbst. Daß er ein Neffe des großen Heinr. Schütz gewesen, erfahren wir aus der Widmung und Vorrede des 2. und 6. Theils seiner Arien. Sein Todesjahr ist nicht sicher anzugeben, doch muß er 1655 oder 56 gestorben sein; denn aus dem J. 1655 kennt man noch Gelegenheitslieder von ihm, hingegen spricht Ambrosius Prose in der vom 9. Sept. 1656 datirten Vorrede zu seiner Leipziger Ausgabe von Albert's Arien bereits von dem „seligen Herrn Heinr. Albert". Diese damals Arien genannten Lieder und Gesänge sind es, wonach wir A. zu beurtheilen haben: er war eigentlicher Liedercomponist, man möchte fast sagen, schon nach modernem Begriffe. Gesammelt hat er selbst 8 Hefte, welche zuerst in einzelnen Stimmbüchern, dann aber 1642—50 in Partitur erschienen, und vor und nach seinem Tode verschiedentlich rechtmäßig aufgelegt und nachgedruckt wurden. In den schon etwas späteren (190 Stücke enthaltenden) Auflagen von 1650—54 führt die Sammlung folgenden Titel: „Arien, Etliche theils Geistliche, theils Weltliche, zur Andacht, guten Sitten, keuscher Liebe und Ehren-Lust dienender Lieder, Zum Singen und Spielen gesetzt ꝛc." Theils sind sie einstimmig mit Generalbaß, theils drei- und noch häufiger fünfstimmig. Lesenswerth sind auch die Vorreden, worin A. uns von seinen Wünschen und Bestrebungen Rechenschaft gibt, viel Unterrichtendes mittheilt, und die schon durch seine Melodien eingeflößte Zuneigung zu ihm durch Bescheidenheit, Einsicht und Achtung vor allem Höheren noch verstärkt.

Zu seinem Dichterkreise gehörte Alles, was Königsberg an namhaften Poeten besaß: Simon Dach, A. selbst und sein Freund Robert Roberthin, Georg Mylius und Andere, denen auch Martin Opitz mit einigen Dichtungen sich anschloß. Ein besonderes Denkmal ihrer traulichen Vereinigung war die „Musikalische Kürbshütte", eine Sammlung dreistimmiger Gesänge, welche alle „sehr beweglich, sowol in Worten als Klängen, die menschliche Hinfälligkeit vorstellen". Ihrem Gegenstande nach sind die in den 8 Heften der Ariensammlung enthaltenen Stücke zum Theil Grab-, Hochzeits- und andere Gelegenheits-Lieder, eine dem Martin Opitz 1638 von A. und Simon Dach dargebrachte Musik; Gesänge zu akademischen Festen, Huldigungen an hohe Personen ꝛc.; theils sind sie allgemein be-

trachtenden und sittlichen Inhaltes, preisen die Tugend, verherrlichen die Natur; auch Wein und Liebe empfangen ihre Opfer, doch stets in den Grenzen harmloser wohlanständiger Heiterkeit und guter Sitte, Ueberschäumendes oder gar Unlauteres lag weder in A. noch in seinen Genossen. Geistliches und Weltliches (erst in späteren Ausgaben geschieden) steht friedlich beisammen, was damals keinen Anstoß erregte; wiewol A. für gut fand, dieser Mischung wegen in der Vorrede zum 1. Theile sich zu rechtfertigen.

Bedeutung für den protestantischen Gemeindegesang hat A. durch eine Anzahl in kirchlichen Gebrauch übergegangener Lieder. Von denen, deren Texte er auch selbst gedichtet hat, singen wir gegenwärtig nur noch das schöne Morgenlied „Gott des Himmels und der Erden" (1643; Arien Thl. 5 Nr. 4, in 3theil. Takte, 5voc.). Unter seinen Melodien zu geistlichen Dichtungen Simon Dach's hat nur ein Sterbelied für Roberthin „Ich bin ja Herr in deiner Macht" mit dem Text zugleich bis auf unsere Zeit sich erhalten. Verschiedene andere zu eigenen und fremden Gedichten sind noch bis Ende des 18. Jahrhunderts von den Gemeinden gesungen worden. In der Erfindung einfacher schöner stimmungsvoller Melodien lag überhaupt Albert's Stärke, weit schwächer ist er im Contrapunkt; doch sind seine 3stimmigen Sätze meist besser gearbeitet als die 5stimmigen, worin von individueller Entfaltung des Stimmlebens nicht viel zu finden ist. Von Ueberschätzung seiner Producte aber war auch gewiß niemand entfernter als er, der stets mit würdiger Bescheidenheit davon urtheilte und unsicher war, ob ihnen wol ein bleibender Werth beizumessen sei: einmal scheint es ihm zweifelhaft, ein andermal hofft er wieder, daß sie sich halten würden, wobei er aber stets „der Würde ihrer viel schönen Texte" die Ehre gibt.

Ob und wie hoch der neue Stil, dem ein Theil seiner Gesänge angehört, bei ihrer großen Verbreitung in Anschlag zu bringen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls aber war A. unter den Königsbergern der erste Anhänger des von Italien überkommenen und dort namentlich von Monteverde ausgebildeten, in Deutschland besonders durch Heinr. Schütz geförderten concertirenden und dramatischen Stils. Wahrscheinlich ist er zu Dresden bei seinem Oheim Schütz, den er hoch verehrte, in der Lehre gewesen, und auch später muß ein intimes Verhältniß zwischen ihnen bestanden haben, denn Schütz vertraute ihm Handschriften seiner Compositionen an (Arien 6. Thl.). Daß diese Anregungen bei A. Früchte trugen, ersieht man aus einer nicht unerheblichen Zahl seiner Gesänge, sowie aus den von ihm gegebenen Vorschriften für deren Ausführung. Die einstimmigen auf neue Art mit Generalbaß versehenen sind sehr zahlreich, und nicht wenige entfernen sich schon ebensoweit von der einfachen Liedform, wie sie in der Melodiebildung concertirender und dramatisirender Weise sich annähern: das Wort findet sorgsame Berücksichtigung, Melismen und Coloraturen bekunden die Vorliebe für lebhaft gefärbten Gesang, eine Mischung von getragener Melodie und recitirenden Partien zeigt das Streben nach Mannigfaltigkeit und Deutlichkeit des Ausdrucks im Einzelnen, während oftmals lebhaft bewegte Bässe das Bild leidenschaftlich erregter Tonempfindung vervollständigen. Manche der so gearteten Gesänge Albert's haben schon eine ganz cantatenmäßige Gestalt: der Liedertext ist ganz durchcomponirt, eine Instrumentalsymphonie leitet ein, der Gesang ist ein- und zweistimmiger Sologesang, verschiedentlich durch Zwischenspiele abgewechselt, ein kurzer Chor oder auch ein Instrumentalnachspiel beschließt das Ganze. Hierher gehören u. a. jene Empfangsmusik für Opitz von 1638 (Arien 2. Thl. Nr. 20), ein Gesang bei Abreise des Kurfürsten von Brandenburg (1643, Th. 6. Nr. 11) und andere. Daß A. auch im Singspiele sich versucht hat, erfahren wir wenigstens aus der Vorrede zum 6. Theil der Arien (1645), wo er einer „im vorigen Jahre auf dem akademischen Jubelfeste erhaltenen und nachher wiederholten Comödien-

Musik" gedenkt. Doch ist sie unbekannt geblieben, und wiewol A. größeren Werth darauf legte als auf seine Arien, fragt es sich doch, ob viel daran verloren ist. Man wird begreiflich finden, daß seine Versuche im dramatischen Stil überhaupt mehr als Belege für dessen Ausbreitung und Albert's Mitstreben interessiren, als durch Kunstvollendung befriedigen; auch hinter seinen einfachen Liedern stehen sie an Abrundung weit zurück, wiewol seine Bemühungen um lebendigen deutlichen Ausdruck in jenen dramatisirenden Gesängen nicht ohne vortheihaften Einfluß auf die Bildung seiner einfachen Liedermelodien geblieben sein können.

Wie sehr es ihm aber am Herzen lag, der neuen Stilart bei seinem Publikum Eingang zu verschaffen und das richtige Verständniß dafür zu erwecken, zeigen endlich seine Vorschriften für ihre Ausführung durch den Sänger und den Generalbaßspieler. So soll der Sänger u. a. die Worte deutlich aussprechen, und in den Gesängen im genere recitativo ganz frei und ohne durch den Takt sich zu binden, dem Worte und Ausdrucke folgen. Der Generalbaßspieler soll nicht jede Note des Sängers harmonisch begleiten wollen, sondern ihn an passenden Stellen zu gehaltenen Accorden frei fortsingen und figuriren lassen, wie im modernen Recitativ und bei Coloraturen geschieht. Die Regeln, welche A. in der Vorrede des 2. Theils (1640) für den Generalbaß aufstellt, fanden schon Mattheson's Zustimmung, indem er sie für „schön und bündig, in wenigen Worten viel sagend und lehrend, und für so vollständig, daß nichts Wesentliches daran fehle" erklärt, worin man ihm beipflichten kann. — Der Hauptsache nach sind es jedenfalls seine einfachen Lieder, wodurch er seiner Zeit so werth geworden ist; hier konnten seine gesunde Ursprünglichkeit, natürliche Wärme und Innigkeit des Gefühls ersetzen, was an Stärke der Bildkraft und freier Beherrschung des Contrapunkts ihm abging. Meist durch bestimmte frohe oder trübe Ereignisse oder durch eindringliche Betrachtungen hervorgerufen, sind sie unmittelbare Ergüsse lebhaft erregter Stimmung, wirkten daher mit eben solcher Unmittelbarkeit nicht nur auf die Periode ihrer Entstehung, sondern überlebten zum Theil ihren Schöpfer noch geraume Zeit. Von seinen Leistungen auf der Orgel ist nichts bekannt und von Kirchenmusiken hat er nur ein Tedeum 3voc. aus dem Jahre 1647 hinterlassen. — (Biographisches über ihn geben Mattheson, Ehrenpf. 1—5 und Winterfeld, Kirchenges. II. 136.) v. Dommer.

Albert: Wilhelm August Julius A., geb. 24. Jan. 1787 zu Hannover, wo sein Vater Bürgermeister der Neustadt war, † 4. Juli 1846 zu Clausthal am Harz. Mit hervorragenden musikalischen Anlagen begabt, sollte er nach des Vaters Willen Musiker werden, zeigte aber dazu keine Lust, machte dagegen in den Schulstudien so rasche Fortschritte, daß er schon zu Ostern 1803 die Universität Göttingen beziehen konnte, um sich zur juristischen Laufbahn vorzubereiten. Er betrat diese im Nov. 1806 als Auditor bei den Bergämtern zu Clausthal und Zellerfeld, wurde 1809 (unter der damaligen westphälischen Verwaltung) zum Ingenieur en chef und Divisions-Secretär der Harz-Division ernannt, bekam 1814 die Stelle des Zehntners (Vorsitzenden des Bergamts) zu Clausthal, in welcher Eigenschaft er die äußerst mühsame Neuordnung des dortigen Bergrechnungswesens bis 1816 gründlich durchführte, und daneben das Commando des nach Aufhören der westphälischen Herrschaft eingerichteten Landsturms führte. Im J. 1817 wurde er Bergrath und mit der allgemeinen Leitung des Berghaushalts so wie mit dem Vorsitz im Justizbergamte beauftragt; dazu übernahm er 1821 die Administration der Clausthaler Münze. Als im J. 1825 ein berghauptmannschaftliches Collegium angeordnet wurde, erhielt in diesem A. die Stelle des ersten Oberbergraths; 1832—33 vertrat er die Stadt Clausthal als Mitglied der Ständeversammlung in Hannover; 1836 ging, nach dem Tode des Berghauptmanns, die oberste Leitung des hannoverschen Harzes auf A. über,

und diese führte er bis an seinen Tod. Mit ungewöhnlicher Arbeitskraft und Willensstärke, so wie mit reichen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet, hat er seinem Verwaltungsbezirke durch viele wirthschaftliche und technische Einrichtungen genützt; zu den letzteren gehört ganz vorzüglich die Anwendung der Grubenseile aus Eisendraht, welche von ihm 1834 als eigene Erfindung zuerst verfertigt wurden und seitdem ein so wichtiger Gegenstand, auch für andere Gebrauchszwecke, geworden sind.

Vgl.: „Dem Andenken an weiland Oberbergrath Albert gewidmet." Hannover 1847. Karmarsch.

Alberti: Georg Wilhelm A., protestantischer Theolog, geb. 1723 zu Osterode am Harz, † 3. Sept. 1758 als Pastor zu Tündern bei Hameln in Hannover. Nachdem er in Göttingen, besonders bei Heuman und Oporin, Philosophie und Theologie studirt und 1745 durch eine Dissertation „De imputabilitate somni" die Magisterwürde erlangt hatte, gab ihm ein mehrjähriger Aufenthalt in England Gelegenheit zu Studien über die kirchlichen und wissenschaftlichen Zustände Englands und über die Geschichte des englischen Sectenwesens. Die Ergebnisse legte er nieder in zwei Schriften, die früher vielfach als Quelle für englische Kirchen- und Sectengeschichte benutzt und citirt wurden: „Aufr. Nachrichten von der Religion ꝛc. der Quäker", Hannover 1750 und „Briefe über den Zustand der Religion und Wissenschaften in Großbritannien", 4 Theile, Hannover 1752—54. Ein Verzeichniß seiner Schriften gibt er selbst im letzten Band der Briefe. Außerdem soll er in England eine pseudonyme Schrift gegen Hume in englischer Sprache geschrieben haben unter dem Namen eines Alethophilus Gottingensis 1747. — (Schröckh, K. G. s. der Ref. IX. 425; Weingarten, Revolutionskirchen Englands S. 5.) Wagenmann.

Alberti: Johann Friedrich A., ein hervorragender Tonkünstler, geb. zu Tönningen in Schleswig 11. Jan. 1642, † 14. Juni 1710. Er besuchte das Gymnasium zu Stralsund, studirte später in Rostock Theologie und darnach fünf Jahre hindurch Rechtswissenschaft in Leipzig. Seine früh erwachten musikalischen Fähigkeiten bildete er hier besonders durch den Verkehr mit Werner Fabricius aus, der, ein Landsmann Alberti's, Rechtsgelehrter und Organist an der Nicolai-Kirche war. Seine Tüchtigkeit im Orgelspiel verschaffte ihm einen Posten als Hof- und Kammer-Organist am herzoglich sächsischen Hofe zu Merseburg. Durch eine im Gefolge des Herzogs unternommene Reise nach Dresden (vermuthlich um 1676) wurde ihm Gelegenheit, den Unterricht des dortigen Capellmeisters Vincenzo Albrici zu genießen, von dem er Giovanni Maria Bononcini's Musico prattico im Manuscript für mehr als hundert Thaler erstanden haben soll. Seitdem entfaltete er in Merseburg eine große Thätigkeit als Kirchencomponist. Zwölf Jahre vor seinem Tode lähmte ihm ein Schlagfluß die rechte Seite, wovon er nicht wieder genas. Seine kirchlichen Vocalwerke sind einstweilen verschollen; einige vortreffliche Orgelcompositionen lassen vermuthen, daß er, wie überhaupt die mitteldeutschen Orgelkünstler, seine Stärke in der Choralbearbeitung gehabt habe.

Neben Gerber vgl. Fürstenau, Gesch. d. Musik a. Hofe zu Dresden, I. 143. Spitta, J. S. Bach. I. S. 98 f. Spitta.

Alberti: Julius Gustav A., geb. 26. Aug. 1723 zu Hannover, † zu Hamburg 30. März 1772; studirte zu Göttingen, ward den 4. Advent 1753 Prediger zu Großenschneen bei Göttingen. Als durch den Tod Arnold Greve's eine Pfarrei an St. Katharinen in Hamburg vacant wurde, gelang es der Partei der Aufgeklärten, die in den höheren Kreisen damals die Stimme führten, den Pastor A., der ihnen als ein der kirchlichen Orthodoxie ziemlich abgewandter Mann und heller Kopf bekannt war, nach Hamburg zu ziehen. Am 20. April

1755 ward er zum Diaconus an St. Katharinen ernannt. Man war voll Freude darüber. „Sie können sich das Jauchzen und Frohlocken des Volkes nicht denken", schreibt Dr. Bode an Cramer. Der Senior Dr. Wagner aber, der den Wahlact geleitet hatte, sagte: „Gott sei es geklagt! Hamburg hat heute eine Wahl gethan, davon es nach 10 Jahren erst erfahren wird, wie es gewählt hat." Die litterarische Partei zog A. in ihre Zusammenkünfte, Klopstock freute sich des witzigen Erzählers und ausgezeichneten Mimikers, der Einem das Herz im Leibe lachen mache, wobei denn freilich der Witz oft recht derb gerieth. A. hatte gehofft, einen Gesinnungsgenossen als Hauptpastor in Hamburg zu erhalten. Das mißlang; man wählte Joh. Melch. Goeze, der am 16. Oct. 1755 in Hamburg eintraf. In den ersten Jahren scheint das Verhältniß zwischen beiden erträglich gewesen zu sein, nahm doch Goeze eine Predigt von A. in seine Sammlung auserlesener Kanzelreden auf und schmückte den Band mit Alberti's Bildniß (von Fritzsche). Lange aber konnte ein gutes Verhältniß zwischen Männern so entgegengesetzter Ansichten nicht erhalten werden. Als A. 1770 in dem vorgeschriebenen Bußtext Ps. 79 das „Herr, schütte deinen Grimm aus auf die Heiden rc." ausließ, der Senior dagegen auftrat und mit seiner Vorstellung beim Kirchenregiment nicht durchdrang, legte er sein Seniorat nieder. Die Polemik zwischen den beiden Gegnern wurde noch heftiger, als A. seine Anleitung zum Gespräch über die Religion im Dec. 1771 herausgab, eine Art von Lehrbuch, in welchem die dogmatischen Elemente sehr zurücktraten. Goeze behandelte von jetzt an in seinen Predigten mit Vorliebe diejenigen Dogmen, die ihm A. ungenügend dargestellt zu haben schien. Während nun die Streitschriften von beiden Seiten die ganze Stadt in Bewegung setzten (nach dem Verfasser der Gallerie des Teufels, einem Anhänger Alberti's, soll das Volk gesagt haben: „Wenn Papa Goeze nur einen Wink gibt, so stürmen wir Alberti's Haus"), und ehe das Ministerium die amtliche Prüfung von Alberti's Buch vollendet hatte, starb er selbst an der Schwindsucht. Seine Parteigänger behaupteten, Goeze habe ihn mit seinen Texten getödtet; doch war A. von jeher schwächlich gewesen, hatte, wie er selbst erzählte, in Hamburg 15 Krankheiten durchgemacht. Er hinterließ eine Wittwe, geb. Offeney, und 11 Kinder. Seine Anhänger nahmen sich der Familie mit Freigiebigkeit an und bereiteten ihnen eine sorgenfreie Lage. Von den Kindern wurden 3 Töchter katholisch, eine starb als Nonne in Münster; eine Tochter ward die Gemahlin Ludw. Tieck's, eine zweite heirathete den Kapellmeister Reichardt (dessen Tochter wieder Steffens' Gattin ward), zwei Söhne wurden Kaufleute in Schlesien, ein dritter bekleidete eine ansehnliche Stelle in Berlin. A. war reich an inneren Gaben. Obgleich ein vortrefflicher Gesellschafter, zog er sich doch durch seine witzige Zunge manche Feindschaften zu, wie er sich denn auch mit Klopstock überwarf; es scheint auch keine Aussöhnung mit diesem zu Stande gekommen zu sein, während doch selbst Goeze bereit war, sich mit A. auszusöhnen. Alberti's Schriften, außer der Anleitung zum Gespräch über die Religion nur Predigten, sind verzeichnet in Schröder's Hamb. Schriftstellerlex.

Vergl. ferner Steffens, Was ich erlebte IV. 418. G. R. Röpe, Joh. Melchior Goeze. Eine Rettung; S. 103 — 123. C. Mönckeberg, Matthias Claudius S. 20. S. 89. Klose.

Alberti: Michael A., Arzt, geb. 13. Nov. 1682 in Nürnberg, † 17. Mai 1757. Sein Vater Paul Martin A., † 1705, war Geistlicher in Nürnberg; von seinen Brüdern starb der ältere, gleichfalls Namens Paul Martin, 1729 als Archidiaconus zu Hersbruck, der zweite, August, 1738 als Archidiaconus zu St. Lorenz in Nürnberg (s. Will, Nürnb. G.-L. I.). Auch Michael ward in Altdorf zum Geistlichen vorgebildet, was auf seine spätere Richtung gewiß nicht ohne Einfluß geblieben ist. In Jena aber wandte er sich dem Studium der Medicin zu; hier trat er in die innigsten Beziehungen zu Stahl, habilitirte sich, nachdem er

1704 den Doctorgrad erlangt hatte, als Privatdocent der Philosophie und Medicin, wurde 1710 zum außerord. Prof. und 1716 nach Stahl's Abgang und auf dessen Fürsprache zum ordentl. Prof. in der med. Facultät ernannt, im Laufe der nächsten Jahrzehnte mit den verschiedensten Ehren ausgezeichnet, und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode. — A. war einer der eifrigsten und relativ bedeutendsten Anhänger Stahl's; sein ganzes Streben ging dahin, die animistische Lehre seines Meisters zu predigen, zu verbreiten, aufzuklären, sie gegen alle Angriffe zu vertheidigen, und er ist dieser Aufgabe nicht ohne Geschick gerecht geworden. Mit einer, wenn auch seichten, philosophischen, und mit ästhetischer Bildung verband er eine umfassende medicinische Gelehrsamkeit und so hat er sich auf den verschiedensten Gebieten, so im Leben, wie in der Wissenschaft mit gleicher Mittelmäßigkeit bewegt. — Außer mehreren Hunderten von akademischen Gelegenheitsschriften (darunter am bekanntesten „Dissertt. XV de haemorrhoidibus", Hal. 1719, 4) hat er eine Reihe von Lehrbüchern über verschiedene Zweige der Medicin (so namentlich eine „Introductio in universam medicinam etc.", Hal. 1715—26, 4. IV Voll., eine nach Stahl'schen Grundsätzen mit ermüdender Breite bearbeitete allgemeine und specielle Pathologie und Therapie) und eine medicinisch-forensische Sammelschrift („Systema jurisprudentiae medicae", 1725—47. 4. VI Voll.) veröffentlicht. Ein vollständiges Schriften-Verzeichniß findet sich in Börner's Nachrichten Bd. I. S. 401. Bd. II. S. 441. 766; seine Memoria erschien (anonym) Hal. 1757 Fol. Aug. Hirsch.

Alberti: Salomon A., Arzt, geb. in Naumburg im Oct. 1540, † 28. März 1600. Nach noch nicht vollendetem ersten Lebensjahre übersiedelte er mit seinen Eltern nach Nürnberg, wo sein Vater schon ein Jahr darnach starb. Bei den sehr beschränkten Mitteln, in welchen die Mutter zurückblieb, nahm sich der Rath der Stadt des Knaben an, sorgte für seinen Unterhalt und seine Schulbildung und ermöglichte es ihm, im J. 1560 behufs medicinischer Studien die Universität Wittenberg zu beziehen. Erst 1574 disputirte A. hier pro doctoratu, wurde 1575 zum Professor der Physik und 1577 zum Professor der Medicin ernannt, in welcher Stellung er 17 Jahre thätig blieb; 1592 folgte er einem Rufe des Herzogs Friedrich Wilhelm, Administrators der kursächsischen Lande, als kurfürstlicher Leibarzt in Dresden und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode. — A. nimmt unter den verdienstvollsten deutschen Anatomen des 16. Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz ein; er war nicht nur, wie viele seiner Amtsgenossen, bemüht, sich die großen Leistungen der italienischen Anatomen zu eigen zu machen, sondern er benützte in gewissenhafter Weise die, wie er selbst klagt, ihm sehr sparsam gebotene Gelegenheit zu eigenen Untersuchungen, wofür seine für jene Zeit vortreffliche Arbeit über den Thränenapparat („Disp. de lacrimis", Wittenberg 1581. 4) und sein vielfach edirtes, lange Zeit hindurch hochgeschätztes Compendium der Anatomie („Historia plerarumque partium corporis humani", Wittenberg 1583 u. o., erweitert das. 1602 mit eigenen, allerdings etwas rohen Holzschnittten) Zeugniß ablegen. Ein Verzeichniß seiner anatomischen und ziemlich bedeutungslosen pathologischen Schriften findet sich in Biogr. med. I. 109. Er war auch ein guter lateinischer Dichter.

Leichenpredigt und Lebenslauf von Pol. Leyser. Wittenberg 1601.

Aug. Hirsch.

Alberti: Valentin A., lutherischer Theolog, geb. 15. Dec. 1635 zu Lehna im Fürstenthum Jauer in Schlesien, † 19. Sept 1697 zu Leipzig. A. studirte in Leipzig, wurde 1656 Magister und Collegiat des Frauencollegiums, 1661 Assessor der philosophischen Facultät, 1663 Professor der Logik und Metaphysik, 1668 Licentiat, 1672 außerordentlicher Professor, 1678 Doctor der Theologie, Assessor des geistlichen Consistoriums und der theologischen Facultät daselbst. Eine ansehnliche Reihe meist theologischer, auf dem Gebiete der Polemik und Sym-

bolik sich bewegender Schriften Alberti's führt Adelung auf, freilich hat er zu denselben auch eine Anzahl von Dissertationen gerechnet, die von verschiedenen Doctoranden unter dem Decanat Alberti's vertheidigt wurden, aber nicht von A. selbst herrühren. Der theologische Standpunkt Alberti's ist der bewußt orthodox-lutherische, und wird von ihm sowol der römischen Kirche als dem Pietismus gegenüber geltend gemacht, mit denen beiden er in Streit gerieth. Gegen die Angriffe der römischen Kirche, die ein Ungenannter im Auftrage des Bischofs von Neustadt bei Wien, Leopold von Kollonitsch verfaßt hatte und die hauptsächlich auch der Orthodoxie der Leipziger theologischen Facultät galten, antwortete A. als Beauftragter des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen in der „Gründlichen Widerlegung eines päpstlichen Buches ꝛc.", Leipzig 1684, und suchte namentlich den Vorwurf der Veränderung des Textes der Augsburgischen Confession, sowie einer Lehrdifferenz zwischen diesem „Augapfel" der lutherischen Kirche und der Concordienformel und damit in Verbindung einer Abweichung der lutherischen Theologen von den Bekenntnißschriften ihrer Kirche überhaupt zu entkräften. Er verfährt in dieser Vertheidigung etwas breit und mechanisch, jedoch nicht ungeschickt und zeigt sich dabei als gründlicher Kenner der Symbole. Gegen die Pietisten und deren Haupt Spener polemisirt A. in der „Ausführlichen Gegenantwort auf Spener's sogenannte gründliche Vertheidigung seiner und der Pietisten Unschuld" 1696, und hält sich namentlich an die Achillesferse des Pietismus, die Aufstellung einer sittlichen Vollkommenheit durch die pietistischen Heiligungsgrade, die nur zu Hochmuth und Selbsttäuschung führten, ebenso greift er das Conventikelwesen und überhaupt den religiösen Subjectivismus im Pietismus und den ihm verwandten Richtungen freilich nicht ohne beschränkte Ausschließlichkeit an. Neben Carpzow und Pfeifer war auch vor Allen er es, der die Entfernung des Thomasius von Leipzig durchsetzte. Unter den mehr philosophischen Schriften des Verfassers ist namentlich das „Compendium juris naturae orthodoxae theologiae conformatum", Leipzig 1678, zu nennen, das eine Construction des Naturrechtes, als der Ordnung des sündlosen Urzustandes des Menschen versucht. Außerdem existiren auch einige Proben von Alberti's dichterischem Talent (unter der Chiffre D. K. A.) bei Hoffmannswaldau u. A. Ein umfangreiches Gedicht, das A. bei seinem Abgang von der Schule zu Lauban im J. 1653 zum Preise dieser Stadt verfaßt hatte, zeigt eine schon früh ausgebildete Begabung für lateinische Versification.

Memorie und Schriftenverzeichniß bei H. Pipping, Mem. theol. p. 669.

Brockhaus.

Albertini: Johann Baptist von A., Bischof, geb. in Neuwied 17. Febr. 1769, † 6. Dec. 1831, einem alten Adelsgeschlechte im Canton Graubündten entsprossen. Seine Eltern hatten sich in Neuwied der Brüdergemeine angeschlossen. Im J. 1782 trat er als Zögling in das Pädagogium in Niesky und 1785 in das theologische Seminar zu Barby ein. In dieser Zeit schloß er ein besonderes Freundschaftsbündniß mit seinem Studiengenossen Fr. Schleiermacher, welches Verhältniß ungestört fortbestanden hat bis an ihr Lebensende, so verschieden nachher auch ihre Lebenswege waren und so weit sie in ihren religiösen Anschauungen auch von einander abwichen. Nach vollendeten Studien wurde A. zuerst 1788 als Lehrer am Pädagogium und 1796 als Professor am theologischen Seminar in Niesky angestellt. Neben seinen gelehrten Arbeiten beschäftigte er sich hier auch gerne mit Botanik, er lieferte als Mitglied der Oberlausitzer wissenschaftlichen Gesellschaft zu Görlitz Beiträge für das „Magazin" derselben, welche nachher einzeln abgedruckt erschienen unter dem Titel: „Conspectus fungorum in Lusatiae superioris agro Niskiensi crescentium", Leipzig 1805. Seine Forschungen und Entdeckungen fanden auch Aufnahme in Oettel's Systemat. Verzeichniß der in der Oberlausitz wild wachsenden Pflanzen, Görlitz 1799 und in Kölbing's Flora der

Oberlausitz, Görlitz 1818. — Im J. 1804 trat er in das Predigeramt ein, das er in Niesky bis 1814, dann in Gnadenberg bei Bunzlau bis 1818, in Gnadenfrei bis 1821 bekleidete, und dem er sich mit ganzer Hingabe des Herzens und Geistes widmete. Er war in dieser Zeit unstreitig der beliebteste und gefeiertste Redner im ganzen Kreis der Brüdergemeinen. Nicht nur seine Kirchkinder, sondern auch die Bewohner anderer naher Ortschaften strömten herbei, ihn zu hören. Seine Reden waren alle Zeit originell, geistvoll und dabei klar und wohlgeordnet, der Vortrag ungezwungen lebhaft, aber würdig. Im Druck erschien die Sammlung: „30 Predigten für Freunde und Mitglieder der Brüdergemeine", 1805 (3. Aufl. 1829). Eine andere Sammlung seiner Homilien ist nach seinem Tode herausgegeben worden: „36 Reden an die Gemeine zu Herrnhut", 1832. Ferner erschien 1821 in Bunzlau gedruckt eine Sammlung geistlicher Lieder, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde. Zum Theil sind es höchst gelungene Dichtungen, voll Geist und Herz, zum Theil aber nur aphoristische Gedanken. Im J. 1814 erhielt er die Bischofsweihe und 1821 wurde er als Mitglied in die Unitätsdirection (Unitäts-Aeltesten-Conferenz) zu Berthelsdorf bei Herrnhut berufen; in dieser Thätigkeit blieb er, zuletzt als Vorsitzender und Leiter der Conferenz, bis zu seinem Tode, in steter Besonnenheit und Klarheit, Milde des Urtheils und unermüdet thätiger Liebe wirkend. 1831 erkrankt, aber bis zum letzten Augenblicke seines Lebens bei klarstem Bewußtsein, verabschiedete er sich sterbend auf das herzlichste von seinen Collegen und empfing ihren Segen. Er hatte in glücklicher aber kinderloser Ehe gelebt.

Nachrichten aus der Brüdergemeine, Jahrg. 1832, 2. Heft. Brüderbote, Jahrg. 1869, 4. Heft, Juli. Römer.

Albertinus: Aegidius A., Schriftsteller; gebürtig aus Deventer, † 9. März 1620. Er erscheint nach Münchener Hofkammerrechnungen zuerst daselbst 1593 als Hofcanzelist; 1597 als Hofrathssecretarius und 1604 daneben als herzoglicher Bibliothekar; seit 1618 nennt er sich hof- und geistlichen Rathssecretarius. Bei Kurfürst Maximilian stand er in gutem Ansehen, wie man aus häufigen ihm gewährten Zuschüssen und Gehaltsaufbesserungen schließen kann. 1605 wurden ihm vom Herzog Reisegelder nach Rom verwilligt, wohin er nebst einem P. Franciscaner in des Klosters Anger Handlung verordnet sei. A. ist ein Zögling der Jesuitenschule; das zeigt seine ganze Denkungsart nicht minder als der encyklopädische Charakter seiner zwar trockenen und geistlosen, aber für seine Zeit umfassenden populären Bildung. Seine überaus zahlreichen Schriften sind von 1594—1618 zu München erschienen. Nur die „himmlischen Kammerherren", d. h. eine Sammlung von Heiligenleben, scheinen zuerst 1644 nach seinem Tode gedruckt zu sein, falls sie nicht etwa das Werk eines gleichnamigen Sohnes sein sollten. Manche seiner Werke sind sowol noch während seines Lebens als später bis gegen Ende des Jahrhunderts in zahlreichen neuen Auflagen erschienen, deren offenbar großen Leserkreis wir uns jedoch auf das katholische Deutschland beschränkt denken müssen. Von eigener Production ist freilich in seinen Werken wenig die Rede; denn was nicht Uebersetzung ist, das kommt doch über Sammelarbeit nicht hinaus. Aber die Uebersetzung ist noch von so naiver Art, daß sie oft an freie Nachbildung streift. Seiner Hauptneigung zum Moralisiren läßt er in Zusätzen rücksichtslos freien Lauf, gestaltet auch sonst seinen Autor oft höchst willkürlich um. Seine Prosa ist nicht roher, als die volksthümliche Sprache seiner Zeit überhaupt. In derber und farbenreicher Bildlichkeit des Ausdrucks, mitunter selbst in jener Art humoristischer Reimprosa nähert er sich der Sprache Fischart's. An Inhalt umfassen seine Arbeiten so ziemlich die ganze Summe der populären, d. h. der nicht fachmäßig gelehrten Bildung seiner Zeit, darum verdienen sie Beachtung. Bestimmt, der allgemeinen Belehrung oder der

Erziehung einzelner Stände zu dienen, geben sie ein lebendiges und reich ausgeführtes Bild der damaligen katholischen Laienwelt. Unter des A. Uebersetzungswerken dieser Art nehmen die Schriften des spanischen Bischofs Anton von Guevara, Hofpredigers Karls V., † 1544, die erste Stelle ein. Sie erschienen von 1598—1603 in Einzelausgaben, z. Th. öfter wiederholt und 1644 in einer Gesammtausgabe von 3 Bänden erneut. Am lehrreichsten zur Kennzeichnung damaliger Zustände sind darunter die beiden „Tractätl Contemtus vitae aulicae et laus ruris; das ander aber De conviviis et compotationibus“ (1599. München 1601. Amberg 1601. 1604. 1610. 1619. München 1636. Lübeck 1636. Köln 1643. Leipzig 1725), deren erster die Mühen und sittlichen Gefahren des geselligen und geschäftlichen Lebens am fürstlichen Hofe und der zweite das allgemein eingerissene Laster des Saufens und der Völlerei mit starken Farben schildert. Vom Hofleben handelt noch ausführlicher die „Hofschul“ 1600, nach Guevara's „Institutiones vitae aulicae“. Uebrigens übersetzte A., von kleineren Schriften abgesehen, Werke moralisirenden, betrachtenden oder erbaulichen Inhaltes von Ant. de Avila, Pet. Bessaeus, Joh. Boterus, Joh. de la Cerda, Anton Gallonius, Ant. Hulstius, Ludov. de Malvenda, Petr. de Medina, Alphons de Orosco, Franc. de Osuna, Salvator Pons, Florim. Remundus, Augustin Vivus und Laur. de Zamora. Die übersetzten Schriften gehören trotz ihrer gelehrten Verfasser sämmtlich der populären, nicht der gelehrten Litteratur des 16. Jahrhunderts an. (Vgl. das ziemlich vollständige Verzeichniß bei Adelung.) A. selbst hat an ähnlichen Werken „colligirt“, d. h. sammelnd und übersetzend verfaßt: „Der Kriegsleut Weckuhr“ 1601, eine beachtenswerthe Anweisung für Kriegsherren, Obersten und Soldaten. — „Hauspolicey“ 1602, ein Werk in 7 Theilen vom häuslichen Leben, dem Ehestand, der Kinderzucht rc. (über welche Dinge auch das „Horologium principum oder Fürstliche Weckuhr“ von Guevara lesenswerthe Erörterungen enthält). — „Der Welt Tummel- und Schauplatz“ 1612, eine physische Weltbeschreibung, die in 8 Büchern von Gott, Engeln, Teufeln, Himmel und Hölle, von den Gestirnen, den Thieren, Pflanzen, Metallen (daneben auch von Butter, Käse und Brod) und schließlich vom Menschen handelt; alle diese Dinge werden nach ihren natürlichen und „moralischen“ Eigenschaften, d. h. in symbolisch-parabolisch-emblematischen Ausdeutungen besprochen. — „Der Teutschen Recreation oder Lusthaus“ 1612—13, chronolog. geordnete Biographien, die gesammte weltliche, biblische und Kirchengeschichte in 4 Büchern umfassend; eine durchaus werthlose Arbeit. Der letzte Theil richtet sich polemisch gegen die Reformation. Daß Luther dem ehebrecherischen Umgang seiner Mutter mit dem Teufel entsprossen sei, erscheint dem Verfasser als eine wol glaubliche Volksmeinung. — „Der Welt Turnierplatz“ 1614, eine moralisirende Allegorie. — „Lucifers Königreich und Seelengejaid“ 1616, handelt in 8 Büchern von den 7 Todsünden und ihren Strafen; eine für die Culturgeschichte durch lebendige Schilderungen höchst lehrreiche Schrift, welcher der Verfasser in „Christi Seelengejaid“ 1618 eine Darstellung der Tugenden gegenüberstellt. — Der „Hirnschleifer“ 1618, ein zu seiner Zeit sehr beliebtes Büchlein, gibt, an emblematisch-allegorische Bildchen anknüpfend, eine Reihe moralisirender Betrachtungen über die verschiedensten Gegenstände. — „Newes unerhörtes Kloster- und Hofleben“ 1618 (nach des 1558 verstorbenen Jesuiten Adrian de Witte „Spirituale monasteriolum“) will in allegorischer Einkleidung (das Kloster ist die Kirche, Vorsteher desselben Frau Discretio rc.) zeigen, wie ein jeder Mensch in seinem Stande ein gottgefälliges Leben führen könne. Dazu kommen dann noch zwei übersetzte und überarbeitete Romane: „Des irrenden Ritters Raiß“ 1594, nach des französischen Carmeliterpriors Jean de Cartheny „Chevalier errant“, der seinerseits wieder auf einem älteren Werke des 15. Jahrhunderts beruht, eine breite, lang-

weilige Allegorie. Endlich der oft gedruckte „Landstörtzer Gusman von Alfarache“ 1615, nach des Spaniers Matthäus Aleman berühmtem Roman: „La vida del picaro Guzman de Alfarache“, dessen erster Theil 1599 erschien, der echte zweite 1605. A., dem es auch hier in erster Linie auf das moralisirende Element ankam, geht mit seinem Original sehr willkürlich um, verschmilzt auch mit diesem in dem ganz umgestalteten zweiten Theil die „Picara Justina“ des Francisco de Ubeda, eine rohe Nachahmung von Aleman's Roman. Wie in Spanien und anderwärts, so auch in Deutschland ist dies Buch der Vater der Schelmenromane geworden. v. Liliencron.

Alberus, ein baierischer Geistlicher des 12. Jahrhunderts, brachte auf Bitten eines Bruders Konrad von Winneberg die bald nach 1149 von einem irischen Mönche, Namens Marcus, im Nonnenkloster St. Paul zu Regensburg niedergeschriebene lateinische „Visio Tungdali“, welche erzählt, wie der irische Ritter Tungdalus drei Tage und drei Nächte lang in todesähnlicher Erstarrung liegt, während seine Seele unter Geleit eines Engels die Strafen der Verdammten in der Hölle und die Freuden der Seligen im Himmel schaut, in deutsche Reime. Das Gedicht kann nicht sehr viel später als das lateinische Original abgefaßt sein, es ist frisch und lebendig erzählt und enthält Stellen von bedeutender poetischer Schönheit.

Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts, herausgegeben von K. A. Hahn. Quedlinburg und Leipzig 1840. S. 41 ff. — Visio Tnugdali edidit Oscar Schade. Halis 1869. Steinmeyer.

Alberus: Erasmus A., geb. wol im Eingang des 16. Jahrhunderts, † 5. Mai 1553; ein begabter Mitarbeiter der Reformatoren, vielfach eingreifend, aber niemals zu einer stetigen und dauernden Wirksamkeit gelangt, war in der Wetterau, nach anderer Nachricht in Sprendlingen bei Frankfurt a. M. geboren, Sohn eines Predigers Tilemann A.; das Geburtsjahr ist unbekannt. Er wurde in Nidda, dann in Mainz unterrichtet, bezog 1520 oder 21 die Universität Wittenberg und wurde ganz für Luther und Melanchthon gewonnen, mit dem letzteren blieb er in Briefwechsel. Sein öffentliches Leben vertheilt sich unter viele Stationen. Wir finden ihn zunächst 1525—27 als Schullehrer in Ursel, dann in Heldenberg bei dem Ritter Konrad von Hackstein, hierauf in dem Landstrich Drei-Eichen in der Grafschaft Katzenelnbogen, wo er als Prediger von Götzenhahn die neue Lehre einführte und 1528 als Pfarrer zu Sprendlingen, wohin ihn Landgraf Philipp von Hessen berufen hatte. Dort soll er bis 1538 geblieben sein. Der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg erwählte ihn zum Hofprediger, entließ ihn aber wieder, weil er gegen die Besteuerung der Geistlichen starken Widerspruch erhoben hatte. Im J. 1541 finden wir ihn als Prediger in Neubrandenburg, und 1542—45 in gleicher Eigenschaft zu Stade bei Friedberg; während dieser Zeit war er am 24. Aug. 1543 von Luther zum Doctor der Theologie ernannt worden. Gleich darauf begab er sich auf kurze Zeit nach Rotenburg an der Tauber, wo er, wie Seckendorf berichtet, neben Thomas Venatorius das reformatorische Werk durchführen half, und nach Babenhausen bei Hanau auf Veranlassung des Grafen Philipp IV. von Hanau-Lichtenfels. Doch verließ er nach 1545 auch diese Gegend, verweilte abermals bis 1548 oder 49 in Sprendlingen und ging als Prediger nach Magdeburg. Dort aber hatte das Interim Anklang gefunden; als dessen entschiedener Widersacher konnte er sich in Magdeburg nicht halten, er wanderte nach Hamburg aus und lebte daselbst einige Jahre ohne Amt, bis ihn 1553 ein neuer Ruf als Superintendent nach Neubrandenburg in Mecklenburg führte. Hier ist er jedoch gleich nach seinem Amtsantritt gestorben. — So unstet sein Lebenslauf, so fest war seine Ueberzeugung. Von heftiger Gemüthsart ist er in der Bekämpfung der Agricolisten,

Karlstadtianer, Osiandristen, Interimsfreunde und Anderer, die an Luther's Lehre ändern wollten, sich stets gleich geblieben. Daher ist ein Theil seiner Schriften, besonders der lateinischen, polemischen Zwecken gewidmet, doch würden diese und andere philologische Arbeiten („Dictionarium Latino-Germanicum“), ihm noch keinen Namen gegeben haben, wenn nicht sein Talent zugleich eine ihm besser zusagende, volksthümliche, poetische und satirische Richtung genommen hätte. Neben Burkard Waldis, obwol weniger fruchtbar als dieser, wurde er der deutsche Fabeldichter seiner Zeit; das „Buch von der Tugend und Weisheit“ 1550 umfaßt 49 Thierfabeln, in denen allerdings nur ältere Stoffe in ansprechender Weise bearbeitet sind. Großes Aufsehen machte die gegen den Katholicismus gerichtete Satire: „Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran“, welche geschöpft aus einem Liber conformitatum s. Francisci ad vitam Jesu Christi, Med. 1510 und aus anderen Legenden, von Luther bevorwortet und 1542 edirt, dann aber auch in lateinischer, französischer und holländischer Uebersetzung verbreitet wurde. Andere Volksschriften behandeln z. Th. in dialogischer und satirischer Form den Sündenfall, den Ehestand, die Kindererziehung, die Kindertaufe, das Interim. Endlich hat A. auch zur kirchlichen Lyrik einen Beitrag geliefert. (Wackernagel, D. Kirchenlied III. S. 886—889. 1263.) Er ist als Liederdichter von Herder sehr ausgezeichnet worden; neuere wie Rambach haben dies Lob mit Recht ermäßigt, indessen haben doch mehrere seiner „geistlichen Lieder“ in die älteren Gesangbücher und in neuere Liedersammlungen Aufnahme gefunden.

Strieder, Hess. G.- und Schriftst.-Gesch. I. S. 24. — Hoffmann von Fallersleben, Mecklenburgisches Volksbuch für 1846 S. 187. Gaß.

Albini: Franz Joseph, Freih. v. A., Staatsmann. Erst sein Großvater Franz Anton A. war geadelt, sein Vater Kasper Anton v. A. wurde als kurböhmischer Kammergerichtsassessor 1788 Freiherr. — Geb. 1748 zu St. Goar, wo sein Vater damals hessischer Beamter war, wurde er zu Pont-à-Mousson, Dillingen und Würzburg (hier promovirte er; Dissertation deutsch: Franz Jos. v. Albini des h. R. R. Ritter, beider Rechte Doctor, Akadem. Abhandlung von dem die Handwerksinnungen nicht anbelangenden Entscheidungsjahre 1648, o. O. 1772, vertheidigt bei einer damaligen praktischen Frage die katholische Meinung), dann in der Reichshofrathspraxis zu Wien gebildet, und trat 1770 als Hof- und Regierungsrath in fürstbischöflich würzburgische Dienste. Indeß schon 1775 kam er, als Präsentatus des fränkischen Kreises, in das Reichskammergericht, und nachdem er hier, neben seinem Vater, zwölf Jahre lang nicht ohne Auszeichnung gedient hatte, 1787 durch Ernennung des Kurfürsten Karl Friedrich v. Erthal, Erzbischofs von Mainz, als geheimer Reichsreferendar nach Wien. — Hier gewann er schnell das Vertrauen Kaiser Josephs II., wurde von ihm zu mehreren Missionen gebraucht (bei Gelegenheit einer solchen erlangte er 1789 die Aufnahme in die fränkische Reichsritterschaft), und zeigte sich immer entschiedener als Vertreter der dem Fürstenbunde, zu welchem Mainz damals gehörte, und Preußen feindlichen, zu Oesterreich haltenden Politik, welche auch zu Mainz daran arbeitete, den Kurfürsten von seiner, seit er dem Fürstenbunde beigetreten war, beobachteten Haltung wieder zurückzubringen. Als dies im Verlaufe der Lütticher Sache gelang, wurde A., der schon in der Nähe war, kurfürstlicher Hofkanzler und Minister (1790), vereinigte seit 1792, in welchem Jahre er als Directorialwahlbotschafter die letzte deutsche Kaiserwahl leitete, sämmtliche Mainzer Ministerien in seiner Person, und legitimirte sich als tüchtiger Verwaltungsbeamter. Nach der Kaiserwahl war er in dem zu Mainz versammelten Fürstenrathe, mit welchem der französische Krieg anfing, theilte dann mit seinem Herrn, den er auf der Flucht begleitete, die Wechselfälle der nächsten Jahre, und hatte sich, wiederum als Directorialgesandter, eben auf dem Rastatter Congresse einge-

richtet, als er erleben mußte (Ende 1797), daß Mainz definitiv verloren ging. In seinem auf dem Congresse mit unermüdlichem Pathos geführten Disputirkampfe gegen die französischen Ansprüche und ihre deutschen Parteigänger hatte er keinen Erfolg. Glücklicher versuchte er sich, als nach dem bekannten Ende der Verhandlungen der Krieg von neuem ausbrach, mit den Waffen. Am 1. Sept. 1799 zog er als mainzischer Generalfeldzeugmeister mit den Truppen und dem von ihm organisirten Landsturm an den Rhein, erlangte verschiedene Male gegen Augereau Vortheile, und kehrte erst am Ende des Jahres, als der zu Steyer zwischen Erzherzog Karl und Moreau abgeschlossene Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende gemacht hatte, zu seinen Ministergeschäften nach Aschaffenburg zurück. Hier empfahl er sich, als Kurfürst Karl Friedrich starb (Jul. 1802), durch ungesäumtes Besitzergreifen für den Coadjutor Dalberg diesem neuen Herrn, ging alsbald als dessen Directorialgesandter am Reichstage und Statthalter nach Regensburg, blieb letzteres, nachdem er auch den Reichstag begraben hatte, bis 1810, mannigfach auch in anderen Geschäften, z. B. 1806 zur Inbesitznahme von Frankfurt, verwendet. Bei Gelegenheit der Truppendurchzüge von 1805 und 1809 gewann er sich den Dank der Regensburger. Nachdem alsdann (1810) das Fürstenthum an Baiern abgetreten war, siedelte A. nach Hanau über, und versah von da aus das Präsidium des großherzoglich frankfurtischen Staatsrathes und die Ministerien der Justiz, des Innern und eine Zeit lang auch das der Polizei; einer der wenigen Deutschen in der aus Franzosen- und Judenthum aufgerichteten, für einen Staat von zehn Millionen genugsamen, von dem Fluche des Landes beladenen Beamtenpyramide, an deren Spitze Graf Benzel-Sternau stand (Pertz, Leben Stein's, III. 469). Sie hielt noch nach der Schlacht von Hanau. Durch persönliche Einwirkung auf Kaiser Franz erreichte A. die Errichtung eines Generalverwaltungsrathes für das Großherzogthum unter seinem Vorsitze. Als aber der österreichische Gouverneur durch Stein ersetzt ward, hörte das auf, und Albini's Ministergehalt von 20000 Gulden wurde auf ein Zehntheil verringert. Er zog sich zurück, schien indeß noch einmal hervortreten zu sollen, als der deutsche Bund errichtet war; denn Kaiser Franz ernannte diesen letzten Regensburger Präsidialgesandten zum ersten Frankfurter. Den Sommer und Herbst 1815 bewegte sich A. demzufolge in eifriger vorbereitender Thätigkeit zu Frankfurt, als er erkrankte, und bevor die Bundesversammlung eröffnet war, auf seinen Gütern bei Hanau (8. Jan. 1816) starb: eine der charakteristisch-charakterlosen Gestalten unter den Staatsmännern von damals. — (Zeitgenossen III. 2. S. 5 ff. Nicol. Vogt, Rheinische Geschichten und Sagen IV. 213 ff.)

Meyer.

Albinus: Bernhard A. (Weiß), Arzt, geb. 7. Jan. 1653 in Dessau, † 7. Sept. 1721. Im J. 1676 erlangte er in Leyden die medicinische Doctorwürde, wurde 1680 nach einer mehrjährigen wissenschaftlichen Reise als Professor der Medicin nach Frankfurt a. O. berufen und verschaffte sich hier nicht nur durch seine akademischen Leistungen und seinen regen wissenschaftlichen Eifer (1684 begründete er zum Theil mit eigenen bedeutenden Geldopfern ein anatomisches Theater), sondern auch durch seine praktische Gewandtheit einen solchen Ruf, daß er vom König Friedrich I. zum Leibarzte und wirklichen Geheimen Rathe ernannt und nach Berlin berufen wurde. Fortgesetzten Bestrebungen von Seiten des niederländischen Gouvernements gelang es im J. 1702, ihn zur Annahme eines Lehrstuhles der Medicin in Leyden zu veranlassen, wo er bis zu seinem Tode verblieb. — A. hat das seltene Glück gehabt, seine drei Söhne als gefeierte Lehrer der Medicin an den bedeutendsten Gelehrtenschulen zu sehen, den ältesten Christian Bernhard an der Universität zu Utrecht, die beiden jüngeren, Friedrich Bernhard und den großen Anatomen Bernhard Siegfried an der Uni-

versität zu Leyden. Mit seiner praktischen und litterarischen Thätigkeit hat sich A. auf fast allen Gebieten der Heilkunde versucht; in erster Beziehung erklärt ihn Boerhave in der auf A. gehaltenen Lobrede („Oratio academica de vita et obitu Albini“, Lugd. Batav. 1721. 4) als einen der gewandtesten und unterrichtetsten Aerzte, in letzter bieten seine nur in Form kleiner Gelegenheitsschriften erschienenen Leistungen (Haller, Bibl. anat. I. 450; Bibl. chir. I. 450; Bibl. pract. III. 403) nichts gerade Hervorragendes. — Einer seiner Söhne ist der berühmte Leydener Anatom Bernhard Siegfried A., noch zu Frankfurt a. O. am 24. Febr. 1697 geboren, † zu Leyden 9. Sept. 1770. Schüler seines Vaters, Boerhave's und Rau's. Schon mit 21 Jahren ward er zu Leyden zum außerord. Professor der Anatomie ernannt und von der Facultät ohne Disputation zum Doctor promovirt, erhielt nach Rau's Tode dessen Professur, und ward 1721 bei seines Vaters Tode dessen Nachfolger als ord. Prof. der Anatomie und Therapie. 1745 erhielt er auch die Professur für Therapie. Als Schriftsteller (vergl. Adelung) und Lehrer galt er für den größten Anatomen seiner Zeit. Sein Werk: „De ossibus corporis humani“ (1726) und „Historia musculorum hominis“ (1734) sind noch heute von größtem Werth. — Sein 1715 geborener jüngster Bruder Friedr. Bernhard A., Prof. d. Medicin zu Leyden, ward 1770 sein Nachfolger, ist aber nur wegen seiner litterarischen Beziehung zu diesem seinem Bruder erwähnenswerth; außer drei kleinen anat.-physiol. Gelegenheitsschriften hat er einen anatomischen Leitfaden („De natura hominis libellus“, Lugd. Bat. 1775. 8.) veröffentlicht, welcher zur Erläuterung zu den anatomischen Tafeln seines Bruders bestimmt ist. Er starb 23. Mai 1778.

A. Hirsch.

Albinus: Johann A., Buchdrucker und Buchhändler in Mainz, wo er von 1594—1630 thätig war; er betrieb die von Friedrich Hewmann (Heumann) im Hause „zum Sewlöffel“ (Saulöffel) im Kirschgarten gegründete Buchdruckerei, und zeigte hier 1604 dem Jesuiten Serrarius alte, noch aus der Gutenbergischen Officin herrührende Holzbuchstaben und Druckformen (Falkenstein, Gesch. der Buchdruckerkunst, 2. Aufl. S. 150). Später erwarb er dazu die von Franz Behem gegründete Druckerei „zum Maulbaum“ und entwickelte nun eine sehr erfolgreiche Thätigkeit sowol als Drucker wie als „Buchführer“; er hatte zwei offene Buchladen in Mainz und in Frankfurt a. M. und genoß als Geschäftsmann ein großes Ansehen bei seinen Zeitgenossen; seiner Thätigkeit wurde gewaltsam ein Ziel gesetzt, indem er durch die Occupation der Schweden in den Jahren 1631—35 vollständig ruinirt wurde und danach verschollen ist.

Metz, Gesch. d. Buchh. S. 243. Mühlbrecht.

Albinus: Joh. Georg A., der Aeltere, Dichter der sächsischen Schule, zur Unterscheidung von dem gleichzeitigen Michael A. in Danzig wol auch A. von Weißenfels genannt, geb. zu Unterneissa bei Weißenfels 6. März 1624, studirte in Leipzig, wurde 1653 Rector, 1657 Pfarrer an der St. Othmarkirche in Naumburg, wo er 25. Mai 1679 starb. Wie besonders die Reihe der 1653 erschienenen Dichtungen („Hohes Lied“, „Trauriger Cypressenkranz“, „Alpha und Omega oder Jüngstes Gericht“, „Freude des ewigen Lebens und Qual der Verdammten“) zeigt, versuchte er nach dem Vorbilde der lateinischen Jesuitenpoesie und der von dieser und den Italienern beeinflußten Pegnitzschäfer eine Steigerung über den trockneren Opitzstil, um gleich so vielen Zeitgenossen aus der kalten Renaissance in den wunderlichsten, schwülstigen und convulsivischen, poetischen Barockgeschmack zu verfallen. Hie und da erfreut dabei allerdings ein kraftvoll frischer und hochstrebender Zug unter dem bombastischen, gelehrten oder oberflächlichen und dadurch oft so langweiligen wie lächerlichen Schwall. 1654 wurde der Dichter als „Blühender“ in die deutschgesinnte Genossenschaft aufgenommen.

Weitere poetische Anlehnung nahm er wie die meisten seiner Mitdichter an den Holländern, die überdies in ähnlichen Strömungen standen. „Eumelio“, ein dramatisches Gedicht 1657, geistliche und weltliche Gedichte 1659, die Uebersetzung der Pia desideria des Jesuiten Herm. Hugonis: „Himmelflammende Seelenluft“ 1675 ꝛc. erhöhten seinen Ruhm in seiner Schule. Dauernderes Andenken gewann er durch seine Kirchenlieder („Alle Menschen müssen sterben“; „Entzieh, entzieh mich dieser Angst“; „Straf mich nicht in deinem Zorn“; „Welt ade, ich bin dein müde“).

Des Genannten Sohn Joh. Georg A. der Jüngere († 1714) machte sich gleichfalls als Dichter einen Namen (s. Adelung). Er wurde als Abtrünniger vom Stil seines Vaters aufs heftigste von Neumeister angegriffen und gerieth mit diesem in einen seiner Zeit berüchtigten, übergroben Federkrieg.

Joh. Bernh. Liebler's Nachr. v. J. G. Albini Leben und Liedern. Naumburg 1728.

Lemcke.

Albinus: Michael A., alias Weiß, war Pastor an der St. Katharinenkirche in Danzig. Seine „heiligen Lieb- und Loblieder“ 1648 gehören zu den besseren geistlichen Gedichten; sonst zählt er zu den gewöhnlichen Versmachern jener Tage, wollte auch weniger als Poet dichten, da er wisse, was einen rechten Poeten mache, denn als einer, der gern wie ein Christ lebe.

E. Neumeister, Diss. de poet. Germ. 1695 und daraus Jöcher s. v. Weiß.

Lemcke.

Albinus: Peter A., Geschichtsforscher, geb. 1534 zu Schneeberg, † 31. Juli 1598 zu Dresden. Die Familie, aus der er stammte, deren deutschen Namen Weiße er zuerst latinisirte, war seit 1497 geadelt. Er studirte zu Leipzig und Frankfurt und begegnet 1553 als Baccalaureus in Lauban. 1578 wurde er Professor der Poesie zu Wittenberg und versah hier 1579 und 1588 das Decanat, 1586 das Rectorat. Sein Nachfolger in seiner Professur wurde 1591 ernannt. Er beschloß sein Leben als Secretarius und Registrator (Archivar) in Dresden. Vom Standpunkte seiner Zeit betrachtet, verdient seine auf Erforschung der sächsisch-thüringischen Landesgeschichte gerichtete wissenschaftliche Thätigkeit, die sich auch den mittelalterlichen Geschichtschreibern zuwandte, Anerkennung, wenn sie gleich für heute keinen Werth mehr hat. Unter seinen gedruckten Schriften (s. Jöcher und Adelung) ist als die seiner Zeit verbreitetste und berühmteste die „Meißnische Land- und Berg-Chronica“ (1580—89) hervorzuheben. Einige seiner Schriften wurden erst nach seinem Tode, zum Theil geraume Zeit nachher, veröffentlicht. Mehrere Bände seiner unveröffentlichten historischen Sammlungen verwahrt jetzt die Dresdner Bibliothek.

Schnorr v. Carolsfeld.

Alboin, Langobardenkönig 566—573, Sohn des Audoin und der Rodelinda; seine Geschichte ist durch die von Paul, dem Sohne Warnefrieds, uns überlieferte langobardische Heldensage noch mehr verhüllt als geschmückt. Schon in den pannonischen Sitzen der Langobarden (seit 526) zeichnete er sich wiederholt unter der Regierung seines Vaters in den blutigen Kämpfen mit den Gepiden aus: als König vernichtete er im Bunde mit den Avaren im J. 567 in blutiger Schlacht den größten Theil des gepidischen Volksheeres und zwang den Rest zur Unterwerfung; er hatte den Gepidenkönig Kunimund mit eigener Hand erschlagen, sich aus dessen Schädel eine Trinkschale fertigen lassen und dessen Tochter Rosimunda zum Weibe genommen (da seine erste Gattin Chlodosvintha, die Tochter des Frankenkönigs Chlothachar, gestorben war). So die Sage. In dem Kampf gegen die Ostgothen (550) hatten die Langobarden den großen Feldherrn Narses durch auserlesene Hülfstruppen unterstützt; nach dem Sturze dieses Staatsmannes und seiner Abberufung aus Italien beschloß A. sein Volk in dies reizvolle und meisterlose Land zu führen; daß ihn Narses selbst aus Rache nach Italien geladen

habe, ist unglaubhafte Sage. Im April des Jahres 568 zog das Langobardenvolk, verstärkt durch 20000 stammverwandte Sachsen, nach Venetien, Pannonien den Avaren überlassend; A. übertrug das wichtige Grenzherzogthum Friaul mit der Hauptstadt Cividale seinem Neffen Gisulf, der hier auserlesene Geschlechter des Volkes ansiedelte. Der König eroberte nun Vicenza, Verona und die meisten Städte Venetiens, im J. 569 Mailand und alle Binnenstädte Liguriens — Pavia jedoch erst nach dreijähriger Belagerung (572) — sowie Tusciens, ausgenommen Rom, Ravenna und einige Küstenstädte. Obwol A. Arianer war und zahlreiche Heiden langobardischen und anderen Stammes in seinem Volksheere mitführte, schonte er doch vielfach die katholische Kirche, welche seine Nachfolger häufig bedrückten. Wie viel von den Einrichtungen des Reiches auf dessen Begründer zurückzuführen, ist nicht mehr zu ermitteln, jedenfalls aber die Eintheilung in Herzogthümer (ducatus). Uebrigens trat A. als Eroberer auf, enthielt sich der romanisirenden Neigungen der ostgothischen Könige und entzog ohne geregelte Landtheilung den Römern in den occupirten Gebieten den Grundbesitz zu Gunsten der langobardischen Geschlechter (farae). Er wurde der Sage nach auf Anstiften seiner Königin Rosimunde, welche er im Rausch gezwungen hatte, aus ihres Vaters Schädelsschale zu trinken, ermordet; sein Grab unter den Stufen seiner Palasttreppe zu Pavia war noch in den Tagen Karls des Großen unversehrt zu sehen gewesen und die Heldensage seines Volkes hatte ihn nicht vergessen.

Flegler, Das Königreich der Langobarden in Italien. Leipzig 1857. — Papst, Geschichte des langob. Herzogthums, Forschungen zur D. Gesch. II. 2. 1862. F. Dahn.

Albrecht I.: Albrecht von Habsburg, deutscher König, geb. zwischen dem J. 1248 und 1254, † 1. Mai 1308, erstgeborner Sohn K. Rudolfs von Habsburg und dessen Gemahlin Gertrud, einer geb. Gräfin von Hohenberg. Urkundlich erscheint er seit dem J. 1270; im J. 1282 wird er nebst seinen Brüdern auf dem Reichstag zu Augsburg mit den Herzogthümern Oesterreich und Steiermark belehnt; das Jahr darauf (1. Juni 1283) endlich übertrug sein königlicher Vater ihm und seinen männlichen Erben allein die Herrschaft über gedachte Länder. A. war mit Elisabeth, einer Tochter des Grafen Meinhard von Görz und Tirol, vermählt. Als Herr der österreichischen Herzogthümer hat er von Anfang an ein entschiedenes Herrschertalent und einen kräftigen, den mannigfachsten Schwierigkeiten gewachsenen Geist bewährt. Mit Geschick und Nachdruck, und doch ohne unnöthige Härte schlug er den dort auftauchenden Widerstand nieder. Zuletzt hätte ihm sein Vater auch gerne die Nachfolge im Reiche zugewendet, was der herzustellenden Continuität wegen ohne Zweifel das Wohl des letzteren erforderte, und zu welcher Aufgabe A. nicht minder gewiß den Beruf in sich trug. Aber die Eifersucht der Kurfürsten auf ihre, seit dem Zwischenreiche angemaßte Machtstellung und die Furcht vor der Macht und dem kräftigen Charakter Albrechts vereitelte jenen Wunsch Rudolfs, und es wurde bekanntlich statt seiner Adolf von Nassau auf den Thron erhoben. Es wurde A. schwer, sich dieser Wendung gutwillig zu fügen; nach längeren Unterhandlungen hat er aber doch den ihm vorgezogenen Nebenbuhler als König anerkannt, innerlich aber blieb er unversöhnlich. Ein Vertrauen zwischen beiden kam nicht auf; es war vielmehr ein fortgesetzter stiller Krieg zwischen ihnen, der dann sofort ein offener wurde, als K. Adolf mit der kurfürstlichen Partei brach, und diese sich feindlich gegen ihn kehrte. Nun war Albrechts Zeit gekommen: es kostete ihm keine Ueberwindung, sich mit seinen frühern Widersachern, worunter vor Allen auch der Böhmenkönig Wenzel II., wider den gemeinschaftlichen Gegner zu verbinden; er betrachtete die Kurfürsten, diese ihn als Werkzeug zur Erreichung ihres Entwurfes, den verhaßten König zu stürzen. Man könnte

übrigens nicht sagen, daß das Spiel, das A. jetzt in erster Reihe stehend mitspielte, ein edles und löbliches gewesen sei, denn Adolfs Wahl, wie man sonst auch über sie denken mag, war nach den einmal zur Geltung gelangten Normen eine rechtmäßige gewesen; nun aber dachten die Kurfürsten daran, ihn zu stürzen, weil er ihnen zu mächtig und selbständig geworden war. Bereits traten sie in Mainz zusammen, um das Absetzungsurtheil über ihn auszusprechen und seinen Gegner zum König auszurufen; was aber mehr bedeuten wollte, Herzog A. war unter dem unbegründeten Vorwande der Selbstvertheidigung mit einem ansehnlichen Heere aus Oesterreich nach dem Elsaß gezogen und rückte von dort aus unter geschickten Bewegungen in der Richtung gegen Mainz vor; K. Adolf zog ihm aber entgegen und suchte die Entscheidung, die in der Schlacht am Hasenbühel bei Göllheim am 2. Juni 1298 fiel und in welcher Adolf Sieg und Leben zugleich verlor. A. war ihm an Truppenmacht und an Kriegskunst überlegen; die Ueberlieferung, daß A. selbst auf ihn den Todesstreich geführt habe, hat sich nicht erweisen lassen.

Auf diese bedenkliche Weise ist A. zur deutschen Krone gelangt, denn es liegt auf der Hand, daß ein Vorgang, wie der geschilderte war, das Ansehen derselben unmöglich erhöhen konnte. Ueberdies hat auch A. nicht umhin gekonnt, sich den Kurfürsten gegenüber, ähnlich wie sein Vorgänger, zu maßlosen Versprechungen und Verschreibungen herbeizulassen. Er fühlte übrigens selbst deutlich die Nothwendigkeit, sich nach Adolfs Falle noch einmal zum Könige wählen zu lassen, um einen rechtmäßigeren Boden unter sich zu haben. Und nun ist nicht zu leugnen, er trat von da an als ein rechter König auf und war entschlossen, die gesunkene Ehre und Macht des Reiches wieder zu erhöhen. Er brachte zu dieser Aufgabe, das was Adolf vor allem auch gefehlt hatte, eine ansehnliche Hausmacht — die er auch jetzt nicht aus seinen Händen ließ — und überdies unverkennbar die nöthige Kraft des Geistes und des Willens mit. Die Kurfürsten bekamen bald zu empfinden, daß sie sich in ihm ein Oberhaupt gesetzt hatten, das ihnen gefährlicher werden konnte, als der so schmählich beseitigte Graf von Nassau. Mit Nachdruck trat A. vom ersten Tage an für die Herstellung des Landfriedens und die bedingungslose Anerkennung der königlichen Autorität auf. In der thüringischen und meißnischen Frage adoptirte er einfach die Politik seines Vorgängers. Wenn er den König von Böhmen zum Reichsstatthalter in Meißen und Osterland ernannte, so war das wol nur ein vorläufig nicht zu umgehendes, aber nichts entscheidendes Zugeständniß an denselben; die Durchführung der von Adolf erworbenen Ansprüche auf Thüringen hielt er grundsätzlich fest, wenn er sie auch auf eine spätere Zeit vertagte. Zu einer ähnlichen Anschauung, wie s. Z. Adolf das den wettin'schen Fürsten gegenüber gethan hatte, bekannte sich A. bei Gelegenheit des holländischen Erbganges, nur daß die Umstände ihn hinterher veranlaßten, in diesem Falle eine mildere Auffassung walten zu lassen. Aber auch die Absicht, das Reich bei seinem Hause zu erhalten und es thatsächlich erblich zu machen, brach schon in der nächsten Zeit bei ihm durch, und es ist kein Zweifel, daß das wohlverstandene Wohl des Reiches eine solche Ordnung erheischte. In diesem Zusammenhange setzte er zunächst die freundschaftlichen Beziehungen zu K. Philipp dem Schönen von Frankreich fort, in die er bereits zur Zeit K. Adolfs und aus Haß gegen diesen eingetreten war. Ein förmliches Bündniß wurde nun geschlossen und durch eine Familienverbindung befestigt. Albrechts Sohn, Rudolf, wurde mit einer Tochter Philipps verlobt und sollte sein Nachfolger im Reiche werden. Auf diesem Wege meinte der König am sichersten die erobernde Politik Frankreichs gegen Deutschland zu lähmen, und man könnte nicht sagen, daß er wissentlich der Ehre und Sicherheit des Reiches hiebei etwas vergeben habe, wenn er auch von zu optimistischen Voraussetzungen ausging.

Indeß bei jenen Unterhandlungen mit Philipp dem Schönen war der bereits im Stillen vorhandene Unmuth der Kurfürsten zum Ausbruch gekommen. Sie verwahrten sich gegen den Versuch, das Reich thatsächlich wieder erblich machen zu wollen, und von dieser Zeit an herrschte ziemlich offener Krieg zwischen ihnen und dem König. Sie fanden hiebei Unterstützung bei dem Papste Bonifaz VIII., in dessen Augen es von vornherein ein Unrecht war, daß A. der Verbündete seines Gegners, Philipps des Schönen, war. Und schon schlossen die drei geistlichen Kurfürsten nebst dem von der Pfalz ein förmliches Bündniß gegen den König, in der Absicht, ihn zu stürzen, wie sie s. Z. Adolf von Nassau gestürzt hatten. Jedoch A., entschlossen und thatkräftig, wie er war, kam ihnen zuvor und erhob sich nun gegen sie mit einem Nachdruck, den man übrigens von ihm hätte voraussetzen sollen. Er rief vor allem die rheinischen Städte gegen sie auf und zu Hülfe und bot ihnen als Gegenleistung die Abschaffung der von den Kurfürsten widerrechtlich auferlegten oder erhöhten Rheinzölle, die ihr Interesse in so hohem Grade schädigten. Von ihnen unterstützt eröffnete der König dann den Krieg gegen die gen. Kurfürsten und brachte einen nach dem anderen zur Unterwerfung. Genug, A. und mit ihm das Königthum gingen aus diesem Zerwürfniß als Sieger hervor. Auch auf den Papst machten diese seine Erfolge Eindruck; Bonifaz näherte sich ihm, und A., dessen Bündniß mit Philipp dem Schönen, wie wir sogleich hören werden, aus Rücksichten seiner Hauspolitik die frühere Kraft verloren hatte, wies auch aus diesem Grunde die dargebotene Hand nicht zurück. Er erklärte sich bereit, dem Papste den geforderten Verzicht auf die Wiederherstellung der deutschen Herrschaft in Italien zu leisten, was wir ihm an und für sich keineswegs zum Vorwurf machen wollen, so schwer es ihm auch ein Mann wie Dante als italienischer Patriot verdacht hat. A. hatte dafür um so freiere Hand, seine Erfolge in Deutschland auszubeuten und zugleich für die Vortheile seines Hauses, wo es nöthig wurde, mit allem Nachdruck einzutreten. Die letztere Sorge hatte bereits zum Bruche mit dem Könige von Böhmen geführt. Wenzel II. streckte die Hand nach der Krone von Ungarn aus, und hatte bereits im J. 1300 die polnische gewonnen. A. glaubte eine solche Ausdehnung der Macht der Přemysliden ohne die dringendste Gefahr für seine Hausländer nicht zugeben zu dürfen, und ließ es lieber auf den Bruch und den Krieg mit seinem Schwager ankommen. Die erwähnte Annäherung Albrechts an P. Bonifaz steht im Zusammenhang mit seinem Widerstand gegen die Absichten Wenzels auf Ungarn; ebenso die Zurückforderung Meißens und des Oster- und Pleißenlandes, das er ihm unter der Form der Verpfändung überlassen hatte. Der Krieg gegen Böhmen (1304) hatte zunächst keine Entscheidung gebracht, als Wenzel II. dahinstarb; sein Sohn Wenzel III. schloß aber Friede mit A. und verzichtete auf Ungarn wie auf die wettinischen Länder (1305).

Und nun tritt die Verbindung der Reichs- und Hauspolitik Albrechts immer deutlicher auf. A. griff, im Besitze von Meißen und Osterland, auf die von Adolf erworbenen Ansprüche des Reiches auf Thüringen zurück (1306) und rüstete zum Kriege gegen die Söhne des Landgrafen Albrecht, die sich desselben, auf ihr Erbrecht gestützt, bemächtigt hatten. Und als zur selben Zeit Wenzel III. von Böhmen starb, gelang es ihm, dort seinen Sohn Rudolf zum König wählen zu lassen. Welche Aussichten eröffneten sich hiermit für die Pläne Albrechts! Aber das Glück hielt nicht gleichen Schritt mit seinen Anstrengungen. Sein Sohn, K. Rudolf von Böhmen, starb rasch dahin und machte einem Könige der Gegenpartei, Heinrich von Kärnthen, Platz (1307); seine Truppen, die er gegen die Wettiner entsandte, wurden geschlagen, in dem Reiche selbst wagte sich offene Unbotmäßigkeit wider ihn hervor, wie z. B. die der Grafen von Würtemberg; die kurfürstliche Partei stand ihm seit ihrer Demüthigung zum größeren Theile

unversöhnt, wenn auch ohnmächtig, gegenüber. Zwar hat A. auch jetzt den Muth nicht verloren und traf umfassende Maßregeln, seine Widersacher niederzuwerfen und seine Entwürfe auszuführen. Da ereilte ihn jedoch unvermuthet, im Angesichte seiner Stammburg, das Schicksal durch die Hand seines Neffen Johann, der sich von ihm widerrechtlich zurückgesetzt und mit leeren Versprechungen auf Land und Leute hingehalten hielt (1. Mai 1308). Der Versuch, in dieser Gewaltthat mehr als die Handlung leidenschaftlicher Privatrache erblicken zu wollen und sie in Zusammenhang mit der Verstimmung vor allem der kurfürstlichen Partei gegen A. zu bringen, muß als zu gewagt zurückgewiesen werden.

Albrechts Name steht bekanntlich in der Ueberlieferung der Schweizer über die Entstehung oder Vertheidigung ihrer Reichsfreiheit oben an. Indessen ist die neuere unbefangene Forschung jener Ueberlieferung zunächst in Bezug auf ihn mit Erfolg entgegengetreten. Die Rolle des Tyrannen, die A. in diesen Vorgängen seit Tschudi allgemein zugeschrieben wurde, ist geschichtlich nicht begründet. Wenn auch die betreffende Forschung noch nicht vollständig abgeschlossen ist, das Eine gilt als gewiß, daß zur Zeit Albrechts jener angebliche Freiheitskampf der alten Kantone gegen ihn nicht stattgefunden hat, und überhaupt, daß die in Frage stehenden staatsrechtlichen Verhältnisse von wesentlich anderer Art gewesen sind, als sie die volksthümliche Fassung annimmt und voraussetzt.

Kopp, König Albrecht und seine Zeit. (Geschichte der eidgenössischen Bünde. Bd. III. Abth. 2. Berlin 1862.) Wegele.

Albrecht II., deutscher König, als Herzog von Oesterreich Albrecht V., wurde 10. Aug. 1397 geboren, als einziger Sohn Herzog Albrechts IV. von Oesterreich und der baierischen Johanna. Schon als siebenjähriger Knabe folgte er seinem Vater und wuchs dann auf unter ewigen Streitigkeiten über die Vormundschaft und Bruderkriegen, die das Herrscherhaus wie die Regierung zerrütteten, im Lande Fehden und Unruhen aller Art, einen trotzigen verwilderten Adel und plündernde Räuberhorden nährten. Früh fand er eine werthvolle Stütze an König Sigmund; indem dieser ihn schon 1411 für den künftigen Gemahl seiner einzigen Tochter Elisabeth (geb. 1409) erklärte, ward A. die Aussicht auf das Erbe von Ungarn und Böhmen, der Eintritt in die größten, freilich auch schwierigsten Lagen der Politik eröffnet. Ein Schiedsspruch Sigmunds vom 30. Oct. 1411 erledigte ihn auch der Vormundschaft, deren Händel indeß noch lange nachwirkten. Dennoch gelang es dem jungen Fürsten, dessen frühzeitig gereiften Verstand Ebendorffer rühmt, mit Hülfe seines ersten Rathes, Reinprecht von Walse, in kurzer Zeit eine gewisse Ruhe und Gerechtigkeit in Oesterreich herzustellen, das Land von Räubern und Gesindel zu reinigen. Seine Verfolgung der Juden, die 1420 theils verbannt, theils verbrannt wurden oder in den Kerkern starben, fröhnte wol mehr den Finanzen als dem Fanatismus. Größere Ziele zeigte ihm der Kampf gegen die Hussiten und um sein einstiges Erbe in Böhmen; er füllte seine besten Jahre und knüpfte zugleich das engste Band zwischen ihm und König Sigmund. Gleich am ersten Kreuzzuge gegen die Hussiten 1420 nahm er Theil und führte Sigmund 4000 Reiter zu. Wie sorgfältig er die Vorbereitungen zum Kampfe traf, zeigt seine Verhandlung mit dem Herzog von Burgund; bekannt ist der ruhmlose Ausgang des Zuges. Dennoch verpflichtete sich A. 1421, von neuem gegen die Hussiten zu helfen. Im folgenden Jahre am 19. April wurde seine Vermählung mit Elisabeth in Wien vollzogen, obwol sie erst 13 Jahre zählte. Seitdem war der Krieg gegen die Hussiten ein nimmer rastender, er wurde von beiden Seiten unter Gräueln und Grausamkeiten aller Art geführt. A. zeigte gegen diese Ketzer einen starren und blutigen Haß; sie unternahmen zwischen 1421 und 1432 immer wiederholte Einfälle in

Oesterreich, das ihre wilden Horden durch Schwert und Flammen entsetzlich verwüsteten. Mit Strömen Blutes und ungeheuren Geldsummen suchte sich A. sein böhmisches Erbe zu sichern. Zur Entschädigung belehnte ihn Sigmund schon im Oct. 1423 mit der Markgrafschaft Mähren. In der That gelang es A. 1424, fast ganz Mähren wieder zum Gehorsam zu bringen; obwol nun auch hier in ewige Kämpfe verwickelt, behauptete er sich doch selbst bei dem letzten Kreuzzuge gegen die Ketzer, der bei Tauß 1431 so schmachvoll endete. Seitdem nahm er lebhaften Antheil an der Aussöhnung der Hussiten, die das Basler Concil betrieb; er war 1436 in Sigmunds Umgebung zu Iglau bei dem Abschluß der Compactaten, am 9. Dec. 1437 an Sigmunds Sterbelager zu Znaym.

Albrechts Erbansprüche auf die Reiche seines Schwiegervaters wurden in denselben, so eifrig Sigmund sie sicher zu stellen gesucht, kaum als an Elisabeth haftend anerkannt, in Ungarn wie in Böhmen vielmehr die Freiheit der Wahl in Anspruch genommen. Nur auf Grundlage einer solchen wurde A. in Ungarn, als er die Leiche Sigmunds nach Preßburg brachte, als König anerkannt, ferner unter der Verpflichtung, die deutsche Krone nicht ohne Zustimmung des ungarischen Reichsrathes anzunehmen. So wurde er am 1. Jan. 1438 mit seiner Gemahlin in Stuhlweißenburg gekrönt. Auch in Böhmen trat 26. Dec. 1437 der Landtag „zur Wahl des Königs" zusammen. Zwar gehörten zu Albrechts Partei alle Katholiken, der größere Theil der Calixtiner und viele Herren. Aber die eifrigen Hussiten, zumal die kleineren Herren und Ritter, waren dem Vorkämpfer der katholischen Sache, der trotz seines langen Waltens in Mähren der böhmischen Sprache unkundig geblieben, desto gründlicher abgeneigt. Als die Mehrheit der Stimmen ihn zum König erkor, verließ die Gegenpartei stürmisch den Landtagssaal. Obwol Verhandlungen mit ihr stattfanden und sie den König unter Bedingungen anzuerkennen bereit schien, in deren wichtigere Artikel auch er einzuwilligen erklärte, knüpfte sie dennoch alsbald die Verbindung mit Polen an, in Verfolgung des längst beliebten Gedankens der Nationalen, die polnische und die böhmische Krone zu vereinigen. Dennoch wurde letztere nicht dem Könige selbst, sondern dessen 13jährigem Bruder Kasimir angeboten und unter Bewilligung des polnischen Reichstages angenommen. Obgleich nun die böhmischen Nationalen ihre Absagebriefe an A. schickten, ward dieser doch von seiner Partei ins Land geführt und am 29. Juni 1438 am Altar des h. Veit zu Prag in feierlicher Weise gekrönt. Unterdeß aber war bereits ein polnisches Heer in Mähren eingebrochen, und die böhmischen Gegner standen in Waffen. A. erhielt von den Nachbarn in Meißen und Baiern Hülfe und brachte ein Heer von wol 30000 Mann zusammen. Bei Tabor lagerten beide Theile fünf Wochen unter vielen Scharmützeln einander gegenüber, ohne daß eine Entscheidung erfolgte. Als dann polnische Reiter auch in Schlesien einfielen, begann A., durch Vermittelungen des Papstes Eugen IV. wie des Basler Concils unterstützt, Friedensverhandlungen mit Polen, die aber nur zu einem zweifelhaften Waffenstillstand führten und bis an sein Lebensende fortgesetzt wurden. Die Noth Ungarns zwang ihn, Böhmen zu verlassen, das Land verfiel der wüstesten Anarchie, in der keiner mehr dem andern traute.

Am 18. März 1438 war A. von den Kurfürsten in Frankfurt zum römischen König gewählt worden. Vom Vorgange bei der Wahl ist wenig bekannt; um die Bemühungen, die schon Sigmund aufgewendet, für den Fall seines Todes die Kurstimmen A. zu sichern, haben sich die Wählenden wol wenig gekümmert. A. nahm die Wahl erst an, nachdem der ungarische Reichsrath ihn seines Versprechens entbunden. Die Krönung, für die man von vornherein eine zweijährige Frist in Aussicht nahm, hat er nie empfangen. Zu einer Thätigkeit für das Reich gelangte er kaum. Er sagte ein paar Reichstage an, auf welchen der

Kanzler seines Vorgängers und der seine, Kaspar Schlick, Landfriedensentwürfe vorlegte, jedoch ohne anderen Erfolg als die Vertröstung auf künftige Reichstage. Auch in die kirchlichen Händel vermochte A. nicht einzugreifen. Er erneuerte dem Basler Concil den Geleitsbrief seines Vorgängers und bestätigte den königlichen Vogt für dasselbe. Am Tage vor seiner Wahl hatten die Kurfürsten feierlich die Neutralität der deutschen Nation im Schisma zwischen dem römischen Papste und dem Concil zu Basel erklärt. Darauf war die Acceptation der Decrete des letzteren gefolgt. A. schloß sich diesen Schritten hinterher an, so nahe es seiner Würde ging, daß die kurfürstliche Oligarchie sich hier als der rechte Herr des Reiches geberdete. Dennoch durfte man schöne Hoffnungen auf ihn setzen, welche zunächst die rastlose Sorge für Böhmen und Ungarn, dann ein früher Tod abschnitt. Sicher eröffnet er nicht unwürdig die nun folgende lange Reihe der Habsburger auf dem deutschen Thron.

Schon 1438 war Sultan Murad II. in Siebenbürgen eingefallen, hatte das Land barbarisch verwüstet und 70000 Gefangene in die Sklaverei davongeschleppt. Man fürchtete für das nächste Jahr einen solchen Streifzug gegen Ungarn. So träge sich indeß die Magnaten bei dem Aufgebot zeigten, verlangten sie die rettende Hülfe des Königs. Im April 1439 finden wir diesen in Preßburg, im Mai auf dem Reichstag zu Ofen. Ihm und den von ihm zu erhaltenden Soldtruppen wies man in erster Stelle den Schutz des Reiches zu; der Adel hielt mit seinen Banderien zurück und wollte sie ja nicht über die Grenze führen lassen. Der König wurde als Fremdling behandelt; die Deutschen mußten ihre Aemter aufgeben und das Land verlassen; in Ofen erhob sich ein Aufruhr gegen sie, man erschlug sie auf der Straße und plünderte die Häuser der deutschen Kaufleute. Als der Feind bereits Semendria genommen, überstieg Albrechts Heer noch nicht die Zahl von 24000 Mann, mit denen er kaum die feindlichen Streifzüge über die Donau abzuwehren vermochte. Mangel an Proviant, Ruhr und Desertion verminderten sein Heer täglich, es löste sich auf. Er selbst, von der Seuche ergriffen, trat die Rückreise an, von Gran ab mußte er in einer Sänfte getragen, in Langendorf konnte die Reise nicht mehr fortgesetzt werden. Hier verschied der ritterliche Fürst 27. Oct. 1439, erst im 42. Lebensjahre. Seine Leiche wurde in Stuhlweißenburg beigesetzt. Er hinterließ zwei Töchter, Anna und Elisabeth; Ladislaus (Postumus) wurde erst 22. Febr. 1440 geboren. Deutscherseits wird A. als ein wackerer Krieger und gerechter Fürst geschildert. Von hoher, fester Gestalt, mit sonnverbrannten Zügen, gewaltigen Lippen und hervorstehenden Zähnen, erschien er nicht liebenswürdig und gewinnend, vielmehr ernst und verschlossen. Seine Bildung war gering, unter Kriegen und Jagden war er aufgewachsen, Latein hatte er nie gelernt. Darin stach er sehr ab gegen den sprachgewandten und leutseligen, freilich auch sehr unzuverlässigen Sigmund. Dafür wußte man in Deutschland seine häuslichen Tugenden, den geraden Sinn, die biedere Rechtschaffenheit und auch die Güte zu schätzen, die sich nur den Juden und den Ketzern versagte. Bonus, licet Teutonicus, audax et misericors nennt ihn auch der böhmische Chronist Bartos von Drahonicz.

Seine Urkunden und Acten sind noch nicht registrirt oder gesammelt. Unter den Zeitgenossen geben Thomas Ebendorffer von Haselbach und Aeneas Sylvius vielfache Nachrichten über ihn. — Unter den Neuern zu vergl. Wenck, Historia Alberti II. Lips. 1770. — Fr. Kurz, Oesterreich unter K. Albrecht II. 2 Th. Wien 1835. Dazu Palacky, Gesch. von Böhmen. Bd. III. Abth. 3.

G. Voigt.

Albrecht I., Graf von Anhalt, Zerbster Linie, Sohn des Grafen Sigmund I. und dessen Gemahlin Katharina von Schweden, folgte seinem Vater,

als dieser um 1290 Predigermönch wurde, in dem Zerbster Landestheile, zu welchem auch Dessau und Köthen gehörten. Denjenigen Theil der Stadt Zerbst, welcher noch in den Händen der Markgrafen von Brandenburg war, erhielt er, wie es scheint, von diesen zu Lehen. Mit dem Abte Konrad von Nienburg schaffte er 1293 den Gebrauch der wendischen Sprache in den Gerichten ab, betheiligte sich gegen Heinrich den Wunderlichen von Grubenhagen an der Belagerung des Schlosses Herlingsberg (1291) und wurde nach der Ermordung Albrechts I. von seinem Schwager, dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg, zum deutschen König vorgeschlagen. Von seinem frommen Sinne zeugen die bedeutenden Schenkungen, welche er laut einer Reihe von Urkunden an Kirchen und Klöster machte. Er war zweimal vermählt, mit Liutgart von Holstein und in zweiter Ehe mit Agnes, der Tochter des Markgrafen Konrad von Brandenburg, und starb 1316.

v. Heinemann.

Albrecht II., Graf von Anhalt, war beim Tode seines Vaters Albrecht I. noch minderjährig, weshalb sein Oheim, Markgraf Waldemar von Brandenburg, über ihn und seinen Bruder Waldemar die Vormundschaft übernahm. Später regierten beide Brüder gemeinschaftlich, sodaß Waldemar in Dessau, A. aber in Zerbst oder Köthen zu wohnen pflegte. In Gemeinschaft erwarben die Brüder bei dem Erlöschen des askanischen Stammes in Brandenburg (1320) die Oberhoheit über Zerbst, sowie die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen, während Brandenburg selbst, auf welches das anhaltische Haus die gerechtesten Ansprüche machen konnte, vom Kaiser Ludwig seinem jungen gleichnamigen Sohne verliehen wurde. Als später der sogenannte falsche Waldemar auftauchte, schien den beiden anhaltischen Brüdern die Gelegenheit günstig, diese ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen. Sie betheiligten sich auf das lebhafteste an dem Unternehmen, dem Mann, der sich für ihren Oheim ausgab, zum Besitze der Mark zu verhelfen. Doch scheiterten ihre Bemühungen an dem Wankelmuth und der Untreue des Kaisers Karl IV. Für ihre aufgewandten Kriegskosten wurden ihnen einige brandenburgische Städte verpfändet; der von Allen verlassene sogenannte Waldemar lebte bis an seinen Tod, von den Brüdern stets als ihr Oheim behandelt, bei ihnen zu Dessau. A. war anfangs mit Agnes, einer Tochter des Fürsten Witzlav von Rügen und dann mit Beatrix, der Tochter Rudolfs I. von Sachsen verheirathet, † 1362. v. Heinemann.

Albrecht I., Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, Graf zu Hennegau, Holland, Seeland und Herr zu Friesland, geb. 25. Juli 1336 zu München, † im Haag 13. Dec. 1404. Kaiser Ludwigs fünfter Sohn und dessen dritter aus der Ehe mit Gräfin Margaretha von Holland, ward er durch die Landestheilung vom 3. Juni 1353 nebst seinem älteren Bruder Wilhelm auf ein Stück Niederbaierns mit der Hauptstadt Straubing, sowie die obengenannten nordwestdeutschen Lande angewiesen. So erscheint er seit dem 12. Oct. 1354 als Statthalter in Niederbaiern, während Wilhelm in Holland waltete. Als dieser in Wahnsinn verfiel, übernahm A. zu Anfang des J. 1358 auch dort die Regierung mit dem Titel eines „Ruwaard“ (Ruhebewahrer, Regent); erst nach Wilhelms am 15. April 1388 erfolgten Tode nannte er sich Graf. In sein baierisches Gebiet, wo er zuerst den Landgrafen Johann von Leuchtenberg, im J. 1389 aber seinen Sohn Herzog A. (gewöhnlich der II. genannt, geb. 1368, † zu Kelheim 21. Jan. 1397 und in der Karmelitenkirche zu Straubing begraben) als Statthalter einsetzte, ist er nur selten mehr gekommen, doch suchte er es durch Verträge mit den Nachbarn zu sichern. In Holland schien er anfänglich zwischen den Parteien stehen zu wollen, als aber seine Bevorzugung der „Hoeks“ immer sichtlicher wurde, kam es zu offener Empörung der „Kabeljaus“; doch in hartnäckigem Kampfe (1358—59), insbesondere durch die Einnahme von Delft und

Middelburg besiegte A. den Aufstand. In späteren Jahren neigte er sich, beeinflußt von seiner Geliebten, Adelheid von Poelgeest, den „Kabeljaus" zu: da mußte er es erleben, daß sich sein Sohn Wilhelm, der schon nach der Herrschaft strebte, mit den „Hoeks" gegen ihn verband. Der unselige Zwist, durch Adelheids Ermordung (1390) zur höchsten Erbitterung gesteigert, endete erst im im J. 1394, da A. seines Sohnes bedurfte, um die Botmäßigkeit der Friesen wiederherzustellen, die fast seit einem halben Jahrhundert aufgehört hatte. Gegen dieselben wurden nun, zum Theil unter Albrechts eigener Führung, drei Züge (1396, 1398, 1399) unternommen, glänzende Siege erfochten, allein das Ziel blieb unerreicht. — Albrechts Regenteneigenschaften lassen sich nicht als hervorragende bezeichnen, doch verdient er auch nicht den Vorwurf der Trägheit und des Kleinmuthes. Es entsprach der Romantik seiner Zeit, wenn er den Frauen stark huldigte, Sänger und Chronikenschreiber liebte; wenn er, der sich in jungen Jahren im Kampfe gegen die Mauren Granada's die Sporen verdient, in der Folge zwei ritterliche Orden — vom hl. Anton (1382) und vom Garten (um 1390), aber auch ein Karmeliternkloster in Straubing (1367) gründete. — Seine erste Gemahlin Margaretha, Tochter Herzog Ludwigs I. von Brieg (vermählt 1353, † 1386), gebar ihm vier Töchter: Johanna I., vermählt im J. 1370 mit König Wenzel von Böhmen — eine hochpolitische Heirath, denn Kaiser Karls besonders für Baiern wichtige Gunst war dadurch gefestigt —, Katharina, mit Wilhelm II., Markgrafen von Jülich und Herzog von Geldern, Margaretha, mit Herzog Johann dem Unerschrockenen von Burgund, Johanna II., mit Herzog Albrecht VI. von Oesterreich, sowie drei Söhne: Wilhelm, Albrecht und Johann. Aus zweiter Ehe mit Margaretha, der Tochter Graf Adolfs von Cleve-Mark (vermählt 1394, † 1412), hatte A. keine Kinder.

Muffinna, Geschichte der herzoglich niederbaierischen Linie Straubing-Holland (1820), 38—59. Verwijs, De Oorlogen van Hertog Albrecht van Beieren met de Friezen (Werken van het Historisch Genootschap gefestigd te Utrecht. Nieuwe Serie No. 8. 1869). v. Oefele.

Albrecht III., Herzog von Baiern-München, der einzige Sohn des Herzogs Ernst und seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter des Vicecomes Barnabas Visconti von Mailand, ist geb. 27. März 1401, † 1460. Seine Erziehung erhielt er am Hofe seiner Tante, Königin Sophie, zu Prag. Es wird berichtet, er habe damals namentlich für Musik Neigung gefaßt und in dieser Kunst hervorragende Fortschritte gemacht. Um das J. 1417 kehrte er nach München zurück, zog aber bald, im Frühjahr 1420, wieder nach Böhmen, diesmal mit den Waffen in der Hand, im Gefolge der bairischen Herzoge Wilhelm und Heinrich, die sich am Feldzug gegen die Hussiten betheiligten, der mit dem Siege der Rebellen endete. Glücklicher waren A. und sein Vater im Kampfe gegen den Vetter Ludwig, Herzog von Baiern-Ingolstadt, der im Treffen bei Alling (21. Sept. 1422) geschlagen wurde. A. wagte sich im Handgemenge zu kühn unter die feindlichen Haufen und stand in Gefahr in Gefangenschaft zu gerathen, wurde aber durch das energische Vordringen des Vaters befreit. Auch in den nächsten Jahren nahm A. Theil an verschiedenen Fehden gegen widerspenstige Große des Landes und neuen Kämpfen gegen die Hussiten. Dem ritterlichen Fürsten zu Ehren wurde in den Faschingstagen 1428 vom Rath der Stadt Augsburg ein Festturnier veranstaltet, doch läßt sich nicht erweisen, daß der Fürstensohn schon damals mit der vielgenannten Agnes Bernauerin bekannt wurde. Erst seit dem J. 1432 scheint er sich ihr genähert zu haben und nahm endlich die schöne Augsburgerin zu sich auf seine Burg in Straubing. Die ganze Erzählung Lipowsky's von dem Liebesleben des Paares in der Veste Vohburg ist in das Reich des Romans zu verweisen. Ueber die Art des Ver-

hältnisses, in welchem die Liebenden zu einander standen, weichen die Mittheilungen der Quellen von einander ab. Während Füterer und andere Chronisten von einem heimlichen Ehebund sprechen, will Arnpeck nur von einem Eheversprechen wissen; feststellen läßt sich weder die eine, noch die andere Angabe. Aus dem Umstande, daß Agnes nach ihrem Tode in einer von Herzog Ernst ausgestellten Urkunde als „ehrbare Frau“ bezeichnet wird, könnte vielleicht auf einen wirklichen Ehebund geschlossen werden; die Thatsache, daß Herzog A. 1434 wegen seines Verhältnisses zur Bernauerin vom Turniergericht zu Regensburg zurückgewiesen wurde — „ob amasiam Agnetem“, schreibt der Chronist Andreas von Regensburg — spricht aber gegen die Legitimität der Ehe. Erst im folgenden Jahre unternahm der Vater, Herzog Ernst, feindselige Schritte. Während A. eben aus unbekannten Gründen abwesend war, leitete Johann von Degenberg im Auftrag des regierenden Herzogs das Gerichtsverfahren gegen Agnes ein, das mit einem Todesurtheil endete. Die Unglückliche wurde am 12. Oct. 1435 in der Donau ertränkt. Wie Aventin angibt, wäre das harte Urtheil durch das trotzige Benehmen der Angeklagten hervorgerufen worden. „Das Weyb wardt so in Posheit verhartet“, heißt es in einer handschriftlichen Genealogie der bairischen Herzoge, „daz sy den Herzog Ernst nit als ihren Richter vndt Herren halten wolt, da sy selbst Herzogin zu seyn angab, vnd daz erposte Herzog Ernst wider sy, daz er das Weyb nemen last vndt ersaufen“. Sage und Dichtung umspannen bald die düstere Episode, doch nur unsere Angaben, auf den neuesten Forschungen beruhend, sind historisch begründet. Nur die Tradition weiß von einem Rachekrieg des erbitterten A. gegen seinen Vater; festzustellen ist blos, daß sich A. zu seinem Vetter Ludwig nach Ingolstadt begab und Ernst, den schlimmen Rath seines alten Gegners fürchtend, den Kaiser Sigmund um Vermittlung anging. Er gibt dabei an, Agnes habe die größte Härte gegen A. selbst verübt und sei sogar damit umgegangen, den jungen Herzog Adolf zu vergiften. Dem Kaiser scheint die Vermittlung rasch gelungen zu sein, da A. schon wieder im November 1435 in Vohburg Regierungsgeschäften obliegt und 1. Dec. einen Geleitsbrief nach München erhielt, worin ihn Ernst seinen lieben Sohn nennt. A. begab sich wirklich München und ließ dort „mit Gunst und Willen des Vaters“ 12. Dec. eine Urkunde über eine der verstorbenen Agnes gewidmete Meßstiftung ausstellen. Auch Herzog Ernst stiftete zu ihrem Andenken einen Jahrtag und ließ über ihrem Grabe eine Kapelle bauen. Das gute Einvernehmen zwischen Vater und Sohn wurde erst wieder gestört, als A. bei Ausbruch der Fehde zwischen den Herzogen von Ingolstadt und Landshut für den ersteren Partei ergriff und die Veste Neustadt mit Sturm einnahm. Als durch die Bemühungen des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg ein friedlicher Vergleich zu Stande gekommen war, ernannte Ernst seinen Sohn zum Mitregenten. A. vermählte sich 6. Nov. 1436 mit Anna, der Tochter des Herzogs Erich von Braunschweig. Nach dem Tode des Vaters 1438 übernahm er die Regierung des ganzen Landes. Er ließ sich namentlich die Reform der bairischen Klöster angelegen sein, weshalb ihm die Nachwelt den Beinamen des Frommen gab. In der Fehde des jüngeren Ludwig von Ingolstadt gegen seinen Vater stand der Münchner Herzog auf Seite des Sohnes, der ihm dafür wichtige Theile seines Erbes verpfändete. Um diese Zeit eröffnete sich für den Herzog auch die Aussicht, auf den böhmischen Königsthron zu gelangen. Die böhmischen Stände waren schon mit der Uebertragung der Krone ihres Landes durch Kaiser Sigmund an den österreichischen Herzog Albrecht IV. unzufrieden gewesen und nach dem Tode des letztgenannten zeigten sich mehrere Häupter des Adels geneigt, ihr freies Wahlrecht durch Einsetzung Albrechts von Baiern zu bethätigen und den nachgeborenen Sohn ihres verstorbenen Kö-

nigs zu übergehen. Es wurden darüber längere Zeit schriftliche Unterhandlungen zwischen Zdenko von Ramsperk und Albrechts Hofmeister, dem Böhmen Jan von Sedlitz, gepflogen. Der Herzog selbst erlaubte sich nur die Bemerkung, er erinnere sich stets mit Freude an seinen Aufenthalt in Böhmen. Der böhmische Landtag ging wirklich auf den Plan ein. Am 23. Juni 1440 vereinigten sich fast alle Wahlstimmen auf A. von Baiern und eine Gesandtschaft wurde nach München abgeordnet, um das Wahlergebniß kundzumachen. A. erklärte aber, definitive Entscheidung erst treffen zu können, wenn von sämmtlichen gesetzlichen Vertretern der böhmischen Landschaft streng untersucht sei, ob er rechtlich und nützlich ihr König werden könne. Doch schon in Bezug auf die von beiden Seiten gestellten Bedingungen zeigten sich Differenzen. Auch erhob Königin Elisabeth, Wittwe Albrechts IV., Einsprache gegen das Vorgehen der böhmischen Stände und Albrechts Wahl. Bei einer Zusammenkunft mit böhmischen Gesandten in Cham gab deshalb A. die Erklärung ab, er müsse als Lehenträger des römischen Reichs die Sache vor den Richterstuhl des deutschen Königs bringen und dessen Entscheidung sich fügen. Die Erzählung Arnpeck's, A. habe großmüthig auf die Rechte des verwaisten Ladislaus aufmerksam gemacht, ist mit der Aeußerung des Herzogs unvereinbar, er erkenne das freie Wahlrecht der böhmischen Herren an und glaube, daß sie ihre Wahl vor der ganzen Christenheit als rechtlich und ehrlich verantworten könnten. Dagegen stellte König Friedrich die Wahlberechtigung der böhmischen Stände in Abrede und A. beeilte sich, ihn in Kenntniß zu setzen, er werde sich in allem dem königlichen Willen fügen. Damit beruhte die Angelegenheit. 1447 kam es nach dem Tode des Ingolstädter Herzogs Ludwig im Bart über dessen Verlassenschaft zwischen den nächsten Erben, A. von München und Heinrich von Landshut, zu Streitigkeiten. Auch diesmal begnügte sich der Münchner Herzog mit der Erklärung, die Entscheidung dem Reichsoberhaupt überlassen zu wollen; Heinrich dagegen bemächtigte sich rasch mit gewaffneter Hand fast des ganzen ingolstädtischen Antheils und Albrechts Protest änderte nichts mehr an der Sachlage. In seinen letzten Lebensjahren wurde A. in Zerwürfnisse mit seiner Landschaft verwickelt. Namentlich protestirten die niederbairischen Stände heftig gegen die ihnen angesonnene engere Verbindung mit dem bairischen Oberland, und der Herzog bewilligte diese und andere Forderungen, um nicht an der Ausschreibung von mancherlei Steuern durch ein ständisches Veto gehindert zu werden. Der Competenzstreit zwischen Regierung und Landschaft war noch nicht erledigt, als Herzog A. 29. Febr. 1460 starb. Er wurde im Kloster Andechs bestattet. Zeitgenössische Chronisten rühmen seine Milde und Leutseligkeit, tadeln aber seine Schwäche und Sinnlichkeit.

Mittermüller, Albert III.; Mettener Programm vom J. 1866/67. 1869.

Heigel.

Albrecht IV., „der Weise“, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, geb. 15. Dec. 1447 zu München, † daselbst 18. März 1508. Als drittältester von den nachgelassenen Söhnen Albrechts III., da nach einer behaupteten Anordnung desselben jedesmal die zwei ältesten Söhne gemeinschaftlich regieren sollten, zunächst aber ohne Aussicht auf politische Wirksamkeit und deshalb zum geistlichen Stande bestimmt, war A. nach Italien gegangen, um in Rom, Siena und Pavia zu studiren. Der Tod Herzog Johanns (18. Nov. 1463) rief ihn nach Hause, wo er mit Klugheit und Ausdauer seine Annahme zum Mitregenten Sigmunds durchsetzte (10. Sept. 1465); doch blieb es nicht lange hiebei, vielmehr bewog Albrechts geistige Ueberlegenheit und Energie in Abstellung von Mißbräuchen den bequemen Sigmund zum Regierungsverzichte (3. Sept. 1467). Nun erhoben die jüngeren Brüder Christoph und Wolfgang

Anspruch auf Mitregierung: diesem gefährlichen Begehren galt es Widerstand zu leisten. Und Jahrzehnte lang hat A. mit großer Schlauheit, im äußersten Falle auch an die Macht appellirend, die Brüder hinzuhalten gewußt, bis den leidenschaftlichen Christoph ein früher Tod beseitigte (1493) und dann mit dem schwächeren Wolfgang ein unschädliches Abkommen gelang. Wie es aber unbestritten Albrechts Verdienst ist, eine neue Zerstückelung des bairischen Herzogthums als unausbleibliche Folge mehrköpfiger Regierung verhindert zu haben: so ist ein weiteres Streben seiner Politik, ehedem bairisches Gebiet wieder zu gewinnen, deshalb nicht minder löblich, weil es manchmal des Erfolges entbehrte. Es glückte die Erwerbung der Reichsherrschaft Abensberg (1485); der Versuch hingegen, Regensburg zur Landstadt zu machen (1486), schuf die drohendsten Verwickelungen. Durch Errichtung des schwäbischen Bundes (1488) hatte der Kaiser eine starke Waffe erlangt, welcher A. nicht mit Ritter- und Bauernaufgebot, nur mit einem geübten Söldnerheere Trotz bieten durfte; die deshalb ohne Bewilligung der Stände eingeforderte Steuer erregte jedoch einen Aufstand des Adels im Straubinger Land, der sich im „Löwenbund" organisirte (1489). Diesen aus dem Felde zu schlagen, ist A. noch gelungen, als aber die Reichsacht über ihn ergangen war (23. Jan. 1492), als das bedeutend stärkere Executionsheer am Lech stand, bereit in Baiern vorzubringen, da übrigte nur, König Maximilians Vermittelung anzunehmen, Regensburg zurückzugeben. Reichliche Entschädigung für solches Mißgeschick bot der Anfall von Baiern-Landshut nach dem söhnelosen Tod seines Herzogs Georg (1. Dec. 1503). Nicht blos das Reichsoberhaupt, auch die Sympathien des verwaisten Landes standen A. zur Seite in dem blutigen Kampfe, welchen er mit dem in Georgs ungültigen Testament zum Erben eingesetzten Pfalzgrafen Ruprecht und dessen Kindern (1504—5) zu führen hatte; die schweren Opfer aber, zu denen A. sich verstehen mußte — bedeutende Landesabtretungen an das habsburgische und pfälzische Haus — wurden weit überwogen durch den errungenen Vortheil, das bairische Herzogthum in seiner Hand vereinigt zu haben. So ward es A. möglich, durch ein Gesetz über Einheit und Untheilbarkeit des bairischen Landes und die Erstgeburtsrechte von dessen Fürsten (8. Juli 1506) sein Lebenswerk, die Consolidirung Baierns, zu krönen. Er hat dieses Ziel erreicht, freilich auch vom Glücke begünstigt, hauptsächlich mit kalt berechnendem Verstand, unbeugsam und nachgiebig zu rechter Zeit, nur das Erreichbare im Auge behaltend, nie seine Kräfte in unfruchtbarer Reichspolitik verzettelnd. Seinem Volk war er ein strenger, doch gerechter Herrscher, den Ständen gegenüber nicht ohne absolutistische Neigungen. Leidenschaften kannte er kaum, Jagdliebhaberei etwa ausgenommen. Die Heirath, welche der Vierzigjährige ohne Wissen des Kaisers mit dessen Tochter Kunigunde 3. Jan. 1487 zu Innsbruck einging, sollte Tirol dem Hause Wittelsbach zurückbringen, führte aber nur zu einer glücklichen, von Kunigunde († 1520) überlebten Ehe, der außer den Prinzen Wilhelm, Ludwig und Ernst fünf Töchter, darunter Sibilla, Sabina und Susanna II., des Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz, des Herzogs Ulrich von Würtemberg und des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Kulmbach Gemahlinnen, entsprossen.

Hefner, Geschichte der Regierung Albrechts IV., Herzogs in Baiern (im „Oberbairischen Archiv" XIII. [1852] 227—312). Silbernagl, Albrecht IV., der Weise, Herzog von Baiern und seine Regierung, 1857. Hasselholdt-Stockheim, Herzog Albrecht IV. von Baiern und seine Zeit, 1865 (unvollendet). v. Oefele.

Albrecht V., Herzog von Baiern, geb. 29. Febr. 1528, † 24. Oct. 1579, Sohn Herzog Wilhelms von Baiern und der Jacobäa, Tochter des Markgrafen Philipp von Baden. Nach einem Aufenthalte an der Landesuniversität

Ingolstadt, wo man den jugendlichen Prinzen jedoch erst mit dem Studium der Grammatik und der französischen Sprache beschäftigt trifft, und einem Besuche am Salzburger Hofe (1544) vermählte er sich 1546, wie sein Großvater Albrecht IV., mit einer österreichischen Prinzessin, Anna, Tochter des Königs Ferdinand. Bei seinem Regierungsantritte (6. März 1550) hatte er die, trotz des Primogeniturgesetzes Albrechts IV. erhobenen Erbfolgeansprüche seines Oheims Ernst zurückzuweisen; mit Kurpfalz erhob sich über die Kur ein diplomatischer Streit. In dem bald ausbrechenden Kriege zwischen Moritz von Sachsen und Karl V. hielt sich A., der Politik seines Vaters getreu bleibend, neutral; nachdem sich der Kaiser vor Moritz hatte flüchten müssen, nahm A. in Linz und Passau an den Verhandlungen Antheil, welche zum Abschluß des Passauer Vertrages führten.

Zwei Richtungen beanspruchen in der Regierung dieses Fürsten besondere Aufmerksamkeit, namentlich weil A. in beiden seinen Nachfolgern und dem Lande die Entwickelung vorgezeichnet hat. Es ist Albrechts persönliche Neigung zu den Künsten, zu Pracht und Aufwand, dann seine Stellung in der großen kirchlichen Zeitfrage.

Für die Kunst begann der Münchner Hof unter A. ein hervorragender Mittelpunkt zu werden: Musik, Malerei, Erzguß, Kunstgewerbe fanden hier verständnißvolle Förderung und trieben schöne Blüthen. Der Niederländer Roland de Lattre, bekannter unter dem Namen Orlando di Lasso, den A. zu seinem obersten Capellmeister ernannte, hob die Münchner Capelle zur ersten der Welt empor. Die Maler Christoph Schwarz, Hans Mielich, Peter de Witte (Candido), der Kupferstecher Rafael Sadeler arbeiteten für den Herzog. In seinem Auftrag gingen wiederholt Leute nach Italien und Frankreich, um Münzen, Cameen, Broncen, Statuen anzukaufen. Die Mehrzahl der glänzenden Sammlungen, auf denen heute der Ruhm der bairischen Hauptstadt beruht, hat durch A. ihren Anfang gewonnen. So die jetzige Hof- und Staatsbibliothek, deren Treppenhaus nach Gebühr neben dem Standbilde König Ludwigs I. das Albrechts ziert, so die alte Gemäldesammlung, das Münzkabinet, das Antiquarium. Wie sich aber zur Pflege der Künste gern die Neigung zum Luxus gesellt, so liebte es A. prächtig zu wohnen, zahlreiche, reichgekleidete Dienerschaft um sich zu haben, herrliche Gebäude, Anlagen, Thiergärten zu errichten. Man bewunderte die glänzende Flotte, die sich der Herzog auf dem Starnberger See bauen ließ. Als bei der Hochzeit des Thronfolgers Wilhelm mit Renata von Lothringen im J. 1568 alle Pracht der Renaissance in höchster Ueppigkeit entfaltet wurde, erinnerte man sich an das prunkende Hochzeitsfest Georgs des Reichen von Baiern-Landshut. Da A. überdies große Schulden geerbt hatte, auch die Söhne bald verschwenderische Bahnen einschlugen, reichten die herzoglichen Einnahmen zu solchem Aufwand des Hofes bei weitem nicht hin: die getreuen Stände sollten zu Hülfe kommen; darüber gedieh es auf den Landtagen zu regelmäßig wiederkehrenden Händeln. So erklärten die Stände 1568, als der Herzog verlangte, den Aufschlag auf die Victualien zu vervierfachen: nie hätten sie geglaubt, daß ein bairischer Fürst seine getreuen Landstände so behandeln werde; wenn der Herzog nur sparsam sein wolle, würden seine ordentlichen Einnahmen wol ausreichen; nicht an übermäßige Pracht sei die Reputation eines Fürsten geknüpft, sondern an fürstliche Tugenden und mit diesen sei ja der Fürst hochbegabt. Gegen das Ende seiner Regierung bequemte sich der Herzog wirklich zu einigen Einschränkungen; auf dem Landtage von 1572 erklärte er, Gejaid und Cantorei (Jagd und die Singcapelle) seien nunmehr seine einzigen Ergötzlichkeiten, und da jene das Wild mindere, diese zur Ehre Gottes diene, würden die Stände wol nichts dagegen haben. Gleichwol hinterließ er bei seinem Tode eine Schuldenlast von nahezu dritthalb Millionen Gulden. Dafür hatte er frei-

lich auch seine Lande durch den Kauf der Herrschaften Haag und Hohenschwangau vergrößert (1567).

Ueberaus wichtig ist das Verhalten Albrechts in der religiösen Frage. Denn obgleich schon sein Vater sich mit Entschiedenheit für den Katholicismus erklärt und alle Regungen lutherischer Gesinnung in seinen Landen auszurotten gesucht hat, so machen sich dieselben doch unter A. noch sehr bemerklich, gewinnen anfangs an Raum, der Herzog muß selbst eine gewisse Nachgiebigkeit gegen dieselben zeigen; indem er aber in der Folge sich bestimmen läßt, dem durch eine innerliche Wiedergeburt erstarkten, durch die Satzungen des Trientiner Concils dogmatisch fixirten Katholicismus aufs engste sich anzuschließen, hat er dadurch seinem Lande auf zwei Jahrhunderte hinaus die geistigen Bahnen bestimmt. Wenn man mit etwas Uebertreibung, doch nicht ohne Berechtigung gesagt hat, daß Baiern kein 18. Jahrhundert erlebt habe, so muß man auf A. zurückgehen, um die grundlegenden Anfänge dieses Entwickelungsganges zu finden. Auf das wiederholte Drängen der Landstände, welche den finanziellen Forderungen des Herzogs ihre religiösen gegenüberstellten, hatte A., der damals selbst dem protestantischen Bekenntniß nicht so ganz entgegen gewesen zu sein scheint, im J 1556 versprechen müssen, daß er fortan dem Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten und der Fleischspeisen an Fasttagen nicht entgegentreten und daß er für die Anstellung besserer Priester Sorge tragen werde. Nur die ebenfalls gestellte Forderung der Priesterehe überging er damals noch mit Stillschweigen. Indessen hatte eine aus herzoglichen und bischöflichen Verordneten zusammengesetzte Commission, welche 1558 das Land bereiste, um die Verhältnisse des Clerus zu untersuchen, vielfach lutherische Neigungen, fast überall aber ärgerliche Unsittlichkeit gefunden. In letzterer Beziehung waren die Zustände der Art, daß der Rath Baumgärtner, der als Albrechts Gesandter vor dem Concil in Trient erschien, mit einer Schilderung derselben „die frommen und keuschen Ohren der anwesenden Väter zu beleidigen fürchtete“. Im Namen seines Herrn, der außer dem Kaiser der einzige weltliche deutsche Fürst war, der das Concil beschickt hatte, drang Baumgärtner auf die Zulassung von Verheiratheten zur Priesterweihe und auf die Gestattung des Abendmahls unter beiden Gestalten. Aber eine Gesandtschaft des Nuntius Ormanetti mit einem eigenhändigen Schreiben des Papstes Pius IV., die päpstliche Bewilligung eines Zehnten von den Gütern der bairischen Geistlichkeit, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser und den drei geistlichen Kurfürsten in Wien, vor Allem die persönliche Einwirkung der Jesuiten brachten bei A., der mit seinen Forderungen ohnedieß doch nie so energisch aufgetreten war wie Kaiser Ferdinand, eine entschiedene Sinnesänderung hervor. Dem 1563 zu Ingolstadt versammelten Landtage gab er zu bedenken, daß er nicht verpflichtet sei, eine andere als die katholiche Religion zu dulden, und als im April 1564 verspätet die päpstliche Genehmigung des Laienkelches für Baiern eintraf, machte der Herzog davon keinen Gebrauch mehr. Dreiundzwanzig adelige Herren, welche insgeheim der Augsburger Confession zugethan waren, schlossen nach dem Ingolstädter Landtage unter Leitung des Grafen Joachim von Ortenburg einen geheimen Bund; der Herzog aber fiel mit Waffengewalt in die Besitzungen des Ortenburgers, verjagte dessen lutherischen Prädicanten, und da bei dieser Gelegenheit in dem Schlosse Mattigkofen Correspondenzen der Verbündeten gefunden wurden, welche durch Ton und Inhalt für A. beleidigend waren, strafte der Herzog die vornehmlich Betheiligten durch Ausschließung von den bairischen Landtagen, verfuhr indessen immerhin so glimpflich, daß ihm die Jesuiten später den Beinamen „der Großmüthige“ aufbringen konnten. Mit allem Eifer ging er dann an die Befestigung der katholischen, an die Ausschließung jeder abweichenden Lehre. Die

Professoren in Ingolstadt, überhaupt alle Beamten mußten fortan ihre Rechtgläubigkeit nachweisen; überall im Lande mußten die protestantisch Gesinnten ihre liegende Habe verkaufen und auswandern; ein Index verbotener Bücher wurde angelegt, die gut katholischen Schriftsteller unterstützt. Auch das badische Land, dessen künftiger Regent Philipp in München unter Albrechts Vormundschaft erzogen wurde, ward von Baiern aus „für die himmlische Lehre frei gemacht". Das beste dabei thaten die Jesuiten, die schon unter Wilhelm IV. nach Baiern gekommen waren, nun aber zufolge eines eigenhändigen Schreibens Albrechts an Ignatius neue Verstärkungen auf diesen wichtigen Posten schickten. Schon 1555 hatte ihnen der Herzog aus seinen Mitteln ein Colleg zu Ingolstadt errichtet: ein Spanier, ein Franzose, vier Italiener, einige Niederländer und nur ein paar Deutsche, so waren sie dort eingezogen, hatten ihre Hörsäle eröffnet, bald die ausgebreitetste Wirksamkeit gewonnen. Aus ihren Schulen, schrieb A. an Lainez, sehe er das Antlitz der wiederauflebenden Kirche hervorleuchten. 1559 wurde ihnen auch ein Theil des Collegs in München eingeräumt; die höhere Bildung des Landes lag bald fast völlig in ihren Händen. Da sie zu München, wie anderwärts eine Marianische Sodalität gründeten, deren Theilnahme zu strengen Bußübungen und langen Gebeten verpflichtete, trat A. selbst nebst dem Erbprinzen Wilhelm bei; der Einfluß der Jesuiten auf den Herzog war tief und nachhaltig; was er von dem Gesetz Gottes verstehe, erklärte er einmal, habe er von den Jesuiten Hoffäus und Canisius gelernt. Dafür hieß ihnen A. ein zweiter Josias, ein neuer Theodosius. — Eine eigenthümliche Mischung von Neigungen tritt uns in A. V. entgegen: die in Italien erblühte Liebe zur Kunst und zu verfeinertem Lebensgenuß hat er in sich aufgenommen, aber auch die ebenfalls daher stammende, doch in ihrem ganzen Wesen weit von der ersteren abliegende streng katholische Richtung. Er † 24. Oct. 1579, nach dem Urtheil eines Zeitgenossen „ein gottesfürchtiger, stattlicher und gar vernünftiger Herr, der gelehrte und kunstreiche Leute fast lieb hatte und Baiern zieren wollte von innen und außen". Weit ungünstiger dagegen wird Albrechts Charakter im Anfange seiner Regierung von Venetianern und Franzosen beurtheilt, namentlich seine Neigung zu Trunk und Spiel hervorgehoben. Von seinen Kindern folgte ihm Wilhelm auf dem bairischen Thron, Maria wurde die Gemahlin des Erzherzogs Karl, Ernst Erzbischof von Köln, Ferdinand Stammvater der Nebenlinie von Wartenberg, Marie Maximiliane starb unvermählt, Friedrich in jungen Jahren. Eine Herausgabe der Correspondenzen Albrechts V. ist im Auftrage der historischen Commission in München begonnen in den Briefen und Acten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. 1. Bd. bearb. von v. Druffel. München 1873.

Riezler.

Albrecht (Adalbert, Albert), Markgraf von Brandenburg, schon von seinen Zeitgenossen „der Bär", von Späteren auch wol „der Schöne" zubenannt, Sohn des Grafen Otto des Reichen von Ballenstedt und der Billungerin Eilika, einer Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, wurde um 1100 geboren und † 18. Nov. 1170. Nach dem Tode seines Vaters († 9. Febr. 1123) erbte er, der einzige Sohn desselben, nicht nur den reichen Allodialbesitz des Ballenstedter Hauses, sondern folgte auch in den von diesem bisher verwalteten Reichsämtern, welche in mehreren Graffchaften des deutschen Schwaben- und Thüringergaues, sowie der wendischen Landschaften Serimund und Ciervisti bestanden. Noch während der letzten Regierungsjahre des Kaisers Heinrich V. wußte er durch eine Verbindung mit dem Sachsenherzoge Lothar seine Herrschaft über Theile der alten Ostmark und über die Mark Lausitz auszudehnen und erlangte, als nach Heinrichs Tode Lothar zum deutschen Könige gewählt wurde, von diesem die Belehnung mit jenen Grenzländern. Er begleitete dann den neuen König auf dessen unglücklichem Zuge nach Böhmen, fiel in der Schlacht

bei Kulm (18. Febr. 1126) in Gefangenschaft, ward aber in Folge des Friedensschlusses bereits zu Ende desselben Jahres oder zu Anfang des folgenden wieder in Freiheit gesetzt. Das enge Verhältniß, welches ihn mit Lothar verband, lockerte sich indessen bald aus Anlaß der Begünstigungen, mit denen der letztere Albrechts Vetter, den Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, mit welchem er seine einzige Tochter Gertrud vermählt hatte, überschüttete. Als daher 4. Dec. 1128 Albrechts Schwestermann Heinrich von Stade, welcher die Nordmark verwaltete, starb, erhielt nicht A., wie er gehofft haben mag, dieses Reichslehen, sondern der König betrauete mit der vorläufigen Verwaltung der erledigten Mark Heinrichs nächsten Blutsverwandten, den Grafen Udo von Freckleben. Dies führte zu einer Fehde zwischen A. und Udo, in welcher letzterer 15. März 1130 von Albrechts Dienstleuten in der Nähe von Aschersleben erschlagen wurde. Nun verlor A. durch königlichen Spruch (Mai 1131) auch die Mark Lausitz und denjenigen Theil der Ostmark, den er früher im Bunde mit Lothar erobert hatte. Dennoch begleitete er im folgenden Jahre (1132) den König auf dessen Römerzuge, und da während desselben Konrad von Plötzkau, der von Lothar nach Udo's Tode zum Markgrafen der Nordmark eingesetzt worden war, in der Nähe von Bologna das Leben verlor, so ergriff der König diese Gelegenheit, um den Ballenstedter für die ihm in Italien geleisteten Dienste zu belohnen. Nach seiner Rückkehr ernannte er A. auf einem Ostern 1134 zu Halberstadt gehaltenen Reichstage zum nördlichen Markgrafen.

Von nun an beginnt Albrechts großartige politische Wirksamkeit. Mit rastloser Thätigkeit betrieb er die Germanisirung des seiner Verwaltung anvertraueten Landes und die Bekehrung der größtentheils noch dem Heidenthume und dem ruchlosesten Aberglauben ergebenen wendischen Bevölkerung. Bei dem Bestreben, die Grenzen seiner Herrschaft durch Eroberung und Unterhandlung nach Osten hin zu erweitern und hier die alte Ausdehnung des deutschen Reiches wiederherzustellen, kamen ihm die damaligen Zustände bei den wendischen Stämmen, ihr Hader und ihre innere Zerrüttung, in erwünschter Weise zu Hülfe. Im J. 1136 drang er, durch einen Angriff der Wenden auf Havelberg und durch einen Einfall derselben in seine ostelbischen Lande veranlaßt, tief in das Wendenland bis an die Mündung der Oder vor und unterwarf das Havelberger Land (die Priegnitz) dauernd seiner Herrschaft. Zugleich knüpfte er mit Pribizlaw, dem wendischen Herrscher in Brandenburg und dem Hevellerlande, freundnachbarliche Beziehungen an, welche, da der zum Christenthume bekehrte Wendenhäuptling kinderlos war, zu einer Schenkung der Zauche an Albrechts Sohn Otto, den Pribizlaw aus der Taufe gehoben hatte, seitens des letzteren, sowie zu einer Erbeinsetzung Albrechts selbst in den Rest der brandenburgischen Herrschaft führten. Aus Italien, wohin er Lothar auf dessen zweiter Heerfahrt begleitet hatte, kehrte A. bald, noch ehe der Kaiser wieder nach Deutschland aufbrach, in die Heimath zurück, um die Unterwerfung der Wendenstämme seiner Mark zu vollenden. Inmitten des Feldzuges, welchen er gegen sie unternahm, überraschte ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaisers († 3. Dec. 1137) und veranlaßte ihn zu einem thatkräftigen Eingreifen in die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches, welches ihn auf längere Zeit der Mission, die er in den Wendenländern zu erfüllen hatte, entfremdete.

Heinrich der Stolze von Baiern, welchem Lothar, wahrscheinlich kurz vor seinem Ende, auch noch das Herzogthum Sachsen verliehen hatte, strebte jetzt, im Besitz der Reichskleinodien, nach der Krone, fand aber bei den Fürsten, namentlich den süddeutschen, wenig Bereitwilligkeit, seinen Wünschen entgegenzukommen. A., wol verletzt und erbittert durch die Verleihung Sachsens an Heinrich — denn auch er stammte, wie dieser, mütterlicherseits von dem letzten billungischen Sachsenherzoge ab — schloß sich dieser Opposition gegen den Welfen an, und

während die süddeutschen Fürsten am 7. März 1138 den Staufer Konrad zum Könige auserkoren, verhinderte er mit bewaffneter Hand die sächsischen Fürsten, einen nach Quedlinburg ausgeschriebenen Wahltag abzuhalten. Heinrich verlor, nachdem er sich zur Auslieferung der Reichskleinodien hatte bewegen lassen, in Folge seiner Weigerung, auf eines seiner Herzogthümer zu verzichten, durch königlichen Spruch beide und verfiel in die Acht des Reiches. Mit dem Herzogthume Sachsen belieh Konrad zu Würzburg Heinrichs entschlossensten und gefährlichsten Gegner, A. den Bären.

Es entbrannte nun ein heftiger Kampf nicht nur im Süden um die Nachfolge im Reiche, sondern auch im Norden um den Besitz von Sachsen. Anfangs siegreich im östlichen, wie im westlichen Sachsen, auch in dem von diesem Herzogthume abhängigen Nordalbingien, sah der neue Herzog doch alle seine Eroberungen schnell wieder dahinschwinden, als Heinrich persönlich im Lande erschien, ja bald ward er nach Verlust seiner festen Burgen auch aus seinen Erblanden und der Nordmark vertrieben und genöthigt, sich zum Könige nach Süddeutschland zu flüchten. Im Heere des letzteren zog er dann gegen den Vetter nach Thüringen, die drohende Entscheidung der Schlacht aber ward durch den Waffenstillstand von Kreuzburg hinausgeschoben, und ehe noch der in Aussicht genommene Tag von Worms zwischen den streitenden Parteien vermitteln konnte, starb Heinrich eines plötzlichen Todes zu Quedlinburg (20. Oct. 1139) und ließ seinem Gegner freie Bahn.

Rasch eroberte jetzt A. das Verlorene großentheils zurück, aber von der Schwiegermutter des verstorbenen Heinrich, der Kaiserin Richinza, aufgeregt, erhoben sich jetzt überall Fürsten und Volk der Sachsen gegen den ihnen aufgedrungenen Herzog, und abermals mußte A. Land und Leute im Stiche lassen und zu dem Könige fliehen. Mit diesem kämpfte er dann in Süddeutschland gegen Welf VI., welcher hier die Ansprüche und Interessen seines Hauses verfocht, begleitete Konrad auch zu verschiedenen Hoftagen, auf welchen man den verderblichen Streit, der das Reich entzweite, auszugleichen und einen billigen Frieden zu vermitteln bemüht war. Allein erst durch den Tod der beiden Frauen, welche hartnäckig jeder Versöhnung widerstrebt hatten, hier der Kaiserin Richinza, dort der Gräfin Eilika, Albrechts Mutter, ward dieser ermöglicht. Der Friede von Frankfurt (Mai 1142) machte dem fünfjährigen Kriege um Sachsen ein Ende. A. trat von seinen Ansprüchen auf das Herzogthum zurück, welches Heinrichs des Stolzen jungem Sohne Heinrich (dem Löwen) verblieb. Dagegen erhielt der Markgraf seine verwüsteten Erblande und die Nordmark zurück, und dazu belieh ihn der König noch mit den reichen, durch ganz Thüringen verstreut gelegenen Gütern und Lehen des alten Grafenhauses von Orlamünde-Weimar, da der letzte Besitzer dieser großen Erbschaft, Pfalzgraf Wilhelm bei Rhein, ein naher Verwandter Albrechts, kurz vorher kinderlos gestorben war (13. Febr. 1140). Vielleicht daß damals auch das Erzkämmereramt des Reiches, in dessen Besitz wir den Markgrafen später finden und auf welchem in der Folge die Brandenburger Kur beruhte, ihm übertragen wurde.

Aus fast fünfjähriger Verbannung in die Heimath zurückgekehrt, war A. zunächst eifrig darauf bedacht, seine durch den Krieg arg mitgenommenen Länder dem Elende und der Entvölkerung zu entreißen, die zerstörten Burgen und Städte wiederaufzubauen und dem Lande neue Quellen des Wohlstandes zu erschließen. Schon damals begann unter seiner Leitung jene massenhafte Besiedelung der Mark und theilweise der anhaltischen Erblande durch niederländische Colonisten, welche, später in großartigstem Maßstabe fortgesetzt, endlich das wendische Land an der Spree und Havel vollständig germanisirt hat. Wenige Jahre später nahm er, nachdem er 1146 den König auf dessen erfolglosem Zuge gegen Polen

begleitet hatte, als einer der hervorragendsten Führer an der großen Kreuzfahrt gegen die Wenden Theil, durch welche die sächsischen Bischöfe, Fürsten und Edeln sich von der Verpflichtung loszukaufen wußten, dem Könige Konrad auf seinem Zuge in das heilige Land zu folgen. Von den beiden mächtigen Kreuzheeren, welche zu Anfang August 1147 von Bremen und Magdeburg aus in das Wendenland einbrachen, fiel A. die Führung des größeren südlichen zu. Jedoch die Unternehmung hatte keinen glücklichen Erfolg: die wendische Bevölkerung zog sich in die festen Ortschaften und in die unzugänglichen Sumpfgegenden und Wälder zurück, und so kehrten die wendischen Kreuzfahrer nach arger Verwüstung des Landes unverrichteter Sache heim.

Um so glücklicher war für A. ein Ereigniß, welches bald nach diesem erfolglosen Zuge eintrat. Im J. 1150 starb jener Pribizlaw von Brandenburg — er hatte in der Taufe den deutschen Namen Heinrich angenommen —, welcher dem Markgrafen die Nachfolge in seiner Herrschaft zugesichert hatte. Von der Wittwe desselben rechtzeitig benachrichtigt, setzte sich A. ohne Schwertstreich in den Besitz von Brandenburg und dieser Besitz machte ihn zum Herrn des von der Stadt abhängigen Havellandes. Schon früher kommt er, da ihm die Erwerbung des Landes in Aussicht stand, urkundlich als Markgraf von Brandenburg vor, jetzt vertauschte er selbst den früheren Titel eines Markgrafen der Nordmark oder von Sachsen mit demjenigen eines Markgrafen von Brandenburg.

Durch die Besitznahme von Brandenburg hatte A. mitten unter der wendischen Bevölkerung des Havellandes festen Fuß gefaßt. Wir finden ihn jetzt eifriger denn je darauf bedacht, das Land der deutschen Cultur und dem Christenthume zu gewinnen. Der Hauptstadt selbst ertheilte er muthmaßlich damals deutsches Stadtrecht, wie es früher bereits Havelberg erhalten hatte. Bald nahmen auch die kirchlichen Verhältnisse eine günstigere Gestalt an. Unterstützt von dem durch den h. Norbert nach Magdeburg verpflanzten Prämonstratenserorden, gelang es ihm bald, der Missionsthätigkeit unter den Wenden einen erhöhten Aufschwung zu geben. Die kaiserlichen Privilegien für das Bisthum Havelberg wurden auf seine Veranlassung erneuert und der dortige bekehrungslustige und glaubenseifrige Bischof Anselm durch reichliche Schenkungen und Vergabungen auch seitens des Markgrafen auf das lebhafteste in seinen Bestrebungen unterstützt. Diese segensreiche Wirksamkeit Albrechts konnte auch durch eine Fehde, in welche er damals mit Heinrich dem Löwen über den Besitz der Winzenburger und Plötzkauer Erbschaft gerieth, nicht auf längere Zeit unterbrochen werden. Noch dauerte die Fehde fort, als der Tod des Königs Konrad die beiden Gegner zur Theilnahme an den Wahlverhandlungen nach Frankfurt und dann zur Krönung des neu erkorenen Königs Friedrich I. nach Aachen berief.

Eine der ersten Sorgen des neuen Königs war die Beilegung des zwischen dem Brandenburger Markgrafen und dem Herzoge Heinrich herrschenden Haders, welche ihm nach einigen fruchtlosen Anstrengungen im Herbst 1152 zu Würzburg auch dahin gelang, daß A. die plötzkauischen, sein Gegner aber die winzenburgischen Güter erhielt. An dem Römerzuge Friedrichs nahm A. nicht Theil: mit um so lebhafterem Eifer widmete er sich den Angelegenheiten, vornehmlich den kirchlichen, des jüngst erworbenen Brandenburger Landes. Die alten kirchlichen Stiftungen zu Leitzkau, welche in früherer Zeit für das Wendenland von großer Bedeutung gewesen waren, wurden damals wesentlich durch seine Bemühungen und unter seiner und seiner ganzen Familie persönlicher Theilnahme erneuert. Dennoch waren die Wenden in Brandenburg noch keineswegs dahin gebracht, auf ihre politische Selbständigkeit und den alten Götterglauben zu verzichten. Noch immer kamen vereinzelte Aufstandsversuche vor, und als A. im

Sommer 1157 am kaiserlichen Hoflager weilte, gelang es einem nahen Verwandten des verstorbenen Pribizlaw, Namens Jacze, sich durch plötzlichen Ueberfall der das Land beherrschenden Brandenburg zu bemächtigen und damit die Herrschaft der Deutschen in diesen Gegenden ernstlich zu bedrohen. Da eilte A. rasch aus Süddeutschland herbei, verband sich mit dem unternehmenden Erzbischofe Wichmann von Magdeburg, und während dieser Jüterbogk eroberte, ward die Brandenburg unter großem Blutvergießen 11. Juli 1157 erstürmt, und nun die wendische Bevölkerung völlig aus der Feste und dem daranstoßenden städtischen Suburbium vertrieben.

Jetzt ergriff der Markgraf entschiedene Maßregeln zur völligen Germanisirung des Landes. Nachdem er Friedrich auf dessen Zuge gegen die Polen begleitet und dann in Gemeinschaft seiner Gemahlin und des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande unternommen hatte, begann er im J. 1159 die Umgestaltung der Mark auch in politischer Hinsicht. Er bediente sich dazu der massenhaften Verpflanzung von niederdeutschen Ansiedlern in die bisher von Wenden bewohnten, seiner Herrschaft unterworfenen Lande. Niemand der damaligen norddeutschen Fürsten oder Bischöfe hat diese Maßregel nach Helmolds Zeugnisse in umfangreicherer Weise ausgeführt als A. In die wasserreichen Landschaften des Havellandes, in die den Ueberschwemmungen der Elbe ausgesetzten Gegenden bei Dessau, Tangermünde und Werben siedelten sich, von ihm gerufen und unter seinem Schutze, Holländer, Flamänder und Seeländer an, gründeten zahlreiche neue Ortschaften oder gestalteten die ihnen überwiesenen wendischen Dörfer nach deutschem Rechte um. A. gewann dadurch in seinen überelbischen, den Wenden entrissenen Landschaften die staatliche Grundlage eines starken, freien und zuverlässigen deutschen Bauernstandes, welcher, zur Colonisation des Bodens besonders geschickt und durch die ihm gewährten Privilegien begünstigt, den Anbau des Landes binnen weniger Zeit wesentlich umgestaltete und durch den reichlicher fließenden Zehnten seinerseits die Ausstattung der Kirche und damit die endliche Bekehrung der wendischen Bevölkerung ermöglichte. Hiermit Hand in Hand ging die Umwandlung der größeren wendischen Ortschaften in deutsche Städte, die Neugründung anderer, z. B. Stendals, nach deutschem Recht, endlich die Einwanderung des niederen deutschen Adels. Als Schlußstein aller dieser seiner Bemühungen, das Land jenseit der Elbe bleibend für deutsches Wesen zu gewinnen, behielt A. die Wiederaufrichtung und Ausstattung der freilich schon von Otto I. gegründeten, dann aber Jahrhunderte lang verkümmerten Bisthümer zu Havelberg und Brandenburg unausgesetzt im Auge. Die Neubegründung des ersteren Bisthums wurde bereits 1151 im wesentlichen erreicht, 1168 siedelten dann die Chorherren von St. Godehard bei Parduin nach Brandenburg über und bildeten von nun an das dortige Domcapitel, während zugleich der Wiederaufbau der dortigen Kathedralkirche begonnen wurde.

So legte A. mit fester und sicherer Hand überall den Grund zu einer vollständigen Umgestaltung des Landes. Wie spärlich auch die Nachrichten über diese seine geräuschlos schaffende Thätigkeit fließen mögen, sie zeigen doch zur Genüge, daß er den richtigen und allein Erfolg verheißenden Weg zu der allmählichen Germanisirung des Wendenlandes einschlug. Indem er die Gründung von deutschen Städten begann, die Einwanderung des deutschen Adels beförderte und erleichterte, große Massen deutscher Bauern unter der wendischen Bevölkerung ansiedelte und endlich die christliche Kirche durch reichliche Schenkungen in den Stand setzte, ihre unterbrochene Missionsthätigkeit in diesen Ländern mit Erfolg wieder aufzunehmen, hat er seinen Nachfolgern die Bahn vorgezeichnet,

auf welcher es diesen gelungen ist, das weite Gebiet des jetzigen nordöstlichen Deutschlands für deutsches Leben und christliche Cultur zu gewinnen.

Trotz dieser umfassenden Thätigkeit im eigenen Lande hat A. doch unausgesetzt an den Reichsgeschäften und den damit zusammenhängenden Unternehmungen einen lebhaften Theil genommen. Zu Anfang 1162 ging er zum Kaiser nach Italien, wo er höchst wahrscheinlich der Belagerung und Zerstörung Mailands beiwohnte Nach kurzem Aufenthalte in der Heimath finden wir ihn dann wieder in der Umgebung Friedrichs I., als dieser zu St. Jean de Leaune bei Besançon mit Ludwig VII. von Frankreich über die Beseitigung der damals ausgebrochenen Kirchenspaltung verhandelte. Weiter nahm er an dem Feldzuge einen vorübergehenden Theil, durch welchen sein Nebenbuhler Heinrich der Löwe 1164 den Aufstand der abodritischen Wenden niederschlug.

Aber dieses Zusammengehen der beiden mächtigsten Männer Norddeutschlands zu gemeinsamem Zweck war nicht von langer Dauer. Schon 1165 brach wieder eine Fehde zwischen ihnen aus, und als der Kaiser 1166 in Italien vollauf beschäftigt war, vereinigten sich fast alle norddeutschen Bischöfe und Fürsten gegen den übermüthigen Welfen zu einem Bunde, als dessen Seele neben dem Kölner Erzbischof Reinald von Dassel und dem Erzbischofe Wichmann von Magdeburg hauptsächlich der Brandenburger Markgraf erscheint. Abermals wurden Sachsen und Thüringen durch einen verwüstenden, mit wechselndem Erfolge geführten Krieg heimgesucht, welcher dadurch, daß Heinrich die Wahl von Albrechts drittältestem Sohne Siegfried zum Erzbischofe von Bremen gewaltsam verhinderte, einen noch erbitterteren Charakter annahm. Nur mit äußerster Mühe und erst nach mehreren vergeblichen Versuchen vermochte der aus Italien herbeigeeilte Kaiser im J. 1169 den Frieden wiederherzustellen.

Es war der letzte schwere Kampf gewesen, an welchem sich der alternde Markgraf betheiligen sollte. Noch einmal versammelte er bei Gelegenheit der Einweihung des Havelberger Domes (16. Aug. 1170), dessen Aufbau er durch reichliche Geldspenden ermöglicht hatte, seine zahlreichen Söhne um sich, um unter diesen — soweit sie sich nicht dem geistlichen Stande gewidmet hatten — eine Vertheilung seiner Länder vorzunehmen. Bald darauf (18. Nov. 1170) ist er gestorben: sein Grab hat er in dem von ihm in Gemeinschaft mit seinem Vater gegründeten Familienkloster zu Ballenstedt gefunden. Die Abstammung seiner Gemahlin Sophia ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln: vielleicht war sie aus dem Winzenburger Hause. Von seinen Söhnen waren Siegfried und Heinrich in den geistlichen Stand getreten. Jener ward zuerst Bischof von Brandenburg, dann (1180) Erzbischof von Bremen, während dieser eine Domherrnstelle zu Magdeburg bekleidete. Die Mark Brandenburg erhielt der älteste Sohn Otto, der Stammvater der Brandenburger Markgrafen aus askanischem Hause, die Güter in Thüringen und Franken Hermann, der Begründer des mittleren Hauses der Grafen von Orlamünde. Ballenstedt und die Besitzungen am Unterharz fielen Albrecht und nach dessen Tode dem jüngsten der Brüder, Bernhard, zu. Dietrich, dessen Nachkommenschaft bald erlosch, kam in den Besitz des Erbes seiner Großmutter, der Billungerin Eilika: er nannte sich nach seiner Hauptbesitzung einen Grafen von (Burg-) Werben. Bernhard endlich erhielt neben Anhalt und Aschersleben die Besitzungen rechts der Elbe und Saale, um Dessau und Wittenberg, und wurde, da ihm nach Heinrichs des Löwen Sturze (1180) das Herzogthum Sachsen übertragen ward, der Stammvater sowol der askanischen Herzöge von Sachsen, Wittenberger und Lauenburger Linie, als auch der Fürsten von Anhalt. — Eine Schilderung von Albrechts des Bären Persönlichkeit ist bei der Dürftigkeit der gleichzeitigen Quellen unmöglich: seine historische Bedeutung erhellt hinlänglich aus der von

ihm vollbrachten Gründung jener starken nordostdeutschen Macht, die in der späteren Geschichte unseres Volkes bis herab auf die Gegenwart eine entscheidende Rolle gespielt hat. — S. v. Heinemann, Albrecht der Bär, Darmstadt 1864.

v. Heinemann.

Albrecht II., Markgraf von Brandenburg, Sohn des Markgrafen Otto I. und dessen zweiter Gemahlin Adelheid von Holland, geb. um 1174, † 24. Febr. 1220. Bei dem Tode seines Vaters, wie es scheint, noch minderjährig, ward er anfangs mit dem nördlichen Theile der Altmark abgefunden und nannte sich daher einen Grafen von Arneburg. Bald darauf gerieth er aus unbekannten Ursachen mit seinem ältesten (Stief-) Bruder, dem Markgrafen Otto II., in eine Fehde, wurde von diesem 1195 (Sept.) gefangen genommen und längere Zeit in Haft gehalten. Mit seiner Zustimmung erfolgte im November 1196 seitens Otto's II. die Lehnsauftragung der markgräflichen Allode in der Alt- und Mittelmark an das Erzstift Magdeburg. Nach Otto's Tode (5. Juli 1205) folgte ihm A. in der Mark. Er erwarb vom Grafen Siegfried von Altenhausen Stadt und Schloß Osterburg, welches letztere 1208 zerstört wurde, führte Kriege mit den Herzögen Bogislaw I. und Kasimir I. von Pommern, sowie mit dem Erzstifte Magdeburg, half dem Kaiser Otto IV. im Jahre 1215 Hamburg den Dänen entreißen und leistete demselben auch in seinem Kriege gegen den Magdeburger Erzbischof Albrecht I. Beistand. Nach Friedrichs II. Erscheinen in Deutschland ging er freilich zu dessen Partei über, wofür er die Bestätigung der Anwartschaft seines Hauses auf Vorpommern erhielt. Neben dem Ruhme großer Tapferkeit erwarb er auch den eines freigebigen Beschützers der Klöster und Kirchen. Vermählt mit Mathilde, einer Tochter des Markgrafen Konrad von der Lausitz, hinterließ er zwei Söhne, Johann und Otto, welche, bei seinem Tode noch minderjährig, sich später in den Besitz der Mark theilten.

v. Heinemann.

Albrecht, Kurfürst von Brandenburg, als „der deutsche Achilles" von Aeneas Sylvius bezeichnet, daher meist Albrecht Achilles genannt, der dritte Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg und der schönen Elisabeth von Baiern, wurde 9. Nov. 1414 zu Tangermünde geboren und † 11. März 1486 zu Frankfurt a. M. Unermüdlich thätig im Reich, um den Glanz seines Hauses unablässig bemüht, als Staatsmann und Diplomat, als Feldherr und Soldat gleich hervorragend, ausgezeichnet durch Schärfe des Urtheils, Kühnheit der Combination, Lebhaftigkeit und Gewandtheit im Ausdruck, nimmt er unter den deutschen Fürsten des 15. Jahrhunderts den ersten Platz ein. Seine erste Jugend verlebte er in der Mark und wurde unter der Aufsicht des Wierich von Truhendingen zu Tangermünde erzogen. Zuweilen hielt er sich wol auch zum Besuch bei seinem Vetter Ludwig von Baiern-Landshut zu Burghausen auf; schon im kindlichen Spiel soll sich die dereinstige Rivalität beider Fürsten bekundet haben. Zur Vollendung seiner Erziehung kam er 1430 an den Hof des Kaisers Sigmund und zog mit seinem Vater, der 1431 zum Reichsfeldherrn gegen die Hussiten ernannt war, unter der Fahne der St. Georgsritterschaft ins Feld. 1432 bekam er den Auftrag, die böhmische Gesandtschaft, die sich unter Rockyzana nach Basel begab, durch die fränkischen Lande zu geleiten. Im Juli 1434 begleitete er seinen Vater auf den Reichstag zu Ulm, wo der Kaiser gegen die Anmaßung des Concils in weltlichen Dingen protestirte. In der Erbtheilung auf der Plassenburg (7. Juni 1437) erhielt A. die fränkischen Lande unterhalb des Gebirgs angewiesen. 1438 wohnte er zu Frankfurt der Wahl des Habsburgers Albrecht zum deutschen Könige als Zeuge bei und erwarb sich die ersten Lorbeeren in dem Kriege gegen die Böhmen, von denen ein Theil dem Bruder des Königs von Polen, Kasimir, die Krone zuwenden wollte. Da letz-

terer versuchte, sich Böhmens mit Gewalt zu bemächtigen, beschloß der Reichstag zu Nürnberg am 24. Aug. 1438, eine starke Heeresmacht aus dem ganzen Reich an den Grenzen Böhmens zusammenzuziehen. Friedrich I., der die Feldherrnwürde ablehnte, hatte vorher unter dem jungen A. Hülfe gesandt. Am 14. Aug. vereinigte er sich mit den Schaaren des Königs, die auf Tabor zogen. Bei den Kämpfen vor dieser Stadt, die vergeblich belagert wurde, zeichnete A. sich aus; am 23. Sept. nahm er an dem siegreichen Gefecht der heimziehenden sächsischen Völker bei Zelenic Theil und begleitete den König Albrecht auf seinem Zuge über Görlitz nach Breslau. Als dieser am 4. März 1439 die Stadt verließ, setzte er A. als Statthalter ein; „von königlicher Gewalt von Böhmen Hauptmann in Schlesien und zu Breslau", wies er die feindlichen Einfälle in das ihm anvertraute Gebiet energisch zurück und erwiderte sie. So wie A. nach Friedrichs I. Tode (20. Sept. 1440) sein kleines Besitzthum — kaum 6000 fl. brachte es jährlich — übernommen hatte, war er darauf bedacht, seinen Einfluß und seine Macht zu erweitern. Er unterstützte den Bischof Sigismund von Würzburg gegen seine Brüder Kurfürst Friedrich und Herzog Wilhelm von Sachsen: nach verschiedenen Erfolgen, aber auch einem mißglückten Angriff auf Ochsenfurt, wurde der Krieg, an dem auch Albrechts Bruder Friedrich theilgenommen hatte, 3. April 1441 durch den hallischen Spruch beendigt. In die bairischen Verhältnisse griff er ein, indem er seinem Schwager, Ludwig dem Höckerigen, gegen dessen Vater Ludwig den Bärtigen von Baiern-Ingolstadt Hülfe gewährte. Größeren Ruhm und Ruf, als durch diese Fehden, erwarb er sich auf Turnieren durch seine ritterliche Persönlichkeit und seine Erfolge: auf einem glänzenden Turnier zu Augsburg 1442 hatte er 17 Mal gesiegt, nur mit dem seidenen Hemd bekleidet, mit Schwert und Schild bewehrt. Jene gelegentlichen Kämpfe mit Sachsen und Baiern treten aber weit in den Hintergrund vor dem principiellen Streit, den A. in den nächsten Jahren mit den Reichsstädten, namentlich mit Nürnberg auszufechten hatte. Ueberall suchte die Fürstenmacht die Freiheit des Bürgers darniederzuhalten. Hatten die Städte sich, 22 an der Zahl, 1441 unter Ulms Führung gegen die Räubereien des Adels verbündet, so schloß A. 11. Nov. 1443 zu Mergentheim mit Kurmainz und Bischof Gottfried von Würzburg ein Bündniß, dessen Spitze gegen die Städte gerichtet war. Der Kaiser schien auf dieser Bahn voranzuschreiten, indem er den Schweizern 1444 die wilden Schaaren der Armagnacs auf den Hals zog. A., der den Eidgenossen mit 43 Grafen und 75 Rittern abgesagt hatte, übernahm auf dem Tage zu Nürnberg die Beschönigung die kaiserlichen Maßregel. Zwar wurde der Reichskrieg gegen den Dauphin, den Führer der „armen Gecken", erklärt, ein Beobachtungscorps, bei dem sich auch A. befand, im Breisgau aufgestellt, doch kam es zu keiner ernstlichen That. Die süddeutschen Städte, in Voraussicht der auch ihnen drohenden Gefahr, verstärkten ihren Bund (Dec. 1444) durch den Beitritt von Nürnberg, dann auch von Windsheim und Weißenburg. A. und die Fürsten erneuerten und erweiterten den Mergentheimer Bund 2. Jan. 1445. Jedoch war die Verbindung nicht derartig, um direct gegen Nürnberg, dessen Macht der Ausdehnung des markgräflichen Besitzes zumeist hinderlich war, benutzt werden zu können. So mußte er die Ausführung seiner Pläne verschieben; einstweilen kämpfte er an der Seite Albrechts von Oesterreich gegen die Eidgenossen. Dann vermittelte er mit Jacob von Baden den Streit über die Vormundschaft des jungen Sigismund von Tirol und erhielt vom Kaiser dafür den Buchauer See zu Lehn. Auf dem Reichstage zu Frankfurt 1446 trat er als kaiserlicher Gesandter gegen die Ränke der von Eugen abgesetzten rheinischen Erzbischöfe auf und nahm den Beschluß des Reichstags entgegen. Mißhelligkeiten zwischen Sachsen und Brandenburg suchte

er vergeblich zu vermitteln, erst 29. Sept. zu Erfurt erfolgte der Vergleich. Die ersehnte Gelegenheit zum Bruch mit Nürnberg erhielt er 1448, als sich die Stadt an dem Bergwerksunternehmen des Konrad von Heideck betheiligte, das A. als Eingriff in seine Rechte bezeichnete. Allen Vermittlungsvorschlägen, allen Erbietungen Nürnbergs setzte er unannehmbare Forderungen entgegen: die Feindseligkeiten eröffnete er, als der 1446 und 1447 wesentlich verstärkte Städtebund in der ersten Hälfte des J. 1449 ablief. Den Fürsten verstand A. seine Sache als gemeinsames Standesinteresse darzustellen und fand allseitige Unterstützung. Der Kaiser verhielt sich zweideutig gegen Nürnberg, das von den Städten fast gar nicht unterstützt wurde. Anfangs war A., der in diesem Kriege bei der Eroberung von Gräfenberg Proben persönlicher Tapferkeit ablegte, siegreich: aber am Weiher bei Pillenreut (11. März 1450) geschlagen, sah er sich zur Nachgiebigkeit gezwungen. Am 22. Juni 1450 machte die Bamberger Richtung dem Krieg vorläufig ein Ende. A. focht dann für seinen Verbündeten Wilhelm von Sachsen in dem Bruderkriege, der im Januar 1451 auf dem Naumburger Tage geschlichtet wurde. Die rechtliche Entscheidung des Nürnberger Krieges war dem Kaiser übertragen, wurde aber wegen der beständigen Einwände und Ausflüchte Albrechts von Termin zu Termin verschleppt: erst 27. April 1453 kam durch Herzog Ludwigs Vermittlung ein Vergleich zu Lauff zu Stande. Mußten sich auch die Nürnberger zu einer unbedeutenden Geldleistung verstehen, so feierten sie doch den Ausgang mit Recht als einen Sieg ihrer Sache. A., von der Haltung des Kaisers nicht befriedigt, schloß sich 1453 den Schritten an, welche zur Entlassung des jungen Ladislaus von Böhmen aus der kaiserlichen Vormundschaft geschahen: er begleitete denselben zur Krönung nach Preßburg und Prag. Da aber Böhmen dennoch in der Gewalt des Gubernators Georg Podiebrad blieb, welcher Stellung gegen Sachsen nahm und dadurch auch das mit diesem erbvereinte Brandenburg bedrohte, so schloß A. mit dem Gubernator 7. Mai 1454 eine Erbeinung und war alsdann unermüdlich thätig, ihn zur Nachgiebigkeit gegen Sachsen, zu entschiedenen Schritten gegen Polen zu veranlassen.

Das Reich schied sich um diese Zeit in zwei Parteien, die mit Unrecht als conservativ-kaiserliche und Reformpartei bezeichnet werden: nicht Principienfragen, sondern territoriale Interessen sind das scheidende Element Das Haus Wittelsbach trat an die Spitze derjenigen, welche durch ihr Verlangen nach politischen und kirchlichen Reformen dem Kaiser und Papst Opposition machten und so unter nationaler Maske ihre egoistischen Absichten deckten: A., staatsklug und getreu den Ueberlieferungen seines Hauses, wählte die kaiserliche Partei. Die burggräfliche Würde sollte ihm dazu dienen, auf dem Boden Frankens, wo keine starke Territorialgewalt sich hatte ausbilden können, ein Herzogthum zu gründen. Ausdehnung seines Gerichtssprengels und der Competenz des Landgerichts sollte ihm dazu verhelfen. Im August begab er sich an den kaiserlichen Hof und erhielt ein Privileg, durch welches sein Landgericht dem Hof- und Kammergericht gleichgestellt, alle früheren Exemtionen für null und nichtig erklärt wurden. Am schwersten wurden dadurch Würzburg und Ludwig von Baiern-Landshut getroffen, der bisher mit A. im guten Einvernehmen gestanden hatte. Als dieser statt des Kaisers im October 1454 auf dem Reichstag zu Frankfurt erschien, richtete die vom Pfalzgrafen Friedrich und Jacob von Trier geleitete Opposition, der auch die Reichsstädte anhingen, ihre Angriffe nicht minder gegen ihn, als den Kaiser. Auf die Reformvorschläge, die dann in Neustadt übergeben wurden, antwortete A. im Namen des Kaisers mit schneidender Schärfe. 1455 von Friedrich III. zum Hofmeister, Hauptmann und Hofrichter ernannt, kämpfte er in der ersten Hälfte des J. 1456 in Ungarn.

Von nun an in amtlicher Eigenschaft Vertreter des kaiserlichen Interesses im Reich, erwarb er sich zahlreiche Vergünstigungen. Als Friedrich III. für bewiesen erklärte, daß das Landgericht auch in Schwaben, Franken, Baiern und am Rhein zu richten habe, schlossen der Pfalzgraf und Herzog Ludwig ein Trutz- und Schutzbündniß. Die Opposition ging in diesem Jahr noch weiter: auf dem Tage zu Nürnberg (Nov. 1456), wo der Pfalzgraf sich schon mit der stolzesten Hoffnung trug, drohte man dem Kaiser bei fortgesetzter Vernachlässigung des Reichs mit einer neuen Königswahl. Ihre Schritte wurden von A. gelähmt; zu Frankfurt lenkte er dann mit Geschick den gegen den Kaiser gerichteten Schlag auf die Curie ab. Das vor der wachsenden Macht Böhmens besorgte Sachsen wurde durch den Eintritt Brandenburgs in die sächsisch-hessische Erbeinigung (29. April 1457) gewonnen, noch enger wurde das Verhältniß der beiden Häuser, als A. nach dem 1457 erfolgten Tode seiner ersten Gemahlin mit Anna, Tochter des Kurfürsten von Sachsen, sich vermählte.

Seine Pläne gingen weiter. Um die Ansprüche der Luxemburger auf Böhmen und Ungarn seinem Hause zu sichern, verlobte er seinen Sohn Johann mit der älteren Tochter Wilhelms von Sachsen, dessen Gemahlin Anna, wenn überhaupt die weibliche Descendenz erbberechtigt war, nähere Ansprüche hatte, als ihre an Kasimir von Polen vermählte jüngere Schwester Elisabeth. Indeß wurde im Januar 1458 in Ungarn Matthias Hunyades, in Böhmen im März Georg Podiebrad zum König gewählt. Gegen die um sich greifende Macht des Landgerichts verbanden sich die Wittelsbacher 24. Febr. Zwischen dem Pfalzgrafen und A., der auch das Gebiet seines Bruders Johann bis auf zwei Aemter erlangt hatte, kam es schon in diesem Jahr zur Fehde; den Herzog Ludwig aber suchte der Markgraf in Sachen des Landgerichts dadurch gefügiger zu machen, daß er ihn bei seinem Ueberfall der Stadt Donauwörth (19. Oct. 1458) unterstützte. Ludwig wohnte sogar der Hochzeit Albrechts im November bei: und wenn auch die antiwittelsbachische Partei Weihnachten 1458 gegen den Pfalzgrafen eventuell ein feindliches Vorgehen beschloß, so hoffte A. doch, Ludwig werde neutral bleiben und ihr Streit sich ausgleichen lassen. Ein Tag zu Ingolstadt (10. März 1459) führte nicht zur Verständigung; die zu Mergentheim versammelten Fürsten ließen den Kaiser auffordern, wegen des Donauwörther Frevels dem Herzog den Reichskrieg zu erklären. Am 4. Juni ernannte Friedrich den Markgrafen, dessen zweideutiges Treiben keine Entschuldigung zuläßt, nebst Wilhelm von Sachsen zu Reichshauptleuten. Zum Kriege jedoch kam es nicht, weil Ludwig, die Schwierigkeit seiner Lage erkennend, nachgab. A. hatte ihm nämlich die Hülfe Georgs abgeschnitten, dessen Einfluß jetzt immer entscheidender ward. Während ihm gelang, Sachsen, Brandenburg und Böhmen durch wechselseitige Verlöbnisse zu einen (25. April 1459), hatten sich Ludwig und Georg über territoriale Streitigkeiten (25. Mai) nicht verständigen können. So willigte Ludwig in einen Tag zu Nürnberg (Juli 1459), der in Sachen des Landgerichts ihm günstigen Entscheid brachte, ihn aber verpflichtete, auch den Pfalzgrafen zur Unterwerfung unter den diesem ungünstigen Spruch des Schiedsgerichts zu bringen. Gegen Ende des Jahres begab sich A. auf den Congreß nach Mantua, wurde von Papst Pius II. mit größter Auszeichnung empfangen und als „Herzog von Franken" begrüßt. Da nun der Pfalzgraf den „blinden Spruch" von Nürnberg verwarf, kam es im Beginn des J. 1460 doch zum Kriege, den A. mehr aus Privatinteresse übernommen hatte und vergeblich zum Reichskriege, ja fast zu einer europäischen Angelegenheit zu machen sich mühte. Ludwig unterwarf den Bischof von Eichstädt und zwang die von ihm eroberten Plätze des Markgrafen zur Erbhuldigung; ein Theilungsvertrag zwischen ihm und dem Bischof von Würzburg lehrt, daß es sich in diesem Kriege um das Bestehen der

hohenzollern'schen Herrschaft in Franken handelte. Die Entscheidung führte König Georg von Böhmen herbei. Im Herbst 1459 waren auch die Wittelsbacher bei ihm wieder thätig gewesen und (Oct.) mit ihm in Einung getreten; A. dagegen hatte seine Hoffnung auf Unterstützung bei seiner Bewerbung um die römische Königskrone getäuscht. Von Kaiser und Reich schlecht unterstützt, erlag A. der böhmisch-bairischen Allianz und ermächtigte Wilhelm von Sachsen zu Verhandlungen, die zu der ungünstigen Richtung von Roth (6. Juli 1460) führten. Ludwig forderte die weitgehendste Genugthuung, das Endurtheil wurde Georg anheimgestellt. Als dieser, von dem ränkevollen Martin Mayer berathen, im Herbst 1460 und Anfang 1461 ernstliche Anstrengungen machte, die römische Königswürde zu erringen und den Wittelsbachern die wichtigsten Reichsämter versprach, war es ihm wichtig auch das Haus Brandenburg zu gewinnen, von dessen Zustimmung Mainz und sogar der Pfalzgraf ihren Entschluß abhängig machten. Dem Markgrafen bot Georg jedes beliebige Reichsamt, A. die günstigste Richtung mit Ludwig. A., der allen Grund hatte, sich mit Georg gut zu stellen, fand sich zwar im November 1460 zu Prag, im Februar 1461 zu Eger ein, verhielt sich aber in der Wahlangelegenheit sehr reservirt. Immer inniger ward dagegen das Einverständniß zwischen Georg und Ludwig, der im Anschluß an die Rother Richtung A. Bedingungen stellte, die ihn verderben mußten. Schon entwarf Martin Mayer einen Plan, Georg durch Gewalt zum Reichsoberhaupt zu machen. A. theilte dem Kaiser die Umtriebe mit und rieth ihm, durch einlenkende Maßregeln der Bewegung gegen Kaiser und Papst zu begegnen. So wurde der Frankfurter Tag 1461 vereitelt; dem gegen die Curie gerichteten Plan brach A. die Spitze ab, indem er 31. Mai zu Mainz Diether von der Gegenpartei abzog. So erwarb er von neuem den Dank des Papstes. Vergebens hatte der Kaiser im Frühling des Jahres mit Ludwig Fühlung gesucht; er mißtraute dem Markgrafen, den die Wittelsbacher als Urheber der böhmischen Umtriebe darstellten. Allein Ludwig spannte seine Forderungen zu hoch und schloß sich dann sogar dem Erzherzog Albrecht gegen Friedrich an. Am 13. Juli erklärte dieser gegen ihn den Reichskrieg, berief 15. Juli A. nebst Ulrich von Würtemberg zu Reichshauptleuten und bot 18. Juli die Städte auf. Ein seltsames Schwanken der Situation veranlaßte die wechselnde Haltung des ränkevollen Georg, der den Kaiser verpflichten, den Markgrafen nur züchtigen, nicht vernichten wollte. Er zwang den Erzherzog 6. Sept. 1461, die Waffen ruhen zu lassen, sagte aber 1. Sept. dem Markgrafen ab; 9. Sept. kamen 6000 Mann böhmische Hülfsvölker. Aber im December zwang er den Herzog Ludwig zum Waffenstillstand bis zum 24. April 1462. Trotzdem warf sich A. erst auf den Pfalzgrafen, dann auf Ludwig, dem bis zum Januar 1462 auch 32 Städte, dann sogar die Herzöge von Mecklenburg und Stettin, der Kurfürst von Brandenburg und der König von Dänemark absagten. A., anfangs im Vortheil, gerieth in eine üble Lage, als endlich Georg aus seiner abwartenden Stellung trat und (5. März 1462) die böhmische Kriegserklärung erfolgte. Als 30. Juni Ulrich von Würtemberg, Karl von Baden und viele Edle bei Seckenheim in pfälzische Gefangenschaft geriethen und A. 19. Juli bei Giengen völlig geschlagen war, kam es 24. Aug. 1462 zum Waffenstillstand, der bis Michaelis 1463 dauern sollte. Wieder wurde der Ausgleich Georg übertragen. Wie nun der Kaiser nur vermittelst der Hülfe Georgs, der sich damit den Rücken gegen den Papst decken wollte, aus der Gewalt seines Bruders gerettet wurde, so sah auch A. jetzt nur in einer engen Verbindung mit Böhmen sein Heil. Am 14. Febr. 1463 traten sie in Einung. A. trug sich damals mit einem Plan, der zugleich die Wittelsbacher schwer treffen und Georg verpflichten sollte. Am 30. März legte er dem Kanzler des Kaisers nahe, ob nicht etwa Burgund mit dem Reichs-

vicariat jenseit des Rheines, Georg mit dem diesseit desselben zu betrauen sei. Zu Neustadt kam der Plan zur Sprache, wurde aber vom Kaiser übel vermerkt. Der Entscheid Georgs über den Zwist mit Ludwig fiel unter diesen Umständen ziemlich günstig für A. aus: nur hinsichtlich des Landgerichtes blieb es beim Rother Abkommen, durch das Ludwigs Unterthanen auf ewige Zeit den Uebergriffen des Landgerichts entzogen werden sollten. Je mehr sich nun A. an Georg anschloß, desto mehr neigte der Kaiser zu Ludwig, obwol A. fortwährend gegen denselben intriguirte. So gewann der Kanzler Martin Mayer den Kaiser auch für sein Reformproject, welches sich von den früheren nur dadurch unterschied, daß es dem Kaiser und dem Erfinder erhebliche Einnahmen, dem Herzog Ludwig die erbliche Reichshauptmannschaft verschaffen sollte. Aus dem Project wurde ebenso wenig etwas, wie aus dem Gegenvorschlage Albrechts, der auf eine Vereinigung von je zwei Fürsten der fünf vornehmsten Häuser im Reich zielte. Während die Curie immer energischer gegen Georg vorging, hielt A. treu zu ihm, auch als 15. Dec. 1465 der Bann gegen denselben ausgesprochen und 23. Dec. 1466 erneut wurde. Ihn selbst traf die gleiche Strafe (15. Oct. 1466), weil er trotz aller Abmahnungen die Verlobung seiner Tochter Ursula mit Georgs Sohn, Heinrich von Münsterberg, nicht lösen wollte; das Beilager wurde vielmehr im Februar 1467 zu Eger vollzogen. Während er seine Treue gegen den Kaiser, gleich als bemerke er dessen Mißstimmung nicht, geflissentlich zur Schau trug, wollte er doch in keine Einung treten, die möglicher Weise gegen Georg benutzt werden konnte; dagegen versuchte er sowol 1466 auf dem Tag zu Nürnberg, als auch 1467 die päpstlichen Angriffe von Georg abzuwehren. Andererseits aber ließ er sich nicht bewegen, die Appellation Georgs an ein Concil mit zu unterzeichnen. Obwol nach wie vor bemüht, durch die Vermählung seines Sohnes Johann den polnischen Ansprüchen gegenüber seinem Hause das nähere Erbrecht in Böhmen zu sichern, rieth er dennoch seinem Bruder zur Ablehnung dieser Krone, mit welcher der Kaiser, durch Georgs Sohn Victorin aufs äußerste bedrängt, das Haus Brandenburg gewinnen und zugleich mit Böhmen entzweien wollte. Auch während des ganzen Jahres 1469 sehen wir A. in vertrauter Correspondenz mit Georgs Rath, seinem alten politischen Gegner Gregor Heimburg. Vergebens zwar suchte Georg durch die lockendsten Anerbietungen A. mit seiner Politik zu befreunden, als er durch die Wahl Karls des Kühnen zum römischen König sich einen Rückhalt zu schaffen beabsichtigte, doch war der Markgraf beim Kaiser für ihn thätig. Schon der Congreß von Villach fand Friedrich III. nicht abgeneigt, mit Georg gütlich zu verhandeln, A., der im October 1470 dazu kam, brachte die Unterhandlungen zur Reife. Auf dem Regensburger Reichstag sollte (Frühjahr 1471) die Versöhnung erfolgen, da nahm (22. März) der Tod den König hinweg. Er befreite A. aus der schiefen Stellung zum Kaiser, in die er durch seine Verbindung mit Georg gerathen war. Es war dies für ihn um so wichtiger, als er eben durch freiwilligen Verzicht seines Bruders Friedrich auch die Regierung der Mark erlangt hatte. Die kaiserliche Bestätigung war 20. Dec. 1470 erfolgt. Aus politischen Gründen war es ihm auch wichtig, vom Banne gelöst zu sein; schon seinen Bruder hatte er deswegen zu geheimen Verhandlungen ermächtigt. Die päpstliche Absolution, die ihm der Kaiser erwirkte, traf ihn (21. Mai 1471) auf dem Regensburger Tage, dem glänzendsten seit Menschengedenken. A. war wieder im Interesse des Kaisers thätig. In seinen Verhandlungen mit den zähen Reichsstädten fand sein alter Groll neue Nahrung. An ihrem Widerspruch zumeist scheiterte die Bewilligung der vom Kaiser geforderten Türkenhülfe. A. für seine Person sandte dem Kaiser sein Contingent, das von Michaelis 1471—72 für denselben thätig war. Dann begab er sich 1472 in die Mark; der Kampf zwischen Polen-

Böhmen und Ungarn drohte auch ihm schwere Verwicklungen, die er durch die Verlobung seiner Tochter Barbara mit Heinrich von Glogau (9. Juli) noch vermehrte. Die Pommern, welche Friedrich III. bis 1470 je nach Belieben bald für brandenburgische Lehnsleute, bald für reichsunmittelbar erklärt hatte, nöthigte er zum Vertrage von Prenzlau (31. Mai), gegen die ständische und städtische Libertät schloß er ein Bündniß mit dem gleichgesinnten Christian von Dänemark. Dem 24. Febr. 1473 verdankte die berühmte „Dispositio Achillea“ ihre Entstehung: Zweck dieses Hausgesetzes war, die Besitzthümer der Hohenzollern bei einander- und damit die Bedeutung der Familie aufrecht zu erhalten. Während es sich von selbst verstand, daß falls nur ein männlicher Sproß des Stammes vorhanden war, die fränkischen Territorien und die Mark ihm zufielen, sollte bei zwei Erbberechtigten der ältere die Mark, der jüngere den fränkischen Besitz erhalten, bei drei Erben die fränkischen Lande getheilt werden. Eine weitere Theilung war nicht gestattet, namentlich die Mark sollte ein untheilbares Ganzes bilden. Nichts von Land und Leuten, Schlössern und Städten, die A. hinterließe, solle je verpfändet oder verkauft werden dürfen: für die jüngeren Söhne, soweit sie nicht in Stiftern versorgt wären, und für die Töchter zur Ausstattung wurden angemessene Summen in baarem Gelde ausgemacht. — Dann begab er sich 10. März nach Franken zurück, wo sich wieder Territorialstreitigkeiten mit Ludwig erhoben hatten: schon war von einem Kriege zwischen ihnen die Rede, bei dem Nürnberg von neuem dem Markgrafen gegenübertreten sollte. Auf dem Reichstag im April wurde keine Verständigung erzielt, ebenso wenig die Forderungen des Kaisers erledigt. Mit unglaublicher Sorglosigkeit verschob derselbe den Reichstag, und begab sich nach Trier, um die reiche Erbtochter von Burgund für seinen Sohn zu gewinnen. Während er mit Karl dem Kühnen vom 29. Sept. bis 25. Nov. erfolglos verhandelte, schloß A. 11. Nov. mit den polnisch-böhmischen Gesandten, die vergeblich auf den Kaiser und den Reichstag warteten, ein Bündniß ab. Im folgenden Jahre war A. außerordentlich thätig, um vereint mit dem Dänenkönig die Widerstandsfähigkeit des dritten Standes zu lähmen. Auf dem Augsburger Reichstag, auf dem der Landfriede auf 6 Jahr verlängert wurde, übernahm A. die Mittheilung an die Städte, in Angelegenheit der Türkensteuer war er der Sprecher der Fürsten und Kurfürsten. Auch saß er hier dem Gericht vor, das über den Pfalzgrafen erkennen sollte; da aber A. Anstand nahm, den Angeklagten ohne Verhör zu verurtheilen, nahm ihm der Kaiser den Richterstab aus der Hand und sprach, dem Recht entgegen, 27. Mai selbst die Acht aus. Auf diesen Reichstag drangen auch die Hülferufe der Kölner, die sich von Karl dem Kühnen bedrängt sahen. Der burgundische Herzog hatte sich des von ihnen vertriebenen Erzbischofs Rupprecht angenommen; um sich am Kaiser zu rächen, der nicht im Stande gewesen war, die Forderungen seines unersättlichen Ehrgeizes zu erfüllen, brach Karl in das Erzstift ein. Der Kaiser, dem die Kölner eine erhebliche Summe boten, ließ an Burgund den Reichskrieg erklären und ernannte A. zum Feldhauptmann. Obwol er in Karl einen rechten Vorkämpfer der fürstlichen Herrlichkeit sah, übernahm er die Anführung in dem nationalen Kampfe, schickte auch seine Hülfe zum Reichsheer. Gelegenheit freilich, sein Feldherrntalent zu zeigen, ward ihm in diesem Kriege nicht, vielmehr erntete er nur Unehre aus demselben. Anfangs machte der Kaiser große Anstalten zum Kampf; 31. Dec. 1474 schloß er sogar zu Andernach nebst Sachsen, Brandenburg, Mainz und Trier ein Bündniß mit Frankreich, bald aber erlahmte sein Eifer wieder. Den Markgrafen suchte Karl vergeblich durch die Aussicht auf die römische Königskrone zu ködern, aber zu entscheidenden Schritten ließ es die kaiserliche Politik, der es weniger um die Reichsinteressen zu thun war, als um die burgundische Erbtochter, nicht kommen. Einer geheimen Zusammenkunft

des Kaisers und Herzogs am 21. Mai folgte am 15. Juni der Friede, dessen Preis die Verlobung Maximilians mit Maria von Burgund war. Welche Rolle A. in diesen Verhandlungen, an denen er theilnahm, spielte, steht actenmäßig nicht fest; nur soviel ist gewiß, daß er nicht, wie namentlich rheinische Berichte schrieben, mit burgundischem Gold bestochen wurde.

Führte die Wendung der Politik jetzt den Kaiser dem Hause Wittelsbach näher, so machte auch A. Frieden mit seinem alten Gegner Ludwig. Auf der Hochzeit Herzog Georgs von Baiern mit der polnischen Hedwig, einem glänzenden Feste, dem auch der Kaiser beiwohnte, erschien A. nicht nur mit ausnehmender Pracht, sondern übernahm auch für den durch Alter und Krankheit schwerfälligen Ludwig die Pflichten der Gastfreundschaft. Das nächste Jahr rief den Markgrafen, der am 30. April 1476 seinem Sohne Johann die Statthalterschaft der Mark förmlich übergeben hatte, in dieses Land, weil nach dem Tode seines Schwiegersohnes Heinrich von Glogau ein Krieg mit Ungarn drohte. Um den Angriff der Ungarn abzulenken, ward die verwittwete Barbara mit Wladislaus von Böhmen verlobt: der Ehecontract wurde 26. Aug. in Frankfurt ausgefertigt, im Februar 1477 sollte das Beilager gefeiert werden. Da aber Hans von Sagan mit Matthias' Hülfe des ganzen Landes sich bemächtigt hatte, verweigerte Wladislaus die Vollziehung der Ehe, die denn auch trotz aller Bemühungen Albrechts nie zu Stande kam. Im J. 1478 hatte A., der Ende Juni's persönlich in die Mark kam, die combinirten Angriffe der Pommern und des Königs Matthias abzuwehren. Zuerst zwang er die Pommern zur Unterwerfung; 14 Schlösser und Städte mußten sie abtreten. Schwieriger war die Lösung der Glogauer Erbschaftssache. Die bisherigen Nebenbuhler Matthias und Wladislaus hatten 7. Dec. 1478 die engste Freundschafts- und Erbeinung geschlossen, ihre vereinigte Macht bedrohte den Markgrafen doppelt. Erst als die Venetianer (26. Jan. 1479) mit den Türken Frieden schlossen und sich dadurch von dorther die Gefahr für Ungarn mehrte, kam es (10. Aug.) zu einem Vergleich, in dem die Ansprüche der Barbara abgefunden wurden. Im September kehrte A. nach Franken zurück.

Im nächsten Jahr bemühte sich Wladislaus, durch Aussichten auf die römische Königskrone und Ueberlassung der böhmischen Ansprüche auf Luxemburg, A. vom Kaiser abzuziehen. A. wies das Anerbieten ab: „er wolle keinen Krieg kaufen, er habe davon mehr gehabt, als ihm nütze sei". Das Anerbieten Wladislaus' paßte auch in der That wenig zu der Stellung, die A. jetzt wieder im Reiche einnahm. Nach dem Tode Ludwigs von Baiern und des Pfalzgrafen behauptet er auf den Reichstagen zu Nürnberg 1480 und 1481 als „der Fürsten Haupt" die erste Stelle. Wenn er auch, durch Erfahrung belehrt, nicht mehr so lebhaft wie früher den Kaiser unterstützt, der trotz der nachdrücklichsten Mahnungen der Fürsten dem Reiche fern bleibt, nimmt er doch das Reichsinteresse getreulich wahr. Der Nürnberger Anschlag zur Türkenhülfe auf 20000 Mann und 60000 fl. ging von ihm aus. Freilich kam hier sein Privatvortheil ins Spiel: wurde die Reichshülfe, wie wahrscheinlich, gegen Matthias, statt gegen die Türken gewendet, so war das auch ihm sehr erwünscht. So trieb er die Reichskriegssteuer seit 1480 eifrig ein; dabei verschonte er selbst die Geistlichen nicht und kümmerte sich weder um die Einsprüche der Bischöfe von Bamberg und Würzburg, noch um die Gewissensscrupel seiner Amtleute, machte vielmehr sein landesfürstliches Recht mit solchem Nachdruck geltend, daß er 1482 aufs neue gebannt wurde. Die Hoffnungen aber, die er an die Beschlüsse des Reichstages und die Reichskriegssteuer geknüpft haben mochte, scheiterten wiederum an der Zerfahrenheit der reichständischen Verhältnisse und der Inconsequenz des Kaisers. Die Ohnmacht, in der sich Friedrich III. Matthias gegenüber befand,

nöthigte auch A., einem sehr ungünstigen Vergleich seine Zustimmung zu geben, durch welchen sein Sohn Johann (Camenz, 16. Sept. 1482) für die Ansprüche Barbara's nur die Städte Crossen, Schwiebus und Züllichau von Matthias erlangt hatte.

Machte sich nun auch das nahende Alter mit seiner körperlichen Schwäche bei dem Fürsten bemerklich, sein Geist blieb frisch und lebendig. Energisch machte er 1483 in der Mark Fürstenrecht geltend, als die altmärkischen Städte zu den aus dem ungarischen Krieg erwachsenen Kosten nicht beisteuern wollten. Die ausgedehnteste Correspondenz aus den letzten vier Jahren zeugt von seiner rüstigen Thätigkeit im Reich und für das Reich. Obwol selbst unzufrieden mit der Schlaffheit des Kaisers, fuhr er fort für ihn zu wirken. Als Friedrich III., 1484 von Matthias hart bedrängt, zum 20. Jan. 1485 einen Tag nach Frankfurt berief, setzte A. allen Groll bei Seite und allen Einfluß daran, Fürsten und Kurfürsten zum Besuch des Tages zu vermögen. Er selbst begab sich dahin und verfaßte eine Denkschrift über die nothwendigen Reformen in Gericht, Münze und Landfrieden. Dem kaiserlichen Plan, einen Hauptmann von Reichs wegen zu bestellen, versagte er seine Zustimmung, da er diese Stelle weder selbst einnehmen, noch einem andern überlassen mochte. Trotzdem war der Tag mangelhaft besucht, der Kaiser lässig und zweideutig. Er näherte sich sogar wieder dem bairischen Hause, das doch die ganze Zeit still gesessen oder bei Matthias gegen ihn intriguirt hatte. Vergebens rieth A. dem Kaiser, dessen Residenz Matthias (1. Juni) einnahm, in seinen Erblanden zu bleiben; er kam für seinen Sohn die Königswahl zu erbetteln. Nach einer Zusammenkunft mit Maximilian (Sept. 1485) in Straßburg begab er sich im October nach Franken, um mit A. persönlich zu unterhandeln. Da Friedrich den Vorschlägen des Markgrafen, die theils das Reich, theils das Interesse des Kaisers und des Markgrafen berührten, kein Gehör schenkte, verließ A. unmuthig das kaiserliche Hoflager und betraute seinen Sohn Friedrich und seine Räthe mit der Fortsetzung der Unterhandlung. Sie konnten nicht einmal erreichen, daß der Kaiser die Verlängerung der dem Markgrafen unbequemen Einung, welche Baiern mit Nürnberg und andern Städten (9. April 1470) auf 15 Jahre geschlossen hatte, untersagte. Der Kaiser erwiderte, es sei zur Zeit noch schwer, „Herzog Georg vor den Kopf zu schlagen". A. rief auch seinen Sohn ab, plante aber gleichwol noch mit Mainz und Sachsen einen Krieg gegen Ungarn. Daß er dann auch den Würzburger Tag (Spätherbst 1485) nicht besuchen wollte, nahm ihm Friedrich sehr übel. Der Tag kam jedoch nicht zu Stande, sondern wurde auf Febr. 1486 nach Frankfurt verlegt. Für die dort (16. Febr.) erfolgte Wahl Maximilians wurde A. vielleicht durch die Aussicht einer Verlobung des römischen Königs mit seiner Tochter Dorothea gewonnen. Den Forderungen des Kaisers stellte er das Verlangen nach Friede, rechtem Gericht und Münzreformen gegenüber. Seinen Anschlag zur Reichskriegssteuer mit 24000 fl. erklärte er sich bereit zu zahlen, lehnte es aber ab, auch die unter ihm gesessene Ritterschaft zu verpflichten. Als er mit den Vorbereitungen zur Heimkehr beschäftigt war, endete ein sanfter Tod sein bewegtes Leben. — A. war zwei Mal vermählt, 1445 mit Margaretha von Baden, 1458 mit Anna von Sachsen, und hatte aus erster Ehe sechs, aus der zweiten dreizehn Kinder. Seinem Nachfolger Johann hinterließ er ein fast schuldenfreies Erbe und 400000 fl. an baarem Gelde, Kostbarkeiten und Getreidevorräthen. Er war ein guter Haushalter, aber freigebig, wo die Ehre des Hauses oder politische Rücksicht es gebot.

A. war von imponirender Gestalt und einnehmenden Gesichtszügen, wenngleich sein Antlitz, wie fast sein ganzer übriger Körper, mit Narben überdeckt war. Ueber seinen Charakter und seine politische Thätigkeit geht das Urtheil

der Nachwelt weit auseinander. Von einigen übertrieben verherrlicht, ward er von andern wegen seiner diplomatischen Kreuz- und Querzüge, wegen seines Bestrebens, durch Festhalten am Kaiser die eigene Hausmacht zu erweitern, hart angegriffen. Ganz unhaltbar ist die Ansicht, durch seine Gewaltthätigkeiten habe er die mit ihm so oft verbundene kaiserliche Autorität geschädigt. Auf immer graden Wegen konnte unter Friedrich III. schwerlich ein Fürst seine doppelte Pflicht gegen das Reich und das eigene Haus erfüllen. Die Unlauterkeit seiner mannigfachen Aeußerungen von Loyalität ist nicht bewiesen: Treue gegen Kaiser und Reich ist das bewußte System seines Hauses, das A. in den Worten aussprach: „Wir wollen den Fußstapfen unsrer Eltern als fromme Fürsten nachgehn und sind getrost, es gehe uns nimmer übel ohne Zweifel. Den Gott uns zum Herrn giebt hie auf Erden, an den wollen wir uns halten und alle Phantasie ausschlagen.“ Hätte ein mächtiger Fürst oder eine große Idee das Reich damals beherrscht, so wäre er ein rechter Nationalheld geworden, wäre ihm die Krone zu Theil geworden, so würde er ohne Zweifel versucht haben, der Begründer einer straffen und geordneten Herrschaft zu sein.

Eine genaue Uebersicht des bis 1861 bekannten Materials findet sich bei K. Kletke, Quellenkunde der Gesch. d. preuß. Staates, II. S. 631. — Droysen, Geschichte der preußischen Politik. 2. Auflage. Vgl. dazu O. Franklin, Albrecht Achills Streit mit den Nürnbergern, bei Riedel, Zeitschrift für preußische Geschichte 1867. W. Böhm.

Albrecht, der später den Beinamen Alcibiades erhalten, war ein Sohn des hohenzollernschen Markgrafen Kasimir, der gemeinsam mit seinen Brüdern die fränkischen Lande ob und unter dem Gebirge besaß, und seiner Frau Susanne, einer Tochter des bairischen Herzogs Albrecht IV. Er war geboren in Ansbach am 28. März 1522. Sein Vater lebte in sehr bedrängten und unbequemen Verhältnissen. Nach dessen frühem Tode (21. Sept. 1527) wurde sein Oheim, Markgraf Georg, Vormund über ihn. Aber auch ein anderer Vatersbruder, Herzog Albrecht von Preußen, bewies ihm fortwährend aufmerksames Interesse und Zuneigung. Da Markgraf Georg ein eifriger Anhänger Luther's war, ließ er in derselben Richtung seinen Neffen erziehen und heranbilden; derselbe machte allerdings in wissenschaftlicher Ausbildung geringe Fortschritte. Die habsburgischen Brüder, Karl V. sowol als Ferdinand, hatten ihr Auge schon früh auf den jungen Fürsten geworfen; sie wollten ihn 1530 am Hofe Ferdinands erzogen, also in der Gemeinsamkeit der alten Kirche erhalten sehen. Markgraf Georg lehnte die Zumuthung ab. Aber seine eigene Bedürftigkeit, so wie die auf Albrechts Landen ruhende Schuldenlast verhinderten jeden größeren Aufwand. A. lebte meistens auf der Plassenburg bei Kulmbach; bisweilen nahm ihn auch Georg auf Reisen mit sich. Er hatte ein lebhaftes, ja wildes Temperament; Reiten und Jagen und Trinken war seine Lust: zu Exceſſen hatte er natürliche Begabung und Anlage. Die Idee, auf der Wittenberger Universität ihn studiren zu lassen, gab man auf, „weil es mit dem jungen Herrn doch schon so weit gekommen, daß seines Studirens nicht viel mehr sein wird“. In seinem achtzehnten Lebensjahr 1540 wurde er mündig. Nun stand er bald mit seinem bisherigen Vormunde in ärgerlichen Händeln und Zwistigkeiten; er verlangte eine Landestheilung; nach langwierigen und gereizten Erörterungen fand die Theilung statt, zu Regensburg 23. Juli 1541: Markgraf Georg erhielt das fränkische Land unterhalb des Gebirges (Ansbach), A. das Oberland und Voigtland (Kulmbach, Bayreuth). Die Theilung wurde darauf durchgeführt und A. trat die Regierung seines Gebietes an.

A. selbst hatte sich um die Gunst des Kaisers bemüht, die einst sein Oheim ihm nicht hatte zu Theil werden lassen: im Dienste des Kaisers lag für

ihn die Aussicht auf eine Zukunft. So ließ er für das kaiserliche Heer sich anwerben, als Hauptmann über eine Schaar von 400 bis 500 Reisigen (Bestallung vom 22. April 1543, von Karl ratificirt 15. Juni). Er machte den Feldzug Karls im Sommer und Herbst 1543 mit; ohne grade sich Lorbeeren zu erkämpfen, befestigte er sich doch in der Gunst Karls: einen persönlichen Freund erwarb er sich in seinem fürstlichen Kriegsgenossen, dem jungen Herzog Moritz von Sachsen. Ebenso nahm er Theil 1544 an dem französischen Kriege Karls; in Begleitung Karls zog er mit nach Luxemburg, Metz, Commercy, Ligny, S. Dizier, Vitry. Nach dem Friedensschlusse in Crepy ging er nach Hause. Im Winter 1544 auf 1545 machte er eine Reise nach Preußen zu seinem Oheim, Herzog Albrecht. Seine kriegerische Thätigkeit hatte die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; sich und seinen Freunden schien er den Anfang zu größerer Bedeutung gelegt zu haben.

Sein Oheim, Markgraf Georg, war 27. Dec. 1543 gestorben, mit Hinterlassung eines fünfjährigen Erben, Georg Friedrich. Die Vormundschaft über denselben sprach A. für sich an; sie wurde ihm bestritten. Ueber diesen Anspruch sowol als über die noch nicht ganz erledigten Differenzen aus der früheren Vormundschaft Georgs über A. gerieth er in neue Conflicte: in diesen Händeln wurde A. recht mißmuthig gestimmt gegen Kursachsen und Hessen, welche durch Georgs Testament einen Anspruch auf die Obervormundschaft erlangt hatten und geltend machten. Lange schleppte diese Sache sich hin und verwickelte sich mehr und mehr. Eine Vergleichshandlung in Naumburg im October 1545 wurde gehalten, aber ein Ausgleich wurde nicht gewonnen. Die anderen brandenburgischen Fürsten, Kurfürst Joachim, Markgraf Hans, Herzog Albrecht, legten sich ins Mittel, aber in Markgraf A. entstand der Entschluß, aus allen den Widerwärtigkeiten einen Ausweg durch kaiserliche Gunst sich zu bahnen. Denn gleichzeitig mit dem Hader auf dieser Seite lockte ihn unausgesetzt von der anderen Seite die kaiserliche Gunst. Seine Lage und sein Verhalten bilden ein Seitenstück zu den ganz ähnlichen Verhältnissen seines Kriegsgenossen Moritz von Sachsen: durch ihre privaten Angelegenheiten wurden beide von der Gemeinsamkeit mit den protestantischen Führern entfernt, während beiden vom Kaiser her Gunst und Vortheil und Erhöhung winkte.

Schon 1545 warb A. Truppen; er setzte seine Rüstungen 1546 fort. Kursachsen und Hessen fragten bei ihm an, was er im Schilde führte. Man argwöhnte, er beabsichtige einen Handstreich gegen Ansbach; Andere meinten, alles sei zum Dienste des Kaisers bestimmt; ja es hieß, A. würde sich gebrauchen lassen gegen den damals von Kaiser und Papst bedrohten Kurfürsten von Köln. Vor den kaiserlichen Lockungen warnte ihn der preußische Oheim; A. meinte dem Dienst des Kaisers sich hingeben und doch gleichzeitig seinem protestantischen Bekenntniß treu bleiben zu können; er betheuerte wiederholt seine Ueberzeugung, daß Kaiser Karl nichts wider die protestantische Religion vorhabe. Anfangs Mai 1546 ging er zum Kaiser nach Regensburg, am 18. Juni empfing er seine Bestallung als kaiserlicher Kriegsoberster; im Juli zog er ins Feld.

Im Schmalkaldener Kriege diente also A. auf kaiserlicher Seite, zuerst im Gefolge des Kaisers selbst während des Feldzuges an der Donau. Dann im Jan. 1547 eilte er seinem Freunde Moritz zu Hülfe, gegen den sich die Schmalkaldener mit ganzer Macht gewendet hatten. Ende dieses Monates vereinigte er sich mit Moritz bei Zwickau und Chemnitz. Kleine Gefechte folgten ohne Entscheidung. Ende Februar trennte man sich wieder, A. zog nordwärts nach Rochlitz. Hier ließ er sich durch die Herzogin-Wittwe Elisabeth von Rochlitz in Festlichkeiten und Gelagen so beschäftigen, daß er von einem kursächsischen Corps am 2. März überfallen und trotz tapferer Gegenwehr persönlich gefangen wurde.

Er wurde in Wittenberg, dann auf der Leuchtenburg bei Kahla, zuletzt in Gotha als Kriegsgefangener gehalten. Seine Freiheit verdankte er dem Siege des Kaisers über den Kurfürsten von Sachsen bei Mühlberg: erst in Folge der Wittenberger Capitulation vom 19. Mai 1547 wurde A. wieder frei. Eine Zeit lang war er nun im Gefolge des siegreichen Kaisers; zuweilen kam er aber auch in sein eigenes Land. Der Dienst des Kaisers hatte ihm einen kleinen Landgewinn eingetragen, Schloß und Amt Königsberg (in Franken). Aber er glaubte auf weiteres in der Zukunft rechnen zu dürfen. Auch seinem preußischen Oheim machte er Aussicht, durch seine Fürsprache beim Kaiser ihm die kaiserliche Anerkennung zu verschaffen.

Auf dem Augsburger Reichstage 1547 und 1548 führte A. ein recht ungebundenes und liederliches Leben. Die Wildheit seiner Anlagen hatte sich völlig entwickelt: dem niederen Volke, besonders auch den Söldnern mochte ein solcher Raufbold und virtuoser Zecher Gefallen erregen, in den unteren Massen immer Anhang und Beifall zu finden im Stande sein; unter den maßgebenden fürstlichen und politischen Personen zählte er wenig. Daß die Knappheit seiner Mittel und die Verschuldung seines Besitzes bei dieser Charakterbeschaffenheit ihn gewaltig verdrießen und ärgern mußte, liegt auf der Hand. Natürlich war er Protestant, aber ohne Religion und ohne Sittlichkeit. Das protestantische Bekenntniß war ihm etwas äußerliches, gleichgültiges. A. war mit einem Worte ein Kriegsknecht, der für jede Partei und jede Sache um Lohn zu haben war, der keiner Partei und keiner Sache zur Zierde gereichte, wenn er auch durch seine kriegerischen Eigenschaften ab und zu seiner Partei sich nützlich zu erweisen im Stande war. Es scheint, als ob der Boden beim Kaiser doch für Albrechts Wünsche nicht so günstig war, als er gehofft hatte. Er entfremdete sich dieser Richtung. 1549 und 1550 warb er in größerem Umfange Truppen, um mit ihnen den Engländern im Kriege gegen Frankreich zu dienen. Ehe es dazu gekommen, hatte sein Freund, der neue Kurfürst Moritz von Sachsen, für seine Pläne und seine Politik ihn gewonnen. A. half Moritz den antikaiserlichen Fürstenbund zusammenzubringen. Seit den ersten Monaten des Jahres 1550 war auch A. thätig, das herbeizuführen und vorzubereiten, was im Frühjahr 1552 ans Tageslicht trat.

Die Aufzählung der einzelnen Schritte zu diesem Ziele gehört mehr in eine Geschichte des sächsischen Moritz als hierhin. Markgraf A. betheiligte 1550 sich persönlich an der Belagerung und dem Kriege gegen Magdeburg, im Frühling und im Sommer 1551 führte er als Stellvertreter von Moritz den obersten Befehl im Lager vor Magdeburg. Als die geheimen Vergleichsverhandlungen mit den Magdeburgern in Zug kamen, ging er in sein fränkisches Land zurück. Zuletzt erhielt er von den protestantischen Verbündeten den Auftrag, die Sache mit Frankreich ins Reine zu bringen. A. war nicht sebst Glied des eigentlichen Bündnisses; an seiner wüsten und unreligiösen Natur hatte man sich vielfach gestoßen; er war zur Cooperation mit dem Fürstenbunde geneigt, aber „unverpflichtet“. Nichtsdestoweniger war er es, der das Bündniß mit Frankreich in Chambord am 15. Jan. 1552 zum Abschluß brachte und im Februar schon mitten in eifrigen Rüstungen und Werbungen stand.

Wenn der Fürstenbund und sein Haupt, der Kurfürst Moritz, zu ihrer Erhebung durch allgemeine politische Motive ebensowol als durch persönliche Verhältnisse geführt waren, so kann man von A. nur sagen, daß ihn der eigene Erwerb, die Lust zu Beute und Eroberung allein angetrieben haben. Von dem zu machenden Gewinn hatte er von vornherein geredet, die geistlichen Fürsten ganz besonders bedroht und von ihnen finanzielle und territoriale Erpressungen ins Auge gefaßt, ebensowol auf Würzburg und Bamberg, als auf die Reichsstadt

Nürnberg, „das trutzige Krämervolk", hatte A. es abgesehen. Natürlich verkündigte sein Manifest, das er am 1. April ausgehen ließ zur Rechtfertigung seiner Erhebung, nicht diese seine privaten Absichten, sondern vielmehr eine Reihe allgemeiner Klagepunkte und Beschwerden wider den Kaiser. Eine Drohung allerdings gegen die Geistlichen unterließ er nicht seinerseits hinzuzufügen. Sein Verhältniß zum gemeinsamen Unternehmen des Fürstenbundes war ein loses: er war nicht im Bunde, aber er half den Absichten des Bundes; er hatte damit freie Hand, auch seine eigenen Absichten zu verfolgen. A. hatte seine Haufen mit den Heeren der anderen Fürsten vereinigt, war mit denselben am 5. April in Augsburg eingezogen, hatte mit ihnen vor Ulm sich gelagert; hier hatte er seine Methode der Kriegführung vor der der anderen ausgezeichnet; er hatte geplündert und verwüstet, während Kurfürst Moritz sehr bald schon die militärische durch eine diplomatische Action unterstützt hatte. A. trennte sich bald wieder von den Genossen und zog durch Franken, brandschatzend und raubend. Es galt den Bisthümern Würzburg und Bamberg und ganz besonders der Stadt Nürnberg. Es gelang ihm, von ihnen einiges zu erpressen; er sagte von der Mäßigung des Fürstenbundes sich los, rücksichtslos und durchgreifend bestand er auf seinen persönlichen Absichten. Und er erzwang auch am 19. Mai einen Vertrag mit Bamberg, am 21. Mai mit Würzburg, am 19. Juni mit Nürnberg, durch welche Urkunden ihm Landabtretungen nicht unbeträchtlichen Umfanges und Geldzahlungen zugesichert wurden. Ende Juni wendete er sich darauf den Main hinab ins Gebiet des Kurfürsten von Mainz: ihm drohte ein ähnliches Loos. Vor Frankfurt gesellte sich aber auch Moritz zu ihm: da die Friedensverhandlungen in Passau stockten, galt es, einen neuen Waffengang zu thun. Der Erfolg aber entsprach nicht den Erwartungen; und so entschloß sich Moritz, auch einen nicht ganz seinen Ideen entsprechenden Frieden anzunehmen A. dagegen wollte von dem Passauer Stillstande nichts wissen: die von ihm vorgelegten Friedensbedingungen, welche eine förmliche Garantie der fränkischen Verträge Albrechts vom Mai und Juni enthielten, erschienen zu „exorbitant", der Kaiser wollte darüber gar nicht verhandeln. Während nun die anderen Bundesfürsten ihren Frieden in Passau schlossen, setzte A. auf eigene Faust seinen Krieg fort, er fiel über die rheinischen Bisthümer her, zuerst über Mainz, dann auch über Trier: er gedachte mit französischer Hülfe seinen Protest gegen den Passauer Vertrag aufrecht zu erhalten und die errungenen Vortheile zu schützen, ja noch durch neuen Gewinn zu vermehren. Von beiden Parteien isolirt und jeder Rücksicht ledig, meinte A. mit verwegenem Trotze durch kriegerische Wildheit und persönliche Tapferkeit seine persönlichen Ziele erreichen zu sollen. Scharfen Wechsel des Glückes machte er in kurzer Zeit durch. Kaiser Karl hatte zuerst Albrechts fränkische Verträge cassirt, den Bischöfen geboten, sie nicht auszuführen und A. selbst in die Reichsacht gethan (29. Aug. 1552). Dann aber, als A. der französischen Grenze mit seinen Schaaren sich genähert und als die Franzosen nicht so schnell wie er wünschte auf seine Bedingungen zur Regelung des neuen Verhältnisses eingingen, da wurde er ganz plötzlich bewogen, in kaiserlichen Dienst zu treten. Nach einem heftigen Zusammenstoß mit den Franzosen begab im Glanze eines Siegers A. (12. Nov.) sich persönlich zum Kaiser. Der Preis, den Karl zahlte, war die Zurücknahme der Maßregeln gegen A., die Aufhebung der früheren Cassation und die kaiserliche Confirmation der fränkischen Verträge. A. ertheilte sofort die Anweisung, daß nun in Franken das, was ihm zugestanden, auch wirklich ihm eingeräumt würde. Dort war das Entsetzen der Betroffenen groß über diese Wendung. Laute Klage erscholl über den Kaiser; und nicht sich zu fügen entschloß man sich um so mehr, als die Fürsten, die den Passauer Vertrag vermittelt und den Frieden zu schützen bereit waren, ihrerseits diese Dinge

nicht gutheißen. Im Jan. 1553 kehrte A. in sein fränkisches Land heim, selbst die Erledigung seiner Angelegenheit zu betreiben. Vorwaltend war in Süddeutschland die Neigung, Ruhe und Frieden zu schützen. Die größeren Territorien vereinigten sich zu diesem Ende im sogenannten Heidelberger Bunde. Man nahm nun zunächst zwischen A. und seinen fränkischen Gegnern eine vermittelnde Haltung ein; eine Abfindung Albrechts schlug man vor. Er aber lehnte dies Compromiß ab; und da schlugen sich die Vermittler auf die Seite der durch ihn Bedrohten. Auch eine gütliche Beilegung, die Karl darauf seinerseits versuchen ließ, hatte kein Ergebniß. A. wollte endlich mit Gewalt sein vermeintliches Recht sich erzwingen. Im April 1553 brach ein neuer Krieg in Franken aus. Es war Kurfürst Moritz, sein alter Genosse, der sich seinem Beginnen in den Weg warf, Moritz als Beschützer des durch ihn gewonnenen Friedens gegen den neue Unruhen aufregenden Revolutionär. In dem Treffen bei Sievershausen am 9. Juli 1553 wurde Moritz auf den Tod verwundet, aber A. hatte eine gründliche Niederlage erfahren. Nichtsdestoweniger war er zur Fortsetzung des Krieges entschlossen. Mochten verwandte und befreundete Füsten sich ins Mittel zu legen versuchen, A. bestand auf voller Erfüllung seiner Forderungen; und so zerrann jede Aussicht auf friedlichen Austrag. König Ferdinand auf der anderen Seite war der Ansicht, daß eine wirkliche Beruhigung des Reiches nur dann zu erreichen, wenn man den Markgrafen A. unschädlich gemacht; er bemühte sich, die anderen Fürsten zu dieser Auffassung der Lage zu gewinnen. Nachdem A. bei Braunschweig am 12. Sept. eine neue Niederlage erlitten, kam es im Herbst dazu, daß im Norden und im Süden Deutschlands Albrechts Widersacher sich vereinigten. Er mußte nach Franken zurückkehren, seine Erblande gegen die Angriffe zu vertheidigen. Immer bedenklicher wurde in diesem fränkischen Kriege seine Lage; Kulmbach wurde eingeäschert, die Plassenburg selbst belagert; am 1. Dec. wurde die Acht über A. verhängt. Nun war es so weit gekommen, daß alle Versuche seiner brandenburgischen Verwandten das Unheil von ihm nicht mehr abwehrten. Von einer Stadt wurde er zur andern getrieben. Die Vergleichstage in Rotenburg machten ihm nicht Luft, seine kriegerischen Versuche hielten ihn nicht aufrecht; einzelne kleine Erfolge nützten ihm auf die Dauer nicht mehr; am 22. Juni 1554 fiel sogar die Plassenburg in die Hand seiner Feinde und wurde gründlich zerstört; im Juli wurde sein ganzes Gebiet von den fränkischen Gegnern occupirt.

A. selbst, „der Aechter", war flüchtig geworden nach Frankreich. Es hieß, König Heinrich II. habe ihn in seinen Dienst genommen, auf Rache sinne A. und würde einen neuen Einfall in Deutschland versuchen. Jetzt hatte A. auch wiederholt erklärt, durch unparteiische Schiedsrichter seine Sache entscheiden zu lassen; aber man war gewitzigt und ließ sich jetzt nicht mehr darauf ein. Anfangs 1556 kehrte A. zurück, über Simmern nach Koburg. Auf dem Regensburger Reichstage war noch einmal eine Verhandlung angesetzt worden; sie hatte keinen besseren Erfolg als alle die früheren. Mittlerweile plante A. neue Erhebung, suchte zu einem neuen Bündnisse gegen den damaligen Zustand Bundesgenossen zu gewinnen. In dieser Zeit aber war die Gesundheit Albrechts schon ernstlich erschüttert; bald sah man, daß es mit ihm zu Ende ging. Bei seinem Schwager, Markgraf Karl von Baden in Pforzheim, verschied er am 8. Jan. 1557.

Das Andenken, das er hinterlassen, ist weder das eines fürstlichen Politikers, noch eines frommen Beschützers der Reformation. Eine frische aber wilde realistisch zugreifende Natur war er, — dem Kriegsvolke ein Abgott, dem ruhigen Bürger ein Schrecken. Wie ein Gewitter zog er verwüstend und vernichtend einher; bleibende Spuren seines Daseins ließ er nicht hinter sich zurück. Unsere Litteratur besitzt über ihn die sorgfältige und gewissenhafte Monographie

von Joh. Voigt, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. Berlin 1852, in 2 Bänden. W. Maurenbrecher.

Albrecht I., Herzog von Braunschweig, geb. 1236, † 1279, zweiter Sohn Herzogs Otto des Kindes von Braunschweig-Lüneburg und der Mathilde, einer Tochter des Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg. Der Beiname des „Großen" (longus, magnus), ursprünglich von seiner Körperlänge hergenommen, gewann unter dem Gesammteindrucke, welchen seine Persönlichkeit bei den Zeitgenossen hinterließ, unzweifelhaft schon früh einen höheren Sinn, denn er war ein schöner großer Mann, wolberedt, weise und von edlem Anstande. „Es gebrach ihm zu Zeiten an Gut und Geld, doch nie an hohem Muth und blieb ihm, so lange er lebte, auch Gut genug. Von Kindesbeinen an bis zu seinem letzten Augenblicke hat er so viel Kriege geführt, daß davon viel wundersame Mähr zu sagen wäre; dabei war in seinen Tagen also guter Friede, daß er in hohen Ehren stand": so schildert ihn die nicht lange nach seinem Tode geschriebene braunschweigische Reimchronik. A. war bei dem am 9. Juni 1253 erfolgten Hingange des Vaters von seinen Geschwistern allein mündig (der ältere Bruder Otto war im J. 1247 gestorben) und führte anfangs die Regierung in den väterlichen Ländern allein, später, bis zum J. 1267, mit dem Bruder Johann gemeinschaftlich. Am 31. Mai dieses Jahres einigten sich die beiden Brüder auf der Tagsatzung der sächsischen Fürsten bei dem „hohen Baume" bei Quedlinburg dahin, das väterliche Erbe unter sich zu theilen. Nach der Entscheidung des Looses theilte der Aeltere, wählte der Jüngere. Die eigentliche Auseinandersetzung erfolgte jedoch erst im J. 1269. Johann kürte das jetzige Fürstenthum Lüneburg, das celle'sche Land, Hannover, Giffhorn ꝛc., A. erhielt das jetzige Herzogthum Braunschweig, das Land zwischen Deister und Leine (Kalenberg), Göttingen (den Oberwald), die Gegend um Einbeck, die Stadt Helmstädt, den Papendiek, die Besitzungen vor und auf dem Harze und das Eichsfeld. Zur gesammten Hand, d. h. gemeinschaftlich, blieb den Brüdern die Stadt Braunschweig, von der jeder der beiden Fürsten Titel und Namen führen sollte, sowie die Herrschaft Giselwerder und die Städte Hameln und Helmstädt. Die Abteien, Propsteien und Präbenden wurden theils von den Fürsten allein, theils abwechselnd vergeben. Seit dieser Theilung sind die braunschweigischen Lande nie wieder unter einem Herrscher vereinigt gewesen. — Schon früh fand der jugendliche Fürst Veranlassung, seinen kriegerischen Sinn zu bewähren. Bereits im J. 1252 soll er, kaum sechszehn Jahre alt, auf Aufforderung seines mütterlichen Oheims, des Markgrafen Otto von Brandenburg, mit diesem vereint, nach Mähren dem König Ottokar von Böhmen zu Hülfe gezogen sein und tapfer in der mehrtägigen Schlacht an der March gestritten haben. — Bald bot sich ihm im eigenen Lande Gelegenheit, das landesherrliche Ansehen zu festigen und zu kräftigen, im siegreich bestandenen Kampfe mit den aufrührerischen Vasallen. Guncelin von Wolfenbüttel, durch seine Stellung als kaiserlicher Truchseß für seine Person der Gewalt der im Lande Braunschweig herrschenden Landesherren, des Pfalzgrafen Heinrich, dann des Herzogs Otto des Kindes entzogen, hatte gesucht, der persönlichen Reichsunmittelbarkeit durch Schaffung eines kleinen aber durch Burgen wohl bewehrten unmittelbaren Territoriums eine reale Unterlage zu geben. Zu dem Zwecke errichtete er auf der Asse, einem mäßig hohen Waldgebirge in der Nähe von Wolfenbüttel, welches damals noch nicht unter braunschweigischer Hoheit stand, unterstützt von einer Vereinigung benachbarter Edler und Ritter, deren Haupt er bildete und deren bekannteste Glieder die von Biwende waren, auf der höchsten Kuppe des Gebirges die feste Asseburg, etwa 1219 vollendet. Von dieser Reichsburg aus war er thätiger Organisator und Leiter der kaiserlichen Partei im Herzogthum, zu welcher, sobald es sich um Opposition gegen ein Mit-

glied des welfischen Hauses handelte, die benachbarten geistlichen Herren (Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim) und die Großen vom Harz, an der Weser und der Niederelbe mit mehr oder weniger Thätigkeit und Eifer sich stets bekannten. Auf deren Beistand und sein Ansehen trotzend, wußte Guncelin dann auch seine übrigen Besitzungen, insbesondere Wolfenbüttel und Peine, dem Lehnsverbande zu entziehen, in welchem ersteres zum Herzogthum Braunschweig, letzteres zum Bisthum Hildesheim stand. Unterstützt wurden seine Bestrebungen einerseits dadurch, daß dem jungen Herzoge Otto die Nachfolge in Braunschweig längere Jahre hindurch von der geistlichen Partei streitig gemacht wurde, dann durch den Umstand, daß die Lehnherrlichkeit über Peine dem Bisthum Hildesheim von Seiten des welfischen Hauses bestritten war. Herzog Otto das Kind ließ nach seinem definitiven Ausgleich mit dem Kaiser Friedrich II. (1235) den alten Truchseß in der geschilderten Stellung unangefochten. Sein Nachfolger Herzog A. dagegen bestrebte sich sowol die ihm höchst unbequeme Reichsfeste Asseburg aus seinen Landen zu entfernen, als auch die braunschweigische Lehnsherrlichkeit über Wolfenbüttel und Peine wieder zur Anerkennung zu bringen. Hierbei kam ihm seine Verschwägerung mit dem deutschen Könige Wilhelm von Holland, der seine Schwester Elisabeth zur Gemahlin hatte, zu Hülfe und die Hartnäckigkeit, mit welcher Truchseß Guncelin bis an sein Lebensende (1254) der hohenstaufischen Partei anhing. Nachdem König Wilhelm zunächst dem Herzog A. die Anwartschaft auf die Reichslehen des Truchseß ertheilt, sprach er letzteren später seiner Lehen verlustig, weil derselbe ihm als König zu huldigen sich geweigert. Herzog A. schickte sich an, diesen Spruch gegen des inzwischen verstorbenen Truchseß Söhne Ekbert, Burchard und Guncelin zu vollstrecken. Dagegen fanden diese Beistand bei Hildesheim, dessen Lehnsherrlichkeit über Peine sie anerkannten, und Anderen. So brach eine nach Ort und Zeit sehr ausgedehnte Fehde aus, die endlich damit endete, daß die von Wolfenbüttel (später stets von Asseburg genannt) dem Herzoge A. im J. 1258 die von ihm längere Zeit vergeblich belagerte Asseburg für vierhundert Mark überließen, Wolfenbüttel, welches der Herzog gleich anfangs (1255) erobert hatte, nicht wieder erhielten (sie bauten sich dicht daneben in Lechede eine neue Burg), dagegen Peine als hildesheimisches Lehen, welches später der Bischof von Hildesheim für Geld erwarb, behaupteten. — Diesen Streit zwischen Herzog A. und seinen Vasallen benutzte Erzbischof Gerhard von Mainz, um von dem seiner Hoheit unterworfenen Eichsfelde aus, in Gemeinschaft mit dem Grafen Konrad oder Diether von Eberstein, einen Raubzug in das Göttingische zu unternehmen; beide wurden aber durch des Herzogs Vogt, Ritter Willike, in einem dem Kloster Volkerode gehörenden Hofe unweit Vollstedt überfallen und gefangen. Der Eberstein soll als lehnsbrüchiger Vasall vor der Asseburg an den Füßen aufgehängt worden sein, der Mainzer aber blieb ein volles Jahr in Braunschweig in Haft, bis er sich aus derselben durch ein Lösegeld von 10000 Mark Silber und Abtretung von Giselwerder befreite. — Neuen Kampf bereitete dem Herzoge A. ein Zwist zwischen dem Abte von Fulda und der Stadt Hameln. Heinrich von Erthal, Abt zu Fulda, hatte die ihm zustehende Oberhoheit über die Stadt Hameln mit allen Dienstmannen und Gerechtigkeiten an den Bischof Wittekind von Minden, einen Grafen von Hoya, ohne Zustimmung der das Vogtrecht über Hameln ausübenden Grafen von Eberstein und der hamelischen Bürger verkauft. Beide weigerten sich, die Oberhoheit des Bischofs anzuerkennen; es kam zum Streite, in welchem auch Herzog A., dem die Erweiterung der bischöflichen Gewalt ebenfalls lästig fiel, Theil nahm. Bei Sedemünder kam es am 28. Juli 1259 zum Treffen, in welchem der Bischof den Sieg über die Verbündeten erfocht und viele hamelische Bürger in Gefangenschaft geriethen. Diese Haft der Bürger von Hameln soll nach der Ansicht neuerer Schriftsteller

die erste Veranlassung zu der bekannten Fabel von dem Ausgange der hamelischen Kinder und dem Rattenfänger von Hameln gegeben haben. Herzog A. zog mit erneuten Kräften gegen den Mindener Bischof zu Felde und zwang ihn zu einem Vergleiche, nach welchem die gefangenen Bürger von Hameln frei gegeben und dem Herzog die Stadt überlassen werden mußte. Später kam Hameln ganz in die Gewalt und den ungestörten Besitz der Herzöge von Braunschweig. — Ein neuer Zwist zwischen A. und dem Bischofe von Hildesheim wegen Peine wurde durch Vergleich beigelegt. — Das Jahr 1261 rief A. nach dem Norden. Hier hatte König Christoph von Dänemark den Herzog Erich von Schleswig, der sich der Oberherrlichkeit Dänemarks nicht unterwerfen wollte, verjagt; letzterer aber war nach des Königs Tode zurückgekehrt, hatte den minderjährigen König Erich Glipping und dessen Mutter Margarethe, ihres Haares wegen die schwarze Grete genannt, in der Schlacht auf der Loheide gefangen und hielt sie in Haft. Diesen die Freiheit wieder zu gewinnen, zog A. nach Holstein, eroberte Plön und belagerte, wiewol vergeblich, Kiel. Durch Vermittelung des Markgrafen von Brandenburg wurde im J. 1262 der Streit beigelegt und die Gefangenen frei gegeben, mit denen A. nach Dänemark ging, wo ihm als Vormund des minderjährigen Königs die Statthalterschaft über die Provinzen Laaland, Schonen, Fehmern, Falster und Fühnen übertragen wurde und nur die offene, in Aufruhr ausartende Widerwilligkeit der Dänen gegen den Ausländer verhinderte eine beabsichtigte Vermählung der schwarzen Grete mit dem langen A. Dieser kehrte im J. 1263 nach Deutschland zurück, wo seiner neue Kämpfe warteten. Nach dem Tode des Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen hatten Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen und die Landgräfin Sophie von Thüringen, die Gemahlin Heinrichs II. von Brabant, eine Tochter des Landgrafen Ludwigs IV. und der heiligen Elisabeth, Ansprüche an die erledigte Landgrafschaft gemacht. Es war zwischen beiden zum Kampfe gekommen und Sophie hatte sich den Herzog A. dadurch zum Bundesgenossen gemacht, daß sie schon im J. 1254 ihm ihre Tochter Elisabeth, welche jedoch im J. 1261 kinderlos verstarb, zur Gemahlin gegeben hatte. Seit dieser Zeit hatte A. thätig in den Streit eingegriffen, hatte im J. 1259, nach Beendigung der Asseburger Fehde, Kreuzburg eingenommen und das Land weit umher der Landgräfin Sophie unterworfen. Während des Aufenthalts Albrechts in Dänemark waren diese Eroberungen aber wiederum an Markgraf Heinrich verloren gegangen, und um der bedrängten Frau zu Hülfe zu kommen, unternahm A. noch im J. 1263 einen Ritterzug nach Thüringen, brach in das Osterland ein und verheerte die Gegend um Naumburg, Merseburg und Altenburg. Um Beistand zu holen, eilte Markgraf Heinrich nach Böhmen, Rudolf, Schenk zu Vargila aber führte ein Fähnlein Reisiger den Söhnen desselben, A. und Dietrich, zu. Mit diesen vereint, eilte Schenk Rudolf dem Herzoge entgegen. Unweit Besenstedt an der Elster zwischen Halle und Wettin gedieh es am 27. Oct. 1263 zwischen den feindlichen Truppen zum Treffen. Die Braunschweiger, durch unvermutheten Ueberfall überrascht, fochten tapfer aber unglücklich. Herzog A., „der tucht unde der truwe ein lecht (Licht)", wie die Reimchronik sagt, gerieth am 28. Oct. verwundet in der Gegner Gewalt und wurde nach Merseburg geführt, wo er dem Bischofe Friedrich zu ritterlichem Gewahrsam übergeben wurde. Fast anderthalb Jahre blieb er in dieser Haft, indem er sich standhaft weigerte, durch die von dem Sieger geforderten harten Bedingungen seine Freiheit zu erkaufen. Erst nach langen Unterhandlungen gelang es seinem Bruder Johann, ihn durch Zahlung von 8000 Mark Silbers und Abtretung der an der Werra belegenen welfischen Städte Eschwege, Witzenhausen, Fürstenstein, Arnstein, Wanfried rc., welche dadurch für immer der welfischen Herrschaft verloren gingen, aus der

17*

Haft zu lösen. Markgraf Heinrich verglich sich im J. 1264 mit der Landgräfin Sophie dahin, daß diese gegen Abtretung von Hessen und der Werra-Länder an ihren Sohn Heinrich allen ferneren Ansprüchen auf Thüringen entsagte. Herzog A. kehrte nach Braunschweig zurück, machte im J. 1265 in Begleitung mit dem Markgrafen Otto mit dem Pfeile von Brandenburg eine Heerfahrt nach Preußen und begab sich dann nach London, wo er sich mit Adelheid (Adelise, Alesine), einer Tochter des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, einer nahen Verwandten der Gemahlin König Heinrichs III. von England, vermählte. Bereits im J. 1262 hatte er sich mit derselben zu St. Germain le Prez durch Procuration verheirathet. Nach Deutschland zurückgekehrt, theilte A., wie bereits erwähnt, in den Jahren 1267 und 1269 mit seinem Bruder Johann das väterliche Erbe. — Nach der zweiten Verheirathung und der Theilung legte sich Albrechts kriegerischer Sinn. Fortan war er mehr und mehr bemüht, seine Macht auf friedlichem Wege durch Ankauf benachbarter Grundherrlichkeiten zu vergrößern. Vorzugsweise beschäftigte er sich mit der Hebung der ihm in der Theilung zugefallenen Länder und Städte. So erwarb er die Vogtei über Hörter, Hameln, Bodenfelde, so erhielt er die homburgischen Lehen, die Stadt Hornburg (1268). Im J. 1270 zog er das Schloß Grubenhagen als verwirktes Lehen ein und schlug daselbst zeitweilig seine Hofstatt auf, im J. 1271 erwarb er die Vogtei über Helmstädt und im folgenden Jahre von den Raugrafen Adolf und Ludolf von Dassel die Stadt Einbeck. — Mit Sorgfalt und Thätigkeit bemühete er sich um Aufblühen und Hebung des Handels und der Gewerbe in den Städten. Wie er während seines Aufenthaltes in London im J. 1265 den Kaufleuten von Hamburg und Bremen die Erlaubniß erwirkt hatte, ihre eigene Kaufmannsgesellschaft oder Hanse errichten zu dürfen, so bestätigte er der Stadt Braunschweig das vom Vater desselben ertheilte Stadtrecht und auf seine Veranlassung einigten sich die drei Weichbilde der Stadt, die Altstadt, Neustadt und der Hagen, hinsichtlich gemeinschaftlicher Führung ihrer Kasse, über Benutzung der Einkünfte und Besetzung des Raths. Nach der Anschauungsweise seiner Zeit gründete er zu seinem Seelenheil eine große Anzahl Klöster, obgleich er mit den ihm benachbarten geistlichen Fürsten in stetem Streite lebte, so mit dem Erzbischof von Mainz. Die feste Einheit und Ordnung, welche A. in der Landesverwaltung einzuführen und zu erhalten verstand, veranlaßte Kaiser Rudolf von Habsburg, ihm im J. 1277 die Aufsicht über die Reichsgüter und Reichsstädte in Niedersachsen zu übertragen. In demselben Jahre übernahm A. die Vormundschaft über den unmündigen Sohn seines verstorbenen Bruders Johann. Am Ende seiner Tage wurde er noch mit seinem Bruder, dem Bischofe Otto von Hildesheim, in einen Kampf verwickelt, dessen Ende beide Brüder nicht erlebten. Otto starb am 4. Juli 1279 und bereits am 15. Aug. (oder nach anderen Nachrichten am 15. Sept.) desselben Jahres folgte diesem der Bruder A. im Tode nach. Seine Leiche wurde im St. Blasiusdome in Braunschweig beigesetzt. Von seiner ersten Gemahlin Elisabeth waren ihm keine Kinder geboren, mit der zweiten, Adelheid von Montferrat, welche sich später wieder an den Grafen Gebhard von Schaumburg verheirathete, umstanden eine Tochter und sechs Söhne den Sarg des Vaters. Von den letzteren wählten drei, Konrad, Lothar und Otto, den geistlichen Stand, die drei älteren, Heinrich (s. d.), Albrecht (s. d.) Wilhelm theilten im J. 1286 das väterliche Erbe. Wilhelm, der bei der Theilung die Städte Braunschweig, Wolfenbüttel, Schöningen, Gandersheim und Seesen, die Staufenburg, Gebhardshagen, Lichtenberg, den Papendiek, den Hasenwinkel, den dritten Theil der geistlichen Lehen zu Braunschweig und der Bergwerke des Rammelsberges erhielt, scheint ein schwacher gutmüthiger Herr gewesen zu sein, welcher ganz von seinem Bruder Heinrich beherrscht wurde, dessen

Einfluß er sich vergeblich zu entziehen bemüht war. Er starb kinderlos im September 1292 und seine Länder fielen nach langem Streite größtentheils an den Bruder Albrecht den Feisten. Ueber Konrads Lebensumstände sind wenig Nachrichten auf uns gekommen; Lothar oder Luder (s. d.) wurde Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen. Otto trat in den Tempelherrenorden und erhielt, als der Orden aufgehoben wurde, einige Einkünfte aus der den Johannitern überwiesenen Komthurei Supplingenburg und als lebenslängliche Wohnung den Tempelhof zu Braunschweig. Albrechts Tochter Mathilde war an Herzog Heinrich von Glogau und Sagan verheirathet.

Vergl. Rethmeier, Braunschweigische Chronik Thl. I. Gallerie der berühmten Herzöge von Braunschweig (Braunschw. 1838). Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg-Göttingen, 1853, Thl. I. S. 382 ff. Eine umfassende und gründliche aber ungedruckt gebliebene Monographie über Albrecht den Großen von Koch, dem gelehrten Verfasser der pragmatischen Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg, befindet sich im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel. Spehr.

Albrecht der Feiste (fette, pinguis), Herzog von Braunschweig, † 22. Sept. 1318, zweiter Sohn des Herzogs Albrecht des Großen und der Adelheid von Montferrat, befand sich noch in den Knabenjahren, als sein Vater im J. 1279 starb. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Anfangs stand er mit seinen Brüdern Heinrich und Wilhelm unter der Vormundschaft der Mutter und des Vaterbruders, Bischof Konrad von Verden. Aber schon früh, bald nach des Vaters Tode, scheint der ältere Bruder Heinrich (später der Wunderliche genannt) die Regierung für sich und seine beiden Brüder übernommen zu haben, wobei er bei besonders wichtigen Fällen deren Einwilligung zu den Regierungsangelegenheiten einzuholen verpflichtet war. Im J. 1286 kam es zur Theilung des väterlichen Erbes zwischen den drei Brüdern, bei welcher Herzog A. den sogenannten Oberwald mit Göttingen, Münden, Giselwerder, Lauenburg am Sollinge, die Herrschaft Nordheim, das Land zwischen Deister und Leine, Kalenberg mit Hannover, ein Dritttheil der geistlichen Lehne zu Braunschweig und der Bergwerke des Rammelsberges erhielt. A. schlug seine Hofstatt zu Göttingen auf, wo er auf der Burg Vollruz residirte und ist vornehmlich in der Geschichte der Lande Braunschweig dadurch von Bedeutung, daß er der Stifter der göttingischen Linie und dadurch der Stammvater des jetzigen braunschweigischen Gesammthauses ist. Er war ein gutmüthiger, frommer und freigebiger Herr, welcher durch Liebe zu Aufwand und Verschwendung oft in Geldverlegenheit gerieth und manche Gerechtsame zu verpfänden sich genöthigt sah. Freund der Geistlichkeit, nahm er im J. 1294 die Pauliner in Göttingen, wo er 1305 den Kaland errichtete, und im J. 1307 in Braunschweig auf, wo er ihnen im J. 1315 ein Kloster, das jetzige herzogliche Museum und Zeughaus, erbaute. Den Städten besonders war Herzog A. hold und zugethan. Der Stadt Braunschweig überließ er im J. 1296 die Einkünfte von der Vogtei, den Zöllen und den Mühlen im Sacke und in der Altenwiek, der Stadt Göttingen bestätigte er im J. 1288 ihre sämmtlichen Vorrechte, doch verlegte er in Folge des Erwerbs des Erbes seines Bruders Wilhelm seine Residenz nach Braunschweig in die alte Stammburg Dankwarderode, zu welcher Verlegung auch wol der Groll mitgewirkt haben mag, den die Göttinger Bürger durch eigenmächtige Zerstörung der Burgen Grone und Harste bei ihm erregt hatten. Zeitweilig residirte A. auch auf der Burg zu Wolfenbüttel und auf der Asseburg. Besonders erfreute sich die Stadt Helmstädt seiner Gunst. Ihr ertheilte er im J. 1300 einen besonderen Schutzbrief und verpfändete ihr die Vorstadt Neumarkt und die Gerichtsbarkeit. — Der wichtigste Zuwachs, den A. dem braunschweigischen Hause erwarb, war der Kauf

des Schlosses und der Stadt Nienover von dem Grafen Otto von Waldeck für 1800 Mark Silber im J. 1303. — Eigene Neigung und des Bruders Heinrich unruhiger Geist verwickelten ihn oft in Streit und Fehde. Ein mit dem Bruder Heinrich im J. 1286 geschlossener Vertrag, nach welchem die Brüder die mit ihren Gemahlinnen erheiratheten Güter zur gesammten Hand besitzen, die geistlichen Lehen gemeinschaftlich, die anderen Lehen nicht ohne des anderen Bewilligung verleihen wollten ꝛc., scheint nicht lange in Kraft bestanden zu haben, denn schon in dem im J. 1287 zwischen Heinrich und dem Bischofe Siegfried von Hildesheim entstandenen Streite standen die Herzöge A. und Wilhelm bald zur Partei des Bischofs und belagerten im J. 1288 mit dem Bischofe die Stadt Helmstädt, in welche Heinrich sich geflüchtet hatte. Diesem gelang es in seiner Bedrängniß einen Waffenstillstand zu vermitteln. Friedensunterhändler, an der Spitze der Abt zu Werden, Otto von Warberg, zogen in die Stadt ein, wurden aber von den Bürgern verrätherisch ermordet. Eine Folge dieses Kampfes scheint der Streit um die Feste Herlingsberg unweit Goslar gewesen zu sein. Heinrich der Wunderliche hatte das vom Kaiser Otto IV. erbaute Bergschloß neu befestigt und mit einer Besatzung belegt, welche durch wiederholte Raubzüge den Bürgern von Goslar und Hildesheim sehr beschwerlich wurde. Die Bischöfe von Magdeburg und Hildesheim, die Markgrafen von Brandenburg, des Herzogs Heinrich Brüder, die Fürsten von Anhalt u. a. m., berannten mit ihren Heerhaufen die Burg, Heinrich im Bunde mit dem Markgrafen von Meißen, den Landgrafen von Thüringen und Hessen, den Städten Bremen und Verden, wehrte sich tapfer, doch wurde der Herlingsberg 1291 genommen und zerstört. Als 1292 Herzog Wilhelm ohne Erben gestorben war, entstand um den Besitz des Landestheils, welcher ihm in der Theilung zugefallen war, besonders um die Stadt Braunschweig, zwischen den Brüdern Heinrich und A. Uneinigkeit. Die Geschlechter und der Rath der Stadt hielten zu Herzog A., die Gilden, unter ihren Meistern, zu Herzog Heinrich. Es kam zu offenem Aufruhr der Gilden gegen den Rath. Die Zünfte wählten aus ihrer Mitte neue Bürgermeister und droheten den Geschlechtern völligen Untergang. Eine am 5. Aug. 1293 erfolgte Einigung, nach welcher der alte Rath mit dem neuen gemeinschaftlich regieren sollte, hatte keinen Bestand. Herzog A. forderte von dem Bruder die Herausgabe der Länder des verstorbenen Bruders. Herzog Heinrich, der sich auf der Burg Dankwarderode zu Braunschweig eingefunden, weigerte die Aushändigung und die Gilden erklärten ihn für ihren Landesherrn, ihm hätten sie gehuldigt, dem, der von Herzog Albrechts Herrschaft spreche, drohten sie mit dem Tode. Herzog A. aber erschien in der Stille vor Braunschweig, wurde in der Nacht von dem Rathe in die Stadt gelassen, ließ die aufrührerischen Gildemeister ergreifen und hinrichten, vertrieb den Bruder aus der Burg, setzte den alten Rath wieder ein und ließ sich als Landesherr huldigen. Wahrscheinlich haben dann die Brüder sich über die Erbschaft in Güte vertragen, wenigstens ist von Streitigkeiten zwischen denselben nichts weiter bekannt und aus der Ausübung von Hoheitsrechten durch Herzog Heinrich in manchen Theilen des braunschweigischen Landes, läßt sich schließen, daß er diese vom Bruder A. abgetreten erhalten habe. — Straßenräuber und Wegelagerer fanden an A. dem Feisten einen unerbittlichen Widersacher, so zerstörte er mit Hülfe der Magdeburger und Braunschweiger die Burg Weferlingen gänzlich. — Streitigkeiten, in welche er mit dem lüneburgischen Vetter Otto den Strengen und mit dem Landgrafen Heinrich von Hessen gerieth, wurden bald geschlichtet. Es wurde im J. 1306 dahin vertragen, daß das Schloß Hessenburg bei Münden abgebrochen und nicht wieder aufgebaut werden solle; die Jagd im Kaufunger Walde blieb beiden Landesherren gemeinschaftlich. In die letzten Regierungsjahre des Herzogs A. fiel die Aufhebung des Tempel-

herrenordens. Die in seinen Landen belegenen Tempelhöfe wurden niedergerissen und nur der in Braunschweig blieb erhalten. Die Tempelherrengüter wurden eingezogen und dem Johanniterorden übergeben.

Herzog A. liegt im Blasiusdom zu Braunschweig begraben. Vermählt war er mit Rixa, Tochter des Wendenfürsten Heinrich von Werle, welche er 1284 heimgeführt und mit welcher er vier Töchter und neun Söhne erzeugt hat. Von den ersteren war Adelheid an Johann, den Sohn des Landgrafen Heinrich von Hessen, vermählt, ging nach dem frühen Tode des Gemahls in das Kloster, verrichtete Wunder und wurde später heilig gesprochen; die zweite, Richenza, wurde Aebtissin zu Gandersheim, von den beiden anderen sind nur die Namen Mechtild und Jutta bekannt. Von den Söhnen starben drei, Bruno, Wilhelm und Johann, in der Jugend, drei andere wurden Geistliche. Luder oder Lothar trat in den deutschen Orden, weshalb er oft mit seinem Oheim Luder verwechselt wird, Albrecht, † 1358, wurde Bischof von Halberstadt, Heinrich, † 1362, Bischof von Hildesheim. Beide hatten mit den unruhigen Nachbarn manche Fehde zu bestehen. Die drei anderen Söhne Albrechts, Otto der Milde, Magnus der Fromme und Ernst, über welche die besonderen Artikel zu vergleichen, folgten dem Vater in der Regierung nach.

Zur Litteratur vgl. Herzog Albrecht I. Spehr.

Albrecht II., Herzog von Braunschweig aus der grubenhagenschen Linie, † um 1383, war der älteste Sohn des Herzogs Ernst des Aelteren von Grubenhagen. Sein Geburtsjahr und wie er seine Jugend verlebte, ist nicht bekannt. Schon bei des Vaters Lebzeiten von diesem zum Mitregenten angenommen, beherrschte A. nach dessen Tode das Fürstenthum Grubenhagen, einige Besitzungen zu Osterode und Herzberg ausgenommen, welche er seinem Bruden Friedrich abtrat, allein und wählte zu seiner Hofstatt die Burg Salz der Helden bei Einbeck, weshalb er auch der „Herzog zum Salze“ genannt wurde. Man rühmt ihn als Liebhaber der Geschichte und Wissenschaften; gleichwol blühete unter ihm die Wegelagerei, der er selbst nicht fremd gewesen sein soll, wodurch er mit seinen Nachbarn in manchen Streit gerieth. 1361, am Tage St. Petri und Pauli, ertheilte Herzog A. mit seinem Bruder Johann der Stadt Braunschweig den Huldebrief, gerieth noch in demselben Jahre mit dem Grafen Otto von Waldeck und dessen Sohn Heinrich in Fehde und wurde mit dem Bruder 1362 in der Schlacht bei Arnoldshausen gefangen. Erst nach geschworener Urfehde erhielt er die Freiheit wieder. Besonders hart wurden durch die Streifzüge Albrechts und seiner Vasallen die Länder des Landgrafen Friedrich des Strengen von Thüringen betroffen. Nach ernsten aber vergeblichen Mahnungen rückte der Landgraf 1365 mit einem für damalige Zeit bedeutenden Heere, wie behauptet wird, mit achtzehntausend Mann in das Grubenhagener Land ein und lagerte vor Einbeck und Salz der Helden, mußte aber nach einigen Monaten unverrichteter Sache wieder abziehen. Bei Gelegenheit dieser Fehde wird zum ersten Male in den braunschweigischen Landen eines Geschützes erwähnt („diz waz die erste buchse, dy yn dessin landin vernommen wart“). Doch verwüstete der Landgraf Städte und Dörfer, nahm und brach mehrere der Raubburgen von Albrechts Vasallen, und zwang diesen dadurch, um Frieden zu bitten. Bald aber brach A. den Frieden aufs neue, der Landgraf überzog seine Lande nochmals und A. mußte sich bis zum geschlichteten Streit zum Einlager in Eisenach bequemen. Durch diese Fehden in Geldbedrängniß gerathen, sah sich Herzog A. genöthigt, mehrere seiner Besitzungen zu verpfänden, so 1365 die Vogtei in und um Hameln an den Grafen Johann von Spiegelberg, 1372 die Stadt Hameln selbst an den Grafen Otto von Schaumburg und 1370 dem Rathe der Stadt Braunschweig seinen Antheil an

der Altenwiek, dem Sacke, der Gerichtsbarkeit, dem Judenzolle und an den Mühlen von Braunschweig. Im J. 1381 verkaufte er dem Bischofe von Hildesheim mehrere um Einbeck belegene Dörfer für 300 rheinische Goldgulden auf Wiederkauf. Seine Gemahlin Agnes, Tochter des Herzogs Magnus mit der Kette von Braunschweig, gebar ihm einen Sohn, Erich. A. starb wahrscheinlich im J. 1383 und liegt im Alexanderstifte zu Einbeck begraben.

Zur Litteratur vgl. außer den bei Herzog Albrecht I. angeführten Werken: Max, Geschichte des Fürstenthums Grubenhagen. Hannov. 1862. Thl. I. S. 246. Spehr.

Albrecht III., Herzog von Braunschweig-Grubenhagen, † 1486, dritter Sohn des Herzogs Erich I. oder des Siegers, Großsohn des Herzogs Albrecht II., war bei dem am 27. Mai 1427 erfolgenden Tode seines Vaters noch minderjährig, weshalb Herzog Otto der Jüngere von Grubenhagen-Osterode bis 1440 die Vormundschaft über ihn und seine Brüder Heinrich und Ernst übernahm. Danach regierten die drei Brüder bis zum Tode Heinrichs, 1464, gemeinschaftlich, wie denn die grubenhagensche Linie sich stets durch wahrhaft brüderliche Eintracht und wankellose Treuherzigkeit der einzelnen Familienglieder unter einander auszeichnete. Nur in wenigen Fällen handelte A. allein. Nach Heinrichs Tode übernahm er, da Ernst verzichtete und Geistlicher wurde, die Regierung und die Vormundschaft über Heinrichs gleichnamigen Sohn. Trotz seines friedlichen Sinnes wurde er mehrmals in Fehden verwickelt, welche jedoch für seine Person stets unblutig abliefen. So gerieth der Herzog Wilhelm der Jüngere von Göttingen im J. 1477 mit der Stadt Einbeck in Streit und lagerte im J. 1479 mit seinem Heere vor derselben. Einbecks streitbare Bürger zogen ihm ins freie Feld entgegen; Herzog Wilhelm lockte die sorglosen Gegner in einen Hinterhalt und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei. Mehr als 300 Einbecker sollen, wie die Chronisten etwas unglaubhaft berichten, getödtet und über 800 derselben gefangen genommen und nach Wilhelms Burg Hardegsen gebracht sein. Während die Herzoge Wilhelm und A. am 5. Dec. 1479 in Göttingen sich vertrugen, ohne daß es zwischen beiden zum Kampfe gekommen war, mußten die Einbecker ihre gefangenen Mitbürger mit 30000 Gulden lösen und sich in Wilhelms Schutz begeben. — Trotz aller Frömmigkeit und Gottesfurcht trieb Herzog A., wenn auch nicht in eigener Person, so doch durch seine Dienerschaft das Raubritterwesen, wie mehrere urkundlich erwiesene Vorfälle ergeben. Nach des Mündels Heinrich, im J. 1479, erreichter Volljährigkeit einigten sich Oheim und Neffe über die Herrschaft ihrer Länder dahin, daß A. die Burgen Herzberg und Osterode, Heinrich die Burg zu Salz der Helden erhielt, das Schloß Grubenhagen und die Städte Osterode und Einbeck aber gemeinschaftlich bleiben sollten. A. war mit Elisabeth, des Grafen Volrad von Waldeck Tochter verheirathet, welche ihm drei Söhne und eine Tochter Sophie, später Aebtissin von Gandersheim, gebar. Von den Söhnen starb Ernst bald nach des Vaters Tode, Philipp folgte in der Regierung und Erich wurde Bischof von Osnabrück und Paderborn, im J. 1532 auch zum Bischofe von Münster gewählt, starb aber, ehe er bestätigt wurde, am 14. Mai desselben Jahres. A. liegt zu Osterode begraben.

Vgl. die Litteratur z. Art. Albrecht I. und II. Spehr.

Albrecht, Prinz von Braunschweig, fünfter Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 4. Mai 1725, blieb, zwanzig Jahre alt, als Generalmajor in der preußischen Armee in der Schlacht bei Soor, unweit Trautenau in Böhmen, am 30. Sept. 1745, von drei Kugeln getroffen. Sein Bruder, der regierende Herzog Karl I. von Braunschweig, ließ ihm im Erbbegräbnisse im St. Blasiusdome zu Braunschweig, in welchem die Leiche am

19. Oct. 1745 beigesetzt wurde, einen prachtvollen, schön gearbeiteten Sarkophag von Marmor und Alabaster errichten. Spehr.

Albrecht Heinrich, Prinz von Braunschweig, dritter Sohn des Herzogs Karl I. von Braunschweig und von Philippine Charlotte, Prinzessin von Preußen, Schwester Friedrichs des Großen, geb. 26. Febr. 1742, jüngerer Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und des Herzogs Friedrich August von Braunschweig-Oels, älterer des Prinzen Leopold von Braunschweig, erhielt gemeinschaftlich mit seinem Brüdern durch tüchtige Lehrer, dann auf dem Collegium Carolinum unter Leitung des Abts Jerusalem Erziehung und Unterricht. Nach der durch letzterem erfolgten Confirmation trat Prinz A., wie seine Brüder, in den Kriegsdienst, um unter Führung seiner Oheime Friedrich von Preußen und Ferdinand von Braunschweig seine ersten Lorbeeren zu erkämpfen. Der Beginn seiner Laufbahn war aber auch zugleich das Ende. Vier Tage nach dem siegreichen Gefechte bei Vellinghausen, am 20. Juli 1761, fiel zwischen dem Corps des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand und einem französischen Heerhaufen bei dem Dorfe Rühne ein Scharmützel vor. Tollkühn stürzte sich der neunzehn Jahre alte Prinz dem Feinde entgegen, vergebens entfernte der Erbprinz ihn durch besondere Aufträge zweimal aus dem Feuer. Prinz A. vereitelte die Fürsorge des Bruders und kehrte stets in das Gefecht zurück, in welchem er durch eine Musketenkugel tödtlich am Halse verwundet wurde. Er wurde zuerst nach Werl, dann nach Hamm gebracht, wo er am 8. Aug. 1761 starb. Sein Erzieher, Abt Jerusalem, widmete ihm einen schön geschriebenen Nachruf: „Das Leben des Prinzen Albrecht Heinrich von Braunschweig und Lüneburg", Braunschweig 1762, in welchem er besonders die sich auf Religion stützende Ergebung und Geduld bei dem Ertragen der größten Schmerzen rühmt. Des Prinzen Leiche wurde am 21. Aug. 1761 im herzoglichen Erbbegräbnisse zu Braunschweig beigesetzt. Spehr.

Albrecht II., Bischof von Halberstadt (1325—58), war ein Sohn Herzog Albrechts des Feisten von Braunschweig-Lüneburg (Göttingen). Die Zeit seiner bischöflichen Amtsführung ist eine fast ununterbrochene Kette von Zerwürfnissen mit dem päpstlichen Stuhl, von Zwistigkeiten mit seinem Domcapitel und der Stadt Halberstadt, von Fehden mit den angrenzenden Fürsten und Herren. Etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts geboren, trat er früh in den geistlichen Stand, war bereits 1319 Domherr zu Halberstadt und erhielt auch bald darauf die Dompropstei zu St. Alexander in Einbeck. Nach dem Tode Bischof Albrechts I. (1324 Sept. 14) schritt das Domcapitel zur Wahl, nachdem es am 6. Oct. eine von dem künftigen Bischof zu beschwörende Wahlcapitulation entworfen hatte, welche u. a. Bestimmungen über die Jurisdiction der Archidiacone und der bischöflichen Officialen, die Dompropsteigüter, die Verpfändung der Stiftsgüter enthielt. Die meisten Stimmen fielen auf den Domherrn Ludwig von Steindorf, nur fünf auf A. Der Erzbischof Matthias von Mainz als Metropolit von Halberstadt entschied sich für letzteren, wogegen der Papst Johann XXII. unter Nichtachtung des Wahlrechts des Domcapitels das erledigte Bisthum Giseko von Holstein übertrug, der, wenn er auch niemals in den Besitz desselben kam, doch nicht aufhörte, Ansprüche darauf zu erheben. In die Zeit zwischen dem Tode Albrechts I. und der Bestätigung Albrechts II. fallen Streitigkeiten des Stifts Halberstadt mit Anhalt wegen der Grafschaft Aschersleben und fast gleichzeitig brach eine Fehde aus zwischen dem Stift und den Grafen Albrecht und Bernhard von Reinstein, den Schutzherren der Stadt Quedlinburg. Bischof A. eroberte die den Grafen gehörende dicht bei Quedlinburg gelegene Güntekenburg um Ostern 1325, und in Folge dieses Sieges ging die Schutzherrlichkeit über die Stadt Quedlinburg auf das Stift Halberstadt über (1326 April 14). Nachdem der Bischof noch eine bedeutendere Fehde mit Meißen ausgekämpft hatte,

brach der alte Zwist wieder aus. Der Bischof beschuldigte die Grafen, daß sie außer verschiedenen Gewaltthätigkeiten und Eingriffen in seine Rechte Kirchen zu befestigten Plätzen umgebaut hätten. Als Schiedsrichter wählten die streitenden Parteien Herzog Otto von Braunschweig, des Bischofs Bruder. Aber der Spruch des Herzogs befriedigte die Grafen nicht. Von neuem erhoben sie die Waffen und schädigten das Stift und die mit ihm verbundene Stadt Quedlinburg. Sie waren aber in diesem Kampfe nicht glücklich und mußten ihren Gegnern verschiedene Zugeständnisse machen. Noch ehe jedoch die Fehde mit den Grafen von Reinstein beigelegt war, wurde die Thätigkeit Bischof Albrechts bereits von anderer Seite in Anspruch genommen. In Folge der Umtriebe des Domdechanten Jacob Snelhard verband sich das Halberstädter Domcapitel mit den drei dortigen Collegiatstiftern, ihre Freiheiten und Gerechtsame gegen alle Eingriffe zu schützen. Diese Verbindung war natürlich gegen Bischof A. gerichtet. Durch Vermittlung Herzog Otto's, des Bischofs Bruder, kam vorläufig ein Vergleich (1336 Juli 17) zu Stande, der jedoch den Frieden nur auf kurze Zeit herstellte. Durch den Einfluß Snelhard's wurde die Bürgerschaft Halberstadts gegen ihren Bischof aufgereizt. Dieser beschwerte sich bei seinem Metropolit, dem Erzbischof von Mainz, der zur Untersuchung der Streitigkeiten Magister Albrecht von Gotha nach Halberstadt schickte. Der mainzische Abgesandte entschied gegen Snelhard, den er auch aller seiner Würden entsetzte. Obgleich Bischof A. die Stifter vorher mit dem Banne belegt hatte, so fuhren viele Geistliche doch fort, gottesdienstliche Handlungen vorzunehmen. Der Bischof ließ den Dom und die Liebfrauenkirche schließen, auch einen niederen Geistlichen, der Messe lesen wollte, daran hindern. In Folge dessen bricht in der Stadt ein Aufruhr aus, mehrere Abgeordnete des Bischofs werden erschlagen, er selbst muß sich flüchten. Erst im J. 1338 wurden auch diese Wirren geschlichtet, A. hob den über die Stadt verhängten Bann auf, die Urkunden über die zwischen der Bügerschaft und den Capiteln abgeschlossenen Bündnisse wurden ihm in Gegenwart einer großen Menge von Prälaten und Rittern übergeben und vernichtet, und nach einiger Zeit hielt er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern, Vettern und anderen weltlichen und geistlichen Großen seinen feierlichen Einzug in die Stadt, und die Bürgerschaft huldigte ihm von neuem. Im J. 1340 brach wiederum die Fehde zwischen dem Stifte Halberstadt und den Fürsten von Anhalt aus. Obwol Erzbischof Otto von Magdeburg, der von den Parteien als Schiedsrichter erwählt war, das Recht der anhaltinischen Fürsten auf Aschersleben anerkannte und Fürst Bernhard auch vom Kaiser belehnt wurde, so blieb doch das Stift Halberstadt in dem Besitze von Aschersleben. Eine andere blutige Fehde erhob sich, als nach dem Tode Giseko's von Holstein der Papst den Grafen Albrecht von Mansfeld als Bischof von Halberstadt einsetzen wollte. In diesem Kampfe gegen den Grafen von Mansfeld wurde der Bischof von seinen Brüdern und den Städten Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben unterstützt. In den fünfziger Jahren traten neue und ernstliche Verwickelungen mit dem päpstlichen Stuhle ein. Innocenz VI. suchte mit allen Mitteln Bischof A. aus seinem Stifte zu drängen. Nach dem Tode des Grafen Albrecht von Mansfeld ernannte der Papst Ludwig von Meißen zum Bischof von Halberstadt, der dann auch, nachdem A. vom Papste in den Bann gethan, auf sein Bisthum resignirt hatte, in der That der Nachfolger des letzteren wurde. Noch am 13. Mai 1358 stellte A. eine Urkunde aus. In demselben Jahre scheint er gestorben zu sein; begraben ist er in der St. Blasiikirche zu Braunschweig.

Historia Alberti II. episcopi Halberstadensis ab anno 1324 ad 1359 conscripta. Gedruckt bei Leibnitz, Scriptores Rerum Brunsvicensium II. 148—152. Budäus, Bischof Alberti II. von Halberstadt Leben, Wandel ꝛc. Halberstadt 1624. Janicke.

Albrecht IV., Erzbischof von Magdeburg von 1383—1403, war ein geborener Edler von Querfurt. Während seines Aufenthaltes in Rom, wo er sich um das Bisthum Merseburg bewarb, wurde er nach dem Tode Erzbischof Friedrichs (1382 Nov. 9) vom Mageburger Domcapitel einhellig zu dessen Nachfolger erwählt. Seine Regierungszeit ist für das Magdeburger Land keine allzu glückliche gewesen: sie wird fast ausschließlich ausgefüllt durch zahlreiche Fehden, in die Erzstift und Stadt Magdeburg mit der Mark Brandenburg und dem Herzog Rudolf von Sachsen verwickelt wurden, sowie durch vielfache Streitigkeiten zwischen ihm und der Stadt Magdeburg. Dazu kam noch, daß A. seit 1395 als Kanzler König Wenzels seine Zeit und Kraft mehr den Interessen Böhmens und des Reiches zuwandte, als denen seines Erzstiftes. Die anarchischen Zustände in der Mark Brandenburg seit dem Tode Karls IV. zogen die angrenzenden Länder, vor Allem das Magdeburgische, in stete Mitleidenschaft. Die Fehden gegen die Mark, theils vom Erzbischofe in Verbindung mit der Stadt Magdeburg, theils von jenem oder dieser allein unternommen, ziehen sich mit geringen Unterbrechungen unter wechselndem Glücke durch die Jahre 1385—1400. Zu gleicher Zeit (1396) unternahm noch Herzog Rudolf von Sachsen, man weiß nicht aus welchem Grunde, einen Einfall ins Magdeburgische. Die Magdeburger unter Anführung des Dompropstes Heinrich von Warberg erlitten bei Jüterbogk eine Niederlage und mußten ihre Gefangenen mit schwerem Gelde auslösen.

Das Verhältniß Erzbischof Albrechts zur Stadt Magdeburg, anfangs ein gutes, erlitt bereits 1385 einen harten Stoß durch sein Verlangen, daß die Bürger sich dem vom König Wenzel bestätigten sächsischen Landfrieden, der aber deren Selbständigkeit stark beeinträchtigte, fügen sollten. Ernster wurden die Irrungen zwischen beiden Theilen, als der Erzbischof im J. 1401 eine schlechtere Münze schlagen ließ. Das Domcapitel wurde durch den Rath von der Gährung in der Bürgerschaft unterrichtet, so daß dieses sammt den Mitgliedern der Collegiatstifter es vorgezogen, die Stadt zu verlassen. Durch die Umsicht des Rathes kam zwar ein Vertrag zu Stande, der das Münzwesen regelte, aber kurze Zeit nachher erhoben sich neue Zwistigkeiten wegen verschiedener Ansprüche seitens des Domcapitels. Noch ehe dieselben beigelegt wurden, brach am 14. Sept. 1402, gleichfalls wegen der Münze, ein Aufstand in der Stadt aus. Die Aufrührer zerstörten die erzbischöfliche Münze, zogen nach dem unter der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs stehenden Neuen Markte, richteten hier viel Verwüstungen an, begaben sich dann nach der Altstadt zurück und setzten hier einen neuen Rath ein. Dieser erließ unter Pression der Führer des Aufstandes ein neues Münzgesetz, das aber die schädlichsten Wirkungen für die Stadt hatte. Erzbischof A. verklagte die Stadt, nachdem von Seiten der aufständischen Partei seine Bereitwilligkeit zu einem billigen Vergleiche zurückgewiesen war, vor dem Dompropst zu Hildesheim. Der Stadt Magdeburg dorthin abgesandte Vertreter wurden bei ihrer Rückkehr von Ludolf von Warberg, dem Bruder des Dompropstes, gefangen genommen und dadurch die Verhandlungen in die Länge gezogen. Die Stadt wurde mit dem Interdicte belegt und vor das Landfriedensgericht nach Salze geladen. Die Magdeburger, von befreundeter Seite gewarnt, hier zu erscheinen, blieben aus. Der Erzbischof erhob Klage gegen die Magdeburger und beschwor, daß der ihm und der Geistlichkeit durch den Aufstand zugefügte Schaden sich auf 40000 Mark beliefe. Nach mancherlei Weigerungen seitens der Bürgerschaft kam endlich durch Vermittlung des Grafen Günther von Schwarzburg zwischen beiden Theilen am 26. Febr. 1403 ein Vertrag zu Stande, wonach die Stadt sich verpflichtete, die zerstörte erzbischöfliche Münze wieder aufzubauen, das Dorf Hohendodeleben, das früher vom Erzstifte an die Stadt verpfändet war, an dasselbe zurückzugeben, 2000 Schock Kreuzgroschen zu zahlen rc. Auch mit dem Domcapitel verglich

man sich wenige Monate nachher (1. Mai). Bald darauf, am 12. Juni, starb Erzbischof A.

Magdeburger Schöppenchronik (Städte-Chroniken VII.) S. 286—314. (Chron. Magdeb. bei Meibom, Scriptt. Rer. German. T. II. p. 350 ss.) Sagittarius bei Boysen, Histor. Magazin IV. 54—79. Janicke.

Albrecht, der zweite Sohn des Kurfürsten Ernst von Sachsen, geb. 1467, schon als Knabe Domherr zu Mainz, wurde 1479 vom Erzbischof-Diether, um den widerspänstigen Erfurtern dadurch den Rückhalt an dem sächsischen Hause zu entziehen, zum Statthalter zu Erfurt, dann vom Papst Sixtus IV. zum Conservator des Erzstiftes und eventuellen Nachfolger Diethers ernannt, bestieg 8. Mai 1482 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz, erlangte von Erfurt 1483 die Anerkennung der Erbherrlichkeit des Hochstifts über die Stadt, starb aber schon 1. Mai 1484. Flathe.

Albrecht, Markgraf von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und von Magdeburg, geb. 28. Juni 1490, † 24. Sept. 1545, zweiter Sohn des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg und der Margaretha, einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Sachsen, des Bruders Kurfürst Friedrichs des Sanftmüthigen. Frühzeitig trat er von der mit seinem älteren Bruder Joachim seit dem Tode ihres Vaters gemeinschaftlich geführten Regierung zurück, um sich dem geistlichen Stande zu weihen; er wurde Domherr zu Mainz und zu Trier, im J. 1513, da er die Priesterweihe empfangen hatte, zunächst auf den durch den Tod des Erzbischofs Ernst erledigten erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg erhoben, zugleich zum Administrator des Domstiftes zu Halberstadt ernannt, darauf 9. März 1514, einen Monat nach dem Tode des Erzbischofs von Mainz, Uriel von Gemmingen, trotz der Anstrengungen der bairischen Herzöge Wilhelm und Ludwig für die Nachfolge ihres jüngeren Bruders Ernst und trotz der Empfehlung desselben durch Kaiser Maximilian, welchem die brandenburgische Bewerbung sehr wenig genehm war, durch Einhelligkeit der Stimmen zum Nachfolger erwählt. Für den Bevorzugten hatte gewiß seine reiche Begabung gesprochen, nicht weniger aber die von seinem Bruder, dem Kurfürsten vor der Wahl gemachte Zusicherung, alle der Mainzer Kirche dadurch erwachsenden Kosten tragen zu wollen. Um die Kosten des Palliums im Betrage von 24000 G., welche Summe das Capitel in zehn Jahren zweimal hatte auf sich nehmen müssen, so wie die ansehnlichen Confirmationstaxen und Annatengelder bestreiten zu können, nahm der Erwählte bei dem Handlungshause Fugger 30000 G. auf, ein insofern für sein ganzes Leben verhängnißvoller Schritt, als dieses auf sein Gesuch zur Deckung der Schuld von Papst Leo X. auf die in Deutschland einzutreibenden Ablaßgelder angewiesen wurde, die zur Hälfte dem Erzbischof überlassen worden waren. Auf der in Gemeinschaft mit seinem Bruder gestifteten Universität Frankfurt a. d. O. hatte A. im Umgang mit Ulrich von Hutten und im Geist der humanistischen Richtung seine Studien vollendet. In Erasmus verehrte er den Wiederhersteller der Theologie; er vertrat Reuchlin's Sache gegen die Kölner Theologen. Grund genug für die Humanisten, hohe Hoffnungen auf den jungen Kurfürsten, den Beförderer der Künste und Wissenschaften zu setzen. Ulrich von Hutten gab dieser Stimmung Ausdruck in dem zur Einzugsfeierlichkeit in Mainz gedichteten Panegyricus. Ritter Eitelwolf von Stein, dem der Druck gewidmet wurde, setzte den Einfluß, den er auf A. bisher ausgeübt hatte, zu Mainz als Hofkanzler fort. Unter der Leitung seines Herrn hoffte er die dortige Universität durch Berufung hervorragender Gelehrten zur ersten Bildungsanstalt Deutschlands zu erheben. Im Widerspruch mit dieser freieren wissenschaftlichen Richtung, welcher A. auch nach dem am 10. Juni 1515 erfolgten frühzeitigen Tode Eitelwolfs durch Berufung Ulrichs von Hutten an seinen Hof und Begünstigung gleich denkender

Männer huldigte, schien es zu stehen, daß er am 17. Mai 1517 zur Zügelung der Presse ein strenges Censur- und Inquisitionsedict erließ und zum Commissarius neben seinem Weihbischof den früheren Collegen Luther's an der Universität Wittenberg, den Doctor der Theologie Jodocus Trudvetter, der die entgegengesetzten Anschauungen vertrat, einsetzte. Schwerer mußte es wiegen, daß er im eigenen Interesse, wie alle Welt erfahren konnte, — denn die Agenten des Hauses Fugger begleiteten die von A. autorisirten Ablaßprediger mit der Vollmacht „in Bezahlung der Summe, die er ihm schuldig sei", die Hälfte der eingehenden Gelder sofort in Empfang zu nehmen, — gegen Luther und für Tetzel Partei ergiff, Luther's devotes von den 95 Thesen begleitetes Schreiben unbeantwortet, diese vielmehr an den römischen Hof gelangen ließ.

Als ein Zeichen päpstlicher Huld und Gnade empfing A. vor Eröffnung des Reichstages zu Augsburg, am 1. August 1518, aus den Händen des jüngst zum Cardinal und Legaten erhobenen Dominicaners Thomas de Vio den Cardinalshut, ja in kurzem eröffnete sich ihm, da es sich um die Wahl von Kaiser Maximilians Nachfolger handelte, die Aussicht, selbst Legat in Deutschland zu werden. Auf dem genannten Reichstage war es dem Kaiser gelungen, A. und seinen Bruder, den Kurfürsten, welche erst das Jahr zuvor mit König Franz von Frankreich wegen seiner Nachfolge im Reich in Unterhandlung getreten waren, durch hohe Versprechungen für die Wahl seines Enkels, König Karls von Spanien, zu gewinnen. Unter noch lockenderen Anerbietungen warb König Franz nach Maximilians Tode um jene beiden Stimmen und zwar im Einverständniß mit Papst Leo X., der einer Vereinigung der Kaiserkrone mit der Krone Neapels abgeneigt war. A. sollte für den Fall, daß durch seine Mitwirkung Franz von Frankreich gewählt würde, die Würde eines Legaten in Deutschland zu Theil werden. Als ihm dann, im April 1519, König Karl außer anderen Vergünstigungen auch seine Fürsprache bei dem Papst zugesagt hatte, daß er Legat werden und die Berechtigung zur Annahme eines vierten Bisthums erhalten sollte, hat A. mit Eifer und Erfolg für dessen Wahl gewirkt. In Betreff Luther's scheint er nach dem ihm von Erasmus im J. 1519 ertheilten Rath gehandelt zu haben: „Je weniger Antheil Ihr an dieser Sache nehmet, desto besser werdet Ihr, wie ich sicher glaube, für Eure Ruhe sorgen." Auf Luther's Bitte vom 4. Febr. 1520, seine Sache zu prüfen, wich A. mit der Erklärung aus, er habe bisher noch nicht Muße gefunden, seine Schriften zu lesen oder auch nur obenhin anzusehen, deshalb könne er sie bis jetzt weder billigen noch verwerfen. Er stellte das Urtheil darüber den an Stand und Würde Höheren anheim. In seiner vor den Wahlfürsten am 28. Juni 1519 gehaltenen Rede sprach er es aus, daß das Uebel nur durch ein allgemeines Concil gehoben werden könne. Obwol er nun im folgenden Jahr den gelehrten Prediger Capito von Basel an seinen Hof berief und nach dessen Ernennung zu seinem geheimen Rath seinen Schüler Hedio, welche beide zu Mainz für Luther und Ulrich von Hutten wirkten, so entzog er doch, vom Papst zur Rede gestellt, diesem seinen Schutz und duldete es, daß Luther's Schriften zu Mainz verbrannt wurden. Gleiche Schwäche bewies er zum eigenen Schaden in der zwischen Franz von Sickingen und dem Erzbischof von Trier ausgebrochenen Fehde, indem er, wenn auch nicht im geheimen Einverständniß mit jenem, so doch bestimmt durch seinen Hofmeister Frowin von Hutten und den Marschall Kaspar Lerch von Dirnstein keinen ernsten Schritt gegen ihn wagte und dem deshalb gegen ihn erhobenen Verdacht dadurch Nahrung gab, daß er sich zur Entrichtung der ihm von Sickingen's verbündeten Gegnern, dem Erzbischof von Trier, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen abgeforderten harten Contributionssumme von 25000 Goldgulden verstand. Bisher hatten die Humanisten, ja Luther selbst die Hoffnung nicht auf-

gegeben, den Erzbischof doch noch für die Sache der Reformation gewinnen zu können. Jener suchte ihn sogar durch Zuschrift vom 2. Juni 1525 zu bestimmen, in den ehelichen Stand zu treten und nach dem eben von seinem Vetter dem Herzog Albrecht von Preußen gegebenen Beispiel, das Erzbisthum in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln. Vielmehr wurde der Erzbischof durch die Greuel des Bauernaufruhrs, die sich auch über die Mainzer Kurlande erstreckten, bestimmt, mit Entschiedenheit gegen die neue Lehre aufzutreten. Noch im Juli 1525 hielt er zu Dessau mit seinem Bruder und den Herzögen von Sachsen und Braunschweig Verabredungen in der ausgesprochenen Ueberzeugung, daß die Wurzel des Aufruhres vornehmlich in der neuen Lehre zu suchen sei. Dieses Einverständniß gewann im nächsten Jahr, nachdem die Beschützer derselben sich enger an einander geschlossen hatten, insofern festere Gestalt, als A., die Herzöge von Sachsen und Braunschweig und der Bischof von Straßburg auf den Versammlungen zu Halle und zu Leipzig sich zu dem Beschluß vereinigten, die Hülfe des Kaisers anzurufen, da bei dem unaufhörlichen Fortgang der verdammten lutherischen Lehre nichts als eine Wiederholung des Aufruhrs, ja ein offener Krieg zwischen den Fürsten selbst zu befürchten sei und man sie täglich auf die lutherische Seite zu ziehen suche. Mit größerer Strenge begann er sein Regiment zu führen; so erließ er Anfang des Jahres 1527 für die Landschaft des Rheingaus eine neue Gemeinde-, Gerichts- und Polizei-Ordnung. Wie sehr ihm dabei die Erhaltung des allgemeinen Friedens am Herzen lag, zeigte er bei den über die von den Protestanten vorgelegte Confession gepflogenen Unterhandlungen auf dem Augsburger Reichstage, wo er in erster Linie unter den Vermittlern an die Gefahr für das Reich mahnte, welche ihm im Fall einer Entzweiung durch einen neuen Angriff der Türken drohte. In diesem Sinn verdoppelte er seine Anstrengungen, aber gleichfalls ohne Erfolg, im J. 1531, als des Kaisers Bruder Ferdinand, den er nach anfänglicher Begünstigung der Candidatur des Herzogs Wilhelm von Baiern, im Dec. 1530 zu Köln gegen umfangreiche Zugeständnisse zum römischen König gewählt hatte, auf eine friedliche Abkunft mit den Protestanten drang. In Folge der Erstarkung und Erweiterung des schmalkaldischen Bundes trat danach A., im Nov. 1533, mit seinem Bruder und anderen katholischen Fürsten Norddeutschlands zu Halle zu einem Bündniß zusammen, worin sie sich für den Fall eines Angriffs gemeinschaftlichen Schutz zusagten, selbst aber niemand anzugreifen sich verpflichteten, der sich zum Nürnberger Frieden hielte. Er vermochte aber nicht einmal, selbst als im Juni 1538 mehrere süddeutsche Fürsten sich diesem Bunde angeschlossen hatten, das Mainzer Capitel zum Beitritt zu bewegen, er vermochte ebensowenig gegen den festen Entschluß seines Neffen, des Kurfürsten Joachim II., die Reformation in der Mark durchzuführen, und mußte es widerwillig mit Resignation geschehen lassen, daß die Stände der Stifte Magdeburg und Halle der neuen Lehre beitraten und im J. 1541 Justus Jonas von Wittenberg als deren Verkündiger in seine Residenz Halle berufen wurde. A. hat für immer seinen Lieblingsaufenthalt verlassen und während seiner letzten Lebensjahre zu Mainz residirt. Als in Folge des zu Regensburg abgehaltenen Religionsgespräches die daselbst versammelten Reichsstände darüber entscheiden sollten, ob, wie das auch der Kaiser wünschte, die Punkte, über welche sich beide Parteien verständigt hatten, bis zum nächsten Concil zu halten seien, stimmte A. mit dem Kurfürsten von Trier dafür, alle Artikel der Entscheidung des Concils anheim zu stellen, und hatte die Freude, daß, während sie unter den Kurfürsten in der Minorität verblieben, der Fürstenrath in ihrem Sinne entschied. Auf diesem und dem in dem nächsten Jahre zu Speier abgehaltenen Reichstage war es, daß A., dem des Kaisers Milde Anstoß erregte, der längst mit seiner anfänglichen Richtung gebrochen hatte,

den tiefsten Eindruck durch das Auftreten des Pater Petrus Faber vom jüngst gestifteten Jesuitenorden erhielt. In den Unterredungen mit ihm, den er nach Mainz zog, ist ihm ein neues Leben aufgegangen. Hier auch wurde der erste Deutsche, Peter Canisius, für den neuen Orden gewonnen. Andauernde Leiden hinderten den Kurfürsten das Concil zu Trient in Person zu besuchen, er erlag ihnen im 55. Jahre seines Lebens. — Kunstliebend, wie Papst Leo X., hat A. eine Reihe der schönsten kirchlichen Kunstwerke von den vorzüglichsten deutschen Meistern wie Albrecht Dürer, Peter Vischer, Matthäus Grunwald, Niklas Glockendon, Hans Sebald, Beham u. A. anfertigen lassen, mit denen er nach seinem Lieblingsspruch: Domine, dilexi decorem domus tuae, vornehmlich die von ihm im J. 1520 gegründete Stiftskirche zu Halle und den von ihm durch ansehnliche Schätze bereicherten Dom zu Mainz schmückte.

H. Hennes, Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und Magdeburg. Mainz 1858. Schirrmacher.

Albrecht II., Fürst von Mecklenburg, geb. um 1317, † 18. Febr. 1379, war der Sohn Heinrichs II., des Löwen, und dessen zweiter Gemahlin Anna († 22. Nov. 1327), verwittweten Landgräfin von Thüringen, einer Tochter des Herzogs Albrecht zu Sachsen-Wittenberg; da er bei seines Vaters Tode († 21. Jan. 1329) erst im 12. Lebensjahre stand, hatte dieser deshalb eine vormundschaftliche Regierung für ihn angeordnet, welche aus 16 rittermäßigen Räthen und Vasallen und den Rathmännern der Städte Rostock und Wismar bestand und in letzterer Stadt ihren Sitz hatte.

Heinrichs II. Regierungszeit war fast ganz durch seine Kriege gegen die benachbarten Fürsten ausgefüllt worden; er hatte sich wesentlich auf die Kraft und Hülfe seiner Vasallen stützen müssen, welche dadurch zu Ansehen, Macht und großen Besitzungen gelangt, übermüthig und zügellos geworden waren, was sie auch während der Vormundschafts-Regierung vielfach zeigten. Die Vormünder selbst nicht nur vernachlässigten das Interesse des jungen Fürsten zu ihren besonderen Zwecken, auch die übrigen Vasallen folgten nur der eigenen Willkür, raubten und plünderten im Lande. A. gegenüber scheint ein Theil der Vormünder auch dann noch nicht aus dieser Stellung haben abtreten zu wollen, als er im J. 1336 mündig geworden war und die Zügel der Regierung selbst ergreifen wollte. So von ihnen beleidigt und durch ihren Uebermuth gereizt, gewiß aber auch in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse, suchte er sein Ansehen durch Annäherung an die schon mächtigen Städte und die benachbarten Fürsten zu kräftigen. Er schloß demnach Bündnisse mit den Städten und blieb seitdem ihr beständiger Freund und Beschützer. Persönlich Feind der Räubereien und inneren Kämpfe, blieb er im Interesse der Städte und des Landes unermüdet thätig für die Erhaltung des Friedens, und wurde dadurch seine Regierung nicht nur für Mecklenburg, sondern auch für einen großen Theil des nördlichen Deutschlands wichtig. Die Städte erkannten dies bald; schon am 28. Juni 1336 wählte die Stadt Lübeck ihn auf 2 Jahre zu ihrem Schirmherrn, und wiederholte diese Wahl am 11. August 1342.

Schon während der Vormundschaft (in den J. 1329, 1331, 1334) waren die Vormünder im Namen Albrechts mehreren der von benachbarten Fürsten geschlossenen Landfriedensbündnisse beigetreten, wahrscheinlich mehr um ihre eigenen Zwecke mit größerer Ruhe verfolgen zu können, als im Interesse des Fürsten. Gleich nach seinem Regierungsantritte schloß nun auch A. am 22. Oct. 1336 zu Mistorf bei Schwaan zunächst mit dem Fürsten von Werle ein solches Bündniß, und nachdem er sich so im eigenen Lande gestärkt, die Hülfe der Städte und der treu gebliebenen Stargarder an sich gezogen, trat er den Vormündern, welche nicht abtreten wollten, und den übrigen widerspenstigen Vasallen entgegen,

unterwarf die Schuldigen, brach und verbrannte ihre Burgen und machte einen Frieden über das ganze Land. Schon vor Ostern 1337 hatte er dies Werk vollbracht und schloß nun sofort feste Schutzbündnisse mit den Städten Rostock (8. Juni) und Wismar (11. Juni). Alsdann vereinigte er sich auch mit dem Fürsten Barnim von Pommern durch ein solches Bündniß am 25. Sept. 1337. Ueberhaupt war A. die Seele der um diese und in der nächstfolgenden Zeit geschlossenen großen Landfrieden, namentlich jenes vom 11. Jan. 1338, an welchem, wie berichtet wird, mehr als 20 weltliche und geistliche Fürsten Theil nahmen, und dem auch die Städte Lübeck, Hamburg, Wismar und Rostock zum ersten Male als gleichberechtigte Mächte beitraten. Dies Bündniß begründete die Zeit der größten Blüthe und Macht der nordischen Hansestädte und wurde wiederholt im J. 1349, 20. Febr. 1353, 1. Nov. 1354 und im J. 1356. Im J. 1341 unternahm A., in Angelegenheiten seines Schwagers, des Königs Magnus von Schweden, eine Reise zum Kaiser Ludwig IV., dem Baier, auf welcher er im Thüringer Walde von dem Grafen Günther von Schwarzburg (dem späteren Könige), anscheinend wegen einer Schuldforderung, die dieser an Albrechts Vater Heinrich hatte, gefangen und auf die Burg Ranis gebracht wurde. Erst am 25. Mai 1342 erhielt er auf Betrieb des Kaisers seine Freiheit wieder.

Als K. Ludwig der Baier am 11. Oct. 1347 gestorben, erhob der nunmehrige Kaiser Karl von Böhmen am 16. Oct. d. J., um Ludwigs Sohn Ludwig, Markgrafen von Brandenburg, zu schwächen, das Land Stargard und alle Länder, welche die Fürsten von Mecklenburg bisher von den Markgrafen zu Lehn getragen und jetzt vom Markgrafen Ludwig zu Lehn trugen, zu unmittelbarem Lehen des römischen Reiches. Hiedurch fesselte der Kaiser die mecklenburgischen Fürsten an seine Sache und befestigte dies Band, indem er sie zu Prag am 8. Juli 1348 zu Herzogen erhob. Sie blieben ihm deshalb treu, als er den in demselben Jahre auftretenden falschen Waldemar von Brandenburg als den echten anerkannte und unterstützten diesen in der Geltendmachung seiner Ansprüche gegen den Markgrafen Ludwig. Mit dem Beistande Albrechts kämpfte jener auch so lange glücklich, bis der Kaiser sich mit Ludwig versöhnte, und Waldemar, der ihm nur zum Werkzeuge gedient hatte, fallen ließ. Auch die mecklenburgischen Herzoge versöhnten sich hierauf am 23. Juni 1350 mit dem Markgrafen, nachdem dieser die Reichsunmittelbarkeit des Landes Stargard und seiner Zubehörungen anerkannt hatte. Das Land Stargard überließ A. später durch Erbtheilungsvergleich vom 25. Nov. 1352 an seinen Bruder Johann, welcher die im J. 1471 erloschene stargardsche Linie des Herzogthums Mecklenburg gründete.

Im J. 1357 starb der Graf Otto von Schwerin ohne Hinterlassung von Söhnen und beanspruchten nun der Herzog A. II., dessen Sohn Albrecht III. mit Otto's Tochter Richardis verlobt war, und Otto's Bruder Nicolaus, Graf von Teklenburg, die Nachfolge in die Grafschaft Schwerin. Da letztere und namentlich die Hauptstadt Schwerin für Nicolaus sich erklärte, so suchte A. seine Ansprüche mit Gewalt geltend zu machen. Er mußte aber während des ganzen Jahres 1358 vor der hartnäckig widerstehenden Stadt Schwerin lagern und konnte seine Zwecke nicht erreichen, da er gleichzeitig eine Fehde mit dem Grafen von Lindow-Ruppin zu bestehen hatte, einen Zug nach Pommern unternehmen mußte, um die Fürsten von Pommern und Brandenburg am 26. Juli 1358 zu Triebsees zu vergleichen, und dem Grafen von Holstein gegen Dänemark folgte, wo er mit diesem im September auf dem Yellande eine Niederlage erlitt. Deshalb entschloß er sich wegen der Grafschaft Schwerin zu Verhandlungen und gelangte durch Vertrag vom 1. Dec. 1358, gegen Zahlung einer Summe von 10000 Mark löth. Silb. an den Grafen Nicolaus, in den Besitz derselben.

Nach Beendigung dieser Kämpfe, zu welchen A. theils durch die Heerfolge, theils durch die Verhältnisse seines Landes genöthigt war, richtete er sogleich wieder sein Streben auf den Abschluß neuer Landfrieden, und so wurde zwischen ihm, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, dem Herzoge Barnim von Pommern und den Herren Bernhard und Lorenz von Werle am 9. Aug. 1361 der große Landfriede von Beggerow (bei Demmin) abgeschlossen, in den auch die Bischöfe von Camin, Lebus, Brandenburg und Havelberg, der Markgraf von Meißen, die Herzoge von Sachsen und Lüneburg, die Könige von Dänemark und Polen, die Herzoge von Laland und Mölln, die Grafen von Holstein, der Bischof von Schwerin, die Herren von Werle, Johann von Mecklenburg und die Grafen von Fürstenberg aufgenommen wurden, und dem am 22. Mai 1362 zu Stettin auch der Markgraf Otto und die Herzoge von Pommern-Stettin beitraten, sowie am 13./15. Dec. 1362 zu Tangermünde der Erzbischof Dietrich von Magdeburg. Hiemit war der Landfriede vollendet und reichte von den Grenzen Polens bis zum Harz und von der Elbe und der Lausitz bis zur Eider und zur Ostsee hinüber in das Land Dänemark. — Keinem der während dieser ganzen Zeit abgeschlossenen Landfriedensbündnisse war der Herzog A. II. von Mecklenburg fremd.

Im J. 1363 gewann durch seine Vermittlung sein zweiter Sohn Albrecht III. (s. d.) die schwedische Krone. Auch auf den dänischen Thron eröffneten sich seiner Familie Aussichten. Sein ältester Sohn, Herzog Heinrich III., nämlich war mit des Königs Waldemar III. von Dänemark ältester Tochter Ingeburg vermählt und hatte von ihr einen Sohn Albrecht IV. Da nun Waldemar selbst keine Söhne hatte, so vereinigte er sich mit A. im J. 1371 dahin, daß ihr Enkel Albrecht IV. in Dänemark folgen solle. Als aber Waldemar 1375 starb, wählten die Dänen den Olav, den Sohn des Königs Hakon von Norwegen und Waldemars jüngerer Tochter Margaretha, zu ihrem Könige.

A. II. war zweimal vermählt, zuerst im April 1335 mit Euphemia († vor 16. Juni 1370), Tochter des Herzogs Erich und Schwester des Königs Magnus von Schweden; darauf vermählte er sich am 5. März 1378 mit Adelheid, des Grafen Ulrich von Hohenstein Tochter.

Meckl. Jahrb. VII. XVI. XVII. XXV. — Lisch, Albrecht II. und d. Nordd. Landfrieden. Schwerin und Berlin 1835. Fromm.

Albrecht III., Herzog von Mecklenburg, König von Schweden, geb. um 1338, † 1412, war der zweite Sohn des Herzogs Albrecht II. und der Euphemia von Schweden. — Die schwedischen Stände hatten ihren König Magnus II., den Bruder der Euphemia, da er, von schwachem und unentschlossenem Charakter, ein Werkzeug der Geistlichen und Großen, das Volk bedrückte und schindete, im J. 1350 (?) genöthigt, die Herrschaft in Schweden mit seinem älteren Sohne Erich XII. und diejenige in Norwegen mit seinem jüngeren Sohne Hakon zu theilen. Um sich diesem Zwange zu entziehen, verband sich Magnus mit Dänemark, gerieth aber hierüber mit Erich in einen Krieg, welcher im J. 1360 durch einen Vergleich beendigt werden sollte. Während der Verhandlungen über letzteren starb Erich plötzlich, wodurch Magnus wieder in den Besitz des schwedischen Thrones gelangte und Hakon, König von Norwegen, Thronerbe in Schweden wurde. Bald aber entstanden zwischen Vater und Sohn neue Streitigkeiten, in Folge deren beide von den Ständen im J. 1363 des schwedischen Thrones entsetzt wurden. Die Stände boten hierauf die Krone zunächst dem Grafen von Holstein, Hakons Schwiegervater, an und da dieser sie ablehnte, dem Herzoge A. von Mecklenburg, welcher sie auf Rath seines Vaters und der nordischen Seestädte annahm.

Unterstützt von letzteren, welche ihres nordischen Handels wegen die Be-

endigung der Händel und einen ihnen freundlich gesinnten Fürsten auf dem schwedischen Throne wünschen mußten, wurde A. 1363 zu Upsala gekrönt. Zwar versuchte Magnus ihm die Krone streitig zu machen; aber die kräftige Hülfe der Seestädte sowol wie des norddeutschen Adels und der unzufriedenen Schweden sicherten A. die Oberhand und in der Schlacht bei Lynköping erfocht er 1365 einen völligen Sieg über Magnus, welcher selbst in seine Hände gerieth. A. hatte freilich hierauf noch längere Kämpfe zu bestehen, z. B. schloß er erst 30. Juli 1368 mit dem Bischof Konrad von Oesel einen im Feldlager bei Agatorp in Schonen ausgestellten Vertrag zu gegenseitiger Unterstützung und Begünstigung ab; aber im Ganzen war seine Herrschaft durch jenen Sieg gesichert. Den König Magnus behielt er bis zum J. 1371 in Haft und entließ ihn erst, nachdem er auf die schwedische Krone verzichtet und auch sein Sohn Hakon allen Ansprüchen auf dieselbe entsagt hatte.

Magnus ertrank im J. 1374 beim Durchreiten einer Furt, Hakon starb im J. 1380 und hinterließ die norwegische Krone seiner Gemahlin Margaretha, einer Tochter des Königs Waldemar III. von Dänemark, welche seit ihrer Vaters Tode († 1375), als Vormünderin ihres Sohnes Olav, zugleich Regentin des dänischen Reiches war, und als Olav im J. 1387 starb, Königin von Dänemark wurde.

A. herrschte während der nächsten Jahre ungestört über Schweden, jedoch gelang es ihm nicht, die Zuneigung seiner Unterthanen zu erwerben und zu erhalten; sie klagten bald, daß er sie zurücksetze, die Fremden bevorzuge und Land und Leute an diese vergebe, was sie zum Uebermuth und zur Bedrückung der Schweden reize. Diese Klagen beruhten, wie die vorhandenen Urkunden beweisen, im allgemeinen auf der Wahrheit; aber sie hatten einen natürlichen Grund darin, daß A. zur Erkämpfung und Befestigung des Thrones eben hauptsächlich der Hülfe der Fremden und namentlich ihres Geldes bedurft hatte, auch zur Sicherung desselben noch immer bedurfte, wofür er sie nur durch Verpfändung schwedischer Landestheile, einzelner Ortschaften sowol wie ganzer Districte, schadlos halten konnte. Indem er erkannte, daß er hiedurch die Schweden zur Unzufriedenheit reizte, ohne die Sache ändern zu können, da er immer geldbedürftig war, wurde er nur um so mehr genöthigt, sich mit Fremden zu umgeben und diese vorzuziehen, als er nur von ihnen Schutz für seine Person und seinen Thron hoffen konnte, wenn solcher in ihrem eigenen Vortheil lag. Diese mißlichen Verhältnisse Albrechts erkannten und benutzten zuerst die bezüglich ihres eigenen Vortheils immer sehr scharfsichtigen nordischen Hansestädte. Sie hatten bedeutende Pfandrechte in Schonen, die schon in großer Gefahr gestanden, als es der Königin Margaretha bald nach ihrem Regierungsantritt gelungen war, in Schonen Vortheile gegen A. zu erringen und ihn aus dieser Provinz, in welche er unter nichtigen Vorwänden eingefallen war, zurückzutreiben. Margaretha war staatsklug genug, anstatt die Hansestädte sich zu Feinden zu machen, diese Gelegenheit zur Versöhnung derselben zu benutzen. Auf dem im J. 1385 zu Lübeck abgehaltenen Bundestage der Städte erschien sie selbst und erwarb deren Pfandrechte an Schonen durch Gewährung bedeutender Handelsfreiheiten. Hiedurch nöthigte sie diese mächtigen Städte bezüglich ihrer eigenen Handlungen und Pläne, welche vom Anfange ihrer Regierung an auf die Vereinigung der drei nordischen Reiche scheinen gerichtet gewesen zu sein, in gewissem Grade zu einer Neutralität, welche für A. sehr empfindlich und nachtheilig werden mußte, sobald er mit ihr in ernstere Verwickelungen gerieth.

Diese waren nahe; die Unzufriedenheit der Schweden mit seinem Regiment hatte sich vergrößert, ein großer Theil der Stände war bereit zum Abfall von ihm und wandte sich mit der Bitte um Hülfe für diesen Fall an Margaretha.

Da diese ihnen ihre Hülfe unter der Bedingung verhieß, daß ihr die schwedische Krone übertragen werde, so fielen die Unzufriedenen offen von A. ab, und anerkannten sie als Königin. Hierauf rückte sie sofort in Schweden ein (1388) und besetzte einige wichtige Festungen, welche ihr ohne Kampf überliefert wurden. A. zog ihr entgegen, beging aber den großen Fehler, daß er seine Gegnerin unterschätzte, wie er dadurch bewies, daß er, in Gewißheit des Sieges, sich den Titel eines Königs von Dänemark beilegte und der Königin Hosenlos spottend einen Wetzstein sandte, ihre Nadeln und Scheeren darauf zu schleifen. Bei Axenwalde unweit Falköping trafen Beider Heere 24. Sept. 1389 zusammen. Albrechts Truppen kämpften unglücklich; er selbst wurde, da er zu hitzig in den Feind vordrang, abgeschnitten, nebst seinem Sohne Erich gefangen und sein Heer gänzlich geschlagen. Die beiden Fürsten wurden darauf auf die Festung Lindholm abgeführt, während Margaretha bald fast das ganze Land unterwarf; nur die Stadt Stockholm mit ihrer Umgebung blieb im Besitze der Anhänger Albrechts.

Zu dessen Befreiung, für welche die mecklenburgischen Vasallen und Städte gleich nach der Schlacht vergeblich ein großes Lösegeld geboten hatten, rüstete sich sein Oheim, der bejahrte Herzog Johann I. von Mecklenburg-Stargard, segelte im Spätherbst 1390 nach Schweden, befestigte Stockholm, drang dann weiter vor und gewann auch anfangs einige Vortheile, sah sich aber 1391 durch eine in dem gänzlich ausgesogenen Lande ausbrechende Hungersnoth gezwungen, einen Waffenstillstand abzuschließen und nach Mecklenburg zurückzukehren, wo er im J. 1392 starb. Vorher aber hatte er noch im J. 1391, gemeinschaftlich mit den Städten Rostock und Wismar, einen allgemeinen Aufruf erlassen, daß Jeder, welcher dazu geneigt sei, auf eigene Kosten (Vitalien) die Königin zur See bekriegen möge; allen solchen Kriegern wurde die Oeffnung der mecklenburgischen Häfen und Schutz in denselben verheißen. In Folge dieses Aufrufes sammelte sich viel Volk, welches, zunächst geführt von mecklenburgischen Edelleuten, den Seekrieg in Aussicht auf die große Beute aufnahm, aber bald ausartete und Freund und Feind bekriegte und beraubte, so daß die Vitalienbrüder, wie sie genannt wurden, binnen Kurzem die gefürchtetsten Seeräuber waren und namentlich den Handel der Hansestädte mit Schonen und den übrigen nordischen Städten störten.

Da diese Zustände letzteren unerträglich wurden, traten sie, die sich in jüngster Zeit (besonders Lübeck) ziemlich unthätig verhalten, wieder activ auf und verwandten sich nun, gemeinschaftlich mit dem Hochmeister in Preußen, für Albrechts und seines Sohnes Befreiung. Nach längeren Verhandlungen erlangten sie dieselbe durch Vertrag vom 26. Sept. 1395 für ein Lösegeld von 60000 Mark, für dessen Zahlung innerhalb dreier Jahre sich die Hansestädte verbürgten, wogegen sie die Stadt Stockholm als Pfand eingeräumt erhielten, die sie an Margaretha übergeben sollten, falls das Lösegeld nicht würde entrichtet werden. A. und Erich wurden, nachdem sie für sich und ihre Nachkommen allen Ansprüchen an den schwedischen Thron entsagt, im Dec. 1395 aus ihrer Haft entlassen. Auf dem Reichstage zu Wiborg wurde darauf 23. Jan. 1396 Erich von Pommern, der Adoptivsohn und Großneffe Margaretha's, ein Sohn des Herzogs Wratislav VII. und der Maria von Mecklenburg (welche eine Tochter von Margaretha's Schwester Ingeburg von Dänemark und von des Königs-Herzogs A. Bruder, dem Herzoge Heinrich III. von Mecklenburg, war), als König und bis zu seiner Volljährigkeit Margaretha als Regentin von Schweden anerkannt.

1398 gaben die Hansestädte, da das Lösegeld nicht bezahlt worden, die Stadt Stockholm heraus. Nur die Insel Gottland war A. von seiner schwedi-

schen Herrschaft geblieben. Er hatte sie, um sie nicht zu verlieren, 5. April 1398 unter gewissen Bedingungen an den deutschen Orden zur Führung des Krieges gegen die Seeräuber übergeben; 25. Mai 1399 verpfändete er demselben die Insel Gottland mit der Stadt Whisby für die Summe von 30000 Nobeln, trat jedoch seine Rechte an diesen Besitzungen im J. 1405 an den König Erich von Schweden ab. A. war gleich nach seiner Befreiung nach Mecklenburg zurückgekehrt, wo er nach dem Tode seines älteren Bruders Heinrich III. († 24. April 1384) zur Nachfolge gelangt war, lebte hier ruhig und starb im J. 1412, vor dem 28. Juli. Er war vermählt 1) mit Richardis (Rixa), des Grafen Otto I. von Schwerin Tochter (verlobt 12. Oct. 1352, sie † 1377, nach 23. April), 2) seit Febr. 1396 mit Agnes, des Herzogs Magnus von Braunschweig-Lüneburg Tochter († 1434).

Meckl. Jahrb. XIV. XV. XXIII. Fromm.

Albrecht VII., dritter Sohn des Herzogs Magnus II. von Mecklenburg, geb. 25. Juli 1486, † 7. Jan. 1547, regierte nach dem Tode seines Vaters († 20. Nov. 1503) mit seinem Oheim Balthasar († 16. März 1507) und seinen Brüdern Heinrich V. (s. d.) und Erich († 22. Dec. 1508) gemeinschaftlich, erhielt in der Landestheilung vom 7. Mai 1520 das Herzogthum Güstrow. Als Christian II. von Dänemark &c. des Thrones 1523 entsetzt und in dem nachfolgenden Kampfe 1531 gefangen worden, trat A. VII. als Bewerber um den Thron auf, gelangte auch mit Hülfe der Seestädte in den Besitz von Kopenhagen (8. April 1535), wurde jedoch bald von seinem Gegner Christian III. zu Lande und zu Wasser eingeschlossen. 29. Juli 1536 capitulirte er und entsagte seinen Ansprüchen. 1543 strebte er vergebens, mit Hülfe einer mißvergnügten Partei, nach der schwedischen Krone. In Mecklenburg trat er — gleichfalls vergeblich — den Fortschritten der Reformation entgegen. — Am 17. Jan. 1524 vermählte er sich mit Anna, Kurfürst Joachims von Brandenburg Tochter, geb. 1507, † 19. Juni 1567. Fromm.

Albrecht I., Markgraf von Meißen von 1190—95, wurde 1158 geboren. Der Versuch, den sein Vater, Markgraf Otto der Reiche, auf Anstiften seiner Gemahlin Hedwig machte, die Nachfolge in der Mark dem jüngeren Sohne Dietrich auf Kosten des älteren zuzuwenden, wurde die Veranlassung zu einer Fehde Albrechts gegen seinen Vater, der erst der Tod des letzteren ein Ziel setzte. Er begleitete den König Heinrich nach Italien, eilte aber 1191 auf die Kunde von Kaiser Friedrichs I. Tode heim, um den Ansprüchen seines Bruders auf die Mark entgegenzutreten, schlug sich dann zu Kaiser Heinrichs VI. Gegnern, söhnte sich 1192 mit ihm aus, zog sich aber durch Erneuerung der Fehde gegen seinen Bruder den Zorn des Kaisers von neuem zu, den er vergeblich durch persönliches Erscheinen vor demselben in Italien zu beschwichtigen suchte. Der Fortsetzung des Bruderkampfes entzog ihn sein plötzlicher Tod 25. Juli 1195. Seine Gemahlin war Sophie von Böhmen. Den Beinamen des Stolzen verdankt er vorzugsweise der Härte, mit der er gegen die Geistlichkeit verfuhr. Die zeitgenössischen Quellen namentlich Meißens und Thüringens haben uns ziemlich eingehende Nachrichten über ihn überliefert. Flathe.

Albrecht, Landgraf von Thüringen, Markgraf von Meißen, geb. um 1240, † 13. Nov. 1314, Sohn des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen und der Osterlande, der nach dem Aussterben der alten Landgrafen von Thüringen kraft kaiserlicher Belehnung, aber erst nach längeren Kämpfen, auch diese Landgrafschaft mit dem Erbe des wettinischen Hauses vereinigte. In früher Jugend ist A. mit Margarethe, einer Tochter Kaiser Friedrichs II., verlobt und die Ehe wahrscheinlich im J. 1255 vollzogen worden. Noch während des angedeuteten Erbfolgestreites wurde A. von seinem Vater, der sich dabei wenig

mehr als eine Art von Oberhoheit, wie das Wohl des Gesammthauses das erforderte, vorbehielt, mit der Herrschaft über die Landgrafschaft Thüringen und die Pfalzgrafschaft Sachsen betraut, während der Markgraf sich mit Meißen und dem Osterland begnügte und seinem jüngeren Sohn Dietrich die Markgrafschaft Landsberg überließ. Die hervorragenden Untugenden und Fehler Albrechts, der Mangel allen Familiensinnes und ungezügelte Verschwendungssucht, riefen aber schon in nächster Zeit Verwickelungen mit seinen nächsten Verwandten hervor, die einen immer größeren Umfang annahmen. Zuerst erhob er die Hand gegen seinen Bruder Dietrich, dann gegen den eigenen Vater und gleich darauf zwang er seine Gemahlin durch fortgesetzte unwürdige Behandlung zur Flucht (1270). Margarethe hatte dem Landgrafen drei Söhne und eine Tochter geboren; schon vor ihrer Flucht hatte er mit einem der Hoffräuleins derselben, Kunigunde von Eisenberg, einen Sohn Albert (Apitz) erzeugt, und die Buhlerin selbst wurde, als die Landgräfin noch in demselben Jahre zu Frankfurt a. M. starb, zur Gemahlin Albrechts erhoben. Der Friede kehrte aber auch jetzt nicht in das landgräfliche Haus zurück, eben weil die erwähnten Fehler Albrechts sich immer üppiger entfalteten. Vor allem auch in Folge seiner Verschwendungssucht ist er mit einem nach dem andern seiner Söhne erster Ehe — Heinrich, Friedrich, Diezmann — in Zerwürfnisse gerathen. Der Erstgeborene, der mit einer Tochter des Herzogs Heinrich III. von Schlesien vermählt war, verschwindet seit dem J. 1283 geradezu aus Thüringen und verlieren sich seine Spuren am schlesischen Hofe zu Breslau. Verhängnißvoll für die fernere Gestaltung der Dinge ist aber der Tod des greisen Vaters des Landgrafen, des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen, geworden († 1288). Ueber der Theilung seiner Erbschaft brach zwischen A. und seinem Sohne Friedrich ein bitterer Streit aus, in welchem der Vater vorübergehend der Gefangene des Sohnes geworden ist. Die zerrütteten Finanzen des Markgrafen sind die unablässig wirkende Ursache dieser Wirrsale. In diese Zeit (1289—90) fällt das Erscheinen Kaiser Rudolfs in Thüringen, das u. a. den Zweck hatte, die Ordnung in dem zerrütteten Lande wieder herzustellen; auch der Herstellung oder Befestigung des Friedens im wettinischen und speciell im landgräflichen Hause ist die Thätigkeit des Königs zu gute gekommen. Im übrigen setzte der Landgraf seine Lebensweise fort. Im J. 1290 hat er sich zum dritten Male vermählt — mit Elisabeth von Orlamünde, Wittwe des Herrn Otto von Lobeck-Arnshaug —, nachdem seine zweite Gemahlin Kunigunde im J. 1286 gestorben war. Sein Sohn Apitz aus der zweiten Ehe ist allem Anschein nach von König Rudolf legitimirt und dann mit Zustimmung der älteren Brüder mit der Herrschaft Tenneberg ausgestattet worden. A. selbst aber wurde von dem Pfalzgrafen Friedrich, der sich zum Wächter der Interessen seines Hauses berufen fühlte, in dem Eisenacher Vertrage unter den Augen des Königs Rudolf gezwungen, auf alles Verfügungsrecht über Land und Leute zu verzichten.

Indeß bald nach König Rudolfs Entfernung aus Mitteldeutschland trat ein Ereigniß ein, das den in Thüringen und im wettinischen Hause mühsam hergestellten Frieden vollständig über den Haufen warf. Der Enkel Heinrichs des Erlauchten, der Neffe des Landgrafen A., Friedrich Tuto, Markgraf von Meißen und Landsberg starb im August 1291 ohne Nachkommen und der Streit um sein Erbe war es, welcher unter besonderer Mitschuld seines Oheims A. eine Verwickelung herbeiführte, die an Bedeutung und Umfang alle vorausgegangenen weit hinter sich ließ. Zunächst wurde allerdings eine friedliche Auseinandersetzung zwischen dem Vater und den beiden Söhnen erzielt, bei der aus den uns bekannten Gründen A. sich mit dem geringeren Theile begnügen mußte. Aber seine unversieglichen Geldbedürfnisse trieben ihn zur Verletzung dieser Verein-

barung. Um Geld zu schaffen verkaufte er den ihm zugefallenen Antheil an die Markgrafen von Brandenburg. Das Entscheidende trat aber jetzt ein. Es war inzwischen als Nachfolger König Rudolfs der Graf Adolf von Nassau auf den deutschen Thron erhoben worden (vgl. den Art. K. Adolf v. Nassau), der von Anfang an seine Aufmerksamkeit auf die wettinischen Länder, beziehungsweise die Erbschaft des jüngst verstorbenen Markgrafen Friedrich Tuto, Meißen und das Osterland, worin sich die beiden Söhne Albrechts getheilt hatten, richtete. Er betrachtete, indem er auf die Grundsätze des Reichslehnrechtes zurückging, Meißen und das Osterland als verfallene Lehen und die Gebrüder Friedrich und Diezmann als unrechtmäßige Herren dieser Länder, als Usurpatoren. Aber auch die Landgrafschaft Thüringen zog der König in den Kreis seiner Absichten, ohne einen ähnlichen Rechtsanspruch darauf begründen zu können. Bei diesem seinem Verlangen rechnete er auf die Haltungslosigkeit und das Geldbedürfniß des Landgrafen A., der sich überdieß von seinen beiden Söhnen bei jener Theilung verkürzt fühlte. Und so ließ sich dieser in der That zu einem Handel mit dem Könige herbei, in welchem er gegen eine unverhältnißmäßig geringe Summe demselben für den Fall seines Todes sein Fürstenthum Thüringen abtrat, ohne dabei irgendwie auf das unbestreitbare Erbrecht seiner erwähnten beiden Söhne Rücksicht zu nehmen. Jener Vertrag hat den Landgrafen übrigens nicht abgehalten, bald darauf mit seinem Sohne Diezmann eine Vereinbarung (zu Triptis 1293) zu treffen, die in des letzteren Sinne die Bestimmung hatte, den Absichten des Königs auf Thüringen zuvorzukommen.

Mittlerweile ging Adolf daran, die von ihm behaupteten Ansprüche des Reichs auf Meißen und das Osterland auszuführen. Bekanntlich hat er in zwei Feldzügen das Unternehmen auf jene Länder durchgeführt und sie erobert: der Widerstand der Brüder Friedrich und Diezmann war vergeblich. Auch auf Thüringen legte der König bereits seine Hand und benahm sich als Herr und Gebieter in demselben. Die letzte Stunde des wettinischen Hauses schien geschlagen zu haben, und daß es soweit gekommen, war augenfällig vorzugsweise die Schuld Albrechts.

Der Sturz und Tod König Adolfs und die Erhebung König Albrechts I. schien eine Wendung in dieser Verwickelung herbeizuführen. Die Söhne des Landgrafen hofften, bei dieser Gelegenheit auf gütlichem Wege ihre verlorene Stellung wieder gewinnen zu können, und waren übrigens entschlossen, nöthigen Falles mit Gewalt sie geltend zu machen. Was Meißen und das Osterland anlangt, hielt der Nachfolger König Adolfs, König Albrecht I., nun freilich die Politik seines Vorgängers im Reiche fest, die Ansprüche auf Thüringen dagegen ließ er vorläufig wenigstens thatsächlich ruhen. Landgraf A. näherte sich unter diesen Umständen wieder seinen Söhnen und es trat eine Verständigung ein: er überließ ihnen die factische Herrschaft in Thüringen. Er hatte ja keinen Grund mehr, dieselben nicht mehr als seine Erben zu betrachten: seinen früheren Vertrag mit König Adolf sah er, scheint es, nur als einen mit der Person jenes Königs, nicht mit dem Reiche abgeschlossenen an; die Kaufsumme war ohnedem schon längst zerronnen wie gewonnen. Indeß der Augenblick blieb gleichwol nicht aus, in welchem sich König Albrecht im Zusammenhang mit seiner Reichs- und Hauspolitik an die von König Adolf erworbenen Ansprüche auf die Landgrafschaft Thüringen wieder erinnerte. Der Landgraf wurde (1306) auf den Hoftag nach Fulda vorgeladen und konnte dem Andringen des Königs gegenüber nicht umhin, die Rechte des Reichs auf Thüringen anzuerkennen, und Verpflichtungen einzugehen, die u. a. für alle Fälle dem König den festesten Punkt im Lande, nämlich die Wartburg, sichern sollte. Der König dachte nämlich jetzt daran, die Söhne des Landgrafen mit Gewalt aus ihrer Stellung in Thüringen

zu vertreiben. A. war aber jetzt nicht mehr in der Stimmung, dem Könige Wort zu halten. Die Stimme der Natur scheint in ihm endlich zu ihrem Rechte gelangt zu sein: er ergriff jetzt vollständig die Partei seiner bedrängten Söhne Friedrich und Diezmann. Er räumte dem Pfalzgrafen Friedrich die Wartburg ein und erkannte in dem Vertrage vom 18. Jan. 1307 das Erbrecht derselben feierlich an. Und als dann der König nach der Niederlage seiner Truppen bei Lucka sich aufs neue zu einem Feldzug nach Thüringen rüstete, beschloß der Landgraf, um sich aus der selbst geschaffenen Verlegenheit zu retten, sich vollständig von dem öffentlichen Schauplatz zurückzuziehen und seinen zwei Söhnen die Durchfechtung ihrer Ansprüche zu überlassen. Es kam das einer Abdankung gleich, obwol er sich die landgräfliche Würde und die damit verbundenen Hoheitsrechte dem Namen nach vorbehielt. Es wird das Ende Juli oder anfangs des Monats August 1307 geschehen sein. Und zwar hat er sich die Stadt Erfurt, ein so zu sagen neutrales Gebiet, als Zufluchtsstätte ausersehen, in der er fortan er seinen bescheidenen Hof aufschlug. Ob seine Gemahlin ihm dauernd dahin gefolgt ist, läßt sich mit Sicherheit nicht erkennen. Im Interesse seines Hauses war es unzweifelhaft der weiseste Entschluß, den er hat fassen können, freilich zugleich eine Selbstverurtheilung, die am Ende doch mehr Anerkennung verdient, als das eigensinnige Festhalten einer unhaltbar gewordenen Stellung. Während sein Sohn Friedrich der Freidige mit wahrem Heldensinne den Kampf für die Existenz seines Hauses und zuletzt siegreich durchfocht, hat Landgraf A. noch sieben Jahre lang in nicht immer fürstlicher Weise in Erfurt sein Leben gefristet: eine seiner hervorragenden Untugenden, die Unfähigkeit mit seinen Mitteln Haus zu halten, hat ihn bis zum letzten Athemzuge nicht verlassen. Am 13. Nov. 1314 ist er gestorben. Sein Liebling Apitz, mit einer Tochter aus dem Hause der Dynasten von Frankenstein vermählt, war ihm, ohne Erben zu hinterlassen, im Tode vorausgegangen (1310). Seine Gemahlin Elisabeth, an Jahren um vieles jünger, hat ihn um ein gutes überlebt.

Tittmann, Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, 2 Bde. Wegele, Friedrich der Freidige, Markgraf von Meißen und Osterland, Landgraf von Thüringen, und die Wettiner seiner Zeit (1247—1325), Nördlingen 1870.

Wegele.

Albrecht II., Herzog von Oesterreich, vierter Sohn König Albrechts I. und der Elisabeth, Tochter des Grafen Meinhard II. von Görz-Tirol, geb. Ende 1298 oder Anfang 1299, † 20 Juli 1358. Weil er zuerst für den geistlichen Stand bestimmt war, erhielt er eine gelehrte Erziehung. Noch minderjährig wurde er nach dem Tode des Bischofs Bernhard von Passau († 27. Juli 1313) in zwiespältiger Wahl durch einzelne Domherren zum Bischof gewählt, konnte aber nicht zu dieser Würde gelangen und wendete später der geistlichen Laufbahn für immer den Rücken. Im März 1324 vermählte er sich mit Johanna, Tochter des ohne Söhne verstorbenen Grafen Ulrich von Pfirt, dessen Grafschaft auf diese Weise an Oesterreich kam.

Als sein ältester Bruder Friedrich der Schöne 28. Sept. 1322 bei Mühldorf gefangen wurde, übernahm A. bis zur Freilassung desselben die Verwaltung der Herzogthümer Oesterreich und Steiermark, die er nach dem Tode seines Bruders Leopold (28. Febr. 1326) mit der Verwaltung der habsburgischen Besitzungen in den sog. Vorlanden vertauschte; doch setzte Ende 1328 sein jüngerer Bruder Otto durch, daß dieselbe ihm anvertraut wurde. Ueberhaupt tritt A. gegenüber Otto, welcher nach dem Tode Friedrichs (13. Jan. 1330) außer ihm allein von allen Söhnen Albrechts I. noch übrig war, wenigstens nach außen einige Zeit in den Hintergrund, indem sein körperlicher Zustand ein thätiges Eingreifen in die Verhältnisse ihm sehr erschwerte. A. erhielt nämlich 25. März

1330, als er mit der Gemahlin seines Bruders und andern speiste, Gift, an welchem die Herzogin starb, während er wol gerettet wurde, aber lebenslänglich an Händen und Füßen lahm blieb.

Als auch Herzog Otto 26. Febr. 1339 in den besten Jahren aus dem Leben schied, erhielt A. allein die Leitung der Geschicke der österreichischen Gebiete. Obwol A., wenn wichtige Interessen Oesterreichs in Frage kamen, auch Krieg nicht scheute, suchte er doch so lange als möglich seinen Ländern den Frieden zu erhalten und die Wunden der vielen früheren Kriege zu heilen. Er hielt sich daher in den Kämpfen zwischen Ludwig dem Baiern und den Luxemburgern vollständig neutral und erkannte den ihm befreundeten Kaiser Ludwig trotz aller päpstlichen Bannflüche als Reichsoberhaupt an, ohne ihn aber irgendwie zu unterstützen. Als nach Ludwigs Tode Karl IV. fast allgemein als König anerkannt wurde, huldigte auch er ihm im Juni 1348 und verlobte zugleich seinen ältesten Sohn Rudolf mit dessen Tochter Katharina. Aber trotz dieser Familienverbindung verweigerte er ihm gegen Ludwigs Söhne jede Unterstützung. Bei dieser Haltung war er der geeignetste Vermittler zwischen beiden Theilen und er ruhte nicht, bis es ihm endlich gelang, eine vollständige Aussöhnung der Wittelsbacher, namentlich des ältesten Sohnes Kaiser Ludwigs, Ludwigs des Brandenburgers, Herrn von Oberbaiern und Tirol, mit Karl IV. herbeizuführen.

Die Folge dieser Haltung Albrechts war ein so enges Freundschaftsverhältniß mit Ludwig dem Brandenburger, daß dieser im August 1352 seinen einzigen Sohn Meinhard mit Albrechts Tochter Margaretha verlobte und denselben zwei Jahre später zur Erziehung an den Hof nach Wien schickte. A. war es auch, der, nachdem Ludwig vergeblich sich bemüht hatte, seine Lossprechung vom Banne und die kirchliche Anerkennung seiner Ehe mit Margaretha Maultasch zu erlangen, es durchsetzte, daß der Papst im April 1358 endlich dazu die nothwendigen Vollmachten ertheilte. Durch diese innigen Beziehungen zu dem in Tirol regierenden Hause, wie durch seinen Einfluß auf die Bischöfe und andere hervorragende Persönlichkeiten dieses Landes hat A. die spätere Vereinigung Tirols mit den andern österreichischen Gebieten angebahnt.

Trotz seiner Friedenspolitik wurde A. endlich in einen mehrjährigen Krieg verwickelt, als sein Vasall, der Graf Johann von Habsburg-Laufenburg, bei dem in Verbindung mit den durch die Zünfte vertriebenen Züricher Patriciern in der Nacht vom 23. auf den 24. Febr. 1350 versuchten Ueberfalle von Zürich gegefangen und dann dessen Stadt Rapperswyl erobert und durch Feuer vollständig zerstört wurde. Als A., der als Oberlehnsherr von den Zürichern Genugthuung forderte, diese nicht erhielt, beschloß er den Krieg, während Zürich 1. Mai 1351 in die schweizerische Eidgenossenschaft eintrat, um sich die Unterstützung derselben zu sichern. Die Eidgenossen eroberten 1352 Glarus und Zug und nahmen dieselben in ihren Bund auf, während ein dreimaliger Angriff Albrechts auf Zürich mißlang. Doch schlossen die Züricher, durch die stete Verwüstung ihres Gebietes mürbe gemacht, endlich 23. Juli 1355 mit Oesterreich einen Separatfrieden, nach dessen Bestimmungen, die später auch die übrigen Eidgenossen anerkannten, Glarus und Zug sich der österreichischen Herrschaft wieder fügen mußten. Drei Jahre nach der Beendigung dieses Krieges schied A. aus dem Leben, nachdem seine Gemahlin Johanna schon 15. Nov. 1351 das Zeitliche gesegnet hatte. Diese hatte ihm nach fünfzehnjähriger unfruchtbarer Ehe noch sechs Kinder geboren, vier Söhne, Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold, die nach einem Hausgesetze Albrechts vom 25. Nov. 1355 ihre Länder gemeinschaftlich und mit gleichen Rechten besitzen sollten, und zwei Töchter, Katharina, die in den Clarenorden trat, und Margaretha, im Juni 1358 mit

Meinhard von Baiern und nach dessen frühem Tode 26. Febr. 1364 mit dem Markgrafen Johann von Mähren, Bruder Karls IV., vermählt.

A. Steyerer, Commentarii pro Historia Alberti II. ducis Austriae, Lipsiae 1725. Fr. Kurz, Oesterreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen, Linz 1819. Ueber seine Bedeutung für die Erwerbung Tirols durch das Haus Habsburg vgl. A. Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich, Innsbruck 1864. A. Huber.

Albrecht III., Herzog von Oesterreich, des vorigen Sohn, geb. Ende 1349 oder Anfang 1350, † 29. Aug. 1395. Da beim Tode Albrechts II. die drei jüngeren Söhne noch minderjährig waren, führte der älteste Rudolf IV. allein die Regierung, bis nach dem frühzeitigen Ableben desselben 27. Juli 1365 (der zweite Bruder, Friedrich, war schon 10. Dec. 1362 gestorben) die beiden jüngsten, A. III. und Leopold III., die alleinigen Herren der österreichischen Länder wurden. Wenn schon Rudolf IV. seine frühere oppositionelle Haltuug gegenüber dem Kaiser zuletzt aufgegeben hatte, so sahen die beiden kaum dem Knabenalter entwachsenen Herzoge bei der damaligen schwierigen Lage Oesterreichs, das einerseits mit den Herzogen von Baiern wegen Tirol, andererseits mit dem Patriarchen von Aquileja und dessen Verbündeten, dem Grafen Meinhard von Görz und Franz von Carrara, Herrn von Padua, in Krieg war, ihre einzige Stütze in Karl IV. A. heirathete 19. März 1366 Karls erst achtjährige Tochter Elisabeth und 26. März wurde nicht blos die frühere Erbeinigung zwischen den Luxemburgern und Habsburgern erneuert, sondern es wurde bestimmt, daß schon jetzt die böhmischen und österreichischen Länder gemeinsames Eigenthum beider Familien sein und beide Theile sich gegenseitig Hülfe leisten sollten. Der Kaiser vermittelte dann einen Waffenstillstand mit dem Patriarchen von Aquileja, der bald in einen Frieden verwandelt wurde, so daß Oesterreich wenigstens auf seiner Südseite nicht mehr bedroht war. Die Baiern machten allerdings im Spätsommer 1368 noch einen unvermutheten Einfall in Tirol und drangen bis über den Brenner vor, wo sie Sterzing eroberten. Aber ihrem weiteren Vordringen wurde durch die Vertheidigungsmaßregeln des Bischofs Johann von Brixen ein Ziel gesetzt und als bald Herzog Leopold durch das Pusterthal heranrückte, wurden die Baiern genöthigt, Tirol bis auf einige Burgen wieder zu räumen. Die Wittelsbacher schlossen daher 29. Sept. 1369 mit Oesterreich in Schärding Frieden und entsagten gegen Zahlung von 116000 Ducaten und die Herausgabe einiger Pfandschaften allen Ansprüchen auf Tirol.

Eine andere wichtige Erwerbung machten die Herzoge von Oesterreich um dieselbe Zeit in Schwaben, indem die Stadt Freiburg im Breisgau, die von ihrem Herrn, dem Grafen Egon von Freiburg, mit dem sie ganz zerfallen war, sich freigekauft hatte, sich bewegen ließ, gegen Zahlung eines Theiles der Loskaufssumme die Herrschaft Oesterreichs anzuerkennen (23. Juni 1368). Dagegen waren sie bei ihrem Versuche, Triest, das von Venedig abgefallen war und 31. Aug. 1369 sich den Herzogen von Oesterreich unterwarf, zu behaupten, nicht so glücklich, indem diese Stadt durch die Venetianer nach einer Niederlage der Oesterreicher wieder erobert wurde und Oesterreich im Frieden von Laibach (30. Oct. 1370) gegen 75000 Ducaten auf Triest verzichten mußte. Obwol durch diese Kriege und die bedeutenden Zahlungen an Baiern und Freiburg die österreichischen Finanzen ganz zerrüttet worden waren, ließen sich die Herzoge bald wieder in einen neuen Krieg verwickeln, als Venedig, schwer bedrängt durch Franz von Carrara und den König Ludwig von Ungarn, ihnen für ihre Unterstützung eine große Summe Geldes bot. Kaum war aber im Januar 1373 ein österreichisches Reitercorps zur Bekämpfung der Gegner Venedigs in Oberitalien erschienen, so ließen sich die Herzoge bewegen, ihre Partei zu wechseln,

als ihnen Franz von Carrara für ihre Hülfe Valsugana, Feltre und Belluno abtrat. Da nun Carrara und die Ungarn nach einer großen Niederlage im Herbste 1373 mit Venedig Frieden schlossen, so hatte Oesterreich allein die Last des Krieges zu tragen, den Herzog Leopold mit wechselndem Erfolge führte, bis 7. Nov. 1376 ein Waffenstillstand und 28. Sept. 1378 ein definitiver Friede geschlossen wurde, der Oesterreich im Besitze obiger Gebiete ließ.

Während die auswärtigen Verhältnisse eine feste und einheitliche Leitung der Politik Oesterreichs erfordert hätten, wurde dasselbe gelähmt durch die unter den beiden Brüdern ausbrechenden Zwistigkeiten, welche endlich sogar zu einer Theilung ihrer Besitzungen führten. Nach dem Tode Rudolfs IV. hatte A. als der ältere der beiden Brüder einem Familienvertrage von 1364 entsprechend die oberste Gewalt beansprucht und theilweise auch ausgeübt. Aber mit zunehmendem Alter wollte sich der ehrgeizige und thatenlustige Herzog Leopold die Unterordnung unter seinen friedliebenden Bruder nicht mehr gefallen lassen und verlangte diesem an Rechten und Einkünften gleichgestellt zu werden, während A. dieser Forderung mit Hinweisung auf das Herkommen entgegentrat. Die Spannung zwischen beiden Brüdern erreichte nach und nach einen so hohen Grad, daß ein offener Kampf auszubrechen drohte. Um größere Uebel zu verhüten, ließ sich endlich A. 25. Juli 1373 zu einem Vertrage herbei, nach welchem er nur noch die Verwaltung von Oesterreich unter und ob der Enns und der Steiermark behielt, die der andern Gebiete aber seinem Bruder überließ und außerdem zugestand, daß die Einkünfte von allen Ländern unter beide Herzoge gleich getheilt werden sollten. Leopold war indessen auch damit nicht zufrieden und erhob immer neue Forderungen, vor welchen A. Schritt für Schritt zurückwich, bis endlich 25. Sept. 1379 im Vertrage von Neuberg nicht blos die Verwaltung, sondern auch der Besitz der Länder getheilt und A. auf Ober- und Niederösterreich (ohne Wiener-Neustadt) beschränkt wurde.

Die Zeit der Alleinregierung Albrechts III. in Oesterreich ist eine Periode fast ununterbrochenen Friedens, der nur durch einzelne unbedeutende Fehden gestört wurde. A., der in seinem ganzen Leben nur einen Feldzug unternahm, nämlich im J. 1377 nach Preußen, um sich im Kampfe gegen die heidnischen Litthauer die Ritterwürde zu verdienen, liebte vor allem die Ruhe. Um sich hie und da vom lärmenden Stadtleben zurückziehen zu können, baute er das Schloß Laxenburg, wo er manchmal selbst mit Gartenarbeiten sich beschäftigte. Vor allem waren religiöse Uebungen seinem frommen Herzen Bedürfniß, was ihn freilich nicht vor dem Kirchenbanne schützte, als er im J. 1390, durch große Geldnoth gedrängt, von den Gütern der Geistlichen eine Steuer erhob. Auch für die Wissenschaften, besonders Astronomie und Theologie, hatte er ebensoviel Sinn als Verständniß. Die Universität Wien, welche wegen des frühen Todes Rudolfs IV. kaum über die ersten Anfänge hinausgekommen war, verehrt A. III. als ihren zweiten Gründer. Er setzte es durch, daß der Papst 1384 die ihr anfangs verweigerte theologische Facultät bewilligte und berief mehrere der hervorragendsten deutschen Professoren. Doch vergaß er auch seine sonstigen Regentenpflichten nicht; morgens nach der Messe erhielt jeder seiner Unterthanen Zutritt zum Herzoge und konnte ihm seine Bitten und Beschwerden vortragen.

Als sein Bruder Leopold 9. Juli 1386 bei Sempach gefallen war, übernahm A. über die theilweise noch minderjährigen Söhne desselben die Vormundschaft und die Regierung ihrer Länder mit der Fortführung des Krieges gegen die Eidgenossen. Die Oesterreicher waren in demselben nicht glücklich. Am 9. April 1388 erlitten sie durch die Glarner bei Näfels eine große Niederlage, so daß A. sich endlich genöthigt sah, 1. April 1389 mit den Eidgenossen auf

Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes einen siebenjährigen Waffenstillstand zu schließen, der im J. 1394 auf weitere zwanzig Jahre verlängert wurde.

Durch die enge Verbindung, welche A. schon 1389 mit seinem Nachbar, dem Markgrafen Jost von Mähren, geschlossen hatte, wurde er auch in die Streitigkeiten hineingezogen, welche 1393 zwischen dem König Wenzel und dem böhmischen Herrenbunde, an dessen Spitze Jost stand, ausbrachen. Im Dec. 1394 verbündete sich A. förmlich mit Jost und seinen Anhängern, die ihm dafür (9. Aug. 1395) die Erhebung zum deutschen Reichsvicar an Wenzels Stelle in Aussicht stellten. Doch starb A. schon 29. Aug. mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes Albrechts IV., den ihm seine zweite Gemahlin Beatrix, Burggräfin von Nürnberg (seine erste Gemahlin Elisabeth war 19. Sept. 1373 im sechzehnten Lebensjahre gestorben), im J. 1377 geboren hatte.

Kurz, Oesterreich unter Herzog Albrecht III., 2 Theile, Linz 1827.

A. Huber.

Albrecht IV. „der Geduldige" (Patiens) oder „Wunder der Welt" (Mirabilia mundi), Habsburger, von der Albrechtiner-Linie, Herzog des Landes Oesterreich unter und ob der Enns, geb. 21. Sept. 1377, † 14. Sept. 1404, Sohn Herzog Albrechts III. und Beatricens, Tochter des Grafen von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg.

Nach dem Tode seines Vaters (29. Aug. 1395), achtzehn Jahre alt, also vogtbar, fand er doch an dem herrschsüchtigen Vetter Wilhelm, dem Aeltesten der leopoldinischen Linie, einen hartnäckigen Bewerber um die senioratsmäßige Vorherrschaft in sämmtlichen habsburgisch-österreichischen Landen, also auch in Oesterreich unter und ob der Enns, zufolge willkürlicher Auslegung des Hausvertrages vom 10. Oct. 1386 und der gewohnheitsmäßigen Senioratserbfolge. Den drohenden Bürgerkrieg, in welchem die Inneröstereicher und die Stadt Wien für Wilhelm, die nieder- und oberösterreichische Adelsschaft für A. IV. Partei nehmen, beseitigt Albrechts IV. Nachgiebigkeit und Friedensliebe durch den Holenburger Hausvertrag vom 22. Nov. 1395, dessen wesentlicher Inhalt das Princip habsburgischer Länder- und Herrschafts-Einheit formell anerkennt, thatsächlich jedoch den Vortheil der Leopoldiner wahrt und Herzog Wilhelm zum Mitregenten Albrechts IV. im Lande Oesterreich macht. — Die beiden nächsten Thatsachen der Regierung des letzteren finden ihre Erklärung in Albrechts strengkirchlichem, düsterreligiösem Sinne, der im weltscheuen Lieblingsverkehre mit Mönchen, namentlich des Karthäuserordens, Nahrung fand. 1397 vollzog der Herzog des Urtheil, welches der von Albrechts Vater 1395 berufene Cölestinermönch Petrus, als Ketzerrichter, über die des Waldenserglaubens Angeschuldigten in der oberösterreichischen Stadt Steier aussprach und demzufolge mehr als hundert den Feuertod sterben mußten. Es bezieht sich darauf ein Erlaß des Herzogs vom 24. Mai 1397 „Von der Geschicht und Besserung wegen, die sich ieczund in Unser Stadt zu Steyr an etlichen Leuthen, die vom christlichen Glauben getretten .... fürgangen." 1398 unternahm A. IV. die gewagte Pilgerfahrt nach Jerusalem, ward zu Venedig, wo er die Ausrüstung der nothwendigen Galeeren abwartete, vom Dogen und der Signoria glänzend empfangen und beherbergt, erreichte glücklich das Ziel der Reise, ließ sich am h. Grabe zum Ritter schlagen und entkam glücklich den Nachstellungen der Mohamedaner. Im Dec. kehrte er nach Wien zurück. Diese abenteuerliche Pilgerfahrt, welche die herzoglichen Finanzen stark in Mitleidenschaft zog, wurde nachmals mit allerhand fabelhaften Zügen ausgestattet und trug ihm den Beinamen „Wunder der Welt" ein. — Ernster gestalteten sich seit 1399 die Gefahren für den Landfrieden Oesterreichs durch die frechen Gewaltthaten und Räubereien böhmisch-mährischer Adligen, an deren Spitze die von Neuhaus, Lippa, Kunstadt, Böttau,

Rabatiz, Latein u. a. traten. Gegen sie fochten die Schaaren der Herzoge, die Herren von Meissau, Walse, Chuenring u. a. ohne entscheidendes Glück. Waffenstillstände und Verträge fruchteten wenig; das Land litt furchtbar. — Um dieselbe Zeit wurde A. IV., ebenso wie seine herzoglichen Vetter in die Wirren gezogen, die sich an die Thronentsetzung des Luxemburgers, Wenzel, in Deutschland und die Gegenwahl Ruprechts von der Pfalz knüpften. Eingeleitet wurden diese politischen Verwicklungen durch den Kampf des böhmischen Herrenbundes gegen König Wenzel, dessen Vortheile sein eigener Bruder, König Sigmund von Ungarn, ausbeuten wollte und Helfer dabei auch an Jodok, dem Markgrafen Mährens, und an Herzog A. IV. fand, mit welchem er überdies auf sehr befreundeten Fuß trat. Die bezüglichen Ereignisse fallen in die Zeit von 1396—1398; im letzteren Jahre wird König Wenzel als Gefangener auf die Besitzung des österreichischen Adligen Stahremberg gebracht.

Der neue Wahlkönig Ruprecht ist bestrebt (vom Januar 1401 an), sämmtliche Habsburger, also auch A. IV., auf seine Seite zu bringen; doch ist dieser entschiedener Anhänger des Luxemburgers Sigmund, hält sich von jeder Parteinahme für die Wittelsbacher zurück und unterstützt aufs thätigste die Plane des ersteren. So gibt er Sigmund im J. 1401 mit Hülfstruppen das Geleite nach Prag und zurück nach Ofen und unterstützt den Ungarnkönig bei der zweiten Gefangensetzung Wenzels, der zunächst auf Schaunburg in Oberösterreich und nach drei Wochen (Aug. 1402) nach Wien geschafft und der Obhut des Herzogs anvertraut wird. Sigmund erklärt mit Urkunde vom 17. Sept. 1402 — er habe im Einvernehmen mit Ungarns Reichsständen A. IV. zum Statthalter des Reiches, Vormund allfälliger männlicher Nachkommen Sigmunds und beim Abgange solcher zum eventuellen Thronfolger bestellt. Selbst die wol eher mit Vorwissen Herzog Wilhelms als Albrechts IV. erfolgte Flucht des Königs Wenzel aus Wien, — woselbst er allerdings in möglichst freiem Gewahrsam war gehalten worden (11. Nov. 1403) — konnte nur vorübergehend die innigen Freundschaftsbeziehungen zwischen König Sigmund und Herzog A. IV. trüben. Obschon im ersten Augenblicke König Sigmund die österreichischen Herzoge insgesammt als Mitschuldige der Flucht seines Bruders ansah und zu einem rächenden Einfalle rüstete, gelang es doch bald A. IV., in Gesellschaft seiner Vettern Ernst und Leopold, den aufgebrachten Luxemburger in Ofen zu versöhnen und von jedem Mißtrauen, wenigstens soweit es ihn betraf, vollständig zu heilen. Ueberdies hatte sich ja der österreichische Herzog das Vertrauen Sigmunds (1402—3) durch die entschiedene Parteinahme gegen Jodok, den Markgrafen Mährens und Vetter Sigmunds, gewonnen, als dieser Luxemburger der Sache des Pfälzers zufiel und so dem luxemburgischen Parteiprogramme von 1401—2 untreu wurde. Hiebei fehlte es nicht an unmittelbaren nachbarlichen Zerwürfnissen zwischen dem österreichischen Herzoge und dem mährischen Markgrafen, da dieser das Fehdewesen und die Raublust seiner adeligen Vasallen zum Schaden des Donaulandes eher begünstigte als zu hintertreiben bemüht war. Die Angelegenheit verwickelte sich um so mehr, als dieser mährische Raubadel einen erwünschten Vorwand zu Feindseligkeiten gegen König Sigmund und seinen Verbündeten, Herzog A. IV., suchte und diesen in der Erklärung fand, man wolle die Unbilden rächen, die Prokop, Jodoks Bruder (1402 gleichzeitig mit Wenzel gefangen und von Schaunburg und Wien nach Preßburg gebracht, wo er ein halbes Jahr in Haft blieb), erlitten. Am schlimmsten trieben es Herr Heinrich von Kunstat auf Jaispitz, gemeinhin „Zuckenscheidt“ oder „dürrer Teufel“ genannt, und der Ritter Sokol, der „Schekel“, wie ihn der Oesterreicher hieß, besonders seit es ihnen gelungen war, die Znaimer Burg im Mähren einzunehmen und die Bürger der gleichnamigen Stadt unter ihre Gewaltherrschaft zu

bringen. Znaim wurde der Stützpunkt und feste Zufluchtswinkel einer furchtbaren Freibeuterrotte, die das nahe Oesterreicherland unausgesetzt bedrängte. Wider sie und die einheimischen Gesinnungs- und Gewerbsgenossen mußten Herzog A. IV. und Wilhelm das alte standrechtliche Verfahren, „Greinen" (Raunen) genannt, wider auffrischen, das wir zuerst im Beginne des 14. Jahrhunderts angedeutet finden. — Zu diesen inneren Friedensstörungen gesellten sich neue Mißhelligkeiten Albrechts IV. mit seinem Vetter Wilhelm, die ebensowenig als die Zwiste im Schooße der leopoldinischen Linie durch die Taidungen vom 23. Febr. und 17. März 1404 abgethan wurden. Denn bald darauf verbinden sich A. IV. und Leopold IV. (21. April) wider alle unmittelbaren und mittelbaren Feindseligkeiten der Herzoge Wilhelm und Ernst. Um die mährischen Räuber in ihrem Hauptneste zu vernichten — sie hatten in letzterer Zeit Plätze in Oesterreich, wie Zistersdorf und Aspern, eingenommen und das ganze Grenzgelände unsicher gemacht — verband sich A. IV. mit König Sigmund zu einem gemeinsamen Heereszuge nach Mähren, der überdies als Einschüchterungsmittel gegen König Wenzel und Markgraf Jodok zu gelten hat und zugleich einen thatsächlichen Beweis der treuen Anhänglichkeit Albrechts an Sigmund abgeben sollte. Mit starker Heeresmacht erschienen die Verbündeten vor Znaim, Sigmund versuchte einen Handstreich gegen Kuttemberg, kehrte aber bald wieder zurück. Die Belagerten wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung, vernichteten in kühnen Ausfällen die Belagerungsmaschinen und bewogen so die Gegner zum schmählichen Abzuge (27. Aug. 1404). Den beiden Fürsten wurde jedoch im Lager Gift beigebracht, wie es heißt, in schwarzem Pfeffer. Der von Herzog Wilhelm aus Wien zugesendete Arzt, ein „grober Schwabe", wie der Chronist Windeck schreibt, „aber ein guter Arzt", verordnete eine Gewaltcur, die der robuste Körper König Sigmunds, nicht so aber die schwächere Leibesbeschaffenheit des österreichischen Herzogs verwinden mochte. Auf der Heimkehr nach Oesterreich von tödtlichem Leiden erfaßt, ließ sich A. IV. in das Städtchen Klosterneuburg bringen, da er geschworen hatte, nicht eher nach Wien zurückzukommen, bevor er nicht Land und Leute an den frechen Räubern gerächt. Auf dem Wege dahin sah der Chronist Ebendorfer, damals noch Knabe, den todeskranken Fürsten in seiner Sänfte und hörte, wie er das Loos der armen Landbewohner bejammerte. A. IV. † 14. Sept. 1404, im Alter von 27 Jahren, „schlank gewachsen, schön von Gesicht, mit hochgerötheten Wangen, schwarzhaarig und schwarzbärtig, der nie das Brenneisen brauchte; ein ehrbarer Mann" — wie ein Zeitgenosse ihn schildert. Vermählt mit Johanna, der Tochter des Herzogs Albert von Baiern, Grafen von Holland, Seeland und Hennegau, die ihn um sechs Jahre überlebte († 15. Nov. 1410), hinterließ er zwei Kinder, den Thronerben Albrecht V. und Margaretha, Gattin des niederbairischen Herzogs Heinrichs des Reichen.

Ebendorfer's von Haselbach Chron. austr. b. Pez SS. rer. austr., II. Bd. Kurz, Oesterreich unter Herzog Albrecht IV. 2. Thl. 1830. Krones.

Albrecht VI., Herzog, seit 1453 Erzherzog des steiermärkischen Zweiges der leopoldinischen Habsburgerlinie, mit dem Beinamen „der Verschwender" (prodigus); zweiter Sohn des Begründers dieses steiermärkischen Zweiges, Herzogs Ernst des Eisernen und dessen zweiter Gemahlin Cimburgis (Cimbarka) von Masovien. Geb. 1418 zu Wien, † daselbst 2. Dec. 1463. — Er war 17 Jahre alt, zur Zeit als der Schiedsspruch Herzog Albrechts V. (25. Mai 1435, Wien) die Angelegenheiten zwischen den Söhnen Herzog Ernsts († 1424), Friedrich V. und Albrecht VI. auf der einen, ihrem Vormunde, Friedrich IV. von Tirol auf der andern Seite, endgültig geregelt hatte. Nachdem sodann (25. März 1436) die völlige Uebergabe der selbständigen Herrschaft Inneröster-

reichs an Friedrich V. als Erstgeborenen stattgefunden, kam es zu dessen Hausvertrage mit A. VI. (13. Mai 1436, Wien). Auf 6 Jahre vereinbart übertrug dieses Abkommen die gesammte Regentengewalt an Friedrich V., der sie allerdings zugleich im Namen seines Bruders auszuüben habe, desgleichen alle Nutzungen, Zinsen und Gülten; — doch verpflichtet sich der ältere, seinen jüngern Bruder so zu versorgen, daß derselbe seinem Range entsprechend „fürstlich und schön“ leben möge und nach „Notdurft“ „Bescheidenheit genug gewinne“. Dieser Vertrag war das erste Glied in der langen Kette von Verwicklungen zwischen beiden Brüdern, deren Persönlichkeit die schroffsten Gegensätze bot. In dem Maße als Friedrich V. (seit 1440 K. Friedrich III. oder IV. † 1493) bedächtig, unkriegerisch, bis zur Kargheit sparsam und friedliebend war, aber doch mit Energielosigkeit des Charakters zähe Ausdauer und Scheu vor Verletzung des Rechtes verband, — zeigte sich alsbald A. VI. feurig rasch, streitliebend, verschwenderisch; stets zum Kampfe, zu abspringender Vielgeschäftigkeit und vortheilbringender Gewaltthat geneigt. Sein Wirkungskreis und Einkommen auf Grund des Hausvertrages von 1436 konnten ihm nicht genügen. Bald drängte er den Bruder (5. Aug. 1439, Hall in Tirol) zu einer neuen Uebereinkunft, die ihm bestimmte Schlösser und Gülten auf inneröstereichischem Boden, anderseits die Regentschaft in den Vorlanden, in Schwaben und Elsaß übertrug und eine jährliche Rente von 18000 Goldgulden als Unterstützung anwies. Kaum war ein Jahr verflossen, so ward eine neue Vereinbarung nothwendig (4. März 1440). A. VI. erhielt 6 Herrschaften in Kärnten-Steiermark und 10000 Goldgulden zum Unterhalte angewiesen, überdies zwei Fünftheile der inneröstereichischen Einkünfte auf 2 Jahre, um damit seine Gläubiger befriedigen zu können. Auch diese Uebereinkunft erlebte schon nach wenigen Monaten eine Erneuerung (23. Aug.). — Ueberdies legte A. VI. seine feindselige Gesinnung gegen den königlichen Bruder um diese Zeit in einem doppelten Handel an den Tag. Einmal verband er sich mit dessen Gegnern, den mächtigen Cilliern, dem Altgrafen Friedrich II. und seinem Sohne Ulrich II. (seit 1436 von König Sigmund in den Reichsfürstenstand erhoben), und anderseits wollte er ihm die recht- und vertragsmäßig erworbene Vormundschaft über den Albrechtiner Ladislaus Posthumus, im Einverständnisse mit Elisabeth, des letzteren Mutter, entreißen (Komorner Vertrag mit Elisabeth vom 10. April 1440 und Bündniß vom 31. Mai d. J.). Es kam 1442 so weit, daß Herzog A. VI. die zu Krems versammelte Landschaft um Hülfe wider seinen Bruder anrief (April) und 13. Mai das Forchtensteiner Bündniß mit den Cilliern abschloß, worauf die Verbündeten in Krain einbrachen und die landesfürstliche Stadt Laibach, wenn auch erfolglos, berannten. Endlich wurde 30. März 1443 zwischen den Brüdern ein Ausgleich getroffen und später (29. Aug.) bestätigt. Ihm zufolge ward dem älteren die Alleinregierung mit der Hälfte aller Renten zuerkannt; A. VI. behielt 8 Herrschaften zur Nutzung, überdies 6000 fl. Ersatz und übernahm auf 6 Jahre die Verwaltung der habsburgischen Vorlande. Um dieselbe Zeit kam es auch zum Vergleiche mit den Cilliern, woran sich ein gegenseitiges Schutzbündniß und Erbübereinkommen mit beiden Habsburgern schloß (16. Aug. — 29. Sept. 1443, W.-Neustadt). — 6. April 1446 vertrugen sich die drei Leopoldiner, K. Friedrich, A. VI. und der selbständig gewordene Herzog Sigmund von Tirol, dahin, daß der erstgenannte für 6 Jahre die Alleinverwaltung Inneröstereichs führen, A. VI. alle hierländischen Herrschaften und Aemter aufgeben und in den Vorlanden mit gleicher Machtvollkommenheit regieren solle, wie Herzog Sigmund in Tirol und den obern Landen. Für die nächsten 2 Jahre müßten jedoch die Einkünfte Inneröstereichs und der Vorlande zu gleichen Theilen den beiden Brüdern eingeantwortet werden.

Von da an treten für einige Jahre diese, trotz ihres Wechsels, eintönigen Verhältnisse Albrechts VI. und K. Friedrichs III. in den Hintergrund und die Rolle des erstgenannten als Regent der habsburg-österreichischen Vorlande füllt die Zeit von 1446—1452 in bedeutsamerer Weise aus. A. VI. vertrat hier zunächst die traditionelle Politik der Habsburger gegenüber den Schweizer Eidgenossen. Seit der Toggenburger Erbschaftsfehde und dem sog. Armagnakenkriege machte sich die alte Feindschaft doppelt heftig geltend. Mitte Sept. 1444 hatte A. VI. einen Tag nach Villingen im Schwarzwalde einberufen, behufs schwäbischer Rüstungen gegen die unversöhnlichen Nachbarn; 1445 kam es zum allgemeinen Aufgebote in den vorderösterreichischen Landen und zum Zuge vor Basel (Aug. 1445), was die Basler und die übrigen Eidgenossen mit der Zerstörung Rheinfeldens und Verwüstungen bis vor Seckingen vergalten. A. VI. besetzt dann wieder Rheinfelden und seine Reiterei streift bis Basel. 11. März 1446 wird ein großer Schweizerzug der Habsburger und ihrer fürstlichen, adeligen und städtischen Verbündeten bei der Tübinger Zusammenkunft festgesetzt. Wol kommt die Rüstung in diesem Maße nicht zur Ausführung, aber das engere Hagenauer Bündniß Albrechts VI., Würtembergs und Badens (1447 heirathet Karl von Baden Albrechts VI. Schwester Katharina) vollzieht sich und neu entbrennt der Streit, dem die Kostnitzer Richtung (1448) nur vorübergehend steuern kann. Endlich kommt es (13. Juli 1450) zum Frieden, der den Austritt Zürichs aus dem österreichischen Bündnisse und Rheinfeldens Rückfall an Habsburg festsetzt. — Aber kaum neigte sich der kostspielige Schweizerkrieg dem Ende zu, so fand sich auch Herzog A. VI. in den erbitterten Fürsten- und Städtekrieg des Schwabenlandes (seit 1449) verstrickt. Er bekam mit den Rotweilern Händel, trat (25. Jan. 1450) zu Heidelberg in das Bündniß mit den Fürsten von Brandenburg-Ansbach, Baden und Würtemberg, ließ sich aber zufolge der vorläufigen Bamberger Richtung (22. Juni 1450) und der endgültigen Friedensbemühungen des Pfalzgrafen Ludwig zur Einstellung der Feindseligkeiten herbei und wurde durch schiedsrichterlichen Ausspruch zu dem Wiederbesitze aller Rechtstitel auf die Grafschaft Hohenberg gebracht. Schaffhausen konnte er jedoch zur Huldigung nicht bewegen; die Stadt trat (1454) mit den Eidgenossen in ein 25jähriges Bündniß. — Um diese Zeit schloß A. VI. besondere Verträge mit seinem tirolischen Vetter Sigmund, deren wir weiter unten gedenken werden. — Ende 1451 sehen wir den Herzog im Gefolge des königlichen Bruders nach Rom ziehen und hier bei den Feierlichkeiten der Krönung Friedrichs (März 1452) mit Hunderten von Begleitern den Ritterschlag auf der Engelsbrücke empfangen. Dann kehrte er, mit kaiserlicher Urkunde vom 14. Aug. 1452 zum Landvogte in Ober- und Nieder-Schwaben bestellt, — in die Vorlande zurück, um hier sein Beilager mit der Pfälzer Fürstentochter Mechthild (s. w. u.) zu feiern. — 1453, den 6. Jan., wurde ihm als Glied der inneröstreichischen Habsburgerlinie der erzherzogliche Titel eingeräumt. Dies rief bei dem Herzoge Sigmund von Tirol eine begreifliche Verstimmung hervor, die dem Vetter A. gegenüber noch andere Ursachen hatte. 1439/1440 war diesem die Regierung der habsburg-österreichischen Vorlande übertragen worden, die zunächst dem tirolischen Habsburger Sigmund gebührte. Bis 1446 konnte sie in Albrechts Händen als vormundschaftliche angesehen werden; anders war dies, seitdem Sigmund selbständig die Herrschaft zu Handen nahm, und doch hatte der Aprilvertrag dieses Jahres das vorderösterreichische Regiment neuerdings A. zuerkannt. Dazu kam, daß Eigennutz und Geldverlegenheiten diesen Herzog bestimmten, den tirolischen Vetter zu Verträgen zu bereden, deren Nachtheile den gutmüthigen und lenksamen Sigmund trafen; der Erbeinigungs- und Länderverwaltungsvertrag vom 4. März 1450 in Innsbruck wälzte im

Wege einer wohlberechneten Herrschaftstheilung die schwersteinbringlichen Hoheitsrechte und Nutzungen, anderseits die Hauptlast künftiger Schweizerkriege Sigmund zu, während A. den bessern Theil, Elsaß, Sundgau, Breisgau, Schwarzwald, Hohenberg, Rottenburg und Villingen sich vorbehielt. 1453, gleichzeitig mit dem erzherzoglichen Titel, bekam A. neuerdings die Herrschaft in den Vorlanden nebst 108000 rh. fl. zur Auslösung alles Verpfändeten. Einige Zeit darnach, 1455, machte sich der Unmuth Sigmunds gegen A. Luft, indem er, statt mit ihm verabredeter Maßen zusammenzukommen, sich seinen Besuch förmlich verbat. Es ist wahrscheinlich, daß die einflußreichen Günstlinge Sigmunds, die Gebrüder Gradner, in ähnlicher Weise wie die Truchseß von Waldburg durch Albrechts Versuche in dem weiteren Besitze ihrer Pfandschaften vor dem Arlberge bedroht, die bezügliche Haltung ihres Herrn gegen A. halb verschuldeten. Der energische Herzog führte nun bald den Sturz der Gradner herbei und wußte auf Sigmund entscheidend einzuwirken, so zwar, daß bis zum Tode Albrechts VI. der Tirolerherzog im Schlepptau der Politik seines Vetters blieb. Dies zeigte sich am besten nach dem Tode des letzten Grafen von Cilli (9. Nov. 1456) und besonders, als der letzte Albrechtiner, König Ladislaus P. (Nov. 1457) aus dem Leben geschieden war und der Streit um sein Erbe, das Land Oesterreich, begann. Das J. 1458 ist der entscheidende Wendepunkt in der Haltung Albrechts VI. gegen seinen kaiserlichen Bruder; er wird des letzteren unversöhnlichster und gefährlichster Feind. Die Zusammenkunft der drei Habsburger in Wien (1457/58), die Verträge vom 12. Jan. und 27. Juni 1458 sind faule Richtungen; A. strebt nach dem Alleinbesitze des Landes Oesterreich. Ihm genügt die einstweilige Zuerkennung Oberösterreichs um so weniger, als er die Abneigung der Niederösterreicher gegen Friedrichs Herrschaft kannte. Deshalb sucht er mit den unzufriedenen Persönlichkeiten des Adels und der Wiener Bürgerschaft in Fühlung zu bleiben und zum Verbündeten den Böhmenkönig, Georg Podiebrad, und Matthias Corvinus, Ungarns Herrscher, zu gewinnen. Beide suchen auch seine Allianz, da ersterer ein verdeckter, letzterer ein offener Gegner des Kaisers war. Es kreuzt sich dies mit der großen Bewegung im deutschen Reiche, woselbst wir einer stets mächtigeren antikaiserlichen Partei unter der Führung des Pfalzgrafen Friedrich des Sieghaften („der böse Fritz") begegnen. Zu ihr gehörte auch A. VI.; so zwar, daß seit dem Jahre 1461 König Friedrich seinen Bruder einerseits als Landesfeind, anderseits als Feind des Reiches offen bezeichnet; dieser hinwider in solcher Doppeleigenschaft als persönlicher Gegner des österreichischen Landesfürsten und Glied des wittelsbachischen Fürstenbundes wider den Kaiser — demselben Absagebriefe zusendet.

1458, 12. Jan., erklärte König Friedrich sein ausschließliches Herrschafts- und Besitzrecht auf das Land Oesterreich. — Dies anzuerkennen war A. VI. durchaus nicht gewillt; ihm zur Seite stand Herzog Sigmund von Tirol. Wie abhold A. seinem kaiserlichen Bruder war, beweist am besten die Aeußerung, er hätte die Gefangennehmung des letzteren in Wien nicht ungerne gesehen, wenn auch nicht direct veranlassen können. Sigmunds Verzicht zu Gunsten Albrechts (10. Mai) zeigt, wie sich letzterer des Tirolerherzogs zu versichern wußte. 27. Juni; 22 Aug. d. J. muß sich König Friedrich zur Einräumung Oberösterreichs an A. VI. bequemen; dies Zugeständniß konnte dessen Annexionsgelüste nur reizen. Er sucht allseitige Bündnisse, 28. Dec. 1459 mit Georg Podiebrad, 1460—61 mit dem unzufriedenen Landesadel Niederösterreichs, mit kecken Landfriedensbrechern und Raubrittern, wie die Gebrüder Fronauer. Daß es ihm ebensowenig Ernst war, den seit dem Bamberger Fürstentage (Jan. 1459) unvermeidlichen Krieg der beiden Reichsparteien zu hintertreiben, ist be-

greiflich. Den 9. Juli 1459 war er und der Bischof von Eichstädt zu Schiedsmännern bestellt worden und mochte wol voraussehen, daß ihr Ausspruch vom 14. Sept. 1459, gewöhnlich der „blinde Spruch" genannt, ein nichtiges Spiel bliebe. Sein eigenstes Interesse drehte sich um die Erwerbung Niederösterreichs und Wiens, zu welchem Zwecke der Kaiser von allen Seiten, nach innen und außen bedroht werden mußte. Deshalb schloß A. VI. 18. Febr. 1461 das Egerer Bündniß mit Podiebrad, der selbst die Entthronung Friedrichs III. plante, betrieb die Aufnahme Sigmunds von Tirol in dieses Bündniß (20. Febr.) und einigte sich mit König Matthias von Ungarn (10. April, Ofen) dahin, daß im Kriegsfalle dieser in Steiermark, er selbst aber nach Niederösterreich einbrechen sollte. — Von der befreundeten Stimmung des dortigen Adels und einer starken Partei der Wiener Bürgerschaft überzeugt, sagt er 19. Juni 1461 dem Kaiser förmlich den Krieg an und bricht von Linz nach Niederösterreich auf, ohne auf kräftigen Widerstand zu stoßen. In seinem Lager zu Laxenburg finden sich ungarische und bairische Hülfstruppen ein. Die Schaaren seiner schlimm berufenen Söldnerführer, eines Gerh. Fronauer, Ankenreuter (Nankelreuter), Vöslauer, Stein — mit ihren Befestigungen (Täber=Tabor) bleiben eine harte Landplage; nicht minderen Schaden bereiten die kaiserlichen Rottenführer. Endlich (Sept.) vermittelt der Böhmenkönig mit scheinbarer Unparteilichkeit einen Stillstand der Waffen vom 6. Sept. 1461 bis 24. Juni 1462. — Am Tage, da dieser abgelaufen, schlägt A. VI. neuerdings los und verlangt von seinem Bruder die Beschickung des Wiener Julilandtages (1462). Bald erfolgt zu Wien der verhängnißvolle Umschwung; die Partei Albrechts VI. stürzt den kaiserlichen Magistrat (12. Aug. 1462) und Wolfgang Holzer wird Gewalthaber in der terrorisirten Stadtgemeinde. Der Bruch mit dem Kaiser vollzieht sich (19. Sept. bis 5. Oct.), er wird in der Hofburg belagert und allseits mit Fehdebriefen bedacht. Den 2. Nov. hält A. VI. seinen Einzug in das vom Kaiser abgefallene Wien und schließt (5. Nov.) ein zweijähriges Bündniß mit den niederösterreichischen Ständen. Unterhandlungen mit dem Kaiser haben keinen Erfolg, da A. VI. die Bedingung stellte, Friedrich sollte Unterösterreich an seinen Sohn, den vierjährigen Max, abtreten und seinem Bruder die vormundschaftliche Gewalt im Lande überlassen und der Kaiser darauf nicht einging. Endlich bringt der Entsatz des Böhmenkönigs (19. Nov.) die Lösung der drangvollen Sachlage. Mit schlauer Berechnung vermittelt er zu Korneuburg den Frieden zwischen den streitenden Brüdern (2. Dec. 1462). A. VI. erhält Niederösterreich sammt Wien auf 8 Jahre zugestanden und zahlt dafür jährlich an seinen kaiserlichen Bruder 4000 Goldgulden. So hatte er die Frucht seiner Gewaltpolitik eingeheimst, doch sollte er sie weder in Ruhe noch lange genießen. Wolfgang Holzer, in A. VI. enttäuscht und voll unruhiger Selbstsucht, will, im geheimen Einverständniß mit dem Kaiser, durch den Gewaltstreich vom 7. April 1463 die Stadt in des letzteren Hände spielen. Doch es mißlingt und der bedrohte Erzherzog wird Herr der Sachlage. Den 15. April läßt er den Bürgermeister Holzer und fünf andere Rädelsführer hinrichten, den ersteren mit ausgesuchter Grausamkeit, da ihn Holzer's Verrath und kühne Verantwortung überaus erbittert hatte. Ein hartes Verfolgungssystem und schlimmer Söldnerdruck lassen die Wiener und deren Landesgenossen Albrechts VI. Herrschaft als schlechten Tausch erkennen. Auch in der Verschlechterung der Münze war er nicht besser berufen als der Kaiser. Der Bürgerkrieg bricht von neuem los; die Schwester der unversöhnlichen Gegner, Katharina von Baden, Kaiserin Eleonore und der Legat Torcellanus mühen sich mit Friedenstiften ab; letzterer besonders am Tullner September=Landtage. Die früheren Vertrauten des Erzherzogs, sein Kanzler Stephan von Hohenburg, Heinrich von Liechtenstein, Veit

von Ebersdorf, Christoph von Rotendorf fallen von ihm ab und suchen wieder des Kaisers Gnade. Endlich legt sich der Tod ins Mittel. A. VI. stirbt zu Wien, den 2. Dec. 1463, im Alter von 45 Jahren, kinderlos, nach kurzem heftigen Leiden und unter Umständen, die den Verdacht des Todes durch Vergiftung nicht ausschließen. A. VI. wurde im Stephansdome beigesetzt. Dieser Habsburger, dem der schlimme Leumund eines selbstsüchtigen Unruhstifters und Gewaltmenschen ins Grab folgte, er, dessen Namen man in spätern Jahren vor seinem Neffen Maximilian I. gar nicht nennen durfte, verstand es doch, sich in der blühendsten Stadt der Vorlande, zu Freiburg im Breisgau, ein würdiges Denkmal zu setzen und zwar durch die Stiftung einer Hochschule. 1455 den 20. April gab die allgemein gehaltene Zustimmung dazu P. Calixt III., 1456, 28. Aug. erschien die Dotationsurkunde des Erzherzogs. Meister Matthäus Hummel, Doctor der geistlichen Rechte und Lehrer der Arzneikunde, und Marschall Türing von Halwyl, erhielten von A. VI. den Auftrag, die Dotation der Universität durchzuführen. Der eigentliche Stiftungsbrief ward den 21. Sept. 1457 ausgestellt. Der Erzherzog sagt darin, er habe sie gestiftet „zur Abtragung seiner Schulden gegen Gott, zu Trost, Hülfe, Widerstand und Macht für die ganze Christenheit gegen die Feinde ihres Glaubens" . . . Erster, bestellter Rector (1460—1461) wurde Matthäus Hummel von Willingen, Ritter „im Bach".

Albrechts VI. Gemahlin war Mechthild, Tochter des kunstliebenden Pfalzgrafen Ludwig III. († 1436), Wittwe des Grafen Ludwig von Würtemberg († 1458), aus welcher Ehe Eberhard „im Barte" entsproß, der die Achtung vor Wissenschaft und Kunst von seiner dichter- und bücherfreundlichen Mutter erbte. Mechthilds zweite Ehe, mit dem Habsburger, war nicht glücklich und ohne Kindersegen. Man pflegte sie seit der neuen Heirath „das Fräulein von Oesterreich" zu nennen und manches Lob ward ihr von gleichzeitigen Dichtern zu Theil. Hermann von Sachsenheim widmete ihr 1453 seine „Mörin". Nach dem Tode ihres Gatten, dem sie eine große Leichenfeier zu Rotenburg am Neckar veranstaltete, lebte sie hier auf ihrem Wittwensitze geistigen Genüssen. Nahezu hundert Dichterwerke sammelte sie und wurde gewissermaßen Mitstifterin der Tübinger Universität, welche ihr hochbegabter Sohn, Eberhard, ins Leben rief (1477). Der Stiftungsbrief stimmt nahezu wörtlich mit dem der Freiburger Hochschule überein. Mechthilde starb den 22. Aug. 1482.

S. Kurz, Oesterreich und K. Friedrich IV. Chmel, Geschichte K. Friedrich IV. u. s. w. 2 Bde. Hamburg 1840, und verschiedene andere Abhandlungen von ihm. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg im Br. 3 Thl. 1857. Derselbe, Geschichte der Universität Freiburg (1856). (Vgl. Martin, Erzherzogin Mechthilde, Gemahlin Albrechts VI. von Oesterreich.) Krones.

Albrecht: Albert, Erzherzog von Oesterreich, sechster Sohn Kaiser Maximilians II. und der Maria von Oesterreich, der Tochter Kaiser Karls V., geb. zu Wiener Neustadt 13. Nov. 1559, † nach der gewöhnlichen Angabe 13. oder 15. Juli 1621. Dem geistlichen Stand bestimmt, ward er zuerst von Busbeck (s. d.) erzogen, 1570 aber an den Hof seines mütterlichen Oheims Philipps II. von Spanien geschickt, der ihn sehr gut aufnahm. Schon 1577 erhielt er vom Papst Gregor XIII. den Cardinalshut und von K. Philipp das Erzbisthum Toledo, in dessen Leitung er jedoch erst 1594 als Coadjutor und Primas von Spanien eintrat. Nach Portugals Unterwerfung durch Alba sandte ihn Philipp 1583 als Vicekönig dorthin und er bekundete hier so viel staatsmännisches und militärisches Talent, daß, als nach Erzherzog Ernsts Tode 1595 die Statthalterschaft der Niederlande anderen Händen anvertraut werden mußte, Philipp ihn für diese schwierige Aufgabe erwählte. Im Februar 1596

traf er über Italien in Brüssel ein und übernahm die Regierung aus den Händen des Grafen Fuentes. In den Nordstaaten war unter Wilhelm von Oranien seit 1579 durch die Utrechter Union der Grund der Unabhängigkeit von Spanien und der Lostrennung von den Südstaaten gelegt worden. Anfangs wollten auch Theile des katholischen Südens beitreten; sie zogen sich aber zurück, als sich der religiöse und politische Charakter der Union schroffer geltend machte. Auch im Norden wollten sich der Obmacht von Holland und Utrecht die anderen Provinzen nicht sogleich fügen; Groningen z. B. ward erst 1598 durch Waffengewalt zum Beitritt gezwungen. In den Nordstaaten aber, welche den Namen der Republik der vereinigten Niederlande angenommen hatten, standen sich 2 Parteien schroff gegenüber: die Orangisten, jetzt unter Wilhelms zweitem Sohne, Moritz v. Oranien, welche jeder Nachgiebigkeit gegen Spanien abgeneigt, nur durch Fortsetzung des Krieges die Freiheit und Macht der jungen Republik mit ihrer reformirten Kirche sicher stellen zu können glaubten; und die Oldenbarneveld'sche Partei, welche auf billige Bedingungen zuvörderst Frieden oder doch längeren Waffenstillstand zu erreichen trachtete, um auf diesem Wege die Wohlfahrt und die Kräfte des Landes zu heben. — Neben solchen Schwierigkeiten im Norden sah sich A. nach der anderen Seite dem Kriege mit Frankreich gegenüber, dessen Fortdauer natürlich seitens der Nordstaaten mit Genugthuung betrachtet ward.

A. hatte sich bei seinem Abgang von Spanien nicht nur mit genügenden Geldmitteln versehen lassen, um dem Soldmangel abzuhelfen, der die Truppen demoralisirte und dem schon sehr ausgesogenen Lande schwere Lasten auferlegte, sondern er hatte auch, um den Nordstaaten sogleich mit einem Act der Versöhnlichkeit entgegenzutreten, K. Philipp zur Freigebung der gefangenen niederländ. Marinesoldaten und des seit 1567 gefangenen Prinzen Philipp v. Nassau — er war der älteste Bruder des Prinzen Moritz — bewogen. Prinz Philipp ward jedoch seines katholischen Glaubens wegen in den Niederlanden mit Mißtrauen aufgenommen. Auch im Uebrigen hielt es für A. schwer und dauerte lange, bis er für die Gesinnungen der Milde und Nachgiebigkeit gegen die Nordstaaten, die er während seiner ganzen Regierung festzuhalten suchte, einigen Boden fand.

Den Krieg gegen die Franzosen eröffnete A., sobald er seine Armee reorganisirt hatte, mit Glück; er nahm Calais, Ardres, Ham und Guines; selbst Amiens fiel durch List auf kurze Zeit in seine Hände. Am 2. Mai 1598 beendigte aber der Friede von Vervins den Krieg mit Frankreich. Zu gleicher Zeit beschloß Philipp II. den Niederlanden eine äußerliche Selbständigkeit zu geben: er übertrug seine Rechte daran seiner Tochter Isabella Clara Eugenia, und bestimmte ihre Hand dem Erzherzog. Nur wenn ihre Ehe unbeerbt bliebe, sollten die Lande an die Krone Spanien zurückfallen. A. legte nach eingegangenem päpstlichem Dispens zu Hal seinen Cardinalshut nieder, übertrug die Verwaltung der Niederlande ad interim dem Cardinal Andreas v. Oesterreich, ward in Ferrara per procura getraut und (Philipp II. war inzwischen am 13. Sept. 1598 gestorben) am 18. April 1599 mit der Gemahlin verbunden, und kehrte mit ihr im Sept. 1599 nach Brüssel zurück. Die Erzherzogin war eine Frau von Geist und Charakter, aber damals schon 32 Jahr alt, was mit Beziehung auf jenen für den Fall ihrer Kinderlosigkeit festgesetzten Rückfall der Lande an Spanien besorglich erschien, ja es verlautete sogar, der Erzherzog bleibe, trotz des Austritts aus dem geistlichen Stande, seinem priesterlichen Gelübde gegenüber der Gemahlin treu. Daß ohnehin der spanische Einfluß nach wie vor der bestimmende blieb, lag in der Natur der Verhältnisse. Inzwischen entbrannte aber der Krieg mit den Nordstaaten in erneuter Heftigkeit. Unerwartet war Moritz 1600 bei Nieuwport gelandet, wo ihm A. persönlich gegenüber trat; beide entwickelten großes Feldherrentalent. Moritz behielt die Oberhand, aber

A., die Einnahme des Städtchens verhindernd, nöthigte ihn dennoch zur Wiedereinschiffung. 1601 unternahm darauf A. jene berühmte Belagerung von Ostende, die, freilich erst nach 3 Jahren, 3 Monaten und 3 Tagen, wie man berechnete, und nach furchtbaren Verlusten die Stadt als einen Trümmerhaufen in seine Hände brachte. Mittlerweile eroberte aber auch Moritz mehrere Plätze, wie Rijnbeck, Grave in Geldern, Sluis in Flandern, und Albrechts Truppen schmolzen bedenklich zusammen. Da erschien 1606 Ambrosius Spinola mit einem neuen starken Heer aus Spanien, worauf Rijnbeck u. a. Orte sogleich wiedergewonnen wurden. — Allmählich aber begannen auch Albrechts Bemühungen um den Waffenstillstand in den Nordstaaten bessern Fortgang zu gewinnen. Er bot ihnen an, mit ihnen zu unterhandeln „in Qualität und sie für freie Staaten und Provinzen haltend, auf welche sie (A. und Isabella) nichts prätendiren". Er bot Unterhandlungen über einen ewigen Frieden, event. einen Waffenstillstand von 20, 15 oder 12 Jahren an. Nach einer vorläufigen Waffenruhe kam es 1609 zum Abschluß des 12jähr. Waffenstillstands.

A. benutzte die Zeit der Ruhe, um die durch lange Wirren und Kriege in allen Theilen des öffentlichen Lebens eingerissenen Schäden durch eine umsichtige und weise Regierung zu heilen. Bald sah man auch in Staat und Kirche Ordnung und Zucht wieder einkehren. Die Wohlfahrt, der Handel hoben sich, Kunst und Wissenschaft, von großen Namen getragen, blühten überraschend schnell auf. Mit schwerer Besorgniß sah A. dem Ende der 12 Ruhejahre entgegen, um so mehr, als mittlerweile in Deutschland der Krieg ausgebrochen war. In den Nordstaaten, wo Oldenbarneveld auf dem Schaffot geendet hatte und die Orangisten zur vollen Macht gelangt waren, fanden seine neuen Friedensvorschläge, wie entgegenkommend sie auch sein mochten, kein Gehör. So begann denn aufs neue der Kriegszustand und ein spanisches Heer von 30000 Mann sammelte sich zwischen Tongern und Maestricht. Die den deutschen Parteien gegenüber trotz vielfacher Unterhandlungen doch dem Schein nach noch bewahrte neutrale Stellung der Niederlande zeigte sich schon nach beiden Seiten hin unhaltbar; denn während im Norden Mansfeld einen Einfall machte, beschwerte sich Tilly in Brüssel über Mangel an Unterstützung. Diesen wachsenden Sorgen erlag A., unter einem Gichtanfall im Alter von 61 Jahren. Bei seinem feierlichen Leichenbegängniß in Brüssel zeigte sich eine allgemeine und aufrichtige Trauer. Ein Fürst von mildem, wohlwollendem edlen Charakter ist er unbeirrt durch alles, was seine guten Absichten kreuzte, seinen Grundsätzen stets unwandelbar treu geblieben.

Miraeus, Elog. Alberti. Ch. D., Historie d'Albert et Isabella, Liège 1847.

Alberdingk Thijm.

Albrecht, Graf von Orlamünde, von Nord- oder Trans-Albingien, Holstein, Ratzeburg, Dassow, Lauenburg, Stormarn und Wagrien, geb. nicht vor Ende 1182, † vor dem 22. Oct. 1245, Urenkel Albrechts des Bären, Sohn des Grafen Siegfried von Orlamünde und der Sophie, Tochter des Königs Waldemar von Dänemark. Als dieser während des Thronstreites zwischen dem Staufer Philipp und dem Welfen Otto im J. 1202 die genannten deutschen Gebiete vollständig erobert und den Grafen Otto von Schaumburg aus Holstein vertrieben hatte, belehnte er mit demselben, obwol er Otto IV. als König anerkannt hatte und Graf Siegfried von Orlamünde auf Seite des von ihm miterwählten Königs Philipp von Schwaben stand, vermuthlich schon im J. 1203 dessen Sohn A. Zu diesen Lehen kam an ihn durch den drei Jahre danach erfolgten Tod seines Vaters und das mit seinem Bruder Hermann getroffene Abkommen ein bestimmter Theil des Erbgutes, während gewisse Besitzungen von den Brüdern gemeinsam verwaltet wurden. Aber weder dieses Erbtheil noch

die dänischen Lehen hat A. unangefochten besessen. Sein Bruder Hermann suchte im J. 1215 das ganze Erbe mit Gewalt an sich zu reißen, was ihm bei der Entfernung des Bruders leicht gelungen wäre, wenn nicht der Landgraf Hermann von Thüringen, dessen Tochter Hedwig Graf A. im J. 1211 geheirathet hatte, das Unternehmen durch rasche Gegenwehr vereitelt hätte. A. selbst hat gegen die vereinigten Feinde Waldemars, die auch die seinigen sein mußten, gegen den Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg, gegen Herzog Bernhard und seit dem Jahre 1212 gegen dessen Sohn Herzog Albert von Sachsen, wie gegen den Erzbischof Waldemar von Bremen, den Bischof Philipp von Ratzeburg und die Grafen Gunzel und Heinrich von Schwerin, um Nordalbingien wiederholt das Schwert führen müssen. Diese seine Gegner vertraten seit dem Jahre 1214, da Waldemar, nicht ohne die Bemühungen von Albrechts Schwiegervater, des Landgrafen von Thüringen und des Markgrafen von Meißen, des Schwagers von dessen Gemahlin, zu dem durch päpstliche Gnade zum römischen König erhobenen Friedrich II. übergetreten war, der ihm die eroberten norddeutschen Gebiete abgetreten hatte, die hinfällige Sache Kaiser Otto's IV. Wie ernstlich dem Grafen auch während dieser kampferfüllten Jahre das Wohl der Kirche am Herzen lag, das bezeugen seine zahlreichen Schenkungen an Kirchen und Klöster, sowie die Gründung der Klöster Prenz und Hoibeck. Als sich dann im J. 1217 seine und Waldemars Feinde einem friedlichen Abschluß geneigter zeigten als der Fortsetzung des Kampfes, verließ er in Begleitung des Grafen Bernhard von Lippe und einer Anzahl tapferer Anhänger Holstein, um zur Erfüllung seines vor zwei Jahren abgelegten Gelübdes eine Kreuzfahrt gegen die heidnischen Livländer zu unternehmen. Nur bis zum Frühjahr 1218 verweilte er im Heidenland, aber so viel Thaten vollbrachte er in so kurzer Zeit, daß Heinrich der Lette von ihm rühmen konnte, es habe Gott ihn gleichsam in seinen Köcher gesteckt, damit er ihn zu gelegener Zeit nach Livland senden könne, seine Kirche von ihren Feinden zu befreien. Die schwersten Aufgaben fielen danach dem Grafen zu, als König Waldemar und sein Sohn im J. 1223 in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai Gefangene des Grafen Heinrich von Schwerin geworden waren. A. hat, wenn auch nicht in der Würde eines Reichsstatthalters, so doch in hervorragender Weise mit ebensoviel Klugheit als Energie für die Befreiung seines Oheims gewirkt. Obwol er in dem am 4. Juli 1224 zwischen dem Reich und Dänemark zu Stande gekommenen und von ihm beschworenen Vertrag seinen Vortheil in so fern gewahrt sah, als er das von Waldemar herauszugebende deutsche Land als Vasall des Reiches besitzen sollte, war er doch schnell entschlossen, das Geschick seines Oheims von der Entscheidung der Waffen abhängen zu lassen, als die Ausführung dieses Vertrages bei der Zusammenkunft der Deutschen und Dänen, man sieht nicht, durch wessen Schuld, sich zerschlug. In der Schlacht bei Mölln (Jan. 1225) wurde A. der Gefangene des Siegers, des Grafen von Schwerin; er blieb es noch, als Waldemar am 21. Dec. dieses Jahres in Folge des mit seinen Gegnern abgeschlossenen Vertrages, worin er sich unter anderem verpflichtete, seinem Neffen keine Hülfe zur Wiedererlangung seiner Lande leisten zu wollen, in Freiheit gesetzt wurde. Erst im J. 1227 nach der Schlacht von Bornhöved, durch deren für ihn unheilvollen Ausgang Waldemar die letzte Aussicht auf den Wiederbesitz des Verlorenen und die Befreiung Albrechts geraubt wurde, erkaufte er sich diese durch den Verzicht auf Lauenburg. Hinfort hat er wol meist in Dänemark gelebt, beschränkt auf die Güter, welche ihm der Oheim auf der Insel Alsen verliehen hatte. — Die ausführlichste Darstellung seines Lebens ist, auf Grund zusammengestellter Regesten, enthalten in Usinger's deutsch-dänischer Geschichte. F. Schirrmacher.

Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Ansbach, letzter Hochmeister

des Deutschen Ordens und erster Herzog in Preußen, geb. zu Ansbach 16. Mai 1490, † zu Tapiau 20. März 1568. Sein Vater war Markgraf Friedrich, der zweite Sohn Albrechts Achilles, seine Mutter die jagellonische Prinzessin Sophia, eine Schwester der Könige Wladislaw von Ungarn und Böhmen, Albrecht, Alexander und Sigismund I. von Polen. Ueber seine Jugend und Erziehung ist nur äußerst wenig bekannt, und sogar manches von dem, was darüber bisher auf Grund älterer Ueberlieferung erzählt zu werden pflegte, jetzt als falsch erwiesen. Im späteren Alter, als Neigung und persönliche Verhältnisse ihn in nahe Beziehung beinahe zur ganzen gelehrten Welt Deutschlands brachten, bedauert er es wiederholentlich, daß er in seiner Jugend von Wissenschaften nichts Rechtes gelernt habe: seine Erziehung war eben die lediglich auf das Aeußere gerichtete, welche Fürstensöhnen damaliger Zeit meist zu Theil wurde. Da er als einer der jüngeren Söhne aus der sehr zahlreichen Familie des Markgrafen Friedrich für den geistlichen Stand bestimmt war, so wurde er etwa im zehnten Lebensjahre an den Hof des Kurfürsten Hermann von Köln, eines Landgrafen von Hessen, gegeben, der ihm ein Canonicat übertrug. Hier scheint er zwar auch schon für die Zukunft auf Höheres gerechnet zu haben, aber Kurfürst Hermann starb zu früh, 1508, und so begab sich A., der inzwischen auch eine Würzburger Pfründe erlangt hatte, wieder nach Hause zurück. Zunächst begleitete er dann, kriegerischen Neigungen, von denen er sehr erfüllt war, folgend, den Kaiser Maximilian nach Italien, war bei der Belagerung von Roveredo, erkrankte aber und mußte wieder heimkehren. Darnach endlich war er noch einige Zeit in Ungarn, wo sein älterer Bruder Georg am Hofe des Oheims Wladislaw eine einflußreiche Stellung einnahm. Mittlerweile war der junge Fürst in das Alter gelangt, wo es Zeit war ein festes Unterkommen für ihn zu suchen, und da kamen denn, als er nicht lange aus Ungarn zurückgekehrt war, den Wünschen des Vaters sehr zu rechter Zeit Anerbietungen vom Deutschen Orden entgegen. Zwar lebte noch der Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen, aber er war schwer erkrankt, und da es für den Orden damals vor allem darauf ankam, eine lange Zwischenregierung zu vermeiden, so mußte man sich bei Zeiten nach einem Nachfolger umsehen. Obgleich die eine Partei der Ordensritter sich dagegen sträubte wieder einen Fürstensohn an die Spitze zu stellen, überwogen doch die Gründe der anderen, daß nur die Verbindung mit den mächtigeren deutschen Fürstenhäusern dem Orden die Möglichkeit gewähren könne sich aus den schmählichen Bedingungen des ewigen Friedens von 1466, der ihm die bessere Hälfte Preußens entrissen und für die andere die Oberhoheit Polens aufgezwungen hatte, zu lösen. Und dazu sprach dann noch für A. insbesondere die hoffnungverheißende nahe Verwandtschaft mit dem Polenkönige Sigismund. Nachdem Hochmeister Friedrich, der sich, um den Bedrängnissen durch die Polen aus dem Wege zu gehen und Hülfe zu suchen, schon vor mehr als drei Jahren nach Deutschland begeben hatte, am 14. Dec. 1510 zu Rochlitz in Sachsen gestorben war, wählten die wenigen vorhandenen Gebietiger in Preußen noch vor Ausgang des Jahres den jungen Markgrafen zum künftigen Hochmeister. Von allen Seiten, auch von Kaiser Maximilian, kamen Zustimmungen, und der Polenkönig selbst erklärte sich mit der Wahl einverstanden, wenn nur der neue Hochmeister seinen Verpflichtungen gegen ihn und das polnische Reich nachkäme. Am 13. Febr. 1511 endlich wurde A. in dem sächsischen Kloster Zschillen in den Deutschen Orden aufgenommen, von den Ordensbevollmächtigten endgültig zum Hochmeister erkoren und mit dieser Würde bekleidet. — Wie der neue Hochmeister vom ersten Augenblick ab nur den Gedanken hatte der Erfüllung jener lästigen Verpflichtungen auf keinen Fall mehr nachzukommen, vielmehr seinem Orden den früheren Besitz und die frühere Selbständigkeit, wenn nicht anders

mit Waffengewalt, wiederzugewinnen, so war andererseits auch der König durchaus nicht gesonnen dem Schwestersohn zu Liebe, von den Forderungen, zu denen ihm der ewige Frieden ein unbestreitbares Recht gab, auch nur das Geringste nachzulassen. Jener aber durfte bei seiner Schwäche mit seinen wahren Absichten nicht gleich offen hervortreten, er mußte vorerst Zeit zu gewinnen suchen, um Bundesgenossen zu werben und Rüstungen zu betreiben, während der König, wenn er auch nicht jeden Augenblick losschlagen konnte, gar keinen Grund hatte aus seinen Absichten ein Hehl zu machen. Es folgten nun in den nächsten Jahren, sowol vor als nach Albrechts Heimzuge nach Preußen, Tagfahrten auf Tagfahrten, Gesandtschaften gingen hin und wieder, aber wo die Ansichten und Ziele beider Theile so weit auseinandergingen, so schroff einander gegenüberstanden, war an eine Einigung nicht zu denken. Nachdem A. vom Kaiser sowol als von deutschen Fürsten Hülfszusagen für den Fall des Krieges erhalten hatte, wandte er sich nach Preußen und hielt am 22. Nov. 1512 seinen feierlichen Einzug in Königsberg.

Für den Hochmeister kam es auch jetzt weiter, da sich in Preußen die Rüstungen für einen Krieg über alles Erwarten mangelhaft zeigten, vornehmlich darauf an die Sache in die Länge zu ziehen: die Aufforderungen des Königs zur Eidesleistung, die allen weiteren Verhandlungen vorangehen sollte, wies er, um Aufschub bittend, damit ab, daß er sich erst mit den Meistern von Deutschland und von Livland in Einvernehmen setzen müsse, daß er auch ohne Wissen und Zustimmung des Papstes einen solchen Schritt nicht thun dürfe. Und es war in der That eine Zeit lang die Stimmung am römischen Hofe dem Orden eher günstig als ungünstig. Leo X. verlangte einmal, daß der Streit dem lateranensischen Concil zur Entscheidung unterbreitet würde, wovon natürlich der König, dem sich mit der Zeit der Gedanke festgesetzt hatte, wenn er nicht anders zum Ziele käme, den Orden ganz aus Preußen zu vertreiben, nichts wissen wollte. Zum Glück für A. und seinen Orden befand sich aber Sigismund durchaus nicht in der Lage seine Gedanken und Pläne zur That werden zu lassen. Zunächst wurde sein Reich sowol als das seines Bruders Wladislaw von den Tartaren nicht blos unaufhörlich bedroht, sondern auch häufig genug angefallen und verwüstet, und die Polen selbst waren trotz aller schlimmsten Erfahrungen nicht dazu zu bewegen auf eine feste Organisation des Heeres, wie sie der König damals im Sinne hatte, einzugehen. Daneben drohte eine weit ernstlichere Gefahr von dem „Moskowiter", dem Großfürsten Vasilji Ivanovicz von Moskau, der, zum Theil mit Hülfe unzufriedener Großen, sich Littauens zu bemächtigen strebte. Und endlich war auf dem entgegengesetzten Ende, im Südwesten, Maximilian nicht aus dem Auge zu lassen, der die habsburgischen Pläne auf Ungarn und Böhmen fortspann. Bedenklich wurden diese Verhältnisse für den Polenkönig, als der Kaiser und der Großfürst im Sommer 1514 ein Bündniß gegen ihn abschlossen und überdieß andere Feinde Polens, auch den Hochmeister in die Coalition hineinzogen. Aber, wie das bei Maximilian auch sonst geschah, der Bund galt für ihn nur so lange, als er für seine Zwecke dienlich schien. Wie er, durch den französischen Krieg beschäftigt, dem Großfürsten überhaupt keine bewaffnete Hülfe brachte, so verließ er ihn vollständig nach dem großen Siege der Polen über die Russen bei Orsza am 8. Sept. 1514, damit nicht etwa durch die so gewonnene Uebermacht Sigismunds seine ungarischen Pläne gefährdet würden. Es ist bekannt, daß im Juli 1515 Maximilian, Sigismund und Wladislaw auf einer persönlichen Zusammenkunft bei Wien einen Vertrag abschlossen, in welchem eine Doppelheirath zwischen dem habsburgisch-burgundischen und dem jagellonisch-ungarischen Hause festgesetzt wurde. Wie hiedurch der Kaiser von dem moskowitischen Bündnisse zurücktrat, so ließ er auch, und zwar ausdrücklich, den

Deutschen Orden fallen: es sollte durchaus an dem ewigen Frieden von 1466 festgehalten werden und der Hochmeister die für ihn und seinen Orden daraus erwachsenden Verpflichtungen gegen Polen und den König unverkürzt erfüllen und leisten; bei neuen Streitigkeiten zwischen Polen und dem Orden sollten der Kaiser, der König von Ungarn und zwei hohe Geistliche Schiedsrichter sein. Davon unterrichtet, wandte sich der Hochmeister noch einmal mit seinen Vorstellungen und Bitten an den Kaiser — natürlich vergebens, und auch der Papst ertheilte eine nichtssagende Antwort. So beschloß er denn wenigstens mit dem Beginn des Krieges, der ihm jetzt als einzige Rettung erschien, seinem Gegner zuvorzukommen. Er bewog die Stände des Landes ihm eine Beihülfe, die freilich klein genug war, zu bewilligen. Dann hielt er mit dem livländischen Meister eine Zusammenkunft und legte ihm einen großen Kriegsplan vor; aber dieser Plan spricht nicht sehr für die politische und militärische Einsicht dessen, der ihn entworfen: es ist da die Rede, so als wäre schon alles sicher abgemacht, von großartigen Hülfen an Truppen und Geld, die von Deutschland kommen sollten, von schneller, leichter Eroberung Samaitens, Masowiens, Ermlands, Westpreußens, von unwiderstehlichem Einfall in Polen selbst. Widerstand der Polen schien gar nicht in Rechnung zu kommen. Wenn man bereits alles so weit vorbereitet und fertig hatte, wie es in dem Entwurf vorausgesetzt war, so hätte man wol noch darauf rechnen können den Gegner im ersten Ansturm zu überwältigen. Aber es war eben auch noch ganz und gar nichts geschehen, und als man dann im Reiche zu unterhandeln anfing, zeigte sich, was man leicht hätte voraussehen können: niemand war jetzt mehr als bisher zur thatsächlichen Unterstützung des Ordens geneigt und bereit. Abermals schleppte sich die Sache noch vier Jahre in der alten Weise hin, ohne daß auch nur die geringste Annäherung der streitenden Theile sich vollzog. Dagegen erwuchs durch die Räubereien, die unaufhörlich von dem einen Lande aus in das andere geschahen, eine sehr schlimme, täglich zunehmende Erbitterung nicht blos zwischen den beiden Regierungen, sondern auch zwischen ihren Unterthanen. Die Maßregeln, die zuweilen auf der einen oder der anderen Seite gegen dies allerdings maßlose Unwesen verkündigt wurden, halfen nicht viel, da niemand sie mit Nachdruck durchführen konnte, und zu gemeinsamem Vorgehen konnte man sich bei dem gegenseitigen Mißtrauen nicht entschließen. Der Handel zwischen den königlichen und den Ordenslanden, der schon hiedurch entsetzlich litt, sank ganz herunter durch gegenseitige Verbote. — So kam das Jahr 1519 heran. Kaiser Maximilian, der um seiner greisenhaften Idee eines allgemeinen Türkenzuges willen immer Frieden geboten, dann aber wieder, um die böhmische Kurstimme für seinen Enkel Karl von Spanien zu gewinnen, auf dem Augsburger Reichstage von 1518 die Ordensgesandten aufs schnödeste behandelt hatte, starb im Januar, bevor noch die Wahl des Nachfolgers entschieden war. Sigismund suchte sofort beide Bewerber um die Kaiserkrone für die polnische Sache geneigt zu machen und instruirte, da ihm sonst die Person dessen, der gewählt würde, gleichgültig war, die Wahlgesandten seines Neffen und Mündels, des jungen Königs Ludwig von Böhmen (und Ungarn), die böhmische Stimme demjenigen zu geben, für den die Mehrzahl sich entscheiden würde. Als aber Karl von Spanien einstimmig gewählt wurde, brachte ihm dieser Zug, der gern für große politische Klugheit gehalten wird, gar keinen Nutzen. Ueberhaupt zeigte der neugewählte Kaiser, zumal bei seiner Abwesenheit vom Reiche, für den ersten Augenblick kein Interesse für die polnisch-preußische Frage, so daß auch der Hochmeister von dieser Seite her noch weniger zu erwarten hatte als selbst von Maximilian. Inzwischen hatte sich die Sache zwischen Preußen und Polen selbst so gestaltet, daß sie doch ganz offenbar nur noch auf die Spitze des Schwertes gestellt war. Die westpreußischen Stände hatten

auf dem polnischen Reichstage im Febr. 1519 über die Räubereien und die Bedrückungen des Handels, die sie von des Ordens Seite zu erleiden hätten, so schwere Klage geführt, daß man den Krieg gegen den Orden beschloß, falls der Meister den königlichen Befehlen nicht nachkäme. Sofort wurden die westpreußischen Städte stärker befestigt, Truppen ins Land geschickt und dem Hochmeister drohende Mahnungen für die Ruhe und Sicherheit an den Grenzen besser zu sorgen zugestellt. Wol hatte auch dieser nicht gefeiert. Er war in Berlin gewesen und hatte dort vom Kurfürsten, von seinem Bruder Kasimir und von anderen Fürsten in mehr oder weniger bindender Form „stattliche Zusagen" erhalten; er hatte dann mit dem Könige Christian II. von Dänemark ein Hülfsbündniß abgeschlossen, sich von dem Großfürsten die vertragsmäßige Zusage einer namhaften Geldunterstützung zu erwirken gewußt und in Aussicht hierauf sich mit einer Reihe von Rittern über Anwerbung von Söldnern geeinigt. Aber als er nun von diesen Vorbereitungen Gebrauch machen wollte, zeigte es sich, wie er wieder überall auf Sand gebaut. Als er die Fürsten um die Erfüllung ihrer Versprechen anging, riethen sie ihm alle, auch der Dänenkönig, vom Kriege ab und wußten Gründe beizubringen, warum sie gerade jetzt nicht helfen könnten. Der Moskowiter wollte dem Vertrage gemäß erst dann das Geld geben, wenn A. den Krieg nicht blos begonnen, sondern bis zu einem gewissen Ziele geführt haben würde. Der Deutschmeister berief sich, als er an seine Pflichten gegen den Orden gemahnt wurde, auf die allgemeinen Verhältnisse im Reich und die besonderen in Schwaben und auf die Nothwendigkeit der Vorberathung mit seinen Gebietigern; die Söldner endlich liefen, als die Mittel ausblieben, meist auseinander. Damit war denn der Hochmeister ganz auf sich selbst, auf die so geschwächten Kräfte des eigenen Landes gewiesen. Eine günstige Frist wurde ihm noch dadurch zu Theil, daß die Tartaren im Sommer einen großen Einfall in die südpolnischen Länder machten und ein polnisches Heer schlugen und vernichteten, sodaß er sich wenigstens im Lande selbst zum unvermeidlichen Kampfe noch vorbereiten konnte: es wurden überall Rüstungen angeordnet und, soweit die äußerst beschränkten Mittel, zu deren Vermehrung der Hochmeister im letzten Augenblick auch die Kirchengeräthe einzog, es gestatteten, auch ausgeführt, Städte und Schlösser bewehrt und Musterungen, zum Theil von A. selbst, abgehalten. — In den ersten Tagen des Decembers kam der König mit großem Gefolge und einem Heere nach Thorn und, obwol ein dort abgehaltener Reichstag die Mittel nur unzureichend bewilligte, so ließ er dennoch, da der Hochmeister auch die letzte Aufforderung zur Erfüllung seiner Pflicht zurückwies, seine Hauptleute ihm ihre Absagebriefe zusenden, die vor Weihnachten in Königsberg einliefen. Sofort brach der Krieg los, der „Frankenkrieg" oder „Reiterkrieg", der in 15 Monaten einen großen Theil Preußens zur Wüste machte, ohne die streitige Sache ihrer Entscheidung näher zu bringen. Während die Polen in das zunächst gelegene Gebiet des Bischofs von Pomesanien verheerend einfielen, rückte der Hochmeister in der Neujahrsnacht vor Braunsberg, den Hauptort des Bisthums Ermland, und nahm am Morgen die Stadt ohne Schwertschlag. Im Weitern verlief der Krieg wie alle derartigen Fehden jener Zeit, er bestand lediglich in gegenseitiger Verwüstung und Brandschatzung der Lande und in Berennung und Einnahme einzelner Burgen und Städte, ohne daß je die Truppen in größeren Massen aufeinanderstießen. Da mit Ausnahme von kaum 100 Mann aus Livland keine fremde Truppen dem Orden zur Hülfe kamen, so blieben die Polen, die sich überdieß immer neu verstärken und ergänzen konnten, weitaus in der Mehrzahl, und das Land, von welchem dem Hochmeister, als der Feind bis vor Königsberg rückte, nur noch Samland und der äußerste Osten verblieb, litt entsetzlich. Ein vierzehntägiger Waffenstillstand, der auf das dringende Bitten der preußischen

Stände im Juni vom Könige bewilligt wurde, verlief fruchtlos, da A., der sich selbst nach Thorn begeben hatte, auf die Nachricht von der Annäherung dänischer Hülfstruppen die Unterhandlungen kurz abbrach und heimzog. Nach drei Monaten, während deren Kampf und neue Verhandlungen immer wieder neben einander fortliefen, kam endlich die lang ersehnte Hülfe heran, ein von deutschen Grafen und Herren auf Veranlassung und Kosten des Hochmeisters geworbener Heerhaufe von weit über 10000 Mann, der die Polen gewaltig in Schrecken versetzte. Alles verwüstend, den schwachen polnischen Widerstand vor sich herwerfend, gelangte der Zug bis an die Weichsel, konnte aber, da eben eine Ueberschwemmung stattgefunden, auch der König nicht unterlassen hatte die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, den Strom nicht überschreiten. Der Hochmeister, statt alle seine Truppen zusammenzunehmen und dem Hülfsheer entgegenzuziehen, berannte vergebens Heilsberg, die Residenz des ermländischen Bischofs, statt ihnen Geld zu schicken gab er Vertröstungen. Kurz, nach einem erfolglosen Angriffe auf Danzig waren die Söldner nicht länger zusammenzuhalten, die große Masse verlief sich und zog heim, ein Theil wurde von den verfolgenden Polen erschlagen. Damit war die letzte Hoffnung für den Orden geschwunden und er schien den Polen, die jetzt alle ihre Kräfte zusammengerafft hatten, unrettbar erliegen zu müssen. Diese äußerste Gefahr erregte ihm aber auch wieder die Theilnahme anderer wenigstens insoweit, daß sie den König, der soeben auch vom Papste mit Rücksicht auf den immer noch nicht aufgegebenen Türkenkrieg neue Mahnungen zum Frieden erhalten hatte, ernstlich um Beendigung des Krieges angingen. Kaiserliche sowol als ungarische Gesandte erschienen zu Anfang des folgenden Jahres (1521) in Thorn und brachten schließlich, obwol anfangs von der einen Seite die Eidesleistung wie immer durchaus gefordert, von der anderen ebenso entschieden verweigert wurde, doch einen Waffenstillstand auf vier Jahre, bis zum 4. April 1525, zu Wege; bis zu diesem Termin sollte ein Schiedsgericht, als dessen hervorragendste Mitglieder Kaiser Karl V. (oder für ihn sein Bruder Ferdinand) und König Ludwig von Ungarn bestimmt wurden, die preußisch-polnische Streitfrage zur Entscheidung bringen. Aber so wenig wie der Waffenkampf, so wenig wie die früheren Vermittlungsversuche, ebensowenig hat auch dieses neue Schiedsgericht die Sache nur im mindesten gefördert, es war vielmehr die Entwickelung der allgemeinen Verhältnisse, die auch hier Klärung und schließlich eine allseitig befriedigende Einigung herbeigeführt hat.

Um die Verhandlungen zu beschleunigen, die Thätigkeit der Schiedsrichter leichter spornen und auf sie einwirken zu können, wollte der Hochmeister gleich nach Deutschland reisen, unterließ es aber noch eine Weile, da es ihm von befreundeter Seite wegen der Abwesenheit des Kaisers und der wirren Zustände im Reich vorläufig als unnütz widerrathen wurde. Und auch als er später ins Reich kam und fast drei Jahre sich daselbst aufhielt, erreichte er von dieser Seite her doch nichts, da es nie, wenn auch hin und wieder Versuche dazu gemacht wurden, zu eigentlichen Verhandlungen kam: jeder Unbefangene konnte ja leicht die Fruchtlosigkeit derselben einsehen, so lange sich nicht auf der einen oder der anderen Seite eine Geneigtheit von den starren Forderungen abzulassen kund gab. Das Schlimmste für den Hochmeister war jedenfalls, daß er die ganze Zeit mit dem äußersten Geldmangel zu kämpfen hatte. Aus dem verarmten Preußen selbst, wo schon häufig offene Unzufriedenheit zu Tage trat, war nur selten noch eine verschwindende Kleinigkeit aufzutreiben; Umlegung, Aenderung, Einführung gar von Zöllen führte Beschwerden und neue Grenzsperren herbei; der livländische Meister erklärte jetzt gar nichts mehr geben zu können; der Deutschmeister, der von einer Verpflichtung zum Gehorsam nichts wissen und die Reichsstandschaft nicht mehr blos als Stellvertreter für den abwesenden Hochmeister, sondern

aus eigener Machtvollkommenheit gleichzeitig neben und mit dem anwesenden führen wollte, legte, bevor er Geld bewilligen sollte, Artikel zur Unterzeichnung vor, die A. als mit seiner Stellung und Ehre unvereinbar abwies. Unter solchen Umständen war mit die nächste Sorge die um Beschaffung von Geld zum täglichen Unterhalt. Noch von Preußen aus hatte sich A. dem Könige von Ungarn, der noch immer unter der Leitung seines Bruders Georg stand, zur Veranstaltung und Führung eines Türkenzuges erboten, zugleich um dadurch zu zeigen, daß der Orden seine ursprüngliche Aufgabe des Kampfes gegen die Ungläubigen noch nicht so ganz vergessen hätte; man ging auch zuerst wirklich darauf ein, aber bei einer persönlichen Besprechung in Prag zerschlug sich doch die Sache. Dann bot er dem Kaiser seine Dienste gegen Frankreich an, doch auch hier ohne Erfolg. Dieses verursachte dem Hochmeister wenigstens keinen weiteren Schaden, wie er ihn bei einem anderen Unternehmen, auf welches er sich darnach einließ, in sehr hohem Maße erfuhr. Auf Veranlassung des Kurfürsten von Brandenburg übernahm er es, für den vertriebenen König Christian II. von Dänemark in Deutschland Truppen zu werben; aber bereits war eine nicht unbedeutende Truppenmacht zusammengebracht, als es sich herausstellte, daß der König, von dem es zuvor hieß, er verfüge über große Mittel, gar nichts hatte, so daß die Söldner meist ganz unbezahlt entlassen werden mußten und der Hochmeister lediglich sich selbst neue Lasten und Verlegenheiten aufgebürdet hatte. Vor allem gab das wieder großen Hader mit dem Deutschmeister, der nicht mit Unrecht für seine Balleien fürchtete. In dieser äußersten Bedrängniß, während der Waffenstillstand zu Ende ging und doch die Aussicht die Hauptfrage durch die gesetzten Vermittler endgültig entschieden zu sehen um nichts näher gerückt war, vielmehr sich immer weiter zu entfernen schien, erfuhr man im Laufe des Jahres 1524 am polnischen Hofe, daß der Hochmeister den Entschluß gefaßt habe abzudanken, und suchte ihn sofort, zunächst ganz insgeheim, für den Gedanken der Nachfolge des Königs zu gewinnen. Indessen, überblickt man erst das zweite Moment, das hier bereits mitwirkte, das religiöse, in seiner ganzen Entwickelung, so dürfte kaum ein Zweifel sein, daß jenes nichts als ein Gerücht war, ausgesprengt um die schon gefaßten wahren Absichten zu verdecken.

Als sich A. in den Jahren 1522 und 23 längere Zeit in Nürnberg aufhielt, hatte er Gelegenheit, die Predigten des dortigen Reformators Andreas Osiander zu hören und war von ihm in persönlichem Verkehr für die neue Lehre gewonnen worden. Da nun gerade damals wieder, wie schon öfter während seiner hochmeisterlichen Regierung, eine sehr ernste Mahnung von Rom an ihn kam seinen verfallenen und gesunkenen Orden zu reformiren, so wußte er nichts besseres zu thun als sich an Luther selbst zu wenden und ihn unter Einsendung der Ordensstatuten um seinen Rath zu bitten; ja, als er nicht lange darauf, im September 1523, nach Berlin reiste, nahm er seinen Weg über Wittenberg, um die Sache mit Luther persönlich zu besprechen. Das Lächeln, mit dem er den Rath die „alberne und sinnlose“ Regel abzuwerfen, zu heirathen und aus Preußen ein weltliches Fürstenthum zu machen aufnahm, glaubte Luther als Zeichen der Zustimmung und des Einverständnisses auffassen zu dürfen. Wenn dieses nun auch ohne Zweifel richtig war, so galt es doch nach allen Seiten mit der höchsten Vorsicht zu Werke zu gehen. Wol war die Reformation in Preußen selbst mit großem Eifer aufgenommen und hatte zumal im Ordenslande, wo überdieß das schwere Unglück der letzten Jahre großen Haß gegen die Ordensregierung erweckt hatte, durch das thätige Betreiben des samländischen Bischofs Georg v. Polenz, der während der Abwesenheit des Hochmeisters die Regentschaft des Landes führte, große Verbreitung gefunden; auch im Orden trat man ihr durchaus nicht schroff entgegen, es kam sogar schon mehrfach vor,

daß Ordensritter sich verheiratheten. Das gab dann aber, da es nicht geheim bleiben konnte, den Gegnern des Hochmeisters erwünschte Gelegenheit bei Papst und Kaiser Beschwerden über ihn zu führen, wodurch er selbst mehrfach in die Nothwendigkeit versetzt wurde sich öffentlich zu rechtfertigen, als ob er den kirchlichen Neuerungen in Preußen ganz fern stände, mit ihnen nicht einverstanden wäre. Dagegen ermahnt und ermuthigt er in vertraulichen Schreiben den Bischof in seinem reformatorischen Vorgehen und spricht ihm seine volle Zustimmung aus, sagt ihm seinen vollen Schutz zu. Wie schon im Herbst 1523 Luther auf des Hochmeisters Wunsch zwei Prediger der neuen Lehre nach Preußen empfohlen und gesandt hatte, so wurde im Sommer des folgenden Jahres Paul Speratus, der bereits in Franken, Salzburg, Oesterreich und Mähren für die Reformation gewirkt hatte, vom Hochmeister als Prediger an die Schloßkirche zu Königsberg berufen. Dieses eben sind schwerlich Maßregeln, die auf die Absicht abzudanken hindeuten.

Der vierjährige Waffenstillstand ging seinem Ende entgegen, ohne daß wieder die Hauptfrage irgendwie gefördert war: der junge Ungarnkönig hatte vergebens Sigismund zur Beilegung aufgefordert, die Verhandlungen, welche der Markgraf Georg und der Herzog Friedrich von Liegnitz, des Hochmeisters Schwager, mit einem fast abenteuerlich zu nennenden Vorschlage begonnen hatten, hatten zu keinem Ziele geführt, der polnische Reichstag beschloß die Vertreibung des Hochmeisters aus Preußen, wenn er den Huldigungseid nicht leistete — für den Hochmeister um so gefahrdrohender, als der König nicht lange vorher gegen ihn sowol als gegen den Kurfürsten Joachim von Brandenburg mit dem neuen Könige Friedrich von Dänemark und mit den Herzogen von Pommern und von Mecklenburg ein Schutzbündniß geschlossen hatte. Jetzt war es hoch an der Zeit die Sache zum Austrage zu bringen. Während A. selbst zu Beuthen in Oberschlesien, wenige Meilen von Krakau entfernt, weilte, traten Georg und Friedrich abermals mit dem Könige in Unterhandlung und machten ihm endlich den Vorschlag dem bisherigen Hochmeister das Ordensland als ein weltliches, erbliches Fürstenthum zu Lehen zu überlassen. Sigismund brachte die so wichtige Sache an den Senat, und hier siegte die Partei, welche, dem Vorschlage der Säcularisation günstig, das ganze Unheil des preußischen Krieges dem Umstande zuschob, daß es in Preußen keine erbliche Regierung gäbe. Auch um die für eine solche Umwälzung doch immer nöthige Zustimmung des Landes in möglichster Eile und Stille einzuholen, oder wenigstens vor der Hand sich dieselbe zu sichern, bot sich eine gute Gelegenheit dar, indem Bevollmächtigte des Ordens und des Landes, welche, zu einem kurz vorher nach Preßburg beschiedenen Verhandlungstage abgeordnet, eben durch Schlesien zogen, nach Beuthen berufen wurden. Diese, wenngleich wol nicht gerade principielle Gegner der Säcularisation, mochten doch nicht ohne weiteres ihre Vollmacht überschreiten und baten um Erlaubniß erst daheim anfragen zu dürfen, aber man stellte ihnen die Sache so dringend vor, zumal unter dem Vorgeben, daß der Vorschlag vom Könige selbst ausgegangen wäre, A. gab ihnen so viele und feste Zusicherungen hinsichtlich der Wahrung und Schirmung ihrer Rechte und Privilegien und einer „christlichen" Regierung des Landes, daß sie ihre Zustimmung nicht länger zurückhielten. Nachdem der Hochmeister am 2. April seinen Einzug in Krakau gehalten hatte, wurde am 8. der Frieden unterzeichnet, der das Ordensland Preußen als ein von Polen lehnbares Herzogthum A. und seinen männlichen Nachkommen und darnach dreien seiner Brüder und deren männlichen Nachkommen übertrug, und am 10., am zweiten Ostertage, geschah die feierliche Belehnung und Erbhuldigung. Um Pfingsten nach Preußen zurückgekehrt, wurde der neue Herzog mit großer Festlichkeit zu Königsberg empfangen und nahm

vom versammelten Landtage in Gegenwart polnischer Botschafter die Huldigung entgegen; die wenigen Ordensritter, die nicht weltlich werden wollten, darunter Herzog Erich von Braunschweig, wurden mit Versorgung außer Landes geschickt. Es konnte nicht fehlen, daß diese Consequenz der neuen Lehre, zumal da sie überall fast unerwartet kam, nach allen Seiten die Gemüther stark erregte, hier Freude und Hoffnung, dort Zorn und Schrecken hervorrief. Das letztere war vor allem der Fall beim Deutschen Orden und beim Deutschmeister, der sich mit seinen Klagen gleich an den Kaiser wandte und sie auf den Reichstagen vor die Fürsten brachte; wol erfolgten Urtheilsbriefe, Achtserklärung, kammergerichtliche Executionsmandate, auf dem Reichstage zu Augsburg wurde der Deutschmeister mit der Administration betraut und mit Preußen belehnt, aber es war niemand da, der die Ausführung aller jener Verordnungen und Drohungen gegen A. und sein Land übernommen hätte. Ebenso blieb es auch in Zukunft: alle Drohungen, die der Orden immerfort wieder ausstieß, alle seine Anstrengungen die Restitution durchzusetzen, blieben erfolglos, und wenn der Herzog auch hin und wieder in Augenblicken der Bedrängniß durch Nachrichten über Rüstungen des Ordens geschreckt wurde, so wiederholte sich dabei auch immer wieder die beruhigende Meldung, daß der Orden nichts Ernstliches vermöge, man spotte überall des deutschen Michels, des lahmen Mannes oder wie sonst der Deutschmeister höhnisch genannt wurde, und seiner gänzlichen Ohnmacht.

Kaum hatte A. nach der vorläufigen Huldigung des Landtages den Umzug durchs Land angetreten, um überall von den Unterthanen selbst die Leistung des Erbeides entgegenzunehmen, als er vom Herzoge Friedrich zu wichtigen Besprechungen wieder außer Landes gerufen wurde. Während dieser Abwesenheit brach im Samlande und dann auch in Natangen ein Aufstand der Bauern aus, veranlaßt durch die Bedrückungen und den fast rechtlosen Zustand, worunter der Bauernstand auch in Preußen in den letzten Zeiten schwer zu leiden gehabt hatte, gefördert durch den Mißverstand, die auf das praktische Leben gerichtete Auffassung der neuen Lehren: der Adel solle sich neben ihnen und gleich ihnen selbst ernähren, nicht sich von ihnen ernähren lassen, denn Ströme und Holz, Fische und Thiere und Vögel in der Luft seien ihnen allen gemein und unverboten; vor allem vom Scharwerk wollten sie frei werden und nur den Herzog als ihren Herrn haben und anerkennen. Die zusammengerotteten Bauern durchzogen die beiden Landschaften unter mannigfachen Plünderungen, da aber der Adel sich überall rechtzeitig geflüchtet hatte, so kam es zu keinen blutigen Gewaltthaten. Ueberdieß kam der Herzog, den die hinterlassene Regierung aufs schleunigste von den Unruhen in Kenntniß setzte und zur eiligen Rückkehr aufforderte, schon binnen wenigen Wochen heim. Da er sowol aus dem königlichen Preußen, als auch vom ermländischen Bischof auf sein Bitten Zuzug erhielt, auch im Lande selbst von seinen Beamten und vom Adel wenigstens eine kleine Mannschaft zusammenbrachte, so verlor die Bauerschaft sogleich den Muth und suchte durch flehentliche Bitten die Städte Königsberg zur Vermittlung und Fürsprache zu gewinnen und den Herzog selbst zur Milde und Gnade zu stimmen. Den Rath die Klagen der Bauern zuvor zu untersuchen aus Rücksicht auf den Adel verwerfend, entbot der Herzog die samländischen Bauern zu einer Berathung, und da sie dem Rufe Folge leisteten, so wurden sie umzingelt und zur Abgabe der Waffen, die freilich schlecht genug waren, und zur Auslieferung der Rädelsführer gezwungen, von denen einige zum warnenden Beispiel auf der Stelle, einige später hingerichtet, die meisten bald gegen Bürgschaft und Geldstrafen entlassen wurden. Gewonnen hatten die Bauern, denen insgesammt gleichfalls Geldstrafen aufgelegt wurden, natürlich nichts, denn da der Herzog auf dem folgenden Landtage, wo sie ihre Klagen vorbringen durften, dem Adel allein, mit Ausschluß der Städte,

die Entscheidung darüber übertrug, ihn also in eigener Sache richten ließ, so blieb eben alles beim Alten. In den Städten, zumal in Königsberg, hatte sich bei der Menge sehr starke Zuneigung für die Sache der Bauern gezeigt, in der Altstadt hatte sich die Gemeine während des Aufstandes vom Rathe Rechenschaft legen lassen, auch die Wahl einiger aus den Handwerken in den Rath und in die Schöppenbänke durchgesetzt. Einem anderen Verlangen, das sie dabei stellten, alle drei Städte in eine einzige zu verschmelzen, „einen Rath und eine Gemeine" zu machen, scheint der Herzog nicht abgeneigt gewesen zu sein, nur dachte er selbst größeren Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten zu gewinnen: der Rath sollte nach den Geschäften in Commissionen getheilt und zu jeder immer ein herzoglicher Beamter als Beisitzer zugezogen werden. Aus der ganzen Sache wurde noch nichts.

Seitdem der Friede geschlossen und A. öffentlich als Herzog, als weltlicher Fürst erklärt und belehnt war, war für ihn jeder Grund geschwunden aus seinem Bekenntniß der neuen Lehre noch länger ein Hehl zu machen. Nachdem er bereits zwei Monate nach der Heimkehr ein Mandat erlassen hatte, kraft dessen nur die Predigt des lautern göttlichen Wortes berechtigt sein und geduldet werden sollte, wurde dem im December desselben Jahres versammelten Landtage die im Auftrage des Herzogs von den beiden Bischöfen, dem samländischen und dem gleichfalls übergetretenen pomesanischen Erhard v. Queiß, und einigen Königsberger Geistlichen abgefaßte Kirchenordnung vorgelegt, die von einigen Abweichungen abgesehen ganz auf den Grundsätzen Luther's beruhte. Wie sie von den Ständen genehmigt wurde, so wurde sie auch, wenngleich nicht mit einem Schlage, im ganzen Lande durchgeführt, ohne daß dabei irgendwie von einer Anhänglichkeit der Gemeinden an die alte Lehre und daraus hervorgegangenem Widerspruch die Rede ist. Um endlich auch noch die letzte Folge aus seinem Schritte zu ziehen und damit Anderen ein „Exempel" zu geben, zugleich natürlich um eine Dynastie zu gründen, faßte der Herzog den Entschluß sich zu verheirathen. Indem er seinen Blick nach Dänemark richtete, zeigte er aber auch, daß er nunmehr auch nach außen hin eine seiner neuen Richtung angepaßte Politik zu befolgen gesonnen sei, und es gelang ihm in der That die Tochter des neuen Dänenkönigs Friedrich I. für sich zu gewinnen, desselben Fürsten, den er früher selbst zu bekämpfen gedacht hatte, und der als einer der Vertreter und Förderer des Protestantismus im Norden erschien: am 24. Juni 1526 fand zu Königsberg das Beilager Albrechts mit Dorothea von Dänemark statt, mit der er 21 Jahre lang in glücklicher Ehe lebte.

Gleichzeitig mit der Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse Preußens geschah die Veränderung der weltlichen Verwaltung, wie sie durch die Aufhebung des Ordens und der Ordensregierung, durch die Säcularisation des Landes nöthig wurde. An die Stelle der fünf obersten Ordensgebietiger trat das Collegium der vier sogenannten Regiments- oder Oberräthe (Oberburggraf, Landhofmeister, Obermarschall, Kanzler), wenn auch vielleicht nicht gleich genau in derselben Weise, wie es nachher immer bestand; zur Verwaltung des Landes wurden Männer aus dem Adel als Amtshauptleute in die herzoglichen Schlösser gesetzt, so daß ihre Bezirke, die neuen Hauptämter, meist den Komturbezirken und Pflegerschaften der Ordenszeit entsprachen. Ferner wurde auf dem erwähnten Decemberlandtage von 1525 auch eine allgemeine Landesordnung erlassen, die sich nach der Weise jener Zeit auf alles nur Mögliche erstreckte, alles — nicht blos das öffentliche, sondern vielfach auch das häusliche, private Leben — nach bestimmten Normen regeln wollte. Schon diese erregte manche Unzufriedenheit, vornehmlich bei den Städten, die sich durch mehrere Bestimmungen in ihren Privilegien beeinträchtigt glaubten. Noch mehr aber wurde die Mißstimmung

der Städte durch die gleich vom ersten Anfange ab, fast wie zur Einleitung der neuen Herrschaft gestellten Geldforderungen Albrechts erregt. Während der letzten Jahre, zuerst für den Krieg, dann für den langen Aufenthalt im Auslande und für die vielfachen Gesandtschaften und Verhandlungen, hatte A. große Schulden machen müssen, die neue Hofhaltung, zumal seit der Verheirathung, erforderte bedeutende Mehrausgaben — das war einmal nicht in Abrede zu stellen, aber wie anderwärts, so fiel auch hier die schwerste Last auf die Schultern der Städte, indem die Abgabe, die zuerst auf fünf Jahre, bald auf Albrechts und seiner Nachkommen Regierungszeit bewilligte Bierziese, eine vorzugsweise städtische war. In den Landtagen eben, wo die kleinen, die sogenannten Hinterstädte ganz verschwanden, konnte der Adel meist allein und nach eigenem Belieben entscheiden. Aber auch er fand sehr bald Anlaß zu bittern Klagen. Schon während der letzten Zeiten der Ordensherrschaft, seitdem man Fürstensöhne zu Hochmeistern anzunehmen für gut befunden hatte, war die Regierung wesentlich anders geworden, eine mehr fürstliche, mehr persönliche; an die Stelle der durch die Ordensgesetze bestimmten Ordensbeamten waren als wesentlich maßgebend die fürstlichen Räthe getreten, welche die Meister sich aus ihrer Heimath mitgebracht hatten, die Kanzler. So ließ es auch A., nachdem er Herzog geworden: während Bischof Georg v. Polenz den Namen eines obersten Kanzlers führte, erschienen in den ersten Jahren als ausführende Kanzler nacheinander lauter Ausländer. Damit wäre man schon nicht allzu unzufrieden gewesen, weil dazu gewiegte und geschäftsgewandte Leute, geschulte Juristen, wie sie im Lande selbst schwerlich aufzutreiben gewesen wären, erforderlich waren; aber A. nahm auch wol zu andern Aemtern Fremde in seine Dienste, so lange es ihm nicht durch gesetzliche Bestimmungen verwehrt war. Ein solcher war der aus Franken gebürtige Hans v. Besenrade, der schon gleich nach Abschluß des Krakauer Friedens seine Bestallung als oberster Burggraf erhalten hatte und sehr bald nach Preußen gekommen zu sein scheint. Es läßt sich nicht jeder Vorwurf, der ihm in den Königsberger Stadtchroniken jener Zeit wegen der von ihm verübten Bedrückungen gemacht wird, im Einzelnen als richtig erweisen, er zog aber binnen kurzem den allgemeinen Haß der städtischen Bürger sowol, wie der Ritterschaft auf sich: er, der Ausländer, ohne Grundbesitz im Lande, wolle sich vermessen dem Herzoge über alle eingebornen Unterthanen die unumschränkte Herrschaft zu verschaffen; auch auf den Landtagen gab es schwere Klagen gegen ihn und bittern Streit. Doch der Herzog, der den widerstrebenden Elementen im Lande gegenüber einer festen Stütze zu bedürfen glaubte, ließ nicht von ihm, und erst der Tod des Burggrafen, der schon zu Pfingsten 1529 erfolgte, erlöste Stadt und Land von dem verhaßten Fremdling. Wie es sich hierbei meist um Steuern und andere Leistungen handelte, so war auch in der Folgezeit dieser Punkt vorzugsweise derjenige, der den Herzog mit seinen Unterthanen in Zwiespalt brachte. Zunächst sah sich A. durch Rücksichten auf die äußere Politik zu Rüstungen, mithin zu neuen, hohen Geldforderungen genöthigt, obwol er bei der Bewilligung jener ewigen Bierziese versprochen hatte das Land mit anderen Steuern nicht weiter zu belästigen. Richtige Einsicht leitete sein Augenmerk auf die dänischen Angelegenheiten, denn wenn es der burgundischen Politik gelang das Ziel, auf welches sie lange lossteuerte, zu erreichen, Dänemark oder gar alle drei nordischen Reiche dem Katholicismus zurückzugewinnen, so konnte in der That der Deutsche Orden mit seinen unablässigen Bestrebungen auf die Rückeroberung Preußens noch einmal gefährlich werden. Mit aus dieser Veranlassung hatte A. sich seine Gemahlin aus Dänemark geholt, hatte er gleichzeitig mit König Gustav Wasa von Schweden Frieden und Bündniß geschlossen, auch bereits einmal (1532) seinem Schwiegervater von Dänemark eine kleine Unterstützung aus eigenen Mitteln gesandt. Als aber Friedrichs I.

Sohn und Nachfolger Christian III. sich seine Anerkennung erst durch den unter dem Namen der Grafenfehde bekannt gewordenen Krieg erkämpfen mußte und A. kräftiger eingreifen zu müssen glaubte, wandte er sich um Geldbewilligung an den Landtag: manche Beschwerde der Städte mußte er da hören, manches Zugeständniß dem Adel machen, die Stände zweimal berufen, bis er die Mittel erhielt, um dem Dänenkönige mit 12 Schiffen beizuspringen. Indeß hiezu steuerten die Städte nichts bei, nur der Adel ging auf des Herzogs Wunsch ein. Erst als vier Jahre später, 1539, eine neue größere Gefahr drohte, oder vielmehr zu drohen schien — denn schwerlich hatte doch der Sultan, wie man bei der allgemeinen Türkenfurcht vielfach glaubte, seine Absicht wirklich schon bis auf Danzig gerichtet — erst als von allen Seiten, aus Polen und aus dem Reich, die dringendsten Mahnungen zur Rüstung gegen den Türken kamen, blieben auch die Städte hinter dem bereitwilligen Vorgehen der „Oberstände" nicht länger zurück. Ihre Stellung zum Herzog, die durch die vorhergegangenen Weigerungen keine sehr gute geworden war, wurde auch jetzt, obwol sie thatsächlich mehr zahlten als die anderen, um nichts gebessert, der Adel, der sich zu ganz ungewöhnlichen Leistungen erboten hatte, erntete, zumal auch bei anderen Gelegenheiten die Städte in Opposition traten, allein großen Dank, und zwar sehr ersprießlichen. Auf dem Herbstlandtage des Jahres 1442 wurde in der sogenannten Regimentsnotel und nach vier Jahren in dem ergänzenden „kleinen Gnadenprivilegium" festgesetzt, daß die obersten vier Würdenträger und gewisse andere hohe Beamte des Herzogthums ohne Ausnahme Eingeborne von deutscher Sprache und von Adel sein, und daß sie — es waren ihrer zusammen elf — nebst drei Personen aus den drei Städten Königsberg bei Abwesenheit des Fürsten die Statthalterschaft, bei seiner Unmündigkeit die Regentschaft führen sollten, so jedoch, daß in ihren Berathungen Stimmenmehrheit entschied. Somit waren auch hier die Städte in den Hintergrund gedrängt, dem Adel allein das Heft in die Hände gegeben.

Albrechts herzogliche Regierung gipfelt in der Gründung der Königsberger Universität, der Albertina. Aber wie in dieser Handlung ihr Höhepunkt liegt, so beginnt mit derselben, fast könnte man sich versucht fühlen zu sagen: durch dieselbe ihr allmähliches Niedersteigen. — A. empfand es lange schwer, daß er nicht die nöthige Zahl wissenschaftlich gebildeter Geistlichen in Preußen selbst fand, um die Sache des Evangeliums mehr als äußerlich durchzuführen, daß er dazu Theologen aus dem Auslande heranziehen oder mit großen Kosten Eingeborne auf auswärtigen Universitäten studiren lassen mußte; kamen solche aber zur Anstellung, so fehlte bei beiden, Ausländern wie auswärts gebildeten Landeskindern, die Kenntniß der beim Landvolke gebräuchlichen undeutschen Sprachen, des Preußischen, des Polnischen und des Littauischen. Ebenso mangelte es im Lande durchaus an Männern, die zum Regiment tauglich waren, wie sie zu jener Zeit in den Kanzleien gebraucht wurden, tüchtigen Lateinschreibern und durchgebildeten Kennern des geschriebenen Rechts; wohin es da mit Ausländern führte, hatte der Herzog alle Tage zu erfahren Gelegenheit. Endlich war in ihm auch allmählich eine von allen praktischen Nebenrücksichten freie Neigung zu den Wissenschaften erwacht, die besonders dadurch hervorgerufen war, daß fast die ganze deutsche Gelehrtenwelt jener Zeit sich zur neuen Lehre bekannte und sich an A., nachdem er einen so entschiedenen und wichtigen Schritt zu Gunsten derselben gethan hatte, im Wetteifer herandrängte. Nicht blos mit Theologen, nicht blos mit den an allen Fürsten Jünger und Förderer findenden Astrologen und Nativitätstellern gerieth er in lebhaften Briefwechsel: die Genealogen sandten ihm gelehrte Stammbäume, Physiker, Mathematiker, Astronomen, Botaniker theilten ihm ausführlich ihre Entdeckungen und Erfindungen mit, widmeten ihm

ihre Werke und beantworteten seine Aufklärung suchenden Anfragen. Mehr und mehr wurde ihm der völlige Mangel eigener wissenschaftlicher Bildung klar und unangenehm fühlbar. Nachdem A. hier und dort im Lande niedere (sogenannte Trivial- oder lateinische) Schulen gegründet, auch eine Bibliothek angelegt hatte, wurde es seit dem Ausgange des Jahres 1540 bekannt, daß er nach dem Beispiele anderer protestantischer Fürsten auch eine Universität zu stiften beabsichtige. Jedoch ließ er sich fürs erste von diesem Gedanken durch die gewiß richtige Vorstellung abbringen, daß es gerathener sei zuvor eine Anzahl junger Leute so weit heranzubilden, daß sie akademische Vorlesungen mit Nutzen hören könnten, und stiftete zu diesem Zwecke 1542 mit Zustimmung des Landtages eine „freie Schule und Particular", für die er sich bei der Besetzung der Lehrstellen sowol von Luther selbst, als ganz besonders von Melanchthon Rath ertheilen und geeignete Persönlichkeiten in Vorschlag bringen ließ. Anfangs schien denn auch die Sache einen guten Anlauf nehmen zu wollen, aber sehr bald traten Störungen und Unzuträglichkeiten mannigfacher Art ein, die zumeist in Zwistigkeiten der Lehrer und in dem Mangel eines tüchtigen Rectors, den man trotz alles Suchens nicht finden konnte, ihren Grund hatten. Endlich übernahm vor Ostern 1544, indem eigene Bewerbung und der Wunsch des Herzogs sich begegneten, Melanchthons Schwiegersohn Georg Sabinus, der bisher an der kurmärkischen Universität Frankfurt a. d. O. als Professor der Beredtsamkeit gewirkt hatte, die Leitung der Anstalt; gleichzeitig wurden auch die Lehrkräfte vermehrt, so daß ernstlich Aussicht auf Besserung ihrer Verhältnisse vorhanden schien. Aber Sabinus selbst ist thatsächlich gar nicht mehr zur Ausübung des ihm zunächst übertragenen Amtes gekommen, er war wol nur in der Hoffnung den Ruhm des Mitbegründers einer neuen Universität zu gewinnen nach Königsberg gegangen. Sogleich wurden die Vorbereitungen getroffen, auch von Melanchthon ein Gutachten eingeholt; schon am 20. Juli erließ der Herzog eine „Declaration über die Gründung der Universität", und am 17. August fand die feierliche Einweihung der neuen Hochschule statt. Anfangs war auch hier die Zahl der Lehrer nur äußerst gering und konnte erst sehr allmählich erhöht werden. Auch die Frage wegen Ertheilung akademischer Grade machte einige Schwierigkeiten, da man die Hoffnung aufgeben mußte die von vielen Seiten für nöthig gehaltene Bestätigung durch Papst und Kaiser zu erlangen; man beschied sich endlich darauf zu verzichten und begnügte sich mit der Verleihung der Rechte der Universität Krakau, welche der polnische König gewährte. Folgenschwer, ja bisweilen geradezu bedenklich für den Fortbestand der jungen Anstalt wurden die Streitigkeiten, welche zuerst Gelehrteneifersucht und Brodneid, darnach religiöser Zwiespalt im Schooße des Lehrercollegiums entzündeten. Die erstere trat insbesondere gegen die Bestimmung der ursprünglichen Statuten hervor, daß Sabinus das Rectorat dauernd bekleiden sollte, was allerdings gegen allen akademischen Brauch verstieß; nur drei Jahre vermochte sich Sabinus, vom Herzog in jeder Weise unterstützt, gegen den Widerwillen des Senates in seiner Stelle zu behaupten, vom Sommer 1547 an, wo er abtrat, wechselte die Würde wie anderwärts halbjährig. Daneben gab es wegen des Pädagogiums, welches als Vorbereitungsanstalt in Verbindung mit der Universität stand, wegen der Besetzung der Professuren, wegen der Gehaltsverhältnisse und sonst unendliche Streitereien, die dem Herzoge vielfach die Freude an seiner Schöpfung verbitterten. Doch dieses alles verschwand in nichts im Vergleich zu den Verhältnissen, die an der Universität einrissen und sich bald auch über das ganze Land verbreiteten, als religiöser Hader die Fackel der Zwietracht hineinwarf. Und dieses Unheil rührte von dem Manne her, den A. als seinen „geistlichen Vater" verehrte, dem er nächst Gott es verdanke, daß er zu göttlicher rechter und wahrer Erkenntniß gekommen,

„welche Wolthat wir so hoch achten, daß sie nicht auszusprechen, viel weniger mit etwas zu vergleichen ist" — von Andreas Osiander.

Seitdem einmal A. die evangelische Lehre erfaßt hatte, bildete sie (auch darin war er nur ein Kind seiner Zeit) den Mittelpunkt all seines Denkens und Thuns, alles drehte sich bei ihm um sie; hatte er seinem Lande den neuen Glauben gebracht, so glaubte er sich auch berechtigt und verpflichtet bei allen kirchlichen Fragen thätig mit einzugreifen. Auf dem Colloquium zu Rastenburg, welches der pomesanische Bischof Paul Speratus 1531 mit den durch Friedrich v. Heideck, der einst A. so nahe gestanden hatte, hereingerufenen Anabaptisten und Sacramentirern abhielt, war der Herzog nicht blos zugegen, sondern betheiligte sich auch bisweilen an dem Wortgefecht. Auch an den Visitationen, welche, gleich nach der Reformation eingeführt, sich sowol auf Lehre und Unterricht als auf die zum Pfarramt gehörigen Aeußerlichkeiten erstreckten und von den Bischöfen womöglich jährlich abgehalten werden sollten, nahm A. wol einmal persönlich Theil, wie 1542, weil er „vor seinem Abschiede von diesem Jammerthal die Diener des göttlichen Wortes und Kirchen in seinem Fürstenthum genugsam versorgt sehen wollte". Seit der Eröffnung der Universität wohnte er häufig theologischen Vorlesungen und Disputationen bei, über schwierige oder streitige Punkte des Glaubens ließ er sich von namhaften Theologen Gutachten aufsetzen, brachte auch wol selbst seine Gedanken darüber zu Papier. Dabei mußte dann allerdings manches sehr subjectiv ausfallen, und bei dem immer doch sehr unfertigen Geiste Albrechts war nichts natürlicher, als daß Männer, die bei ihm viel galten, auch in diesen Dingen Einfluß auf ihn gewannen, selbst wenn sie von dem ursprünglichen Sinne der Augustana oder von der augenblicklich für orthodox geltenden Auffassung derselben hier und da abwichen. Ein Verdacht, den man schon früher einmal gegen Albrechts Glaubensrichtigkeit gehegt hatte, war doch ohne Grund, noch galt ihm Melanchthon als Hort. Anders aber wurde es, als Osiander, der wegen des Interims Nürnberg hatte verlassen müssen, zu Anfang 1549 nach Königsberg kam, der Vater der Lehre von der Rechtfertigung, der in seiner polemischen Leidenschaftlichkeit bald mit vollen Segeln in den Kampf hineinfuhr und in seiner Doppelstellung als Pfarrer an der altstädtischen Kirche und als Universitätslehrer Gelegenheit genug dazu fand. Ihm gelang es leicht den Herzog für sich zu gewinnen, ebenso Personen aus seiner nächsten Umgebung, so daß bald Sonne und Wind ungleich vertheilt waren: den Gegnern, die es ebenfalls in Rücksichtslosigkeit bei der Wahl der Mittel und in Gehässigkeit an nichts fehlen ließen, wurde ihre Stellung auf alle Weise erschwert, selbst die Rücksicht auf Melanchthon schwand. Eifersüchteleien, Intriguen, Schmähungen der widerlichsten Art kamen da zu Tage, in Flugschriften und Briefen, auf Kanzel und Katheder, und da der Herzog sich immer zu sehr mit hineinziehen ließ, so nahm der Widerstand gegen Osiander und seine Anhänger leicht die Form der Opposition gegen ihn selbst an. Wie sehr Osiander die Gunst des Herzogs erlangt hatte, geht deutlich daraus hervor, daß er nach Polenz' Tode († 28. April 1550) mit der Verwaltung oder Präsidentschaft des Bisthums betraut wurde, denn trotz der Bestimmungen der Regimentsnotel, trotz wiederholter Bitten der Landtage weigerte sich A. einen Bischof einzusetzen, weil er so die Sache besser in der Hand behalten konnte. Als Osiander im Oct. 1552 unerwartet starb, war A. aus voller Ueberzeugung Anhänger seiner Lehre, seine nächste Umgebung bildeten Osiandristen, und kein Jahr verging, so waren auch an der Universität alle Lehrstühle mit Osiandristen besetzt. Aber bald verschwanden aus dem häßlichen Streit die theologischen Gedanken, die Parteileidenschaften allein blieben zurück, und aus dem Theologengezänk wurden politische Parteiungen, die endlich zu einer heillosen, für das ganze Land verderblichen Katastrophe führten.

Wie die Universität sich bis aufs äußerste gegen die Prediger und Anhänger der verhaßten Lehre gewehrt hatte, wie in den Königsberger Gemeinden der Widerstand gegen sie nur immer noch wuchs, so hielten auch auf dem Lande Adel und Geistlichkeit — mancher Geistliche wurde deswegen von seiner Pfarre verjagt — nach der gleichen Seite hin zusammen. Auf den Landtagen waren es vorzugsweise die kirchlichen und kirchlich-politischen Fragen, die böses Blut machten: das entschiedene Festhalten des Herzogs an der Einsetzung von Präsidenten statt der Bischöfe, eine neue Kirchenordnung, die Einführung des Exorcismus bei der Taufe, die Verjagung mißliebiger Geistlichen. Daneben liefen die immer zunehmenden Geldforderungen, die beim Ausbruch des schmalkaldischen Krieges noch höher als gewöhnlich lauteten und zehn Jahre später der livländischen Angelegenheiten wegen — des Herzogs Bruder war Erzbischof von Riga — nicht minder hoch erneuert wurden. Man gab wol meist schließlich, wenn auch in beschränktem Maße, den Forderungen nach, aber sie bewirkten doch, daß der Adel im engeren Sinne, der auf den Landtagen den zweiten Stand, hinter Herrschaft und Landräthen bildete, sich ganz und gar von diesen, die immer noch zur Regierung hielten, trennte und mit den Städten gemeinsame Sache machte, wodurch ein breiterer Boden für die Opposition geschaffen wurde. Ihnen gegenüber stand nun der Herzog mit seinem aufrichtigen Pflichtgefühl für die ewigen nicht minder als für die zeitlichen Güter seiner Unterthanen Sorge tragen, nicht blos Aufwachs und Gedeihen des Landes, sondern wenn möglich in noch höherem Maße die Verbreitung „des Wortes Gottes und der reinen Lehre" fördern zu müssen, sich des besten Willens, den ihm in Wahrheit niemand bestreiten kann, wohl bewußt. So bildete sich der allgemeine Gegensatz des Landes gegen Landesfürst und Hof heraus, und so kam es, daß A. im letzten Jahrzehnt seiner Regierung so traurige Erfahrungen machte, wie sie selten einem Fürsten zu Theil geworden sind.

Durch das hohe Alter und mehrfache Krankheiten körperlich und, wie sich bald zeigte, auch geistig geschwächt, gab er sich noch mehr als früher solchen Leuten hin, die sich ihm angenehm zu machen wußten, und da er jetzt fast das ganze Land einstimmig gerade gegen die Maßregeln, von denen er nicht lassen konnte, gerichtet sah und sich somit von denjenigen, für die er so Heilvolles gethan zu haben, für deren Wohl er stets aufrichtig besorgt und bemüht gewesen zu sein glaubte, mit eitlem Undank belohnt fühlen mußte, so fanden nunmehr erst recht wieder Fremde Zugang zu seinem Vertrauen. Und das war um so schlimmer und bedenklicher in den Augen der Unterthanen, wenn sie daran dachten, wie es nach dem Tode des alternden Herrn werden sollte. — Zu Ostern 1547 war die Herzogin Dorothea, Albrechts innig geliebte Gemahlin, gestorben; da sie nur eine Tochter hinterlassen hatte, so hatte man sich schon unter seinen mitbelehnten fränkischen Seitenverwandten nach einem Nachfolger umgesehen und dabei zunächst den jungen Markgrafen Albrecht Alcibiades ins Auge gefaßt. Dann aber, nach drei Jahren, am 17. März 1550 heirathete A. Anna Maria, eine Tochter des verstorbenen Herzogs Erich des Aelteren von Braunschweig und Elisabeths, einer Schwester Joachims II. von Brandenburg, und sie gebar endlich am 29. April 1553 einen Sohn, Albrecht Friedrich. Starb A., wie leicht zu erwarten war, bevor der Erbe die Volljährigkeit erlangte, so war durch die Regimentsnotel und durch das herzogliche Testament vom 22. Jan. 1555 die vormundschaftliche Regierung in die Hände der obersten Landesbeamten gelegt, und dann wäre es mit der Herrlichkeit derer, die zufolge der letzten Ereignisse vorzugsweise das Vertrauen des Herzogs gewonnen hatten, sicher zu Ende gewesen, denn wenn die Räthe auch meist noch die Rechte des Herzogs der Landschaft gegenüber wacker vertheidigt hatten und für seine Forderungen eingetreten waren, so hatten sie doch durchaus nichts weniger als persönliche Zuneigung für die kirchlichen Neuerer

und wären nicht im entferntesten darauf eingegangen die ihnen selbst und dem Stande, aus welchem sie selbst hervorgingen, zustehenden Rechte irgendwie schmälern zu lassen. Wollten die bisherigen Vertrauten sich auch über den Tod Albrechts hinaus in ihrer Stellung behaupten, so mußten die verfassungsmäßigen Räthe ganz auf die Seite gedrängt und die Vormundschaftsordnung umgestoßen und geändert werden. — An der Spitze der Hofpartei stand der Pfarrer der altstädtischen Kirche Mag. Johann Funcke, des Herzogs Beichtvater, dem das Meiste, zumal das Gehässigste von dem, was nach Osiander's Tode in kirchlichen Dingen geschehen war und geschah, zugeschrieben wurde. Um sich wenigstens nach einer Seite hin zu decken und Ruhe zu haben, hielt er es für gerathen die Glaubenssätze Osiander's zu widerrufen und auch vor den Wittenberger Theologen selbst seine Rechtgläubigkeit darzuthun. Er und diejenigen, die mit und neben ihm das Herz des Herzogs für sich gewonnen hatten, wußten den altersschwachen Fürsten allmählich ganz in ihre Kreise zu bannen: Funcke selbst, jetzt und später weniger sichtbar hervortretend, durch geistliche Einwirkung, ein Anderer durch seine Vermittlung in Geldgeschäften, die bei dem wachsenden Unwillen der Stände um so wichtiger wurde, wieder ein Anderer durch persönliche Zuthunlichkeit, durch erheiternde Späße und Schnurren. Eine Zeit lang war die Sache nicht allzu schlimm, da sich alles noch so zu sagen in den Grenzen des Erlaubten und Gesetzlichen hielt. Im J. 1561 aber kam der Mann nach Königsberg, der die Sache auf die Spitze trieb und das Unglück des Herzogs voll machte, Paul Skalich, der sich für einen Abkömmling des veronesischen Fürstenhauses della Scala, für einen Verwandten der fränkischen Hohenzollern ausgab, Ansprüche auf widerrechtlich entrissene weitausgedehnte Güter in Ungarn besitzen, für einen vom kaiserlichen Hofe verjagten und verfolgten Bekenner des Protestantismus gelten wollte und zum Beweise seiner theologischen Gelehrsamkeit Zeugnisse von aller Welt mitbrachte, sich dabei aber auch als Kenner der Magie, der „verborgenen Philosophie“ und der Astrologie dem Herzoge, der große Stücke darauf hielt, angenehm machen konnte. In ganz kurzer Zeit hatte er sich so festzusetzen verstanden, daß nichts ohne ihn, alles durch ihn geschah, sich selbst wußte er hohe Besoldungen, stattliche Verschreibungen auszuwirken, nicht minder denen, die sich ihm anschlossen, auch die eigentlichen Regierungsgeschäfte gingen bald wesentlich durch seine und der Seinigen Hände. Da Skalich an vielen Enden Deutschlands, wo er sein Glück versucht hatte, bekannt war, so drang auch der Ruf von dem, was er in Preußen erreichte, bald überall hin, allerwärts sprach man davon, zog von Königsberg Erkundigungen ein und ließ es bald auch an Warnungen vor dem Abenteurer nicht fehlen: vor allem bezweifelte man seine Angaben über Herkunft und Abstammung und wollte wissen, wie es in der That auch der Fall war, daß er von armen Aeltern niedern Standes aus Agram gebürtig wäre. Aber alles das, es mochte kommen woher es wollte, selbst vom polnischen oder vom kaiserlichen Hofe, verfehlte seine Wirkung, Skalich wußte alle Warnungen, selbst offene Anklagen vielmehr zu seinen Gunsten zu wenden. Auf den Landtagen mochte man anfangs nicht direct gegen den Günstling vorgehen; wenn man über des Herzogs wachsende Ausgaben und Schulden, über die steigenden Abgaben und Lasten klagte, beschwerte man sich wol auch darüber, daß der Fürst sich mit Hintansetzung der alten Räthe Fremden hingäbe, Leuten, von denen man nicht wisse, wer und woher sie wären, ob man sie dafür halten könnte, wofür sie sich ausgäben, die dem Reiche, dem Kaiser und anderen Potentaten zuwider wären und dem Herzoge, auch Landen und Leuten nicht nützlich sein könnten. Zwei angesehene Edelleute, die, was sie auswärts über Skalich erfahren hatten, an den Herzog brachten, geriethen nach einander in Prozeß, der eine wurde eines Formfehlers wegen contumacirt, der

andere, obwol das Hofgericht trotz allem Drängen des Herzogs die Sache abwies, in höchst ungnädiger Weise verwiesen. Um das Maß voll zu machen, erschien im Juni 1565 ein herzogliches Mandat, welches Skalich berechtigte, wenn ihm von den Gerichten oder dem Herzoge selbst das Recht verweigert würde, jede ihm angethane Kränkung und Gewalt propria auctoritate zu rächen. Das erregte einen wahren Sturm der Erbitterung im ganzen Lande. Wieder kam es zu Verhören und gerichtlichen Verhandlungen, aber Skalich fand doch für gut sich unter dem Scheine einer Sendung an den französischen Hof, mit dem der Herzog eben Geschenke ausgetauscht hatte, vorläufig aus dem Staube zu machen. Für seine „Faction", die „Skalichianer", kam es jetzt darauf an alles zu gewinnen oder alles zu verlieren. Zuerst wurden die ungefügigsten und gefährlichsten der Oberräthe formlos und ungnädig entlassen — selbst für Leben und persönliche Sicherheit glaubten sie oder gaben sie vor fürchten zu müssen — und Anhänger der Hofpartei, sogar Ausländer, in ihre Stellen gesetzt. Dann ging man an das Hauptwerk, die Umänderung der Vormundschaftsordnung, beschränkte sich aber nicht darauf, sondern bewog den Herzog auch die vertragsmäßige Erbfolgeordnung umzustoßen. — Da die fränkische Linie längere Zeit (von dem preußischen Zweige abgesehen) nur auf vier Augen gestanden hatte und nach dem Tode Albrechts Alcibiades gar nur Georg Friedrich allein übriggeblieben war, so hatte Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, um Preußen nicht an Polen fallen zu lassen, schon mehrfach versucht auch dem Kurhause das Erbrecht darauf zu verschaffen; auf dem Reichstage zu Petrikau 1563 erklärte sich endlich König Sigismund II. mit dieser Ausdehnung des brandenburgischen Erbrechts einverstanden. Das gab dann wieder auf den preußischen Landtagen vielfache Verhandlungen über Erbhuldigung von der einen und über Anerkennung der Privilegien von der andern Seite. Daß hiebei manche offenbare Mißstimmung zu Tage trat, und daß auch in Polen dieser Schritt des Königs, wie so manche andere, nur geringen Beifall fand, mochte die neuen Räthe glauben machen, daß ihr Plan, den sie vorläufig in das tiefste Geheimniß hüllten, doch später einmal zur Ausführung kommen könnte. Am 14. Mai 1566 unterzeichnete A. ein neues Testament, durch welches er das alte von 1555 umstieß und in der Hauptsache bestimmte, daß, wenn er selbst während der Minderjährigkeit seines Sohnes stürbe, der Gemahl seiner Tochter aus erster Ehe, der Herzog Johann Albrecht von Meckenburg, der mit ihm in der freundschaftlichsten Verbindung stand und zu einigen neuen Räthen sehr enge Beziehungen unterhielt, die Tutel erhalten, und daß nach dem Aussterben seiner eigenen männlichen Nachkommen nicht die fränkischen Vettern, sondern die Nachkommen seiner Tochter und Johann Albrechts in Preußen folgen sollten; gäbe der König dazu nicht seine Zustimmung, so sollten diese fast alle littauischen Aemter, und ginge auch das nicht, 600000 ungarische Gulden erhalten. Auch noch andere Verschreibungen über Grundbesitz für seine Söhne und über Geld für sich selbst wußte Johann Albrecht auszubringen. Sobald die Aenderung der Tutel im Lande ruchbar wurde (alles andere blieb geheim), brachte man sie gleich mit einer anderen Maßregel der Hofpartei in Zusammenhang. Von 1000 Reitern, welche Herzog A. unaufgefordert und trotz der eigenen Armuth dem Könige von Dänemark zu Gute hatte anwerben lassen und, als sie nicht angenommen wurden, durch Preußen nach Livland, wo sie dem Könige von Polen gegen die Schweden dienen sollten, ziehen lassen wollte, hieß es allgemein, die neuen Räthe hätten sie nur hereingerufen, um sich ihrer zur Vergewaltigung des Landes, dessen Vertreter auf dem letzten Landtage, im Januar, dem Herzoge schon ganz unverblümt die bittersten Vorwürfe über die Eigenmächtigkeiten seiner Räthe und über unnütze Geldverschleuderung gemacht hatten, aber darob in höchster Ungnade heimgeschickt waren, zu bedienen. In-

zwischen war bereits von einem Theile des preußischen Adels am polnischen Hofe eine förmliche Beschwerde und Klage über die Mißregierung angebracht und die Hereinschickung einer Commission gefordert, sogar die Einsetzung einer Regentschaft für den altersschwachen, seiner selbst nicht mehr mächtigen Herzog in Anregung gebracht. Als im August der Landtag wieder zusammen war und neuen Geldforderungen gegenüber die bittersten Klagen von Adel und Städten laut wurden, erschien die polnische Commission, aber nicht mehr blos, wie eine königliche Gesandtschaft, die um Ostern in Königsberg gewesen war, aber gar nichts erreicht hatte, um guten Rath und Mahnungen zu ertheilen, sondern mit der bestimmten Weisung für die Abstellung der eingerissenen Uebelstände und für die Anordnung von Maßregeln gegen ihre Wiederkehr Sorge zu tragen. Nachdem zwei Monate lang in einer Weise verhandelt war, die für A. des Beschimpfenden und Kränkenden übergenug enthielt, hatten die Stände, oder vielmehr der Adel — denn in der Hauptsache gingen die Städte leer aus — Folgendes durchgesetzt: Funcke und zwei seiner Genossen wurden hingerichtet, Skalich für immer geächtet, die alten Räthe wieder eingesetzt, die Reiter entlassen, und alle Verschreibungen des Herzogs seit 1563 cassirt, das erste Testament wiederhergestellt. Ferner wurde bestimmt, daß wieder Bischöfe, aber unter Mitwirkung der Stände, gewählt, Fremde von allen Aemtern ferngehalten werden sollten; ohne Zustimmung Polens und der preußischen Stände darf der Herzog kein Bündniß mit auswärtigen Mächten abschließen, verletzt er die Rechte und Privilegien des Landes, so steht den Unterthanen die Berufung an König und Krone zu, Landschaft und Räthe sind für seine Regierungshandlungen verantwortlich; wie fernerhin in der Kanzlei nichts ohne Wissen und Willen des Kanzlers ausgefertigt werden darf, so hat auch niemand ohne Erlaubniß der Räthe Zutritt zum Herzog und zu seinem Sohne, und was dergleichen mehr war, wodurch in Zukunft die Regierung Preußens ganz in die Hände des Adels gegeben wurde. Daß der Landtag schließlich auch noch Geld bewilligte, um den Herzog aus der drückendsten Verlegenheit zu reißen, konnte den dauernden Schaden nicht gutmachen. Ueber die Ausführung jener Punkte wurde auf den folgenden Landtagen noch viel verhandelt und gehadert; man sah bald, daß man doch zu übereilt gehandelt hatte, und namentlich fanden sich die Räthe vielfach beengt, sowol der Krone als den Ständen gegenüber. Nur Weniges erst war ganz durchgeführt, als der Herzog, dem auch seine zweite Gemahlin noch manchen Kummer bereitete, am 20. März 1568, nur wenige Stunden vor dieser, starb, doch nicht als Convertit, wie bald darauf verbreitet wurde, und auch (wol durch Skalich) jetzt noch hin und wieder behauptet und unter Beweis gestellt wird.

Die Quellen liegen in überreicher Masse noch fast ganz ungehoben in dem Staatsarchiv zu Königsberg; veröffentlicht ist erst sehr Weniges davon: (nebst einigen Kleinigkeiten) Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog A. von Preußen. Von Joh. Voigt, Königsberg 1841. — Nennenswerthe vollständige Bearbeitungen gibt es nur zwei: (F. S. Bock), Leben und Thaten Herrn Albrechts des älteren ꝛc. Königsberg 1750; und in: L. v. Baczko, Geschichte Preußens. IV. Band. Königsberg 1795. — Dazu eine große Anzahl Abhandlungen und Monographien von Faber, Voigt, Meckelburg, Töppen, Prowe u. A. K. Lohmeyer.

Albrecht Friedrich, der zweite Herzog in Preußen, Sohn des Herzogs Albrecht und seiner zweiten Gemahlin Anna Maria von Braunschweig, geb. zu Königsberg 29. April 1553, † zu Fischhausen 27. Aug. n. St. 1618. Herzog Albrecht hatte sich die Erziehung seines Sohnes, des einzigen, der ihm geblieben war, aufs höchste angelegen sein lassen, ihn vom 7. Jahre ab unter die Leitung eines gewissenhaften und treu ergebenen, dabei vielseitig gebildeten und einsichtsvollen

Mannes gestellt, eine genaue Anweisung, wie Erziehung und Unterricht des Erben gehalten werden sollte, entwerfen lassen und auch selbst eine eigenhändige ausführliche Ermahnung an den Sohn aufgesetzt. Man glaubte bald Ursache zu haben, sich viel von dem Knaben versprechen zu dürfen, sowol in Bezug auf die Entwickelung seines Charakters, als auch auf die Fortschritte seiner geistigen Ausbildung. Aber noch war man damit lange nicht am Ziel, als er kurz vor der Vollendung des 15. Lebensjahres an einem und demselben Tage Vater und Mutter verlor und selbst regierender Fürst wurde. Da er noch nicht mündig war, so sollten nach dem väterlichen Testament die vier Regiments- oder Oberräthe die Vormundschaft bis zu seinem 18. Lebensjahre führen, während dem Könige von Polen als dem Lehnsherrn die Obervormundschaft zustand. Damit war der junge Fürst ganz in die Gewalt einer Partei gegeben, denn durch die Entscheidung, welche im J. 1566 mit Hülfe polnischer Commissarien zur Beilegung der unheilvollen preußischen Wirren getroffen war, war doch nichts weiter zu Wege gebracht, als daß die eine Partei unterdrückt, die andere, die ganz von demselben ständischen und persönlichen Egoismus geleitet wurde wie jene, obenauf gekommen war. Zu solchen Räthen und Beamten, denen man offen vorwarf, daß sie die Schwäche und Hinfälligkeit des Vaters nur zum eigenen Vortheil ausgebeutet hätten, konnte er kein Vertrauen fassen. Auf dem Landtage, der schon drei Monate nach Albrechts Tode zusammenberufen wurde, und zu dem auch wieder polnische Commissarien erschienen, ging es nicht besser zu als bisher immer: der Hader der Stände untereinander, das Feilschen bei den nothdürftigsten Bewilligungen, Mißtrauen und Widerstand gegen die Regierung, endlose Beschwerden ließen nur erst nach wochenlangen, widerwärtigen Verhandlungen zu einem nicht ganz resultatlosen Schlusse gelangen, zum Zugeständniß einer dreijährigen Abgabe, um die angehäuften Schulden zu bezahlen und der drückendsten Nothdurft des Herzogs abzuhelfen. Endlich nahmen auch sofort die theologischen Zänkereien von neuem ihren Anfang und arteten durch die Entfesselung zügelloser Leidenschaften bald in der abschreckendsten Weise aus. Nach dem Siege der ständischen Partei im J. 1566 hatte Herzog A. seinen Lieblingswunsch, mit dem Charakter verfügbarer Beamten bekleidete Präsidenten statt der viel selbständigeren Bischöfe an die Spitze der beiden Landesbisthümer zu setzen, aufgeben müssen, die beiden auf Betrieb der Stände gewählten Bischöfe aber waren streng orthodox, der eine als zanksüchtig auch in Preußen selbst längst bekannt, und sofort erfolgten wieder Ketzerprocesse und kirchliche Maßregelungen gegen Laien, Verfolgungen und Absetzungsdecrete gegen Geistliche, welche ihre Mißbilligung gegen die leisesten Abweichungen im Glauben nicht laut zu erkennen gaben. Nimmt man dazu, daß sich gleich der Verdacht regte, nicht blos, daß die Mutter der Vergiftung erlegen, sondern auch, daß an dem jungen Herzoge selbst ein Versuch der Art gemacht wäre, so ist es kein Wunder, wenn dieser, plötzlich an Vater und Mutter verwaist, jeder Stütze an anderen Verwandten baar, ohne treuen Freund und Berather, von selbstsüchtigen, oft auch ihm gegenüber hochfahrenden Räthen umgeben, bald an sich und allem verzweifelte, sich in sich selbst zurückzog und gegen Alle verschloß und endlich bei seinem etwas weichmüthigen Charakter allmählich in Trübsinn verfiel; man hat es gar nicht mehr nöthig zur Erklärung dieser traurigen Erscheinung nach äußerlichen Entstehungsgründen zu suchen, sie etwa durch Ausschweifungen erklären zu wollen, für welche sich bestimmte Beweise nicht beibringen lassen. Schon gegen Ende des J. 1568 hören wir, daß sich bei dem jungen Herrn — wie es scheint, nicht so ganz selten — „Melancholien“ einstellten, denen zu wehren „allerhand Musik und Instrument“ vorgeschlagen werden, damit er darin „nicht fortfahre und dann nicht zu retten“ sei. Aber noch war die Sache nicht so schlimm. Der junge Herzog konnte auch

bei Staatsactionen noch erscheinen. So reiste er im Frühling des folgenden Jahres der Huldigung wegen zum Könige nach Polen und empfing zu Lublin, nachdem er dort an einer Kinderkrankheit fast zwei Monate darniedergelegen, am 19. Juli persönlich die Belehnung, wobei nicht blos die Gesandten des einzigen Vetters aus der fränkischen Linie, des Markgrafen Georg Friedrich, sondern gemäß der königlichen Verleihung von 1563 auch die kurfürstlich brandenburgischen Gesandten zum Zeichen der Mitbelehnung die Zipfel der Lehnsfahne anfassen durften. — Wenngleich die Geisteskrankheit des Herzogs erst mit dem J. 1572 zum vollen Ausbruch kam, so sehen wir doch nicht, daß, als er die Zeit seiner Mündigkeit erreicht hatte, irgendwelche Aenderung in der Regierung eingetreten wäre, denn die Räthe hatten es, um sich und ihre Handlungen besser decken zu können, schon früher für rathsamer gefunden, da „sein Verstand seinen Jahren zuvorgeeilt wäre", sich nicht immer streng an die Form der Vormundschaft zu binden, sondern sich, wenn es ihnen paßte, auf den Namen und den Wunsch des Herzogs zu berufen, während sie freilich anderenfalls keinen Anstand genommen hatten ihm schroff, herrisch und gebieterisch entgegenzutreten. Ganz so blieb es, als A. F. seine Volljährigkeit erlangt hatte. Man warf den Räthen allgemein vor, und auf den Landtagen erhoben bald Adel und Städte ihre Stimmen dagegen, daß sie die infolge der Ereignisse von 1566 erlassenen und vom Könige bestätigten Recesse nicht gehörig vollzogen, zumal daß sie, untereinander und mit dem ersten Stande (Herrschaft und Landräthen) verwandt und verschwägert, die Cassation der von Herzog Albrecht in seiner unglücklichen Zeit gegebenen Verschreibungen nicht vollständig durchgeführt, dabei Gunst und eigenes Interesse hätten obwalten lassen. Ueberhaupt hieß es, daß nach wie vor „das Regiment bei den Räthen stände", daß „der Herr ohne sie oder ihr Wissen und Belieben nichts thun dürfe, sondern alles zu ihrem Mittrachten und Gefallen stehen müsse", die Befehle des Herzogs „blieben gar hintangesetzt und müßten nicht geschehen". Jahre hindurch setzte sich dieser Widerwille der Stände, zumal des Adels und der Städte, gegen die Räthe fort, man sprach von „etlicher Wenigen Oligarchia", und schließlich mußten einige Räthe und andere obere Beamte ihre Stellen niederlegen; doch das war schon zu einer Zeit, wo die Regierung nicht mehr allein in ihrer Hand lag. — Die letzte namhafte Handlung A. Friedrichs, ehe seine Geisteskrankheit ihn ganz übermannte, war seine Bewerbung um Maria Eleonore, die älteste Tochter Johann Wilhelms von Jülich und Cleve, deren Hand ihm zugesagt wurde. Nicht lange darnach, 25. Nov. 1572, zeigten sich die ersten Spuren davon, daß in der That eine Störung des Geistes eingetreten war, indem er unter Krankheitserscheinungen wiederholt den Verdacht äußerte, daß man ihm nach dem Leben trachte, und von da ab verließ ihn diese Vorstellung geraume Zeit nicht mehr. Bald saß er still und in sich gekehrt, brach auch wol ohne sichtbare Veranlassung in Thränen aus, bald wieder war er aufgelegt zu Lustbarkeit und Tanz; bald verweigerte er Speise und Trank zu sich zu nehmen, oder that es doch nur, indem er deutlich seine Angst vergiftet zu werden zeigte, bald wieder aß und trank er unmäßig; bisweilen wurde er heftig und ausfahrend gegen Leute seiner Umgebung, die ihm widerwärtig oder verdächtig waren, goß ihnen Bier oder Wein ins Gesicht, zückte wol gar bei Tisch das Messer gegen sie, ein anderes Mal war er freundlich, bat ihm sein Wesen zu verzeihen, flehte ihn selbst nicht umzubringen; häufig hörte man ihn unverständliche Worte in sich hineinmurmeln — und dergleichen mehr. Am heftigsten äußerte sich sein Widerwille gegen die Geistlichkeit, und wenn diese Abneigung immer noch wuchs, so fehlte es wahrlich nicht an Veranlassung dazu, denn gerade von dieser Seite her und in allen kirchlichen Dingen verfuhr man gegen ihn unverantwortlich. Nach dem Tode des streitsüchtigen samländischen Bischofs Joachim Mörlin (1571) hatten

die Theologen Tilemann Heshusius zu seinem Nachfolger gewählt. Obwol er zunächst selbst ablehnte, und obwol von verschiedenen Seiten Warnungen vor dem Manne kamen, der seiner starren Rechtgläubigkeit und Unverträglichkeit wegen schon aus mehreren Stellen hatte weichen müssen, beharrte man dabei, Adel und Städte wollten von keinem Anderen wissen, und man zwang ihn zuletzt dem kranken Herzog trotz alles Widerstandes mit voller Gewalt auf. Offenbar waren es diese Verhandlungen gewesen, die den Herzog so erbitterten, daß er sich, als nach wenigen Wochen seine Vermählung stattfinden sollte, zur Vollziehung der Handlung, die er bisher mit Freuden erwartet zu haben schien, nur mit Mühe bewegen ließ. Die Trauung geschah endlich 14. Oct. 1573. Später traten die Geistlichen öfter Aerzten, welche ihm von auswärts als erfahren empfohlen und gesandt waren, entgegen, bald weil sie Wiedertäufer oder Sacramentirer wären, bald weil man Wahrsager, Zauberer und Schwarzkünstler in ihnen zu fürchten vorgab. Die älteste Tochter des Herzogs wollte Heshusius zuerst nicht taufen, weil der reformirte Schwiegervater und der katholische König von Polen zu Gevattern geladen waren. Den Geistlichen schien das Unglück des Herzogs eine Strafe des Himmels, weil er sie verachte — Anderen freilich deshalb, weil „er seine Diener nicht leiden könne". Von Seiten der Stände wurde zwar wiederholt darauf gedrungen, daß genaue und gewissenhafte Untersuchungen über seinen Krankheitszustand angestellt würden, aber wir hören nicht, daß solches geschehen sei. Was wir über die verschiedenen Behandlungsweisen seiner gewöhnlichen Aerzte erfahren, zeigt nur, daß sie sich über die Natur der Krankheit durchaus nicht klar waren, die Mittel, die sie anwandten, sind oft abenteuerlich genug. — Gleich nach der Hochzeitsfeier, noch im Herbst 1573, kam Markgraf Georg Friedrich nach Königsberg, zunächst um sich von dem Befinden seines Vetters durch den Augenschein zu überzeugen, dann aber auch gewiß um zuzusehen, daß nicht etwa seinen eigenen Rechten — er war, wenn A. F. keine Söhne erhielt, der nächste Erbe — etwas vergeben würde. Da man nun immer mehr zu der Ueberzeugung kam, daß des Herzogs Krankheit vorläufig wenigstens unheilbar wäre, so galt es mit Ernst eine dauernde Administration zu schaffen. Nach preußischem Recht und Gesetz hätten allerdings die Oberräthe, vier andere hohe Beamte und die drei Bürgermeister von Königsberg die Regentschaft erhalten müssen; indessen wollten nicht blos die Stände durch einen Ausschuß sich daran betheiligen, sondern auch die Herzogin wollte nicht leer ausgehen, vor Allen aber dachte der Markgraf die Sache in seine Hand zu bringen. Während man in Königsberg selbst in und außer den ständischen Verhandlungen darüber herumstritt, wandte sich Georg Friedrich, sobald in Polen die Königswahl entschieden war, an den neuen König Stephan Bathory. Am 22. Sept. 1577 ernannte der König zu Marienburg den Markgrafen zum Curator des kranken Herzogs und zum Administrator und Gubernator Preußens, mit der Bestimmung, daß er sich während der Zeit seiner Verwaltung auch Herzog in Preußen nennen dürfe. Alles Sperren und Weigern der Räthe und der Stände vermochte dagegen nichts, sie mußten schließlich ihre Anerkennung aussprechen, nach den Clauseln, die sie da anhängten, fragte niemand. War schon vorher von A. F. in öffentlichen Angelegenheiten wenig zu hören, so trat er jetzt ganz in den Hintergrund, nirgends wird auf ihn Rücksicht genommen. Bisweilen scheint sich, wie aus einigen Briefen seiner Gemahlin an befreundete Fürstinnen zu ersehen ist, der Zustand des Herzogs gebessert, ihr wenigstens Aussicht auf Genesung gegeben zu haben. Aber daraus wurde doch nichts, und er blieb in seinem unzurechnungsfähigen Zustande bis an sein Ende. Als Georg Friedrich 1603 starb, folgte ihm in der vormundschaftlichen Regierung der brandenburgische Kurfürst

Joachim Friedrich und diesem sein Sohn und Nachfolger in der Kur Johann Sigismund, die beide des Herzogs Schwiegersöhne geworden waren.

Pauli, Preußische Staatsgeschichte, IV. Bd. (1763) S. 459—514; Baczko, Geschichte Preußens, IV. Bd. (1795) S. 328 ff.; Joh. Voigt, Ueber die Erziehung und die Krankheit des Herzogs A. F., in Preuß. Provinzial-Blätter 1861 II.; Töppen in mehreren Programmen des Gymnasiums zu Hohenstein.

K. Lohmeyer.

Albrecht, Herzog zu Sachsen, der jüngere Sohn des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen und Stammvater der nach ihm benannten albertinischen Linie des Hauses Wettin, geb. zu Grimma 27. Jan. 1443, † 12. Sept. 1500 zu Emden in Friesland. Schon als zwölfjähriger Knabe, als er sich mit Hülfe des Köhlers Georg Schmidt aus den Händen des Räubers Kunz von Kaufungen befreite, zeigte er etwas von jener tapferen Entschlossenheit, die ihn später zu einem der kräftigsten und unternehmendsten unter den Fürsten des Reiches, zu einem der gefeiertsten Kriegshelden seiner Zeit machte und um derentwillen ihm die Geschichtschreiber den Beinamen der Beherzte, Animosus, gegeben haben. Die vielfachen Verwickelungen, welche damals zwischen den wettinischen Ländern und Böhmen bestanden, bewirkten, daß auch A. frühzeitig in nahe Beziehung zu diesem Nachbarlande trat. Als nämlich die bisherigen Irrungen durch den Vertrag zu Eger, 25. April 1459, dahin geschlichtet wurden, daß die sächsischen Fürsten unter Verzicht auf Brüx, Landskrone, Riesenburg und Dux die von Georg Podiebrad über 63 in ihrem Gebiet gelegenen Städte und Schlösser beanspruchte Lehnshoheit anerkannten, wurde nicht nur der junge A. zum Lehnsträger für diese sogenannten böhmischen Hauptlehen ernannt, sondern auch, trotz Georgs nichtfürstlichem Herkommen und ketzerischer Gesinnung, 11. Nov. mit dessen neunjähriger Tochter Sidonie (Zedena) vermählt, indem die bei dieser Aussöhnung wegen ihrer Stellung in der Lausitz betheiligten Brandenburger derselben eine frühere Eheberedung zwischen A. und des Markgrafen Albrecht Achilles Tochter Ursula zum Opfer brachten. Als hierauf König Georg im J. 1466 auf Grund der sächsisch-böhmischen Erbeinigung die Hülfe der sächsischen Fürsten gegen seinen ungehorsamen Lehnsmann Heinrich von Plauen, Burggrafen von Meißen, anrief und diese demzufolge Stadt und Schloß Plauen durch Belagerung genommen hatten, wurde A. auch mit dieser Besitzung belehnt. Auch der gegen seinen Schwiegervater geschleuderte Bannstrahl erschütterte seine Anhänglichkeit an denselben nicht, er suchte vielmehr im Verein mit seinem Bruder in Rom die Suspension des Bannes zu erwirken. Da aber Georg, bevor diese zu erreichen war, starb, so trat nun A. als einer der Bewerber um die böhmische Krone auf, zog mit großem Gepränge nach Prag, erkannte aber dort bald, daß er seinen Mitbewerbern Wladislaw von Polen und Matthias Corvinus gegenüber keine Aussicht habe, und schloß deshalb mit letzterem einen Vertrag, in welchem er auf die böhmische Krone verzichtete, wogegen Matthias ihm, falls er zu derselben gelange, die Erneuerung der böhmischen Lehen zusicherte. Dem gebannten Georg von Heimburg, der voll Hoffnung, in A. einen Verfechter des fürstlichen Rechts gegen die päpstlichen Anmaßungen zu finden, seine Bewerbung mit großem Eifer unterstützt hatte, eröffnete er ein Asyl zu Tharand. Seit des Vaters Tode regierten die beiden Brüder, Kurfürst Ernst und Herzog A., zu Dresden in demselben Schlosse residirend, zwei Jahrzehnte lang gemeinschaftlich. Jedoch seit einer Reise des Kurfürsten nach Rom, während der er die Landesverwaltung mit Umgehung seines Bruders Landvögten übertragen hatte, in verstärktem Maße noch seit dem Tode ihres Oheims Wilhelm, der 1482 die ganze Masse der wettinischen Länder in ihren Händen vereinigte, erhoben sich zwischen ihnen aus nicht völlig ermittelten Gründen Mißhelligkeiten und nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, sich gütlich auseinanderzusetzen, kam es endlich, 26. Aug. 1485, zu

Leipzig zur völligen Theilung. A. wählte von den durch den älteren Bruder gemachten Theilen den sogenannten meißnischen Theil, d. h. die Mark Meißen nebst Stücken vom Oster- und Pleißnerlande, dem Stift Merseburg, der Vogtei über Quedlinburg, den Grafen von Stolberg, Hohenstein, Mansfeld, Arnstein, Beichlingen, Leisnig, den Herren von Querfurt und von Schönburg, den Städten Dresden, Meißen, Freiburg, Leipzig, Weißenfels, Jena. Die schwer abzuschätzenden Bergwerke, sowie mehrere Orte und Gerechtsame blieben gemeinschaftlich. Verschiedene aus dieser Theilung entstandene Irrungen wurden durch den Naumburger Schied 1486 und den Oschatzer oder Dresdner Vertrag von 1491 beigelegt. A. residirte seitdem allein in Dresden. Auf der Scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit stehend, spiegelt A. in seinem Wesen auf eigenthümliche Weise die Anschauungen beider Zeitalter wieder. Mit großer Körperkraft begabt, war er gleich seinem Zeitgenossen, dem Habsburger Maximilian, ein berühmter Turnierheld. Waidwerk und andere ritterliche Kurzweil bildeten seine liebste Erheiterung, das Glücksspiel im Scherz und Ernst, am Würfelbrett wie auf dem Schlachtfelde, füllten den größten Theil seines Lebens. Frommen Sinnes unternahm er im J. 1476 unter dem Namen des „Junkers von Grym" eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Erscheint er hierin noch ganz als Sohn des Mittelalters, so legte er doch andrerseits auch Hand an die Gestaltung des modernen Staats, die Ausbildung der fürstlichen Verwaltung, namentlich durch die in Gemeinschaft mit seinem Bruder 1482 erlassene Landesordnung, die Errichtung eines Oberhofgerichts, das 1488 seinen bleibenden Sitz zu Leipzig erhielt, die Unterhaltung einer wohlgerüsteten Mannschaft von Trabanten, Reisigen und Fußknechten, sowie einer für damals ansehnlichen „Artollerey". Der um 1471 am Schneeberge sich zeigende Reichthum edler Erze, welchem 27. Oct. 1492 ein weiterer reicher Anbruch auf dem Schneeberge folgte, gab nicht nur Anlaß zur Gründung der Städte Schneeberg und Annaberg, sowie zur Reform des sächsischen Münzwesens, der Begründung der sogenannten meißnischen Guldenwährung, sondern half auch dem Herzoge die Mittel zur Befriedigung seiner Baulust verschaffen. Einen Theil der Schneeberger Silberausbeute verwendete er u. a. zum Wiederaufbau der 1491 mit dem größten Theil von Dresden durch Brand zerstörten Frauenkirche, 1484 legte er den Grund zur Domkirche in Freiberg und bereits 1471 hatte der Bau der später nach ihm benannten Albrechtsburg in Meißen, eines der schönsten Denkmale des spätgothischen Stils, unter Leitung Meister Arnolds von Westfalen begonnen, der bei Albrechts Tode in der Hauptsache vollendet war. Dennoch würde die Ausbeute dieser Bergwerke auch bei nachhaltigerer Ergiebigkeit nicht hingereicht haben, um die Finanzen von Albrechts Kammer in Ordnung zu halten, da er sich in langwierige auswärtige Unternehmungen einließ, die ihm und seinem Lande große, ja übermäßige Kosten verursachten. Es war allerdings nicht blos Abenteuerlust und Thatendurst, was den Herzog zum lebhaften Verdruß seiner Räthe und zum nicht geringeren Nachtheile seines Landes immer aufs neue in die Ferne trieb, sondern in eben so hohem Maße eine sein ganzes Leben hindurch sich nie verleugnende Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und ein Gefühl seiner reichsfürstlichen Verpflichtungen, wie es damals in solcher Lebendigkeit unter den Fürsten vielleicht nur noch Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg besaß. Anfangs zwar suchten die wettinischen Brüder, vorzugsweise nur auf die Sicherheit ihrer Besitzungen bedacht, in den zwischen ihren Nachbarn Matthias Corvinus und Wladislaw von Polen ausgebrochenen Irrungen eine rein vermittelnde Stellung einzunehmen, doch überließ A. die Verhandlung mit Matthias bald seinem Bruder allein, um für seine Person an den Berathungen über den Reichskrieg gegen den Herzog Karl von Burgund, welcher Neuß belagerte, Theil zu nehmen. Als der erste von Allen,

stieß er mit seiner Mannschaft zu dem Reichsheere, das sich bei Köln unter Markgraf Albrecht Achilles sammelte; in Stellvertretung seines Bruders führte er „als des Kaisers gewaltiger Marschall und Bannermeister" das Hauptbanner des Reichs, nahm Linz (am Rhein) durch Belagerung, half darauf bei dem Entsatze von Neuß, mußte aber schon auf diesem ersten Feldzuge zu seinem Schaden die Erfahrung machen, wie wenig auf des Kaisers Versprechungen zu bauen sei. In die Heimath zurückgekehrt, leistete er nebst seinem Bruder ihrer Schwester Hedwig, der Aebtissin von Quedlinburg, gegen diese Stadt und den Bischof von Halberstadt Beistand, darauf wohnte er, Mai 1479, auf Matthias Corvinus' besondere Einladung jener glänzenden Zusammenkunft zwischen letzterem und Wladislaw zu Olmütz bei, auf welcher der alte Streit der beiden Gegner zur großen Genugthuung der Wettiner endgültig vertragen wurde. Als nun Matthias im folgenden Jahre den Kaiser abermals angriff, versagten diese gleich den übrigen Reichsständen dem letzteren die verlangte Hülfe, da dieser Krieg kein Reichskrieg sei, und blieben neutral. Nur gegen die Türken schickte A. dem Kaiser eine Schaar unter dem Ritter von Zedtwitz, wofür ihm der Kaiser 26. Juni 1483 die Anwartschaft auf Jülich und Berg ertheilte. Nachdem jedoch endlich auf dem Reichstage zu Nürnberg 1487 das Reich sich zur Unterstützung des bedrängten Kaisers entschlossen hatte, übernahm A., der eben noch seinen grämlichen Eidam, Erzherzog Sigismund von Tirol, mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte, gegen Zusicherung eines Jahresgehaltes von 10000 Fl. auf die Dauer des Kriegs, den Oberbefehl über das gegen Matthias bestimmte Reichsheer. Jedoch seine Aufgabe erwies sich als eine höchst undankbare. An der Spitze von 5000 schlecht bezahlten und darum unzuverlässigen Söldnern sollte er einem sieggewohnten und 4= bis 5fach überlegenen Feinde die Spitze bieten. Schon am 17. Aug., als A. eben erst in Linz angekommen war, fiel Neustadt, dessen Rettung der Kaiser vor allem verlangte, ohne doch das Geringste für das Heer zu thun, in die Hände der Ungarn. Geschwächt durch Entsendungen nach verschiedenen Seiten, mußte sich A. lediglich auf die Defensive und die Behauptung der von ihm besetzten Linie beschränken. Da also unter diesen Umständen nicht die geringste Aussicht auf kriegerische Erfolge vorhanden war, drang er auf Unterhandlungen und schloß, nachdem er endlich dem sich hartnäckig sträubenden Kaiser die Genehmigung dazu abgerungen, auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Markersdorf bei St. Pölten mit dem Könige Waffenstillstand. Obgleich vom Kaiser für die geleisteten Dienste mit Undank belohnt und mit seinen Forderungen wegen Wiedererstattung der dafür aus eigenen Mitteln aufgewandten, auf 52600 Fl. berechneten Summen hingehalten, zögerte er doch, entrüstet über die Gefangennahme des römischen Königs Maximilian durch die Bürger von Brügge und den damit der deutschen Nation angethanen Schimpf, nicht im geringsten, dem Rufe des Kaisers abermals Folge zu leisten, ohne Rücksicht auf das Mißvergnügen seiner Landstände über die Kosten und die Unruhe des neuen Kriegszugs. Hiermit begann der wichtigste Abschnitt in Albrechts mit Kämpfen so vielerlei Art durchflochtenem Leben. Denn nachdem er sich der Stadt Damme bemächtigt hatte, übertrug ihm nicht nur der Kaiser bei seiner Rückkehr nach Deutschland, Nov. 1488, die Fortsetzung des Kriegs gegen die von Frankreich begünstigten Hoecks unter Philipp von Cleve und Franz von Broderode, sondern Maximilian vertraute ihm auch die Statthalterschaft über die Niederlande nebst der Aufsicht über seinen jungen Sohn Philipp an. Dadurch sah sich A. zum erstenmale ganz unabhängig gestellt und obgleich auch jetzt häufig durch Geldnoth gehemmt, rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen durch eine Reihe glücklicher Erfolge. Er gewann Timen, Genappe, unterwarf noch vor Ablauf des Jahres 1489 durch die Einnahme von Brüssel und Brügge Flandern und Brabant und nahm hier=

auf nach einem kurzen Besuche in der Heimath und nachdem ihm Maximilian die Statthalterschaft gegen ein Jahrgeld von 35000 Goldgulden auf ein Jahr verlängert hatte, den Kampf gegen die Hoecks in Holland auf. Durch die Bezwingung von Harlem, sowie durch die Unterwerfung der Konnemer, Westfriesen, der Waterlande und Alkmaars, machte er dem sogenannten Kriege der Brod- und Käseleute in Nordholland ein Ende und brach schließlich die Kraft der hoeck'schen Partei durch die Einnahme des belagerten Sluys, 13. Oct. 1492, für immer. Als Kaiser Maximilian 1493 in die Niederlande kam, hatte A. die Genugthuung, ihm ein gehorsames Land zu Füßen legen zu können. Des Krieges müde bat A. um Enthebung von dem ihm gewordenen Auftrage. Maximilian ehrte ihn durch Verleihung des goldenen Vließes, der Papst übersendete ihm, „der rechten Hand des Reichs", eine goldene Rose und ein Schwert, aber die Wiedererstattung der während des niederländischen Krieges aus eigenen Mitteln aufgewendeten Kosten, um derentwillen seine Räthe wiederholt in ihn gedrungen hatten, von dem ihm unnützen Kriege abzulassen und die schließlich, Dec. 1493, auf 272757 Fl. festgestellt wurden, betrieb er am Kaiserhofe vergebens, so daß er selbst dadurch wiederholt in bittere Verlegenheit gerieth. Als ihm daher auf dem Reichstage zu Worms 1495 die Stelle eines obersten Hauptmanns des Reichs gegen die Franzosen in Italien angetragen wurde, stellte er seine Bedingungen, die zur Folge hatten, daß die Ernennung eines Reichshauptmanns überhaupt ausgesetzt wurde. Der Kaiser aber suchte seine Verbindlichkeit gegen A. dadurch zu tilgen, daß er ihm im J. 1494 zu Brüssel als Sohn für die geleisteten Dienste die Würde eines „ewigen Gubernators" über das von den Parteien der Vetkoper und Schieringer zerrissene Friesland übertrug. Vorläufig blieb dies ein leerer Titel, von dem die Friesen selbst, stolz auf ihre altererbte Freiheit, keine Notiz nahmen. Erst nachdem zu Ostern 1498 die Schieringer, des elenden Haders, welcher das Land zerfleischte, überdrüssig, dem Herzoge die Regierung über den Westergo angetragen hatten, nahmen ihn, den Nichtfriesen, 30. April, die Prälaten und Geistlichkeit des Westergo nebst mehreren Städten zu ihrem erblichen Regenten an, worauf ihn der Kaiser im Juli auf dem Reichstage zu Freiburg als Potestaten über Ostergo, Westergo, Siebenwolden und das Gröninger Gebiet, über die Ditmarsen, Wusterland und Stellingwerf bestätigte; dasselbe that Erzherzog Philipp als Graf von Holland und Herr von Friesland 1499.

Was A. diese Erwerbung werthvoll machte, war vorzugsweise der Wunsch, damit seinen jüngeren Sohn Heinrich abzufinden und so der weiteren Theilung der Erblande vorzubeugen. Allein weder diese Absicht wurde erreicht noch auch die Befriedigung des Landes. Albrechts Stellung in Friesland war von vorn herein schief und schwankend. Die Westergoer Friesen sahen in ihm nur ein frei gewähltes Oberhaupt, er selbst betrachtete sich als Landesherr und suchte sogar eine Zeit lang durch heimliche Unterstützung beider Parteien dieselben gegenseitig aufzureiben. Gröningen aber und die Vetkoper erhoben sich gegegen ihn in Waffen. A. nahm die zügellose große Garde in seinen Sold, ernannte Wilwolt von Schauenburg zu seinem obersten Hauptmann, dem er den Grafen Bodo von Stolberg, den Kanzler, Siegmund Pflugk und den Ritter Ritard For zur Seite stellte, stärkte sich durch ein Bündniß mit dem mächtigen Grafen Edzard von Ostfriesland, bestimmte Franeker zum Hoflager und ging daran, eine planmäßige Verwaltung des Landes einzurichten. Kaum war er jedoch durch die Angelegenheiten seines Erblandes und des Reichs hinweggerufen worden, als das unbesonnene Auftreten seines als Stellvertreter zurückgelassenen Sohnes Heinrich den Aufstand von neuem entzündete. Auf dem Reichstage zu Augsburg erhielt A. die Schreckenskunde, daß Heinrich von den Friesen in Franeker belagert werde. Mit einem

schnell gesammelten Heere eilte er herbei, entsetzte, von seinem Eidam Erich von Braunschweig und dem Grafen Edzard unterstützt, Franeker, stellte den Gehorsam wieder her und wendete sich zur Belagerung von Gröningen, die jedoch 21. Aug. 1500 durch einen unter Vermittelung des Bischofs von Utrecht geschlossenen Vergleich beendet wurde. Verstimmt und krank, im Vorgefühl seines nahen Endes, begab sich A., nachdem er die Leitung Frieslands, auf dessen dauernde Behauptung er schon nicht mehr hoffte, dem Burggrafen Hugo von Leisnig übertragen hatte, nach Emden, wo er bereits 12. Sept. starb. Er ruht im Dom zu Meißen zur Seite seiner Gemahlin Sidonie, die ihn auf ihrem Wittwensitz Tharand zehn Jahre überlebte († 1. Febr. 1510). Sein 18. Febr. 1499 zu Maestricht errichtetes Testament setzte die Untheilbarkeit des albertinischen Sachsens der Art fest, daß dasselbe sein ältester Sohn Georg, Friesland der zweite, Heinrich, erben, für den Fall jedoch, daß letzteres verloren ginge, dieser mit den Schlössern und Städten Freiberg und Wolkenstein abgefunden werden sollte; ein dritter Sohn, Friedrich, war seit 1498 Hochmeister des deutschen Ordens, legte 1507 nieder und lebte bis 1510 in Rochlitz. Albrechts Tochter, Katharina, war erst an Erzherzog Sigismund, dann mit Erich von Braunschweig vermählt.

Alberts Leben schrieb zuerst der Torgauer Rector Mich. Bojemus, Leipzig 1586, in lateinischer Sprache; das Hauptwerk ist: F. A. v. Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königlichen Hauses Wettin, Leipzig 1838.

Flathe.

Albrecht, Herzog von Sachsen-Coburg, geb. 21. Mai 1648 auf dem Friedenstein zu Gotha, † 6. Aug. 1699 zu Coburg, war ein Sohn Herzog Ernsts des Frommen und der Prinzessin Elisabeth Sophia, der einzigen Tochter des Herzogs Johann Philipp von Sachsen-Altenburg. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, bezog im J. 1666 mit seinem Bruder Bernhard die Universität zu Tübingen und setzte mit demselben seine Studien zu Genf fort. Im J. 1670 unternahm er unter dem Namen eines Grafen von Brehna eine Reise nach Holstein, Dänemark und Schweden, deren Hauptzweck war, das sogen. Collegium Hunnianum zur Annahme zu empfehlen (s. Nicolaus Hunnius). Eine zweite Reise unternahm Prinz A. mit seinem Bruder Heinrich nach den Niederlanden (1672); sie führten den Namen der Freiherrn von Frankenstein. Eine dritte Reise (1673—74) ging wieder nach Dänemark und Schweden. Am 18. Juli 1676 vermählte er sich mit Marie Elisabeth, der Wittwe Herzog Adolf Wilhelms zu Sachsen-Eisenach, einer Tochter Herzog Augusts von Braunschweig und Lüneburg. In demselben Jahre wählte er Saalfeld zu seinem Wohnsitze; aber nach der Theilung des Landes mit seinen sechs Brüdern (1680) schlug er seine Residenz in Coburg auf. Gegen Abtretung des bisher innegehabten saalfeldischen Landestheiles, hatte er zu seinem siebenten Theile erhalten: Amt und Stadt Coburg, das Gericht Rodach, Amt und Stadt Neustadt, das Gericht und die Stadt Sonneberg, das Kloster Mönchröden, das Amt Sonnefeld und die Amtsverwaltung Neuhaus. Alle diese Theile waren nach damaligem Werthe zu 16890 Fl. veranschlagt. Nach dem Tode seiner Gemahlin (15. Febr. 1687) vermählte er sich zum zweiten Male mit der Gräfin Susanne Elisabeth von Kempinzky (24. Mai 1688), die Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhob. Sie starb kinderlos am 2. Dec. 1707.

Im J. 1689 half Herzog A. die von französischen Truppen besetzte Stadt Mainz und die Hauptfestung Bonn mit erobern, und als sein Bruder, Herzog Friedrich I. von Sachsen-Gotha und Altenburg, 1691 gestorben war, erhielt er als ältester Fürst im sachsen-ernestinischen Hause das Hauptdirectorium und das Senioratsamt Oldisleben. Herzog A. starb ohne Kinder zu hinterlassen.

Ueber die Vertheilung seiner Länder entstanden heftige Streitigkeiten zwischen Gotha, Meiningen, Eisenberg, Römhild, Hildburghausen und Saalfeld, die nach dem baldigen Absterben der Herzöge Heinrich zu Römhild und Christian zu Eisenberg unter dem Namen des Coburg-Eisenberg- und Römhildischen Successionsstreites bekannt sind. Die außerordentliche Vorliebe für das Militär und die Ausführung großer Bauten hatten den Herzog in Schulden gestürzt; ein nennenswerthes Verdienst hat er sich durch die Einrichtung der ersten fahrenden Post erworben.

S. Johann Gruner's Biographie Herzog Albrechts. 1788.

Beck.

Albrecht, Herzog von Sachsen-Eisenach 1640—44, war der Sohn Herzog Johanns von Sachsen-Weimar und der Herzogin Dorothea Maria, einer geborenen Fürstin von Anhalt. Er war geb. 27. Juli 1599, bereiste 1619 bis 1621 Frankreich und übernahm nach seiner Zurückkunft für seine älteren abwesenden Brüder die gemeinschaftliche Regierung des weimarischen Landes, die er vermöge eines Vergleichs vom 20. Sept. 1626 an seinen älteren Bruder Wilhelm abtrat. Im darauf folgenden Jahre (1627) wurde er Administrator der Balley Thüringen, welcher er bis zu seinem Tode rühmlich vorstand. Am 24. Juni 1633 vermählte er sich mit der Prinzessin Dorothea, einer Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg. In der Landestheilung vom J. 1640 erhielt er das Fürstenthum Eisenach, das aber, als er am 20. Dec. 1644 plötzlich starb, ohne Leibeserben zu hinterlassen, an seine Brüder fiel und von ihnen im J. 1645 getheilt wurde. A. galt als ein edler und weiser Fürst, der zwar das Verbrechen streng bestrafte, aber immer mit Gerechtigkeit und kluger Sorgfalt sein Land regierte. Schmeichler und Verleumder haßte er. Mit seinen Brüdern lebte er in fortdauernd freundlichen Verhältnissen. Die Drangsale, welche seine armen Unterthanen in Folge des dreißigjährigen Krieges auszustehen hatten, verbitterten die letzten Jahre seines Lebens. Seine hinterlassene Wittwe starb am 10. April 1675 zu Altenburg.

G. A. de Wette, Lebensgeschichte der Herzöge zu Sachsen. Weimar 1770, S. 203.

Beck.

Albrecht Kasimir, Herzog von Sachsen-Teschen, geb. 11. Juli 1738, † 10. Febr. 1822, ein Sohn des Königs Friedrich August III. von Sachsen-Polen und der Maria Josepha, einer Tochter Kaiser Josephs I. Als im siebenjährigen Kriege Sachsen von den Preußen besetzt wurde, trat Herzog A. zugleich mit seinem Bruder Clemens 1759 als Freiwilliger in die österreichische Armee ein, focht in den Treffen bei Maxen und Meißen, stellte sich 1760 dem kaiserlichen Hofe in Wien vor und erhielt von Maria Theresia ein Kürassierregiment und das Patent als Generallieutenant. Er zeichnete sich unter Daun bei Hohenfriedberg und Hennewalde aus und blieb auch nach dem Hubertsburger Frieden in österreichischen Diensten. 1766 (8. April) heirathete er die Erzherzogin Marie Christine, eine Tochter der Kaiserin, er nannte sich seit dieser Zeit, da Maria Theresia ihnen das Herzogthum Teschen als böhmisches Kronlehen abtrat, Herzog von Sachsen-Teschen. Von 1765 bis 1780 bekleidete A. die Stelle eines Statthalters von Ungarn und nahm wesentlichen Antheil an den Reformen, welche Maria Theresia in Ungarn einführte. 1778 während des bairischen Erbfolgekrieges commandirte er ein Reservecorps in Mähren. 1780 übertrug Maria Theresia dem Herzog A. und seiner Gemahlin das Generalgouvernement in den Niederlanden. A. erlebte daselbst die Aufhebung des Barrierevertrages, den Scheldestreit, die Josephinischen Reformen und die neue Organisation von 1787, welche ohne Einwilligung der Stände die alte föderalistische und feudale Verwaltung

der belgischen Provinzen in eine centrale, absolute Herrschaft umbilden sollte. In Folge der belgischen Revolution verließen die Generalgouverneurs 1790 das Land und kehrten erst 1792, als Kaiser Leopold II. das Land unterwarf und die alte Verfassung restaurirte, zurück. Herzog A. commandirte im ersten französischen Kriege die belgisch-österreichische Armee, siegte bei Maubeuge, belagerte Lille, verlor jedoch am 6. Nov. 1792 die Schlacht bei Jemappes, welche den Sturz der österreichischen Herrschaft und die Eroberung Belgiens durch die Franzosen zur Folge hatte. A. lebte in der nächsten Zeit in Dresden und Wien und unternahm 1794 im ersten Coalitionskriege als deutscher Reichsfeldmarschall das Commando über die deutsche Reichsarmee am Rhein. Er ging über den Rhein, drängte die Franzosen bis an die Vogesen, mußte jedoch nach Mannheim zurück und vermochte, von den Preußen nur schwach unterstützt, den Rhein nicht mehr zu schützen. 1795 löste sich die Reichsarmee auf, Herzog A. nahm am 23. Mai seinen Abschied und trat vom öffentlichen Schauplatze ab. Er lebte hinfort als Privatmann in Wien, schrieb seine Memoiren und legte in seinem Palaste eine große Bibliothek und in der sogen. Albertina eine auserlesene Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen an. Zu Ehren seiner Gemahlin, welche am 24. Juni 1798 gestorben war, ließ er 1805 das von Canova gearbeitete Grabdenkmal in der Augustinerkirche in Wien aufstellen. Er erlebte noch den Wiener Congreß und starb, 84 Jahre alt, in Wien.

A. v. Vivenot, Herzog Albrecht von S.-T. als Reichsfeldmarschall. 3 Bde. 1864. Adam Wolf, Erzherzogin Christine, 2 Bde. 1863. A. Wolf.

Albrecht, Marschall von Raprechtswil, jetzt Rapperschwyl, am Züricher See, ein Minnesänger, Dienstmann des alten Grafengeschlechts von Raprechtswil, an dessen Hofe er das Marschallsamt bekleidete. Er ist sicher nicht der namenlos vorkommende Marschall von R. um 1271—76, sondern ein späterer, und erst aus dem 14. Jahrhundert; denn in der Pariser Hs., die allein seine Lieder enthält, ist er nebst den ihn umgebenden Dichtern, die ebenfalls der Schweiz und bestimmt dem 14. Jahrhundert angehören, erst später nachgetragen. Auch verräth seine Sprache und sein Versbau entschieden eine jüngere Zeit. Das Gemälde der Hs. stellt ihn im ritterlichen Kampfspiel seinen Gegner vom Rosse stechend dar. Seine drei Minnelieder erheben sich in nichts über das gewöhnliche Niveau. — v. d. Hagen, MS. 1, 432. 4, 288. Bartsch, Liederdichter S. LXVI. Bartsch.

Albrecht, Baumeister, war in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts am Dombau zu Regensburg während der zweiten Epoche des Baues thätig. Er baute mit Heinrich Zehntner die Chöre des Mittelschiffes und des nördlichen Seitenschiffes nebst dem Querschiffe aus. So weit er hierbei nicht durch den bereits feststehenden Plan geleitet ward, scheint er, wenn auch auf glückliche Weise selbständig fortbildend, dem Muster der Katharinenkirche in Oppenheim nachgegangen zu sein. — (Meyer, N. Künstlerlex.) W. Schm.

Albrecht: Magister Bonaventura A., 1529 zu Saalfeld im Herzogthum Sachsen-Meiningen geboren und 1602 zu Arnstadt gestorben, wurde 1557 zu Jena ordinirt. Er scheint zuerst Diaconus zu Saalfeld geworden zu sein, denn so bezeichnet sich der Mag. Bonav., Verfasser eines Gedichtes auf das Leben und den Tod des am 8. Oct. 1564 verstorbenen Grafen Philipp von Schwarzburg: „Von dem gegenwertigen zeitlichen müheseligen Wesen auff dieser Erden vnd dem Wege zu dem künfftigen ewigen frewdenreichen leben ꝛc." Jhena 1565. Uebrigens war er Pfarrer in Alkersleben unsern Arnstadt, 1572 Subdiacon an der Barfüßerkirche zu Arnstadt, 1578 Pfarrer und 1587 Archidiacon an der

dasigen Liebfrauenkirche. Er machte sich einen Namen als geistlicher Liederdichter. Sein „christlich Büchlein carminum" erschien 1601 zu Erfurt im Druck.
Brückner.

Albrecht: Dietrich A. verfaßte ein dramatisches Gedicht, „Ganz lustig zu lesen": „Historia, welche sich hat zu getragen mit einem Bawrenknecht und einem Münche, wie der Bawrenknecht den Münch in eine Dornhecke bringt, das er naket darin muß danzen", zuerst erschienen Erfurt 1599, nachgedruckt Nürnberg 1618. — (Goedeke, Grundriß S. 325. 1164.) Wlth.

Albrecht: Johannn Lorenz A., Magister, Cantor und musikalischer Schriftsteller, geb 8. Jan. 1732 in dem Dorfe Görmar bei Mühlhausen in Thüringen, † 1773. Zum Gelehrten bestimmt, kam er am 6. Sept. 1746 auf das Gymnasium zu Mühlhausen, war im Clavierspiel und Generalbaß seit April 1747 Schüler des Organisten an der dortigen Obermarktkirche Phil. Christoph Rauchfuß, und studirte daneben fleißig die älteren und neueren Musikschriftsteller. Ostern 1752 bezog er die Universität Leipzig, wurde am 20. Mai 1754 Candidat des geistlichen Ministeriums und am 28. Oct. 1758 Quartus am Gymnasium, sowie Cantor und Musikdirector an der Hauptkirche B. Mariae virginis zu Mühlhausen, in welchen Aemtern er bis zum Tode verblieb. 1761 ward er Magister der Philosophie, am 19. Mai 1762 Mitglied der deutschen Gesellschaft auf der Universität Altdorf, endlich am 23. Febr. 1763 kaiserlich gekrönter Poet. Eine ausführliche Biographie gibt Marpurg, Krit. Briefe III. 1 ff.

Im Druck erschienen sind von seinen Arbeiten a) Compositionen: „Cantate auf den 23. Sonntag nach Trinitatis, zum Antritte seines Cantorats", von ihm auch gedichtet, Mühlhausen, Brückner; „Die Historia von dem bittern Leiden und Sterben unsers Herrn rc. nach Marcus", 1759, Selbstverlag; „Musikalische Aufmunterung für die Anfänger des Claviers", Augsburg, Lotter's Erben, 1760; „Musikalische Aufmunterung", Berlin 1763; „Texte und Musik für das Friedensdankfest am 14. April 1763", Mühlhausen. b) Schriften: „Gründliche Einleitung in die Anfangslehren der Tonkunst", Langensalza 1761; „Abhandlungen über die Frage, ob die Musik bei dem Gottesdienste der Christen zu dulden sei oder nicht?" Berlin 1764; „Urtheil in der Streitigkeit zwischen Marpurg und Sorge"; und „Nachricht rc. von der Kirchenmusik zu Mühlhausen", beide in Marpurg's Beiträgen V. 269 und 381; „Vom Hasse der Musik", Frankenhausen 1765; „Beiträge zur Historie der Musik", in Marpurg's Krit. Briefen III. 6—52; „D. A. Steffani's Sendschreiben rc., übersetzt mit Vorrede und Zusätzen", Mühlhausen 1760 (die bekannte Schrift von Agostino Steffani: Quanta certezza habbia da suoi Principii la Musica, Amsterdam 1695; schon 1700 von Werkmeister übersetzt, aber schlecht). Als Herausgeber hat A. noch Verdienst um die beiden Adlung'schen Schriften: „Musica mechanica organ.", und das „Musikalische Siebengestirn", beide Berlin 1768. v. Dommer.

Albrecht: Jos. Christian A., geb. 1716 zu Altkirchen unfern Altenburg und † 1800 zu Dornburg an der Saale, war zuerst Diaconus zu Schmölln und darauf Pfarrer zu Vierzehnheiligen bei Jena. Er gehört zu den Bahnbrechern der angeblichen Verbesserung alter Kirchengesänge. Seine Schriften „Alter Kirlehrer, zuvörderst des seligen Dr. Luther sämmtliche Kirchengesänge nach reiner Mundart der heutigen Deutschen entworfen" (Jena 1784) und „Nachtrag einiger Lieder zu seiner ersten Probe" (Dessau 1784) fanden damals überall Beifall.
Brückner.

Albrecht: Joh. Fr. Ernst A., Schriftsteller, geb. 1752 zu Stade, † in Hamburg 11. März 1814. In Ilfeld vorgebildet, studirte er Medicin in Erfurt, wo er sich 1772 mit Sophie Baumer (s. u.) verheirathete, dem Grafen

Manteuffel als Leibarzt nach Reval folgte und dann mit seiner Frau, die als Schauspielerin reiste, in Erfurt, Leipzig, Frankfurt und Dresden und darauf als Buchhändler in Prag lebte. In Frankfurt war Schiller mit dem Ehepaar bekannt geworden, eine Bekanntschaft, die er in Dresden fortsetzte, ohne der Frau eine leidenschaftliche Neigung zu widmen, wie gefabelt ist. 1796 wurde A. Director des „Nationaltheaters" in Altona, ließ sich 1798 von seiner Frau scheiden, war praktischer Arzt in Hamburg und seit 1802 auch wieder Director des Altonaer Theaters. Er starb am Typhus, den er sich im Lazareth holte. Seine zahlreichen, meist anonym erschienenen Theaterstücke, Romane und populär-medicinischen Schriften verzeichnen Lübker und Schröder. — Er bear-beitete Goethe's Mitschuldige („Alle strafbar", Leipzig) und hat die Prosabearbeitung von Schiller's Don Carlos aufbewahrt und herausgegeben (Hamb. 1808).

K. Goedeke.

Albrecht: Sophie A., geb. Baumer, Tochter des Johann Paul Baumer, Doctors der Medicin und Professors an der Universität Erfurt. Sie war 1757 in Erfurt geboren, debütirte, — schon verheirathet — von unbezwinglicher Theaterlust getrieben, 1783 bei der Großmann'schen Gesellschaft zu Frankfurt am Main, worauf Schiller sie kennen lernte. Sie war 1772 die Gattin Johann Friedrich Ernst Albrecht's (s. d.). Im J. 1785 kam sie zur ehemals Bondini'schen, später Seconda'schen Gesellschaft nach Dresden und Leipzig, wo sie zur Schauspielerin ersten Ranges emporstieg und ging nach Altona und Hamburg, wo sie sehr beifällig aufgenommen wurde. Seit 1798 von dem Gatten geschieden, aber auch danach noch in litterarischer Gemeinsamkeit mit ihm wirkend, beschloß sie ihr Leben unter litterarischen Arbeiten, bald in Hamburg bald in Altona wohnend, am 16. Nov. 1840. Graf hat sie gemalt. Ihre Gedichte und prosaischen Aufsätze sind erschienen bei Richter in Dresden 1781, 1785 und 1791 u. s. f. Sie ist bemerkenswerth als Vertreterin litterarisch-thätiger Schauspieler jener ersten Periode in der Entwickelung der deutschen Schauspielkunst. Die Litteratur stand dem Theater noch fern und der Bedarf an Repertoirstücken wurde meist von gebildeten Schauspielern geliefert. Außerdem erheischte die Sitte, bei Eröffnung und Schluß der Saison das Publikum in Theaterreden, Epilogen etc. zu begrüßen. In dieser dem practischen Bühnenbedarf zugewendeten Richtung litterarischer Arbeiten ist Sophie A. vielfach und nicht ohne Talent und feineren Sinn thätig gewesen. Unter ihren erzählenden Dichtungen ist eine 1783 f. erschienene Umarbeitung der „Aramena" Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig zu erwähnen. Eine Anthologie aus ihren Gedichten gab Fr. Clemens 1841 heraus.

Schröder, Hamb. Schriftstellerlex. I.

Förster.

Albrecht: Wilhelm A., herzoglich nassauischer Regierungsrath und Director des landwirthschaftlichen Instituts Hof-Geisberg, geb. 1789, † 21. Dec. 1868 auf seinem Gute in Franken. Er war erst Lehrer an Fellenberg's Institut in Hofwyl, dann Director des landwirthschaftlichen Instituts Idstein, welches später nach Hof-Geisberg verlegt wurde. Er gründete den naussauischen landwirthschaftlichen Verein, dessen Secretär er war, legte aber 1849 seine Aemter nieder und lebte meistens auf seinem Gute in Franken. Noch 1868 stiftete er eine Erziehungsanstalt für arme Knaben, wozu er 40000 Fl. schenkte.

Als Schriftsteller machte sich A. bekannt durch die „Blätter aus Nassau, deutschen Landleuten und Weinbauern gewidmet", Wiesbaden 1843 f.; namentlich aber durch die Herausgabe des „Landwirthschaftlichen Wochenblattes für das Herzogthum Nassau" (Wiesbaden 1819—1849) und der „Jahrbücher des landwirth-

schaftlichen Vereins im Herzogthum Nassau" (Wiesbaden 1822 f.). Aus dem Erlös der letztern wurde zum Theil der Ankauf von Hof=Geisberg besorgt.

W. Löbe.

Albrechtsberger: Johann Georg A., der berühmte Contrapunktist und Lehrer des Contrapunkts, Organist und Capellmeister, geb. 3. Febr. 1736, † 7. März 1809. In Kloster=Neuburg bei Wien, wo er geboren war, erhielt er auch seine erste Erziehung, und durch den Pfarrer Leopold Pittner auch den ersten Musik= und Generalbaß=Unterricht. Schon im Gymnasium zu Mölk, wohin er als Singknabe kam und vom Organisten Monn weiter unterrichtet wurde, schrieb er Fugen und Kirchenstücke im strengen Stil und begann als Orgelspieler sich auszuzeichnen. Seine philosophischen Studien absolvirte er im Jesuiter=Seminar zu Wien (als Michael Haydn's Mitschüler), darauf wurde er Organist zuerst bei den Klosterfrauen zu Raab, dann im Wallfahrtsorte Maria=Taferl, endlich in Mölk, wo unter Kimmerling, Rupert, Helm, Maxim. Stadler und A. selbst, besonders 1760—85 die Musik in hoher Blüthe stand. Hier studirte er fleißig die Werke von Händel, Bach, Caldara, Hasse, Graun, womit der Chorverweser Kimmerling ihn versah; ebenso die guten Lehrbücher, besonders Fux' Gradus ad Parnassum. Außerdem bildete er sich zu einem Orgelspieler ersten Ranges aus, und erregte als solcher unter andern Michael Haydn's Bewunderung. Seine Themen waren immer gut, und als vortrefflicher Contrapunktist verstand er sie meisterhaft durchzuführen. Nachdem er in Mölk 12 Jahre Organist gewesen war und darauf einige Jahre bei einem Cavalier in Schlesien sich aufgehalten hatte, kam er nach Wien, wo er anfänglich nur ein spärliches Auskommen fand, doch nach und nach, besonders durch sein Orgelspiel Aufmerksamkeit erregte. Er gewann den Hofcapellmeister Reuter, Gaßmann und die Brüder Haydn zu Freunden, und wurde auf deren Empfehlung als Chorregent bei den Carmelitern angestellt, 1772 aber zum Hoforganisten ernannt und zugleich Mitglied der Wiener musikalischen Societäts=Akademie. Als 1793 der Domcapellmeister an St. Stephan, Leopold Hoffmann, mit Tode abging, folgte auf dessen eigenen Wunsch A. ihm im Amte und verblieb in demselben bis zu seinem Lebensende. 1798 ward er noch Mitglied der königlich schwedischen musikalischen Akademie zu Stockholm.

Die Thätigkeit dieses vortrefflichen Tonkünstlers von ernster und gediegener Richtung war außerordentlich umfassend. Neben dem Orgelspiel und seinen Amtsgeschäften componirte er eine große Menge Tonwerke, verfaßte seine ausgezeichneten Lehrbücher und unterrichtete viel im Contrapunkt und in der Composition, worin er für den ersten Lehrer seiner Zeit angesehen war. Die meisten aller hervorragenden Tonkünstler der nächsten Generation sind seine Schüler gewesen, darunter: Beethoven (in den Jahren 1794—95); J. N. Hummel, der berühmte Clavierspieler und nachmalige weimarische Capellmeister; Joseph Eybler, Capellmeister zu Wien; Joseph Weigl, der Operncomponist und Director der Wiener Oper; Joseph Preindl, Capellmeister an St Stephan und St. Peter zu Wien; Gänsbacher, Preindl's Nachfolger an St. Stephan; Umlauf, Capellmeister an der Wiener deutschen Oper; Ignaz Ritter von Seyfried, Capellmeister und Operndirector zu Wien; Johann Fuß, der ungarische Componist; der Baron Nicolaus von Krafft zu Wien und andere. Als Componist war er ungemein productiv; die Gesammtzahl seiner Opera, welche der Fürst Esterhazy an sich brachte, um sie in seiner Bibliothek aufzubewahren, beläuft sich auf etwa 250, darunter 26 Messen (und noch 17, welche dem Kirchenchore verblieben), 43 Gradualien, 34 Offertorien, Vespern, Litaneien, Psalmen, Hymnen, Motetten rc.; verschiedene Oratorien („Die Pilgrime auf Golgatha", „Die Auffindung des Kreuzes", „Geburt Christi". „Passion"); ferner Symphonien, Concerte, zahlreiche Kammerwerke

(Sonaten, Trios, Quartette, Doppelquartette, Quintette, Sextette), Fugen und Präludien für Orgel und Clavier. Gedruckt ist nur ein kleiner Theil, kaum 30 Opera, und zwar von den Kirchenwerken gar nichts, sondern nur Kammer- und Orgelsachen: 18 Quartette, 6 Sextette, ein Clavierquintett, ein Streichsextett, ein Clavierconcert, Doppelquartette, 18 Opera Orgel- und Clavierfugen und Präludien. Die Werke sind vortrefflich gearbeitet, dabei von würdiger und ernster Haltung; doch interessiren sie vorwaltend durch ihren tüchtigen Contrapunkt, dieser war Albrechtsberger's eigentliches Element und er soll gesagt haben, „daß er gar kein Verdienst dabei hätte, gute Fugen zu machen; denn ihm fielen nur solche Gedanken ein, die für den doppelten Contrapunkt sich gebrauchen ließen.“ Seine Fugen und contrapunktischen Sätze haben auch den meisten bleibenden Werth; doch waren auch seine Kirchenmusiken sehr geschätzt, noch um 1815 wurde zu Wien alljährlich am Gründonnerstage seine römische Messe a capella aufgeführt (Allgem. Mus.-Ztg. XVII. 275) und noch viel später fanden Werke von ihm achtungsvolle Aufnahme. Viel ausgebreiteter aber ist sein Ruf als Lehrschriftsteller; er hat herausgegeben: „Gründliche Anweisung zur Composition 2c. mit Anhang von der Beschaffenheit und Anwendung aller jetzt üblichen Instrumente“, Leipzig, Breitkopf 1790; 3. Ausg. ebd. o. J., französ. von Choron, Paris 1814; „Kurze Regeln des reinsten Satzes“, als Anhang zur vorigen Schrift, Wien, Industrie-Compt. o. J.; „Kurze Methode den Generalbaß zu erlernen“, Wien, Artaria 1792; verm. Leipzig, Kühnel 1804, Wien, Artaria und Cappi; französ. von Choron, Paris; „Clavierschule für Anfänger“, Wien, Artaria 1800; a. „Ausweichungen aus C dur und C moll in die übrigen Töne“; b. „Inganni, Trugschlüsse für Orgel u. P. F.“, 2. Lief. der Ausw.; c. „Unterricht über den Gebrauch der verm. und überm. Intervalle“, nebst der 3. Lief. der Ausw., Leipz., Peters 1807; Wien, Cappi. Gesammtausgabe: J. G. Albrechtsberger's sämmtliche Schriften über Generalbaß, Harmonie und Tonsatzkunst 2c., verm. und herausgg. von Ignatz Ritter von Seyfried, 3 Bde., Wien, Strauß o. J. (Bd. I. 1825). In Bd. III. 210 eine Biographie Albrechtsberger's und Verzeichniß seiner Werke; außerdem Biographisches über ihn Allgem. Mus. Ztg. XI. 445; XXXI. 443. v. Dommer.

Albrich: Johann A., Arzt und Historiker, geb. zu Kronstadt in Siebenbürgen 1 Sept. 1687, † 23. Dec. 1749, bezog, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, 1706 die Universität Halle, setzte seine Studien in Leyden fort und wurde zu Utrecht am 23. Dec. 1709 zum Doctor der Medicin promovirt. Zwei Jahre später nach seiner Heimath zurückgekehrt, wurde er 1715 zum Stadtphysikus ernannt. In dieser Eigenschaft 1718, als im September die Pest in Kronstadt ausbrach und begünstigt durch den vorausgegangenen Mißwachs und die ihm gefolgte Theuerung bis zum Nov. 1719 fortwüthete, in der Stadt allein 4448 Menschen dahinraffend, zum Mitglied des Directoriums berufen, das an Stelle der meist auf das Land flüchtenden Magistratsräthe die Verwaltung der Stadt übernahm, oblag ihm vornehmlich die Unterdrückung der Seuche. A. schrieb unter dem Titel: „Observationes de peste Barcensi praesertim Coronae saeviter a. 1718 et 1719 grassante“ eine Geschichte dieser Pest, die, obwol von Chenot und anderen vielfach benützt, von Köleschéri auszugsweise unter seinem Namen veröffentlicht, bis auf den medicinischen Theil, der in deutscher Uebertragung in der „Siebenbürgischen Quartalschrift“ III. S. 121—142 erschienen, Handschrift geblieben ist. Die Uebersendung dieser „Bemerkungen“, sowie einiger Mineralien, Münzen und Arzneistoffe an den Professor Joh. Heinrich Schulz in Halle dürfte die Veranlassung zu seiner Aufnahme in die kaiserlich Leopoldinische Akademie für Naturwissenschaften unter dem Namen Chrysippus III. am 25. Juni 1740 gegeben haben. Die Versuche des Szekler Abels

auf dem Landtage von 1713 theils seine Güter auf Kosten der adeligen Besitzungen der Stadt Kronstadt zu erweitern, theils die Giebigkeiten zu verweigern, die diesen Besitzungen aus den Szekler Stühlen gebührten, machten A. auf die Bedeutung der Privilegien und den Werth ihrer Kenntniß aufmerksam und bestimmten ihn, dem als Schwiegersohn des Stadtrichters Georg Drauth die Urkundenschätze seiner Vaterstadt leicht zugänglich waren, die Privilegien derselben zusammenzusuchen, zu ordnen und die wichtigsten durch junge Juristen und Theologen 1714 abschreiben zu lassen. Die seither vielfach vermehrte Abschrift führt den Titel: „Palladium Coronense seu Thesaurus Litterarum Donationalium, Statutoriarum, Introductoriarum, Relatoriarum, Reambulatoriarum, Privilegialium, Confirmatoriarum, Adjudicatoriarum, Emptionalium, Venditionalium, Impignoratoriarum, Contractualium, Transactionalium, Vectigalium etc. a divis Regibus Hungariae, nec non Principibus ac Wajvodis Transylv. etc. Civitati Coronensi, terraeque Barczna ob fidelia ejusdem servitia collatarum" und findet sich auf dem Kronstädter Rathhause, zwei Bände von ihm veranlaßter Abschriften von Kronstädter Chronisten in der Bibliothek des ev. Gymnasium. Seine Mitbürger ehrten ihn durch die Wahl zum Kirchen-Curator und zum Mitglied des städtischen Raths.

Jos. Trausch, Schriftstellerlexicon der Siebenb. Deutschen I. — Mich. Ironius, Diarium v. J. 1715—27. Handschrift. — Weszprémi, Biographia Medicorum Hungariae et Transylvaniae Centuria II. et III. Viennae.

v. Trauschenfels.

Aldegrever: Heinrich A., Maler und Kupferstecher, geb. um 1502, † nicht vor 1555. Er scheint in Paderborn geboren zu sein, wenigstens lebten seine Eltern daselbst, und eine Urkunde der Stadt Soest vom 29. Sept. 1545 ersucht dem ehrsamen Meister A., eingesessenen Bürger von Soest, das Erbe seiner zu Paderborn verstorbenen Eltern auszuhändigen. Sein Vater, „Hermann Trippenmecker anders Aldegrever" genannt, gehört zu den Anhängern der Reformation; auch der Sohn war dieser ergeben. Er stach die Bildnisse Luther's und Melanchthon's und geißelte in zwei Blättern die Unzucht der Mönche und Nonnen. Im J. 1534 war er bereits in Soest, und wol schon vorher, da der katholische Schmähschreiber G. Haverland aus Soest in seinem Büchlein: „Ein gemeyn Beicht oder Bekennung der Predicanten zu Soest" 1534, seiner bereits erwähnt.

Als Künstler gehört er durchaus zu den Nachfolgern der Dürer'schen Richtung und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er selbst nach Nürnberg gewandert sei und in der Werkstätte des großen Meisters gelernt habe. Der alte niederländische Künstlerbiograph, K. van Mander, berichtet, A. habe für eine Kirche zu Nürnberg zwei Flügel zu einem Gemälde von Dürer ausgeführt; wäre dies richtig, so könnte man an seinem Aufenthalt in dessen Atelier nicht zweifeln. Jedenfalls aber hat er sich nach Dürer gebildet, das geht aus seinen Werken, besonders den Kupferstichen, hervor. Das erste Datum derselben ist 1527, das letzte 1555, schwerlich wird er dieses Jahr lange überlebt haben. Als Maler hat er keine besondere Bedeutung, und es lassen sich auch fast nur Porträts von ihm nachweisen, so das des Grafen Philipp von Waldeck von 1535 im Besitze des schlesischen Kunstvereins zu Breslau, das der Magdalena Wittig von 1541 im Museum zu Braunschweig, dann des Engelb. Therlaen, Bürgermeisters von Lennep, von 1551 und eines jungen Ritters von 1544 in der Galerie Lichtenstein zu Wien. Als ächtes Bild wird noch genannt ein Christus auf dem Grabe sitzend, von 1529 in der ständischen Galerie zu Prag. Was man ihm aber sonst von historischen Vorwürfen zugeschrieben hat, beruht auf bloßen Vermuthungen, wie die Bilder in Berlin, Wien und München, deren Benennung vor strengerer Kritik nicht zu

halten sein dürfte. Gewöhnlich läßt man ihn auch Bilder malen, die nach Kupferstichen von seiner Erfindung ausgeführt sind, so zwei kleine in der Münchener Pinakothek; es ist aber kaum glaublich, daß er sich in dieser Beziehung sollte wiederholt haben: jedenfalls die Münchener Bildchen sind zu stumpf, um von ihm selbst gemalt worden zu sein. Seine bedeutende Thätigkeit für den Kupferstich erklärt es, warum so wenig Gemälde von ihm nachweisbar sind.

Seinen Hauptruf hat er auch den Stichen zu danken, die in weite Kreise übergehen und den Namen des Verfertigers verbreiten konnten; schon K. van Mander (1604) gedenkt seiner mit Anerkennung. Da seine Blätter mit Ausnahme der Bildnisse in kleinem Format gehalten sind, so gehört er zu den sogenannten Kleinmeistern, wie Altdorfer, die beiden Beham, Pencz, Binck u. a. Seine Manier ist durchaus denselben verwandt, besonders aber hat er sich, abgesehen von Dürer, nach B. Beham, dem zartesten der Stecher aus Dürer's Schule, zu bilden gesucht. Auch mit G. Pencz stand er in Verbindung und führte nach dessen Zeichnung fünf Blätter aus. An Reinheit und Sauberkeit des Stiches braucht er niemand zu weichen, seine Köpfe sind aber etwas roh im Ausdruck und auch im Verhältniß zum Körper zu klein, was aus einer mißverstandenen Auffassung der italienischen Manier herrührt. Zu einem tiefern Verständnisse derselben ist A. auch nie gekommen: seine Compositionen sind wenig schwungvoll, die Bewegung der Figuren ist steif und die Gewänder allzu sehr gestört durch willkürliches Geknitter; wie überhaupt die Zeichnung, obwol scharf, doch nicht edel zu nennen ist. Es ist darum begreiflich, daß er da, wo man durch die griechische Kunst an durchgebildete Formen gewöhnt ist also in seinen zahlreichen Darstellungen aus der antiken Mythologie und seinen Allegorien, sehr wenig befriedigt. Von den Blättern aus der heil. Geschichte zeichnen sich vor allem die genreartig aufgefaßten aus, insbesondere die beiden Parabeln vom barmherzigen Samariter und vom bösen Reichen und armen Lazarus, beide vom J. 1554. Vortrefflich sind auch seine Bildnisse, darunter zweimal er selbst, Luther, Melanchthon, die Wiedertäufer Johann von Leyden und Bernhard Knipperdolling, und Herzog Wilhelm von Kleve, für den er auch Goldschmiedearbeiten auszuführen hatte. Ganz ausgezeichnet sind ferner seine Vignetten und Ornamente; in der Zusammenstellung freilich oft sehr wunderlich. Trotz der vorwiegenden Renaissance können sich gothische Formelemente nicht verbergen. Das vollständigste Verzeichniß seiner Kupferstiche (von dem Unterzeichneten) giebt Meyer's Künstlerlexikon. Daselbst sind 290 Blätter aufgezählt, die ihm angehören, darunter 61 aus der heil. Geschichte, 41 aus der antiken Welt, 79 allegorische und genrebildliche Darstellungen, 9 Bildnisse und nicht weniger als 100 Ornamentenblätter. Aus der großen Zahl der letzteren kann man schließen, daß A. viel für das Goldschmiedehandwerk beschäftigt war. Am 28. Juni 1552 sandte er dem Herzog Wilhelm von Kleve zwei Siegel, und verlangte für den Silberwerth und die Arbeit 35 Thaler, die ihm auch bezahlt wurden. Zugleich erwähnt er einen in Arbeit befindlichen Ring.

Von Schülern, die er gehabt, ist nichts bekannt; jedoch war seine Kunst von nicht unbedeutendem Einfluß auf die Kupferstecherei und das Kunstgewerbe. Nach seinen Blättern existiren viele Nachbildungen; insbesondere copirte der niederländische Meister mit dem Monogramm A C, den man, aber ohne Grund, Alart Claas nennt, nach ihm. Da dessen Zeichen, ein in das A gestelltes C, dem Aldegrever's (G in A gestellt) sehr gleicht, so wurden seine Arbeiten öfters mit denen des westphälischen Meisters verwechselt, dem Alart aber an Kunstvollendung beträchtlich nachsteht. Holzschnitte sind von A. blos drei bekannt.

W. Schmidt.

Aldenburgk: Johann Georg A., ein Coburger, nahm, nachdem er in Jena studirt hatte, 1623 auf der von Admiral Willekes geführten holländischen Flotte Dienste als Gefreiter und machte bis 1625 den Krieg in Brasilien gegen die Spanier mit, dessen Hauptereigniß die Eroberung und der Wiederverlust von S. Salvador bildete. Er verfaßte eine Schilderung dieser Expedition, welche im 13. Theil von Bry's America, Frankf. bei Merian, 1628 gedruckt ward.

Löwenberg.

Aldenrath: Heinrich Jacob A., Porträtmaler, Miniaturmaler und Lithograph, geb. zu Lübeck 17. Febr. 1775, † zu Hamburg 25. Febr. 1844, wurde von Friedrich Karl Gröger in der Kunst unterwiesen. Beide reisten und malten nun gemeinsam bis an Gröger's Tod 1838, besonders auch für den dänischen Hof. Den König Friedrich VI. soll A. 13 Mal gemalt haben. Vom J. 1814 ward Hamburg der feste Wohnsitz der beiden Freunde. A. und Gröger verfertigten ihre Porträts zuerst in Silberstift und Sepia, später wandten sie sich vorzüglich der Miniatur zu. A. soll im Treffen sehr glücklich gewesen sein und sorgfältig ausgeführt haben; insbesondere sollen ihm Frauenbildnisse gelungen sein. Er hat auch verschiedene Porträts lithographirt. Meyer's Künstlerlexikon zählt deren 15 auf.

W. Schmidt.

Alderinus: Cosmas A., ein um die Mitte des 16. Jahrhunderts blühender Schweizer Componist. Man kennt von ihm „LVII Hymni sacri“ 4-6voc. Bernae ap. Apiarium 1553.

v. Dommer.

Aldgisl, König der Friesen in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, zur Zeit des Frankenkönigs Dagobert II. Er ist der erste historisch beglaubigte König dieses Volkes, das damals von den Franken noch in keinem Theile unterworfen war und mit ihnen im Frieden lebte. Unter A. wurde von Wilfried, dem Bischofe von York, im J. 677 das Christenthum mit Erfolg in Friesland gepredigt. Sein Sohn und Nachfolger K. Radbod, unter welchem sich das Verhältniß zu dem fränkischen Reiche rasch und zu Ungunsten der Friesen änderte, wird schon im 9. Jahrzehnt des gen. Jahrhunderts authentisch genannt. (S. v. Richthofen, Vorwort zu seiner Ausgabe der Lex Frisorum in MGH. Leges III. p. 641).

Wegele.

Aldringen: Johann v. A., Baron von Koschitz, Graf von Groß-Ligma, kaiserlicher Feldmarschall, als Sohn armer Eltern geboren 1591 zu Luxemburg im Grund, Pfarre St. Ulrich, † 22. Juli 1634. In seiner Jugend begleitete er einige fränkische Edelleute als Diener auf einer Reise durch Frankreich und diente dann dem General Grafen Madrucci und dessen Bruder, dem Cardinal, als Secretär, trat aber darauf als Gemeiner zu Innsbruck in das kaiserliche Heer ein. Schon 1622 finden wir ihn bei der Belagerung Heidelbergs durch Tilly als Obersten eines Infanterieregiments. 1625 ward er vom Kaiser in den Freiherrenstand erhoben. Am 1. April 1526 schlug er als Commandant in dem Brückenkopf an der Dessauer Brücke den Angriff Mansfeld's ab, behauptete die Schanze bis zu Wallenstein's Ankunft und hatte an dessen erstem großen Siege am 25. April Theil. In den nächsten Jahren ward er in Niedersachsen sowol diplomatisch wie militärisch verwandt; offenbar stand er beim Kaiser wie bei Wallenstein in besonderem Ansehn. Nach des letzteren Ernennung zum Herzog von Mecklenburg (Febr. 1628) ging A. als kaiserlicher Commissär mit drei anderen Abgesandten dorthin um mit den Ständen zu Güstrow über Wallenstein's Anerkennung zu unterhandeln. Im März des folgenden Jahres finden wir A. als Generalwachtmeister und Wallenstein'schen Commissär beim Kaiser in Wien; auch an der Lübecker Friedenshandlung nahm er Theil und leitete wol als kaiserlicher Commissär, nach Erlaß des Restitutionsedicts die Unterhandlungen mit Halberstadt, Magdeburg und den Hansestädten, sowie die Belagerung

Magdeburgs. — Im J. 1630 nahm er darauf an Colalto's Feldzug in der Lombardei Theil. Hier ward ihm aus der Beute des eroberten Mantua ein ansehnliches Vermögen zu Theil, welches nach Wallenstein's Sturz noch aus dessen confiscirten Gütern durch Teplitz und zwei Häuser in Prag vergrößert ward. Nach dem Frieden von Chierasko, 1631, führte A. mit Graf Egon von Fürstenberg den Krieg gegen Würtemberg, und ward darauf von Tilly gegen den Landgrafen Wilhelm von Cassel geschickt. Doch nöthigte ihn Tilly's Niederlage bei Breitenfeld bald zur Umkehr und er stieß nun in der Oberpfalz zur Tilly'schen Armee. In der Schlacht bei Rain (15. April 1632) ward, bald nach Tilly, auch er schwer verwundet. Trotz der schwedischen Gegenbemühungen vereinigte er sich sodann mit Wallenstein in Böhmen; in dem Kampf vor Nürnberg 3. Sept. wird er mit Auszeichnung genannt. Nach Sachsen aber scheint er Wallenstein nicht gefolgt, sondern bei dessen Abzug mit der selbständigen Führung des Krieges gegen die Schweden in Schwaben und am Rhein betraut zu sein. Es beginnt damit der merkwürdigste Abschnitt seiner kriegerischen Laufbahn, wenngleich nicht durch glänzende Erfolge ausgezeichnet. Gegen Ende des J. 1632 zum Feldmarschall ernannt, drang er anfangs rasch über den Lech an die obere Donau vor, wo er erst Banner, dann auch Horn vor sich hatte. Während er, eine Schlacht vermeidend, die Gegner auf Würtemberg zu drängen trachtete, zog von Norden auch Bernhard von Weimar heran. A. ging deshalb im März 1633 auf Rain zurück. Zwar Bernhards Vereinigung mit Horn bei Donauwörth vermochte er dadurch nicht mehr zu hintertreiben, er selbst aber vereinigte sich zugleich mit Johann v. Werth. Beim Vorrücken der Gegner blieb er seinem System, die Entscheidung nicht auf die Spitze einer Schlacht zu stellen, treu. Man glaubt in ihm den Anhänger der in militärischen Schriften jener Periode oft betonten Theorie zu erkennen, nach der es verdienstlicher sei, den Gegner durch kluges Schachspiel als durch Dreinschlagen zu überwinden. Bis über München hinaus wich A. vor den Schweden scharmützelnd zurück. Sobald er aber Bernhards Absicht, sich gegen das wichtige Regensburg zu wenden, erkannte, stand auch er zur Deckung dort rasch bereit, wobei er ein von Bernhard gesuchtes und schon begonnenes Treffen bei Neuburg dennoch wieder abbrach. — Inzwischen näherte sich aber auch ihm eine Verstärkung: über die Alpen stieg der Herzog von Feria mit einem spanisch-italienischen Heer gegen den Bodensee herab. Horn zog, mit Verletzung der schweizerischen Neutralität im August vor Constanz, um die Besetzung dieses beherrschenden Punktes durch Feria zu hindern, mußte aber die Belagerung am 22. Sept. wieder aufheben, weil auch A. über das am 14. Sept. eingenommene Biberach heranzog und seine Vereinigung mit Feria glücklich bewerkstelligte. Allgemein ward bei so gesammelten Kräften beider Seiten nun endlich ein Hauptschlag erwartet. A. aber ließ sich auch durch Feria's Drängen dazu nicht bewegen. Beide zogen vielmehr, sich mit raschen Handstreichen der österreichischen Waldstädte bemächtigend, den Rhein hinab, an Basel vorüber. Dadurch sahen sich Horn und Weimar genöthigt, an den Rhein zu folgen, und die Schweden mußten die Belagerung Breisachs, welches den Schlüsselpunkt für den oberen Rhein bildete, aufheben. Unerwartet aber wandte sich jetzt Herzog Bernhard wieder an die Donau zurück; am 5. Nov. hatte er Regensburg zur Capitulation gezwungen. Damit freilich waren die Maschen des Netzes, mit dem A. seine Gegner von Schwaben und Baiern abzusperren dachte, zerrissen. Auch er und Feria mußten jetzt einen Rückzug über den Schwarzwald antreten, der ihnen nicht minder durch Horn's rastloses Nachdrängen als durch die den Südländern im Heere ungewohnte Kälte verderblich ward. Mehr als die Hälfte der Fremden erlagen den ungewohnten Anstrengungen, so daß der Rückzug endlich einer Flucht nicht unähnlich sah, und während darauf Horn

wohlversorgt im Allgäu stehen blieb, mußten die Gegner sich mit dürftigen Winterquartieren an Isar und Inn begnügen. Feria, der längst mit A. auf dem schlechtesten Fuße stand, starb, von solchem Mißerfolg, wie es scheint, erdrückt. Gegen A. erhoben sich in Wien laute Klagen. Man darf indessen doch nicht vergessen, daß er die größten Feldherren der Zeit sich gegenüber hatte und auch das bliebe noch zu untersuchen, inwiefern etwa Wallenstein ihn während des Jahres 1633 in sein eigenes Zaubersystem mitverflochten hatte. — Jedenfalls wandte man sich von Wien aus, als dort Wallenstein's Sturz beschlossen war, neben Piccolomini zunächst auch an A. Er kam dadurch in eine sehr mißliche Lage. Denn zu Wallenstein, der ihn hochschätzte, hatte er immer im besten Verhältniß gestanden; er mochte weder dessen Vertrauen verrathen, noch auch den kaiserlichen Befehlen ungehorsam sein. Den bekannten Pilsener Revers hatte A. nicht mit unterzeichnet. Als er dann von Wallenstein zur zweiten Versammlung der Obersten nach Pilsen geladen war, erhielt er den Befehl, hier mit Piccolomini Wallenstein zu verhaften und zur Verantwortung nach Wien zu bringen. Er ging darauf zwar mit Widerstreben ein und reiste auch ab, blieb aber unterwegs, Krankheit vorschützend, in Frauenberg bei Marradas zurück und hier kam es zwischen A., Marradas, Gallas, Colalto u. A. zu einer Einigung im kaiserlichen Sinne. Als dann, nachdem am 18. Febr. die Absetzung Wallenstein's ausgesprochen war, die kaiserlich-liguistischen Truppen nach Böhmen vorgeschoben werden sollten, war es A., der dabei mit den allgemeinen Vorkehrungen betraut wurde. Nach Wallenstein's Sturz hat A. an den Kriegsberathungen zu Wien theilgenommen. Beim Gesammtvormarsch der Armee ward ihm zunächst mit Gallas die Aufgabe, Regensburg wieder zu nehmen. Zwar war auch Bernhard von Weimar Ende Mai's hier zur Stelle, er vermochte aber die Aufhebung der Belagerung nicht zu erzwingen und Regensburg mußte am 26. Juli capituliren. A. jedoch erlebte diesen Erfolg nicht mehr. Herzog Bernhard und Horn hatten sich nemlich gegen Landshut gewendet; dorthin folgte ihnen A. von Regensburg aus in 5tägigem Marsch, eine Langsamkeit, aus welcher ihm ein schwerer Vorwurf erwuchs. Denn der Feind gewann dadurch Zeit, sich vor der Stadt einzurichten und A. vermochte sich am 22. Juli vor seinem Angriff in Schloß und Stadt nicht zu behaupten. Unter wilden Plünderungen zogen sich seine Truppen vor dem einbrechenden Feind aus der Stadt zurück. In diesem Getümmel ward A., der der Unordnung steuern wollte, von einer tödtlichen Kugel, wahrscheinlich aus den eigenen Reihen, getroffen. Seine Truppen zogen sich auf Regensburg zurück. Dort ward sein Leichnam in der Karthause Prüll beigesetzt.

Mit einer Gräfin Arco vermählt hinterließ A. keine Kinder. Der Kaiser übertrug Namen und Wappen auf den mit Aldringen's Schwester Anna vermählten Grafen Clary; daher die böhmische Familie der Grafen und Fürsten v. Clary-Aldringen, welche noch heut im Besitz von Teplitz sind.

Von seinen Brüdern war der ältere, Graf Paulus von A., Dr. der Theologie, Bischof von Tripolis i. p. und Suffragan des Bischofs von Straßburg. Er starb 1644. Der jüngere, Graf Marcus, † 1654 als Fürstbischof von Seckau; von ihm ist die noch bestehende Studienbörse für seine Familie am Jesuitencolleg in Luxemburg gestiftet.

An einer urkundlichen Geschichte Aldringen's fehlt es leider; Hauptquelle der Nachrichten über ihn ist das Theatrum Europaeum. (Vgl. dazu Neyen, Biogr. Luxemb.) v. Janko. Schoetter.

Aleander: Hieronymus A., der bekannte und berüchtigte päpstliche Unterhändler, Sohn eines Arztes, geb. 13. Febr. 1480 zu Motta in der Tarwiser Mark, † 31. Jan. oder 1. Febr. 1542, stammte nach dem Zeugniß seiner Familie aus dem Hause eines Grafen von Landri. Ein Gerücht, daß er ein

getaufter Jude gewesen, hat bei vielen Zeitgenossen, auch bei Luther Glauben gefunden, und erklärt sich vielleicht aus seiner Bekanntschaft mit dem spanischen Juden Moses Perez, der ihn einige Zeit im Hebräischen unterrichtete, nachher aber von ihm selbst zum Uebertritt bewogen wurde. Nach einem ersten Studium der Medicin warf er sich mit Eifer auf Theologie und Sprachwissenschaft und gelangte nach Rom an den Hof Alexanders VI. Dieser bestimmte ihn zum Secretär des Cäsar Borgia und zum Geschäftsträger für Ungarn. „Wie der Herr ist", sagt Seckendorf, „so sind die Diener." Eine Krankheit hielt ihn in Venedig zurück; hier mehrere Jahre verweilend, befreundete er sich mit Aldus und Erasmus, welcher jedoch über seine spätere Untreue und Feindschaft bitter klagt. Ueber seinen Wandel lesen wir die anstößigsten Anekdoten, und Erasmus sagt: „A. nunc Venetiae plane vivit Epicureum, non sine dignitate tamen." Dagegen erndtete er als Humanist großen Ruhm, seine gelehrten Kenntnisse und Sprachfertigkeiten wurden allgemein geschätzt. Als Lehrer des Griechischen 1508 nach Paris berufen, versammelte er gegen 2000 Zuhörer, unter ihnen die angesehensten Männer aller Stände, wurde auch für einige Zeit Rector der Universität. Dauernde Kränklichkeit verhinderte ihn jedoch an der Fortführung des Lehramts, er trat 1513 in die kirchliche Verwaltung unter dem Erzbischof von Paris und wurde im folgenden Jahre Domherr und Kanzler des Bischofs Eberhard von der Mark zu Lüttich, für welchen er so glücklich war die Cardinalswürde auszuwirken. Dieses Geschäft führte ihn 1516 abermals nach Rom, woselbst er Geheimschreiber des Cardinal von Medici und päpstlicher Bibliothekar im Vatican, auch Mitglied einer litterarischen Gesellschaft wurde. Die Versuche, ihn in Deutschland anzustellen, schlugen fehl. Man pflegt diesen Mann zu den geschworenen Feinden Deutschlands zu rechnen; anfangs aber kann er das noch nicht gewesen sein, denn ein damaliger Brief desselben an Michael Hummelberg enthält ein offenes Lob der deutschen Nation, als welche durch ihre uneigennützige Liebe zur Tugend wie zur Wissenschaft den Vorzug vor der gallischen und italienischen verdiene. Bald sollte jedoch A. durch den deutschen Kirchenstreit auf den großen historischen Schauplatz gerufen werden. Leo X., entschlossen der Verfolgung Luther's Nachdruck zu geben, glaubte in A., der neben seiner übrigen Geschäftskenntniß mehrere Sprachen geläufig handhabte, ein geschicktes Werkzeug seiner Zwecke gefunden zu haben. Und wirklich entwickelte dieser, neben Caraccioli zum päpstlichen Legaten ernannt, von nun an alle Eigenschaften eines schlauen, geschmeidigen und unermüdlichen Agenten. Nach erfolgter Krönung Karls V. begab er sich nach Aachen und bot in Unterredungen mit den Räthen des Kurfürsten von Sachsen Alles auf, um diesen zu bewegen, daß er der päpstlichen Bulle und dem Breve endlich Folge leisten, also die Verbrennung der Schriften Luther's in seinen Landen und demnächst dessen Bestrafung oder Auslieferung geschehen lassen möge; Friedrich betrug sich zurückhaltend, er antwortete einfach, daß er den Weg der rechtlichen Untersuchung dem der Gewalt vorziehen müsse, und ließ sich auch durch fernere Vorhaltungen nicht schrecken. Nun folgte der Reichstag zu Worms, welcher anfänglich noch nicht jede Aussicht auf eine friedliche Beilegung der Sache Luther's abzuschneiden schien. Ueber den schwierigen Gang der Berathungen während der Monate Februar und März 1521, die Haltung Friedrichs von Sachsen, die Stimmung der Fürsten und Räthe, das Betragen der Mittelspersonen Chievres und Glapio wird durch die von Dr. Friedrich nach Codex Mazzetti 90 der Stadtbibliothek zu Trient veranstaltete Sammlung der Briefe Aleander's aus Worms manches neue und interessante Licht verbreitet. Die Mehrzahl der Reichsstände war mit Rom zu unzufrieden, um sich ohne weiteres zu fügen. Selbst Glapio, der kaiserliche Beichtvater, machte vorstellig, daß Luther eigentlich nur den anstößigen Inhalt seiner

Schrift von der babylonischen Gefangenschaft zurückzunehmen brauche, dann bleibe die Möglichkeit, ihn mit der Kirche auszusöhnen. A. nahm seine Stellung als unbedingter Papist, aber mit großer Vorsicht, denn nur der Kaiser schien ihm einen sicheren Beistand zu verheißen, da er sich geneigt zeigte, eigenmächtig vorzugehen und sein eigenes Decret auch über das Reich auszudehnen. Auch war A. von Rom aus mit Instructionen versehen und ebenso mit Geldsummen, welche er, — freilich nichts Unerhörtes in jener Zeit, — um Stimmen zu gewinnen, nach mehreren Seiten ausspendete. Allein er erkannte wohl, daß Luther's feindliches Verhältniß zu Rom, seine Bekämpfung der kirchlichen Mißbräuche und sein lautes Verlangen nach Besserung nicht hinreiche, um ihm die Sympathie des Reichstages zu entziehen, und daß nur eine auf positive Ketzereien gegründete Anklage durchgreifend wirken werde. Nicht vom Standpunkte des Papismus, sondern des durch Concilien zumal das Costnitzer bestätigten Kirchenglaubens konnte er verurtheilt werden. Dies war also auch die Tendenz der am 13. Febr. zu Worms gehaltenen dreistündigen Rede Aleander's, welche wir aus Nachschriften und Auszügen im Weimarischen Archiv kennen, die aber Pallavicini nach eigenem Gutdünken in ganz anderer Fassung wieder zu geben sich erlaubt hat. Er selbst berichtet darüber an den Staatssecretär. Die Versammlung war zahlreich, nur Friedrich von Sachsen, „Unpäßlichkeit vorschützend", ließ sich vertreten. Mit vielem Aufwande wird in dieser Rede Luther als offenkundiger Häretiker hingestellt, weil er Huß und Wiclif vertheidigt, das Fegefeuer und die Sacramentslehre verworfen, das Ansehen der Concilien angetastet habe. Auch möge, heißt es drohend, Deutschland nicht vergessen, daß es das Kaiserreich durch päpstliche Vergünstigung empfangen habe, womit angedeutet werden sollte, daß es dem Papst zustehe, die dem deutschen Reiche verliehene kaiserliche und kurfürstliche Würde auch wieder zurückzufordern. Zuletzt verweist der Redner auf die zweite Bannbulle vom 3. Jan. 1521; über einen schon zweimal Gebannten könne auch ohne Vorladung abgeurtheilt werden. Mit dem Erfolg dieser „mittelmäßigen", aber durch die gute Sache unterstützten Rede äußert sich A. zufrieden; „er habe gesprochen, als ob er zwanzig Knaben eine Lecture gebe, obwol ihm viele lutherische Fürsten häßliche Gesichter machten und oft hatten drohen lassen." Indessen täuschte er sich doch über den weiteren Verlauf. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge und führten zu ärgerlichen Auftritten: was er hauptsächlich hatte hintertreiben wollen, daß Luther vorgeladen und öffentlich vernommen werde, wurde dennoch von der Mehrzahl der Stände beschlossen und vom Kaiser genehmigt. Seine gleichzeitigen Briefe verrathen darüber die größte Unzufriedenheit, er beschwert sich bitter über die Lauigkeit und den Glaubensmangel der Deutschen, besonders über den Ungehorsam derer, welchen es nur darum zu thun sei, mit Hülfe Luther's gegen Rom zu operiren; es schmerzt ihn, daß man in Rom den Worten des Erasmus mehr Glauben schenke als den seinigen, obgleich jener doch Schlimmeres als Luther geschrieben, und er bittet, man möge ja nicht noch einen Cardinallegaten schicken, um nicht der Sache eine größere Wichtigkeit zu geben. Am 16. April kam Luther nach Worms. Aber sein muthiges Auftreten und Bekenntniß ließ A. ebenso kalt wie den Kaiser, ja er fand sogar jetzt seine Zuversicht wieder, nannte dessen Ankunft sehr erfreulich, da nunmehr die ganze Welt ihn als einen „närrischen, liederlichen und dämonischen Menschen" erkennen müsse, und nach Luther's Abreise traf er sogar einige Anstalten, sich seiner Person zu bemächtigen, damit er nicht nach Böhmen entkomme. Die größte Genugthuung mußte A. darin finden, daß die Ausfertigung des vom 8. Mai datirten kaiserlichen Mandats gerade ihm überlassen wurde, es ist durchaus nach den Gesichtspunkten seiner Rede abgefaßt und wurde von ihm mit einem Begleitschreiben nach Rom befördert. Wie übrigens A. den

ganzen Erfolg des Reichstages beurtheilte, erhellt aus seinen Worten an Caraccioli: Eia mi Caracciole, eia! Si nihil adeo praestari his comitiis effecimus, tamen certum est, nos magnam hoc edicto in Germania lanienam concitare, qua Alemanni ipsi in viscera sua saevientes propediem in proprio sanguine suffocabuntur. Dieser Ausspruch, seine Echtheit vorausgesetzt (Scultet. Annal. ap. H. v. d. Hardt, Hist. lit. p. V. 37, dixisse fertur) bedarf keines Commentars, und wenn A. früher den Deutschen zugethan war: so hat er sie doch nachher gründlich genug hassen gelernt.

Weniger bemerkenswerth sind die Nachrichten über das spätere Leben dieses Mannes. Er begab sich zunächst nach den Niederlanden zurück, zwang den Augustinerprior Jacob zum Widerruf, begleitete 1522 Hadrian VI. nach Italien, hielt zu Antwerpen im nächsten Jahre Gericht über die beiden Mönche Heinrich und Johannes, die auf seinen Betrieb verbrannt wurden, und empfing 1524 das Erzbisthum Brindisi von Clemens VII. zum Lohne. Bald darauf finden wir ihn im Kriegsgefolge Franz' I. als Nuncius, er wurde in der Schlacht bei Pavia gefangen genommen, erlangte jedoch bald seine Freiheit wieder. Seine späteren Bemühungen in Deutschland 1531 scheiterten theils an den völlig veränderten Umständen, theils an seiner persönlichen Heftigkeit. Doch behauptete er sich im Ansehen, wurde 1535 nochmals nach Rom berufen, 1537 zum Mitgliede einer Römischen Reformcommission, ja sogar zum Präsidenten des projectirten Concils ausersehen und im folgenden Jahre durch Paul III. zum Cardinal ernannt. Aber leisten sollte er nichts mehr, da auch seine letzte Sendung nach Deutschland 1538 keinen Erfolg hatte. Litterarisch hat er sich durch Gedichte, Beiträge zur griechischen Grammatik und Gnomologie und besonders durch sein „Lexicon graecolatinum", Par. 1512 bekannt gemacht. Weniger hervorragend als er, aber als gelehrter, philologischer und antiquarischer Schriftsteller und lateinischer Dichter gleichfalls ausgezeichnet war sein Großneffe Hieronymus A. der Jüngere, geb. 1574, † zu Rom 9. März 1629. —

Jovius in elogiis virorum illustrium. J. Friedrich, Der Reichstag zu Worms im J. 1521 nach den Berichten des päpstlichen Nuntius H. A. in Abh. d. III. Cl. d. Münchener k. Ak. d. Wiss. XI. Bd. III. Abth. Gaß.

Alectorius: Johannes A., Tonsetzer, von dem jedoch nichts weiter bekannt ist, als daß in der Sammlung „Officia Paschalia. De Resurrect. et Ascens. Dom.", Viteb. ap. G. Rhau, 1539, Gesänge von ihm (neben anderen von Forster, Galliculus, Rein, Rener, Walther u. Zacharias) enthalten sind. S. Becker, Tonw. 114. v. Dm.

Alef: Franz A., deutscher Jurist, wurde 1733 zuerst außerordentlicher und alsbald ordentlicher Professor der Institutionen und 1739 Ordinarius der Pandekten in Heidelberg und starb daselbst 26. Mai 1763 als erster Professor der Rechte und kurpfälzischer Regierungs- und Oberappellationsrath. Seine akademische Wirksamkeit wird von den Zeitgenossen gerühmt. Von seinen seit 1734 erschienenen lateinischen Disputationen, größtentheils über römisches Recht, besitzt noch jetzt eine gewisse Bekanntheit die überaus heftige Streitschrift gegen eine von Justus Henning Böhmer aufgestellte und jetzt fast allgemein angenommene neue Ansicht über eine Frage aus der Lehre von der Gewährleistung: „Veritas communis opinionis circa pactum de non praestanda evictione contra novissimos Böhmeri errores vindicata", Heidelb. 1736. Außerdem ist nur zu bemerken die „Dissertatio de diversorum statutorum concursu eorumque conflictu", Heidelb. 1740, welche von den damals herkömmlichen Ansichten über das sogen. internationale Privatrecht einigermaßen abwich.

Johann Joseph A., der Bruder des vorigen, war seit 1742 Professor Ordinarius des jus naturae et gentium, später der gerichtlichen Praxis in Heidelberg, † 1754.

Festrede von Zentner, in den Heidelberger Jubiläumsschriften von 1787; Meusel Lex. Göppert.

Alefeld: Friedrich A., gen. Lechbring Lechbringhausen, Arzt und Botaniker, geb. 21. Oct. 1820 zu Gräfenhausen in Hessen-Darmstadt, † 28. April 1872 zu Ober-Ramstadt. Sohn des zu Nieder-Modau verstorbenen Kirchenraths A., besuchte er (nach Privatmittheilungen) die Gymnasien zu Worms und Darmstadt, bezog 1839 die Universität Gießen und studirte 1840—42 zu Heidelberg, wo er insbesondere der Naturwissenschaft sich zuwandte, darauf promovirte er zu Gießen am 23. Sept. 1843. Nach einer halbjährigen praktischen Thätigkeit im Juliushospital zu Würzburg, ließ er sich als Arzt in der Nähe von Darmstadt und zwar zuerst im Frühling 1844 zu Nieder-Modau und drei Jahre später zu Ober-Ramstadt nieder. Seine wissenschaftliche Thätigkeit richtete sich insbesondere auf die systematische Bearbeitung der deutschen Nutzpflanzen, unter denen er die einzelnen Formen mit großem Fleiße zu unterscheiden und festzustellen suchte, wobei er freilich sich hie und da wol etwas zu sehr der Aufstellung neuer Arten und Gattungen zuneigte, wie das ja so leicht geschieht. Diese Arbeiten führten ihn weiter zur Bearbeitung einzelner Pflanzengattungen insbesondere aus den Familien der Leguminosen und Malvaceen. Außer einer Reihe von Abhandlungen in den deutschen botanischen Zeitschriften (bes. Bonplandia und Flora) schrieb er: „Die Bienenflora Deutschlands" (Darmstadt 1856), „Grundzüge der Phytobalneologie od. Lehre von den Kräuterbädern" (Neuwied 1863), „Landwirthschaftliche Flora Mittel-Europa's" (Berlin 1866).

Pritzel, Thes. lit. bot.; Catalog of scientific papers I. p. 40. E. Jessen.

Alegambe: Philipp A., geb. zu Brüssel 22. Jan. 1592, † in Rom 6. Sept. 1652, hat sich als Sammler und Herausgeber einer „Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu" einen weit verbreiteten Namen erworben. Noch als Jüngling, der kaum die Humanitätsstudien vollendet, trat er in die Hofdienste des Herzog von Ossun in Spanien, den er auf seiner Reise als Vicekönig von Sicilien begleitete. Allein des Hof- und Pagenlebens bald überdrüssig, trat er am 7. Sept. 1613 zu Palermo als Novize in den Jesuitenorden. Hier studirte er die Philosophie, wurde aber dann nach Rom geschickt, um im Collegium Romanum die Theologie zu hören. Nach deren Vollendung bestimmte ihn der Jesuitengeneral zum Professor der Philosophie an der Universität Graz, an der er, später auch zum Professor der Theologie ernannt, sich 1629 das Doctorat der Theologie erwarb. Allein in derselben Zeit verlangte der Fürst Eggenberg, ein einflußreicher Hofmann Kaiser Ferdinands II., von den Jesuiten einen geeigneten Mann, der als Beichtvater und Erzieher den jungen Fürsten auf seiner Reise durch die verschiedenen Staaten Europa's begleiten möchte. Der Orden bestimmte den P. A., der durch 5 Jahre sein Begleiter in Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien sein mußte und so mit den Völkern aller Zungen in Berührung kam, wobei er namentlich alle hervorragenden Männer seines Ordens persönlich kennen lernte. Nach Graz zurückgekehrt, lehrte er an der Universität die Moraltheologie, bis er 1638 abermals mit dem jungen Fürsten eine Reise nach Rom unternehmen mußte. In Rom behielt ihn der General als seinen Secretär für Deutschland zurück, welche Stelle er 4 Jahre lang bekleidete, von da an als Spiritual im Profeßhause zu Rom wirkend, in welchem er auch starb. Eben seine Reisen und seine vielen Bekanntschaften mögen die Veranlassung zu seinem Hauptwerke sein: „Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, post excusum

anno 1608 Catalogum R. P. Ribadeneirae, Societatis ejusdem Theologi; nunc hoc apparatu Librorum ad annum 1642 editorum concinnata, et illustrium virorum elogiis adornata. Accedit Catalogus Religiosorum Societatis Jesu, qui hactenus pro catholica fide et pietate in variis mundi plagis interempti sunt", Antverpiae 1643. Es ist dies die Hauptquelle für alle Schriften ähnlicher Art geblieben von der „Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu" des Sotuellus anfangend, welcher in dieser (Romae 1676) S. 706 dem A. selbst ein Denkmal setzt und dort noch drei Schriften desselben aufführt, bis herab zur „Bibliothèque des Ecrivains de la Compagnie de Jésus . . . par Augustin et Alois de Backer", Liège 1853—61. VII Bde. Ruland.

Alemann: Jacob A., aus altem Magdeburger Patriciergeschlecht, beider Rechte Doctor, 1603—1630 Beisitzer in dem Schöffenstuhl zu Magdeburg, des Herzogs von Braunschweig und Bischofs von Halberstadt Rath und Kanzler, schrieb: „Palaestra consultationum iuris illustrium prima", Magdeb. 1613, das. 1621. „Discursus feudalis de iure simultaneae investiturae", ebd. 1616. „De clausulis rescriptorum", Altorf 1680. Bei Lipenius werden von ihm noch angeführt: „Oratio, utrum magis ex usu reipublicae sit, reges vel principes successione, quam electione libera, sorte, aliove modo summae rerum praefici?" Wittenberg 1596, welche Schrift auch in die „Palaestra consultationum" aufgenommen ist, und „Centuria thematum de revocatione donationis", Basel 1598.

Siberus, De illustr. Alemannis. §. LXXVIII. p. 200 ss.

Steffenhagen.

Alemannus (oder de Alemannia, auch Teutonicus) ist der Name verschiedener Drucker aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, den sie sich anstatt ihres Familiennamens beilegten, und womit sie, meistens im Auslande wirkend, auf ihre Abstammung aus Deutschland, dem Lande der Erfindung der Buchdruckerkunst, hinweisen wollten. So gibt es einen Adam A. de Rotwil (vgl. Adam d'Ambergau), einen Henricus A., der sich auch Rigo d'Alemannia nennt, und 1473 in Messina „La vita del glorioso sancto Hieronimo" in 4⁰ druckte; einen anderen Henricus A., dessen eigentlicher Name Mayer ist, und der 1489 in Tolosa die „Cronica de Espana" des Diego de Valera 179 Bl. in Folio druckte. Ferner kommen zwei verschiedene Joannes A. vor; einer derselben, Joannes Gerling, druckte 1468 in Barcelona eine kleine Schrift von 25 Bl. in 8⁰ von Bartolom. Mates: „Liber pro effic. orationibus sec. artis gramm. leges"; von dem andern, der sich auch nach seinem Geburtsorte in den Niederlanden Joannes de Medemblick nennt, kennt man unter anderm die Druck-Erstlinge des Ortes Colle: „Dioscoridis de materia medica" in Folio, „Oppiani de piscatu l. V. e greco transl. per Laurent. Lippium" in 4⁰ und „Joa Mich. Savanarolae practica de aegritudinibus" in Folio. Wieder ein anderer, Guilielmus de Alemannia ist identisch mit „Linis de Almannia", welcher 1477 die erste Presse in Ascoli errichtete und auf ihr „La cronica de s. Isidero" 157 Bl. in 4⁰ druckte. Weiter gibt es einen Petrus A., dessen Familienname Mettinger, und von dem der erste Druck des franz. Städtchens Dôle herrührt, „Les ordonnances de Louis XI. pour la Franche-Comté" vom J. 1490, in 4⁰; endlich auch einen Ulricus A., der sich auch Ulricus Gallus Almanus de Vienna nannte, er war einer der ersten, wenn nicht der erste Drucker in Rom, wo er schon im J. 1467 „Ciceronis epistolae ad familiares" 246 Bl. in 4⁰ druckte, sein deutscher Name ist Ulrich Han. Es seien hier schließlich noch zwei Drucker erwähnt, die sich häufig auch A., meistens aber Teutonicus, und zwar Magistri Georg. et Paul. Teutonici nannten; sie waren die ersten Drucker in Mantua, wo sie 1472 Boccacio's „Decamerone" 263 Bl. in Folio

und „Dantis Aligherii poetae Florentini Capitula, italice" 91 Bl. in Folio druckten. Die Sitte der damaligen Zeit, sich einen lateinischen Beinamen zuzulegen, überhaupt die häufig wechselnde Schreibart der Familien= und Beinamen erschwert die Feststellung der Persönlichkeiten, und so auch der unter dem Collectiv=Namen A. vorkommenden, sehr. Die Besprechung der Thätigkeit der Einzelnen findet passender unter den entsprechenden deutschen Namen statt.

Mühlbrecht.

Alemannus: Hermann A., lebte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ist als einer der ersten Aristoteliker in Deutschland nennenswerth. Er übersetzte zu Toledo die Aristot. Ethik, Poetik und Rhetorik. A. Richter.

Alendorf: Johann von A., der letzte Abt des einstigen Benedictiner= und erster Propst des nachherigen Ritterstiftes S. Burcard in Würzburg, geb. 1400 am 3. Oct. aus dem alten, ursprünglich aus den Rheinlanden stammenden Geschlechte der in Franken begüterten von A., auch Allendorf, † 1496 am 17. Oct., scheint um das J. 1430 die abteiliche Würde dieser ehemaligen Pflanzschule würdiger Männer übernommen zu haben. Allein dem Drängen einzelner Klostermitglieder, so wie dem seiner eigenen neun Verwandten, die glaubten, daß er mehr für die Familie thun könne, nachgebend, bot er die Hand zur Verwandlung des Klosters in ein geistliches Ritterstift, dessen erster Propst er am 5. Mai 1464 wurde. Kurz nachher erhielt er daneben ein Canonicat am Dome in Würzburg. Ueberdies ernannte den gelehrten und geistig begabten Greis der Fürstbischof Rudolf von Scherenberg im J. 1470 zu seinem Kanzler. Allein das größte Verdienst erwarb er sich durch eine heute noch in Würzburg blühende Wohlthätigkeits=Stiftung. Denn als der letzte seines Geschlechtes — er hatte obige neun Verwandte sämmtlich überlebt — bestimmte er sein ganzes väterliches Erbgut mit allem, was er selbst erworben, durch Testament vom 30. März 1494 und Nachtrag vom 11. Oct. 1496, zu einem Hospitale für Arme, deren Zahl auf 12 bestimmt, im Verlauf der Zeit auf 40 wuchs. Es ist das „k. Hoffpital" jenseits des Mains.

Salver, Proben d. Teut. Reichs=Adels. S. 312. Archiv des hist. Vereins von Unterfranken u. s. w. Bd. XV. Heft II. S. 1. Ruland.

Aler: Paul A., Philosoph, Philologe und Poet, geb. zu St. Veit im Luxemburgischen 9. Nov. 1656, † zu Düren 2. Mai 1727. Gebildet auf dem Gymnasium zu Köln, ward er 1676 Magister und in den Jesuitenorden aufgenommen. 1676—91 lehrte er in Köln Philosophie, Theologie und Humaniora; 1701 ward er zu Trier Professor der Theologie, 1703 Regens am Kölner Gymnasium und 1713 Regens der Gymnasien zu Aachen, Münster, Trier und Jülich. — Unter seinen philosophischen Werken ist das umfangreichste die „Philosophia tripartita (logica, physica, metaphysica)". Unter den philologischen ist es der vielgebrauchte und vielgedruckte „Gradus ad Parnassum", welcher hauptsächlich seinen Namen erhalten hat. Es ist unter diesem Titel ein „Synonymorum, epithetorum thesaurus" mindestens seit 1687 in Köln gedruckt worden; die erste Ausgabe, welche, vermehrt mit einem „Artis poeticae compendio" Aler's Namen trägt, scheint von 1699. — Besonderes Interesse aber wandte A. den dramatischen Aufführungen des Gymnasiums zu. Er richtete ein Theater ein mit scenischen Verwandlungen, Maschinen, Flugapparaten für ganze Chöre etc. und schrieb dafür eine Reihe von lateinischen und deutschen Tragödien: „Trag. tres de Josepho" 1703—5; „De Tobia trag. duae", 1706; „De Bertulfo et Ansberta", 1708; „De Genovefa", 1709; „Von der Mutter und ihren beiden Söhnen bei den Maccabäern", 1710. Dazu noch „Dramata musica", d. h. Schauspiele mit Arien und Chören: „Regina gratiae Maria", 1696; „Regina pacis Maria",

1697; „Julius Maximinus", 1697 (erschien deutsch in einer Umarbeitung unter dem Titel „Ursula Coloniensis, tragoedia", 1710) und „Urania", 1700.

Harzheim, Bibl. Colon. p. 263. Kern.

Aleß: Alexander A. (Alesius, ab Ales), reformatorischer Theologe, geb. zu Edinburg 23. April 1500, † als Professor zu Leipzig 17. März 1565. Schon früh als Canonicus zu St. Andrews ward er durch Luther's Schriften wie durch den Verkehr mit Hamilton, der 1528 seine Ueberzeugung mit dem Leben besiegelte, für die Reformation gewonnen. 1532 mußte er deswegen Schottland verlassen und ging nach Deutschland, wo er mit Luther und Melanchthon verkehrte und offen zur evangelischen Kirche übertrat. Sein 1533 erlassener offener Brief gegen ein Decret der schottischen Bischöfe, welches den Laien das Bibellesen verbot, verwickelte ihn in einen heftigen Federkrieg mit Cochläus. Nachdem sich in England der Bruch mit Rom vollzogen hatte, ward auch A. zurückgerufen und 1535 zum Professor in Cambridge ernannt. Doch mußte er seine Vorlesungen bald wieder einstellen, ernährte sich einige Zeit als Arzt zu London und verließ endlich angesichts des sich steigernden Glaubensdespotismus Heinrichs VIII. England 1540 aufs neue um bleibend in Deutschland zu wirken, zuerst kurze Zeit als Professor zu Frankfurt a. O., dann bis an seinen Tod in Leipzig. Er war eng mit Melanchthon verbunden und nahm, gleich diesem, eine vermittelnde Stellung zwischen Lutheranern und Calvinisten ein. Wie er Melanchthon's kryptocalvinistische und adiaphoristische Ansichten theilte, so stand er später im synergistischen Streit auf Georg Major's Seite, weshalb er denn auch von den Flacianern aufs heftigste angegriffen ward. Angesehen durch theologische Gelehrsamkeit, wie durch dialektische Gewandtheit, hat er an den Religionsgesprächen zu Worms (1540), Naumburg (1554), Nürnberg und Dresden (1555) u. a. theilgenommen. Seine Schriften (vgl. Jöcher u. Adelung) sind exegetischen, dogmatischen und polemischen Inhaltes.

Thomas, Oratio de Alesio. Lips. 1683. G. Weber in Herzog's Realencycl. v. L.

Alexander I., Bischof von Lüttich, Graf von Jülich. Bischof Otbert von Lüttich starb 1119 in einem Augenblick, als zwischen K. Heinrich V. und Papst Calixt II. der Investiturstreit kurz vor seinem Ende noch einmal in ganzer Heftigkeit entbrannte. Das Rheimser Concil und die Verhandlungen zwischen Kaiser und Papst zu Mousson im Oct. d. J. blieben, obwol sich das Princip der endlichen Lösung dabei andeutete, fruchtlos und endeten mit dem Bannstrahl über den Kaiser. In Lüttich hatte der Kaiser dem vom Volke gewählten Archidiacon A. die Investitur ertheilt, wie man sagte, gegen Erlegung von 7000 Pf. Silbers; erst nachher fand unter großen Unregelmäßigkeiten Alexanders eigentliche Wahl statt. Erzbischof Friedrich von Köln verweigerte aber ihre Anerkennung und die Weihe und veranlaßte unter seinen Augen zu Köln eine Neuwahl, aus der der Lüttticher Dompropst Friedrich hervorging, ein Bruder des mächtigen Grafen Gottfried von Namur. Friedrich begab sich sofort nach Rheims und erlangte dort von Calixt die Bestätigung. Aber der Anhang beider Gegner war mächtig und bald spaltete ganz Niederlothringen sich in Alexandriner und Fridericianer. Friedrich behauptete sich in der Stadt Lüttich und belagerte den Gegner in Huy. Da aber starb er plötzlich am 27. Mai 1121; es hieß, er sei von den Alexandrinern vergiftet. Jetzt gewannen diese in Stadt und Stift die Oberhand und A. ward durch einen neuen Wahlact anerkannt. Dennoch aber mußte er infolge der allgemeinen politischen Lage nochmals wieder zurücktreten; nach Abschluß des Wormser Concordats ward auch in Lüttich durch die Wahl Albero's von Metz (s. d.), dem der Kaiser die Regalien ertheilte, der Friede hergestellt. Als aber Albero 1. Jan. 1129 starb, ward

A. aufs neue erwählt und vom König Lothar belehnt. Er ergriff darauf sofort die Waffen für Walram von Limburg, dem der König das dem Herzog Gottfried dem Bärtigen abgenommene Niederlothringen übertragen hatte, und nahm an Walrams Sieg über Gottfried am 7. Aug. 1129 bei Duras Theil. — Im März 1131 sah Lüttich den König Lothar und den flüchtigen Papst Innoncenz II. unter wichtigen Verhandlungen, beide mit glänzendem Gefolge weltlicher und geistlicher Fürsten, in seinen Mauern. Am 25. März setzte der Papst selbst dem König und der Königin hier die Kronen auf, mit denen sie an festlichen Tagen erschienen. Die Zusammenkunft dauerte bis Anfang Aprils. — A. ward bald nachher von seinem Clerus wegen Simonie angeklagt. Lothar schützte ihn so lange er es vermochte. Da aber A. auf wiederholte Ladungen vor dem Papste nicht erschienen war, ward er auf der Synode zu Pisa 1135 entsetzt und starb noch am 6. Juli desselben Jahres.

Fisen, Hist. eccl. Leod.; Chapeauville, Gesta pontif. Leod.

Alberdingk Thijm.

Alexander, Graf von Würtemberg, Dichter, geb. 5. Nov. 1801 zu Kopenhagen, † 7. Juli 1844; Sohn des Herzogs Wilhelm, Neffe des Königs Friedrich von Würtemberg, trat früh in würtembergische Militärdienste, die er als Obrist verließ. Seit 1832 mit einer Gräfin Festetics verheirathet, lebte er abwechselnd in Oesterreich und Würtemberg. Nachdem er den Winter 1843—44, um seiner wankenden Gesundheit aufzuhelfen, in Italien verlebt, aber keine Heilung gefunden hatte, sandten ihn die Aerzte ins Wildbad, wo er starb. Als Dichter ein Geistesverwandter und Freund Lenau's und Anast. Grün's zeigte er sich in seinen „Liedern des Sturms" (Stuttg. 1838), den „Gedichten" (das. 1837), den „Gesammelten Gedichten" (Stuttg. 1841) und den anonym erschienenen Sonetten „Gegen den Strom" (Stuttg. 1843). — Vgl. N. Nekrol. XXII. 506 ff. K. Goedeke.

Alexander, der wilde A. oder Meister A., ein fahrender Sänger aus Süddeutschland. In einem Spruche beschwert er sich, daß ihm Burgau, dessen Markgraf den Sängern sonst hold war, verschlossen geblieben sei, wie ehedem Galois dem Herrn Gawan. Seine Zeit bestimmt sich durch einen Spruch, in welchem er mit Bezug auf die Ehe zwischen König Wilhelm von Holland und Elisabeth, der Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig (25. Jan. 1252) rühmt, daß eine Taube aus Braunschweig Elbe und Rhein in Liebe verbunden habe. — Seine Dichtung gestattet der Allegorie schon ein weiteres Feld und mangelt öfters poetischen Gehaltes und Ausdruckes. Neben eigentlichen Liedern — unter ihnen sein Weihnachtslied — stehen auch ein- und mehrstrophige Gedichte reflectirenden Inhalts und ein Lied über der Minne Macht. Sprache und Reim behandelt der Dichter nicht ohne Gewandtheit, aber nur in einer Strophe hat er es auf ein Reimkunststück abgesehen. Besonderes Interesse hat er dadurch, daß sich mehrere seiner Sangweisen erhalten haben. — v. d. Hagen, Minnesänger 4, 665 ff.

Wilmanns.

Alexandrinus: Julius A. von Neustein, ein Mediciner und Philosoph, wurde 1506 zu Trident geboren, † daselbst 1590. Er trat als Leibarzt in die Dienste Ferdinands I. und Maximilians II., vom letzterem wurde er geadelt. In hohem Alter zog er sich vom Hofleben und in seine Vaterstadt zurück. Er ist als Erklärer des Galenus und als einer der ersten Platoniker in Deutschland nennenswerth. Das seiner Zeit berühmteste Werk von ihm sind: „Libri XXXIII de sanitate tuenda", Col. Agripp. 1575 fol. Von seinen übrigen Schriften (vgl. Adelung) seien erwähnt: „Annotationes in praecipua scripta Galeni"; „De puerorum educatione"; „Dialogus de medicina et medico". In der Geschichte der deutschen Philosophie wurde A. bisher übergangen.

Khautz, Versuch einer Geschichte der österreichischen Gelehrten, Frankfurt 1755. A. Richter.

Alexius Friedrich Christian, Herzog von Anhalt-Bernburg, ward als der einzige Sohn des Fürsten Friedrich Albrecht und seiner Gemahlin Louise Albertine von Holstein-Plön 12. Juni 1767 geboren und erhielt, so wie seine einzige Schwester Pauline Christine Wilhelmine, nachmalige Fürstin zu Lippe-Detmold, eine vortreffliche Erziehung. Nach dem im J. 1796 erfolgten Tode seines Vaters trat er die Regierung seines Erbes an, welches sich im nächsten Jahre durch ein Drittel des Besitzes der ausgestorbenen Zerbster Linie, die Aemter Coswig und Mühlingen, im J. 1809 durch Einziehung der Deutschordenscommende Buro und 1812 nach Aussterben der Anhalt-Bernburg-Hoymer Linie durch das Amt Hoym und in Preußen liegende Güter vermehrte. Er regierte mit größter Sorgfalt für das Wohl des Landes, machte viele treffliche Einrichtungen, sorgte für Verbesserung des Schulwesens, baute und vergrößerte viele Kirchen und Schulen und ließ sich namentlich die Ausdehnung des Straßennetzes, besonders in den neuerworbenen Landestheilen, sehr angelegen sein. Dem Bergbau und dem Hüttenwesen wendete er seine große Aufmerksamkeit zu, überwachte sorgfältigst das Forstwesen, machte mehrere nützliche Bauunternehmungen, z. B. die vom Eise zerstörte Saalbrücke in Bernburg, und gründete 1810 das Alexisbad im Selkethale, sowie später das bei Gernrode auf preußischem Gebiet liegende Beringer Bad.

In religiöser Hinsicht duldsam und aufgeklärt, brachte er in seinem Lande 1820 die Union der beiden protestantischen Glaubensbekenntnisse zu Stande. Im J. 1826 trat er zum deutschen Zollverein, 1828 begann er die Separationen und Grundentlastungen und 1829 stiftete er eine allgemeine Beamten-, Wittwen- und Waisencasse.

Noch von Franz II. als deutschem Kaiser erhielt er für sich und seine Nachkommen den herzoglichen Titel; nach dem Ende des Deutschen Reichs trat er, wie seine Vettern in Dessau und Köthen, zum Rheinbunde und sein Contingent kämpfte für Napoleon in Tirol, Spanien, Rußland, Danzig und bei Kulm. Am 1. Dec. 1813 ging er vom Rheinbunde ab, sandte seine Truppen mit den Verbündeten 1814 und 1815 nach Belgien und Frankreich und trat 8. Juni 1815 zum Deutschen Bunde.

Nach dem Tode des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Dessau 1817, Senior des Hauses, übernahm er zu gleicher Zeit die Vormundschaft über den minderjährigen Herzog Ludwig von Köthen und führte sie, sowie die Regierung bis zu dessen 1818 erfolgten Tode.

Herzog A. † 24. März 1834. Von seiner Gemahlin Marie Friederike von Hessen-Kassel hinterließ er zwei Kinder, eine Tochter Wilhelmine Louise, die mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig von Preußen vermählt war, und seinen Nachfolger, den schwachsinnigen Herzog Alexander Karl, der sich 1834 mit der Prinzessin Friederike Karoline Juliane von Holstein-Glücksburg vermählte. Mit dessen 19. Aug. 1863 erfolgtem kinderlosen Ableben erlosch der Fürst Christianische Stamm in Bernburg und der Besitz desselben fiel an die einzig noch blühende dessauische Linie, die auch schon 1854 in den Besitz des Herzogthums Köthen gelangt war und somit alle seit 1603 getrennt gewesenen anhaltischen Landestheile in ihrer Hand wieder vereinigte.

Siebigk.

Alfons X., König von Castilien, erwählter römischer König. Durch die Doppelwahl des J. 1257 wurde neben dem Engländer Richard auch der Castilier A. zum deutschen Königthum berufen. A. X. war aber nie in Deutschland und seine wenigen auf Deutschland bezüglichen Regierungsacte hatten sich kaum

einer Geltung zu erfreuen. Die Absicht des Königs A. war vielmehr auf die in Rom zu erwerbende Kaiserkrone gerichtet, als er insbesondere mit Hülfe des Erzbischofs von Trier nicht ohne bedeutende Geldspenden die deutsche Königswahl anstrebte. Die Beziehungen Alfons' X. zu Deutschland sind durch die staufische Verwandtschaft vermittelt. A. X. war mütterlicherseits ein Enkel des Königs Philipp von Schwaben. Des letztern jüngste Tochter Beatrix heirathete den König Ferdinand III. von Castilien, den Vater Alfons' X. Ein Bruder Alfons', Friedrich, nach dem Urgroßvater, dem Rothbart, mit diesem deutschen Namen genannt, erhob schon zu Kaiser Friedrichs II. Zeit Ansprüche auf Schwaben und A. X. erneuerte dieselben nach dem Tode Konrads IV. auf Grund der erwähnten Verwandtschaft.

Bei seinem Volke stand A. im Ansehen eines Gelehrten und führte den Beinamen „El Sabio". Sein Streben nach der Kaiserkrone muß auch vielmehr vom Standpunkte der spanischen als der deutschen Verhältnisse beurtheilt werden. Da der Streit der beiden in Deutschand gewählten Könige Richard und A. nie entschieden wurde, die päpstliche Curie es vielmehr in ihrem Interesse fand durch Beförderung des Zwiespalts das deutsche Reich zu schwächen, so spielte A. von Castilien fast durch dreißig Jahre hindurch immerfort eine gewisse Rolle in der Geschichte Deutschlands, ohne doch eigentlich zu den wirklich regierenden deutschen Königen gezählt werden zu können. Die Stellung, die er in den damals schwebenden Streitfragen einnahm, wird man aus der Geschichte der Könige Richard, Rudolf von Habsburg und Ottokar II. von Böhmen am besten entnehmen können. Am eingehendsten handelte in neuester Zeit Dr. Arnold Busson über „Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Königthum Alfons' X. von Castilien", Münster 1866. O. Lorenz.

Alfter: Barth. Joseph Blasius A., Alterthumsforscher in Köln, geb. 1728, † 26. Nov. 1808. Nachdem er seine Studien am Jesuitengymnasium und in der theologischen Facultät absolvirt hatte, erhielt er eine Vicarie am Andreasstift. Angeregt von Hartzheim, Roderiques, Mörkens, Seil, Hamm, von Hillesheim, Püllen, Klasen, benutzte er seine Mußestunden zu historischen Forschungen und Studien. Mit unermüdlichem Fleiße sammelte er alle ihm erreichbaren auf die Geschichte der Stadt Köln und der Kölner Diöcese bezüglichen Urkunden. Seine Stellung als apostolischer Protonotar erleichterte seine Forschungen und Studien: in dieser Eigenschaft visirte er diplomatische Abschriften und erhielt, zur Einrichtung von Privat- und öffentlichen Archiven berufen, die Erlaubniß, von unbekannten wichtigen Urkunden Abschrift zu nehmen. Hierdurch wurde er in den Stand gesetzt, viele verkehrte Ansichten zu berichtigen und manches Dunkele in helles Licht zu setzen. Für die kölnische Diplomatik, Genealogie, Wappenkunde und Topographie sammelte er eine Menge der werthvollsten Beiträge. Als unter dem Kurfürsten Max Franz eine Menge der besten und seltensten Manuscripte und Bücher an die Bibliothek der neuen Bonner Universität abgegeben wurde, ließ sich auch A. bereit finden, eine bändereiche Anzahl von Manuscripten und Urkunden, theils in Original, theils in Abschrift, diesem neuen Institut zu überlassen. Diese Sammlung, 62 Bände, wurde beim Abzug des Kurfürsten mit den übrigen Schätzen geflüchtet, stand eine Reihe von Jahren im Kloster Wedinghausen bei Arnsberg und kam als Bibliotheca manuscriptorum Alfteriana in die Hofbibliothek nach Darmstadt. A. starb im 80. Jahre seines Alters. Ein Theil der von ihm hinterlassenen bedeutenden Sammlungen wurde in Köln durch den Antiquar Hansen versteigert. Hierunter befand sich eine jetzt im Stadtarchiv befindliche, sehr sorgfältig geschriebene kölnische Chronik mit Handzeichnungen, sowie das Chronikon des Kölner Carthäuserklosters, ein Manuscript, welches manche wichtige Notiz über kölnische Gelehrt

und altkölnische Maler enthielt. Den größten Theil der Manuscripte, Urkunden, Siegel-Abdrücke und Landkarten erwarb die Kölner Schulverwaltung für den Preis von 3600 Franken. Mit Ausnahme der Genealogica, welche dem Verwaltungsrath der Studienstiftungen übergeben wurde, befindet sich diese Sammlung seit 1842 in der sogenannten Jesuitenbibliothek zu Köln. Ein vollständiges Verzeichniß der Alfter'schen Sammlung ist in Bremer's vaterländ. Chronik, Jahrgang II. S. 153 ff., 238 ff., 298 ff., ebenso bei Ersch u. Gruber, Abth. I. Bd. XVIII. S. 182 abgedruckt. Von besonderem Interesse sind darunter: Inscriptiones Colonienses, Alfter's geographisch-historisches Lexicon, Alfter's altfränkisches, deutsches, niederrheinisches Wörterbuch, kölnisches Münzbuch mit Federzeichnungen, Insignia Nobilium mit gemalten Wappen. Ennen.

Algarotti: Franz A., geb. 11. Dec. 1712, † 3. Mai 1764, „einer der ersten Schöngeister des Jahrhunderts", wie die Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrichs des Großen, von ihm sagt.

A. ist der Sohn eines reichen venetianischen Kaufmanns, welcher für die Ausbildung seines Sohnes keine Mühe und Kosten scheuend, ihn zu Bologna studiren und demnächst große Reisen nach Paris, London und Petersburg machen ließ. Während seines Aufenthalts zu Paris (1736) schrieb A. sein Buch: „Le Newtonianisme pour les dames". Zu Cirey in der Champagne lernte er Voltaire kennen und wurde von diesem mit schmeichelhafter Anerkennung ausgezeichnet. Hier mag auch zuerst der Briefwechsel mit dem Kronprinzen von Preußen angebahnt sein, durch welchen er dem König später so nahe trat. Noch als Kronprinz berief er A. an seinen Hof und so sehen wir ihn im Herbst 1739 in Gemeinschaft mit dem Lord Baltimore vom 20. bis 25. Sept. in Rheinsberg. Von dort aus begab er sich nach Belgien, aber schon 28. Juni 1740 traf A. wieder beim Könige ein, und im Herbst desselben Jahres begleitete er den jungen König auf seiner Huldigungsreise über Baireuth nach dem Rhein. Friedrich zeichnete seinen Freund in jeder Hinsicht aus: am 20. Dec. 1740 erhob er ihn in den Grafenstand und im April 1747 ernannte ihn der König zum k. Kammerherrn und Ritter des Ordens pour le mérite. A. blieb eine lange Reihe von Jahren am Hofe des großen Königs, und als seine abnehmende Gesundheit, vielleicht auch Ueberdruß des Hoflebens ihn nöthigten, in seine Heimath zurückzukehren, hatte dieser Schritt auf den Freundschaftsbund mit dem König keinen störenden Einfluß. Ihr Briefwechsel blieb sehr rege, und häufig erwähnt der König seinen Freund in Briefen und Gedichten mit Achtung und Liebe, widmete ihm auch zwei seiner „Épitres". Als A. zu Pisa gestorben war, schmückte er sein Grab durch ein schönes Marmordenkmal mit der Inschrift: „Hic jacet Ovidii aemulus et Neutoni discipulus", welcher die Angehörigen noch einige den Widmenden kennzeichnende Worte hinzufügten. In seinem Testament vermachte Friedrich seiner Schwester, der Königin von Schweden, ein schönes, von Pesne gemaltes Portrait, welches A. ihm hinterlassen hatte, gewiß ein Zeichen dafür, wie nahe ihm der vorausgegangene Freund gestanden hatte!

Unter Algarotti's Schriften ist außer der genannten und vielen Gedichten und Cantaten sein „Congrès de Cythère", 1745, und „Saggio sopra l'Opera in musica", Livorno 1763, zu erwähnen. Letzteres Werk ist auch ins Englische und 1769 durch Raspe ins Deutsche übersetzt. Biographische Notizen über ihn, sowie sein Briefwechsel mit dem großen König stehen in den „Oeuvres de Frédéric le Grand", Tome XVIII. Friedländer.

Algermann: Franz A., braunschweigischer Historiker und geistlicher Dichter, geb. um 1548, † 1613. Sohn eines Predigers zu Celle und mütterlicherseits ein Enkel des Urbanus Rhegius, studirte er zu Straßburg, Wittenberg und Frank-

furt a. O. und ward 1575 vom Herzog Julius von Braunschweig in der Cantorei als Hofsänger und Bassist und zugleich als Kanzleischreiber angestellt. Beim Herzog in gutem Ansehen, ward er häufig mit geschäftlichen Sendungen betraut und später zum Landgerichtsbeisitzer der Harzämter und Hofgerichtsprocurator ernannt. Er starb zu Wolfenbüttel. Von seinen topographisch-geschichtlichen Arbeiten blieben eine Beschreibung des Amtes Wolfenbüttel (1584) und andere ungedruckt; eine „Wahrhaftige und in bewährten Historien wohl begründete Genealogie" des braunschweig-lüneburgischen Hauses erschien Wolfenbüttel 1584, „Kurtzer Extract oder Außzug auß etl. berühmten Historien und andern Urkunden von Erbawung der Stadt Braunschweig rc." 1605. Ein „Leben des Herzogs Julius" gab Fr. R. v. Strombeck mit Nachrichten über den Verfasser und seine Werke heraus, Helmstädt 1823. — Von seinen Dichtungen sind die bedeutendsten: „Ephemeris hymnorum ecclesiasticorum ex patribus selecta. Das ist geistliche Kirchen Gesenge auß den Lehrern zusammengelesen und zum teglichen Gebrauch in gemeine bekannte Melodeien verdeutscht und übersetzt", Helmstädt 1596 (nach Moller, Cimb. lit. tom. I. erschien im selben Jahre auch in Hamburg ein Druck dieser Sammlung). Die Lieder sind nach den sieben Tagen der Woche und den Tageszeiten (ad matutinam, ad laudes, ad vesperam etc.) geordnet. · „Himmlische Cantorei d. i. Psalmen Davids, Gesangsweise", Hamburg 1604, aber nach der Dedication vom J. 1600 zum Hausgebrauch schon 1593 beendigt und mit geringen Aenderungen unter dem Titel „Cithara Davidis" wiederholt, Heinrichstadt 1610.

v. Liliencron.

Algerus von Lüttich, wahrscheinlich zu Lüttich geb. um 1055, als Diacon-Scholasticus bei St. Bartholomäus in Lüttich, vom B. Otbert (1092–1117) an die Kathedrale St. Lambert versetzt, wo er durch 20 Jahre der Domschule vorstand und die auswärtige Correspondenz führte. Verschiedene Anträge sächsischer Bischöfe, in ihre Dienste zu treten, lehnte er ab und trat nach dem Tode von B. Friedrich (1119—1121, 27. Mai) unter Abt Petrus Mauricius (Venerabilis) in das Kloster zu Clugny, wurde Priester und lebte hier noch etwa 10 Jahre, so daß sein Tod in den Anfang der Dreißiger Jahre fällt. Er schrieb zu Lüttich: „De misericordia et justitia", welches Buch von Gratian in dem „Tractatus de poenitentia" in großem Umfange benutzt worden und hierdurch, wie Richter zuerst gezeigt hat, für die Quellengeschichte des canonischen Rechts von Wichtigkeit ist; Ausg. von Martene „Thesaur. novus anecdotorum" V. p. 1019. — „De sacramento corporis et sanguinis Domini" gegen Berengar von Tours; Ausg. Basel 1530 (von Erasmus), „Bibl. patrum Col." T. XII., Lugd. T. XXI., Lovan. 1847 (von J. B. Malou). — „De gratia et libero arbitrio" Ausg. Pez „Thesaur. anecdot.", T. IV. P. II. — „De sacrificio missae", entdeckt von Theiner und edirt von Mai „Script. vet. nova coll.", Rom. 1837, T. IX. Alle in Migne's „Patrologie". — Verloren ist seine Correspondenz und Geschichte der Kirche von Lüttich. Einen bisher unbekannten „Liber sententiarum" vindicirt ihm Hüffer, Beitr. z. Gesch. d. Quellen des Kirchenrechts, Münster 1862, der ihn im Cod. Paris. ms. lat. Nr. 3881 entdeckt hat.

Man vgl. über ihn des Nicolaus Can. S. Mariae et S. Lamberti Leodiensis (gleichzeitig) praef. in libros magistri Algeri bei Mabillon Anal. I. 303 und Martene l. c. Petrus Venerabilis in Bibl. Cluniac. von Marrier und Quercetanus 794. 1174. 1274. Hist. litér. de France IX. 215, XI. 160. Oudin, Comment. II. c. 1118. Richter, Beitr. zur Kenntniß d. Quellen d. can. Rechts, Leipz. 1831, S. 7 ff. Hüffer a. a. O.

v. Schulte.

Algoewer: David A., geb. 30. Dec. 1678 (nicht 20. Dec., wie Jöcher fälschlich angibt), † 24. Mai 1737, Sohn eines in Ulm garnisonirenden Hauptmanns, widmete sich der Theologie und Mathematik. Beide Wissenschaften studirte er in Altorf, Helmstädt und Halle; als Lehrer derselben trat er in seiner Vaterstadt Ulm auf, wo er bis zu seinem Tode blieb. Während seiner Studienzeit hatte er sich ziemlich kümmerlich zu behelfen und erwarb sich seinen Unterhalt zumeist als Hofmeister junger Edelleute. Von seinen Schriften nennen wir: „De mathesi Sinica", Helmst. 1702. „De maleficis et mathematicis", Ulmae 1706. „De mathesi purpurata", Ulmae 1707. „Meteorologia Parallela oder curiose Nachrichten von dem Wetter und den sogenannten Wettergläsern", 6 Stücke, Frankfurt und Leipzig 1711–1714. Seine Autobiographie in den „Acta historico-ecclesiastica" Bd. II. S. 1104 ff., Weimar 1737. Als nachgelassene Werke sind seine meteorologischen Beobachtungen von Bedeutung, welche von 1710 bis 1737 angestellt und aufgezeichnet sind und sich besonders auf Windstärke und Windrichtung beziehen. Diese Tabellen kamen später in die Hände des Meteorologen Böckmann in Carlsruhe.

Weyermann, Nachrichten von Gelehrten 2c., S. 24 ff.

Cantor.

Alioth: Johann Siegmund A., baslischer Floretspinner, geb. 1788 in Biel, Canton Bern, † 18. Mai 1850 in Arlesheim, Canton Basel. A. ist als Gründer der mechanischen Floretkämmelei und -Spinnerei in der Schweiz und auf dem Continent überhaupt zu betrachten. Von Natur mit viel Beobachtungsgabe und seltener Beharrlichkeit ausgestattet, begann er nach Absolvirung der Schulen seiner Vaterstadt und der Lehre in einem baselschen Handelshause um das J. 1818 von Mühlhausen aus in den Dörfern der Vogesen floretseidene Halstücher und andere Artikel weben zu lassen, wozu er das Gespinnst von Gersau und andern Orten am Vierwaldstädtersee bezog, in denen schon seit langer Zeit die Seidenabfälle von Hand gekämmt und gesponnen wurden. Die Unvollkommenheit dieser Handgespinnste erregte in A. den lebhaften Wunsch, aus dem kostbaren Stoffe auf mechanischem Wege etwas schöneres und besseres zu schaffen. Zu diesem Zwecke studirte er mehrere Jahre die Baumwoll- und Wollspinnerei und brachte es endlich nach vielen Studien und vergeblichen Mühen und Versuchen glücklich dazu, im J. 1824 in Basel vor dem Riehenthore die erste mechanische Feinkämmelei und Spinnerei von Floretseide in Betrieb zu setzen, die dann im J. 1830, um eine gehörige Wasserkraft zu gewinnen, nach Arlesheim an der Grenze des Cantons Solothurn versetzt wurde. Da die Schweiz bekanntlich niemals Erfindungspatente gewährt hat, konnten die Einrichtungen der neuen Industrie nicht lange geheim gehalten werden, und schon nach wenigen Jahren entstanden in den Cantonen Basel und Zürich ähnliche Etablissements. Seither hat die mechanische Floretspinnerei mit vielen Verbesserungen und Modificationen eine ganz gewaltige Ausdehnung erfahren und ihre Producte werden in allen Ländern zur Fabrication mancher Stoffe und Artikel verwendet, die früher nur aus guter Seide gewoben wurden. A. hinterließ seinen Söhnen in Arlesheim ein bedeutend vergrößertes Geschäft, das zu den ersten seiner Art gehört.

Wartmann.

Alkmer: Hinrek van A. (Alckmaar, Alcmair) war nach der Prosaeinleitung zum „Reinke de Vos" Schulmeister und Zuchtlehrer des Herzogs von Lothringen und übertrug auf dessen Bitten das Gedicht aus welscher und französischer Sprache in die deutsche, wobei er es in vier Theile schied. J. Grimm, Reinhart Fuchs CLXXV., zeigt, daß diese Angabe wenigstens nicht im vollen Umfange haltbar ist. Möglich ist nur, daß der ebenda CLXXVI. nach Schel-

tema in Utrechter Urkunden von 1477 und 1481 aufgewiesene Hendrik van Alkmaar „mit Philippa van Egmond, der Tochter Herzog Adolfs von Geldern, die sich 1485 dem Renat II., Herzog von Lothringen, vermählte, in lothringische Dienste ging und den seit 1486 geborenen herzoglichen Kindern als Lehrer zugegeben wurde"; und daß er den „Reinaert", welchen Willem vor 1250 verfaßt und ein Unbekannter um 1350 fortgeführt hatte, in vier Bücher theilte und mit der Prosaglosse versah, welche im „Reinke" niederdeutsch vorliegt. Von dem niederländischen Original des „Reinke" sind nur Bruchstücke erhalten, die Senator Culemann entdeckt und H. Hoffmann in den „Horae belgicae" XII., Hannover 1862, abgedruckt hat. Martin.

Alkuin, Alchuine, (eigentlich Alh=win, d. i. Freund des Tempels) oder Albinus, wie er sich häufig in mehr lateinischer Form nannte, ein vornehmer und begüterter Angelsachse, in dem Reiche Northumbrien um das J. 735 geboren, wurde in zarter Jugend der angesehenen und mit einer Bibliothek von classischen wie von christlichen Autoren reich ausgestatteten Schule zu York zur Ausbildung übergeben. Unter dem Erzbischofe Egbert von York (732—766), der selbst das neue Testament auslegte und unter dessen Verwandten Aelbehrt, dem die übrigen Fächer anvertraut waren, genoß er mit vielen andern Altersgenossen sorgfältigste Unterweisung in allen damaligen Wissenszweigen. In Aelbehrts, seines hochverehrten Lehrers, Begleitung reiste der Jüngling zum ersten Male nach Rom, dem heißersehnten Ziele zahlloser englischer Wallfahrer, besuchte unterwegs das elsässische Kloster Murbach und wohnte in Pavia einem Wortgefechte zwischen dem Grammatiker Petrus und einem Juden Lullus bei. Nachdem Aelbehrt 766 selbst den erzbischöflichen Stuhl bestiegen, übernahm A., zum Diaconus geweiht — eine höhere geistliche Weihe hat er nie empfangen — unter ihm die Leitung der Yorker Schule, deren Ruf selbst Ausländer, wie den edeln Friesen Liudger, anzog. In dieser Zeit scheint er zum zweiten Male das Festland besucht und die persönliche Bekanntschaft des großen Frankenkönigs Karl gemacht zu haben. Als auf Aelbehrt Eanbald I. (780 — 796), ein Freund Alkuins, in der erzbischöflichen Würde gefolgt war, zog dieser 781 abermals nach Rom — von wo er sich, sei es auf dieser, sei es auf der früheren Fahrt, ein öfter wiederkehrendes Fieber holte —, um für den neuen Metropoliten das Abzeichen seiner Würde, das Pallium, vom Papste zu erbitten. Auf dieser Reise traf er in Parma (vielleicht im März) mit dem Könige Karl zusammen und versprach ihm auf seine Einladung, wenn seine Oberen es erlaubten, zu ihm in das fränkische Reich zurückzukehren. Also geschah es, der Urlaub wurde gewährt und etwa zu Anfang 782 langte A. zu längerem Aufenthalte am Hofe Karls an. Zu seinem anständigen Unterhalte wurden ihm die Klöster Ferrieres und das des h. Lupus zu Troyes, eine Zeit lang auch das des h. Servatius zu Maestricht und die Celle St. Josse an der Canche von seinem königlichen Gönner überwiesen. Einige jüngere Landsleute, namentlich Sigulf (Vetulus), Wizo (Candidus) und Fredegis (Nathanael) begleiteten ihn oder gesellten sich später als Schüler zu ihm. Obgleich gegen acht Jahre am fränkischen Hofe als Lehrer wirksam, betrachtete sich A. trotz aller Liebe und Verehrung, die ihn umgab, durchaus noch als Northumbrier und blieb mit dem Heimathlande, in das er stets zurückzukehren gedachte, im regsten Verkehre. Mit Aufträgen Karls an Offa von Mercien, den mächtigsten der kleinen angelsächsischen Könige, betraut, mit dem eben damals Mißhelligkeiten ausgebrochen waren, zog er in der That gegen 790 wieder nach Britannien hinüber und entledigte sich seiner versöhnenden Sendung mit dem glücklichsten Erfolge. Innere Wirren, durch den gewaltsamen Sturz des northumbrischen Königs Osred im J. 790 hervorgerufen,

mußten aber seiner friedfertigen Natur bald die Heimath wieder verleiden, die nicht lange danach durch die Verwüstung des reichen Klosters Lindisfarne (auf Holy Island) 8. Juni 793 die erste schwere Heimsuchung von Seiten der wilden Nordmänner erfahren sollte. Dazu kamen die dringenden Aufforderungen Karls, der für die schwebenden dogmatischen Streitigkeiten seines Beirathes nicht entbehren mochte. A. sollte ihm nämlich beistehen gegen die soeben (792) in Regensburg verurtheilte Irrlehre des Adoptianismus, welche den Gottmenschen Jesus in einen wahren göttlichen und einen menschlichen Adoptivsohn Gottes spaltete. Ausgegangen von dem Bischofe Felix von (Seo de) Urgel in der spanischen Mark, hatte die neue Ketzerei in Spanien selbst, zumal durch den Erzbischof Elipand von Toledo, große Verbreitung gefunden und auch jener Felix, der selbst seinen Irrthum schon verdammt, bekannte ihn von neuem. Andererseits schickte Karl nach England seinem Vertrauten die Beschlüsse des nicänischen Concils vom J. 787 über die Bilderverehrung zu, deren Widerlegung zugleich im Namen der englischen Kirche A. demnächst übernahm. Im Frühling 793 muß er sich bereits wieder am fränkischen Hofe befunden haben, um bald darauf (794) an der wegen der schwebenden Lehrstreitigkeiten berufenen Synode in Frankfurt (am Main) theilzunehmen, der ersten Versammlung an diesem in der Geschichte früher nie erwähnten Orte. Außer der Verdammung der abwesenden Adoptianer, deren Haupt Felix A. vorher vergebens von seinem Irrthume zu bekehren versucht hatte, wurden auch die entschiedensten Beschlüsse gegen die falsche siebente Synode der Griechen gefaßt. Als der König dann dem mit dieser Verwerfung des Bilderdienstes nicht völlig einverstandenen Papste Adrian eine ausführliche, in seinem Namen verfaßte Schrift (libri Carolini) zur Begründung seines Standpunktes überreichen ließ, darf mit hoher Wahrscheinlichkeit A., den auf Geheiß des Königs die Frankfurter Synode in ihre besondere Fürbitte aufnahm, als deren Urheber bezeichnet werden. Hatte er diesmal dem Frankenreiche nur einen kürzeren Besuch zugedacht, veranlaßt durch die Bedürfnisse des Augenblickes, so traten doch bald Verhältnisse ein, welche ihn die für das J. 796 beschlossene und schon vorbereitete Heimkehr für immer aufgeben ließen. Der allgemeine Zustand der Unsicherheit und Verwirrung, in welchem A. die Wirkung der wachsenden Sünden des Volkes und seiner Großen erkannte, gesteigert durch den Tod des Königs Offa und die Ermordung des Königs Aethelred von Northumbrien, schreckte ihn ab und bewog ihn zu dem Entschlusse, den Rest seines Lebens dem Frankenreiche zu widmen. Da eben (796) das Martinskloster zu Tours, eines der berühmtesten Heiligthümer des Abendlandes, erledigt war, übertrug ihm Karl dies nicht blos als Pfründe, sondern zur wirklichen Leitung, um sittliche und geistige Zucht dort zu begründen. Hier mit Stiftung einer Schule eifrig beschäftigt, für welche er sogar Bücher aus York kommen ließ, blieb A. doch mit dem Hofe und den Staatssachen in vielfacher und enger Berührung. Im Juni 800 namentlich bestand er in Aachen im Beisein des Königs und seiner Umgebung eine siebentägige Disputation gegen den Bischof Felix, den er durch die Zeugnisse der heiligen Schrift abermals zum Widerrufe drängte, während Elipand und andere seiner Anhänger hartnäckig an ihren Ueberzeugungen festhielten. Karl nach Rom zu begleiten auf jenem entscheidenden Zuge, der ihm die Kaiserkrone einbrachte, lehnte A. wegen zunehmender Kränklichkeit ab, sein Wunsch, sich von allen weltlichen Geschäften zu befreien, wurde immer dringender, und nachdem er eine Zeit lang an das ihm liebe Fulda als Ruhesitz gedacht hatte, zog er sich im J. 801, vom Kaiser beurlaubt, ganz nach Tours zurück. Wenige Jahre darauf schloß er, durch Alter und Siechthum erschöpft, die müden Augen 19. Mai 804.

So die ziemlich einfachen äußeren Umrisse dieses Gelehrtenlebens, von dessen Entwickelungsgeschichte wir freilich ungemein wenig wissen. Der A., den wir an der Hand seiner Briefe und übrigen Schriften in die Werkstätte seines Geistes begleiten dürfen, ist der gereifte Mann und fast mehr noch der lebenssatte Greis, der ausschließlich der Vorbereitung für das Jenseits lebend, die heidnischen Dichter, an denen seine Jugend sich gefreut hatte, mit Herbe verwirft und Schauspiele als seelenschädlich verdammt. Suchen wir seiner Persönlichkeit näher zu treten, so erscheint er uns vor allem als ein Mann, dessen Beruf ganz und gar in geistig mittheilender Thätigkeit lag, dem daher die umfriedenden Klostermauern der natürlichste Aufenthalt waren. Zart und schwächlich von Natur, Jahre lang durch Kränklichkeit heimgesucht, scheute er den Lärm und die Gefahren des Feldlagers. Eine glückliche Fügung aber, der Scharfblick des größten aller mittelalterlichen Fürsten stellte ihn mitten in einen von hohen Zielen bewegten, mannigfaltigen und glänzenden Hof. Obgleich ohne eigentliches Amt, nur ein „demüthiger Levit" (d. h. Diaconus), wie er sich stolzbescheiden zu nennen pflegte, erhob ihn das Vertrauen und die Freundschaft seines königlichen Herrn, dem er nur als Freier und nicht um Lohn diente, unter die ersten und vielen nützte seine Empfehlung. Mochten auch andere Gelehrte theils neben, theils nach ihm an derselben Stelle wirken, wie der Langobarde Paulus Diaconus, wie Petrus von Pisa, der Grammatiker, und die Iren Dungal und Dicuil, A. überragt sie alle weit durch Umfang und Erfolg seiner Lehrthätigkeit. Nicht von einer Akademie zur Fortbildung der Wissenschaften darf man sprechen — dieser Begriff paßt schlecht für jene rohen Zeiten, die blos nach Aneignung des überlieferten Stoffes strebten — sondern von einer Schule. A. hielt am Hofe Schule, wie er es vorher in York, nachher in Tours, gethan hat. Um dem Verkehre mit den hochgestellten Schülern und Schülerinnen eine zwanglosere Form zu geben, führte der Meister Beinamen ein, die der Bibel oder dem Alterthume entlehnt waren. Vater Albinus selbst hieß Flaccus (d. i. Horatius), sein Gebieter David oder auch Salomo, dessen Schwester, die fromme Aebtissin Gisla von Chelles, Lucia, Delia und Columba (Rotthrud) sind Königstöchter, die jungfräuliche Guntrada, Karls Geschwisterkind, heißt Eulalia. Zu den nächsten Freunden gehört Karls Eidam, Abt Angilbert von St. Ricquier, der Homer, dessen weltliche Neigungen A. öfter tadelt, ferner Guntradens Bruder Abt Adalhard von Corbie, Antonius genannt, die Erzbischöfe Rikulf von Mainz (Flavius Damoetas), der auch das Schwert zu führen weiß, Richbod von Trier (Macharius), ein allzu eifriger Verehrer des Vergil nach Alkuin's Ansicht, der ehrwürdige Erzcaplan Hildebald von Köln (Aaron), der Patriarch Paulinus von Aquileja (Timotheus), als Theologe hochangesehen, ein Mitkämpfer gegen Felix, der schwarzhaarige Arno von Salzburg endlich, mit Uebersetzung seines Namens Aquila, der Aar, von allen Alkuins Herzen am nächsten stehend. An diese, an Alter ihrem Lehrer meist nahe kommenden Männer schloß sich ein jüngeres Geschlecht, zu dem außer den Söhnen des Kaisers namentlich Pippin (Julius) und dem frommen Ludwig u. a. Einhard (Beseleel), der Künstler und Geschichtschreiber, Adalbert (Magus), später Abt von Ferrières, und Rabanus (Maurus), der nachmals so berühmte Abt von Fulda und Mainzer Erzbischof, gehörte, letztere allerdings nicht mehr am Hofe selbst, sondern erst in Tours Alkuin's Jünger. Ich übergehe den Oberküchenmeister Menalkas, den Kämmerer Thyrsis und so manche andere, die diesem gelehrten Kreise mit oder wider Willen sich einfügten und bemerke nur noch, daß A. auch manche seiner englischen Freunde mit ähnlichen Uebernamen zu belegen pflegte, so ist ihm König Offa's Tochter Edilburga Eugenia, Bischof Higbald von Lindisfarne Speratus, Erzbischof Eanbald II. von York Symeon ꝛc. Neben der mündlichen Unterweisung,

für welche die Gesprächsform beliebt gewesen zu sein scheint, wurde auch die schriftliche gepflegt: selbst von den beschwerlichen sächsischen Feldzügen aus erbittet sich Karl Aufschlüsse über den Mondlauf und gern nimmt er Bücher als Geschenke entgegen. Der trockene Ernst der Belehrung ließ Raum zu freieren Uebungen des Geistes: Räthsel und dichterische Scherze und Spielereien flogen hin und her und es fehlte nicht an Spott und Sticheleien. So steht der Lehrer zugleich inmitten der heiteren und bisweilen ausgelassenen Geselligkeit des Hofes und er, den alle ob der Fülle und Gewandtheit seines Wissens preisen, verschmäht nicht die lehrhafte Brust durch den Trank des Bacchus oder der Ceres zu erfrischen.

Wie Alkuin's persönliches Verhältniß zu Karl es schon beweist — ein durchaus offenes und würdiges Verhältniß, fern von niedriger Schmeichelei — so beweisen es auch seine zahlreich uns erhaltenen Briefe, daß er für die Freundschaft das wärmste Herz besaß. Sie, deren Werth er nicht müde wird zu rühmen, war ihm recht eigentlich Kern und Krone des Lebens, Verehrung und Anhänglichkeit von Genossen und Schülern aus der alten und neuen Heimath hat er bis an sein Lebensende in reichstem Maße besessen und verdient. Eine echt männliche Empfindung für die Freunde spricht aus vielen seiner Aeußerungen, mag er nun in zärtliche Klagen darüber ausbrechen, daß wieder einmal die erhoffte Zusammenkunft mit seinem geliebten Arno, dem vielbeschäftigten Diplomaten, gescheitert sei oder einem abtrünnigen Jünger väterliche Vorwürfe machen, daß er von ihm und dem Pfade der Tugend gewichen. Besonders dringend aber heischt er die Fürbitte der Freunde für sein Seelenheil, denn bei seinem etwas reizbaren und hitzigen Naturell ist er sich wohl bewußt, die Gebote christlicher Milde und Sanftmuth manchmal verletzt zu haben. Zog ihm doch sogar der Eifer, mit welchem er sich in einem seiner letzten Lebensjahre eines von dem Bischofe Theodulf von Orleans verurtheilten und schuldigen Geistlichen annahm, um das Asylrecht des heil. Martin aufrecht zu erhalten, eine nicht unverdiente Rüge des Kaisers selbst zu. Mit inniger Pietät hing A., auch nachdem er unter den „räuchrigen Dächern“ von Tours eine neue Heimath gefunden, an York, der Stätte seiner Jugendbildung, an Northumbrien und dem englischen Vaterlande überhaupt, das er nur verlassen, weil er im Frankenreiche größeren Nutzen für die Kirche stiften kann. Unablässig bleibt er sorgend und mahnend mit den dortigen Zuständen beschäftigt, die Ungerechtigkeit und Wollust der Seinen erinnert ihn nur zu sehr an die trüben Schilderungen, die Gildas der Weise von der Versunkenheit der alten Britten entworfen. Ein treuer und gehorsamer Sohn der römischen Kirche, hält A. die Reliquien, die er sich öfter aus Rom bestellte, hoch in Ehren und vertraut fest auf das Fürwort der Heiligen. Wenn er auch den Päpsten gegenüber persönlich wol eine freiere Stellung einnimmt, so bekennt er doch ausdrücklich, daß die päpstliche Gewalt die erste auf Erden und bei der Untersuchung gegen den schwer beschuldigten Leo III. hält er den Grundsatz aufrecht, daß über den Papst als obersten Richter niemand richten dürfe. Der Bekämpfung der adoptianischen Ketzerei widmete er mündlich, wie durch umfängliche Streitschriften gegen Felix und Elipand viel Zeit und Arbeit, auch die Mission lag ihm am Herzen und er empfiehlt dringend, Sachsen und Avaren durch sanfte Belehrung zu überzeugen, bevor man sie durch habgierige Eintreibung von Zehnten erbittere. In gleichem Sinne dringt er zum Besten des armen Volkes auf Unbestechlichkeit der Richter — ein für jene Zeit unerreichbares Ideal. Daß er in seinen späteren Lebensjahren, soweit körperliche Schwachheit es gestattete, sich einem strengeren ascetischen Wandel hingab, in Uebereinstimmung mit seinem Freunde, dem großen Klosterreformator Benedict von Aniane, ist nach Alkuin's Denkweise nur zu natürlich.

War er doch von jeher ein begeisterter Lobredner des Mönchthums gewesen. Eine prophetische Gabe wurde ihm dann von seinen Verehrern zugeschrieben — so soll er Ludwigs Nachfolge bei Lebzeiten der älteren Brüder vorhergesagt haben —, ja sogar Heilwirkungen, aber unter ihre Heiligen hat die Kirche ihn nicht erhoben.

A., wenn man seine litterarische Thätigkeit in eins zusammenfaßt, war kein originaler Geist, der der Erkenntniß neue Bahnen eröffnet hätte, vielmehr steht er in der Reihe jener hochverdienten Männer, wie Isidorus und Beda, die das geistige Erbe des Alterthums in christlicher Umprägung, aber ohne wesentliche eigene Zuthaten dem Mittelalter überliefert und dasselbe so weiter fortgepflanzt haben. Lehrer auf den meisten Gebieten des damaligen Wissens, der Grammatik, Dialektik und Rhetorik, der Astronomie und Arithmetik, bezog er alles auf die Theologie. In dieser aber wog ihm die praktische und moralische Seite vor, wie er zumal gern die Werke Gregors des Großen zum Studium empfahl. Für nationale Litteratur hatte er keinen Sinn, auch wüßten wir nicht, daß er in seiner Muttersprache je eine Zeile geschrieben. In den Auslegungen zur Bibel, in denen die allegorische und mystische Deutung vorherrscht, schreibt er nach mittelalterlicher Weise den Augustinus, Hieronymus, Gregor, Beda und andere Kirchenväter wörtlich aus, ebenso in der Rhetorik den Cicero u. s. f., ohne daß er selbst oder andere an solchen Entlehnungen Anstoß genommen hätten. Höchst unbillig wäre es, an diese Arbeiten den Maßstab heutiger Gelehrsamkeit legen zu wollen: ihr Werth besteht darin, daß sie die Bedürfnisse ihrer Zeit, wie die der nächstfolgenden Jahrhunderte befriedigten. Von dogmatischen Gegenständen bearbeitete A. die Lehre von der h. Dreieinigkeit und vom Ausgehen des h. Geistes. Sehr geschätzt und viel gelesen blieben seine moralischen Schriften, wie die über die Tugenden und Laster an den Grafen Wido von der britischen Mark, über die Natur der menschlichen Seele an die Prinzessin Guntraba und über die Nothwendigkeit der Beichte an die Zöglinge seines Klosters. Lateinische Gedichte, deren Anfertigung ein nothwendiges Erforderniß damaliger Schulbildung war, namentlich Inschriften für Kirchen, wurden von A. zahlreich in heroischem und elegischem Versmaße, aber ohne höhere poetische Begabung verfaßt. Das ausführlichste unter ihnen verherrlicht die Bischöfe der Yorker Kirche bis auf seine Zeit herab. Von Heiligenleben arbeitete er zu erbaulichen Zwecken auf den Wunsch von Freunden das des h. Vedastus zu Arras und des h. Richarius stilistisch um, verfaßte dagegen selbständig das des h. Willibrord, des Friesenapostels und ersten Bischofs von Utrecht, den er seinen Verwandten rühmte. Das merkwürdigste Denkmal seines Geistes, das A. uns hinterlassen, sind vielleicht seine Briefe, die, wenn auch nicht ganz fehlerfrei geschrieben und bisweilen etwas überladen im Ausdrucke, sich doch durch lebendige und wirkungsvolle Sprache auszeichnen. Ihr am häufigsten wiederkehrender Inhalt ist der der sittlichen Belehrung und Ermahnung, die Politik berühren sie fast nur im Bereiche der kirchlichen Verhältnisse. Es sei endlich noch daran erinnert, daß A. sich auch mit der Verbesserung des lateinischen Bibeltextes beschäftigte und daß er sich durch seine Fürsorge für Rechtschreibung und Interpunction ein hohes Verdienst um bessere Vervielfältigung von Handschriften erwarb.

Alkuin's weltgeschichtliche Sendung ist in dem Anschlusse an seine Vorgänger, die angelsächsischen Glaubensboten zu suchen, deren Werk er weiterführte. Während England durch die Bekehrung von Rom aus frühzeitig mit den Resten der alten Cultur bekannt geworden und neben Italien und Irland denselben bald eifrige Pflege zuwandte, lag das fränkische Volk noch in tiefer Verfinsterung und Verwilderung und mußte erst von jenseit des Canales die Leuchten empfangen, die seiner Geistlichkeit zu sittlicher Strenge und sodann auch zu ge=

lehrten Studien den Weg zeigten. Wenn gerade A. unter den Männern, welche die Leistungen der Franken bald zu gleicher Höhe mit den übrigen erhoben, die erste Stelle einnimmt, so verdankt er dies nicht allein seiner großen persönlichen Lehrgabe, sondern vor allem dem Umstande, daß er Karls des Großen Freund und Rathgeber wurde und seinen Wirkungskreis in den Mittelpunkt der ganzen abendländischen Christenheit verlegte. Die Strahlen, die von Aachen, sowie später von Tours ausgingen, haben unmittelbar das romanisch-deutsche Frankenreich erhellt, mittelbar besonders das eigentliche Deutschland durchleuchtet, in dessen berühmtesten Lehrern, einem Rabanus, Walahfrid ꝛc., sich nur ein Abglanz von Alkuin's umfassenderer Thätigkeit offenbart. Hat er auch nicht, wie er wollte, ein „neues Athen" unter seinen Händen erwachsen sehen, Grundsteine zu einem solchen hat er mindestens gelegt, auf welchen wir noch heute fortbauen. Karls Hofschule aber verfolgte darin zumal ein höheres Ziel, als die nachfolgende kleinere Zeit, daß sie die Wissenschaft nicht blos der Geistlichkeit, sondern auch den Laien mittheilen wollte, wovon man bald genug wieder abließ. —

Die erste Gesammtausgabe von Alkuin's Werken veranstaltete André du Chesne: Alchuini abbatis . . opera quae hactenus reperiri potuerunt omnia . . studio . . Andreae Quercetani, Lutetiae Paris. 1617 ss., die zweite erheblich vermehrte und verbesserte der Fürstabt Frobenius Forster zu St. Emmeran in Regensburg: B. Flacci Albini seu Alcuini . . opera . . de novo collecta . . studio Frobenii, Ratisbonae 1777, 2 vol. fol. Eine bloße Wiederholung der letzteren ist der Abdruck bei Migne, Patrologiae cursus completus t. 100,101, Paris 1851, woselbst nur ein von Angelo Mai herausgegebener Commentar zur Offenbarung Johannis neu hinzugekommen ist. Die Briefe (sehr vermehrt) und einiges andere, namentlich auch die in beschränkt mönchischem Geiste unter Ludwig dem Frommen verfaßte „Vita Alchuini" sind in dem sechsten Bande von Jaffé's Bibliotheca rerum Germanicarum, 1873, herausgegeben durch Dümmler und Wattenbach. Ueber A. handeln: Friedr. Lorentz, Alcuin's Leben, Halle 1829, und Francis Monnier, Alcuin et Charlemagne, 2. édit. Paris 1863, beide nicht ganz genügend. Dümmler.

Allard von Amsterdam ward im J. 1490 von wohlhabenden Eltern geboren, beflißsich zu Köln und nachher zu Löwen des Studiums der lateinischen und griechischen Sprache, in welchen er sich ziemlich umfangreiche Kenntnisse erwarb, und genoß an letztgenannter Universität den theologischen Unterricht eines Jacob Latomus und Ruard Tapper. Ob A. die kirchliche Weihe empfangen ist unsicher. Ebenso ob er die Stelle eines Lehrers an der Löwener Universität bekleidet hat. So viel steht fest, daß er dort über eine grammatische Schrift des Erasmus Vorlesungen hielt, welche 1520 von hoher Hand verboten wurden. Seitdem hielt er sich abwechselnd zu Amsterdam, Köln, Utrecht und in Löwen auf, wo er 1544 gestorben ist. A. gab 1539 zu Köln die Schriften Agricola's heraus und hinterließ viele theologische Schriften, die meistens in heftiger Polemik die Lehren der Reformatoren bekämpfen. Wohl standen Agricola und Erasmus bei ihm in hoher Achtung, auch war er für die Fehler des damaligen Clerus keineswegs blind, aber gegen die Reformatoren war er gleichwol von Haß erfüllt und hat öffentlich die Hinrichtung der Ketzer vertheidigt. Bei Paquot Mémoir. pour serv. à l'hist. litt. d. Pays-bas, II. p. 549, und Glasius Godg. Ned. i. v. findet sich eine lange Liste von Allard's Schriften, deren hier nur erwähnt werden mögen: „Haeretici descriptio", 1539, „Dissertatiunculae tres breves ac pernecessariae contra praecipuum fundamentum hujus temporis haereticorum", Antv. 1541. Auch von Wagenaar, Beschr. van Amsterdam XI. S. 191 ff. wird A. besprochen. Vos.

Allenblumen: Johannes A., Jurist, Sohn eines gleichnamigen 1432 verstorbenen Erfurter Bürgers, welcher 1413 von Erzbischof Johann von Mainz den Erfurter Vicedominat gekauft hatte und in dieser Würde 1420 von Erzbischof Konrad III. bestätigt war. A., der Sohn, ist 1417 (Sommer) in Erfurt immatriculirt, übernahm 1424 den Vicedominat, bekleidete 1427 (Winter) als Decretorum Baccalaureus zum ersten Male, 1431 (Sommer) als Decretorum Dr. zum zweiten Male das Rectorat der Universität. 1439 (1429?) wurde er Vicecancellarius derselben, 1445 (Sommer) zum dritten Mal Rector. Mit einer Gesandtschaft des Kurfürsten Friedrich II. von Sachsen ging A. 1451 nach Burgund. In Gesellschaft von burgundischen Gesandten zurückgekehrt, geleitete er nebst seinem (1440 in Erfurt immatriculirten) Sohne Wilhelm dieselben von Erfurt nach Naumburg, wo der Kurfürst Hof hielt, wurde aber unterwegs von dem aus dem sächsischen Bruderkrieg bekannten Apel von Vitzthum und dessen Helfershelfern niedergeworfen, beraubt und gefangen genommen. Auf der Vitzthum'schen Veste Leuchtenburg blieb er längere Zeit internirt, bis die Uebergabe der Vitzthum'schen Schlösser der berüchtigten Fehde und seiner Gefangenschaft ein Ende machte. — Gegen die Stadt Leipzig führte A. seit 1451 wegen Schuldforderung einen kirchlichen Proceß, welcher, nachdem gegen die Stadt das Interdict verhängt war, durch Vergleich beendet wurde. Im J. 1461 wurde A. von Diether von Isenburg auch zum Provisor von Erfurt ernannt. Es scheint jedoch, als ob er noch in diesem oder im ersten Viertel des folgenden Jahres gestorben sei.

Vgl. Rudorf's Zeitschrift für Rechtsgeschichte, IX. S. 62.

Muther.

Allendorf: Joh. Ludwig Konrad A., geb. 9. Febr. 1693, † 3. Juni 1773. Eines Pfarrers Sohn zu Johbach in Hessen geboren, besuchte er zu Gießen Gymnasium und Universität, kam 1713 zu Francke nach Halle, wurde zuerst beim Grafen Henkel in Oderberg, dann beim Grafen Erdmann von Promnitz in Sorau Informator. Als eine Tochter des letzteren Grafen 1724 den reformirten Fürsten von Anhalt-Köthen heirathete, begleitete sie A. als lutherischer Hofprediger und blieb als solcher bis 1750 in Köthen, wo er ein Familienleben gegründet hatte. Entbehrlich geworden, weil die lutherische Fürstin gestorben war, nahm er einen Ruf des frommen Grafen Christian Ernst von Stolberg nach Wernigerode an. Hier wirkte er als Pastor und Consistorialrath neun Jahre, bis er 1759 an die Ulrichskirche in Halle gezogen ward, um als deren Pfarrer in einem Alter von 80 Jahren hochgesegnet zu entschlafen. — Sein Lauf und Heimgang entsprach dem Siegel, das er führte: dem betenden Stephanus, der den Himmel offen sieht.

Zu den jüngeren Hallensern gehörig, gab er mit Lehr die „Cöthen'schen Lieder" heraus, in welche Sammlungen er selbst 132 „Liebeslieder auf Christum" ohne Nennung seines Namens einrückte. Dieselben, durch inniges, oft weichliches Gefühl ausgezeichnet, fanden besonders in den Kreisen des Pietismus raschen und reichen Eingang, drangen theilweise jedoch auch in die meisten Gesangbücher der evangelischen Landeskirchen ein („Die Seele ruht in Jesu Armen" rc., „Herr, habe Acht auf mich" rc., „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude" rc., „Unter Lilien jener Freuden" rc. u. a.).

Beilage des Reg.- u. Consistorialraths Christ. Friedr. Delius zum Wernigeroder Intelligenzblatt 1823, Stück 23, S. 54 f. Koch IV. S. 441 f.

P. Pressel.

Alleyns: Lorenz A. van Hove, geb. in Antwerpen, † 1615 in Frankfurt a. M. Ihm ward 1566 in seiner Vaterstadt von den Lutherischen (Martinisten), zu denen er gehörte, die Leitung der Schulen und die Einrichtung des

Kirchengesanges übertragen. Er schlug vor, die in der deutschen lutherischen Kirche üblichen Lieder zu übertragen und sie auf volksthümliche flandrische Melodien zu setzen. Ehe aber die Sache zur Ausführung kam, ward er vom Conseil des troubles des Landes verwiesen, weil er gegen das Verbot des Capitels U. L. Frauen und des Magistrats Schule gehalten habe. Er begab sich darauf nach Frankfurt a. M. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber hat er einen Hauptantheil an folgendem Werke, dessen Vorrede von Frankfurt 1567 datirt ist: „Alle de Psalmen des h. coninckLyken Profeten Davits mets de christelyke Loffsangen, Gebeden ende Danckliedekens too Tantwerpen (in de christelycke gemeynte van d'Augsburgische confessie ...) gesongen worden" 2c. Ehe das Buch erschien, waren jedoch die Lutherischen Kirchen in Antwerpen geschlossen. Als in Frankfurt eine flämisch-lutherische Gemeinde gestiftet ward, erhielt A., der sich bis dahin mit Unterricht ernährt hatte, die Stelle des Cantors und Schulmeisters. Er hat noch eine französische Uebersetzung des Lutherischen Katechismus (1580) und ein „Nouveau livre de cantiques à l'usage du service français suivant la confession d'Augsbourg" (1612) verfaßt. 34 dieser Lieder sind von A. selbst übersetzt. — (Biogr. nat. de Belg.) v. L.

Allioli: Dr. Joseph Franz v. A., Theologe, geb. 10. Aug. 1793 zu Sulzbach in der baierischen Oberpfalz als Sohn eines Handelsmannes, † 22. Mai 1873. Er studirte Theologie in Landshut unter J. M. Sailer und empfing 11. Aug. 1816 in Regensburg die Priesterweihe. Nach zweijährigem Wirken in der Seelsorge begab sich A., um für das Universitäts-Lehramt der biblisch-orientalischen Fächer sich auszubilden, von der baierischen Staatsregieunterstützt zu weiterem Studium nach Wien, Rom und Paris; dasselbe brachte ihn in Verbindung mit Hammer, Ang. Mai und besonders mit Silv. de Sacy. Nach der Rückkehr in sein Vaterland begann er im J. 1821 das akademische Lehramt als Privatdocent an der Universität Landshut, wurde daselbst im J. 1824 ordentlicher Professor der Theologie in den Fächern der orientalischen Sprachen, der biblischen Archäologie und Exegese, und wanderte im J. 1826 mit der Universität von Landshut nach München. Nachdem er im J. 1829 einen Ruf an die Universität Freiburg abgelehnt hatte, erfolgte 1830 seine Aufnahme als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München. Durch ein bedenkliches Halsleiden im Lehrberufe gehemmt, trat A. im J. 1835 als Capitular in das Domcapitel zu Regensburg; im J. 1838 aber ernannte ihn der Papst zum Dompropste in Augsburg, wo er auch nach langem, thätigem Wirken für Amt und Wissenschaft sein Leben beschloß. Allioli's Hauptwerk ist die Uebersetzung und Erläuterung der heil. Schrift alten und neuen Testamentes, welche er, von J. M. Sailer angeregt, vom J. 1830 an herausgab. Das Werk erhielt die Approbation des römischen Stuhles, ist in zahllosen Exemplaren verschiedener Formen und vielen Ausgaben in Deutschland und Amerika verbreitet und wurde seinem erläuternden Theile nach in fremde Sprachen übersetzt. Außer einem unter Mitwirkung von Gratz und Haneberg bearbeiteten Handbuche der biblischen Alterthumskunde (1844) erschienen von A. auch ein Bändchen Predigten und viele kleinere Schriften theologischen, archäologischen und ascetischen Inhalts. — (Vgl. auch Sitzungsberichte der philol., philos. u. hist. Classe der k. bairischen Akademie der Wissenschaften zu München, 1874, S. 162 f.)

Steichele.

Almeloveen: Jan van A., holländischer Radirer, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, Sohn des im J. 1616 geborenen Predigers Jan van A. zu Mydrecht in der Provinz Utrecht, radirte sechs Folgen von Landschaften, im Ganzen 36 Bl. (vgl. Meyer's Künstlerlex.), durchaus in der Manier von H. Saftleven, theilweise nach eigenen Erfindungen, theilweise nach denen seines Vor-

bildes. Die nach Saftleven sind die bessern, die nach eigenen Compositionen jedoch schwach. Das Blatt mit den sich umschlingenden Halbfiguren von Papst Clemens X. und dem holländischen Juristen Gisbert Voet ist abscheulich gezeichnet und radirt. Er hat auch ein äußerst seltenes Schwarzkunstblatt verfertigt, das Brustbild seines Vaters. W. Schm.

Almendingen: Ludwig Harscher von A., verdienter deutscher Jurist, auch durch seine Lebensschicksale merkwürdig. Geb. 25. März 1766 in Paris, wo sein Vater hessen-darmstädtischer Gesandter war, † 16. Jan. 1827. Er brachte seit 1771 seine Jugend in großer Dürftigkeit auf einem kleinen Gute seines Vaters in Lauenstein in Hannover zu; seine Ausbildung erwarb er sich größtentheils durch Selbststudium und trat frühzeitig als belletristischer Schriftsteller auf. Erst 1789 konnte er auf Kosten eines Wohlthäters die Universität Göttingen beziehen und studirte dort die Rechte bis 1792, worauf er einige Zeit als Gouverneur eines vornehmen jungen Holländers in Amsterdam lebte. 1794 als Professor nach Herborn berufen, wurde er dort bald nassau-oranischer Hofrath, erster Professor der Rechte, Archivar und Syndicus der Universität und erlangte eine ausgebreitete Consulenten-Praxis, vertauschte aber die akademische Stellung 1803 mit dem Posten eines Raths im nassauischen Gesammtoberappellationsgericht in Hadamar. In der Rheinbundszeit trat er in herzoglich nassauische Dienste und wurde 1811 Vicedirector des Hofgerichts in Wiesbaden und Geheim-Referendar im herzoglichen Staatsministerium. Auch auf litterarischem Gebiete hatte er sich namhafte Verdienste erworben und eine angesehene Stellung erlangt. In der Civilproceßlehre gehörte er mit Gönner und Grolmann zu den ersten Vertretern der Richtung, welche im Gegensatz zu der Weise des 18. Jahrhunderts den Grundgedanken des Systems nachforschte und dieselben zur Belebung und Erklärung des todten Materials zu verwerthen suchte. Ebenso hatte er mit Feuerbach und Grolmann Antheil an der damaligen Reformation des Criminalrechts; er gab mit ihnen zusammen die „Bibliothek für die peinliche Rechtswissenschaft“ heraus, und es ist bezeichnend, daß Feuerbach sein epochemachendes Lehrbuch des Criminalrechts ihm und Grolmann widmete. Es ist endlich zu rühmen, daß, als in den Rheinbundsstaaten die Einführung des Code Napoléon betrieben wurde, A. einer der Wenigen war, welche die außerordentliche Bedeutung dieses Schritts für das gesammte Staats- und Volksleben klar erkannten. Schien ihm derselbe überhaupt höchst bedenklich, so war er noch mehr überzeugt, daß es weder angehe, das fremde Gesetzbuch in seiner Totalität ohne seine, wie er es bezeichnete, „organischen Umgebungen“ aufzunehmen, noch auch möglich sei, diese letztern sofort zu schaffen. Seine dadurch bestimmte besondere Meinung über die Modalitäten der anscheinend selbst unvermeidlichen Reception verfocht er sowol durch Schriften, wie als nassauischer Commissar bei einer, übrigens resultatlos verlaufenen Conferenz, welche die nassauische, hessen-darmstädtische und großherzoglich frankfurtische Regierung 1809 über die Ausführung der beabsichtigten Annahme des Code veranstalteten. Auf dieser Conferenz entzweite er sich mit Grolmann, der als hessischer Commissar fungirte, und auch litterarisch wurde er wegen der fraglichen Ansichten vielfach von Gönner und manchen andern angegriffen. Zugleich erregte eine gewisse Ueberhebung und Betriebsamkeit, die übrigens zum Theil vielleicht mehr seinem Verleger als ihm selbst zur Last zu legen, in den wissenschaftlichen Kreisen heftigen Anstoß und brachte ihn in eine Art von litterarischer Verfehmung. Eine 1814 erschienene Schrift: „Politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit und Zukunft“ Bd. I. verbesserte seine Stellung nicht; er vertheidigte darin unter Entwickelung mancher liberalisirenden Anschauungen die kleinern Rheinbundsstaaten vom engherzig particularistischen Standpunkte. Namentlich zog ihm sein

Vorschlag, für jeden deutschen Staat ein besonderes Gesetzbuch zu verfassen, eine scharfe Entgegnung Savigny's zu (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd. III. S. 30). Inzwischen war er im nassauischen Dienst in angesehener Thätigkeit verblieben, seit 1816 als Vicepräsident des neuen Hofgerichts in Dillenburg und als Staatsrath. Sehr unglücklich wurde aber für ihn ein Aufenthalt in Berlin im J. 1820 in Veranlassung eines vor den preußischen Gerichten schwebenden Processes zwischen Gliedern des herzoglich anhaltischen Hauses, bei welchem er die eine Partei vertrat. Er brachte sich durch gewisse Unvorsichtigkeiten in den damals landläufigen Verdacht der Demagogie und gerieth zugleich durch die Heftigkeit seiner zum Theil gedruckten Proceßschriften in eine Criminaluntersuchung bei dem Berliner Kammergericht wegen „frechen unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze und Anordnungen im Staat“. Die nassauische Regierung vollzog zwar den gegen ihn erkannten einjährigen Festungsarrest nicht, pensionirte ihn aber unter Ertheilung eines Verweises. So völlig schiffbrüchig, brachte er die letzten Jahre seines Lebens in vergeblichen Versuchen zu, seine Rehabilitation zu erringen; er fand für seine Schriften keinen Verleger oder stieß auf Censurhindernisse. Er starb in Dillenburg.

W. v. d. Nahmer in Zeitgenossen, 3. Reihe, Bd. I., Heft 5—6, S. 77 ff.

Göppert.

Almenräder: Karl A., Fagottist und Verbesserer seines Instrumentes, geb. 1786 zu Ronsdorf im Reg.-Bez. Düsseldorf, † 14. Sept. 1843 zu Bieberich. Er war 1810 Fagottlehrer zu Köln, 1812 Fagottist bei der Frankfurter Oper, 1817 beim Mainzer Stadttheater. Seit 1820 nach Köln zurückgekehrt, begann er, schon in Mainz durch Gottfr. Weber und dessen Akustik der Blasinstrumente (Allgem. Musik-Ztg. XVIII. 33 ff.) angeregt, Flöten und Clarinetten zu bauen, trat aber 1822 in die nassauische Capelle zu Bieberich und führte die Leitung der von Gebr. Schott zu Mainz betriebenen Fagottfabrication. Ueber seine Verbesserungen des Fagottes nach Weber's Akustik s. Cäcilia II. 123. IX. 128; er selbst hat auch herausgegeben: „Abhandlung über die Verbesserung des Fagottes“ (Traité sur le perfectionnem. du Basson), Mainz, Schott, 1825; desgleichen eine „Fagottschule“ ebd. o. J. Als Virtuos war er tüchtig und soll auch in der Composition Geschick bewiesen haben (Allgem. Musik-Ztg. XV. 403. XVI. 214), von seinen Compositionen aber sind die meisten Manuscript geblieben, gedruckt nur ein Fagottconcert, Potpourri, Variationen, Duos und Duettinos. Er hinterließ einen Sohn, ebenfalls Karl, Musikhändler zu Köln, um 1844 erster Violinist am Theater und Dirigent der musikalischen Gesellschaft (Allgem. Musik-Ztg. XLVI. 387). v. Dommer.

Alopecius: Hero A., Buchdrucker in Köln, druckte von 1521 bis 1540. Sein eigentlicher Name ist Fuchs, er nannte sich aber durchgehend nur mit der griechischen Uebersetzung seines Namens Alopecius und mitunter mit der lateinischen Vulpes. Er war nur Drucker, nicht Verleger. Viele seiner Drucke haben in der Manier des Anton von Worms verzierte Titelblätter. Als Druckerzeichen hatte er einen Schild, der von zwei Füchsen als Schildhaltern getragen wurde, und in dessen Mitte ein Monogramm oder Kreuz sich zeigte. Im Ganzen kennen wir einundvierzig Drucke von ihm. Er druckte verschiedene Schriften von Melanchthon, Erasmus, Cochläus, Aeneas Silvius, Laurentius Valla, dann von Cicero, die Odyssee, die deutsche Bibel von Emser 2c. Ennen.

Alpen: Johann von A., wurde im J. 1630 bei Cleve geboren. Er widmete sich dem Priesterstande. Nachdem er einige Jahre in Osterwick, einem münsterländischen Dorfe als Pfarrer gewirkt hatte, wurde er im J. 1661 von dem damaligen Fürstbischofe von Münster, Christoph Bernard von Galen, zum Vicarius Generalis in Spiritualibus und zum Sigillifer ernannt. Diese Aemter

verwaltete er auch unter dessen Nachfolger, dem Bischofe Ferdinand von Fürstenberg, vom J. 1678—1683. Im J. 1663 wurde er Dechant an der St. Martini-Kirche zu Münster und 1682 heißt er Propst zu Xanten und Herr von Alpen. Als münsterischer Gesandter war er zugleich mit dem Vicekanzler Werner Zurmühlen auf dem Friedenscongreß zu Nymwegen (1677) zum Zwecke der Befürwortung religiöser Angelegenheiten in Bremen, Verden und Lingen zugegen. — A. war nicht allein Generalvicar, sondern auch der geheime Rath, der gewöhnliche Gesellschafter und Beichtvater des Fürstbischofs Christoph Bernard; er gehörte zu den Vollziehern seines Testaments und war auch dessen Biograph. Gleich nach dem im J. 1678 erfolgten Tode des Fürstbischofs Christoph Bernard von Galen erschien zu Amsterdam in holländischer Sprache ein Buch von dessen Leben und Thaten: „Historisch Verhael van't Leven en Oorlogs-Bedryf van de Heer Christoph Bernard van Galen door S. d. V.“ Es war dies eine mit vielen Unrichtigkeiten und Entstellungen aller Art angefüllte Schmähschrift, die um so mehr widerlegt werden mußte, als davon eine deutsche, französische und italienische Uebersetzung gar bald erschien, worauf noch andere parteiische und unrichtige Schriften folgten. A. schrieb daher eine ausführliche Geschichte des Lebens und der Thaten des Fürstbischofs Chr. Bd. von Galen: „De vita et rebus gestis Christophori Bernardi, Episcopi et Principis Monasteriensis Decas, a Joanne ab Alpen, Ecclesiarum Metropolitanae Coloniensis Archidiacono Majore, Archidiaconalis Santensis Praeposito, insignis Collegiatae D. Martini Monasteriensis Decano, Christophori Bernardi Consiliario intimiore, Vicario Generali et Sigillifero conscripta.“ Coesfeldiae 1694. „Decadis pars secunda.“ Monasterii 1703. Jeder Band enthält 5 Bücher. Von diesem Werke hat der Pfarrer Kurz zu Borghorst im Münsterlande einen deutschen Auszug veranstaltet (Münster 1790). Alpen's Werk hat besonders wegen der vielen Urkunden einen nicht zu verkennenden Werth. Die Darstellung ist im Ganzen ruhig und objectiv, wobei jedoch besteht, daß der Verfasser von seinem Standpunkte aus, als Freund und Rathgeber Christoph Bernards und unter dem unmittelbaren Eindrucke der Thatsachen zuweilen nicht mit der nöthigen Unbefangenheit urtheilt und manches Wichtige übergangen oder nur eben berührt hat.

S. Tücking, Geschichte des Stifts Münster unter Christoph Bernard von Galen, Münster 1865. E. Raßmann.

Alpert von Metz, ein Mönch des Schottenklosters S. Symphorion zu Metz, schrieb als Fortsetzung des älteren Werkes von Paulus Diaconus, eine Geschichte der Bischöfe von Metz, von welcher aber nur ein Bruchstück sich erhalten hat. Später ist er in den Utrechter Sprengel gekommen und hat hier um 1022 ein Buch über den Wechsel der Zeiten (De diversitate temporum) verfaßt, welches in bunter Mannigfaltigkeit vielerlei Geschichten aus jenen Gegenden berichtet, eine sehr willkommene Fülle von geschichtlichem Stoff, vorzüglich für die Sittengeschichte sehr werthvoll, der uns ohne A. fast ganz verloren sein würde. Wir verzeihen es ihm daher gerne, daß eine bestimmte Ordnung in seinem Buche nicht zu finden ist.

Ausgabe von Pertz, Mon. Germ. SS. IV. 697 ss. und mit Uebersetzung und Commentar von Deberich, Münster 1859. Wattenbach.

Alschinger: Andreas A., Botaniker, geb. 20. Nov. 1791 zu Angern nächst Budweis in Böhmen, † zu Wien 10. Jan. 1864. Er absolvirte das Gymnasium und die Philosophie in Linz, wurde 1821 Professor am Lyceum (seit 1855 Obergymnasium) zu Zara in Dalmatien und lehrte an dieser Anstalt Weltgeschichte, classische Philologie und nach dem Inslebentreten des neuen noch gegenwärtig geltenden Studienplanes auch Naturgeschichte. 1858 trat A. in

den Ruhestand und übersiedelte nach Wien. Während seines Aufenthaltes in Dalmatien durchforschte er dieses Land in botanischer Richtung und gab 1832 die „Flora Jaderensis“ heraus. Genau und gewissenhaft gearbeitet, trug dieselbe wesentlich zur besseren Kenntniß der Vegetation Dalmatiens bei und war vor dem Erscheinen von de Visiani's „Flora dalmata“ eine vielfach benützte Quelle für das Studium der dortigen Pflanzenwelt. Ferner veröffentlichte A. einen Nachtrag zur „Flora Jaderensis“ (1853) und schrieb noch mehrere kleinere Abhandlungen botanischen Inhaltes. Eine ausführliche Biographie Alschinger's mit Anführung aller seiner Publicationen findet sich in der „Oesterreichischen botanischen Zeitschrift“ von Skofitz XIV. (1864) S. 151—154.

Reichardt.

Alsloot: Denis van A., Maler, wahrscheinlich zu Brüssel geboren, wo 1550 ein Denis van A., vielleicht also sein Vater, als Bürger aufgenommen ward. In den bis 1599 zurückreichenden Brüsseler Malerrollen wird A. seit diesem Jahre wiederholt genannt und seit 1599 oder 1600 durfte er sich als Maler der Erzherzoge (Albrecht und Isabella) bezeichnen. Am 11. Dec. 1626 wird er bei Ankauf eines seiner Bilder durch die Erzherzogin als todt bezeichnet. Von seinen nicht zahlreichen Gemälden, Landschaften mit reicher Staffage befinden sich vier in Madrid, darunter eine Maskerade auf dem Eis und ein merkwürdiger Aufzug der Brüsseler Gewerke und Genossenschaften vom J. 1615, mehrere hundert Figuren in zwei Bildern, für die Erzherzogin Isabella gemalt. Wahrscheinlich sind die wenig veränderten Wiederholungen dieser Bilder, welche sich im Brüsseler Museum unter dem Namen Antony Sallaert's finden, gleichfalls von A. gemalt. Einige andere Werke von ihm sind in Brüssel, Nantes und Wien. Man rühmt an ihnen trotz einiger Trockenheit seines Naturgefühl und kräftige Farbe. Die Figuren sind manchmal von Anderen, namentlich von H. de Clerk hineingemalt.

Die Angabe früherer Quellen über einen zweiten van A. Namens David beruhen auf Irrthum.

A. Pinchaert in Meyer's Künstlerlex. Alb. Th.

Alsted: Johann Heinrich A., geb. 1588 zu Ballersbach bei Herborn, † 8. Nov. 1638, machte an dem letzteren Orte seine akademischen Studien, wurde auch hier 1608 erster Lehrer des Pädagogiums, Inspector der Stipendiaten und Privatdocent, 1610 außerordentlicher, 1615 ordentlicher Professor der Philosophie, wohnte als solcher im Auftrage der wetterauischen Grafen der Dortmunder Synode bei und ging dann 1619, nachdem er wiederholt Berufungen nach Wesel, Hanau und Frankfurt a. d. O. abgelehnt hatte, in die theologische Facultät zu Herborn über, der er bis 1629 angehörte. In diesem Jahre jedoch verließ er Herborn, indem er einem Rufe nach Weißenburg in Siebenbürgen folgte, wo er starb. — Als Lehrer der Theologie und Philosophie hoch angesehen und von seinen Zuhörern als eine Größe ersten Ranges verehrt, übte A. gleichwol seine hauptsächlichste Wirksamkeit durch seine unglaublich fruchtbare Schriftstellerei aus. Er schrieb encyclopädische Werke über die Theologie und über die Philosophie und bearbeitete gleichzeitig fast alle Einzeldisciplinen beider Wissenschaften in besondern Compendien. Auch die allgemeine Geschichte zog er in den Kreis seiner speciellen Studien hinein. Als Philosoph war er Ramist. Daß die Wissenschaft auf irgend einem Punkte von ihm erheblich gefördert worden sei, kann freilich nicht gesagt werden. Hin und wieder charakterisiren sich seine schriftstellerischen Arbeiten sogar durch auffallende Sonderbarkeiten. In seinem „Tractatus de mille annis“ z. B. berechnet er den Anfang des tausendjährigen Reiches Christi auf das J. 1694. Auch sind ihm, nicht ganz ohne Grund, Plagiate (z. B. aus Casaubonus) zur Last gelegt worden. Ihren

bleibenden Werth haben indessen die Werke Alsted's dadurch, daß sie uns den Stand der gesammten theologischen und philosophischen Wissenschaft auf reformirt-kirchlichem Gebiete in sicherster Weise erkennen lassen. Ein Verzeichniß der zahlreichen Schriften Alsted's, wenigstens der bedeutenderen, findet sich in Herzog's theologischer Realencyclopädie Band I. S. 252. Heppe.

Alt: Georg A., „Losungschreiber der kaiserl. Reichsstadt Nürnberg" im XV. Jahrhundert, übersetzte den „Processus Sathanae" in der dritten, dem Bartolus zugeschriebenen Bearbeitung, s. l. et a. (1493), und die Chronik Hartmann Schedel's, Nürnberg 1493, Augsburg 1496, ebd. 1500. Zwei Briefe von ihm an Conrad Celtes stehen in einer Münchener Handschrift.

Stintzing, Gesch. d. populär. Litteratur d. römisch-canonischen Rechts, S. 270 f. Catalogus codicum Latinor. bibl. reg. Monac. I. 1. 85. no. 431. Stfh.

Alt: Jacob A., Maler, geb. 27. Sept. 1789 in Frankfurt a. M., † 1. Oct. 1872 in Wien. Früh schon entwickelte sich sein künstlerisches Talent. Das Porträt seiner Mutter, das er als 14jähriger Knabe malte, erregte allgemeines Interesse. Auf einer Kunstreise nach Rom kam er 1810 nach Wien und besuchte seit 1811 die dortige Akademie. Er ward bald ein vielgesuchter Porträtmaler und wandte, selbst auf Stein zeichnend, zuerst die neu erfundene Lithographie hierbei an. Später widmete er sich in selbständigem Studium der Landschafts- und Blumenmalerei. So erschienen 1818—19 „Die Donau von ihrem Ursprung bis Belgrad", erweitert 1820—26: „Donau-Ansichten . . . bis . . . ins Schwarze Meer", 1823—4: „Das Salzkammergut in Oberösterreich", damals fast noch ein unbekanntes Land, das er durch seine Studien erst entdeckte. Dann folgten Bilder „Aus den Alpen der österreichischen Monarchie" in achtzig Blättern und „Wiener Ansichten". In den dreißiger Jahren und bis zum J. 1848 beschäftigte ihn fast ausschließlich Kaiser Ferdinand, für welchen er eine große Sammlung von Aquarellen machte. Von 1848 an gab sich A. mit Vorliebe dem Studium der „Wiener Flora" hin. Er hinterließ eine Sammlung von 400 Blättern und viele Aquarellstudien aus Deutschland, Italien, Ungarn und Dalmatien. — Rudolf A. ist sein Sohn und Schüler. Löwenberg.

Alt: Joh. Karl Wilhelm A., geb. 1. Oct. 1797 zu Hoyerswerda in der Oberlausitz, † in der Nacht vom 22. auf den 23. Dec. 1869. Sein Vater, Joh. Georg Valentin A., war Oberchirurg. Er kam 1810 nach Schulpforte, bezog, um Theologie zu studiren, 1814 die Universität Leipzig und 1817 Halle, machte im Herbst 1817 sein theologisches Examen und wurde dann Erzieher in einer adeligen Familie. 1819 ging er nach Merseburg, um unter Leitung des Consistorialraths Neander seine Bildung als Prediger fortzusetzen, zugleich war er dort Vorsteher eines Erziehungsinstituts für Töchter. 1821 wurde er Doctor der Philosophie, 1823 Diaconus zu Eisleben, 1829 Pastor daselbst und 24. Mai 1835 Hauptpastor an der Petrikirche in Hamburg. 1836 erwarb er den theologischen Doctorgrad. Am 5. März 1860 ward er zum Senior des hamburgischen Ministeriums ernannt. Von seinen Söhnen ist einer Arzt, der andere Doctor juris.

Der Hauptpastor A., ein rechtschaffener, redlicher Mann, gehörte in der Theologie dem vulgären Rationalismus an. Eine nicht unbedeutende Gelehrsamkeit besaß er namentlich auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen. Als Prediger war er unbedeutend, nüchtern und wenig erbaulich. Besser pflegten ihm seine Casualreden zu gelingen. Seine Uebersetzung des Neuen Testamentes wirkt durch die modernen Ausdrücke zuweilen unangenehm. Jüngeren Männern war er bei ihrem Streben gern behülflich.

Außer den 14 Jahrgängen seiner Predigten von 1835—48 (jeder Jahrgang 4 Bände) nennen wir noch seine Uebersetzung des Neuen Testaments in 4 Abtheilungen 1837—39 und seine „Andeutungen aus dem Gebiete der geistlichen Beredsamkeit", Heft 1. 2. Leipzig 1833—35.

Hamburger Correspondent 1870, Nr. 10, 12. Januar. Klose.

Altdorfer: Albrecht A., Maler, Kupferstecher und Baumeister, geb. um 1480, † um den 12. Febr. 1538 zu Regensburg, einer der merkwürdigsten Künstler seiner Zeit. Früher ließ man ihn seinem Namen zufolge in Altdorf in der Schweiz das Licht der Welt erblicken, später dagegen hat man Altdorf bei Landshut in Baiern als Geburtsort angenommen, obwol der Name A. dazumal gewiß seinen Geschlechtsnamen bezeichnete. Nachdem sonst angeblich auf seinem Grabsteine befindlichen Wappen gehörte er der zu Landshut, Regensburg, Abensberg ꝛc. ansässigen Rathsfamilie der Altdorfer an. Den Maler Ulrich Altdorffer, der im J. 1499 die Erlaubniß erhielt, von Regensburg wegzuziehen, und der so arm war, daß er nicht die Gebühr von 10 Pfennigen bezahlen konnte, hat man für seinen Vater halten wollen; das ist jedoch durch nichts bestimmtes erwiesen. Die erste sichere Notiz dagegen über unsern Maler ist, daß er im J. 1505 nach Regensburg kam und am Donnerstag nach Judica mit 2 Gulden Bürger wurde; Gumpelzhaimer in seiner Geschichte Regensburgs läßt ihn von Amberg kommen. Im J. 1508 erscheint er als siegelmäßiger Bürger. Seine Verhältnisse gestalteten sich unterdessen sehr günstig, so daß er nebst seiner Frau Anna, die er mittlerweile geheirathet, im J. 1513 „eine eigene Behausung sammt Thurm und Hofstatt" von Georg Regenfuß kaufen konnte, jetzt E. Nr. 157 in der obern Bachgasse. 1518 erwarb er von Heinrich Ebran zu Wildenberg und dessen Frau Magdalena eine andere Behausung nebst Hofstatt und Gärtlein, jetzt C. Nr. 101 in der Spiegelgasse, im J. 1522 veräußerte er dasselbe wieder an Sigmund Steflinger. In das J. 1519 fiel die Zerstörung der Synagoge und die Vertreibung der Judengemeinde aus Regensburg, was er als Mitglied des äußeren Rathes mit andern derselben ankündigen mußte. Die Synagoge zeichnete und radirte er selbst noch vor ihrer Zerstörung in zwei Blättern, das eine die Vorhalle, das andere die Innenansicht darstellend. Für die Wallfahrtskirche zur schönen Maria (die jetzige protestantische Neupfarrkirche), die an der Stelle der Synagoge erbaut wurde, wurde er beauftragt, eine Fahne mit dem Marienbild und dem Stadtwappen zu malen. Auch sonst hat er die schöne Maria in einem großen Holzschnitte verherrlicht, der die Unterschrift führt: „Gantz schön bistu mein frundtin und ein mackel ist nit in dir. Ave Maria." Wie angesehen der Künstler bei seinen Mitbürgern war, geht daraus hervor, daß er im J. 1526 in den innern Rath der Stadt gewählt wurde. Zwei Jahre später war er im Friedensgerichte thätig, in welcher Stellung er verschiedene Parteizwiste beilegte. Für das Quartal Emmerani bis Geburt Christi war ihm die Bürgermeisterwürde zugedacht, was er jedoch ablehnte, da ihm von dem Herzog Wilhelm von Baiern ein großes Werk (die Alexanderschlacht) zu malen aufgetragen worden sei. In den J. 1529—30 leitete er in seiner Eigenschaft als Stadtbaumeister den Bau verschiedener Befestigungen, da man die Stadt gegen die Türken besser bewahren wollte. Im J. 1532, 27. Juli starb seine Frau und wurde in der Augustinerkirche begraben. Dasselbe Jahr noch erwarb er ein Haus mit großem Garten an der Weitolzstraße, A. Nr. 169, unweit des Judensteines.

Unterdessen aber hatte die Reformation, die in jenen Jahren den völligen Umschwung aller Verhältnisse hervorbrachte, auch in Regensburg Anklang gefunden, und A. bekannte sich zu der neuen Lehre. Er gehörte zu den 15 Rathsherren, die 19. Aug. 1533 einen Rathsbeschluß veranlaßten, wonach „dem

Herrn Dr. Johann Hiltner befohlen wurde, nach einem ehrbaren, gelehrten Prediger, der das Wort Gottes allhier predigen würde, umzufragen", und wonach in der Neupfarrkirche der neue Ritus eingeführt werden sollte. Sein Interesse an Martin Luther bekundete er auch dadurch, daß er dessen Bildniß nach einem Stiche von L. Cranach copirte. Im Jahre 1534 wurde er vom Rathe zum Verwalter des Augustinerklosters ernannt. Dieses Amt sollte er indeß nicht mehr lange bekleiden, denn er starb bereits am (oder gegen den) 12. Febr. 1538, nachdem er noch an demselben Tage sein Testament gemacht. In diesem vermachte er seine Hinterlassenschaft seinem Bruder Erhard A. zu Schwerin (jedenfalls der mecklenburgische Hofmaler dieses Namens) und seinen zwei Schwestern, von denen Magdalena an Hans Hartmann, Bürger zu Pfreimdt in der Oberpfalz, und Aurelia an Andreas Tanzer, Bürger zu Nürnberg, verheirathet war. Er wurde zu seiner Ehefrau in der Augustinerkirche begraben. Von seinem Grabstein ist noch ein Bruchstück mit der Inschrift: „Albrecht. Altdorffer. paum(eister)" im Besitze des historischen Vereines zu Regensburg erhalten.

A. war als Baumeister, Maler, Kupferstecher und Zeichner für den Holzschnitt thätig. In der ersten Eigenschaft war er, wie erwähnt, Bauherr der Stadt; jedoch lassen sich von ihm keine künstlerisch bedeutenden Bauten nachweisen. Als Maler und Stecher gehört er zu den Nachfolgern Dürer's, dessen directer Schüler er nicht unwahrscheinlich gewesen ist. Jedenfalls aber hat er sich nach ihm gebildet. Seine Composition, Zeichnung und Farbe beweisen dies durchaus. Jedoch war er kein sklavischer Nachtreter des Meisters, sondern hat sich eine besondere Richtung gewahrt, die auf das Kleine, Zierliche und Phantastische ging, weshalb ihm größere Werke nicht ebenso gelangen. Er ist der alterthümlichste der sogenannten Kleinmeister und hat auch unter diesen den wenigsten italienischen Einfluß erlitten. Bekanntlich fing dieser im Anfange des 16. Jahrhunderts an, immer bestimmter die nordische Kunst zu beherrschen, bis sich eine gänzliche Umänderung der alten Kunstweise daraus ergeben hatte. A., wie gesagt, nahm an diesem Umschwunge verhältnißmäßig weniger Antheil, als die bedeutenderen Nachfolger Dürer's, er bleibt immer eckig in seinen Bewegungen, ohne Schwung in der Composition und befreit sich nicht von der Richtung auf das Einzelne, die sich in der nordischen Kunst mehr oder weniger geltend gemacht hatte. Natürlicher Weise aber konnte er sich doch jenem neuen Geist nicht vollständig entziehen; er wendete häufig Renaissance an, wenn auch oft in sonderbaren Formen, und copirte verschiedene kleine Stiche nach Marc-Anton, dem berühmten Kupferstecher der Rafaelischen Schule. Gemalt hat er jedenfalls nicht viel; seine Thätigkeit als Bauherr, als Stecher und als Zeichner für den Holzschnitt, die Sorgfalt seiner Behandlungsweise ließen ihn wol nicht dazu kommen. Er zeichnete scharf und fein, freilich auch etwas steif und besaß einen lebhaften Sinn für das Landschaftliche, welches, sowie das Bauwerk, bei ihm eine Hauptrolle zu spielen pflegt. Das früheste datirte Bild von 1506 ist ein Christus am Kreuz auf der Burg von Nürnberg, schon vollkommen in der bekannten Manier des Meisters ausgeführt. Zwei Altäre von größerem Maßstab befinden sich im Besitze der Münchener Universität und der Galerie zu Augsburg, das letztere, im J. 1517 für die Augsburger Patricierfamilie Rehlinger gemalt, ist ohne Zweifel Altdorfer's Hauptwerk auf kirchlichem Gebiete, bunt, aber kräftig in der Farbe, steif componirt, aber von tiefem Ausdruck in den Köpfen. Die meisten Stücke des Malers befinden sich in der Pinakothek zu München, nicht weniger als fünf, worunter auch die berühmte Schlacht zwischen Alexander und Darius, die im Auftrage des Herzogs Wilhelm IV. von Baiern bestellt und im J. 1529 beendigt wurde. Im J. 1800 wurde dieselbe nach

Frankreich gebracht, wo sie Napoleon aus besonderem Wohlgefallen in seinem Badezimmer zu St. Cloud aufhängen ließ, 1815 kam sie aber wieder zurück. Dies Gemälde hat den Hauptruhm des Meisters begründet. Eine Composition in dem höhern historischen Stile, wie in der Antike oder bei Rafael dürfen wir freilich nicht suchen, wol aber finden wir eine echte Ritterschlacht mit tausenden von Figuren zu Fuß und Roß; alle Köpfe, Harnische, Gräser rc. mit unvergleichlicher Sorgfalt ausgeführt, und dahinter eine phantastische Landschaft mit Bergen, Felsen, Städten und dem Meer, in dem sich goldglühend die aufgehende Sonne spiegelt, während der Mond erblaßt, Sinnbilder des Sieges Alexanders und der Niederlage der Orientalen. Die anderen Bilder sind: „Beweinung des Leichnams Christi“, das etwas an den bekannten Kupferstich des Andrea Mantegna erinnert, „Maria mit dem Kinde“ in einer Engelsglorie auf Wolken, „Susanna im Bade“, von den Alten belauscht, mit der Jahreszahl 1526, und „Der hl. Georg“, den Drachen am Ausgange eines Buchenwaldes tödtend, vom J. 1510, das letztere wegen der zierlichen Durchführung und anspruchslosen Auffassung der Landschaft sehr merkwürdig. Reizend ist auch die Landschaft mit allegorischer Staffage, jetzt im Besitze des Herrn Fr. Lippmann in Wien, die im J. 1869 auf der Münchener Ausstellung älterer Bilder zu sehen war; sie trägt das Datum 1531.

Als Kupferstecher hat A. gegen 112 Blätter geliefert, in kleinem Format, weshalb man ihn unter die sogenannten Kleinmeister rechnet. Den bessern derselben steht er jedoch in Hinsicht der Reinheit der Striche und der stilgemäßen Composition nach. Das früheste Datum ist 1506, das letzte 1521, jedoch hat er zuverlässig auch noch später gestochen und radirt. Seine Stiche zerfallen in die gestochenen und die radirten, die ersteren, wie wir glauben, im allgemeinen in der früheren Periode seiner Thätigkeit, die letzteren in der späteren ausgeführt. Seine eigentlichen Kupferstiche behandeln im Sinne jener Zeit religiöse, antikmythologische, Genredarstellungen und Ornamente, auch zwei Bildnisse, das eine der Kopf eines Jünglings, den man für den Künstler selbst gehalten hat, vom J. 1507, und das andere der Kopf M. Luther's, eine Copie nach L. Cranach's Stich von 1521, mit beigefügter Umrahmung. Die Radirungen, gegen 51 an der Zahl, umfassen hauptsächlich eine Reihe von Vasen im Renaissancestil, zwei Abbildungen der 1519 zerstörten Regensburger Synagoge und 10 Landschaften. Diese mit leichten Strichen und feinem Naturgefühl ausgeführten Landschaften, von hohem Standpunkte aus genommen und mit reicher Zusammenstellung, sind das vollendetste, was Altdorfer's Nadel hervorgebracht. Sie rechtfertigen es, daß man ihn den Vater der Landschaftsmalerei genannt hat. Außerdem sind noch gegen 68 Holzschnitte von ihm bekannt, d. h. Blätter, die nach seinen Zeichnungen von hierzu bestellten Formschneidern in Holz geschnitten wurden. Selbstverständlich zeigen auch diese die Schwäche und die Vorzüge unseres Meisters ebenso wie die Gemälde und Stiche.

Das Verzeichniß der Gemälde, Stiche und Holzschnitte (von W. Schmidt) und die erste zuverlässige Lebensbeschreibung des Meisters (von C. W. Neumann) in Meyer's Künstlerlex. W. Schmidt.

Altdorfer: Erhard A., Maler, Baumeister und Zeichner für den Formschnitt, † nach 1570, war der Bruder Albrechts, wie sich aus dessen Testament (12. Febr. 1538) ergibt, wo von einem M. (d. h. Meister) Erhard A., Bürger zu Schwerin, die Rede ist. Er war Hofmaler des Herzogs Heinrich des Friedfertigen von Mecklenburg und begleitete im J. 1512, wo er zuerst erscheint, diesen auf der Reise zur Vermählung der Prinzessin Katharina mit dem Herzog Heinrich von Sachsen-Freiberg nach Wittenberg. Dort wird er Lucas Cranach kennen gelernt haben. Im J. 1516 malte er auf Bestellung der Herzoge

Heinrich und Albrecht von Mecklenburg (laut dem noch vorhandenen Vertrag vom 29. März 1516) um 150 fl. rhein. den Altar in der hl. Blutscapelle zu Sternberg, der aber durch den Brand des J. 1741 vernichtet wurde. 1552 bezeichnete er sich in einem Schreiben an den Herzog Johann Albrecht als „itz bawmeister". In den herzogl. Rechnungen kommt er noch 1570 vor. Gemälde und Bauwerke lassen sich nicht mehr auf ihn beziehen, dagegen werden verschiedene Holzschnitte ihm zugeschrieben, worunter zwei mit aus E. und A. zusammengesetzten Monogrammen bezeichnet sind, nämlich das fünfte Blatt (mit Einrechnung des Titels) der Lübecker niederdeutschen Bibel von 1533 und das große Turnier mit der Jahreszahl 1513. — (Meyer's Künstlerlex.)

W. Schm.

Altdorfer: Johann Jacob A., Schulmann und Prediger, zu Schaffhausen, wo sein Vater Wundarzt war, im März 1741 geboren, † daselbst 30. Mai 1804. Er studirte zu Basel und reiste darauf als Informator mit seinem Zögling von 1768—71 in Deutschland; 1769—70 hielten sie sich in Göttingen auf und er trat dort namentlich Schlözern näher. 1772 ward er in seiner Heimath Pfarrer zu Buch, 1776 Professor der Philosophie am Colleg zu Schaffhausen, 1778 Lehrer und 1782 Rector an der Lateinschule; später auch Professor der Theologie und Examinator. Zugleich predigte er am Münster. Schon als Jüngling mit Lavater befreundet, stand er auch zu Gleim, Jerusalem, Ebert, der Karschin u. A. in persönlichen und brieflichen Beziehungen. Als Theologe hing er einer freisinnigen, mehr der Innigkeit des religiösen Gefühls als den Dogmen zugewandten Richtung an. Als Pädagoge reformirte er seine Schule im Geiste der Zeit, indem er den Kreis der Lehrgegenstände über den streng humanistischen Stoff hinaus erweiterte und die Methode statt einseitiger Gedächtnißbildung mehr auf Entwickelung des Verstandes richtete. Unter den Schriftstellern waren Klopstock, Richardson in der Clarissa, Gellert, Lessing und Herder seine Lieblinge. — Seine Briefe zeigen einen stark empfindsamen Ton. Seine Gedichte sind außer einer Idylle im Gesner'schen Stil, durchweg in gereimten jambischen Versen verfaßt; nur der Strophenbau verräth manchmal die Schule der Oden. Der Inhalt zeigt nicht sowol eine edle als eine biedere Persönlichkeit, ist mehr empfindungsvoll als schwungvoll und auch im Schwunge verläugnet sich die im Grunde nüchterne Verständigkeit nicht. Das meiste davon ist im besseren Sinne Gelegenheitspoesie; A. dichtet nur, wenn ein Begegniß ihn besonders anregt. Wohlthuend berührt wird man von dem kräftigen Ausdruck der Vaterlands- und Freiheitsliebe. Auf das bekannte Gedicht der Karschin, in welchem sie Zimmermann's zitterndes und verstummendes Staunen beim Anblick Friedrichs des Großen schildert, antwortet er mit einer Verwahrung des freien „Helvetiers" gegen solche vergötternde Empfindungsweise. Mit warmer Begeisterung dagegen besingt er Kaiser Joseph II. bei dessen Aufenthalt in Schaffhausen: Freiwilliges Lob töne aus freigeborenen Seelen auch dem Herrscher, „wenn Menschlichkeit und Vaterliebe seiner Völker ihn beseelen". — Die Freiheit der Franzosen aber erscheint ihm schon 1793 als eine „Aftergöttin mit dem Taumelbecher Anarchie". Erst nach seinem Tode wurden seine bescheiden zurückgehaltenen Schriften von seinem Vetter Joh. Jac. Altdorfer in 2 Bänden veröffentlicht (Winterthur 1806), deren erster nebst einer Biographie Gedichte und prosaische Aufsätze, der zweite Predigten enthält. v. Liliencron.

Alten: Karl August Graf von A., geb. 20. Oct. 1764, † 20. April 1840, ein ausgezeichneter hannoverischer General während der Zeit der Napoleonischen Kriege, dessen Umsicht und Tapferkeit namentlich der Herzog von Wellington einen großen Theil seiner militärischen Erfolge auf der pyrenäischen Halbinsel zu verdanken hat. Er ward 1776 Page, 1781 Fähndrich, 1785 Lieutenant und 1790 Adjutant des

kurhannöverischen Feldmarschalls v. Reden. Im J. 1793 ward er in gleicher Eigenschaft bei dem Feldmarschall v. Freitag, welcher ein Corps von 13000 Hannoveranern befehligte, das zu der in den Niederlanden gegen Frankreich aufgestellten Armee gehörte, angestellt. Hier nahm er Theil an den Schlachten von Famars und Handscoten, an der Belagerung von Valenciennes, und gehörte darauf zu der Besatzung von Maine, die sich 1794 unter General v. Hammerstein so ruhmwürdig durch das französische Belagerungsheer durchschlug, wofür er 1795 zum Major und 1800 zum Oberstlieutenant avancirte. Als Napoleon 1803 durch Mortier Besitz von dem Kurfürstenthum Hannover nehmen ließ und die hannöverische Armee nach den Capitulationen von Sulingen und Artlenburg vollständig aufgelöst wurde, ging A. nach England, woselbst er nach Bildung der sog. englisch-deutschen Legion als Oberst zum Befehlshaber einer leichten Brigade ernannt wurde. Als solcher zeichnete er sich ganz besonders aus bei den Expeditionen nach den Küsten des nordwestlichen Deutschlands unter Lord Cathcart, nach Rügen und nach Kopenhagen. Im J. 1808 ward er Generalmajor, und gehörte mit seiner Brigade zu demjenigen Heere Wellington's, welches Portugal von dem Einfall der Franzosen unter Junot durch die Schlacht von Vimieira 20. Aug. 1808 befreite. Von hier aus deckte sodann A. später mit großer Umsicht den nach der verfehlten Expedition der Engländer nach Spanien nöthig gewordenen Rückzug des Generals Moore nach Corunna. Im J. 1809 ward er mit seiner leichten Brigade unter die Befehle des Lords Chatham gestellt, welcher die völlig verunglückte Unternehmung gegen Vliessingen commandirte, und befehligte dann, nach England zurückgekehrt, diejenigen Truppen, welche in der Grafschaft Sussex gegen eine beabsichtigte Landung der Franzosen in England aufgestellt waren. Vom J. 1811 an, wo er seine Truppen wiederum mit dem Heere Wellingtons in Spanien vereinigte, beginnt die ruhmwürdigste Periode seines Lebens. Mit bei den Engländern ungewöhnlicher Auszeichnung wird sein Name genannt wegen seines Verhaltens bei der Belagerung von Badajoz unter Lord Beresford; in der Schlacht bei der Albuera, 16. Mai 1811; bei Busaco; bei Salamanca, 22. Juli 1811; bei Vittoria, 21. Juni 1813; bei den Pyrenäen; bei Nivelle, Nive, Orthez und Toulouse, 10. April 1814. Im J. 1814 ward A. Generallieutenant und befehligte als solcher das ganze hannover'sche Contingent, welches nach dem mittlerweile abgeschlossenen ersten Pariser Frieden dem großen Beobachtungsheere einverleibt wurde, welches unter dem Herzoge von Wellington in den Niederlanden aufgestellt war. In den Entscheidungsschlachten des kurzen Feldzuges von 1815 deckte A. nach dem Gefechte von Quatrebras den Rückzug der sich auf das Hauptheer zurückziehenden Corps, und ward dann in der Schlacht von Waterloo 18. Juni im Centrum der Schlachtlinie Wellingtons placirt. Durch die heldenmüthige Vertheidigung der vor derselben belegenen Meierei La Haye Sainte durch das zweite leichte Bataillon seiner Division unter dem Major Baring ward der Hauptangriff Napoleons auf die Fronte der Engländer, der gerade die Sprengung des Centrums beabsichtigte, um fast 3 Stunden verzögert, — eine unschätzbare Zeit, — indem sie bezweckte, daß man auf diese Weise bis zur rechtzeitigen Ankunft der Preußen genug frische Kräfte ins Gefecht zu führen hatte, um allen Bemühungen Napoleons zu widerstehen. A., der allenthalben, wo es Noth that, persönlich zugegen war, trug eine schwere Verwundung am Bein davon. Für sein ausgezeichnetes Verhalten ward er von seinem Könige zum Grafen und General der Infanterie erhoben, und zum Commandeur des bei der Besatzungsarmee in Frankreich befindlichen hannover'schen Contingents ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis 1818; nach seiner Rückkehr nach Hannover ward er Minister der auswärtigen Angelegenheiten und General-Inspecteur der Armee. Als er in dieser Stellung 24. Juli

1831 sein 50jähr. Militärdienst-Jubiläum feierte, erhielt er von allen Seiten die schmeichelhaftesten Anerkennungen seiner Verdienste. Als 1837 Hannover von der Verbindung mit England gänzlich getrennt wurde, und mit dem Herzog von Cumberland, Ernst August, seinen eigenen König erhielt, nahm dieser A. auf dessen eigenen Wunsch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab, behielt ihn jedoch zu seinem Kriegsminister. Auf einer Reise, die er bald darauf seiner Gesundheit wegen nach Italien antrat, starb er zu Botzen in Tirol. Sein Standbild, in Erz gegossen, und am Eingange des Waterlooplatzes zu Hannover aufgestellt, erhält sein Andenken bei den Nachkommen.

Vgl. L. Beamish, Geschichte der königl. deutschen Legion. 2 Thle. 1837.

Schaumann.

Altena: Adolf, Graf von A., dem alten Gaugrafengeschlechte im Heldachgau, Vögten der Abteien Deutz und Werden, entstammend, nahm gegen 1100 von der nun zerstörten Burg über dem Städtchen Altena an der Ruhr in Westfalen (Regierungsbezirk Arnsberg) diesen Namen an. Sein Bruder Eberhard gilt für den Gründer der Burg Berg a. d. Wupper und der zu ihren Füßen liegenden prächtigen Abtei Altenberg. Dies gräfliche Haus hat für die deutsche Geschichte insofern Bedeutung, als aus ihm die Dynastie hervorgegangen ist, welche die später geeinigten Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg und die Grafschaften Mark und Ravensberg beherrschte und durch weibliche Erbfolge an das brandenburgisch-preußische Haus brachte. Adolfs Enkel theilten seine Besitzungen in Westfalen und am Rhein. Von dem jüngeren, Engelbert, entsprangen die 1218 erloschenen älteren Grafen von Berg. Der ältere, Eberhard, begründete durch seine beiden Söhne: Friedrich die Grafen von der Mark und Arnold das Haus der Grafen von Isenburg a. d. Ruhr und Limburg a. d. Lanne, welche noch heute in den Grafen von Limburg-Styrum fortblühen. Die Hauptlinie der Grafen von der Mark hat namentlich durch Adolf, † 1249, eine zahlreiche und mächtige Nachkommenschaft hervorgebracht. Von ihm stammen die Herren von Arenberg zweiten Stammes, (vgl. den Artikel Joh. v. Arenberg) und die aus jenen hervorgegangenen Herzoge von Bouillon, Grafen von der Mark und Schleiden, welche in ihren letzten Zweigen 1773 erloschen; ferner das ganze mächtige Haus der Herzoge von Jülich, Cleve und Berg mit der französischen Nebenlinie der Herzoge von Nevers, welches 1609 ausstarb und zu langen erbitterten Successionskriegen Veranlassung gab. (Vgl. die Artikel Berg, Cleve, Jülich und Mark.)

L. Eltester.

Altenburg, Dietrich, Burggraf von A., Hochmeister des Deutschen Ordens, erwählt 3. Mai 1335, † zu Thorn 6. Oct. 1341. Ein jüngerer Bruder des letzten Burggrafen von Altenburg (Albrecht IV. † 1329) aus dem bedeutenden pleißnischen Dynastengeschlecht, war er bald nach dem Anfange des 14. Jahrhunderts in den Deutschen Orden getreten und hatte sich lange in verschiedenen hohen Stellungen, zuletzt in der des obersten Marschalls, namentlich in den polnischen Kriegen rühmlich hervorgethan. Bei seiner Meisterwahl schien es, als sollte der bittere Streit mit Polen ebenso wie das mit ihm im engsten Zusammenhange stehende Zerwürfniß mit der Curie zu friedlichem, freundlichem Ausgleich gelangen. Der junge polnische König Kasimir dachte, entgegen den Tendenzen seines verstorbenen Vaters und der Gesinnung des größten Theiles seiner Magnaten, das Hauptgewicht seiner Regierung auf die innere Entwickelung und Hebung seines Landes und Volkes zu legen und hatte, wie er anderen benachbarten Fürsten sich freundschaftlich genähert, so auch mit dem vorigen Hochmeister Luther von Braunschweig einen Waffenstillstand geschlossen, der noch nicht abgelaufen war. Eine ähnliche Umwandlung der augenblicklichen Beziehungen zum päpstlichen Hofe hatte ebenfalls ein Personenwechsel hervorgerufen: der

eben erwählte neue Papst hatte dem Orden sehr freundliche Gesinnungen zu erkennen gegeben und dem Könige den Wunsch nach Herstellung eines guten Verhältnisses zwischen beiden Parteien ausgesprochen. Als im November 1335 die drei Könige von Polen, von Böhmen und von Ungarn, von denen die beiden letzteren vor einem Jahre zu Schiedsrichtern der polnisch-preußischen Streitfrage eingesetzt waren, auf der ungarischen Burg Wissegrad zusammenkamen, um ihre eigenen Verhältnisse endgültig zu ordnen, gelang es Ordensgesandten mit Unterstützung des Böhmenkönigs Johann, der sich stets, auch Polen gegenüber, als ein Freund und Förderer des Ordens zeigte, Kasimir zur Annahme der vom Orden gestellten Bedingungen zu bewegen: er sollte auf Pommerellen, den Hauptgegenstand des Streites, verzichten und die von den Deutschen eroberten Lande Dobrzin und Kujawien zurückerhalten. Dieses aber war nicht nach dem Sinne der Mehrzahl der polnischen Magnaten und Geistlichen, deren Deutschenhaß die päpstlichen Nuntien zu schüren nicht unterließen, so daß der Reichstag die Annahme des Schiedsurtheils verweigerte. Als der Hochmeister im Anfange des folgenden Jahres, durch einen großen Zuzug von Kreuzfahrern veranlaßt, eine Kriegsreise nach Samaiten unternahm, ließ sogar Kasimir von den Seinigen einen verheerenden Einfall in's Ordensgebiet machen. Es half auch nicht weiter, daß er darauf, mehrseitig gemahnt, von Neuem versprach an dem Urtheil von Wissegrad festzuhalten, auch nicht daß er, als im Winter 1337 König Johann persönlich dem Orden ein Kreuzheer bis an die Landesgrenze zuführte, in seiner und des Hochmeisters Gegenwart dauernde Waffenruhe zusicherte, denn trotzdem wurden seine Großen um nichts willfähriger, und dazu war es dem Nuntius inzwischen gelungen, nicht zum wenigsten durch die Geldsummen, die er aus Polen nach Avignon schicken konnte, auch den Papst wieder ganz auf die andere Seite hinüberzuziehen. Benedict beauftragte den Nuntius mit der Wiederaufnahme des Processes gegen den Orden, griff aber dabei auf den dem Orden durchaus ungünstigen und schließlich doch von beiden Seiten verworfenen Urtheilsspruch von 1321 zurück. Andererseits stand der Orden in sehr nahen Beziehungen zu Kaiser Ludwig, dessen Stellung im Reiche damals gerade dauernde Festigkeit gewinnen zu wollen schien: wie der Kaiser dem Orden vor einem Jahre dadurch seine Gunst bewiesen hatte, daß er ihm kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit ganz Littauen und alle angrenzenden Heidenlande schenkte, so verbot er ihm jetzt, da er von römischen Kaisern und Königen gestiftet und zu des Reiches und des Glaubens Vertheidigung bestimmt sei, auf irgend eines seiner Lande oder Rechte zu verzichten und fremder Gerichtsbarkeit sich zu unterwerfen. Thatsächliche Hülfe freilich gewährte das nicht, und als der Hochmeister zu dem Gerichtstage in Warschau nicht selbst erschien, sondern nur Bevollmächtigte sandte, um gegen das Verfahren zu protestiren, gingen die Richter ruhig ihren Weg und erklärten (Februar 1339) ihn und seine Beamten dem Banne verfallen, zur Herausgabe aller von Polen beanspruchten Landschaften und zur Zahlung von fast 200000 Mark Silber Schadenersatz verpflichtet. Ein so maßloses Urtheil machte selbst den Papst, der gleichzeitig ein die Sachlage von der anderen Seite darstellendes Schreiben dreier preußischer Bischöfe erhielt, stutzig, so daß er die Bestätigung des Spruches abschlug und vielmehr einen polnischen, einen preußischen und einen deutschen Bischof bestimmte, welche eine neue Untersuchung vornehmen und einen Ausgleich zu Wege bringen sollten, für den er eine im Wesentlichen den Forderungen des Ordens entsprechende Grundlage angab. Noch ehe diese neuen Richter an ihre Aufgabe gehen konnten, starb aber der hochbetagte Hochmeister, nachdem er sich eben zu einem auf Betrieb des Böhmenkönigs anberaumten Verhandlungstage nach Thorn begeben hatte, nach kurzem Krankenlager. — Heidenfahrten, und zwar nach Samaiten,

wurden unter der Regierung Dietrich's v. A. zwar auch fast alljährlich unternommen, er selbst jedoch zog nur noch auf der erwähnten ersten mit; erreichte aber, obgleich auch einmal ein größerer Sieg erfochten wurde, doch auch durch sie nichts.

Der betr. Quellenstoff hat in neuester Zeit in dem 2. und 3. Bde. der SS. Rerum Prussicarum eine vorzügliche Bearbreitung erfahren. — Vgl. J. Voigt, Geschichte Preußens, IV. S. 520—85. Caro, Gesch. Polens, II. S. 175 ff. Braun, Gesch. d. Burggrafen von Altenburg, Altenb. 1868. Lohmeyer.

Altenburg: M. Michael A., protest. Theologe und Componist, geb. 1583 zu Tröchtelborn in Thüringen, 1608 Pfarrer zu Ilversgehofen und Marpach bei Erfurt, 1610 in seinem Geburtsorte, 1621 zu Gr. Sömmerda, 1631 flüchtig und ohne Unterhalt, 1637 endlich zu Erfurt Diaconus bei den Augustinern und dann 1638 Pfarrer an der Andreaskirche, gest. in diesem Amte am 12. Febr. 1640. Neben seinen Amtsgeschäften componirte er fleißig kirchliche Tonstücke verschiedener Art, und folgende Werke von ihm sind in den Jahren 1608—23 zu Erfurt im Drucke erschienen: das 53. Cap. des Jesaias, angeh. Bernardi Passio etc. 8 voc., 1608. Hochzeits-Motetten 7 voc., 1613. Musikal. Schirm und Schild der Bürger &c. oder der 55. Psalm 6 voc., 1618. — Christl. liebl. und andächt. neue Kirchen- und Haus-Ges. 5, 6 und 8 voc., 3 Thle., 1620—21. — Intraden 6 voc. (5 Instrumentalst. mit einem Choralges.), 1620. — Cantiones de adventu 5, 6 und 8 voc., 1621 — Musikal. Weihnachts- und Neujahrs-Zierde 4—9 voc., 1621. — Musikal. Festges. Th. III. IV., 5—14 voc., 1623; (Th. I. II. sind nicht bekannt. Vgl. Gerber N. Lex.). Er war auch Componist geistl. Lieder-Melodien, deren eine Anzahl mit ebenfalls von ihm verfaßten Tonsätzen in das Gothaische Cantional (1646—47) aufgenommen wurde und in kirchl. Gebrauch überging; drei derselben („Herr Gott, nun schleuß den Himmel auf", „Herr Gott Vater, ich glaub' an dich", „Jesu, du Gottes Lämmelein") finden sich noch im Schicht'schen Choralbuche, wiewol in veränderter Gestalt. S. Winterfeld, Kirchengesf. II. 78 ff. Ob A. auch der Dichter einiger dieser Lieder sei, ist zwar nicht mit Sicherheit erwiesen aber doch wahrscheinlich. Von ihm scheinen zu sein: „Aus Jacobs Stamm ein Stern sehr klar"; „Was Gott thut das ist wohlgethan, kein einzig Mensch ihn tadeln kann"; und vor allem: „Verzage nicht, o Häuflein klein", Gustav Adolfs Schwanenlied genannt, weil es der Held vor der Lützener Schlacht von seinem Heere anstimmen ließ. (Vgl. Dr. Gefffen's Schrift hierüber, Hamb. 2. Aufl. 1856 und C. Reinthaler, Gedenkblatt zur Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Nürnberg 1862).

v. Dommer u. P. Pressel.

Altensteig: Johann A., Humanist und Theologe, geb. gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Mindelheim in Schwaben, † nach 1523. Er studirte in Tübingen unter Heinrich Bebel Poetik und Rhetorik, trat dort selbst als Lehrer auf und unterrichtete von 1508 an die Klosterzöglinge zu Polling in Philosophie und Theologie. Einige Jahre später empfing er die Priesterweihe und bezog eine Kirchenpfründe zu Mindelheim, wo er, im Augustinerkloster gleichfalls lehrend und in naher Beziehung zum Augsburger Bischof Christoph von Stadion stehend, noch 1523 lebte. A. wirkte für Reinigung der Lateinsprache von der Verwilderung damaliger Zeit, für Veredlung derselben in Wortformen und Stil, und schrieb zu diesem Zwecke seinen „Vocabularius", zuerst Hagenau 1508, dann oft gedruckt, sein „Opus pro conficiundis epistolis", Hagenau 1512, u. A., für theologische Bildung aber den „Vocabularius theologiae". Hagenau 1517.

F. A. Veith, Bibliotheca Augustana, Alphab. IV., p. 151. Fr. Toepsl, Informatio de Canonia Pollingana, 1760, p. 87. Steichele.

Alter, Franz Karl A., vielseitiger Linguist, geb. zu Engelberg in Schlesien am 27. Jan. 1749, † in Wien 29. Mai 1804. Seine Vorbildung erhielt er

auf dem Gymnasium zu Olmütz und trat 1766 in den Jesuitenorden. Nach Aufhebung des Ordens begab er sich nach Wien, wo er zuerst als Gymnasiallehrer verwendet, sodann 1779 zum Custos an der Universitätsbibliothek ernannt wurde; als solcher hielt er auch Vorträge an der Universität über Diplomatik. Bedeutender als seine Lehrthätigkeit war Alter's schriftstellerische Wirksamkeit, die von einem seltenen Umfang linguistischer Kenntnisse zeugt. Er war in vielen orientalischen Sprachen bewandert, ein sehr tüchtiger Slavist, als Hellenist war er fast der einzige seines früheren Ordens, der sich einen geachteten Namen erworben hat. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften und Aufsätze hat er selbst im Anhang zur Ausgabe der „Iliade“ begonnen und in späteren Schriften fortgesetzt; der dritte Nachtrag zu seinem „Beitrag zur Diplomatik“ (1801) weist 165 Nummern auf, deren Titel schon beweisen, daß der rastlos thätige Mann nicht blos sehr viele Kenntnisse besessen, sondern sie auch in fruchtbarer Weise an interessanten Stoffen zu verwerthen gewußt hat. Alter's Hauptarbeiten sind die erste Originalausgabe des wichtigen „Chronicon“ des Georgios Phrantzes (1796), des griechischen Neuen Testaments (1787) und der Homerischen Gedichte (Ilias 1789, Odyssea etc. 1794) mit revidirter lateinischer Uebersetzung; ferner: „Ueber Georgianische Litteratur“, Wien 1798, „Philologisch-kritische Miscellaneen“, Wien 1799 (besonders über slavische Sprachen), „Beitrag zur praktischen Diplomatik für Slaven“, Wien 1801.

Wurzbach, Biographisches Lexikon von Oesterreich I. 16.

Halm.

Altfrid, vierter Bischof der von Ludwig dem Frommen gestifteten Hildesheimer Kirche (851—874), ein Niedersache, folgte auf Ebbo, dessen Weihen er für ungiltig erklärte, weil derselbe von dem Erzbisthume Reims ungesetzlicher Weise zum Bisthum Hildesheim übergegangen war. Vorher scheint er dem Kloster Korvei angehört zu haben. A., dessen Scharfsinn und geistige Gewandtheit höchlich gerühmt werden, spielt unter Ludwig dem Deutschen vielfach als Staatsmann eine hervorragende Rolle und es ist dies um so bemerkenswerther, als er dem sonst spröde sich absondernden sächsischen Stamme entsprossen war. Wir finden ihn zuerst auf der Mainzer Synode von 852, sowie auf einer zweiten im Oct. 857, dann auf dem Friedenscongresse zu Koblenz, welcher im Juni 860 das gestörte Einvernehmen der drei fränkischen Theilreiche wiederherstellte und bei den zu dem gleichen Zwecke im J. 862 gepflogenen Verhandlungen zwischen Ludwig und Karl dem Kahlen, die zu einer Zusammenkunft beider mit Lothar zu Sablonieres führten. Abermals im Sinne der Vermittelung besuchte er den westfränkischen Reichstag zu Pistres 864 und trat gleich darauf im Febr. 865 zu Thousey bei Tull in Gemeinschaft mit dem Erzbischofe Liutbert von Mainz als Bürge für den Bundesvertrag ein, den Ludwig und Karl mit einander abgeschlossen. Jener befragte ihn bei diesem vertrauten Beisammensein neben dem gelehrten Hinkmar von Reims über eine schwierige Psalmenstelle und im Namen beider Könige übernahm er mit dem Bischofe von Chalons eine Gesandtschaft an Lothar, ihren Neffen. Nachdem er 868 das Wormser Concil mitgemacht hatte, das vorzüglich gegen die griechische Kirche sich wendete, wirkte er im Jan. 870 bei der Wahl und Weihe Williberts zum Erzbischofe von Köln mit, die für die Sicherung Lothringens von wesentlichem Werthe war und bewog bald darauf Karl den Kahlen zu einem Theilungsvertrage über die Erbschaft Lothars II., welcher den deutschen Ansprüchen gerecht wurde, indem er die Grenze bis über Metz erweiterte. Wiederum im Gefolge seines Herrn verhandelte A. im Aug. 871 zu Maestricht mit dem westfränkischen Könige, um die Anerkennung Willibert's auf dem Kölner Stuhle zu erwirken. So in den Reichsgeschäften unermüdlich thätig und auch im Westreiche in gutem Ansehen stehend

— Hinkmar von Reims übertrug ihm die Aufsicht über die in Thüringen gelegenen Besitzungen seiner Kirche — vernachlässigte er doch die nächsten Interessen seines Sprengels und seine Hirtenpflichten in keiner Weise. Vor allem erbaute er in Hildesheim selbst, das bisher nur eine Capelle besessen, ein neues und stattliches Münster, das nach langen Jahren am 1. Nov. 872 zu Ehren der Jungfrau eingeweiht wurde. Er stiftete ferner außerhalb seiner Diözese das Frauenkloster Essen, in welchem Altfrid's Andenken besonders lebendig geblieben ist, weil er dort seine letzte Ruhestätte fand. Die Stiftung, deren Jahr uns unbekannt ist, wurde auf einer Kölner Synode im Sept. 873 bestätigt. Viel zweifelhafter ist die ihm gleichfalls zugeschriebene Begründung des Nonnenklosters Lammspringe. Mitgewirkt hat A. endlich noch bei den Anfängen des Klosters Gandersheim, zu welchem Graf Liudolf in seinem Sprengel den Grund legte, aber die Vollendung fiel über seine Lebenszeit hinaus. Als ein um das Reich wie um die Seinen hochverdienter Mann starb A. am 15. Aug. 874 und noch nach seinem Tode genoß er so große Verehrung, daß man an seinen Gebeinen in Essen wunderbare Heilungen sich vollziehen sah.

Vgl. H. A. Lüntzel, Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim I. 16—35, Hildesheim 1858; Dümmler Geschichte des ostfränkischen Reichs I.

E. Dümmler.

Althamer: Andreas A., (mundartlich aus Altheimer; auch Brentius, Gundelfingius, Palaeosphyra), Humanist und Theolog der Reformationszeit. Geb. zu Ausgang des 15. Jahrh. in Brenz unfern Gundelfingen an der Donau, einem Dorf im jetzigen Württembergischen Amt Heidenheim, geschult in Augsburg, wurde er 1518 in Tübingen inscribirt, bezog aber bald die Universität Leipzig. Frühe war sein Studium, damals eine Seltenheit, der deutschen Geschichte mit patriotischer Begeisterung zugewandt, wovon sein Commentar zu Tacitus Germania (öfter aufgelegt, erstmals 1529) ein beachtenswerthes Zeugniß ist. 1521—22 ist A. Lehrer in Schwäb. Hall, darnach „Provisor" in Reutlingen, spätestens seit 1524 aber, ohne daß man wüßte, wann und wo er Priester geworden, Helfer in Schwäb. Gmünd. Als Neuerer, zumal er in die Ehe getreten, von der altgläubigen Partei hart angefochten, sah er seinen lutherischen und demokratischen Anhang unter den Wirren des Bauernkriegs eine Zeit lang siegen, bis er nach dem Einrücken bündischer Besatzung im Sommer 1525 fliehen mußte. Er ging nach Wittenberg, wo er am 18. Oct. 1525 ins Album der Universität eingetragen wurde: Andreas Althamer de Gundelfingen. Als eifriger Lutheraner, der fortan Schrift um Schrift gegen die Schweizer, Sam u. A. ausgehen läßt und dafür von diesen derb mitgenommen wird, kehrt A. 1526 nach dem Süden zurück, zunächst als Pfarrer in Eltersdorf bei Erlangen. Noch in demselben Jahre wird er in Nürnberg Diaconus zu St. Sebald, wohnt im Jan. 1528 der Berner Disputation als Vertheidiger der lutherischen Nachtmahlslehre bei und kommt im Sommer dieses Jahrs als Pfarrer und Hofdiacon des Markgrafen Georg nach Ansbach. Um die Reformation des Fürstenthums machte er sich gleich 1528 verdient durch Mitwirkung zu der von Brandenburg-Ansbach und Nürnberg in Schwabach gemeinsam aufgerichteten Visitationsordnung, sowie durch Abfassung eines guten kleinen Katechismus, welchen er mit seinem Collegen Rürer den Geistlichen, Hausvätern und Kindern der Markgrafschaft widmete (wieder abgedruckt in Hartmann, Aelteste Katechet. Denkm. d. ev. Kirche 1844.) Sonst verdient unter seinen theologischen Schriften etwa noch Erwähnung ein biblisches Reallexicon: „Sylva biblicorum nominum", Nürnb. 1530 u. öfter. Der Frankfurter Convent 1539 erwählte auch A. unter die Gelehrten beider Religionsparteien, welche in Nürnberg über die kirchliche Einigung berathen sollten, aber nicht zusammenkamen. Von da an fehlen sichere Nachrichten über ihn. Nach

den einen ist er um 1540 gestorben, nach andern noch 1544 in Ansbach gewesen und später nach dem schlesischen Fürstenthum seines Markgrafen von Brandenburg übergesiedelt, wo er 1564 als erster Geistlicher von Jägerndorf gestorben sei.

A. Althameri vita . . cur. Jo. Arnoldi Ballenstadii. Wolfenb. 1740 (mit Althamer's Bild), ergänzt durch Zimmermann, Bauernkrieg 2. A. II. 471 f. Förstemann, Album acad. Viteb. Will, Nürnberg. Gelehrtenlex.

Hartmann.

Althann: Maria Anna Josepha Gräfin von A., geb. als Marchesa Pignatelli zu Alcudia in Spanien 26. Juli 1689, † als Pallast- und Sternkreuzordensdame zu Wien 1. März 1755. Sie kam 1711 im Gefolge König Karls VI. aus Spanien nach Wien, wo sie, mit dem Grafen Mich. Jos. Althann vermählt, als Beschützerin der Kunst und Wissenschaft eine hervorragende Rolle spielte. In ihrem Hause sah man Männer wie Gottfr. Bessel, die Brüder Pez, Apostolo Zeno, Metastasio, Garelli. Eine freilich kaum glaubliche Sage läßt sie sogar nach Althann's Tode (1722) heimlich mit Metastasio vermählt sein. Sie war an Schönheit, Herz und Geist gleich ausgezeichnet. (Wurzbach, Biogr. Lex.)

v. L.

Althann: Michael Adolf v. A., österr. Feldmarschall, geb. 1574, † zu Wien 3. Mai 1638. Das Geschlecht der Althann, welches sich von einem Dietmar v. Thann ableitet, der 1217 bei Ptolemais Herzog Leopolds Leben gerettet haben soll, hat eine Reihe von Mitgliedern aufzuweisen, welche sich im Felde hervorthaten. Michael Adolf, schon im 29. Jahre Oberst, hat sich besonders in den Türkenkriegen in Ungarn, z. B. bei der Eroberung Stuhlweißenburgs und der Vertheidigung Grans ausgezeichnet. 1607 zum Feldmarschall ernannt, ward er, als der erste seines Geschlechtes, unter dem 14. Juni 1610 in den Grafenstand erhoben. Kaiser Matthias brauchte ihn wiederholt zu Gesandtschaften an Betlen Gabor und an die Pforte. Mit letzterer unterhandelte er den Frieden vom 7. Sept. 1627. (Hirtenfeld u. Meynert, Oesterr. Mil. Convers. Lex.)

v. Janko.

Althaus: Theodor A., politischer Schriftsteller, geb. zu Detmold 22. Oct. 1822, † zu Gotha 2. April 1852. Aeltester Sohn des Generalsuperintendenten A. und durch seine Mutter Enkel des Bischofs Dräseke, widmete er sich in Bonn, Jena und Berlin dem Studium der Theologie und Philosophie. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit in den Jahren 1846 und 47, in zahlreichen Artikeln der Weserzeitung und ihres Sonntagsblattes niedergelegt, galt vorzugsweise der kirchlichen Bewegung. Mit dem März 1848 widmete er sich ganz der Tagespresse und der Politik: erst in Bremen, wo aber die von ihm redigirte Bremer Zeitung in Folge seines Radikalismus keinen Boden gewinnen konnte, dann in Hannover, wo sie als Zeitung für Norddeutschland wiedererstand und sich mehr der Vertretung der concreten nationalen Aufgaben annahm. Die Reichsverfassungskämpfe des J. 1849 rissen A. in ihren Strudel. Sein Leitartikel vom 13. Mai, der, wenn auch ohne allen Erfolg, zur Einsetzung eines Landesausschusses für Durchführung der Deutschen Reichsverfassung aufrief, zog ihm eine Verurtheilung zu zweijährigem Staatsgefängniß wegen Aufforderung zum Staatsverrath zu. Im Nov. 1849 nach Hildesheim abgeführt, wurde er im Mai 1850 begnadigt. Das aus dieser Zeit stammende Buch: „Aus dem Gefängniß“ (Bremen 1850) enthält neben Poesien und politischen Charakteristiken das idealdemokratische Programm des Autors, das auf Socialismus und humanen Universalismus hinausläuft. Eine Stelle als Lehrer der freien Gemeinde zu Hamburg konnte er in Folge seiner Ausweisung nicht antreten. Für

körperliche Leiden, die durch die Haft verschlimmert waren, Heilung suchend, starb er in Gotha.

Weserzeitung v. 13. Mai, Zeitung f. Norddeutschl. v. 13., Berl. Nationalzeitung v. 22. April 1852. Briefwechsel und Gespräche Alex. v. Humboldt's mit einem jungen Freunde (Friedrich A., Bruder von Th. A.), Berlin 1861.

F. Frensdorff.

Althofer: Christoph A., lutherischer Theologe, geb. 9. Nov. 1606 zu Hersbruck, † 11. Mai 1660. Er studirte in Altorf, Wittenberg, Leipzig, besonders aber in Jena, wo er der theologischen Richtung der sog. johanneischen Trias Joh. Gerhard, Joh. Major, Joh. Himmel sich anschloß. Als „ächter Gerhardianer" wird er 1629 zu einer theol. Professur und zum Diaconat nach Altorf berufen, wo er des ehrwürdigen Saubert College und kindlicher Verehrer wurde. Sein geistliches Amt legte er 1637 nieder aus Gewissensbedenken über die Mißbräuche des lutherischen Beichtwesens, erlangt 1639 zu Jena mitten im Kriegssturm die theol. Doctorwürde, geht 1644 als brandenburgischer Kirchenrath und Generalsuperintendent nach Culmbach, und stirbt daselbst. Verzeichnisse seiner theologischen Schriften (worunter Commentare zu paulinischen Briefen, eine Evangelien-Harmonie, besonders aber Streitschriften gegen Katholiken und Calvinisten, Predigten u. a.) s. bei Zeltner Bibl. theol. Altorf. p. 268 ff.; vgl. auch Will, Nürnberger Gel. Lex. Bd. I. S. 26. V. S. 27; Witten, Mem. theol. p. 1487; Tholuk, Akad. Leben S. 26.

Wagenmann.

Althusius: Johannes A., geb. 1556 (?) in Ostfriesland oder in der Grafschaft Wittgenstein. 1590 Professor der Rechte zu Herborn; ob auch am akademischen Gymnasium zu Steinfurt ist zweifelhaft. 1601 Syndicus der Stadt Emden. 1627 Senior des dortigen Kirchenraths, noch 1637 im Amt. Todesjahr ungewiß. Seine Schriften sind hervorragend durch Dialektik und systematische Methode. Die „Jurisprudentiae romanae methodice digestae libri II" (Basil. 1586. 1589. Herborn 1592. 1599 u. öfter bis 1688) und ihre weitere Ausführung: „Dicaeologicae libri III" (Herborn 1617 ? Francof. 1618 und 1649) sind vollständige Systeme des Römischen Rechts in einer knappen dialektischen Form, welche sie von den meisten gleichzeitigen Versuchen ähnlicher Art unterscheidet. Seine „Politica methodice digesta" (Herborn 1603, Arnhem 1610, Gröningen 1610 u. ö.), das erste ausführliche System der Politik, leitet aus göttlichen (Bibel) und menschlichen Satzungen, aus Geschichte und Vernunft, das Recht der universalis politica consociatio ab, summos magistratus und seine Ephori einzusetzen, die Gewalt der Ersteren zu bestimmen und dem Mißbrauch derselben durch die Ephoren Widerstand zu leisten. Er polemisirt mehrfach gegen Bodin und berührt sich übereinstimmend mit H. Languet's Vindiciae contra tyrannos. Seinen politischen Maximen gemäß ist er ein eifriger Verfechter der Rechte Emdens in den langjährigen Streitigkeiten und Kämpfen mit den Grafen von Ostfriesland. Man pflegt ihn in späterer Zeit zu den sog. Monarchomachen zu zählen, nennt ihn aber ungenau einen Vertreter der Volkssouveränetät. — Seine „Civilis conversationis libri II" (Hanov. 1601, 1611. 8.) herausgegeben von seinem Vetter, Philipp Althusius U. J. D. aus Corbach, ist ein System praktischer Ethik und verständiger Lebensregeln. — Seine übrigen Schriften s. bei (Tiaden) Das gelehrte Ostfriesland. 1785—1788. Bd. II. S. 279 ff., welches zuverlässiger ist als Jugler Bd. II. S. 270 ff.

v. Stintzing.

Alting: Johann Heinrich A., dritter Sohn Menso's, geb. 17. Febr. 1583 zu Emden, † 25. Aug. 1644. Er studirte in Gröningen und als Theologe in Herborn bei Piscator, ging als Informator dreier deutscher Grafen nach Sedan, begleitete dann den Kurprinzen von der Pfalz nach Frankreich und England, wurde 1613 Professor der Dogmatik zu Heidelberg, promovirte als Doctor der

Theologie und übernahm 1616 die Stelle als Director des Seminars im Collegium sapientiae daselbst. Von hier aus besuchte er mit Scultetus und Paul Tossanus 1618 die Dortrechter Synode und zwar als Gegner der Remonstranten. Der Einfall Tilly's in die Pfalz und die Plünderung Heidelbergs (1622) brachte ihm persönliche Gefahren. Doch entzog er sich durch die Flucht, ging nach ungünstigen Berührungen mit den Lutheranern nach Holland, wo ihm der König die Leitung seines ältesten Sohnes anvertraute, und übernahm 1627 eine theologische Professur in Gröningen, wo er gestorben ist. Durch Reisen und Weltbildung gefördert, hat er sich auch als Theologe vor Vielen ausgezeichnet. In philosophischer Beziehung war er dem Ramismus zugethan. Seiner Kirche mit Milde ergeben, wollte er doch lieber für biblische Einfachheit und Kraft als für scholastische Subtilitäten leben. Die Remonstranten hat er als Neuerer verworfen, während er den Lutheranern den Fehler des Semipelagianismus schuld gab. Seine erst nach seinem Tode herausgegebenen Schriften über pfälzische Kirchengeschichte, Augsburgische Confession, Heidelberger Katechismus, Glaubenslehre und kirchliche Controversen sind verdienstlich. Auch hat er zu Leyden an einer neuen niederländischen Bibelübersetzung mitgearbeitet. S. Sam. Maresii Oratio funebris, Gron. 1644. — Effigies et vitae Prof. Acad. Groning.

Gaß.

Alting: Jacob A., Sohn des obigen Heinrich, geb. zu Heidelberg 27. Sept. 1618, † 20. Aug. 1676. Er theilte den Beruf und das unruhige Leben seines Vaters, unterschied sich aber von diesem durch den verschiedenen Gang seiner hauptsächlich alttestamentlichen und orientalischen Studien. Er wurde zuerst in Emden, Leyden und Gröningen unterrichtet und bezog 1631 die letztgenannte Universität. Zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse im Hebräischen unterzog er sich 1638 zu Emden dem Unterricht eines Rabbinen, ging im nächsten Jahre nochmals nach Leyden und im folgenden nach England, wo ihn der Bischof Johann Prideaux zum Predigtamt ordinirte. Nach mehrjährigem Verweilen daselbst folgte er einem Rufe nach Gröningen, woselbst er 1643 als Professor der orientalischen Sprachen eintrat, vier Jahre später noch ein Predigtamt und 1667 eine theologische Professur übernahm. Der weitläuftige Handel zwischen ihm und seinem Collegen Maresius bildet ein Stück der größeren föderalistischen Streitigkeiten. Maresius, der steif tradionelle Systematiker, machte ihm, dem guten Exegeten und Sprachkenner, eine Anzahl von vermeintlich judaistischen und ketzerischen Deutungen des A. T. zum Vorwurf. Die Folge war eine heftige Erbitterung, die Curatoren der Universität und die Obrigkeit legten sich ins Mittel; A. wurde von Leyden aus unter Mitwirkung des Coccejus freigesprochen, auch von Anderen wie Jac. Rhenferd in Franeker, dem Darsteller des Streites, durchaus vertheidigt. Seine Schriften, meist exegetischer aber auch katechetischer, didaktischer und philosophischer Art, sind von Balthasar Becker Amstel. 1687 in 5 Bden. herausgegeben worden. Voran steht eine Vita des Verfassers.

Gaß.

Alting: Menso A., geb. 11. Nov. 1541 zu Eelde in der Provinz Drenthe, † 7. Oct. 1612, Sohn des dortigen Schultheißen Rudolph A. Für den geistlichen Stand gebildet zu Gröningen, Münster, Hamm und Köln, ward er durch Bibellesen auf die Seite der Reformation geführt und begab sich 1565 nach Heidelberg, um dort zur reformirten Lehre überzutreten. Den klagenden Verwandten schrieb er heim, er müsse dem Moses folgen, der Aegypten verlassen habe, denn auch er achte die Schmach Christi höher als alle Schätze Aegyptens. Im Mai 1566 zum Prädicanten ordinirt, wirkte er zuerst als reform. Geistlicher in Helpen bei Gröningen, zu Sleen in Drenthe, floh aber von dort im Juli 1567 nach Heidelberg, ward im September Pfarrer zu Leidelsheim und 1570 zu Dirnstein in der Pfalz.

Hier heirathete er 1571 die Maria Episcopia. 1573 als Prediger nach Heidelberg berufen, kehrte er 1575 wieder nach Friesland zurück und war 37 Jahre lang Oberpfarrer und Präses des Consistoriums zu Emden.

Als 1594 das bis dahin katholische Gröningen sich den Prinzen Moritz und Wilhelm Ludwig von Nassau unterwerfen mußte, berief man A. dorthin, um bei der neuen Weihe des Domes die erste Predigt zu halten. Dies zog ihm jedoch die Ungnade seines Landesherrn des Grafen Edzard II. von Ostfriesland zu, der darin einen Verstoß wider die von dem Grafen dem Kaiser gelobte Neutralität sah. A. ward jedoch sowol durch die Liebe seiner Gemeinde wie durch Graf Wilhelm von Nassau gegen die von Graf Edzard geforderte Amtsentsetzung geschützt.

Alting's wenige Schriften zeigen im Unterschied vom Lutherthum einen streng confessionellen Standpunkt; daher seine Angriffe gegen Ligarius und Hunnius. Daß seine Wirksamkeit eine sehr erfolgreiche gewesen, das beweist die ihm zu Theil gewordene Biographie durch Ubbo Emmius, herausgeg. v. Ad. Menso Ising, Gröningen 1728.

Menso Alting der Jüngere, geb. 1637, † 2. Aug. 1713, Bürgermeister von Gröningen, war ein Urenkel von ihm. Er hat sich neben anderen Schriften namentlich durch seine „Descriptio, secundum Antiquos, Agri Batavi et Frisii, sive Notitia Germaniae Inferioris", 1697, ausgezeichnet. (Vgl. von A. Biogr. Woordenb.) Alberd. Th. u. Gaß.

Altmann, Bischof von Passau, zu Anfang des 11. Jahrhunderts, vermuthlich in oder doch in der Nähe von Paderborn von edlen Eltern geboren. Er begann seine Studien auf der Domschule zu Paderborn und soll sie in Paris fortgesetzt haben. Schon als Jüngling erhielt er ein Kanonikat am Paderborner Dom und wirkte zugleich als Lehrer an der dortigen Schule. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit bewog Kaiser Heinrich III., ihn zum Probst des Stifts Aachen und zum Hofkaplan der kaiserlichen Pfalz zu Goslar zu ernennen. Im Herbst des Jahres 1064 zog er als Pilger mit mehreren hohen geistlichen Würdenträgern, Erzbischof Sigfrid von Mainz, Bischof Otto von Regensburg u. A. nach Jerusalem. Nach der Rückkehr von der beschwerdereichen Fahrt wurde ihm 1065 auf Verwendung der Kaiserin Agnes das durch den Tod Egilberts erledigte Bisthum Passau anvertraut. Selbst ein sittenstrenger Mann, suchte er nach Kräften dem Unwesen, das in den Klöstern seiner Diöcese eingerissen war, zu steuern und die zunehmende Verweltlichung des Klerus zu hemmen. Gleichsam als Musterinstitut gründete er 1067 in der Vorstadt Passau's das Augustinerkloster St. Nikola; ebenso ist er der Gründer des nachmals so berühmten Stifts Göttweih. Als Gregor VII., um für Erreichung seines Zieles, Unterordnung aller weltlichen Macht unter die Kirche und deren Oberhaupt, geeignete Steitkräfte zu werben, eine Regeneration des Klerus anzubahnen strebte und zunächst auf strenge Einhaltung der außer Geltung gekommenen Kirchengesetze bezüglich der Ehelosigkeit der Geistlichen drang, fand seine Idee einen eifrigen Vorkämpfer an dem Bischof von Passau. A. versammelte den Klerus seines Sprengels und legte ihm die päpstlichen Decrete vor; jedoch die beabsichtigte Neuerung stieß auf die entschiedenste Opposition. Der Bischof ließ sich dadurch nicht abschrecken. Am Stephanstag 1074 verlas er feierlich im Dom den apostolischen Auftrag. Da stürmten Kleriker und Volk einmüthig mit solcher Wuth gegen ihn los, daß er in Stücke zerrissen worden wäre, — so erzählt sein ältester Biograph, — wenn ihn nicht seine Ministerialen und einige Edle schützend umgeben hätten. Auf eine rasche Durchführung des Cölibatsgesetzes mußte vorläufig verzichtet werden.

Der junge Heinrich IV. hatte an das Hochstift Passau bald nach Uebertragung der bischöflichen Würde an A. bedeutende Schenkungen gemacht. Das freundschaftliche Verhältniß änderte sich jedoch in das Gegentheil, als es zwischen dem König und Pabst Gregor wegen der Investitur zum Bruche kam. Bei der Versammlung deutscher Bischöfe, welche Heinrich, durch die drohende Sprache des Pabstes gereizt, 1076 nach Worms berief, fand sich A. nicht ein, sondern ließ sogar den bald darauf gegen Heinrich geschleuderten päbstlichen Bannfluch öffentlich verkünden und sprach selbst den Bann über den Probst seiner Kirche, Egilbert, aus, weil sich dieser gegen die Kundmachung erklärt hatte.

Die Entschiedenheit, womit A. zur Partei des Pabstes stand, bewog Gregor, bei seinem weiteren Vorgehen gegen den deutschen König sich vorzugsweise des Armes des Passauer Bischofs zu bedienen. Als päbstlicher Legat verfolgte A. auf dem Fürstentag zu Oppenheim die Sache Gregors und überredete die Fürsten, unter allen Umständen darauf zu dringen, daß Heinrich alsbald die Lösung vom Bann erwirke. Als der Streit nach dem Tage von Canossa noch heftiger entbrannte, war es wieder der Passauer Bischof, der die Fürsten zur Wahl Rudolfs von Schwaben aneiferte. A. blieb auch im Gefolge des Gegenkönigs, als dieser beim Anrücken Heinrichs nach Sachsen floh. Heinrich verwüstete deßhalb das Gebiet um Passau und vergabte die Besitzungen des Gegners an seine Anhänger. Zu Anfang des Jahres 1079 begab sich A. nach Rom, wo er bei der Fastensynode zu Gunsten Rudolfs sprach. Auch bei der römischen Synode 1080 in welcher zum zweiten Mal der Kirchenbann gegen Heinrich ausgesprochen wurde, war A. noch zugegen. Dann begab er sich im Auftrag des Pabstes nach Konstanz, um für das gleichnamige Bisthum einen legitimen Bischof zu ordiniren. Er war der energischste und rücksichtsloseste Vertheidiger der Gregorianischen Grundsätze. Gegen Ende des Jahres 1080 erhielt er deßhalb ein Schreiben Gregors, worin ihm für seinen Eifer Dank gespendet und zugleich ausgedehnteste Vollmacht für die neue Wahl eines Gegenkönigs übertragen wird. In einem anderen Briefe mahnt Gregor den Bischof „den er mit seiner Stellvertretung in den deutschen Landen betraut habe", zu klugem Vorgehen gegen die Bischöfe, welche sich durch Parteinahme für Heinrich den Bann zuzogen und vielleicht ohne viel Mühe auf den rechten Weg zurückzuführen wären.

In seinen Sprengel konnte A. erst nach dem Abzug Heinrichs aus Deutschland im Frühjahr 1081 zurückkehren. Seinen Vorstellungen gelang es, den Markgrafen Liupolt von Oesterreich auf die päbstliche Seite herüberzuziehen. Auf einer großen Versammlung zu Tuln sagte sich Liupolt förmlich von Heinrich los und gelobte, den Bischof von Passau in seinem Besitz zu schirmen. Vermuthlich war A. auch bei der Wahl Hermanns von Lützelburg im August 1081 betheiligt, wenigstens trat Liupolt sofort entschieden auf die Partei des Gegenkönigs. Als Heinrich deßhalb die Böhmen zum Einfall in die Ostmark bewog, wurde das Passauische Gebiet abermals verwüstet. Bei Meilberg unterlag Liupolt, A. konnte nicht mehr nach Passau zurückkehren. Er hielt sich nun meist in Göttweih auf, dessen Pflege er sich sehr angelegen sein ließ. Ein Göttweiher Mönch verfaßte etwa 40 Jahre später eine Biographie des Bischofs, die sich hauptsächlich auf Mittheilungen älterer Mönche, die ihn noch persönlich gekannt hatten, stützt. Als die Bischöfe von der Partei des alten Königs 1085 in Mainz zusammentraten, wurde A. seiner Würde entsetzt. Herrmann von Eppenstein, dem das Passauer Bisthum übertragen wurde, zog unter großem Jubel der Bevölkerung in der Bischofstadt ein. Wie der Pabst, welchem er mit unerschütterlicher Festigkeit anhing, mußte auch A. in den letzten Lebensjahren das Brot der Ver-

bannung essen. Am 8. August 1091 überfiel ihn zu Zeiselmauer an der Donau ein heftiges Fieber, welchem er rasch erlag. Zu Göttweih wurde er bestattet. Der Hildebrandisch gesinnte Chronist Bernold nennt ihn „einen Mann von solcher Heiligkeit, Enthaltsamkeit und Kirchlichkeit, daß er selbst dem Papst Gregor und dem heiligen Bischof Anselm von Lucca verehrungswürdig erschien und von Allen geliebt war, nur von den Schismatikern und Lasterhaften gehaßt und gefürchtet.“ Paul von Bernried nennt ihn „den ausgezeichnetsten Erneuerer des kanonischen Lebens.“

Vita Altmanni, ed. Wattenbach in Pertz, Mon. G. H. ss. XII. p. 226. — Wiedemann, Altmann, Bischof von Passau, 1851. — Stülz, Das Leben des Bischofs Altmann von Passau, 1853. Heigel.

Altmann: Johann Georg A. von Zofingen, geb. 1697, Professor der Beredsamkeit und Geschichte in Bern 1734, dann der griechischen Sprache und Sittenlehre 1735—1757, † als Pfarrer von Ins 18. März 1758, verfaßte eine große Anzahl von Abhandlungen zu sprachlicher und antiquarischer Erläuterung einzelner Stellen des N. Testaments und über vaterländische Alterthümer, gab mit Breitinger die „Tempe Helvetica“ (Zür. 1735—43, 6 Vol. 8⁰) heraus und schrieb zuerst ein Werk „Ueber die helvetischen Eisberge“ (Zür. 1751, 2. Aufl. 1753). Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannte ihn 1751 zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Seine zahlreichen Publicationen sind verzeichnet von Leu, „Helvet. Lex.“ I. 159 ff. und „Supplem.“ von Holzhalb, I. 40 ff.

G. Studer.

Altmütter: Georg A., Technolog, geb. 6. Oct. 1787 zu Wien, Sohn eines geachteten Violinspielers der Hofburgtheatercapelle, † 2. Jan. 1858 in Wien. Er studirte hier und in Prag die Philosophie und die Rechte, folgte aber schließlich der Richtung, welche ihm seine Vorliebe für Naturwissenschaften und technische Gegenstände anwies. Von 1813—1815 versah er die Stelle eines Assistenten beim Lehrfache der Physik an der k. k. Theresianischen Ritterakademie zu Wien, dann einige Monate lang denselben Dienst am dortigen polytechnischen Institut. Der letztgenannten Lehranstalt gehörte er vom Juli 1816 bis zu seinem Tode als Professor der mechanischen Technologie an. In dieser Stellung ward er der Schöpfer der großartigen Sammlungen von technischen Werkzeugen und Fabriksproducten, welche als Zierden des polytechnischen Instituts kaum ihres gleichen haben. Seine geräuschlose Wirksamkeit als Berather der Gewerbtreibenden war eine sehr bedeutende; der technologischen Wissenschaft hat er durch gründliches Eingehen auf die vor ihm allgemein vernachlässigten Einzelheiten und durch Verfolgung der praktischen Richtung überhaupt eine neue Bahn gebrochen, auf welcher mehrere seiner Schüler in seinem Geiste rüstig fortgeschritten sind. Mit Scharfblick und Erfindungstalent so wie mit Gewandtheit im Experimentiren und in feinen technischen Handarbeiten begabt, lieferte er mannichfaltige eigenthümliche Leistungen, z. B. Anleitung zur Darstellung des Metallmoors (1819, 1823) und der Glasincrustationen (1824), eine neue Guillochirmaschine (1826), Verbesserungen der Spielkartenfabrikation (1826), das Gießen der Stecknadelköpfe (1829), Anleitung zur Verfertigung der Erd- und Himmelsgloben (1829), viele neue oder verbesserte Werkzeuge ꝛc. Als Schriftsteller hat er nur ein selbständiges Werk geliefert: „Die Beschreibung der Werkzeugsammlung am polytechnischen Institut zu Wien“ (1825, dritter Abdruck 1847); dagegen wurden zahlreiche Arbeiten von ihm in den „Jahrbüchern des Wiener polytechnischen Instituts“ (1819—30) und anderen Zeitschriften, ganz besonders aber in Prechtl's „Technologischer Encyklopädie“ (1830—52) gedruckt. Unter den Beiträgen zu dieser Encyklopädie ist der bedeutendste der Artikel: „Stereotypie und Schriftgießerei“, der für sich allein den Umfang eines sehr starken Bandes hat.

Verhandlungen und Mittheilungen des nieder-österreichischen Gewerbe-Vereins 1858, 2. Heft). Gersdorf, Leipz. Repert. der deutschen und ausl. Litteratur 1858. Nr. 3020. Karmarsch.

Altnikol: Joh. Christoph A., seit 1748 Organist zu Naumburg, † 25. Juli 1759; einer der frühesten Schüler Joh. Seb. Bach's und seit 1749 sein Schwiegersohn, hatte den Ruf eines starken Orgelspielers und tüchtigen Componisten. Gerber erzählt uns im A. Lex. I. 986, daß Müthel, ein anderer Schüler Seb. Bach's und später Organist zu Riga, nach dem Tode seines Meisters einige Zeit bei A. „mit vielem Nutzen für seine Kunst" sich aufgehalten habe; also muß von letzterem auch etwas zu lernen gewesen sein. Von seinen Werken ist nicht mehr bekannt als von seinem Leben, man weiß nur von einem Halleluja 4 voc., einer Motette „Nun danket alle Gott", 5 voc., zwei Sanctus, einigen Fugen, einer Claviersonate, einem Magnificat und verschiedenen stark besetzten Cantaten. v. Dm.

Altomonte, eigentlich Hohenberg. Eine Künstlerfamilie, welche in Oesterreich zu Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen weitverbreiteten Ruf genoß. Martin Altomonte, Historienmaler, geb. 8. Mai 1657 zu Neapel, † 14. Sept. 1745 im Cistercienser-Stifte Heiligenkreuz in Niederösterreich, verlebte seine Jugend theils in Italien, theils am Hofe des Königs Johann Sobieski von Polen. Avianus, der Beichtvater des Letzteren, war es auch, welcher A. bestimmte, seinen deutschen Namen Hohenberg abzulegen und denselben zu italienisiren, damit er mehr Glück mit seinen Arbeiten mache. Im Auftrage des Königs malte er ein großes Bild über den Entsatz Wiens von den Türken (1683), wobei Sobieski eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Als Gegenstück führte er sodann das Bild: „Hauptsturm der Türken auf die Löwelbastei" aus. Durch ein drittes Bild: „Der polnische Landtag" begründete er seinen Ruf. Im J. 1703 kam A. nach Wien an die neue Maler- und Bildhauerakademie und malte hier eine große Anzahl Altarblätter für verschiedene Städte in Nieder- und Oberösterreich und Salzburg. — Sein Sohn ist der Historienmaler Bartholomäus Altomonte, geb. zu Warschau 24. Febr. 1702; † zu Linz 12. Sept. 1779, wie sein Vater als Frescomaler und durch seine Altarblätter in zahlreichen österreichischen Kirchen berühmt. Nach Vollendung seiner Studien ließ er sich in Linz nieder, wo er bis zu seinem Tode verweilte. Vater und Sohn zeichneten sich durch ihre glückliche Compositionsgabe und ihre große Technik als Frescomaler aus; in ihrer Darstellungsweise gehörten sie den italienischen Manieristen ihrer Zeit an. — Andreas Altomonte, wahrscheinlich ein zweiter Sohn von Martin, war in Wien zwischen 1728—1763 als Ingenieur und Hoftheaterzeichner thätig.

Derselben Familie dürfte auch Ferdinand v. Hohenberg angehören, welcher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Professor der Architektur an der Wiener Akademie thätig und einer der entschiedensten Anhänger des Classicismus in der Baukunst war. Er baute die schöne Gloriette in Schönbrunn und den Fries'schen Pallast in Wien. Näheres über seine Lebensumstände ist bisher nicht bekannt geworden. — (Vgl. Meyer's N. Künstlerlex.) Weiß.

d'Alton: Joseph Wilhelm Eduard d'A., geb. 11. Aug. 1772 in Aquileja als Sohn eines österreichischen Stabsoffiziers (etwa Eduards? s. u. S. 374), † 11. Mai 1840 zu Bonn als ordentlicher Professor der Archäologie und Kunstgeschichte. Ursprünglich zum Militärdienste erzogen, erwarb er sich in Wien eine gründliche Kenntniß des Pferdes und der Reitkunst. Auf Reisen in Italien, am Rhein und in Franken erlangte er, durch große Gewandtheit im Zeichnen und Radieren unterstützt, eine umfassende Einsicht in die Gebiete der Natur- und Kunstgeschichte.

Auf jenem war es insbesondere die Zoologie und Osteologie, welche ihn beschäftigten. Dem Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar empfohlen und 1809—10 im Park von Tiefurt wohnhaft, genoß er Goethe's und Oken's Umgang und Achtung. Später siedelte er sich in Würzburg an und machte von dort aus Reisen nach Frankreich, England und Spanien. Im J. 1818 als außerordentlicher Professor an die neue Universität Bonn berufen, hielt er zuerst sowol über Natur- als Kunstgeschichte gern gehörte und lehrreiche Vorlesungen; seit seiner Anstellung als ordentlicher Professor, 1826, über letztere, insbesondere auch über die mittlere und neuere Kunst. Seine ausgewählte Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Radierungen wurde nach seinem Tode theils an die Bonner Bibliothek, theils an das Berliner Museum, theils nach England verkauft.

A. vereinigte den philosophischen Naturforscher, den gebildeten Kunstkenner und den ausübenden Künstler in einer Person. Seine Schriften und künstlerischen Arbeiten bewegen sich fast ausschließlich auf dem erstern Gebiete („Naturgeschichte des Pferdes" 1810—16, 2 Bde. Fol.; „Kupfertafeln zu Pander's Beiträgen zur Entwicklungsgeschichte des Hühnchens" 1817; „Vergleichende Osteologie" 1821—28; „Ueber das Riesenfaulthier" 1824). Ueber seine kunsthistorischen Leistungen, deren Verzeichniß Meyer's Künstlerlexicon gibt, fällt A. W. v. Schlegel in den „Vorerinnerungen zu dem Verzeichnisse einer von E. A. hinterlassenen Gemäldesammlung" (Werke 9, S. 372) ein sehr günstiges Urtheil: er nennt ihn sein Orakel in Kunstsachen und schildert seine Vorträge als gleich kenntnißreich, beredt und beseelt. Wie hoch ihn Goethe schätzte, geht aus dessen Aeußerungen über ihn und dem Briefwechsel von 1822—28 hervor, welcher hauptsächlich osteologische Interessen betrifft. (Vergl. Bratranek, Goethe's Naturwiss. Correspondenz I. 3 f.).

Urlichs.

d'Alton: Johann Samuel Eduard d'A.; Sohn des Jos. Wilh. Ed. d'A. (s. d.), geb. 17. Juli 1803 in St. Goar, † 25. Juli 1854. Er lebte als Knabe mit dem Vater in Tieffurt bei Weimar, besuchte von 1814—19 die Schule in Wertheim und bezog dann die Universität Bonn, wo sein Vater Professor der Archäologie geworden war. Im J. 1824 wurde er Doctor der Medicin (Diss. über einen Fall von Blausucht). Nachdem er den Winter 1824/25 in Berlin gearbeitet hatte, besuchte er Paris und gab von dort aus das erste Heft der Osteologie der Vögel als Fortsetzung des osteologischen Kupferwerkes seines Vaters heraus; das zweite Heft bearbeiteten beide gemeinschaftlich, da die Gesundheit des Sohnes zu leiden begonnen hatte. Im J. 1827 wurde er Professor und Lehrer der Anatomie an der Akademie der Künste in Berlin, gewann von hier aus vereint mit Schlemm den von der Pariser Akademie ausgesetzten Preis für eine Arbeit über die Nerven der Fische, habilitirte sich 1830, wurde Professor und ging 1834 als Professor der Anatomie nach Halle. Ein von 1848—1850 in fünf Lieferungen begonnenes Handbuch der Anatomie mit meisterhaften Zeichnungen blieb unvollendet. d'A. war Schwiegersohn des Bildhauers Rauch.

Abhandl. d. naturforsch. Gesellsch. zu Halle, Bd. 2, 1855 (Jahrg. 1854), Sitzungsber. S. 35.

Carus.

d'Alton: Richard Graf d'A., österr. Feldzeugmeister, geb. 1732 zu Lachand in Irland, † 16. Febr. 1790. Früh in österr. Militärdienste getreten, zeichnete er sich im Inf.-Regiment Salm während des 7jährigen Krieges vielfach aus, bei Kollin, Görlitz, Saalfeld (26. März 1759), Aisch (8. Mai 59), bei der Belagerung von Dresden, wo er die Capitulation mit Schmettau abschloß; weiter im Grenad.-Regim. Grün Laudon bei Kunersdorf (12. Aug. 1759), wo er auf dem Schlachtfeld zum Oberstlieutenant ernannt ward, und bei Lands-

hut (23. Juni 1760), wo er zum glücklichen Ausgang des Tages sehr wesentlich beitrug, bei Liegnitz (15. Aug. 1760) und Leutmannsdorf (21. Juli 1762). Am 19. Jan. 1771 ward er Gen.-Maj., 1773 Inhaber des 19. Inf.-Regim., 28. Dec. 1777 Feldmarschalllieutenant. Nachdem er am 16. Aug. 1778 die Position von Arnau gegen die Preußen unter Dellwitz und Anhalt behauptet hatte, ward er in den Grafenstand erhoben. 1786 erhielt er das 26. Inf.-Reg., für das er eine kostbare Bibliothek stiftete. Dieser glänzenden Laufbahn war aber ein trauriger Ausgang beschieden. Josephs II. rücksichtslose Reformen in den österr. Niederlanden hatten zum Aufstand geführt, welcher am 6. Dec. 1786 mit dem Studentenaufruhr zu Löwen begann. Des Kaisers nur scheinbare Nachgiebigkeit, deren Organ Graf Mercy war, führte nicht zum Frieden. Im October 1787 ward daher Mercy durch den Grafen Trauttmannsdorff als Oberstatthalter ersetzt, und diesem der Auftrag zur Durchführung der dem Geist wie den Rechten der Lande widerstrebenden Reformen ertheilt. Aber auch Trauttmannsdorff suchte dies Ziel durch möglichste Milde und Schonung zu erreichen, während Andere, denen sich auch d'A. anschloß, nachdem er 1789 zur Leitung des militärischen Oberbefehls gesandt war, den umgekehrten Weg der Strenge einschlagen wollten. Dadurch gerieth man in ein System von halben Maaßregeln und in das übelste Schwanken, während dessen die Aufständischen unter van der Noot und van der Meersch unter Werfung der österreichischen Besatzungen vordrangen. Ganz Flandern fiel ab, General Arberg mußte sich (Nov. 1789) nach Brüssel zurückziehen und d'A. hier einen 10tägigen Waffenstillstand schließen. Aber am 11. Dec. brach auch in Brüssel der Aufstand aus; d'A. capitulirte gegen freien Abzug mit 5000 Mann und begab sich mit Trauttmannsdorff nach Luxemburg, worauf am 26. Dec. die Unabhängigkeitserklärung auch der Brabanter Stände erfolgte. Jetzt ward d'A., um sich zu rechtfertigen, nach Wien abberufen. Er zog es vor, seinem Leben zu Trier ein Ende zu machen. Es ist bekannt, daß der Gram über die niederländischen Begebenheiten nicht ohne Einfluß auf Josephs II. 4 Tage später erfolgten Tod gewesen ist.

d'Alton's Bruder Graf Eduard, 1737 in Irland geboren, ward am 9. April 1783 Gen.-Maj. und während des Türkenkriegs, in welchem er eine Brigade commandirte, 1790 Feldmarschalllieutenant und Inhaber des 15. Infanterie-Regiments. Später der Armee des Herzogs v. York in den Niederlanden zugewiesen, fiel er 24. Mai 1793 bei Dünkirchen.

J. Hirtenfeld: Der Militär-Maria-Therisien-Orden I. 214.

v. Janko.

Altsteten: Konrad v. A., Minnesänger. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört der Dichter zu den edeln v. A., die im Ober-Rheinthale angesessen und Dienstmannen der Abtei St. Gallen waren. Der leichte, gefällige Rhythmus und der gewandte Stil seiner Dichtung lassen den Einfluß Gottfrieds v. Neifen erkennen, aber einige sprachliche Eigenthümlichkeiten scheinen darauf hinzuweisen, daß er erheblich jünger ist als dieser, etwa ein Zeitgenosse Hadlaubs.

v. d. Hagen, Minnesänger 4, 407 f. Bartsch, Liederdichter XCI.

Wilmanns.

Altswert: Meister A., ein allegorischer Name, anknüpfend an ein vom Dichter gebrauchtes Gleichniß, das alte Schwerter den neuen und gesetzte Männer den jungen Liebhabern vorziehen lehrt; die Rede machte, heißt es am Schlusse, Meister Altswert. Demselben Dichter gehört auch ein zweites Gedicht, „der Kittel", das in einer Handschrift mit dem obenerwähnten unmittelbar und ungetrennt zusammengeschrieben ist. Der Dichter zieht darin mit einem Knechte aus, um Frau Venus aufzusuchen, findet sie auch und schildert ihr die neue Minne im Elsaß. In dieser Gegend also war der Verfasser heimisch und ihm

werden wir wegen der gleichen localen Beziehungen auch ein drittes Gedicht, „der Tugenden Schatz", zuschreiben dürfen, worin er, von einem Zwerge in den Venusberg geführt, von Frau Venus eine zwölfzackige Krone (jede Zacke bezeichnet eine Tugend) für seine Geliebte zuerkannt erhält; hier nennt er sich mit anderem allegorischem Namen Niemand und zeigt sich ebenfalls im Elsaß heimisch. Herausgegeben sind die auch durch Sprache, Stil und Ausdruck sich als Werke Eines Dichters erweisenden Gedichte mit ein paar andern, wahrscheinlich Hermann von Sachsenheim gehörigen Stücken von Holland und Keller: „Meister Altswert." Tübingen 1850. Bartsch.

Altzenbach: Gerhard A., Besitzer einer bedeutenden Kupferstecherei in Köln; er selbst nennt sich „Heiligentrucker." Er wohnte auf der Maximinstraße; sein Geschäft blühte von 1613—1672. Viele Zeichner und Kupferstecher waren für seinen Verlag thätig. Eine Verkaufsbude hatte er im Umgang des Minoritenklosters. Am 28. Mai 1612 ertheilte der Rath dem G. A. „für den besondern Traktat, den er auf geschnittenen Kupferstücken von den ansehnlichen, hochberühmten Reliquien, so in dieser unserer Stadt, ingleichen zu Aachen, zu Trier und anderswo vorhanden, in öffentlichem Druck ausgehen lassen, das Privilegium, daß Niemandem gestattet sein solle, denselben Traktat und Kupferstücke in unserer Stadt ohne Altzenbach's Vorwissen in Zeit von zehn Jahren nachzudrucken." — Im J. 1613 erschien bei ihm eine bildliche Darstellung einer Hinrichtung wegen „unerhörter Schelm- und Mordstücke," die zu Linz, Ergel, Unkel, Honneff, Königswinter, Bonn und anderswo begangen worden. Vom J. 1645 ab ließ er jedes Jahr einen „neuen Kalender mit darüber gesetzten dieser löblicher des Heiligen Reichs freyer Stadt Colln, Derofelben beiderseits nächster Landschaften, vort Dero Heiligen Patrone Bildnissen sammt der Rathsherren, der Stadt, der Bürgermeister, der Rentmeister und der Zünffte Wappen" erscheinen. Am bekanntesten sind von ihm: eine Ansicht der Stadt Köln nach einem Stich von Wenzeslaus Holar, ohne die Festungswerke von Deutz, eine andere nach einer Toussin'schen Zeichnung von Abraham Aubry ausgeführt, eine Ansicht des Rathhausthurmes und des Portales (J. Toussin delineavit, Abraham Aubry fecit, Gerhardus Altzenbach excudit), die Frohnleichnamsprozession mit dem Grundrisse der Stadt Köln, nach einer Zeichnung von Schott, gestochen von Löffler jun. — Gerhard's Geschäft wurde fortgesetzt von Wilhelm Altzenbach, der wahrscheinlich des erstern Sohn oder jüngerer Bruder war. Aus seinem Verlag ging hervor: die H. Brigitta, der Tod der H. Margaretha, biblische Darstellungen, Blumenstücke u. s. w. Im J. 1680 finden wir ihn noch als Verleger in Köln. Vergl. auch Meyer's Künstlerlexicon. Ennen.

Alveld: Augustin A. (Alfeld auch Alefeld), von seinem Geburtsorte Alfeld, einem hildesheimischen Städtchen, benannt, scheint mit Luther im ziemlich gleichen Alter gestanden zu sein. Denn in seiner ersten gegen Luther gerichteten Streitschrift, die bereits 1520 in Leipzig gedruckt erschien: „Super apostolica sede, an videlicet divino sit iure nec ne.... ex sacro Bibliorum canone declaratio," bezeichnet er sich als Franciscaner-Ordens-Priester und Kloster-Lector zu Leipzig. Ein entschlossener, furchtloser Mann, den seine Ordensgenossen mit dem Lobe bezeichnen: er habe sich vor dem Hause Israel den Neuerungen wie eine Mauer entgegengestellt; während seine Gegner ihn dahin charakterisiren, daß er, was ihm Luther gegenüber an Gelehrsamkeit abgehe, durch Schimpfen ersetze. Selbst die Satyre bemächtigte sich des Streites und ergoß ihren Spott über A., der sich aber nicht einschüchtern ließ, sogar am 20. Jan. 1522 eine öffentliche Disputation gegen Dr. Johann Lang aus Erfurt in der Frauenkirche zu Weimar für das von den Reformatoren angefochtene Klosterleben hielt. 1523 war A.

Guardian des Franciscaner-Klosters zu Halle. Nach Ordensnachrichten scheint er noch 1530 gelebt zu haben.

Seine Schriften verrathen theologische Schulung und große Schlagfertigkeit, gepaart mit der Derbheit jener Zeit. Sie sind am genauesten in Panzer, „Annales typographici." Vol. X. S. 88 und „Annalen der älteren deutschen Litteratur," S. 438 aufgeführt; heute haben sie nur noch den Werth seltener Stücke. Die letzte von ihm bekannt gemachte Schrift führt den Titel: „Oratio theologica, quam Magdeburgis ad Clerum habuit de Ecclesia bipartita et Mart. Lutheri omniumque Lutheranorum ruinoso ac stultissimo fundamento." Lipsiae, 1528. — Biographische Litteratur verzeichnet Adelung. Ruland.

Alvensleben: Albrecht Graf v. A., preußischer Staatsmann, geb. 23. März 1794 zu Halberstadt als ältester Sohn des Grafen Johann Aug. Ernst v. A. (s. d.), † unvermählt zu Berlin 2. Mai 1858; mit ihm starb die „schwarze Linie" seines Hauses aus. Er studirte seit 1811 in Berlin, machte die Freiheitskriege als Freiwilliger in der Gardecavalerie, 1815 als Lieutenant, mit und trat 1817 als Auscultant beim Berliner Stadtgericht ein. 1826 zum Kammergerichtsrath ernannt, verließ er 1827 nach dem Tode seines Vaters den Staatsdienst, um seine großen Güter im Magdeburgischen und in der Altmark zu verwalten, wobei er zugleich von der Magdeburger Land-Feuer-Societät zum Generaldirector erwählt ward. 1833 rief ihn jedoch der König unter Ernennung zum geh. Justizrath und Mitglied des Staatsraths wieder in den Staatsdienst. Als ein conservativer, aber dennoch freisinniger Büreaukrat, in praktisch nüchterner Richtung allem Theoretisiren abhold, aristokratischen und altpreußischen Geistes und eben darum auch später ein entschiedener Gegner des neupreußischen Conservatismus, in der Deutschen Frage fußend auf der Grundlage von 1815 und darum stets auf die Erhaltung und Stärkung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Preußen und Oesterreich gerichtet, stand er bei Friedrich Wilhelm III. und auch bei Friedrich Wilhelm IV. in großer persönlicher Gunst. 1834 nahm er an den Wiener Conferenzen Theil. 1835 ward ihm nach Maaßen's Tode das Finanzministerium übertragen. In dieser Stellung hat er durch Ordnung, Sparsamkeit und glückliche Wahl seiner Unterbeamten eine umsichtige und ersprießliche Thätigkeit geübt, auch zu Gunsten des Zollvereins, ohne daß man ihm übrigens schöpferischen Geist nachrühmen könnte. 1842 aber ließ er sich, weil er unter dem neuen Regime seine Selbständigkeit nicht genügend wahren zu können meinte, von der Führung des Finanzministeriums entbinden, verließ 1844 den Staatsdienst aufs neue gänzlich und lebte fortan meistens auf Erxleben. Im J. 1848 wirkte er in seinem Kreise rastlos im conservativen Sinn und ward hier 1849 in die erste Kammer gewählt, wo er an der Spitze einer eigenen Fraction dahin strebte, zwischen der neuesten Gesetzgebung und den altpreußischen Verwaltungsmaximen zu vermitteln. Da seine politische Grundüberzeugung ihn 1850 für die Verständigung mit Oesterreich eintreten ließ, nahm er im December d. J. die Mission als preußischer Bevollmächtigter zu den Dresdener Conferenzen an. — 1854 ward er zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt und erhielt 1856 den schwarzen Adlerorden. — Unsere Zeit 1858, S. 412. v. L.

Alvensleben: Gebhard v. A., Staatsmann, geb. auf Schloß Beeskow, getauft 6. Jan. 1619, † zu Neuhaldensleben 1. Oct. 1681. Nachdem er durch Privatunterricht zum Juristen geschult war und 1644—46 Reisen durch die Niederlande und Frankreich gemacht hatte, während deren er auch seine jurist. Studien zu Orleans und Leyden fortsetzte, trat er in den Dienst des Herzogs August von Sachsen, Administrators von Magdeburg. 1649 zum Hof- und Justizrath ernannt, ward er zunächst nach Nürnberg zu den Friedensexecutions-

tractaten geschickt. 1652 vertrat er seinen Herrn zu Wien. Wichtiger war seine beamtliche Thätigkeit daheim, wo er 1655 zum Geheimerath und 1659 zum Amtshauptmann von Giebichenstein ernannt ward. 1668 zog er sich jedoch ins Privatleben zurück, wie es scheint, weil er die Art mißbilligte, in der sein Herr sich durch den westphäl. Frieden von den Bedingungen seiner Capitulation entbunden erachtete. Er ließ sich daher auch weder durch die Bitten des Herzogs noch der Landstände zum Wiedereintritt bewegen. Dagegen hat er später noch mehrfache geschäftliche Aufträge für die Herzöge von Braunschweig und Mecklenburg und für Herzog Christian von Sachsen-Merseburg übernommen.

Seine Muße füllte der rastlos thätige Mann mit historischen und anderen Studien aus, aus denen 46 Bände handschriftlicher Aufzeichnungen hervorgingen, welche sich im Besitz der Familie befinden. Das wichtigste darunter ist eine topogr. histor. Beschreibung des Erzstiftes Magdeburg und eine „Stemmatographia Alvenslebiana." Auch eine handschriftliche Sammlung von 2408 geistlichen Liedern, unter denen, da A. die Gewohnheit hatte, gehörte Predigten in Lieder zu fassen, auch manches eigene Lied sein mag. Unter dem Namen des „Ausjagenden" war er seit 1647 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft. Es ist für die Zeit bezeichnend, daß ihn bei seinem Tode 48 Freunde in Klagegedichten feierten.

Wohlbrück, Gesch. Nachrichten v. d. Geschlechte v. Alvensleben III. 171 ff.

v. L.

Alvensleben: Johann August Ernst v. A., geb. 6. Aug. 1758 auf dem Rittergute Erxleben bei Neuhaldensleben im Magdeburgischen, dem langjährigen Besitzthume seiner Familie, † 27. Sept. 1826. — 1775 bezog er die Universität zu Helmstedt zum Studium der Jurisprudenz und der Staatswissenschaften und trat im J. 1781 als Referendar bei der Kriegs- und Domainenkammer in Magdeburg ein, gab aber auf den Wunsch des Vaters im J. 1784 den Staatsdienst auf, um sich der Verwaltung der Familiengüter zu widmen und ging in demselben Jahre als Deputirter des engeren Ausschusses zur Revision des kur- und neumärkischen ritterschaftlichen Creditreglements nach Berlin. Die v. Alvensleben gehörten zu den Familien, welche in den Domstiftern zu Halberstadt und Magdeburg die Domherrnwürde gleichsam erblich inne hatten. So war auch v. A. früh in die Domherrenliste eingetragen und trat bald in das Capitel des Domstifts zu Halberstadt ein und wählte nun diesen Ort zum Wohnsitze. In den J. 1793—1796 arbeitete er als Mitglied des Comitees mit an dem märkischen Provinzialgesetzbuche. Als im J. 1796 der regierende Graf von Stollberg-Wernigerode nach zehnjähriger Amtsführung auf die Würde des Dombechanten freiwillig Verzicht leistete, wurde v. A. am 3. Nov. 1796 zum Dechanten gewählt. Er war der letzte Dechant des durch Decret des Königs Hieronymus von Westphalen am 1. Dec. 1810 aufgehobenen Domcapitels zu Halberstadt. Stift, Stadt nnd Fürstenthum jubelten dem neuen Dechanten entgegen, der sich bald der allgemeinsten Verehrung und Liebe zu erfreuen hatte. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen erhob ihn am 6. Juli 1798 in den erblichen Grafenstand. Die als Dichter geachteten Domsecretäre, Canonicus Gleim und Klamer Schmidt fanden in ihm einen besonderen Gönner. Nach dem Frieden zu Tilsit ging v. A. als Deputirter des Domcapitels nach Paris, um den neugeschaffenen König von Westphalen, Jerome Bonaparte als neuen Landesherrn zu beglückwünschen, und begab sich im J. 1808 nach Cassel zur Huldigung. Bei Berufung der westphälischen Reichsstände war v. A. Präsident des Wahlcollegiums für die Reichstagsdeputirten des Elbedepartements und wohnte, zum Abgeordneten gewählt, in den J. 1808 und 1810 den Sitzungen des Reichtages bei. Nach Aufhebung des Domstifts begab er sich auf sein Stammgut Erxleben. Hier erlebte er das Ende des Königreichs Westphalen und die Wiederkehr der

preußischen Herrschaft. König Friedrich Wilhelm III. verlieh ihm den rothen Adlerorden zweiter Classe, in jener Zeit eine große Auszeichnung. Auch im Auslande fand v. A. Aufmerksamkeit und Anerkennung. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig in der Schlacht bei Quatrebras, 16. Juni 1815, hatte der Prinz-Regent Georg von England die Vormundschaft über des Herzogs beide unmündige Söhne übernommen und mit Führung derselben den hannoverschen Staats- und Cabinetsminister Grafen von Münster beauftragt, den Grafen Gebhard von der Schulenburg-Wolfsburg aber als Staatsminister an die Spitze der vormundschaftlichen Regierung zu Braunschweig gestellt und letzteren mit der Repräsentation des Landesherrn im Herzogthum beauftragt. Nach Schulenburg's am 25. Dec. 1818 erfolgtem Tode ward besonders auf den innerhalb der braunschw. Landschaft ausgesprochenen Wunsch A. sein Nachfolger, und dieser trat 1820 als Staatsminister an die Spitze der Regierung, deren eigentliche Seele jedoch Geheimrath von Schmidt-Phiselbeck war. A. zeigte in der obersten Leitung der Geschäfte gereifte Sachkenntniß, vielfache Erfahrung und große Umsicht bei eben so großer Bescheidenheit im Vortrage und Urtheile. Einzelnen Verwickelungen hätte er wol durch kräftigeres Auftreten vorbeugen können. — Als Herzog Karl am 30. Oct. 1823 die Regierung des Herzogthums antrat, empfing v. A. denselben im Namen des Vormundes, Königs Georg IV. von England, übergab ihm die Regierung, bat, da er seine Mission als beendigt ansah, um seine sofortige Entlassung und kehrte noch vor Schluß des J. 1823 nach Erxleben zurück. Es folgte ihm die Achtung und Verehrung der Braunschweiger und es erregte schmerzliche Theilnahme, daß Herzog Karl ihn mit auffallender Kälte behandelt und entlassen hatte. Im J. 1824 ernannte ihn sein König zum Landtagsmarschall für die Mark Brandenburg und die Niederlausitz und berief ihn am 5. Nov. d. J. zum ordentlichen Mitgliede des Staatsraths. Körperliche Leiden und vorgerücktes Alter gestatteten ihm aber nur wenige Male den Sitzungen desselben beiwohnen zu können. Er starb 69 J. alt. Das älteste der den Vater überlebenden acht Kinder war der spätere preußische Finanzminister Graf Albrecht von Alvensleben (s. d.).

Wohlbrück l. c. III. 389. Spehr.

Alvensleben: Graf Philipp Karl v. A., königl. preußischer Staatsminister, wurde 16. Dec. 1745 zu Hannover geboren. 1770 Referendarius beim Kammergericht in Berlin, wurde er in den folgenden Jahren mehrfach bei Justizvisitationen verwandt 1774 Hofcavalier bei der Prinzessin Ferdinand von Preußen und Deputirter der altmärkischen Stände zur Revision und Regulirung des ritterschaftlichen Creditwesens, legt er beide Stellen im September 1775 nieder, um mit dem Charakter eines königlichen Kammerherren den Posten eines außerordentlichen Gesandten am kursächsischen Hofe anzutreten. In dieser Eigenschaft schloß er am 18. März 1778 mit dem kursächsischen Minister von Stutterheim eine geheime Convention in der bairischen Erbfolge-Angelegenheit und blieb Gesandter in Dresden bis zum Jahre 1787. Anfang 1788 zum außerordentlichen Gesandten bei der Republik der Vereinigten Niederlande ernannt, schloß er in demselben Jahre, 13. Juli, zu Loo eine Convention mit Lord Malmsbury zwischen den Kronen Preußen und Großbrittanien. Darauf in mehreren Missionen in deutschen Angelegenheiten thätig, legte er schon im November 1788 seinen Gesandtschaftsposten im Haag nieder und begab sich als Gesandter Preußens nach London, von wo er 1790 auf eignes Verlangen abgerufen wurde. Im Mai 1791 zum wirklichen geheimen Staats-, Kriegs- und Kabinets-Minister ernannt, erhielt er 1798 den schwarzen Adler-Orden und wurde im Januar 1800 in den Grafenstand erhoben. Er starb unvermählt zu Berlin am 21. Oct. 1802. —

Als Mann von feiner Bildung war er auch litterarisch thätig; jedoch publi-

cirte er nur und zwar anonym: „Versuch eines tabellarischen Verzeichnisses der Krieges-Begebenheiten vom Münster'schen bis zum Hubertsburger Frieden." Im Haag 1789. —

Wohlbrück l. c. III. 403. Großmann.

Alvinczy: Joseph Frhr. v. A. de Berberek, österr. Feldmarschall, geb. 1735 zu Alvincz in Siebenbürgen, † als der letzte seines Geschlechtes zu Ofen 25. Nov. 1810. Mit 15 Jahren in Graf Franz Guilais Regiment eingetreten, erwarb er die ersten Lorbeeren im 7jährigen Kriege bei Torgau 1760, Schweidnitz 1761 und Teplitz 1762, zeichnete sich als Oberst des 19. Infant.-Regiments 1773 beim Ueberfall von Habelschwert aus, leitete darauf die militär. Erziehung des Thronfolgers, Erzherzogs Franz. Im Türkenkrieg kämpfte er darauf mit Auszeichnung unter Loudon, ohne jedoch die ihm gewordene Aufgabe der Erstürmung Belgrads lösen zu können. 1789 zum Feldmarsch.-Lieutenant avancirt, nahm er von 1790—95 an den Kämpfen in Belgien und Nordfrankreich Theil, wo er sich 1792 bei Neerwinden und 1794 bei Chatillon, Nouvion, Landrecy, Charleroy und Fleurus hervorthat, auch (21. Mai 1794) zum Feldzeugmeister und Großkreuz des Maria-Therisien-Ordens aufrückte. Hauptsächlich seinen Rathschlägen folgend, entsetzte am 16. Juni 1795 der Herzog von York Charleroy. Noch im selben Jahre ward A. in den Hofkriegsrath berufen. Als jedoch 1796 Beaulieu (s. d.) sich aus der Lombardei nach Tirol zurückziehen mußte und das Commando niederlegte, erhielt A. den Auftrag, die entmuthigte Armee für Wurmser zu reorganisiren, und nachdem er dies mit großem Geschicke vollführt, den Tiroler Landsturm zu formiren. Als aber Wurmser nach der Schlacht von Bassano, 8. Sept. 1796, mit den Ueberresten seiner Armee in Mantua eingeschlossen war, erhielt A. den Oberbefehl über die österr. Armee in Italien, zunächst um Mantua zu entsetzen. Damit begann die bedeutendste und keineswegs ruhmlose, aber freilich auch unglücklichste Periode seiner Laufbahn. Seine Armee, zum großen Theil aus neugeworbenen Soldaten bestehend und ohne die genügende Zahl von Officieren, ermangelte zu sehr des inneren Haltes. Freilich war auch, ihm gegenüber, Bonaparte's Armee ermattet und sehr zersplittert. Anfangs drang daher A. aus Tirol siegreich vor; vergebens warf sich ihm Bonaparte persönlich bei Caldiero am 12. Nov. entgegen und es bedurfte der dreitägigen Schlacht von Arcoli, 15—17. Nov., um A. zum Rückzug hinter die Brenta zu zwingen (22. Nov.). Als Anfang Januars 1797 die Feindseligkeiten wieder begannen und A. gegen die Etsch rückte, gelang es Bonaparte, der sich zu einer Theilung seiner schwachen Kräfte nicht verlocken ließ, bei Rivoli a. d. Etsch so frühzeitig Stellung zu nehmen, daß er am 14. Jan. die Oesterreicher im Aufmarsch angreifen konnte und sie trotz heldenmüthigster Gegenwehr entscheidend schlug. A. mußte sich hinter die Piave zurückziehen und Wurmser in Mantua am 2. Febr. capituliren. — A., dessen Gesundheit ohnehin unter den Anstrengungen dieses Winterfeldzugs schwankte, ward darauf abberufen, aber zum Zeichen ungetrübten Ansehens beim Kaiser zugleich zum Geheimerath ernannt und mit dem Generalcommando in Ungarn betraut, welchen Posten er bis zu seinem Tode bekleidete. Auch ward ihm das Präsidium der für Reorganisation der Armee niedergesetzten Commission übertragen. — Am 7. Sept. 1808 ward er zum Feldmarschall ernannt.

Oesterr. Milit. Zeitschr. 1813, II. Abth. 2, S. 79 f. v. Janko.

Alxinger: Joh. Baptist v. A., Dichter, geb. 24. Jan. 1755 zu Wien, studirte das. die Rechte, 1794 Secretär des k. k. Hoftheaters in Wien, wo er 1. Mai 1797 starb. Durch den Numismatiker Eckhel frühe mit der classischen Litteratur bekannt gemacht und bald in den griechischen und römischen Dichtern heimisch, wandte er sich nach Wielands Muster der romantischen Dichtung zu,

ernster und reiner als sein Vorbild, aber auch trockner; doch wurden seine Rittergedichte: „Doolin von Mainz", in zehn Gesängen und freien Stanzen (Leipzig 1787; 2. Aufl. 1797) und: „Bliomberis", in zwölf Ges. und freien Stanzen (Leipzig 1791, neue Aufl. 1802) ihrer Zeit sehr gepriesen und viel gelesen. Außerdem gibt es zwei Sammlungen seiner Gedichte (Klagenfurt 1788. 2 Bde.) und „Neueste Gedichte" (Wien 1794), von denen die letzteren viele Gelegenheitsgedichte enthalten, während die ersteren aus Oden, Liedern und Sinngedichten, so wie aus Briefen, Straf- und Lehrgedichten bestehen, auch viele Uebersetzungen aus classischen Dichtern darbieten. Seine sämmtlichen Schriften erschienen in 10 Bänden Wien 1810. — Jördens, Lex. I. 36 f. Wurzbach, Biogr. Lex. 1, 23.

K. Goedeke.

Alzei: Konrad v. A., in Alzei geboren und erzogen, ein in geistlichem und weltlichem Wissen ausgebildeter Gelehrter, Philosoph, Dichter und Redner. Er schrieb Mehreres in Prosa und Versen, wurde Kanzler des Pfalzgrafen Rudolph II. und war auf dem im J. 1359 zu Mainz gehaltenen Reichstag Wortführer der gesammten deutschen Geistlichkeit gegen den Papst. — Trithemius Catal. vir. ill. 147 und Anal. Hirsang. II. 261. Wlth.

Amalasvintha, Tochter Theodorichs des Großen und der Audefleda, der Schwester des Frankenkönigs Chlodovech; Theodorich hatte keine Söhne und die schwerste Sorge mußte für den „Beherrscher der Gothen und der Italiener" der Zweifel bilden, ob es gelingen werde, den kühnen Bau seiner genialen Persönlichkeit auch nach deren Wegfall aufrecht zu halten. Die Anhänglichkeit der Gothen an die götterentstammte Dynastie der Amaler, deren Ruhm in der alten Heldensage des Volkes lebte und durch die Thaten Theodorichs neuen Schimmer gewonnen hatte, war allerdings tief gewurzelt; gleichwohl mochte die Vererbung des Scepters an ein Weib, entgegen vorherrschender germanischer Rechtssitte und gegenüber der gefährdeten Lage des jungen Reiches, ungesichert erscheinen. Deshalb vermählte 515 Theodorich die Tochter mit einem Mann, der ebenfalls das Blut der Amaler in den Adern trug, mit Eutharich Cillica, einem Sprößling der zweiten Hauptlinie der Amaler, der Ermanarichs: (s. diesen) seinem Eidam hatte der König, wenn nicht die Krone, doch die Vormundschaft und Regentschaft für Amalarich, den Sohn Audefleda's und Eutharich's, geb. 517/518, zugedacht. Aus solcher Absicht mußte Eutharich in enge Verbindung mit Kaiser Justinus treten, der ihn durch Waffenleihe zum Adoptivsohne annahm, und, als ihm das Consulat für das Jahr 519 verliehen worden, durch prachtvolle Circusspiele zu Rom, durch Freigebigkeit und Milde die Italiener zu gewinnen suchen. Doch ließ er es an Kraft und Entschiedenheit gegen die fanatisch katholische Partei, die Feinde der Gothen als arianischer Ketzer, nicht fehlen. Da Eutharich bald darauf starb, mußte Theodorich bedacht sein, den Uebergang der Krone auf seinen unmündigen Enkel durch andere Mittel zu sichern: er ließ die Grafen und Edeln der Gothen, dann die gesammte Bevölkerung der Residenzstadt Ravenna schwören, bei seinem Tode keinen anderen als den Knaben Athalarich unter der Vormundschaft und Regentschaft seiner Mutter Amalasvintha als König anzuerkennen. Nach Theodorichs Tod (526) suchte A. die aus dem Gegensatz der Nationalitäten, der Neigung der Gothen zur Gewalt gegen die Römer drohenden Gefahren dadurch zu beseitigen, daß sie beide Völker sich gegenseitig Gehorsam gegen den jungen König und diesen die Fortführung der milden Regierung seines Vorgängers, — Aufrechthaltung der religiösen Toleranz gegen die romanischen Katholiken seines Reiches, Gewährung des Friedensschutzes und der politischen Gleichstellung mit den Gothen — eidlich geloben ließ; zumal die einflußreichen Bischöfe suchte die Regentin zu gewinnen. Aber ihre Stellung war unsicher und das Reich bedroht; die Senatspartei und die

Katholiken waren durch die letzten Vorgänge unter Theodorichs Regierung schwer gereizt; in Byzanz bestieg im J. 527 den Thron ein Mann, der die Wiedervereinigung des Abendlandes mit dem oströmischen Reiche plante. A., vollständig romanisirt — der große Theodorich hatte, seiner Begeisterung für die antike Cultur folgend, die Tochter zur Römerin erziehen lassen: sie sprach griechisch und lateinisch wie gothisch — warf sich völlig diesem gefährlichsten ihrer Feinde, Justinian, in die Arme. Ihrem Volk war sie entfremdet: mit Ingrimm sahen die gothischen Großen, wie sie ihren Sohn, statt zu einem germanischen Heldenkönig, zu einem römischen Imperator heranbildete: A. hatte schon Athalarichs Thronbesteigung dem Kaiser (Justinus) in einem demüthigen Schreiben angezeigt und um dessen Schutz für die zarte Jugend des Knaben gebeten, der vermöge der Annahme Eutharichs zum Waffensohn sein, des Kaisers, Enkel sei. Gegenüber den äußeren Feinden, Gepiden, Franken, Burgunden wich die Regentin mit ihrer Politik zurück: sie vermochte die Ermordung ihrer Tante Amalafrida (s. Trasamund) durch die Vandalen, den Untergang ihres Neffen Amalarich im Westgothenreich, den Sturz des verschwägerten Königshauses der Thüringer durch die Franken weder zu hindern noch zu rächen. Im Innern stützte sie sich, wie Cassiodorus nicht genug preisen kann, völlig auf die römische Senatspartei: nicht ein Römer wurde während ihrer achtjährigen Regierung an Leib oder Gut gestraft, Steuernachlässe, zahlreiche Beförderungen, günstige Kirchengesetze, Rückgabe der confiscirten Güter des Symmachus und Boëthius an deren Erben, Freigebung verhafteter Römer, Bestrafung gothischer Gewaltthätigkeit sollten die Herzen der Romanen gewinnen. Dahin gehört auch die Publication des sogenannten Edictum Athalarici, welches, eine Fortbildung und Ergänzung des in gleicher Tendenz von Theodorich erlassenen umfangreicheren Edicts, besonders den Schutz des Landfriedens bezweckte. Alle diese Bestrebungen konnten die Spannung der nationalen und confessionellen Gegensätze in diesem Reiche nicht lösen. Zumal die römische Erziehung Athalarichs erbitterte die gothischen Großen und als sie ihn einst im Palaste weinend der Mutter entlaufend trafen, die ihn wegen kleinen Fehlers geschlagen, forderten nun die ertrotzten Edeln des Volkes Aenderung des Erziehungssystems: wer als Knabe vor der Ruthe des Schulmeisters gezittert, werde als Mann vor dem Speer des Feindes zittern. Sie umgeben ihn mit jungen Gothen, welche ihn alsbald zu Trunk und Ausschweifung verführen und gegen die Vormundschaft der Mutter aufreizen. Vergebens sucht diese durch Entfernung der drei Führer der adligen Opposition an die Marken des Reiches den Widerstand zu brechen. Als jene Männer gleichwol in Verbindung untereinander und im Trotz gegen sie verharren, beschließt sie, durch Mord sich dieser Gegner zu entledigen. Für den Fall des Mißlingens dieses Planes erbittet sie sich Asyl in Byzanz bei Justinian, das dieser bereitwillig gewährt. Doch gelang die blutige That und sie blieb in Ravenna. Gleichzeitig hatte aber auch ein anderer Sproß des Königshauses, Amalasvinthens Vetter, der habsüchtige Theodahad, geheime Verhandlungen mit Justinian gesponnen und diesem ganz Tuscien, wo er reich begütert war, gegen große Summen in die Hände zu spielen versprochen. Während dieser Vorgänge war der junge Athalarich durch seine Ausschweifungen in unheilbare Krankheit gestürzt und dem Tode nahe gebracht worden. A. verzweifelte daran, die Zügel der Herrschaft in diesem Fall in den Händen behalten zu können, sie erneute die geheimen Verhandlungen mit Justinian und erbot sich, ihm ganz Italien abzutreten gegen ehrenvolle Aufnahme am kaiserlichen Hof. Aber der Gesandte Justinians, der Rhetor Petrus, soll zugleich — so berichtet wenigstens Procop in seiner Geheimgeschichte — im geheimen Auftrag der Gattin Justinians, der berüchtigten Theodora, welche eifersüchtig die schöne, edelgeborene und hochgebildete Gothen-

fürstin von diesem Hofe fern zu halten trachtete, deren Untergang geplant haben. Als Athalarich vor Abschluß jener Verträge mit Justinian starb, entschloß sich A., ihren oben genannten Vetter Theodahad, dessen Feindschaft sie sich freilich durch Zügelung seiner Habsucht zugezogen wußte, auf den Thron des Gothenreiches zu erheben, indem sie in einem geheimen Vertrag sich die wirkliche Ausübung der Herrschaft ausbedang. Theodahad willigte, scheinbar ausgesöhnt, in jenen Vorbehalt, ließ aber alsbald im Einvernehmen mit den Verwandten der von ihr ermordeten gothischen Edeln die treuesten Anhänger der Fürstin tödten, diese selbst gefangen auf ein festes Schloß der kleinen Insel im Bolsenersee in Tuscien abführen und daselbst im Bad ermorden, sei es auf Andringen jener Bluträcher, sei es auf geheimes Anstiften des Petrus hin, der freilich öffentlich mit der Rache seines Kaisers für diesen Frevel drohte. — So endete die Tochter des großen Theoderich. Begabt und hochgebildet, hat sie gleichwohl durch die blinde Verehrung für die antike Cultur das Werk ihres Vaters schwer gefährdet, das Volk, für das sie kein Herz hatte, verrathen und sich in Verblendung, Herrschsucht und blutiger Gewaltthat das Netz des Verderbens selbst bereitet, welches dann byzantinische Arglist über ihrem Haupte zusammenzog.

Litteratur: Manso, Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien, Breslau 1824. Dahn, die Könige der Germanen, II. München 1861.

Dahn.

Amalharius, Amalherius, Hamularius, Amularius Fortunatus und Symphosius nach der älteren Meinung ein und dieselbe Person, nach der jüngeren, besonders von Marx (Geschichte des Erzstifts Trier I. Abth. II. Bd. S. 387 f.) verfochtenen Ansicht zwei gleichzeitig lebende und in gleichen Kreisen sich bewegende geistliche Gelehrte der Karolingischen Zeit (809–832).

Der erste Amalharius, gewöhnlich mit dem Beinamen Fortunatus, vorher Abt zu Mettlach an der Saar, wurde von Karl dem Großen 809 oder 810 zum Bischof von Trier berufen und unterstützte den Kaiser aus Dankbarkeit durch Uebersendung von Marmorsäulen und musivischem Schmucke aus den Ruinen von Trier zum Bau des Palastes und Doms zu Aachen. Kaiser Karl betraute ihn 811 mit der Consecration der neu erbauten bischöflichen Kirche zu Hamburg und 813 mit einer Gesandtschaft nach Byzanz zu Kaiser Michael. Von Constantinopel kehrte A. nach Kaiser Michaels und Karls des Großen Tode in Begleitung einer griechischen Gesandtschaft zurück, welche 814 Kaiser Ludwig dem Frommen Namens des Kaisers Leo zu seiner Thronbesteigung Glück wünschte. Da Hatto als Erzbischof von Trier bereits 817 fungirt, so nimmt man an, daß der trierische A. damals gestorben, der fernerhin erscheinende also eine zweite von ihm verschiedene Person gewesen sei. Von dem trierischen A. sind folgende Schriften bekannt: Ein „Tractatus de baptismo“ oder „de caeremoniis baptismi“, als Denkschrift auf eine Anfrage Kaiser Karls des Großen an die Erzbischöfe und Bischöfe seines Reiches über die Vorbereitung und den Modus der Taufe. Ein Codex der Bibliothek der Abtei Petau bezeichnet ausdrücklich den Bischof A. als Verfasser und ist daher die Angabe des Jesuiten Jakob Sirmond, sowie des ersten Herausgebers der Werke von Alkuin, Quercetanus, welche jenen Tractat als von Alkuin verfaßt bezeichnen, zu berichtigen. (Vgl. die Ausgabe der „Alcuini opera“ vom Abte Froben von Regensburg II. 520—524). Dann ein von demselben gelegentlich seiner Reise nach Byzanz verfaßtes liturgisches Werk: „De divinis officiis“ insbesondere de missa, auch „Liber officiorum“ genannt. Auch dieser von M. Hittorp 1568 edirte und von Quercetanus den Werken Alkuins angeschlossene Tractat, welcher auch von Froben (l. c. 461—516) unter die Spuria Alcuini aufgenommen worden ist, wird durch einen Codex der Stadtbibliothek zu Trier ausdrücklich als ein Werk des Hamu-

larius Fortunatus Cardinalis Romanus Trebirorum Metropolitanus bezeichnet. Endlich verfaßte derselbe auch noch auf seiner Seereise nach Byzanz ein kleines Gedicht: „Versus marini“, welches ebenfalls bei Froben gedruckt ist. —

Der zweite A. mit dem Beinamen Symphosius, angeblich aus Burgund stammend und von Alkuin zu Tours gebildet, Diakon-Priester, zuletzt Chorbischof zu Metz, 819 bis gegen 832 wirkend, schrieb: „Libri quattuor de officiis ecclesiasticis seu divinis sacramentis“ welche er (gegen 820) Ludwig dem Frommen und dessen Gemahlin Judith widmete — ein Werk, welches im engsten Zusammenhange mit dem „Liber officiorum“ des Trierer A. steht und sehr für die Identität beider Personen spricht Angeblich 831 ging dieser A. als Gesandter Ludwigs des Frommen nach Rom zu Papst Gregor IV. und schrieb in Folge dieser Mission zur Erzielung einer liturgischen Uebereinstimmung des gallischen mit dem römischen Ritual einen „Liber de ordine antiphonarii.“ Beide Schriften sind gedruckt Biblioth. Max. P. T. Leyden. XIV. 934—1061.

Trier rühmte sich, das Grab des trierischen A. im Stifte St. Pauli zu besitzen, während Metz die Grabstätte seines A. in der vor seinen Mauern gelegenen Abtei St. Arnulph verehrte, von wo aus bei der Belagerung Karls V. 1555 die Gebeine nach der Domincanerkirche in der Stadt gebracht wurden.

Broweri et Masenii Annales Trevirenses I. 394—404. Marx, Geschichte des Erzstiftes Trier I. 2. 387 ff. L. Eltester.

Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel, geb. 29. Jan. 1602, † 3. Aug. 1651, war eine der einflußreichsten Fürstinnen ihres Jahrhunderts; denn ihr verdankt nicht nur ihr hessisches Vaterland die Rettung vom Untergang und die Wiederherstellung seines früheren Ansehens im Deutschen Reiche, sondern auch dieses letztere hat nur durch ihre Standhaftigkeit die der Religionsfreiheit günstige Beendigung des verderblichen dreißigjährigen Krieges durch den westphälischen Frieden, und namentlich die Gleichberechtigung der Reformirten mit den übrigen Bekennern der Augsburgischen Confession erlangt. Sie war die Tochter des Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg und durch ihre Mutter eine Enkelin des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, dessen Staatsklugheit ihr in nicht geringem Maaße vererbt war. Schon in ihrem 18. Jahre hatte sie sich mit dem damaligen Erbprinzen von Hessen-Kassel, Wilhelm V., vermählt, und in den 18 Jahren ihrer glücklichen Ehe wurden ihr 14 Kinder geboren, von denen jedoch nur sechs den Vater († 21. Sept. 1637) überlebten. Der dreißigjährige Krieg hatte schon damals Niederhessen schwer heimgesucht; als nun aber Landgraf Moritz, von allen Seiten bedrängt, im Jahr 1627 die Regierung niederzulegen sich bewogen fand, da konnte Wilhelm nicht umhin, die sehr bedenkliche Erbschaft anzutreten. Er suchte zwar alsbald die kaiserliche Ungnade durch einen — ihm allerdings sehr nachtheiligen — Vergleich mit seinem Vetter, dem Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, zu beschwichtigen, da dieser Streit die Veranlassung der kaiserlichen Einmischung gewesen war. Aber dem „Restitutionsedict“ von 1629 konnte er sich unmöglich fügen. Er schloß daher am 10. Aug. 1631 zu Werben einen Vertrag mit dem König Gustav Adolph von Schweden, in Folge dessen er zugleich als „General über die in den Rheinischen Kreisen und Oberlanden geworbenen Heerschaaren“ an die Spitze eines achtunggebietenden Kriegsheeres trat; und nach des Königs Tode erneuerte er im Jahre 1634 die Verbindung mit Frankreich, welche bereits zwischen Heinrich IV. und Landgraf Moritz Statt gefunden hatte, und wodurch er außer dem Oberbefehl über die für Frankreich zu werbenden Truppen einen Jahresgehalt bezog, welcher ihm die Unterhaltung seiner eigenen Truppen erleichterte, ohne ihn in eine größere Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. In Folge dieser Schritte wurde er dann im Nov. 1636 vom Kaiser als Reichsfeind in

die Acht erklärt, und im April 1637 der mit ihm verfeindete Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt als Administrator der hessen-kasselschen Lande bestellt. Als daher Wilhelm V. im Sept. 1637 starb, schien Hessen-Kassel unrettbar verloren, indem nunmehr Landgraf Georg zugleich als Vormund des erst neunjährigen Wilhelm VI. auftrat und unter diesem Titel die ganze Regierung des Landes an sich zu reißen versuchte. A., durch das Testament Wilhelm's V. zur Regentin des Landes ernannt, wußte jedoch mit der größten Umsicht und mit unerschütterlichem Muthe diese von allen Seiten drohenden Gefahren glücklich abzuwenden. Zunächst ließ sie ihren Sohn von den hessischen Truppen, deren Hauptquartier damals in Leer war, als ihren nunmehrigen Kriegsherrn anerkennen, und übergab den Oberbefehl dem damals der hessischen Sache noch ergebenen General Melander. Gleichzeitig ließen die Statthalter zu Kassel dem jungen Landgrafen Wilhelm VI. im ganzen Lande huldigen, ohne sich durch die Drohungen und durch allerlei Versprechungen des Landgrafen Georg's von der Landgräfin A. als Regentin abwendig machen zu lassen. Zur Vermeidung der bevorstehenden Achtsvollstreckung versuchte sie zwar mit Landgraf Georg ein Abkommen zu treffen; da aber dieser am 23. Jan. 1638 zu Marburg entworfene Vertrag die Anerkennung des Prager Friedens zur Grundlage hatte und die Entlassung des Heeres verlangte, ohne irgend sichere Bürgschaft für die Erfüllung der dagegen ertheilten Zusagen zu gewähren, so konnte A. unmöglich darauf eingehen.

Es waren vorzugsweise zwei Gesichtspunkte, welche diese Fürstin stets fest im Auge behielt, und welche sie bei allen ihren Entschlüssen leiteten: zunächst die Anerkennung des reformirten Glaubensbekenntnisses als gleichberechtigt mit den beiden anderen durch die Reichsgesetze geschützten Confessionen, und dann die Aufrechthaltung der bisherigen Machtstellung des Hauses Hessen-Kassel, sowol in Beziehung auf das deutsche Reich, als auch der jüngeren Linie Hessen-Darmstadt gegenüber. Beide Ziele hat sie bei dem Abschlusse des Friedens vollständig erreicht und dadurch den besten Beweis ihrer staatsmännischen Befähigung geliefert. Daß sie ihren übermächtigen Feinden, welche in der Wahl ihrer Mittel nichts weniger als gewissenhaft waren, und von deren hinterlistigen Absichten sie unwiderlegliche Beweise in den Händen hatte, nicht trauete, sondern sie mit gleicher Münze bezahlte, das kann ein strenger Sittenrichter allerdings tadeln; er muß aber dann auch über „die Diplomatie" im Allgemeinen — nicht bloß über die des 17. Jahrhunderts — den Stab brechen. Wir können hier nicht auf die Wechselfälle des dreißigjährigen Krieges eingehen, welche das Hessenland bald aufs äußerste gefährdeten, bald wieder zu den besten Hoffnungen ermuthigten, bis schließlich der Frieden noch mehr gewährte, als man zu erwarten berechtigt war; doch müssen wir noch kurz andeuten, wie die Regentin eines so kleinen Fürstenthums in diesem europäischen Kampfe gewissermaßen als vierte kriegführende Macht auftreten und gemeinschaftlich mit Schweden und Frankreich dem Kaiser einen den Protestanten so günstigen Frieden abdringen konnte. Die dem Landgraf Wilhelm V. von Schweden eingeräumten „Quartiere" hatten ihn in den Stand gesetzt, die hessischen Truppen auf durchschnittlich 15000 Mann zu Fuß und 4—5000 Reiter zu vermehren. A. wußte nun ebenfalls die nöthigen Mittel zu beschaffen, um dieses Kriegsherr zu unterhalten, und es gelang ihr, erprobte Feldherrn an die Spitze desselben zu stellen, ohne darum die oberste Kriegsleitung aus der Hand zu geben, oder sich einer der großen kriegführenden Mächte unbedingt anzuschließen, da sie weder von Schweden noch von Frankreich sicheren Schutz erwarten durfte. Auch wurde sie von diesen beiden Staaten durch den Vertrag von Dorsten (Aug. 1639) gewissermaßen als dritte gleichberechtigte Macht anerkannt, und trat in den Verhandlungen mit dem Kaiser

mit solcher Zuversicht auf, daß man es auf dem Kurfürstentag zu Nürnberg (März 1640) für „schimpflich“ erklärte, „daß ein so geringes Fürstenthum dem Kaiser und Reich über Krieg und Frieden vorschreiben“ wolle; und im J. 1647 schrieb sogar der bayerische Feldmarschall Chronsfeld: „A. habe sich dadurch, daß sie ihrer bisher im deutschen Reiche verworfenen Religion Duldung und Achtung verschafft, unsterblichen Ruhm erworben: jetzt habe sie die Wagschale des Friedens in ihren Händen“.... Ihr Einfluß ward nämlich auch dadurch bedeutend gesteigert, daß sie fast alle leitenden Persönlichkeiten durch ihr eben so würdiges wie gefälliges Benehmen zu gewinnen verstand. Oxenstierna, Baner, Torstenson, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der Herzog von Longueville, Condé, Turenne &c. legten auf ihr sachkundiges Urtheil den größten Werth und nahmen fast immer auf ihre Wünsche jede mögliche Rücksicht. Auch besaß sie die erforderliche Einsicht, um sich stets mit überaus tüchtigen und zuverlässigen, zum Theil noch in der Schule Wilhelm des Weisen gebildeten Räthen zu umgeben, welche bei allen Verhandlungen das Wohl des Landes aufs beste zu wahren verstanden. —

Nur so konnte es gelingen, daß Deutschland durch den westphälischen Frieden endlich wieder gesicherte Religionsverhältnisse erlangte und Hessen-Kassel weit mächtiger aus dem Kampfe trat, als es denselben begonnen hatte: Hessen-Darmstadt mußte einen Theil der Marburger Erbschaft herausgeben; die Abtei Hersfeld und ein Theil der Grafschaft Schaumburg wurden Hessen einverleibt und Mainz, Cöln, Paderborn, Münster und Fulda mußten dem Lande noch 600000 Thaler als Kriegsentschädigung zahlen. Dabei hatte die unermüdliche Fürstin während des Waffengeräusches nicht versäumt, dem Hause Hessen die Anwartschaft auf die Grafschaft Hanau — ihre alte Heimath — zu sichern. Aber nach diesen endlich erreichten Erfolgen brachen ihre Körperkräfte plötzlich zusammen. Durch den ungewöhnlich reichen Kindersegen hatte ihre keineswegs starke Natur schon früher mehrfach gelitten, und die aufreibenden Geschäfte dieser zehnjährigen Regentschaft hatten ihre Gesundheit mehr und mehr untergraben. Sie beeilte sich daher, nunmehr ihrem volljährig gewordenen Sohne, Wilhelm VI. (am 25. Sept. 1650), die Regierung zu übergeben, um ihr Leben in Ruhe zu beschließen. Doch sollte sie diese Ruhe nicht lange genießen. Bei ihrem so frühen Tode ward sie tief betrauert vom ganzen Lande, das mit ihr durch den verheerenden Krieg schwer gelitten, aber auch ihr vorzugsweise zu verdanken hatte, daß es nun einer besseren Zukunft entgegen sehen durfte. —

K. W. Justi, Amalie Elis. L. v. H. Gießen 1812. Ch. v. Rommel, Gesch. v. Hessen, Bd. VIII. K. Bernhardi.

Amalie, Marie Fr. Aug., Prinzessin von Sachsen, Dichterin, geb. 10. Aug. 1794, † 18. Sept. 1870; älteste Schwester des Königs Johann von Sachsen, sorgfältig erzogen, auf Reisen in Italien, Frankreich und Spanien ihre Bildung erweiternd, widmete sich der dramatischen Dichtung und trat schon 1817 unter dem Namen „Amalie Heiter“, mit dem Schauspiel: „Die Abenteuer der Thorenburg“, 5 Acte, auf, dem 1829 und 1830 unter demselben Namen die Schauspiele: „Der Krönungstag“, und: „Mesru“ folgten, beide selbsterfundene Stoffe auf orientalischem Boden und in Versen behandelt. Später beschränkte sie sich auf prosaischen Dialog und lieferte seit 1834 eine Reihe beifällig aufgenommener Lustspiele und Dramen im Charakter Iffland's und Ed. Devrient's, die zum Besten des Dresdener Frauenvereins als Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne (Dresd. 1836—42. 6 Bde.) herausgegeben wurden. Das erste Stück war „Lüge und Wahrheit“, unter den übrigen fand „der Oheim“ besonders günstige Aufnahme, auch „der Landwirth“, „der Majoratserbe“, „der Unbe-

lesene", „die Stieftochter" u. a. sprachen an und wurden viel gespielt. Die Prinzessin starb unvermählt in Pillnitz. (Gesamm. Werke, herausg. von Robert Waldmüller, 1873.) K. G.

Amalia, eigentlich Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. 24. Oct. 1739, Tochter des Herzogs Carl von Braunschweig, wurde im 16. Jahre ihres Lebens mit dem Herzog Ernst August Constantin 1756 am 16. März vermählt, nachdem sie, wie ihre Selbstbiographie sagt, eine gerade nicht glückliche Jugend genossen hatte, weil sie ihren Geschwistern nachgesetzt der „Ausschuß der Natur" genannt worden sei. Da ihr Gemahl schon 1757 starb, ging sie, selbst noch minderjährig, mit dem Lande einer schweren Zukunft entgegen, zumal sie durch Testament zur Vormünderin über den am 3. September 1757 geborenen Erbprinzen Carl August, sowie zur Landesregentin bestimmt war. Nach erlangter Volljährigkeitserklärung führte sie die Regentschaft bis zum 3. September 1775, wo Carl August, dem noch nach des Vaters Tode ein Bruder Constantin geboren war, die Regierung des Landes übernahm, das unter der Herzogin A. die schwersten Schläge erlitten hatte. Schwer heimgesucht von den Leiden des siebenjährigen Krieges, von Hunger voll, und vor allem von den Folgen einer frühern üblen Landesverwaltung, welche leider in den deutschen Fürstenthümern nicht selten war, kämpfte A., erfüllt von ihrer hohen Aufgabe, mit Ausdauer und Umsicht, um die Lage des schwergeprüften, namentlich in seinen Finanzverhältnissen zerrütteten Landes einer bessern Zukunft entgegenzuführen. Nichts weniger als zur Regentin erzogen, wie sie selbst schreibt, nahm sie, aufgestachelt durch den Ruhm und Glanz des braunschweigischen Hauses, alle ihre Kraft zusammen, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein. Stolz und Eitelkeit zugleich trugen sie und sie leistete im innigen Zusammenwirken mit ihrem Vater, der ein trefflicher Obervormund war, und mit aufopfernden Räthen Außerordentliches, als gegen das Ende ihrer Regentschaft der weimarische Schloßbrand das Land von neuem in Besorgnisse und Kämpfe um die Existenz verwickelte, wenn nicht Einschränkungen aller Art in der Hof- und Landesverwaltung Platz gegriffen hätten. Fünfzehn Jahre lang lag das Schloß als ein bedeutsames Zeichen der Zeit in seinen Trümmern. — Nicht minder großes leistete A. aber auch in der Familie, indem sie mit hohem Verständniß und wachsamem Auge die Erziehung ihrer unter Leitung des trefflichen Grafen Görz stehenden Kinder überwachte, weil sie von ihnen das Wohl von Tausenden erwartete. In ihrer Regierung umfaßte sie alle Zweige der Landesverwaltung mit gleicher Liebe und gleichem Eifer, sie leistete bei beschränkten Mitteln außerordentlich Großes und bereitete Weimar für die kommende Glanzperiode, welche sich mit 1775 erschließt, im besten Sinne vor, wenn natürlich auch heute ihre Schöpfungen im Lichte unserer Zeit betrachtet nicht überall den alten Werth und ihre Bedeutung behaupten und manche Anordnungen Mißgriffe seltener Art involviren, die die Neuzeit nicht begreifen kann. Aber warme Fürsorge und ächtes Wohlwollen für das Ganze wie für jeden Einzelnen, dem sie näher trat, vermag man ihr nicht abzusprechen; sie strebte mit Ernst, erfüllt von ihrer hohen Aufgabe, richtig weiter.

Eine nicht minder bedeutsame Stellung gewann und behauptete A. in einer ganz andern Richtung ihrer Lebensthätigkeit, seitdem sie sich in das Privatleben 1775 zurückgezogen hatte. Mit bescheidenen materiellen Mitteln, aber mit weiser Sparsamkeit ausgenützt, konnte sie das hohe geistige Interesse fördern, welches namentlich seit Goethes Eintritt sich mehr und mehr belebte. Sie förderte Kunst und Wissenschaft, die eigentliche Aufgabe ihrer und ihrer verwandten Kreise, in den verschiedensten Richtungen. Das einige Jahre nach dem Schloßbrande erbaute Theater förderte sie eben so durch materielle Hilfe als durch die höheren Anforderungen, welche sie mit Goethe an die Leistungen der Einzelnen stellte. Schon damals wirkte sie für die bessere Ausbildung der Schauspieler. Ihrem

hohen Interesse verdanken wir auch die Aufführungen in Ettersburg und Tiefurt, wie nicht minder die Wiederbeschaffung von Kunstwerken, welche im Schloßbrande bis auf wenige untergegangen waren. In erster Linie ist sie als die Begründerin des weimarischen Museums zu betrachten. Eine besondere Pflege ließ sie, die selbst Componistin war, den musikalischen Bestrebungen angedeihen, indem sie nicht allein Musiker ausbilden ließ, sondern auch theoretischen Studien sich hingab. In allen Zirkeln zeigte sie sich als Mittelpunkt der Bewegung, und in dem Maße als sie anregte, strebte sie selbst nach eigner Vervollkommnung. Ihre Sprachstudien, welche sich auf das Lateinische und Griechische, das Englische und Italienische erstreckten, sind mit bewundernswerther Ausdauer getrieben und von großen Erfolgen begleitet gewesen. Der Oberflächlichkeit, welche leicht in ihren Kreisen durch zersplitternde Thätigkeit Platz greift, gründlich abhold, war sie nicht allein Uebersetzerin, sondern auch Dichterin in einigen dieser fremden Sprachen, welche sie mit bewundernswerthem Fleiße betrieb, gewöhnt, sich durch schriftliche Arbeiten von diesen ernsten Studien ebenso gewissenhafte Rechenschaft, als von ihrer Lectüre überhaupt zu geben. Nur der eignen Muttersprache ist sie Dank dem Zug der Zeit nie mächtig geworden, wie auch die künstlerischen Versuche im Zeichnen und Malen hinter ihren Erwartungen weit zurückgeblieben sind. In umfassender Weise vorgebildet, zog sie 1787 nach Italien, dem Lande, das sie nicht allein durch die glänzenden und verlockenden Schilderungen eines Herder und Goethe, sondern um ihrer geistigen Richtung selbst willen lieb gewonnen. Fast zwei volle Jahre ging sie völlig in diesem Leben auf und was sie aus ihm auf den heimischen nordischen Boden verpflanzte, das hat Goethe einst in der eben erst bekannt gewordenen Widmung seiner venetianischen Epigramme so schön ausgesprochen: „Sagt, wem geb ich dies Büchlein? — Der Fürstin, die mirs gegeben, die mir Italien jetzt noch in Germanien schafft.“ Wie Unzählige ihrer Zeitgenossen ihr Anregung, Unterstützung und Förderung ihrer Lebenszwecke danken, so erfreut sich noch die Nachwelt in Weimars Umgebungen, in Tiefurt, Ettersburg, Belvedere ihrer Bestrebungen, mit denen sie dem Stück Erde die Reize der Natur zu entlocken wußte. Von der Natur trefflich begabt, durch das Aeußere ausgezeichnet, Fürstin im wahrsten Sinne des Wortes, ist sie ihren Humanitätsbestrebungen in Ausübung wahrer Demuth alle Zeit gerecht geworden. Von den Mitlebenden verehrt bis zur Vergötterung, hat sie in Wort und That das den „Fürsten verderbliche Gift“ von sich abgewehrt und auch in dieser Beziehung ein fürstlich Leben gelebt. Spät am Abend desselben von harten Verlusten durch den Tod eines zärtlichen Vaters und Bruders, durch den Hingang ihres zweiten Sohnes, nochmals aber durch die Schicksalsschläge des Jahres 1806 erschüttert, wo das von ihr gepflegte Land und das weimarische Haus seinem Untergang nahe stand, verschied sie zu früh 10. April 1807.

(Mit Ausnahme von Goethe's Nachruf, der in den S. Werken gedruckt ist, mangelt es noch an einer genügenden Biographie; vgl. jedoch die betr. Aufsätze des Unterzeichneten in den Grenzboten von 1871 und 1872 und Beaulieu-Marconnay, Anna Amalie, Carl August u. d. Minister v. Fritsch. 1874. C. A. H. Burckhardt.

Amama: Sixtinus A., geb. 1593 zu Franeker in Friesland, † 9. Nov. 1629, verdient eine rühmliche Erwähnung unter den Männern, welche im 17. Jahrhundert das Studium der morgenländischen Sprachen, besonders der hebräischen, befördert haben. Er studirte 1610 in Franeker unter der Leitung des Jac. Drusius orientalische Sprachen mit solchem Erfolge, daß man ihm schon die Aussicht auf die Nachfolge seines Lehrers im Amte eröffnete. Zur Erlernung des Arabischen besuchte er 1614 die Leydener Universität, wo er freundschaftliche Beziehungen zu Erpenius u. A. anknüpfte. Doch schon im

selben Jahre zog er nach London und Oxford, wo der bekannte Professor Joh. Prideaux ihn in das Exetercollegium aufnahm. Nach dem Tode des Drusius bewarb er sich um dessen Stelle als Professor der hebräischen Sprache an der Universität zu Franeker. Doch erhielt er, des Arianismus verdächtig, diesen Lehrstuhl erst, nachdem er sich einer scharfen Untersuchung, geführt von Sybrandus Lubberti und Joh. Bogerman, unterworfen hatte. 1625 wurde er an des verstorbenen Erpenius Stelle nach Leyden berufen, aber die Staaten von Friesland verweigerten ihm den Abschied und erhöhten seinen Jahresgehalt. Leider starb er schon 1629. A. war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß hinreichende Kenntnisse der biblischen Ursprachen dem Theologen unentbehrlich seien. Sein ganzes Streben ging dahin, dieser Ueberzeugung auch bei Andern Eingang zu verschaffen. Zu dem Zweck richtete er sich an mehrere Provinzial-Synoden, bis er bei ihnen den Beschluß erwirkte, daß künftig Keiner ohne Proben einer genügenden Bekanntschaft mit diesen Sprachen abgelegt zu haben, zum Predigtamt zugelassen werden dürfe. Auch eiferte A. für eine richtige Uebersetzung der Bibel in die Landessprache. Unter seinen vielen Schriften müssen besonders erwähnt werden: „Dissertatio, qua ostenditur praecipuos Papismi errores ex ignorantia Hebraismi ortum sumsisse", Franek. 1618; „Censura vulgatae versionis V Libr. Mosis", Franek. 1620; „Bybelsche conferentie, in welke de Nederl. overzetting beproeft wordt", Amsterd. 1623; „Biblia in 't Nederduitsch" (A. Test. von P. Hacius mit Verbess. von Amama, N. Test. von H. Faukelius), Amsterd. 1625; „Antibarbarus biblicus", Amsterd. 1628. A. gab nicht nur die „Grammat. Hebr. Martini-Buxtorfiana" heraus, sondern ließ auch 1627 zu Amsterdam eine eigene „Hebr. Gramm. of Taelkunst" und 1628 zu Franeker ein „Hebr. Woordenboek", in holländischer Sprache erscheinen. Paquot gab in seinen „Memoir. pour servir à l'hist. litt. des Pays-Bas" ein Inhaltsverzeichniß dieser Schriften.

V. d. Aa, Biogr. Woordb. Glasius, Godgel. Nederl. Vos.

Aman: Johann A., Architekt, geb. zu St. Blasien in Baden 19. Mai 1765, † zu Wien 28. Nov. 1834, machte seine Studien in Wien, dann bis 1795 in Italien, bis er sich im J. 1796 in Wien definitiv niederließ. Hier gelang es ihm, eine einflußreiche Stellung zu gewinnen; er wurde 1803 Hof-Unterarchitekt und 1812 erster Hofarchitekt. Zu seinen Werken gehören der Plan für das Theater an der Wien, die Restauration des Stephandomes, der Ausbau des kaiserlichen Schlosses zu Schönbrunn, dann das neue Theater zu Pest u. a. m. Er gehörte der classischen, aber nüchternen Schule an, die sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts gebildet hatte. (Meyer, N. Künstlerlex.)

W. Schmidt.

Amandus von Maestricht, vor 600 in Poitou geboren, schlug frühzeitig die Laufbahn ein, in der allein er bei seiner römischen Abkunft öffentlich wirken konnte: er diente der Kirche durch Predigt, Bekehrung und Stiftung von Klöstern. Zuerst Missionär unter Basken und Slaven, wurde er unter Dagobert, der ihn einmal als strengen Sittenrichter verbannte, sonst aber wirksam unterstützte, der Apostel Belgiens. Er gründete als Wanderbischof die Klöster Blandinium und St. Bavo in Gent und das später nach ihm benannte Elnon bei Tournay, stand 647—649 dem Bisthum Tongern-Maestricht vor, verzichtete auf dasselbe, da er des verwilderten Clerus nicht Meister wurde, trotz der Abmahnungen des römischen Bischofs Martin und wandte sich wieder theils der Heidenbekehrung in den Scheldegegenden, theils dem beschaulichen Leben in Elnon zu, wo er um das J. 670 starb.

Vgl. Bolland, Acta ss. 6. Februarii (wo sein Tod auf den 6. Febr. 684 gesetzt wird) und daraus die Biogr. nat. de Belg. Sickel.

Amandus Zierixensis, so genannt von seiner Vaterstadt Zierikzee auf

der Insel Schouwen in Seeland, war noch im 15. Jahrhundert geboren, † zu Löwen im Juni 1534. Der hebräischen und griechischen Sprache vollkommen mächtig, galt A. als eine Zierde des Franciscaner-Ordens, in dem er als Priester, Prediger und später Lector der Theologie in seinem Kloster zu Löwen mächtig wirkte, dabei ein Geschichts- und Alterthums-Freund. Guardian und Provincial der alten Cölner Provinz, bevor die „niederdeutsche" von ihr getrennt und zu einer selbständigen erhoben wurde, war er auf die Hebung des wissenschaftlichen und geistlichen Lebens derselben vorzüglich bedacht,. im Lesen und Erklären der heiligen Schrift selbst unermüdlich, indem er Commentare über die Genesis, das Buch Job, den Prediger rc. schrieb, die aber ungedruckt geblieben sind. Zum Drucke gelangte eine „Chronica ab exordio mundi ad annum 1534". Antverpiae apud Sim. Cocum 1534, und zwar in seinem Sterbejahre, wie der alte Konrad Gesner in der „Bibliotheca" ausdrücklich schreibt. Danach kann das bei Wadding (Script. S. 16) aus dem Ordensnekrolog wiederholte Sterbejahr 1524 nicht richtig sein. Auch der 8. Juni scheint nicht der Sterbe- sondern Begräbnißtag zu sein, indem das Klosternekrologium schreibt: „Sepultus in choro Lovanii ante summum altare anno domini 1524 (!) 8. Junii.

Ruland.

Amandus: Johann A., (nicht Peter, wie er z. B. in Banselow's „Gel. Pommern", noch Georg, wie er im „Catal. Biblioth." III. p. 1162 genannt wird), Dr. theol. und Superintendent in Goslar, † 1530, stammte aus Westfalen, war eine Zeit lang Ablaßprediger und Stationarius im Hofe der Antoniter zu Frauenburg, nahm dann die evangelische Lehre an, predigte in Holstein und wurde als erster lutherischer Prediger nach Königsberg i. Pr. berufen, wo er in der altstädt. Kirche am 29. Nov. 1523 seine erste Predigt hielt. Bei seinem unruhigen und aufgeregten Geiste und seinem Mangel an genügender wissenschaftlicher Bildung war er wenig geeignet, die junge Gemeinde sicher zu führen. Er gerieth bald in Zwiespalt mit seinem von Luther gesandten Collegen Brißmann, den er durch Anmaßung verletzte, zerfiel mit dem Rath und der Bürgerschaft der Altstadt, so daß ihm Kirche und Stadt verboten wurde. Als er in Folge dessen für seinen Anhang einen Gottesdienst bei einem Bauer auf dem Kneiphofe einrichtete, wurde er endlich aus allen 3 Städten vertrieben und floh mit seiner Frau nach Danzig und, auch dort nicht gelitten, nach Stolpe in Pommern 1524. Seine und seiner Genossen aufrührerische Predigten, die das Volk aufreizten, die Pfaffen, Mönche und Fürsten zu vertreiben, erzeugten Unruhen in Stolpe und Stettin. Der Herzog von Pommern ließ ihn daher festnehmen und in Garz einsperren. Einige Jahre darauf erscheint er in Goslar, wird dort an der von Amsdorf neugeordneten Gemeinde Superintendent, sorgt für die Gründung einer neuen Schule, erregt aber auch hier Zwiespalt zwischen Bürgerschaft und Magistrat, so daß es fast zu einem Aufstande kommt, verändert willkürlich die Liturgie und geräth in den Verdacht, heimlich der Zwinglischen Abendmahlslehre anzuhangen. Er ist der Verfasser der Schrift „Vom geistlichen Streit der Christen" 1524.

Vgl. Corvinus, Warhh. bericht, das das wort Gotts ohn Tumult ohn schwermerey zu Goslar und Braunschweigk gepredigt wird. Wittenb. 1529. — Erläutertes Preußen I—III. Dan. H. Arnoldt, Historie d. Königsb. Univers. II. 475.

Brecher.

Ambach: Melchior A., evangel. Prediger, ward 1490 zu Meiningen geboren, wendete sich von seinen anfänglichen katholischen Studien dem Protestantismus zu, wurde 1530 Pfarrer zu Neckarsteinach und übernahm im Juni 1541 die ihm bereits im Jahre vorher angetragene Prädicantenstelle zu Frankfurt a. M. Von 1555 an kränkelnd und bald darauf dienstuntauglich, starb er wahrscheinlich

1559. Sein fester Charakter, sein furchtloses Eifern für Aufrechthaltung des lautern Evangeliums und des schlichten sittenreinen Bürgerthums und seine schneidig verfaßten Schriften brachten ihm manchen Kampf und selbst den Vorwurf des Calvinismus, andererseits die Achtung der Zeitgenossen. Von seinen gedruckten Schriften sind zeitbedeutend gewesen: „Ein Tractat vom Zusauffen und Trunkenheit"; „Von dem üppigen gewöhnlichen Tanzen"; „Vergleichung des Papstthums mit den größten Ketzereien"; „Eine Klage Jesu wider die vermeinten Evangelischen"; „Vom Ende der Welt und Zukunft des Endtchrists, alte und neuwe Prophecevyen in rheumen gestellt". Als Manuscript finden sich mehrere Schriften von ihm in der Stadtbibliothek zu Frankfurt, darunter auch eine „Beschreibung der Belagerung der Stadt im J. 1552". Brückner.

Amberg: Martin v. A., ein Predigermönch, wahrscheinlich aus Amberg in der Oberpfalz gebürtig, Verfasser eines „Gewissensspiegels", den er auf Wunsch eines Herrn Hans von Scharfeneck, des Königs von Ungarn höchsten Rathes, nach einem lateinischen Poenitentiarius bearbeitete. Die Handschriften (in Wien und Heidelberg) gehen nicht über das 14. Jahrhundert zurück, und das Werk ist, nach Sprache und Stil zu urtheilen, wol auch nicht älter.

v. d. Hagen, Germania 2. 63. Wilken, S. 478. Hoffmann, Wiener Hschrften. S. 335, 336. K. Bartsch.

Amberger: Christoph A., vortrefflicher Maler, geb. um 1500, † um 1570; Doppelmayr („Histor. Nachrichten von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern" 1730) läßt ihn von Nürnberg stammen; so viel ist aber gewiß, daß seine Kunst durchaus der Augsburger entspricht, und er in Augsburg von 1530—1560 nachweisbar ist. Man gibt ihn gewöhnlich als Schüler Hans Holbein's des Jüngern aus, doch ganz mit Unrecht; seine Bildnisse zeigen keine andere Verwandtschaft mit demselben, als die sich aus der gleichen Zeit und Schule erklärt. Dagegen kann vielleicht Hans Burgkmair als sein Lehrer betrachtet werden. 1532 malte A. das Bildniß Kaiser Karls V., wovon das Original nach Woltmann in der Galerie der Akademie zu Siena sich befindet. Im folgenden Jahre verfertigte er die Bildnisse des Wilhelm Mörz und der Afra Rehm, im Maximiliansmuseum zu Augsburg; dann die Wiederholung des letztern und als Gegenstück dazu einen männlichen Kopf, in dem man einen Verwandten der Afra vermuthen darf, in der Sammlung würtembergischer Alterthümer zu Stuttgart. Man vermuthet, daß er sich bald darauf nach Italien begeben habe. Im J. 1542 malte er die Bildnisse des Matthias Schwartz und seiner Frau der Barbara Mangollt, jetzt im Besitz des Ministers von Friesen in Dresden, völlig beglaubigt durch eine alte Nachricht im Trachtenbuche des Schwartz. Amberger's berühmtestes Bildniß ist das Bild Sebastian Münster's, des Kosmographen, im Berliner Museum, es ist trefflich colorirt und lebendig aufgefaßt. Seine religiösen Bilder beanspruchen weniger Bedeutung als seine Bildnisse; die hervorragenderen darunter sind: „der große Altar mit der Madonna im Dom zu Augsburg", bezeichnet C. A. 1554, und „Christus mit den klugen und thörichten Jungfrauen" von 1560 in der St. Annakirche daselbst. Die drei Bilder in der Münchener Pinakothek, „hl. Dreifaltigkeit", „Maria mit dem Kind" und „der hl. Rochus" sind mit Unrecht auf seinen Namen geschrieben. In allen diesen Werken gibt sich im Sinne der Augsburger Schule die Richtung aufs Malerische kund, sein Pinsel ist verhältnißmäßig breit und weich, seine Empfindung fein, die Zeichnung hat aber nicht die Schärfe und Genauigkeit der bessern frühern deutschen Meister. Besonders sieht man, wie er sich an den reichen Brüsten der italienischen, vorzüglich venetianischen, Kunst genährt hat. Nach Holbein's Tod dürfte er der beste deutsche Bildnißmaler gewesen sein. Begreiflich darum, daß seine Werke sehr gewöhnlich unter dem Namen Holbein's gehen.

A. Woltmann in J. Meyer's Künstlerlexicon. W. Schmidt.

Ambrosch: Joseph Karl A., ausgezeichneter Tenorist, geb. 1759 zu Crumau in Böhmen, † 8. September 1822, studirte Musik bei dem älteren Kotzeluch zu Prag, und erwarb sich seit 1784 auf den Theatern zu Bayreuth, Hamburg, Hannover, Wien rc. durch seinen vortrefflichen Gesang einen ausgebreiteten Ruf. Seit 1791 stand er als erster Tenorist bei der deutschen Oper des Nationaltheaters zu Berlin, wo er die Rollen des Belmonte, Tamino, Pylades (Glucks Iphigenie auf Tauris), Murney (Unterbr. Opferfest), Ubaldo (Camilla von Paer) und andere mit größtem Beifall gab. Einige Jahre vor seinem Tode ward er pensionirt. (Allg. Mus.-Ztg. XXIV, 685.) Er war einer der besten deutschen Sänger seiner Zeit, und zeigte neben großer Fertigkeit viel Geschmack im Coloriren, sang mit gewinnendem Ausdrucke und declamirte das Recitativ vortrefflich. Ueberhaupt besaß er gründliche musikalische Bildung, ließ sich auch als Clavierspieler öffentlich mit Beifall hören, und componirte recht hübsche Lieder und Liedervariationen für Gesang, von denen einige Sammlungen zu Berlin, Hamburg und Zerbst im Druck erschienen sind.

Vgl. auch L. Schneider, Gesch. der Berl. Oper, Berl. 1852. v. Dommer.

Ambrosch: Joseph Julius Athanasius A., geb. in Berlin 1804, † als ordentlicher Professor der Philologie und Archäologie in Breslau am 29. März 1856, ein hochverdienter Forscher über römische Alterthümer. Von seinem Vater, Jos. Karl A., einem Sänger und Componisten (s. d.) erbte er Sinn und Talent für Musik. Auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium gebildet, als Student von Buttmann und Böckh geschätzt, wurde ihm bald nach seiner Promotion mit einer tüchtigen Dissertation „De Lino“, 1829, das Glück zu Theil, Bunsen empfohlen zu werden. Er erhielt das von diesem von neuem ins Leben gerufene Stipendium Preußianum zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Rom, wo er 1830—33 als Freund des Bunsen'schen Hauses von Gerhard und Bunsen in die Archäologie eingeführt wurde. Sein Aufenthalt fiel in die lebendige Zeit der ersten Blüthe des archäologischen Instituts, an dessen Arbeiten er sich eifrig betheiligte. Ihn beschäftigte der Plan zu einer kritischen Ausgabe des Dionysius von Halikarnaß, dessen Handschrift in der Chigi'schen Bibliothek er verglich, — indessen ist dieser Plan nicht ausgeführt worden, — daneben archäologische und topographische Studien. 1833 habilitirte er sich als Privatdocent in Berlin und wurde 1834 als Professor in Breslau angestellt, wo er eine erfolgreiche und gewissenhafte Thätigkeit ausübte. A. besaß gediegene Kenntnisse, rastlosen Fleiß und einen feinen, ideenreichen Geist. Von diesen legen auf dem Gebiete der Topographie und monumentalen Archäologie seine Aufsätze in der Beschreibung der Stadt Rom und den Schriften des archäologischen Instituts, sowie besonders seine gelehrte und scharfsinnige, wenn auch im Resultat zweifelhafte Schrift: „De Charonte Etrusco commentatio antiquaria“. Vratisl. 1837, einen vollgültigen Beweis ab. Aber sein eigenthümliches Verdienst liegt anderswo. Von dem Boden und der Stadtgeschichte Roms ausgehend, machte er es sich zur Aufgabe, in die Entstehung und Ausbildung der nationalrömischen Religion, ihre Lehre, Glaubenssätze und priesterliche Verfassung einzudringen, und diese neue Seite der Forschung hat er nicht allein neben Hartung zuerst angeschlagen, sondern auch in seinen unvollendeten Forschungen solide begründet. Den Anfang machen seine „Studien und Andeutungen im Gebiet des altrömischen Bodens und Cultus“. Erstes (und einziges) Heft. Breslau 1839. Auf topographische, nicht überall sichere, aber stets gründliche Untersuchungen fußend, sondert er die ursprünglichen Bestandtheile der römischen und sabinischen Religion, schildert den Einfluß der spätern Könige, die Einmischung der griechischen Litteratur und Religion, um mit der allmählichen Vollendung der römischen Religion zu schließen. Die treffliche Abhandlung „Ueber die Religionsbücher der Römer“, Bonn 1843, stellt den

Inhalt der heiligen Bücher, insbesondere der Indigitamenta, dar; die daran sich anschließenden Programme: „Prooemium quaestionum pontificalium", 1847 und „Quaestionum pontificalium caput. I. II. III." (1848—51) die Zusammensetzung und Wirksamkeit der Priestercollegien, wie der Pontifices und Flamines. Obgleich unvollendet, haben diese Abhandlungen zu den spätern Arbeiten über religiöse Alterthümer einen dauernden Grund gelegt. Urlichs.

Ambrosy: Johann Baptist A., geb. 5. April 1741 zu Selnitz im Liptauer Comitate, † 22. Febr. 1796; erhielt seinen Unterricht zu Nagy Palugya, Neusohl, Leutschau, Debreczin und Preßburg und studirte dann in Wien und in Halle Theologie. Von Franke sehr geschätzt war er im Unterrichten thätig und besorgte die Correctur der böhmischen Bibel, die auf Kosten der böhmischen Gemeinde in Berlin gedruckt wurde. Diese Gemeinde stellte ihn im J. 1756 als zweiten Prediger an und er blieb in dieser Stelle bis 1770, in welchem Jahre ihn die Havelberger Gemeinde zum ersten Prediger und Inspector erwählte. Am 22. März 1773 aber wurde er Prediger bei St. Gertrud in Berlin. Er ist geschätzt als Mensch und Redner und war Verfasser zahlreicher theologischer und Erbauungsschriften. — Vgl. Meusel, Lex. — Biogr. Nachrichten über ihn gab Teltzer bei der auf ihn gehaltenen Gedächtnißpredigt.

Walther.

Ambühl: Joh. Ludwig A., Dichter, geb. 13. Febr. 1750 zu Wattenwyl, Sohn des dortigen Schulmeisters, dem er 1773 im Amte folgte; seit 1782 war er Hauslehrer in Rheineck, und mit seinem Zöglinge (einem Mädchen) oder dem Vater auf Reisen in Italien; 1796 zog er nach Altstätten im Rheinthal, war während der Schweizer Revolution Unterstatthalter des Ober-Rheinthals und starb am 22. April 1800. Außer den patriotischen Schauspielen: „Der Schweizer-Bund" Zürich 1779, „Die Mordnacht von Zürich" (Zürich 1781), „Hans von Schwaben oder Kaiser Albrechts Tod" (St.-Gallen 1784) und dem „Wilhelm Tell" (Zürich 1791), dichtete er unter dem Namen J. J. Altdorfer: „Neue Schweizerlieder nebst einigen andern Gedichten" (Bern 1776). Seine Gedichte, von denen die beliebtesten schon in der von ihm herausgegebenen „Brieftasche aus den Alpen" (Zürich u. St.-Gallen 1780—85, 4 Hefte 8°) gestanden, gab Gregor Grob nach seinem Tode mit einer Biographie heraus (St.-Gallen und Leipzig 1803). Ebenfalls erst nach seinem Tode erschien seine „Geschichte des Rheinthals nebst topogr.-stat. Beschreibung dieses Landes." St.-Gallen 1805.

Goedeke.

Ameis: Karl Friedrich A., tüchtiger Philolog und Schulmann, geb. zu Bautzen am 26. August 1811, † zu Mühlhausen am 29. Mai 1870. Schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt durch den gelehrten Rector K. Gottfried Siebelis für das Alterthum begeistert, widmete sich A. dem Studium der Philologie, zuerst in Leipzig unter der Leitung von Gottfried Hermann, dem er in der Schrift: „G. Hermanns pädagogischer Einfluß" (Jena 1850) ein schönes Denkmal der Pietät gestiftet hat, sodann in Halle, wo er den Anregungen des geistreichen und gelehrten Bernhardy sehr viel zu danken hatte. Seine pädagogische Thätigkeit begann er im J. 1835 als Probelehrer in Magdeburg; schon nach zwei Jahren erhielt er einen Ruf an das Gymnasium zu Mühlhausen, an welchem er bis zu seinem Tode, seit 1844 als erster Oberlehrer, eine ungemein segensreiche Wirkung entfaltet hat. Ein Mann von großer, fast übersprudelnder Lebendigkeit, der Gabe des Wortes in seltenem Grade mächtig, energisch und durchgreifend, wurde A. bald die Seele der Anstalt, die zur Zeit seines Eintritts in starken Verfall gerathen war. — Die ersten Proben seiner philologischen Studien legte er in einem gehaltreichen Programm „Bemerkungen zu Theokrits Idyllen" (Mühlhausen 1840) der gelehrten Welt vor. Durch seine 1846 bei

Didot in Paris erschienene Ausgabe des Theokrit, Bion und Moschus begründete er seinen Ruf als Gelehrter auch im Ausland. Von seiner eingehenden Beschäftigung mit den griechischen Bukolikern gibt auch Zeugniß ein umfängliches Programm über den Gebrauch des Artikels in den griechischen Bukotikern als Probe eines Lexikons über diese Dichter (Mühlhausen 1846). In den letzten Decennien seines Lebens hatte A. seine Studien vorzugsweise auf Homer concentrirt und bewährte sich als einer der genauesten Kenner auf dem Gebiete der homerischen Forschung. Von seiner vortrefflichen Schulausgabe der Odyssee erschienen in rascher Folge vier Auflagen; mit der Bearbeitung der Ilias war er bis zum 6. Buche vorgeschritten, als ihn der Tod ereilte. Aus den besonders erschienenen kritischen und exegetischen Anhängen erkennt man, wie vertraut er sich mit allen für das Verständniß des Dichters wichtigen Fragen gemacht und wie selbständig er die tiefgreifenden neueren Forschungen zu verwerthen gewußt hat.

Rede auf K. Fr. Ameis am Tage seiner Beerdigung 1. Juni 1870 von Director K. Wilhelm Osterwald. Mühlhausen 1871. 4⁰. Lothholz.

Amelang: Karl Ludwig A., geb. 27. April 1755 zu Berlin, † 16. Juli 1819, widmete sich seit 1776 der Advocatur, wurde später zugleich als Rath am Criminalsenate des Kammergerichts angestellt und setzte nach erfolgter Justizreform seine Praxis als Assistenzrath und Justizcommissar fort. Einen auch im Ausland bekannten Namen erwarb er sich durch die Vertheidigung des Predigers Schulz. („Zur Vertheidigung des Predigers Herrn Schulz zu Gielsdorf" 1792; „Vertheidigung des Pred. Schulz in der 2ten Instanz" 1798. Vgl. dazu auch: „Religionsproceß des Predigers Schulz zu Gielsdorf' 1792.) 1792 wurde er mit dem Prädicate geh. Kriegsrath zum Director des Berliner Stadtgerichts und Justitiarius des Polizeipräsidiums befördert. Im J. 1797 plötzlich ohne Untersuchung entlassen und nach Magdeburg verwiesen, ward er nach dem Thronwechsel zurückberufen und als geh. Postrath angestellt, 1808 wieder Justizcommissar am Kammergericht, daneben Consulent des Generalpostamts und Syndicus der Offizier-Wittwencasse. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben jene in religiös-politischer Hinsicht interessanten Vertheidigungsschriften für den Prediger Schulz, einen Mann reinsten, makellosen Wandels, der von allen Gliedern seiner Gemeinde hoch verehrt und innig geliebt, der orthodoxen Geistlichkeit unbequem wurde, da er bestrebt war, in seinen Predigten mehr zu dem „gut Handeln," als zu dem „Glauben" an althergebrachte Formeln und Anschauungen anzuleiten, zumal er öffentlich in einer seiner Schriften: „Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen," den damals anstößig erscheinenden Ausspruch that, es habe die Vernunft keine Erkenntniß einer bestimmten Gottheit, d. h. sie wisse nichts von der Beschaffenheit des zureichenden Wesens &c. und derartige Ansichten seinen Gemeinden im Zopfe, nicht in der vorgeschriebenen Perrücke vorzutragen wagte. Mit Gründler gab A. das „Archiv des preuß. Rechts," 3 Bde. Berl. 1799—1800 und dessen Fortsetzung: „Neues Archiv der preuß. Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit," 4 Bde. Berl. 1800—1805 heraus, welchem durch Rescript vom 19. Febr. 1800 officielles Ansehen beigelegt wurde. A. spielte auch eine Rolle in dem bekannten Processe des Buchdrucker Unger gegen den Oberconsistorialrath Zöllner in Censurangelegenheiten wegen eines verbotenen Buches, dessen Akten von Unger 1791 herausgegeben sind, und an welchem auch Wilhelm v. Humboldt als Deputirter mitwirkte (Haym, Wilh. v. Humboldt Berl. 1856. S. 33. 34.)

Meusel, G. T. I—XIII. Hallische Litt. Zeitg. 1819, II. S. 845 f. Leipz. Litt. Zeitg. 1819, S. 2155. Teichmann.

Amelius: Georg A., gebürtig aus Mähren („Moravus") † im Oct. 1541. Seinen deutschen Familiennamen „Achtsnicht" oder „Achtsynit" hat er gräcisirt. Er ist als Dr. iur. utr. am 30. Sept. 1521 in die Matrikel der Universität Freiburg eingetragen; erhielt hier am 1. Sept. 1523 die lectura ordinaria libri Sexti mit einem Gehalt von 60 Fl.; wurde 1525 erster Professor des canonischen Rechts; verwaltetete mehrere Male das Rectorat und ward vielfach in Geschäften der Universität verwendet. In einem Briefe an den Bischof von Wien, Friedrich Nausea (Grau) vom 16. Oct. 1538 beklagt er sich über seinen geringen Gehalt: „centum annuis aureis contentus pene consenui." (Epist. ad Fr. Nauseam libri 10. Basil. 1550 pag. 231). Mit Zasius befreundet, wird er in dessen Briefen öfter genannt. Ein Brief von A. an Zasius ist dessen Intellectus juris singul. Basil. 1526 Fol. eingedruckt. Zasii epistolae ed. Riegger. — A. starb an der Pest. Er hinterließ zwei Söhne, Martin und Georg.

Schreiber, Gesch. d. Univers. Freiburg 1857 ff. v. Stintzing.

Amelius: Martin A., Sohn des Georg A., geb. in Freiburg am 30. Oct. 1526, † 1592. Mit seinem Bruder Georg ward er am 11. Febr. 1541 in die Freiburger Matrikel eingetragen; entfloh am 5. Decbr. 1542 aus dem Freiburger Carcer; lebte in Pforzheim bei dem badischen Kanzler Oswald Gut, und kehrte 1549 nach Freiburg zurück, wo er bis 1553 das Studium der Rechtswissenschaft betrieb, so weit es die Geschäfte zuließen, welche er für den Markgrafen von Baden-Durlach zu besorgen hatte. Auf einer Gesandtschaftsreise nach Wien erwarb er den Doctorgrad an der dortigen Universität und ward von König Ferdinand in den Adelstand erhoben. Seit 1554 Kanzler des Markgrafen Karl II. von Baden-Durlach war er in dieser Stellung für die Durchführung der Reformation bemüht; er baute sich 1556 „heroica liberalitate principis Dom. Caroli Marchionis Badensis, tunc temporis hanc Marchionatus partem, restituta vera religione, gubernantis" (wie die von ihm gesetzte Inschrift besagt) die Niefernburg bei Pforzheim.

Adamus, Vitae jureconsult. p. 110 nach H. Pantaleon, Prosopographia lib. 3. Vierordt, Gesch. der Reformation im Großherzogthum Baden. 1. S. 420. 429. Schreiber, Gesch. d. Universität Freiburg. 2. S. 357 ff.

v. St.

Amelung, Bischof von Verden, der 15. der angeblichen, der 10. der beglaubigten Reihe, aus dem Billungischen Hause, † 962 am 5. Mai, war Nachfolger des am 27. Oct. 933 verstorbenen Adelward. Er ist der zweite Sohn des begüterten Grafen Billung, also nahe verschwägert mit König Heinrich I. und Bruder des spätern Herzogs Hermann von Sachsen. König Heinrich hatte ihn zum Bischof ernannt, 937 im September befand er sich zu Magdeburg bei Otto I. Hermann, damals Markgraf, und A. gründeten vor 956 das Michaeliskloster auf dem Kalkberge vor Lüneburg nach dem „Necrol. Verdens." und letzterer erbaute nach Ditmar von Merseburg den Dom zu Verden neu in prächtiger Holzstructur. Von Amelung's Gütern, welche dem Stifte zufallen sollten, behauptete wol Herzog Hermann den größten Theil.

Pfannkuche, Gesch. des Bisth. Verden I. p. 40 ff. L. A. Gebhardi, Kurze Gesch. des Klosters St. Michaelis p. 10. Krause.

Amelung: Franz A., hessendarmstädtischer Medicinalrath, Sohn des dortigen Generalstabsmedicus A., geb. 28. Mai 1798 zu Bickenbach an der Bergstraße, † 19. April 1849. Nachdem er zu Berlin unter dem Einflusse Hufelands, seines berühmten Oheims, studirt hatte, besuchte er noch andere Universitäten, bereiste Deutschland, Frankreich, Italien und die Schweiz und wurde dann 1821 als Arzt des Landeshospitals Hofheim angestellt. Ehemals ein Kloster, ward dasselbe von Philipp dem Großmüthigen in ein Spital für Alte,

Unheilbare und Geisteskranke umgewandelt. Den letzteren wandte sich fortan Amelung's wissenschaftliche Thätigkeit zu. Er schloß sich als Psychiater der sogenannten somatischen Schule an. Er geht von der Anschauung aus, daß es keine primäre Seelenkrankheit gibt, daß vielmehr Seelenkrankeit nur eine Folge von Körperleiden sei. Sein Streben war demgemäß dahin gerichtet, die organischen Ursachen der Störungen aufzusuchen und hiernach die Heilmittel zu bestimmen. Er hat sich somit im Gegensatze zu der früher herrschenden unpraktischen, philosophischen Richtung, den Wegen der exacteren Naturforschung genähert. In diesem Sinne sind namentlich seine „Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten" 2 Bde. Darmstadt 1832 und 1836 in Verbindung mit Bird bearbeitet, und in seiner Einleitung zu sieben in Canstatt's und Eisenmann's Jahresberichten von 1841—1847 niedergelegten Referaten „über die Litteratur der Psychiatrie" stellt er seinen Standpunkt dahin fest, daß die Psychologie nur in Verbindung mit der Somatologie einen praktischen und werthvollen Gewinn liefern könne, weil Leib und Seele ein unzertrennliches Ganze bilden, und sohin sei es die Aufgabe des Arztes, das psychische Leben nach seinen abnormen und normalen, d. h. pathologischen und physiologischen Erscheinungen zu erforschen. Im ersten Band der „Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie" erschien seine Abhandlung über den Consensus zwischen Gehirn und den Organen des Unterleibs, insbesondere bei psychischen Krankheiten, im sechsten Band sein lehrreiches Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit eines der Ermordung seiner Ehefrau angeklagten Verbrechers, nebst einem Berichte über die Ergebnisse des Hospitals Hofheim in statistischer und medicinischer Beziehung, dem bereits im III. u. IV. Bande summarische Uebersichten über den Bestand der Hospitaliten vorausgegangen waren. A. hat sich aber auch hohe praktische Verdienste erworben. Beim Antritte seiner Stelle in Hofheim fand er dort Alles noch im traurigsten Zustande. Peitschen, Ketten, Fußklötze rc. spielten eine Hauptrolle, und bei seinen Reformbestrebungen hatte er schwere Kämpfe zu bestehen. Seine Anträge auf Erbauung einer neuen, sei es ausschließlichen Heilanstalt oder verbundenen Heil- und Pflegeanstalt scheiterten am Kostenpunkte. Er mußte sich deshalb hauptsächlich auf innere Verbesserung der Regie und Verwaltung beschränken und richtete sein Streben hauptsächlich darauf, dem Arzte die ganze Leitung zu erobern, d. i. ihn zur Spitze der Verwaltung zu erheben, was ihm jedoch leider nicht mehr vollständig gelang. Dessenungeachtet hat er während seiner 25jährigen Wirksamkeit dem Hospitale durch bedeutende Verbesserungen in Bau und Organisation einen anerkennungswerthen Aufschwung gegeben. Erst durch ihn ward aus dem bisherigen Verwahrungsort eine wirkliche Heilanstalt, welche zur Zeit seines Todes schon ein Asyl für 400 unglückliche Menschen geworden war. Sein Ende war ein tragisches. Ein wegen Apfeldiebstahls zu 45 Kreuzer Strafe verurtheiltes Individuum erschoß aus Rachsucht seinen Angeber und wurde in der Criminaluntersuchung wegen Geistesstörung für unzurechnungsfähig erklärt. In die Anstalt nach Hofheim verbracht, drang er dort mehrmals, selbstverständlich ohne Erfolg, auf seine Wiederentlassung. Um dieses Gesuch zu erneuern, erbat er sich am 16. April 1849 eine persönliche Vorstellung bei A. Während ihm dieser den Puls fühlte, stieß der Irre ihm ein Messer in den Unterleib. A. verschied nach 3 Tagen unter den qualvollsten Schmerzen.

Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie von Damerow, Flemming und Roller Bd. VI. u. VII. — N. Nekrol. XXVII (1849) S. 300. Stahl.

am Ende: Christian Karl a. E., geb. 3. Oct. 1730 zu Lößnitz, † 15. Nov. 1799, Sohn eines Arztes. Nach dessen frühem Tode wurden in ihm durch seinen Großvater, den schönburgischen Superintendenten Weiß, Fleiß und Vorliebe für Bücher geweckt, aber auch streng orthodoxe Richtung. Von der

Schule zu Culmbach ging er 1749 nach Erlangen und legte hier den Grund zu seinen reformationsgeschichtlichen Studien. Eine Pfarrstelle zu Schnodsenbach opferte er bald freien litterarischen Arbeiten; doch ging er 1753 als Rector und Adjunct nach Kaufbeuern. Bibliotheken durchsuchend, in gelehrtem Briefwechsel und durch zahlreiche Beiträge gern Andern gefällig, als Orakel der Bücherkunde geltend, ward er später kränklich und legte das Rectorat nieder, wurde aber 1783 Stadtpfarrer und Scholarch. Seine Ausgabe von Sleidanus, „De statu religionis", 3 voll. 1785 erhält als beste seinen litterarischen Ruf. Die übrigen Schriften nennt die „Bibliotheca am Endiana," (cf. Joh. J. G. am Ende). In G. W. Zapf, „Nachrichten von Leben, Verdiensten und Schriften Ch. E. am Ende's" (1804) sind auch alle seine Arbeiten in litterarischen Sammelwerken, sowie seine nachgelassenen Manuscripte verzeichnet.

Ch. G. Ernst am Ende.

am Ende: Johann Joachim Gottlob a. E., geb. 16. Mai 1704, † 2. Mai 1777, Sohn des Diaconus zu Gräfenhainichen, studirte nach nur 5jähriger Schulzeit zu Grimma, 6 Jahre lang in Wittenberg und erwarb sich nicht allein in der Theologie, sondern in den Wissenschaften überhaupt, in alten und neuen Sprachen umfassende Bildung. Doch ward er zunächst seines Vaters Substitut, dann Amtsnachfolger. Gelehrte Arbeiten, darunter: „de la Bruyère's Gedanken von Gott" und „Pope, commentatio de homine poetica," bewirkten 1743 seine Berufung an Ephorie und Schule Pforta, wo ihn auch Klopstock als führenden Lehrer ehrte, von da als Superintendent nach Freiburg a. U. und wegen seines Ruhmes als Redner, 1750 als Superintendent und ins Ober-Consistorium nach Dresden. Sein treffliches Wirken bewährte sich auch im 7jährigen Kriege durch Wohlthätigkeit, patriotische Haltung und Predigten, darunter die 1756 vor Friedrich II. gehaltene, oft nachgedruckt und übersetzt, drei nach dem Brande der Kreuzkirche 1760 und andre zeitgeschichtliche. In lateinischen Versen erschien noch: „Christeis, h. e. Acta apostolorum," 1759. Er hinterließ, kinderlos, ansehnliche Stiftungen.

Seine und die ihn betreffende Litteratur siehe in: Bibliotheca am Endiana, dem Anhange zu seinem „Lebensbilde" von Ch. G. Ernst am Ende (Dresden 1871), worin auch allgemeine familiengeschichtliche Nachrichten, sowie in desselben Verfassers: die Wappen in der am Ende'schen Familie (Herald. Zeitschr. des Adler in Wien 1871). E. a. E..

am Ende: Johann Gottfried a. E., geb. 22. Aug. 1752, Sohn des Pfarrers zu Voigtsdorf, † 17. Febr. 1821. Von der Fürstenschule zu Meißen ging er 1773 nach Wittenberg, auch hier Aufmerksamkeit erweckend durch gelehrte und gewandte Disputationen. Schon als Substitut seines Vaters wirkte er, auch litterarisch, für fortschreitende christliche Erkenntniß und Erbauung, seit 1789 als Superintendent in Liebenwerda durch verbesserte Lehr- und Communionbücher; 1799 nach Neustadt a. Orla berufen, wurde er 1817 Doctor der Theologie. Im Drucke erschienen: „Pauli epist. ad Philipp.," geistvolle, zeitgemäße Predigten, Amtsreden und lateinische Abhandlungen (s. die zu J. J. G. am Ende erwähnte Bibliotheca) und bezeugen den Ruf, welchen er zugleich als Mensch und Seelsorger erworben. Er starb kinderlos: der (in Neustadt a. O.) 1874 noch lebende Advocat Ernst Heinrich, als Dichter bekannt, ist sein Neffe.

E. a. E.

am Ende: Karl Friedrich a. E., geb. (lt. Taufschein) 25. Juni 1756 zu Harlingen, † 10. Febr. 1810. Schon als Knabe sich hervorthuend, folgte er gegen den Wunsch des Vaters, der erst in holländischen, zuletzt als Major in preußischen Diensten stand, dem Drange zum Militär, seit seinem Eintritte als österreichischer Cadet 1773, sich auszeichnend. Nach der Schlacht von Me-

hadia im Türkenkriege 1787 bereits Compagniechef, 1793 in den Niederlanden Major, 1800 während der Blockade von Genua Oberst, Commandant des Regiments seines Namens bei Marengo, hatte er in 12 Campagnen 8 Hauptschlachten, 6 Belagerungen, 27 großen Affairen tapfer beigewohnt, ohne doch verwundet, krank oder gefangen zu werden. Als Generalmajor 1805 in Böhmen, zog er 1809 mit gerühmter Disciplin in Dresden ein. Seine Verhandlungen mit dem sächsischen General Thielemann sind in dessen Biographie von Holtzendorff gedruckt. In demselben Jahre Feldmarschalllieutenant, erlag er vor beabsichtigter Vermählung seiner Sorgfalt für die Typhushospitäler in Wien, als talentvoller, muthiger Soldat und Mann besten Herzens allgemein, auch von fürstlichen Vorgesetzten geschätzt. (Wurzbach, biogr. Lex. 1. 29.) a. E.

Amerbach: Basilius A., Sohn des Bonifacius (s. d.) geb. zu Basel 1. Dec. 1535, † 25. April 1591. Im Jahre 1549 ward er in Basel immatriculirt und widmete sich namentlich unter seines Vaters und Ulrich Iselin's Leitung der Jurisprudenz. Im September 1552 ging er nach Tübingen; im September 1553 nach Padua, im October 1555 nach Bologna, von wo er Rom und Neapel besuchte. Vom November 1556 bis April 1557 war er wieder in Basel, dann studirte er, über Paris reisend, bis zum Herbst 1559 noch in Bourges, wohin hauptsächlich Duarenus ihn zog. Endlich 1560 beendigte er durch einen praktischen Cursus in Speier seine Studien. Als 1562 nach seines Vaters Tode Ulrich Iselin, der mit des Basilius Schwester verheirathet war, jenes Professur erhielt, ward Basilius wieder sein Nachfolger und erhielt dann bei Iselin's Tode 1564 des Vaters Pandectenprofessur, die er bis 2 Jahre vor seinem Tode verwaltete. Im Druck ist von ihm nichts erschienen; handschriftlich hinterließ er neben einer werthvollen Briefsammlung auch gelehrte Arbeiten. Als Lehrer und städtischer Syndicus stand er in hohem Ansehen. Vermählt mit Esther Rüdin, hatte er nur einen Sohn Bonifaciolus, mit dem, als er vier Monate alt starb, das Geschlecht der Amerbach in Basel erlosch.

Leu, Helvet. Lex. I. 189. — F. Iselin in (Fechters) Basler Taschenb. 1863. S. 159 f. v. L.

Amerbach: Bonifacius A., Rechtsgelehrter, geb. in Basel 3. April 1495, † 24. April 1562, dritter Sohn des Buchdruckers Hans A. von Reutlingen (s. d.) Nachdem er seine erste Bildung unter Leitung der Baseler Humanisten empfangen, geht er 1513 als M. artium nach Freiburg, wo er bis 1519 als Hausgenosse und liebster Schüler des Zasius lebt. 1520 zieht er nach Avignon zu Alciat, kehrt 1521 nach Basel zurück und studirt dann wieder von 1522 bis 1524 unter Franz v. Ripa in Avignon. Nach Basel heimgekehrt, wird er zum Nachfolger des Cl. Cantiuncula in der juristischen Facultät ernannt, geht nach Avignon um zu promoviren und kehrt im Febr. 1525 als J. U. D. zurück. Seitdem wirkt er in seiner Vaterstadt bis zu seinem Tode als Professor und Rechtsconsulent, hoch angesehen und mit Glücksgütern reich gesegnet. — Mit Erasmus stand er seit dessen erstem Aufenthalt in Basel (1513) im vertrautesten Verhältnisse. Von ihm zum Erben (1536) eingesetzt, verwendete A. die ihm zufallenden Geldsummen zu reichlicherer Ausstattung der von Erasmus verordneten Stiftungen. Dem Maler Hans Holbein und den Seinigen war er ein hülfreicher Freund und bewährte seine Treue den Hinterbliebenen des Zasius, namentlich dem Sohne Johann Ulrich Z., dem späteren Reichs-Vice-Canzler († 1570). Zur reformatorischen Bewegung in seiner Vaterstadt nimmt er eine, dem Erasmus ähnliche, zurückhaltende Stellung ein. Er war vermählt mit Martha, Tochter des Neuenburger Bürgermeisters Bernhard Fuchs, welche 14. Dec. 1542 an der Pest starb. — Seine Sammlungen sind zum großen Theil später durch Ankauf in den Besitz der Stadt Basel übergegangen. Her-

vorzuheben sind daraus die Holbein'schen Bilder, die Briefsammlung, die Reste von Zasius' handschriftlichem Nachlasse, endlich die im J. 1516 nach einer Abschrift des Murbacher Codex von A. angefertigte Abschrift des Vellejus Paterculus.

Fechter, B. Amerbach, in den Beiträgen zur vaterl. Gesch. d. hist. Ges. zu Basel, Bd. 2. 1843. Laurent, Einiges zur Textgesch. des Vell. Stintzing, U. Zasius. Zasii ep., ed. Riegger. Woltmann, Holbein 1, 261 ff.

v. Stintzing.

Amerbach: Johann A., (Magister Johannes. Hans v. Amorbach, Emmerpach, Emrebach), Baseler Buchdrucker, geb. 1444 (nicht 1434) zu Reutlingen und laut der von seinem Sohn verfaßten Grabschrift † 1. Jan. 1514, arbeitete nachdem er in Paris unter Johannes a Lapide studirt hatte, in Anton Koburgers Officin in Nürnberg und gründete dann zwischen 1475 und 1480 eine Druckerei in Basel, die ihm unter den Gelehrten in Deutschland bald einen berühmten Namen machte. „Am mitwuchen post inventionem crucis" (5. Mai) 1484 erhielt er das Bürgerrecht in Basel. Durch eigene Gelehrsamkeit befähigt und von Reuchlin, Wimpheling, Leontorius, Pellican, Conon u. A. unterstützt, hat er sich namentlich durch seine trefflichen Ausgaben des Augustin, Hieronymus und andrer Kirchenväter neben zahlreichen sonstigen Drucken ein großes Verdienst erworben. Für manche Arbeiten verband er sich mit Froben, z. B. für die erst 1516—1526 unter seinen Söhnen in 9 Bänden Fol. erschienene Ausgabe des Hieronymus. Er war einer der ersten, welcher die lateinische Type an Stelle der gothischen verwandte und seine beim Augustin gebrauchte Type ist lange Zeit mustergültig geblieben. — Verheirathet mit Barbara Ortenberg, geb. 1453, † 1513, hatte er außer 2 Töchtern 3 Söhne: Bruno, geb. 1485, † 12. Oct. 1519, der, nachdem er zu Paris Theologie studirt, im väterlichen Hause den Wissenschaften lebte; Basilius, Magister und Buchdrucker zu Basel, geb. 1488, † 1535 und Bonifacius, geb. 1495 (s. d.)

Fechter in den Beiträgen z. Baseler Gesch. Bd. 2. (1843) 169 f. und ders. im Baseler Taschenb. v. 1863 S. 255 f. Stockmeyer und Reber, Baseler Buchdruckergesch. S. 30. Didot, essai sur la typographie; Maittaire, annales typogr. Bd. I. 140. Mühlbrecht.

Amerbach: Veit A., geb. zu Wembding in Baiern 1503, † 13. Sept. 1557 als Professor in Ingolstadt, studirte in Eichstädt und ging von hier nach Wittenberg, um die höheren Studien in der Weise seiner Zeit zu betreiben, ohne ein eigentliches Brodstudium zu ergreifen. Er trieb Philosophie, Rechte, griechische wie orientalische Sprachen und auch Theologie. Mit dem Reformator persönlich bekannt geworden, trat er zum Protestantismus über, verehelichte sich noch als Student, gerieth aber mit der Familie in bittere Nahrungssorgen. Waren es diese, waren es andere Motive, er kehrte mit Frau und Kindern zur katholischen Kirche zurück, ging nach Eichstätt und erhielt durch den Fürstbischof Mauritius von Hutten die Lehrstelle der Rhetorik. Auch hier durch Schulden gedrückt, erhielt er durch Fürsprache des Bischofs und die Vermittlung Eck's, der in demselben Jahre starb, 1543 die Professur der Philosophie an der Hochschule zu Ingolstadt. (Vgl. Prantl, Gesch. d. Ludw.-Max. Universität. II. 489). Die litterarische Thätigkeit dieses Mannes berührt fast das Gesammtgebiet des menschlichen Wissens. Er schrieb philosophische die höchsten Probleme berührende Schriften — wie „De anima" —, poetische und rhetorische, antiquarisch-philologische, politische, historische und theologische, commentirte griechische und römische Schriftsteller, erstere auch übersetzend und führte ein echtes Gelehrtenleben, welches sich nahezu eines europäischen Rufes erfreute.

Seine vielen Schriften finden sich ziemlich vollständig bei Adelung.

Ruland.

Amesius: Wilhelm A., zu unterscheiden von dem gleichnamigen Quäker, ein Engländer aus Norfolk, geb. 1578, † zu Rotterdam 1. Nov. 1633, war anfangs Mitglied des Christ. College zu Cambridge, wurde aber durch seine puritanischen Gesinnungen genöthigt, die dortige Stelle niederzulegen. Er ging nun 1613 nach dem Haag, erlangte nach mancherlei Wechselfällen und Schwierigkeiten eine dauernde Anstellung als Professor der Theologie zu Franeker und wurde zuletzt Lehrer in Rotterdam, starb aber noch im selben Jahr. Durch seine oft edirte „Medulla theologiae", Amstel. 1627 und andere polemische Arbeiten gehört er in die Reihe der streng reformirten, aber nicht der scholastisch formelhaften Dogmatiker. Er bestritt Remonstranten und Katholiken, und die Letzteren waren der Meinung, daß kein Anderer eine schlechte Sache besser vertheidige. Auch wollte er die praktische Seite der Theologie wieder aufnehmen, daher sein ebenfalls mehrfach herausgegebenes und viel gelesenes Werk: „De conscientia ejusque jure", Amstel. 1630. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften in fünf Bändchen erschien von Matthias Nethenus zu Amsterdam 1658.

v. d. Aa, Biogr. Woordenboek. Gaß.

Amicus: Franz A., hervorragender Theolog, geb. zu Cosenza, † zu Graz 31. Jan. 1651. In den Jesuitenorden getreten, wirkte er einige Zeit als Lehrer in Aquila und Neapel und ward dann nach Deutschland gesandt, dem er von nun an angehörte. Er lehrte Theologie als ord. öff. Professor an der Univ. Wien, wo er zugleich 9 Jahre lang Regens der Studien, und an der Univ. Graz, an der er 5 Jahre lang Canzler war. Wir besitzen von ihm einen großen und geschätzten „Cursus theologiae scholasticae" in 9 Foliobänden (nach vielen Einzelausgaben in der Gesammtausgabe von Douay 1640, Antwerpen 1650). Der 5. Band (de jure et justitia) kam auf den Index „donec corrigatur", wurde aber nach erfolgter Verbesserung durch Decret vom 6. Juli 1655 freigegeben.

Sotvell Bibl. script. S. I. und Backer (Bibl. des écr. de la Comp. d. I.) Hurter Nomenclator literar. 1873. I. 709. 59. A. Weiß.

Amling: Karl Gustav v. A. (Ambling), Kupferstecher, geb. angeblich 1651 zu Nürnberg, † zu München 1702 oder 1703, studirte in München unter J. M. Wenig und in Paris unter F. de Poilly, kehrte dann nach einigen Jahren nach München zurück, wo er Hofkupferstecher mit 200 Gulden Gehalt wurde, und den Adelstitel erhielt. Er war nun vollauf beschäftigt, die Bildnisse der fürstlichen Familie und anderer bairischer Honoratioren in Kupfer zu bringen. Außerdem stach er noch Heiligenbilder in nicht unbedeutender Anzahl und dann besonders im Auftrag des Kurfürsten Max Emanuel von 1695 an die Folge nach den Zeichnungen von Peter Candid, darunter namentlich 13 Blätter, welche Scenen aus der Geschichte des Herzogs von Baiern, Otto von Wittelsbach, vorstellen. A. fand seiner Zeit großen Beifall; er war allerdings auch ein geschickter Stecher, der sich das Handwerk vollkommen angeeignet hatte, und führte nicht ohne Fleiß aus.

Sandrart's Teutsche Akademie. J. Meyer's Künstlerlexikon.

W. Schmidt.

Amling: Wolfgang A., geb. 1542 zu Munnerstadt, † 18. Mai 1606, studirte zu Tübingen und Wittenberg, 1566 auch zu Jena, und wurde dann Rector der Bartholomäusschule zu Zerbst, 1573 Pfarrer, anfangs zu Koswig und hernach zu Zerbst, als welcher er 1578 auch die Superintendentur der Landeskirche übertragen erhielt. Gleichzeitig war er auch an dem unter seiner Mitwirkung gestifteten Gymnasium in Zerbst als Lehrer thätig. Bis dahin hatte er sich den Ruf eines ansprechenden Predigers, eifrigen Seelsorgers, tüchtigen Schulmannes und biederen Charakters erworben, als er durch die von Witten=

berg ausgehenden Versuche, in Anhalt die Concordienformel zur Einführung zu bringen, sich auf den Schauplatz der großen kirchlichen Bewegungen der Zeit, an denen er als eifriger Gegner der Concordienformel Theil nahm, gestellt sah. Vorzugsweise durch ihn ist es geschehen, daß das Fürstenthum Anhalt vor dem exclusiven Lutherthum bewahrt, und daß hier im Gegensatz zu demselben der Melanchthonismus der Landeskirche zum reformirten Bekenntniß verschärft wurde. Das hauptsächlich von ihm (um 1578) verfaßte anhaltische Bekenntniß (Repetitio confessionis Augustanae Anhaltina) trägt indessen noch nicht das specifisch reformirte Gepräge. Erst 1596 begann er unter den Fürsten Johann Georg I. und Christian I. die Cultuseinrichtungen des Landes im reformirten Sinne umzugestalten, was freilich in allen Schichten der Bevölkerung den heftigsten Widerspruch hervorrief. Zu seinen bisherigen Streithändeln mit den Verfassern der Concordienformel kam späterhin infolge eines zufälligen Zusammentreffens mit mansfeldischen Theologen und Räthen noch eine weitere confessionelle Controverse, die ihn bis zu seinem Tod beschäftigte. — Neben zahlreichen Schriften polemischen und apologetischen Inhalts (vgl. Jöcher — Adelung) schrieb er auch Anderes, z. B. „Poëmata quaedam graece et latine edita“, Wittenberg 1569.

Beckmann's Historie des Fürstenthums Anhalt, Bd. II. Thl. VIII., Kap. 3. S. 318—321. Stumpf's Archiv von würzburgischen Gelehrten S. 125. Heppe, Gesch. des deutschen Protest. Bd. III. S. 177 ff., 293 ff. und Bd. IV. S. 77 ff. Heppe.

Amman: Caspar A., (Ammon) geb. zu Hasselt in der Provinz Lüttich in Belgien, lebte im Anfange des 16. Jahrhunderts als Präses provinzialis der Augustinianer in Schwaben, wegen seiner Leistungen auf dem Gebiete der hebräischen Studien von Simler und Sebastian Münster hochgeschätzt. Löscher, „De caussis linguae hebr.“ p. 109 erwähnt eine von seiner Hand geschriebene „Epitome artis grammaticae hebraeae“ von 1520. Er versuchte sich außerdem gleichzeitig mit Luther in deutschen Uebersetzungen biblischer Stücke. Es erschien 1523 und 24 „Der Psalter des Königlichen Profeten David's, geteutscht nach wahrhaftigem Text der hebräischen Zungen.“ (Vgl. Baumgarten, Hall. Bibl. Thl. 2. S. 387. Zapf's Annal. S. 85. 88. Brucker, miscell. hist. phil. lit. crit. 1748. Panzer, Beschreibung der ältesten Augsb. Ausg. der Bibel. Nürnberg 1780.) — Luthers Leistung brachte auch diese in Vergessenheit.

Siegfried.

Amman: Erasmus A., Volksdichter, dessen uns bekannte Lieder und Gedichte in die Zeit von 1515—25 fallen. Von Geburt wol ein Augsburger, diente er vermuthlich als Landsknecht während des würtembergischen Krieges und hernach im kaiserlichen Heer. Die Schlachten von Bicocca und Mailand besingt er als Augenzeuge.

E. Weller, Repertor. typogr.; v. Liliencron, Hist. Volkslieder d. Deutschen. Bd. 3. v. L.

Amman: Hans Jakob A., tüchtiger Wundarzt, geb. 1586 in Thalwil am Zürchersee, † in Zürich 1658. Er wurde von seinem Vater in der Wundarzneikunst unterrichtet, und reiste 1612, den kaiserlich österreichischen Gesandten Andreas Nigroni als Leibarzt begleitend, nach Constantinopel, worauf er die Wanderung über Anatolien nach Jerusalem und Aegypten fortsetzte. In Zürich erwarb er sich als Chirurg Ansehen, so daß er ins Bürgerrecht aufgenommen wurde, war jedoch in religiösen Anschauungen der Geistlichkeit nicht gefügig und daher bei ihr nicht beliebt. Die Beschreibung der Pilgerfahrt ist wegen der Treuherzigkeit anziehend. Von ihm erschien: „Ein Bericht über die Fortpflanzung der Wurzelrebe.“ „Reiß in das Gelobte Land“. Zürich 1618, dann 1630, 1678.

S. R. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz (Zürich 1858) 1, 86 f. Tobler, Bibliographia geogr. Palaest. 93 f. Tobler.

Amman: Joh. Konr. A., Arzt, geb. 1669 (nach anderen Angaben 1663) in Schaffhausen, † 1730 in dem bei Leyden gelegenen Dorfe Warmond. Nachdem er seine med. Studien in Basel beendigt und daselbst 1687 den Doctorgrad erlangt hatte, ging er 1690 nach Amsterdam, wo er fast ausschließlich als Taubstummen-Sprachlehrer beschäftigt war und sich in dieser Eigenschaft alsbald einen so großen Ruf erwarb, daß ihm eine Stellung als akademischer Lehrer angeboten wurde, die er jedoch aus religiösen Rücksichten nicht annehmen konnte. — A. war, nächst Holder, der Erste, welcher den genannten Gegenstand in wissenschaftlicher Weise behandelt, resp. die Grundsätze, nach welchen er verfuhr, auf gründliche, physiologische Studien basirt hat; die seine Lehre behandelnde Schrift „Surdus loquens, sive diss. de loquela". Amst. 1702. 8°, früher holländ. Haarlem 1692. 8°, und später in zahlreichen Abdrücken und Uebersetzungen — ein „aureus undique libellus", wie Haller urtheilt, — enthält physiol. Unterweisungen über Ton- und Sprachbildung, welche bis auf die neueste Zeit Anerkennung gefunden haben. Uebrigens ist A. der Autor der mit den Noten von Almeloveen erschienenen Ausgabe des Coelius Aurelianus (Amstelod. 1709, 4°).

Leu, Schweiz. Lexicon I. 201. v. d. Aa, Biogr. Woordenb.

Aug. Hirsch.

Ammann: Johannes A., Botaniker, als Sohn des Professors der Physik Johann Jacob geb. zu Schaffhausen 22. Dec. 1707, † zu St. Petersburg 1742 (nach Ruprecht 1741, nach Leu, Schw. Lex. schon 1740). Er studirte und promovirte zu Leyden, wurde 1730 Aufseher des Museums von Hans Sloane in London und 1733 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor der Kräuterkunde in St. Petersburg; er war auch Mitglied der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften. Er hatte außer kleineren Abhandlungen eine sorgfältige kritische Darstellung seltener russischer Pflanzen mit guten Abbildungen „Stirpium rariorum in imperio Rutheno . . . icones et descriptiones", Petrop. 1739. 35 Taf. begonnen, als ihn ein früher Tod überraschte. 1736 soll er den botanischen Garten für die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg angelegt haben; dieselbe erwarb nach seinem Tode seine Bibliothek und sein Herbarium.

Jessen.

Amman: Jost A., Zeichner und Radirer, geb. zu Zürich im Juni 1539, † im März 1591. Er siedelte bereits im J. 1560 nach Nürnberg über, wo er mit dem gewandten Zeichner Virgil Solis, der jedenfalls bedeutenden Einfluß auf ihn geübt hat, in Bekanntschaft trat. Er hielt sich bis an seinen Tod in jener Stadt auf, die damals den deutschen Markt mit Kupferstichen und Holzschnitten anfüllte. A. wurde der thätigste Bücherillustrator seiner Zeit, hauptsächlich für die Werke Sigmund Feierabend's, der in Frankfurt a. M. einen ausgebreiteten Verlag hatte. Er entwarf dafür eine ungeheure Menge von Zeichnungen auf den Holzstock, die dann von Formschneidern ausgeführt wurden. Seine Thätigkeit erstreckte sich über alle möglichen Gebiete der damaligen Kunstanschauungen, begreiflich aber ist es, daß er durch seine massenhafte Zeichnungsfabrication zur Manier verleitet und von ächt künstlerischer Durchbildung abgehalten wurde. Außerdem fand er noch Gelegenheit, eine große Anzahl von Radirungen zu verfertigen, worin er die Nadel mit Gewandtheit, freilich auch Oberflächlichkeit, handhabte. Er soll auch in Oel und auf Glas gemalt haben, doch ist nichts Sicheres über derartige Werke bekannt. Seine Werke, wenn auch nur theilweise aufzuzählen, ist bei ihrer Massenhaftigkeit unmöglich; ein genaues Verzeichniß derselben hat Andresen im I. Bande seines „Deutschen Peintre-Graveur" gegeben; kürzer, jedoch mit einigen Zusätzen versehen, ist das von Wessely in Meyer's Künstlerlexicon gegebene.

W. Schmidt.

Amman: Paul A., Arzt, geb. 31. Aug. 1634 in Breslau, wurde 1672 in Leipzig zum Doctor der A. W. promovirt, 1674 zum Prof. der Botanik und 1682 zum Prof. der Physiologie ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem am 4. Febr. 1691 erfolgten Tode verblieb. — A. erfreute sich, neben einer umfassenden Bildung, eines hervorragend kritischen Geistes, und gerade nach dieser Richtung hin fällt der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Leistungen; aber er war in seiner Kritik satyrisch und boshaft, er verstand es mehr, die Schwächen Anderer aufzudecken, als die Irrthümer durch Thatsachen zu beseitigen, so daß er im Ganzen mehr zersetzend, als productiv gewirkt hat. Dies gilt sowohl von seinen botanischen, wie von seinen medicinischen litterarischen Leistungen (vgl. das Verzeichniß der letzten in Haller „Bibl. anat." I. 421 u. „Bibl. pract." III. 91), unter welchen besonders die medicinisch-forensischen Arbeiten („Medicina critica decisoria" etc. Erford. 1670. 4. „Praxis vulnerum lethalium" etc. Frcft. 1690. 8. und „Irenicum Numae Pompilii cum Hippocrate" etc. Frft. 1689. 8) zu nennen; in den erstgenannten beiden Schriften unterwirft er die von der med. Facultät in Leipzig gegebenen Gutachten über med. Rechtsfälle einer beißenden Kritik, und denselben kritisch-zersetzenden Charakter trägt die letzt angeführte Arbeit. Als Director des Leipziger Gartens, welchen er als den reichsten nächst dem Altorfer in Deutschland rühmen konnte, verfaßte er eine „Suppellex botanica, h. e. Enumeratio plantarum in horto . . et circa urbem" . . Lips. 1675, und den „Hortus Bosianus 1686", worin eine sehr sorgfältige Kritik und ausgedehnte Synonymik sich finden. In dem „Character plantarum naturalis" (Lips. 1676; ganz umgearbeitet 1685 und wieder 1700) gab er zuerst Diagnosen der Gattungen (characterem cuivis plantae essentialem), wobei er nach Caesalpin und Morison die Frucht zu Grunde legte. Ein sorgfältiger Arbeiter und würdiger Vorgänger des Linné. — (Feller, Progr. in Ammani funere. Lips. 1691. fol.)

Hirsch und Jessen.

Ammenhausen: Konrad v. A., Dichter des 14. Jahrhunderts, aus dem Thurgau gebürtig, machte schon in jungen Jahren Reisen durch Frankreich und die Provence, und war später Leutpriester und Mönch zu Stein am Rhein. Wir besitzen von ihm ein gereimtes Gedicht vom Schachspiel, ein Schachzabelbuch, etwa 20000 Verse, das er im J. 1337 zu Anfang März vollendete. Seinen Namen hatte er anfänglich aus Bescheidenheit verschweigen wollen, gibt ihn aber auf Zureden von Freunden am Schlusse in Form einer „raetersche", eines Räthsels, d. h. in einem Akrostichon an, das seinem Inhalte nach ein Quodlibet bildet. Als Quelle diente ihm des Jacobus de Cessolis lateinisches Schachbuch, das er vielleicht auf seinen Reisen kennen gelernt hatte. Diesem folgt er aber nur in der Anlage des Ganzen, bewegt sich im Uebrigen jedoch durchaus frei, und schaltet, anfänglich schüchtern, später mit größerer Zuversicht, Geschichten und Anekdoten, theils aus dem Alterthume, theils aus dem Mittelalter, ein. Diese und noch mehr die Beziehungen auf die Zeitgeschichte, auf die Händel zwischen Adolf von Nassau, zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, so wie auf die Cultur- und Sittenverhältnisse der einzelnen Stände, namentlich des Bauern- und Handwerksstandes, geben der sonst ziemlich poesielosen Dichtung einen eigenthümlichen Werth. Die zahlreichen Quellen, die er citirt, hat er wol nicht alle direct, sondern zum größeren Theil in Sammelwerken benutzt.

W. Wackernagel in Kurz und Weißenbach's Beiträgen z. Gesch. u. Litteratur (Aarau 1846) 28 ff. 158 ff. 314 ff. Bartsch.

Ammerbach: Elias Nicolaus A. (Amerbach, Amorbach; auch unter seinen Vornamen Elias Nicolaus, „sonst Ammerbach genannt"), Organist des 16. Jahrh. Aus seinen Tabulaturbüchern von 1571 und 75 wissen wir,

daß er in diesen Jahren Organist an der Thomaskirche zu Leipzig gewesen ist, und ferner erzählt er uns in der Vorrede des ersten, daß er von Jugend auf großen Trieb zur Musik gehabt und in fremden Ländern bei vortrefflichen Meistern studirt habe; doch sind diese Länder und Meister uns ebenso unbekannt wie seine übrigen Lebensverhältnisse. Merkwürdig ist er durch seine Orgel- und Clavierbücher, welche neben technischen Anweisungen für Behandlung der Tasteninstrumente, eine Menge Tonstücke von verschiedener Art und verschiedenen Componisten in deutscher Tabulatur enthalten: „Orgel oder Instrument Tabulatur. Ein nützlichs Büchlein, in welchem notwendige erklerung der Orgel oder Instrument Tabulatur, sampt der Application, auch frölische deutsche Stücklein vnd Muteten, etliche mit Coloraturen abgesatzt, Desgleichen schöne deutsche Tentze, Galliarden vnd Welsche Paßometzen zu befinden &c. Leipzig, durch Jacob Berwalds Erben, Anno 1571". Die „Instruction für die anfahenden Discipel der Orgelkunst" handelt in 5 Capiteln von den Claves, der Tabulatur, der Applicatur für die rechte und linke Hand, den Mordenten und Concordanten, dem Accordiren oder Reinstimmen der Tasteninstrumente. Dann folgen die für Orgel oder Clavier abgesetzten geistl. und weltl. Lieder und Tänze, 88 Stücke in 3 Theilen. Eine Anzahl derselben tragen keine Verfassernamen, die übrigen sind von Matth. le Maistre, Joh. Baptista, Wolf Heinz, Ant. Scandellus, Orl. Lassus, Ivo de Vento. Einiges über dieses Werk s. in Marpurg, „Krit. Briefe" II. 196 ff.; über die darin vorkommende Applicatur, A. v. Dommer, Lex. 58. Eine 2. Aufl. erschien Nürnberg 1583. — „Ein new kunstlich Tabulaturbuch, darin sehr gute Moteten vnd liebliche deutsche Tenores jetziger zeit vornehmer Compon. auff die Orgel vnd Instrument abgesetzt, beydes den Organisten vnd der Jugendt dienstlich. Mit gantzem Fleis zusammen gebracht, auffs beste colorirt, vbersehlagen &c. durch Eliam Nicolaum Ammorbach &c. Leipzig durch Johann. Beyer, in verlegung Dietrich Gerlachs zu Nürnberg. Im Jar 1575." Enthält 40 Tonstücke von J. Berchem, Clemens non Papa, Crecquillon, Dresler, Gastritz, Orl. Lassus, Meiland, Scandellus, Ivo de Vento und Ungenannten (s. Becker, Tonw. 265). Die unbenannten Tonsätze in beiden Büchern mögen von A. selbst herstammen, doch wissen wir nichts Näheres davon und kennen überhaupt keine durch Ammerbach's Namen als seine Producte sicher beglaubigten Stücke, auch in anderen gleichzeitigen Sammelwerken sind solche nirgend zu finden. Uebrigens besagen die Titel seiner Orgelbücher nur, daß die Stücke von ihm abgesetzt und colorirt, also claviermäßig eingerichtet, mit Gängen und Passagenwerk ausgeschmückt und in Tabulatur gebracht seien. Stammen die darin befindlichen unbenannten Tonsätze wirklich von A. her, so hat er wol zu den Besseren seiner Zeit gehört, doch sind sie noch nicht genügend untersucht und verglichen. Jedenfalls aber greift Schilling's Lex. I. 180 etwas zu dreist ins Blaue, wenn es ihn für einen „großen, vielleicht den größten Contrapunktisten des 16. Jahrh., der sich damals durch die Herausgabe vieler vortrefflicher Compositionen für Orgel und Clavier allgemein bekannt gemacht habe", erklärt. Auch war A. nicht der erste, der in Deutschland Orgel- und Claviersachen durch den Druck publicirt hat; denn Arnold Schlicke's „Tabulaturen etlicher lobgesang vnd liedlein vff die orgeln vnd lauten" &c., war schon 1512 durch Peter Schöffer in Mainz gedruckt worden. Nur in Bezug auf die Herausgabe von Tänzen für Clavier und galanten Clavierstücken mag Ammerbach's Priorität gelten. v. Dommer.

Ammersbach: Heinrich A., gebürtig aus Halberstadt, wo er auch von 1632 bis in sein Todesjahr 1691 als Prediger wirkte, nachdem er zu Jena studirt hatte. Ein excentrischer Eiferer, der sich auf Spener's Seite schlug, ohne dessen weise Mäßigung einzuhalten, schrieb er eine plumpe Polemik: „Neuer Abgott, alter Teufel, oder fliegender Brief, nach welchem heutiges Tages wie vor

Zeiten bey dem jüdischen Volke alle Diebe und Meineidige losgesprochen worden, darauf die rohe Weltkinder ganz frei und ohne Scheu in Sünden beharren. Halberstadt 1663." — „Mosis Stuhl, auf welchem die Pharisäer und Schriftgelehrten sitzen, die nach ihrer eingebildeten hohen Weisheit für Andern Orthodoxi und rechtgläubige Lehrer seyn wollen und doch unter solchem Schein und Titel die reine und heilsame Lehre der Apostel für eine irrige und Schwärmerlehre zur Ungebühr ausschreien. Halberstadt 1671." — „Rettung der reinen Lehre Lutheri, Meisneri, Speneri ꝛc., welche lehren, daß aus einem Christen und Christo gleich als Eine Person worden ꝛc." — Die allenfalls nennenswerthen seiner sonstigen Schriften, darunter auch eine „Chur-Brandenb., Märk., Magdeb. und Halberstädt. Chronica", 1682, verzeichnen Jöcher und Adelung. Vom Kurfürsten von Brandenburg beharrlich protegirt, behauptete sich A. in Amt und Würde, war auch im späteren Alter weit ruhiger. Von seinem Feuer im guten Sinn zeugt sein weitverbreitetes (zuerst im Darmstädter Gesangbuch von 1698 mitgetheiltes) Lied: „Triumph, Triumph, es kommt mit Pracht ꝛc." —

Vgl. Georg Walch's Religionsstreitigkeiten II. 342; IV. 902 ff.

P. Pressel.

Ammon: Andreas Gottfried A., geb. 22. Nov. 1635 zu Göttingen, wurde 1658 Conrector zu Göttingen, 1663 Rector zu Güstrow, dann zu Stettin, ließ sich 1670 zum Licent. theol. promoviren und starb 1686 als Superintendent zu Wunstorp. — Ueber seine Streitigkeiten während seines Rectorats zu Stettin mit dem Professor C. T. Rango, der ihn syncretistischer Irrlehre beschuldigte, aber deshalb seiner Stelle enthoben ward, vgl. J. H. Balthasar's „Sammlungen zur Pommerschen Kirchenhistorie" ꝛc. II. 798. Unter den Schriften Ammon's (cfr. Jöcher; Adelung v. Ammonius) sind hervorzuheben: „Argumentum libri I. Ethicorum Aristotelis", Helmst. 1672; „Elementa rhetoricae Aristotelis", Helmst. 1675; „Progr. de historia Pomeraniae paedagogicae", Stettin, 1667.

Heppe.

Ammon: Anton Blasius A., angesehener Contrapunktist des 16. Jahrh., aus Tirol stammend und nachmals in bairischen Diensten zu München, wo er auch gestorben ist. Nach Fétis, „Biogr." I. 90, wäre er geb. 2. Jan. 1517 und gest. 9. April 1614, mithin fast 100 Jahre alt geworden; aber nach Walther ist eine „Collection Geistl. Cantiones" von seiner Arbeit, welche Adam Berg zu München 1590 druckte, schon als opus posthumum bezeichnet. Er soll ein fleißiger Componist gewesen sein und eine große Anzahl Werke publicirt haben, doch sind seine bekannten Opera nicht sehr zahlreich und auch die großen Zeiträume, durch welche die früheren von einander getrennt sind, lassen auf Verluste schließen. Zu nennen sind: „Sacrae Cant. 4—6 voc." Monach. 1540. „Kurze Motetten 4—6 voc. auf versch. Heiligenfeste", ebd. 1554. „Liber sacratissimar., quae vulgo introitus appell., cantionum selectis singul. dieb. festivis, 5 voc.", Viennae, Creuzer 1582. „Missae quatuor, unica pro Defunct. 4 voc.", ibd. Formica, 1588. Alle folgenden sind bei Adam Berg zu München, der Ammon's Nachlaß an sich gebracht haben soll, herausgekommen; doch scheinen einige darunter nur neue Aufl. früherer Drucke zu sein: „Sacrae Cant. quas vulgo Motetas vocant, 4—6 voc.", — nebst einigen Hymnen auf die Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt, 1590 (wol nur durch die Hymnen vermehrte Aufl. des Druckes von 1540); „Missae breves 4 voc.", 1591; „Breves et select. quaedam Motettae 4—6 voc.", 1593 (vielleicht nur neue Aufl. des Werkes von 1554); „Quatuor Missae 4—6 voc.", 1593. Auch Sammler schmückten ihre Blumenlesen mit Tonstücken von A., und es finden sich solche noch in Bodenschatz, „Florileg. Portense", 1603 und 1618, sowie in Donfried's „Promptuar". 1627.

v. Dommer.

Ammon: Christoph Friedrich v. A., geb. 16. Jan. 1766 in Baireuth, † 21. Mai 1849; bezog nach Vollendung seiner Schulstudien die Universität Erlangen, wo er, im Kreise seiner Commilitonen schon oft als künftige Größe bewundert, die umfassendsten theologischen, philosophischen, historischen und linguistischen Studien machte, auch schon im Jahre 1789 eine außerordentliche Professur in der philosophischen und 1790 eine solche in der theologischen Facultät erhielt und zwei Jahre später auf die Stelle eines Mitgliedes der theologischen Facultät und zweiten Universitätspredigers befördert wurde. Eben damals veröffentlichte A. diejenige seiner Schriften, welche vielleicht als seine verdienstlichste und bedeutendste Arbeit anzusehen ist, nämlich seinen „Entwurf einer rein biblischen Theologie", welche Tholuck mit Recht als „ein für den historisch-kritischen Rationalismus grundlegendes Werk" bezeichnet hat. — Auch als Kanzelredner hatte sich A. bereits einen ganz ungewöhnlichen Ruf erworben. Seine umfassende Belesenheit in der griechischen und lateinischen, in der rabbinischen und orientalischen, auch in der neueren Litteratur verschaffte ihm dabei den Ruf eines wahren Polyhistors, an welchem man das mit solchen Vorzügen selten verbundene Interesse an den Fragen des praktischen, kirchlichen Lebens umsomehr bewunderte. Das Jahr 1794 führte ihn daher nach Göttingen, wo er als Professor der Theologie, erster Universitätsprediger und Dirigent des theologischen Seminars, seit 1803 auch als Consistorialrath, bis zum Jahre 1804 wirkte, dann aber nach Erlangen zurückkehrte, wo er ordentlicher Professor der Theologie und zugleich Consistorialrath und Superintendent zu Ansbach ward. Diese Zeit kann als diejenige Periode seines Lebens angesehen werden, in welcher A. sich auf der Höhe seines Geisteslebens bewegte. Die beste Frucht desselben ist seine auf Kantischer Grundlage ausgeführte Sittenlehre, welche im Jahre 1795 erschien. Auch sein Compendium „Summa theologiae christianae" von 1803 verdient erwähnt zu werden.

Als 1812 der Oberhofprediger Reinhard gestorben war, glaubte man in Dresden für das hiermit erledigte hervorragende Kirchenamt kaum einen anderen Nachfolger von gleich glanzvollem Namen gewinnen zu können als A. Derselbe folgte auch dem an ihn ergangenen Rufe und wurde 1813 Oberhofprediger und Consistorialrath zu Dresden, später auch Vicepräsident des Landesconsistoriums. In der Wirksamkeit, welche A. von nun an in seiner hohen Stellung entfaltete, findet man Schwankungen. Von einer Seite wird gegen ihn der Vorwurf erhoben, daß er in der ersten Periode seines Dresdner Lebens die Bahnen verlassen habe, die ihn bis dahin in seinem wissenschaftlichen und religiösen Streben geleitet hatten; von anderer Seite wird getadelt, daß die politische und kirchliche Umwälzung des Jahres 1830 wiederum die Richtung veränderte, welche er zu den Zeiten des Ministeriums Einsiedel verfolgt hatte. Mag er den kirchenpolitischen Aufgaben, welche ihm zufielen, nicht gewachsen gewesen, mag er durch das praktische Leben der freien Forschung entfremdet worden sein: ein entscheidendes Urtheil über ihn muß einer Zeit vorbehalten werden, die über ein reicheres biographisches Material verfügt und der kirchlichen Bewegung seiner Tage fremder gegenübersteht, als die unsere. Denkwürdig tritt der Streit hervor, in den er mit Schleiermacher gerieth, als er 1817 in seiner Schrift: „Bittere Arznei für die Glaubensschwäche der Zeit" die Reformationsthesen des Claus Harms verfocht. Durch die Errichtung eines Cultusministeriums in Folge der Revolution von 1830 verlor die kirchliche Stellung Ammon's an Macht und Verantwortlichkeit; doch wurde er 1831 Mitglied des k. sächsischen Staatsraths. In seiner Schrift: „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion" stellte er das Christenthum als ein in fortwährender Wandelung begriffenes Product der allgemeinen Culturentwicklung hin.

Seine letzten litterärischen Arbeiten waren sein „Leben Jesu" (1842, 2 Thle.) und „Die wahre und falsche Orthodoxie" (1849) — beide für den Entwickelungsgang der Theologie gleich werthlos.

Im Jahre 1849 legte der hochbetagte Greis seine Aemter und Würden nieder, um sich nach einer langen Zeit der rastlosesten Arbeit endlich Ruhe zu gönnen. Er starb aber schon in demselben Jahre, am 21. Mai, 84 Jahre alt.

Ch. F. von Ammon, nach Leben, Ansichten und Wirken. 1850. Heppe.

Ammon: Friedrich August v. A., Arzt, geb. 10. Sept. 1799 zu Göttingen, wo sein berühmter Vater Christoph Friedr. v. A. damals Theologie lehrte; und † 18. Mai 1861. Er erhielt seine erste Erziehung auf den Gymnasien zu Erlangen und Schulpforte, und studirte Medicin in Leipzig und Göttingen. Schon seine erste Schrift: „Somni vigiliarumque status morbosi" (Göttingen 1820), erhielt in letzterer Stadt den ersten Preis. Hierauf zum Doctor promovirt, schrieb er seine Inauguralthese: „Ophthalmoparacenteseos historia", eine jetzt noch schätzenswerthe Abhandlung (Göttingen 1821). Von seinen Reisen durch Deutschland und Paris zurückgekehrt, beschäftigte er sich seit 1823 in Dresden hauptsächlich mit chirurgischer Anatomie und Chirurgie, und 1823 erschien eine mit Unparteilichkeit geschriebene Arbeit: „Vergleich zwischen französischer und deutscher Chirurgie". Bald darauf wurde er Assistent beim berühmten Leibchirurgen des Königs, Hedenus, und einige Jahre später Arzt am Augenhospital und Blindeninstitut in Dresden. Im J. 1828 erhielt er nebenbei noch die Stelle eines Professors der theoretischen Medicin, und wurde Director der medicinisch-chirurgischen Akademie in Dresden, wo er seine bekannte Schrift „De genesi et usu maculae luteae in retina oculi humani obvia" (1830) veröffentlichte. — Ammon's Verdienst besteht hauptsächlich darin, daß er, weit entfernt den Vorurtheilen seiner Zeit zu huldigen, und die Krankheiten für selbständige Existenzen zu halten, vielmehr dieselben möglichst zu localisiren und anatomisch festzustellen suchte, und so war sein Lehrstuhl, den er bis 1837 behielt, einer der besuchtesten. 1837 wurde er Leibarzt des Königs von Sachsen, und erhielt 1844 den Titel eines geheimen Medicinalrathes. 1857 hatte er das Unglück den rechten Fuß zu brechen, und von da an wurde seine Gesundheit schwankend, indem sich starke Fettsucht in den verschiedenen Organen entwickelte. Sein wichtigstes und bekanntestes Werk ist: „Klinische Darstellung der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges, nebst Atlas", in 3 Theilen, Berlin 1838—47. Für die Chirurgie ist sein Werk über „Die angeborenen chirurg. Krankheiten der Menschen" (1839—42) und seine „Plastische Chirurgie" (1842) besonders wichtig. Auch seine populären Schriften sind viel gebraucht; „Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege", (von 1827—70 14 mal aufgelegt); „Belehrungsbuch für junge Frauen und junge Mütter" (bis 1864 11mal aufgelegt); „Brunnendiätetik" (1825—54 in 5 Auflagen erschienen). Außerdem schrieb er noch eine Masse schätzenswerther Journal-Artikel, und redigirte 1831—37 die „Zeitschrift für Ophthalmologie", (3 Bände) und 1838—40 mit Walther gemeinschaftlich die „Monatsschrift für Medicin, Augenheilkunde und Chirurgie" 3 Bände. Rothmund.

Ammon: Georg Gottlieb A., preußischer Gestütsinspector zu Vesra im Schleusinger Kreis, geb. 1780 zu Trakehnen, † 26. Sept. 1839, machte sich als erfahrener und wissenschaftlicher Pferdezüchter einen Namen durch seine Werke „Von der Zucht und Veredlung des Pferdes durch öffentliche und private Gestüte" 1818; „Magazin für Pferdezucht" 1826; „Ueber die Eigenschaften des Soldatenpferdes" 1828; „Mittel nur große und gut ausgebildete Pferde zu erziehen", 1829 (2. Aufl. 1849, auch ins Italien. u. Schwedische übersetzt); „Handbuch der Gestütskunde und Pferdezucht" 1833. W. Löbe.

Ammon: Karl Wilhelm A., Thierarzt und Hippologe, geb. zu Trakehnen 1777, studirte Thierarzneikunst in Berlin, ward 1796 Roßarzt bei dem kgl. preuß. Hauptgestüt Friesdorf, 1802 Kreisthierarzt zu Ansbach, 1813 bairischer Hofgestütsmeister zu Rohrenfeld bei Neuburg a. Donau, lebte seit seiner Pensionirung (1839) in Ansbach und † 1842. Seine mit den „Prakt. Abhandlungen über die Krankheiten des Pferdes und des Rindviehs", Nürnberg 1803, beginnenden zahlreichen Schriften über Thierarzneikunde, Pferdezucht und Pferdewesen sind am vollständigsten in Heinsius, „Bücherlex." 1812—34 verzeichnet; einige Zusätze dazu findet man in Meusels sonst unvollständigerem Verzeichniß im „Gel. Teutschl." Die wichtigsten Schriften sind das „Hausvieharzneibuch" 1809, 3. Aufl. 1830; das „Vollständ. Handbuch der prakt. Vieharzneikunst nach den Grundsätzen der Erregungstheorie", 2 Bde. 1804—7 (2. Aufl. 1826, und „Ueber die Verbesserung und Veredelung der Landespferdezucht ꝛc." 3 Thle. 1829—31. Er veranstaltete auch neue Ausgaben von Sebald's „Geschichte des Pferdes", 1812 und „Naturgeschichte des Pferdes" 1815, sowie anderer Fachschriften von Reisenstein und Sind. W. L.

Ammon: Wolfgang A. (Ammonius), geistlicher Dichter, geb. zu Elsa im Coburgischen, Pfarrer zu Dinkelsbühl, 1579 Pfarrer zu Marktbreit, † 26. Jan. 1589. Er verfaßte: „Libri tres odarum ecclesiasticarum de sacris cantionibus in ecclesiis Germanicis — carmine conversis". 1578 (Wackern. D. Kirchenl. I. S. 506) und mit einem 4. Buch vermehrt: „Psalmodia nova Germanica et Latina, Neues Gesangbuch Teutsch und Lateinisch", Frankfurt 1581 u. ö. Er habe, sagt er, die üblichen Kirchenlieder übersetzt, weil viele Fürsten wünschten, den Deutschen Kirchengesang durch Lateinische Uebertragungen auch Fremden zugänglich zu machen.

Wetzel, Liederhistoria IV. 5. Adelung. P. Pr.

Amon: Johann A., tüchtiger Musiker, geb. zu Bamberg 1763, † 29. März 1825. Schon früh empfing er Unterricht im Singen von der dortigen Hofsängerin Fracasini, auf der Violine vom Concertm. Bäuerle, und auf dem Horn von dem berühmten Hornisten Punto, der ihn auf seine ausgedehnten Reisen durch Frankreich und Deutschland mitnahm. In Paris, wo sie sich 1781—82 aufhielten, war A. auch Sacchini's Schüler in der Composition. 1789 wurde er Musikdirector zu Heilbronn und leitete fast 30 Jahre die dortigen Liebhaber-Concerte; 1817 berief ihn der Fürst von Wallerstein zum Capellmeister, in welchem Amte er bis zu seinem Tode verblieb. Er war ein guter Hornist, Violin-, Viola- und Clavierspieler, im Quartett vortrefflich, erfahrener Dirigent und wohlbewanderter Lehrer im Gesange und auf fast allen Instrumenten. Daneben hat er ungemein viel componirt, doch hat sich nichts gehalten, wiewol seine Arbeiten anständig waren und auch Beifall fanden. Viele derselben sind zu Paris, Lyon, Speier, Offenbach, Bonn, München, Augsburg ꝛc. gedruckt, und bestehen aus Symphonien, Sonaten, Variationen, Duos, Trios, Quartetten, Quintetten; ferner aus 2 Messen, Cantaten, kleineren Kirchenstücken, Arien, Liedern ꝛc., auch 2 Operetten hat er hinterlassen. Eine ansehnliche Menge ist noch ungedruckt geblieben.

Allg. Mus. Ztg. XXVII. 366. v. Dommer.

Amorsfordia: Henricus de A., aus Westfalen, gehörte dem Hause der Brüder des gemeinschaftlichen Lebens in Deventer an, Schüler von Synthis, besonders als Lehrer der griechischen Sprache gerühmt, † 1504. Joh. Butzbach, durch dessen „Auctarium" (abgedr. in Zeitschr. des Berg. Gesch. V. VII. S. 243 f.) wir seine Lebensverhältnisse kennen, führt von seinen Schriften u. a. ein „Vocabularium grecum" und eine Prelectio in secundam partem Alexandri (Galli) an. Crc.

Amort: Eusebius A., katholischer Theologe, geb. 15. Nov. 1692 in der Bibermühle bei Tölz, † 5. Febr. 1775, genoß in München einen schlechten Schulunterricht und trat frühe in das Stift der regulirten lateranensischen Chorherren zu Polling. Hier ersetzte er durch eifriges Selbststudium die Mängel seiner früheren Ausbildung und verwerthete vom J. 1717 an sein breites Wissen als Lehrer der Philosophie und dann der Theologie im Hausstudium des Stiftes. Den strebsamen Mann wählte sich der Card. Lercari zum Theologen und verschaffte ihm mit einem längeren Aufenthalte in Rom die Gelegenheit, sich mit praktischen Erfahrungen und theoretischen Kenntnissen in hohem Maße zu bereichern. Was A. in Rom gesammelt hatte, das trug er 1735 heim nach Polling, welches von jetzt ab bis zu seinem Tode sein Aufenthaltsort blieb.

Diese letzten 40 Jahre seines Lebens waren eine Zeit rüstiger, gedeihlicher Thätigkeit. Dieselbe galt zunächst dem Stifte, er wurde der eigentliche Gründer der stattlichen Bibliothek von Polling, belebte bei seinen Stiftsgenossen wissenschaftliches Streben und gab ihnen als Dechant das Beispiel seltener Pflichttreue. Aber auch nach draußen hin gewann er bedeutenden Einfluß durch seine litterärische Thätigkeit, welche nach der Rückkehr von Rom so rege wurde, daß die Zahl seiner Werke über 60 hinaufgestiegen ist. Sie berechtigen uns, ihn ohne Bedenken als den bedeutendsten theologischen Schriftsteller im damaligen katholischen Deutschland zu bezeichnen und trugen ihm zu Lebzeiten die besondere Anerkennung des Augsburger Bischofs, der ihn zu seinem Theologen ernannte, und die Ehre ein, von der bair. Akademie der Wissenschaften zum Mitglied gewählt zu werden.

Amort's Schriften sind philosophischen, theologischen und kanonistischen Inhalts; sie kennzeichnen ihren Verfasser als einen Mann, dem es um universelle Bildung zu thun war und der sich, anderen kath. Theologen von damals so unähnlich, den wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit nicht entzog. Denn wie er schon früher ganz im Zeitgeschmacke sich für die Gründung einer gelehrten Gesellschaft begeistert hatte und ein eifriger Mitarbeiter im „Musenberge", der Zeitschrift dieser Gesellschaft, gewesen war, so hat er später in seinem Lehrbuche der Philosophie („Philosophia Pollingiana", Augsb. 1730, 1 vol. fol.) die Resultate neuer naturwissenschaftlicher Untersuchungen für die philosophische Forschung zu verwerthen gesucht und auf Vereinfachung der scholastischen Methode, auf Beseitigung des schwerfälligen Apparates gedrungen, so sehr er auch im Grunde Scholastiker blieb und den Lehrgehalt der peripatetischen Philosophie gegen die Systeme der Neueren vertheidigte. Man bemerkt bei dem Philosophen A. das Streben, in manchen Beziehungen auszugleichen und zu vermitteln, eine Eigenschaft, welche er auch als dogmatischer Theologe nicht verleugnet. Er ist freilich auch als Dogmatiker im Wesentlichen über die Scholastik nicht hinausgekommen, aber er ging doch häufiger, als man es bei den scholastischen Theologen seiner Zeit gewöhnt war, auf die Väter zurück, ließ die mehr historische Methode nicht außer Acht („Historia polem. dogmat. crit. de origine, progressu, valore et fructu indulgentiarum", Venedig 1738, fol. Supplem. Augsb. 1739, fol.), und nannte deshalb nicht ohne Grund sein dogmatisches System eine „theologia eclectica." („Theologia eclectica moralis et dogmatica". Augsb. 1752, 4 voll. fol.). Größere Versöhnlichkeit bewies er auch in der theologischen Controverse, indem er die Controverse gegen den Protestantismus unter Anknüpfung an dasjenige, welches dazumal die Helmstädter und andere billig denkende protestantische Männer zuzugeben geneigt waren, auf den Weg der friedlichen Verständigung hinüberzulenken suchte. („Demonstratio critica religionis cath". Venedig 1744.)

Amort's vorzüglichste Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Moraltheologie, da ihn vor allem zum Moralisten sein verständiges und sittlich ernstes Wesen

befähigte. Aus diesem Ernste schöpfte er den Muth, der jesuitischen Sittenlehre entgegenzutreten und den Probabilismus als verderblich zu brandmarken. Als er in dem Sinne bei der lat. Ueberarbeitung des casuistischen Lexikons von Pontas Aenderungen in dem franz. Originale vorgenommen und zudem seine Ansichten zusammenhängend in seinen Hauptwerken über Moraltheologie („Theologia moralis", Augsb. 1758, 2 voll. 4°; „Ethica christiana", Augsb. 1758) vorgetragen hatte, sah er sich heftigen Angriffen ausgesetzt, denen er früher mit mehreren Streitschriften („Controversiae novae morales", Augsb. 1739; „Disquisitiones dogmaticae de controversiis in theologia morali insignibus", Venedig 1745) begegnet war, indem er seinen Standpunkt mit aller Entschiedenheit vertheidigte. — Es entging A. ebenfalls nicht, wie wenig eine Frömmigkeit dem Geiste des Christenthums entspricht, welche sich mit Vorliebe von den ungesunden Producten der krankhaft erregten Phantasie exstatischer Nonnen nährt. Er schrieb deshalb sein bekanntes Buch: „De revelationibus, visionibus et apparitionibus". (Augsb. 1744). Im ersten Theile desselben stellt er aus den Büchern älterer Schriftsteller eine Menge von Regeln zusammen, nach denen man bei Beurtheilung des Inhaltes von Revelationen verfahren müsse, und im zweiten wendet er selbst diese Regeln besonders auf die Offenbarungen der h. Gertrud und auf den Inhalt der „Ciudad mistica di Dios" der Maria d'Agreda an. Man muß ihm dankbar sein für das mühevolle Zusammentragen von so viel sehr zerstreut liegendem Materiale, und es erregt nur Mitleid, wenn wir sehen, wie er sich abmüht, für die Blasphemien und sittlichen Monstrositäten, von denen z. B. das Buch der Maria d'Agreda strotzt, immer noch eine Deutung zu suchen, die ihnen ihren schlimmen Charakter nimmt. Kirchlicher Druck lastete eben auch auf A. und mit der Censurbehörde hatte er sich auseinander zu setzen, ehe seine Bücher ans Licht traten. —

Von den kanonistischen Schriften Amort's endlich sind besonders diejenigen heute noch werthvoll, welche sonst unbekannt gebliebene Documente enthalten, nämlich die „Vetus disciplina canonicorum regular. et secular. ex docum. ineditis usque ad sec. 17. critice et moraliter expensa". Venedig 1748, 2 voll. 4°, und die „Elementa jur. can. vet". Ulm 1757, 3 voll. —

Graf Savioli: Ehrendenkmal des Eus. Amort. (Gedächtnißrede in einer öffentl. Versammlung der Akademie der Wissenschaften 1777 zu München gehalten). Meusel, Lex. I. 87. Baader, Gel. Bayern I. 20.

Woker.

Am Rhyn: Joseph Karl a. Rh., schweiz. Staatsmann. Geb. 1777, † 1848. Er stammte aus einer patricischen Familie Luzerns und erhielt seine Jugendbildung am Klostergymnasium in St. Urban und in einer wissenschaftlichen Anstalt in Turin. Schon 1793 trat er nach damaliger Einrichtung in den großen Rath und wurde Kriegsrathschreiber. An der helvetischen Revolution nahm er, entgegen dem Beispiel anderer luzernischer Patricier, wie Rüttimann (s. d.), Pfyffer (s. d.), Meyer von Schauensee (s. d.). Mohr (s. d.), Keller u. A., keinen Antheil und trat erst am Ausgang der Helvetic (1803) wieder in den Staatsdienst, in welchem er darauf während der Mediationszeit die wichtige Stelle eines Staatsschreibers bekleidete. A. gehörte beim Einmarsch der Verbündeten zu Ende des J. 1813 zur Partei derer, welche aus dem Sturz Napoleons in den vormals aristokratischen Kantonen eine Annäherung an die Verfassungszustände vor 1798 und den Umsturz der Mediationsverfassung beabsichtigten. Er gab daher seine Stelle auf und trat dann in die im Febr. 1814 durch einen Handstreich der luzernischen Patricier eingesetzte Restaurationsregierung, in welcher er seit dem räthselhaften Tode des Schultheißen Xaver Keller 1816 bis zum Systemwechsel infolge der neuen Verfassung vom 1. Mai 1841, alle zwei Jahre

die Stelle des Präsidenten (Schultheiß) bekleidete und in dieser Stellung 1819, 1825, 1831 und 1837 bei dem zweijährigen Wechsel der Vororte Zürich, Bern und Luzern zugleich schweiz. Bundespräsident war. A. vertrat in dieser neuen Stellung nun die liberale Richtung, setzte 1819 die Berufung Troxler's auf den Lehrstuhl der Philosophie in Luzern durch, unterstützte während der J. 1829—31 die freisinnigen Reformbestrebungen in seinem Kanton und leitete im Dec. 1830 auch als Präsident des Verfassungsraths die Verfassungsberathungen. In kirchlicher Beziehung trat A., namentlich als Präsident des Erziehungsraths, in welcher Stelle er sehr verdienstlich wirkte, unter dem Einfluß seines viel bedeutenderen Collegen Eduard Pfyffer (s. d.), dem Ultramontanismus entgegen und führte zugleich mit Staatsrath L. von Roll von Solothurn seit 1820 die Unterhandlungen, betreffend die Umgestaltung des Bisthums Basel, deren Ergebniß das Concordat von 1828 war. Leider riß ihn seine Befangenheit hier im J. 1824 zu der bekannten Procedur über den angeblichen Mord seines Vorgängers Keller hin, indem er auf die Aussage einer Gaunerbande hin zwei Führer der Ultramontanen als intellectuelle Urheber desselben in lange und harte Gefangenschaft brachte, bis endlich jener Mord als eine durch die hastige Unerfahrenheit einiger junger Untersuchungsrichter, namentlich am Rhyn's Sohn veranlaßte Fabel, sich herausstellte. Auch in seiner eidgenössischen Stellung bethätigte A. seine liberale Gesinnung, namentlich 1831 in den Verfassungs- und Parteikämpfen, die er mit Klugheit und Gewandtheit für die freisinnige Sache zu einem gedeihlichen Resultate zu führen wußte, sowie er 1837 in dem Conflict mit Frankreich wegen der Flüchtlinge die Würde und ehrenvolle Unabhängigkeit der Schweiz zu wahren wußte. Er † 7. Sept. 1848, nachdem er noch den Sturz des ihm verhaßten 1841 aufgekommenen clericalen (Siegwart'schen) Regiments erlebt hatte.

A. war kein Mann von glänzenden Geistesgaben, dagegen ein unermüdlicher Arbeiter, von seltener Geschäftsgewandtheit und eiserner Consequenz, ein Anhänger der neuen Richtung, aber noch ein Diplomat der alten Schule und mit aristokratischen Formen, geleitet vom Grundsatze der Staatsomnipotenz; er wurde daher auch bald von der jungen liberalen Schule unter Leitung der Brüder Eduard und Kasimir Pfyffer, J. Kopp, Hartenstein u. A. überholt, welche ihn indeß als ein durch sein Ansehen und seine Arbeitskraft nicht zu verachtendes Hilfsmittel beibehielten.

N. Nekrol., XXVI (1848) 977 ff. K. Pfyffer, Geschichte des Kanton Luzern. 2. Bd. Zürich, 1852. W. Gisi.

Am Rhyn: Joseph Karl Franz a. Rh., schweiz. Staatsmann, des vorigen Sohn. Geb. 10. Febr. 1800 zu Luzern, † 1849, studirte er in Göttingen, Freiburg i. B. und Paris die Rechte und ward dann bald nach seiner Rückkehr im J. 1824 als zweiter außerordentlicher Verhörrichter einer aus Abgeordneten mehrerer Kantone bestehenden Commission für die gegen eine berüchtigte Gaunerbande angehobene Untersuchung beigeordnet, in welcher Stellung er sich durch seine jugendliche Unerfahrenheit gegenüber der Verschmitztheit der Inculpaten den Vorwurf eines ungeschickten Verfahrens, namentlich in Sachen der angeblichen Ermordung des gewesenen Schultheißen Keller (s. o.) zuzog. Im Juli 1825 wurde A. durch den Einfluß seines Vaters nach dem Rücktritt des Obersten Hauser eidgen. Staatsschreiber, und im Juli 1830 an des resignirenden Mousson (s. d.) Stelle eidgenössischer Canzler. A. gehörte, wie sein Vater, zur liberalen Partei: allein seine politische Bildung war in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre abgeschlossen, alle spätern weitergehenden Reformbestrebungen erscheinen ihm als ungestümes Drängen, welchem er nicht zu folgen vermochte. Aber seine politischen Ansichten hatten so gar keine Beziehung zu seiner amtlichen Wirksamkeit, daß er bei allem Wechsel der eidgenössischen Politik

trotz der jeweilen nur zweijährigen Amtsdauer bis zum Sonderbundskrieg an seiner Stelle blieb. Als dieser durch den Entscheid der Zwölfer-Mehrheit an der Tagsatzung zu Bern am 24. Oct. 1847 beschlossen wurde, reichte er, da er seine Unterschrift nicht zum Beschluß eines Bürgerkriegs, namentlich gegen seinen Heimathkanton, hergeben wollte, am folgenden Tage seine Entlassung ein, welche er auf die ehrenvollste Weise erhielt. Er kehrte darauf nach Luzern zurück, fand aber schon am 7. März 1849, wahrscheinlich durch einen unglücklichen Sturz, seinen Tod in der Reuß. A. hat sich auch litterarisch bekannt gemacht. Nebst einigen kleinen Schriften besitzt man von ihm: „Repertorium der Abschiede der eidg. Tagsatzungen der J. 1803—1813", Bern 1842 und „Urkunden zum Repertorium", Bern 1843, sowie „Abschied der am 6. April 1814 zu Zürich versammelten und am 11. August 1815 daselbst geschlossenen außerordentlichen Tagsatzung", 3 Bde., ein Werk, stofflich von unschätzbarem Werthe. Ihm ist auch die Anregung zur Herausgabe der „Amtlichen Sammlung der älteren eidg. Abschiede" zu verdanken.

N. Nekrol. XXVII (1849) S. 1062. Neue Verhandlungen der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft. 18. Thl. (Chur 1850) S. 317 ff. Gisi.

Amsberg: Phil. August v. A., ein um den finanziellen Wohlstand des Herzogthums Braunschweig und die commercielle Entwicklung Deutschlands in hohem Grade verdienter Staatsmann, ist am 17. Juli 1789 zu Hildesheim geb., † 1871. Er beabsichtigte sich dem Handelsstande zu widmen, trat aber in der Periode des Königreichs Westfalen bei dem Departement der directen Steuern ein, ging nach Herstellung der früheren Zustände in braunschweigische Militärdienste, wurde nach dem Friedensschlusse im J. 1816 als Secretair bei der herzoglichen Kammer in Braunschweig angestellt und avancirte im Laufe der Jahre zum Kammerrath, Legations-, Oberlegations-, geheimen Legationsrath, Finanzdirector und Vorstand der Baudirection. Im J. 1830 leitete er die Verhandlungen, welche zur Steuervereinigung zwischen Hannover, Kurhessen und Braunschweig führten, auch war er braunschweigischer Bevollmächtigter bei den Verhandlungen, welche den Anschluß Oldenburgs und Schaumburg-Lippes an den norddeutschen Steuerverein zur Folge hatten. Er schloß am 1. Nov. 1837 mit Preußen einen Vertrag wegen Beförderung des gegenseitigen Verkehrs zwischen Preußen und Braunschweig, welche den späteren Anschluß Braunschweigs an den deutschen allgemeinen Zollverein vorbereiteten. Durch eine Reihe besonderer Verträge verstand v. A. Handelsbegünstigungen für Braunschweig herbeizuführen. Eine von ihm herausgegebene Schrift: „Ueber die Einigung der Handelsinteressen Deutschlands" hat viel zur gegenwärtigen Handelslage Deutschlands beigetragen. Im J. 1835 wurde v. A. zum Spruchmann des deutschen Bundesgerichts ernannt. Bedeutendes Verdienst hat sich v. A. durch seine enthusiastische Unterstützung des Eisenbahnwesens in Deutschland erworben. Schon im J. 1827 hatte sein Scharfblick die unermeßliche Tragweite der neuen Erfindung erkannt. Sein Project der Erbauung einer Eisenbahn von Hannover und Braunschweig nach Bremen und Hannover scheiterte an dem Widerstande, den König Ernst August von Hannover demselben entgegensetzte. Dagegen wußte v. A. mit consequenter Energie alle Hindernisse zur Seite zu schieben, welche ihm in Braunschweig entgegen geworfen wurden und die Regierung zum Bau einer Eisenbahn von Braunschweig nach Harzburg zu veranlassen. Die Bahn wurde im Dec. 1838 eröffnet und von dieser Zeit an datirt die gegenwärtige glückliche finanzielle Lage des Herzogthums Braunschweig. Man kann in der That behaupten, daß der Eisenpfad von Berlin nach Köln, nach Hamburg und der Nordsee über Harzburg gegangen ist, denn nach kurzer Zeit wurde die Be-

deutung der Schienenwege überall anerkannt und die Entwicklung der Eisenbahnen ging von nun an mit raschen Schritten vorwärts und bald spann sich das Eisennetz über ganz Deutschland aus. Zollverein und Eisenbahn führten eine neue Zeit für Deutschland herbei, und dazu viel beigetragen zu haben, ist ein unbestrittenes Verdienst von Amsberg's. Er erhob die braunschweigische Eisenbahnverwaltung zu einer der angesehensten in Deutschland. Als Generaldirector der braunschweigischen Eisenbahn- und Postverwaltung feierte er am 17. Juli 1862 sein fünzigjähriges Dienstjubiläum. Erst im Anfange des J. 1871 nach dem Verkaufe der braunschweig. Staatseisenbahnen trat v. A. in den Ruhestand, starb aber schon am 9. Dec. desselben Jahres auf seiner Villa zu Harzburg, unzweifelhaft als der bedeutendste Staatsmann, den Braunschweig in den letzten Jahrzehnten besessen hat. Spehr.

Amsdorf: Nicolaus v. A., geb. 3. Dec. 1483 wahrscheinlich zu Torgau, nicht in Großzschepa bei Wurzen, das sein Vater Georg erst 1503 erwarb, † 1561. A. entstammte einem alten Adelsgeschlechte, das, früher im Mansfeldischen begütert und nach einem Dorfe bei Eisleben benannt, sich im 15. Jahrhundert ins Meißnische gewendet hatte. Mütterlicherseits war er mit Joh. von Staupitz verwandt, dessen Einflusse es vielleicht zuzuschreiben ist, daß er gegen die Gewohnheit des damaligen Adels sich für den geistlichen Stand entschied. Zu Leipzig vorgebildet, bezog er 1502 die neueröffnete Universität Wittenberg, wurde daselbst 1504 Magister, 1507, in welchem Jahre ihm der Kurfürst ein Canonicat an dem mit der Universität verbundenen Allerheiligenstift übertrug, Baccalaureus, 1511 Licentiat der Theologie und hielt als solcher theologische und philosophische Vorlesungen. Schon vor den 95 Thesen nahm er Luthers reformatorische Ideen in sich auf und blieb von da an dessen unerschütterlichster Anhänger und rüstigster Mitarbeiter. Ihm widmete Luther seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation"; er war Luthers Begleiter wie zur Disputation nach Leipzig so zum Reichstage nach Worms, er war auch Zeuge seiner Entführung und einer der wenigen Mitwisser um das Geheimniß derselben, bei ihm wohnte Luther während seiner heimlichen Anwesenheit in Wittenberg 1521, er vertrat diesen auch als Prediger in der Pfarrkirche. Als Mitverfasser des vom Kurfürsten der Universität abgeforderten Gutachtens billigte er die Abschaffung der Messe von Seiten der Augustiner und rieth dieselbe in den übrigen Kirchen nachzuahmen, vermochte jedoch dem Unwesen der aus Zwickau herbeigezogenen Schwarmgeister nicht Einhalt zu thun. Im J. 1524 auf Luthers Empfehlung zum Superintendenten und Pfarrer an der Ulrichskirche nach Magdeburg berufen, ordnete er hier das Kirchenwesen nach dem Vorbilde Wittenbergs, sowol dem Widerstande des anfangs noch römisch gesinnten Magistrats und der Domgeistlichkeit, unter letzterer besonders Cubito's und Valentin's, als auch den Angriffen anderer Papisten und der Sectierer im eigenen Lager furchtlos die Stirn bietend, mitunter selbst sie mit übereifriger Heftigkeit bekämpfend. Gleiche Energie bewährte er in Goslar, wo er 1528 ebenfalls die Reformation einführte und bei einer zweiten Anwesenheit durch Feststellung einer Kirchenordnung dauernd begründete. Zu dem nämlichen Zwecke berief ihn 1534 Herzog Philipp von Grubenhagen nach Eimbeck und 1539 auf Wunsch Heinrichs des Frommen der Kurfürst Johann Friedrich nach Meißen, wo er im Dom den evangelischen Gottesdienst einrichtete.

Von allen Mitarbeitern am Werke der Reformation stand kaum einer Luthers Herzen näher als A., mit dem ihn eine auf die innigste Uebereinstimmung des Charakters gegründete Freundschaft verband. „Mein Geist ruhet aus in meinem Amsdorf", sagte Luther; er gehörte zu des Reformators vertrautesten Hausfreunden, ihn vor allen zog derselbe um seines frommen Sinnes, seines

treuen, aufrichtigen und beständigen Herzens und seines scharfen Judiciums willen in schwierigen Fällen zu Rathe. Dafür vergalt ihm A. mit unbegrenzter Hingebung und nimmer wankender Treue. An Kühnheit und Unerschütterlichkeit des Glaubensmuthes, an eiserner Unbeugsamkeit des Willens, an Aufrichtigkeit und Geradheit des Wesens, auch an Tiefe des Gebetseifers steht er Luthern nicht unebenbürtig zur Seite, zu dessen transcendentalem Mysticismus sein Scholasticismus, seine dialektische Gewandtheit gewissermaßen eine Ergänzung bildete. „Einen Theologen von Natur" nennt ihn deshalb Luther und Myconius rühmt ihn als einen Mann, mächtig im Wort und in der Lehre. Dagegen ging ihm für die Poesie und den Humanismus jedes Verständniß ab, ebenso fehlte ihm, der in freiwilligem Cölibat lebend nie die sänftigende Macht des Familienlebens an sich erfahren hatte, das Herzgewinnende, das Luther in so hohem Maße besaß. Er stieß durch Rauheit und finstere Strenge ab, seine herrische Unduldsamkeit machte ihn zum grimmigen Widersacher nicht bloß des römischen Antichrists sondern jedes Andersdenkenden und zum eigensinnigsten, starresten Verfechter der ihm allein für rein geltenden lutherischen Lehre. Nicht ohne Grund fürchtete daher Melanchthon Amsdorf's Einfluß auf Luther, der sich durch ihn in seiner einseitigen Auffassung bestärken ließ. A. war es auch, der 1534 Luthers Streit mit Erasmus aufs neue anschürte. Dem milden Melanchthon entfrembete er sich mehr und mehr, verwarf dessen Visitationsbüchlein, besonders aber wich er in der Lehre von den guten Werken und vom Abendmahl von ihm ab. Alle Vermittelungsversuche mit den Zwinglianern waren ihm ein Greuel, daher er über das Fehlschlagen des Marburger Gesprächs frohlockte; er verwarf die Unterscheidung zwischen buchstäblichem und geistigem Sinne, erklärte sich entschieden gegen die Straßburger, Bucer und Seb. Frank und und war mit der Wittenberger Concordia (1536) sehr unzufrieden. Auf dem Convent zu Schmalkalden, dem er als Vertreter Magdeburgs beiwohnte, verfocht er, nachdem er bereits an den Berathungen über die von Luther gestellten Artikel Theil genommen, den Genuß des Sacraments durch die Ungläubigen mit äußerster Hartnäckigkeit, war bei den Verhandlungen in Hagenau, in Worms, in Eisenach, wo er sich sehr scharf gegen die Doppelehe des Landgrafen Philipp aussprach, und trug wesentlich zu dem Scheitern des Regensburger Religionsgesprächs bei, zu dem ihn der Kurfürst ausdrücklich geschickt hatte, um darüber zu wachen, daß man der reinen Lehre nichts vergebe. Bald jedoch sah sich A. zu einer wichtigeren Stellung berufen. Als nämlich das Bisthum Naumburg-Zeitz durch den Tod des Bischofs Philipp erledigt worden war, ernannte Kurfürst Johann Friedrich, unter Verwerfung des vom Capitel gewählten Dompropstes Julius v. Pflugk, kraft der von ihm beanspruchten landesherrlichen Befugniß A. zum Bischof, den für diese Würde außer anderen Eigenschaften die von den Statuten des Stifts geforderte adelige Geburt empfahl. Ungern ließen die Magdeburger ihn ziehen. Ungern folgte A. dem Rufe. Am 20. Jan. 1542 wurde er in Gegenwart des Kurfürsten und einer großen Menge Volkes von Luther feierlich als der erste evangelische Bischof ordinirt. Freilich bestand sein Gehalt nur in 600 Fl. nebst freier Tafel und Holzfuhre, so daß Luther nicht mit Unrecht meinte, A. sei aus einem reichen Pfarrherrn ein armer Bischof geworden, und da der Kurfürst die weltliche Verwaltung des Stifts selber an sich nahm und durch einen eignen Stiftshauptmann, Melch. v. Kreutzen, führen ließ, so stellte er auch nur einen geistlichen Würdenträger ohne weltliche Regierungsrechte vor. Dadurch gerieth er von vorn herein zu dem Kurfürsten, der ihm auch das Prädicat „von Gottes Gnaden" nicht zugestehen wollte, in eine schiefe Stellung, mit dem habsüchtigen Stiftshauptmann aber, ferner mit dem Naumburger Superintendenten Medler in Mißhelligkeiten, so daß es mehr als einmal Luthers

Zuspruch bedurfte, um seine Sehnsucht zurück nach Magdeburg zu dämpfen und seinen Muth aufzurichten. Denn auch die von ihm mit allem Eifer begonnene Reformation des Stifts stieß bei dem Capitel und einem großen Theile des zu Pflugk haltenden Stiftsadels auf Widerstand und selbst von seiten des Hofes sah er sich hierbei nicht so wie er gehofft hatte, unterstützt: das Visitationswerk namentlich konnte erst 1545 begonnen und in Folge der Widerspänstigkeit der Ritterschaft nicht überall durchgeführt werden.

Diese eigennützige und der Reichsverfassung zuwiderlaufende Besetzung des Naumburger Bisthums durch den Kurfürsten wurde eine der hauptsächlichsten Veranlassungen zum schmalkaldischen Kriege. A., der schon seit dem Beginne der Reformation die Ansicht vertreten hatte, daß ein christlicher Fürst im Nothfall um des Evangeliums willen Krieg führen dürfe, war durchaus kriegerisch gestimmt. Nicht zufrieden, den Kurfürsten in Schrift und Wort gegen die Anklage des Ungehorsams und der Rebellion zu vertheidigen und die Stiftskleinodien nebst den wichtigsten Documenten nach Weimar, wohin ihn der Kurfürst zu Gemahlin und Söhnen berufen hatte, in Sicherheit zu bringen, bot er sogar die Stiftsunterthanen gegen Herzog Moritz auf, ohne dadurch verhindern zu können, daß dieser das Stift mit leichter Mühe in Besitz nahm und Pflugk als rechtmäßigen Bischof in dasselbe einführte. A. wendete sich auf den Grimmenstein nach Gotha, kehrte zwar, als sein Gegner vor dem heimkehrenden Kurfürsten entweichen mußte, noch einmal nach Zeitz zurück, mußte aber nach der Schlacht bei Mühlberg eiligst wieder fliehen, diesmal um sein Bisthum nie wiederzusehen. Trotzdem blieb er ungebrochenen Muthes; noch während der Belagerung von Wittenberg ließ er eine Schrift ausgehen. „Daß der Papst der rechte Antichrist ist“. Zwei Jahre verweilte er als exul Christi in Weimar, von der Kurfürstin und den jungen Herzögen hoch geehrt. Der gefangene Kurfürst wendete sich oft an ihn um Rath und erhielt von ihm bald Trost, bald ernstliche Ermahnung zur Beständigkeit, daß er ja nicht in das Concil einwillige. Auch bei Gründung der Universität Jena wurde er fleißig zu Rathe gezogen und, obgleich er selbst nie an ihr gelehrt hat, wurde dieselbe durch seinen Einfluß je länger je mehr eine Veste des strengen Lutherthums, gegenüber dem in Wittenberg dominirenden Philippismus. Gegen das Interim sprach er sich in mehreren Schriften mit solcher Heftigkeit aus, daß der Kurfürst selbst ihm rieth, er möge, um den Kaiser nicht noch mehr aufzubringen, lieber weg und nach Magdeburg ziehen. Hauptsächlich durch ihn wurde seitdem diese Stadt der Mittelpunkt alles Widerstandes gegen das Interim, der Herd aller Angriffe gegen die Anhänger desselben sowie gegen die Adiaphoristen in Wittenberg und im Meißnischen. Nicht minder fiel er über Osiander wegen dessen Rechtfertigungslehre her. Er sah die Zeit Daniels und der Apokalypse angebrochen. Nach der Uebergabe von Magdeburg bot der gefangene Johann Friedrich dem verehrten Manne aufs neue ein Asyl. A. wählte Eisenach, dort lebte er mit einem Gnadengehalte von 200, später 300 Fl. und Naturalverpflegung ohne bestimmtes Amt aber als oberster geistlicher Rathgeber und Leiter des Kirchenwesens in den ernestinischen Landen. Hier ward ihm die unbeschreibliche Freude zu Theil, seinen aus der Gefangenschaft heimkehrenden Herrn zu empfangen und einzuholen, das Jahr darauf berief ihn der Kurfürst an sein Sterbebett; am 5. März hielt ihm A. die Leichenpredigt. Selbst über das Grab hinaus vertheidigte er seinen lieben Herrn gegen die Verunglimpfungen der Meißner.

Auch bei den jungen Herzögen genoß er nicht geringeres Ansehen als bei ihrem Vater, ihm selbst galt es als Gewissenspflicht, sie trefflich zu berathen und geistlich zu leiten. Die strengen Lutheraner verehrten ihn als einen andern Luther, als den Elisa, den Elias zurückgelassen. Auf seinen Betrieb wurde

Matth. Flacius als eine neue Säule der Orthodoxie nach Jena berufen, unter seinen Auspicien wurde, ebenfalls im Gegensatz zu den Wittenbergern, die Jenaer Ausgabe von Luthers Werken 1555—1558 veranstaltet, die er mit einer Vorrede versah. Selbst das hohe Alter vermochte seine Arbeitskraft kaum zu vermindern, seine Strenge nicht zu mildern. Während der 1554 im ernestinischen Sachsen unternommenen Visitation gerieth er mit dem Gothaer Superintendenten J. Menius in einen heftigen Streit über G. Mejors Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke, die A. nicht als zur Seligkeit sondern nur als Früchte der Seligkeit und Gerechtigkeit von nöthen anerkennen wollte. Auch in der Vorrede zu Luthers Werken erklärte er jene Lehre „für die erste und letzte, auch die ärgste und schädlichste Ketzerei, so je auf Erden kommen", bewirkte durch seine Denunciation des Menius Entsetzung und ließ sich sogar von dem Zorn über die demselben von den eigenen Parteigenossen gemachten Zugeständnisse zu der mehr noch dem Ausdruck als dem Sinne nach verfehlten Behauptung hinreißen, daß gute Werke zur Seligkeit schädlich seien. Doch söhnte er sich bald wieder mit den Orthodoxen aus, um im Verein mit ihnen aufs neue die philippistische Richtung zu bekämpfen, trieb dieselben von Weimar aus auf dem Wormser Colloquium 1557 zum völligen Bruch mit Melanchthon, bestimmte den Herzog zur Verwerfung des von letzterem in versöhnlichem Sinne verfaßten Frankfurter Recesses, bekämpfte denselben im Auftrage des Herzogs in einer eigenen Recusationsschrift, stellte dem Synergismus des Leipziger Superintendenten Pfeffinger die Behauptung von der gänzlichen Unfreiheit des menschlichen Willens, also von der unbedingten Prädestination entgegen und begrüßte die Verdammung von neun der gefährlichsten Irrthümer durch das Weimarer Confutationsbuch mit lauter Freude, stellte sich auch in dem darüber zwischen Flacius und Strigel entbrannten Streite entschieden auf die Seite des ersteren. Trotzdem billigte er nicht in allen Stücken das zelotische und hierarchische Gebahren der Flacianer, daher es auch geschehen konnte, daß durch den plötzlichen Sturz derselben im J. 1561 seine eigene Stellung zum Herzog Johann Friedrich dem Mittleren nicht berührt wurde, daß er sogar noch gegen das Ende seines Lebens von den Eiferern bitter gelästert wurde, weil er in einem zu Magdeburg durch den zelotischen Superintendenten Heßhus mit dem Magistrate angezettelten Streite für den letzteren Partei ergriffen hatte. Lebenssatt starb er 14. Mai 1565 und wurde auf Befehl des Herzogs mit allen bischöflichen Ehren in der St. Georgskirche zu Eisenach begraben.

Die erste gründliche Darstellung seines Lebens, zugleich mit einer Uebersicht seiner äußerst zahlreichen, meist polemischen Schriften sowie der ihn betreffenden Litteratur hat E. J. Meier gegeben in: „Das Leben der Altväter der lutherischen Kirche", herausgeg. von M. Meurer, 3. Bd. 1863.

Flathe.

Amsinck: Wilhelm A., geb. zu Hamburg 5. Jan. 1752, † 21. Juni 1831. Das niederländische Geschlecht der A. ist mit dem im December geb. zwollschen Bürgermeisterssohn Wilhelm 1580 in Hamburg seßhaft geworden. Von dessen zwei Söhnen stammte eine zahlreiche meist kaufmänn. Nachkommenschaft ab. Die von dem Senator Rudolf († 1636) abstammende ältere Linie hat mehrere Rathsherren und verdiente Mitglieder der Behörden aufzuweisen. Einzelne Zweige rankten nach Hannover, Frankreich, Portugal, England, Holstein und Dänemark. Der von Arnold († 1656) stammenden jüngeren Linie, ebenfalls in den höchsten Behörden mehrfach vertreten, und in ihrem nach Surinam übergesiedelten Zweige vermuthlich ausgestorben, gehört Wilh. A. an, der Sohn des Kaufmanns Paul A. Nach dem Besuch des Johanneums und des akademischen Gymnasiums zu Hamburg studirte er 1771—74 in Leipzig und Göttingen und ward hier 24. Mai 1774 zum Licentiaten der Rechte promovirt. Mit seinem

älteren Bruder, der später Professor am akademischen Gymnasium war, machte er darauf eine gelehrte Reise nach Wetzlar und Wien, Kassel, Frankfurt a. M., Mainz, Mannheim, Augsburg, Preßburg, Prag, Dresden und Berlin. Am 17. Jan. 1786 zum Rathsherrn erwählt, verwaltete er verschiedene öffentliche Aemter, namentlich 1800—1 die Landherrenschaft zu Bill- und Ochsenwärder mit Auszeichnung, und wurde darauf 23. Oct. 1802 zum Bürgermeister erwählt. Besonders thätig war er bei den Verhandlungen mit der französischen Republik während des letzten Kreistages zu Hildesheim, des Congresses zu Rastadt, des Reichsdeputationshauptschlusses von 1802 und bei den ferneren Verhandlungen zu Regensburg. — Sein nicht unbedeutendes Vermögen erleichterte wol seinen aus deutsch patriotischen Gründen gefaßten Entschluß, kein Amt unter der französischen Gewaltherrschaft zu übernehmen, wodurch er zugleich den mit solcher Verwaltung verbundenen Gefahren entging. — Die Eindeichung der hamburgischen Elbinsel Finkenwärder, die Verbesserung des Schulwesens in der hamburgischen Landschaft Moorburg, die Erwerbung der wichtigen Elbinseln Peute und Müggenburg, die Errichtung des Leuchtthurms zu Kuxhafen sind ihm zu danken. Er besaß eine seltene Arbeitsfähigkeit, der ein ungewöhnliches Gedächtniß vortheilhaft zu Statten kam. Den nach Befreiung von der Franzosenherrschaft gemachten allzuweit gehenden Neuerungsvorschlägen war er keineswegs geneigt; nur für eine verbesserte bürgerliche Stellung der in Hamburg lebenden Juden war er thätig, wiewol dies während seines Lebens erfolglos blieb. — Der hamburgische Kaufmann Averhoff, der mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens unverheirathet starb, hatte ihm die Anfertigung und Verwaltung seines Testamentes übertragen, dessen von A. organisirte großartige Stiftung zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken, namentlich auch während der französischen Schreckensherrschaft, manchen Nothleidenden Hülfe gespendet und manchem fleißigen jungen Künstler und Gelehrten die Mittel zu seiner Ausbildung gewährt hat. — Amsinck's Schriften verzeichnet das „Lexicon Hamb. Schriftsteller" Bd. I. S. 60.

Memoria Guilhelmi Amsinckii (amtlich vom Professor Dr. J. H. C. Lehmann), Hamb. 1833. fol. — Nekrol. IX. (1831) S. 556, und F. Georg Buck's Hamb. Bürgermeister S. 278 f. Harder und Beneke.

Amsler: Samuel A., Kupferstecher, geb. 17. Dec. 1791 zu Schinznach im Aargau, wo sein Vater als Bezirksarzt und Landwirth lebte, † zu München 18. Mai 1849. Sein früh hervortretendes Talent nahm sogleich seine Richtung auf die Kunst des Kupferstechens. Er beginnt ein von ihm selbst niedergeschriebenes Verzeichniß seiner Werke mit Blättern aus dem J. 1809. Die ersten Lehrer in der Kupferstecherkunst waren von 1810 an in Zürich Oberkogler und Heinrich Lips der Aeltere; in den Jahren 1814 und 1815 besuchte er die Akademie in München. Von hier zog ihn sein auf die höchsten Ziele der Kunst gerichteter Sinn nach Rom, wo er 1816 in Begleitung seines fleißigen und begabten Freundes, des Malers Johann Anton Ramboux ankam und in den Kreis, der die Meister Thorwaldsen und Cornelius umgab, eintrat, auch sogleich durch Aufträge in das künstlerische Schaffen hereingezogen wurde. 1820 in die Heimath nach Wildegg zurückgekehrt, wendete er sich zu Ende des Jahres 1821 nochmals nach Italien, um hier bis gegen 1825 zu bleiben. Von dieser Zeit an wohnte er bei seinem Bruder in Wildegg und verlebte nur 1826 den größten Theil des Jahres in Basel. 1829 ward er als Professor der Kupferstecherkunst an die Akademie zu München berufen. Erst hier vollendete er seine großen bereits in Italien begonnenen Arbeiten: „Thorwaldsen's Alexanderzug" und „die Grablegung nach Rafael". Er starb, nachdem er so eben seinen in dem oben

erwähnten Verzeichniß als 139. gezählten großen Stich nach Overbeck's „Triumph der Religion", der ihn seit 6 Jahren beschäftigte, ausgeführt hatte. —

Ziegler im Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich. 1850. 4°. Meyer, N. Künstlerlex. — Riehl, Culturstudien, Stuttg. 1859.

Schnorr v. C.

Amstenrath: Werner Huin v. A. machte sich im Anfang des 17. Jahrhunderts mit seinem Bruder Edmund Huin v. A. in Aachen, nachdem die confessionellen Kämpfe durch die Entscheidung des Kaisers Matthias zu Gunsten der Katholiken beendigt worden waren, um diese verdient. Werner gründete, unterstützt von der Erzherzogin Isabella Clara Eugenia, Statthalterin der span. Niederlande, von dem Dechanten des Münsterstiftes, Stravius, und dem Erzpriester oder Stadtpfarrer Oswin Schrick 1616 auf dem Boden des während der religiösen Kämpfe verarmten St. Jacobspitals mit Bewilligung des Rathes das Kloster zur h. Clara. Edmund, Marschall des Herzogthums Jülich, ließ gleichzeitig auf dem Boden des 1591 eingegangenen und 1606 den Kapuzinern geschenkten Webebegardenklosters eine stattliche Kirche errichten. Diese Kapuzinerkirche besaß das beste Gemälde der Stadt, die Geburt Christi von Rubens, das die Franzosen mit anderen Gemälden und den Marmorsäulen des Karoling. Octogon 1794 nach Paris brachten, wo es bei der Restitution 1815 angeblich nicht mehr vorgefunden wurde.

Die Freiherrn, nachmals Grafen v. Amstenrath gehörten dem Limburg. Adel an. Ihr Schloß gleiches Namens liegt bei Herlen. Sie traten im 15. Jahrh. als Lehensleute des Herzogs v. Limburg und der Herren v. Valkenberg hervor. Der letzte männl. Sproß des gräfl. Hauses, Arnold Wolfgang Graf v. Huin und Amstenrath starb 1669, begraben in der Familiengruft in der St. Michaelskirche zu Aachen.

Chr. Quix, d. St. Jacobsspital in Aachen. Haagen.

Amsterdam: Nicolaus Theodorici de A., scholastischer Philosoph, † vor 1456. Geburtsjahr, Herkunft und Jugendverhältnisse sind nicht mit Sicherheit festzustellen. Als „magister Erfordiensis" nach Rostock gekommen, ward er daselbst 1422 in die artistische oder philosophische Facultät recipirt und erlangte das Baccalaureat in der theologischen und juristischen Facultät. Innerhalb der Jahre 1425 — 36 bekleidete er 8 Mal das Dekanat und 1426 das Rectorat. Als das Baseler Concil 1435 die Stadt Rostock mit Bann und Interdict belegte und die Universität, einer Einladung des Bürgermeisters Rubenow folgend, ihre Uebersiedelung nach Greifswald beschloß, führte A. daselbst 1438 das Dekanat der Artistenfacultät, und blieb mit 4 anderen Professoren in der neuen Heimathstadt auch nach der mit d. J. 1443 erfolgenden Rückkehr seiner übrigen Amtsgenossen. Unter seinen Collegen scheint er in der scholastischen Wissenschaft den höchsten Ruhm erlangt zu haben; in Rostock empfing er die Würde eines quotlibetarius, d. h. eines Gelehrten, welcher unvorbereitet über alle philosophischen Sätze pro et contra zu disputiren hatte. — Seinen Freund Rubenow unterstützte er bei der Schaffung der Greifswalder Universität, erlebte aber die Eröffnung der neuen Hochschule 1459 nicht mehr. Als Rubenow's Lehrer und Freund wird er auch mit diesem und 5 anderen früheren Rostocker Amtsgenossen auf einem 1460 angefertigten und noch in der Greifswalder Kirche vorhandenen Gemälde dargestellt. — Handschriftliche „Quaestiones metaphysicae" von ihm bewahrt die dortige Kirchenbibl. zu St. Nicolai.

Pyl, in den Baltischen Studien XXI. I, 110. — Derselbe, Pommersche Geschichtsdenkmäler III. 36 ff., 86 ff. — Krabbe, die Universität Rostock I. 50 ff. — Kosegarten, Gesch. d. Univers. Greifswald I. S. 29.

Häckermann.

Amthor: Christoph Heinrich A., geb. zu Stolberg um 1678, † zu Kopenhagen 21. Febr. 1721. In Rendsburg bei einem Oheim erzogen, studirte er in Kiel die Rechte und ward hier 1704 Prof. des Staatsrechts, als Nachfolger seines Schwiegervaters Nic. Martini. Er hatte durch seine Parteinahme für die Kopenhagener Regierung gegen die Gottorper und durch Gedichte gleicher Tendenz die Augen König Friedrichs IV. auf sich gezogen, der ihn 1713 zum königl. Historiographen und zum Präsidenten und Amtmann von Rendsburg ernannte. A. verfaßte darauf während des schwedischen Krieges mehrere Staatsschriften, die das Interesse der königl. Linie gegen die Gottorpische („In jure und facto gegründeter Beweis der vielfältigen Treulosigkeiten, so das kön. Dänische Haus von dem fürstl. hollstein=gottorpischen bisher erlitten". 1715), gegen die Ritterschaft („Historischer Bericht von dem vormahligen und gegenwärtigen Zustande der schleßwig=hollsteinischen Ritterschaft und ihrer Privilegien". 1714) und gegen Schweden vertraten. Die hierbei verhandelten Fragen und die sich daran knüpfenden Thatsachen in den Herzogthümern sind bekanntlich für die Beurtheilung der schleswig=holsteinischen Erbfolgefrage von entscheidender Wichtigkeit. — Man wollte A. schon 1715 nach Kopenhagen ziehen, er ging aber erst 1719 als Justizrath dorthin, wo er — ein Beweis für den Werth, den man auf seine Arbeiten legte — seine Wohnung im Rosenburger Schloß erhielt, aber schon nach 3 Jahren starb.

Unter seinen publicistischen Schriften, die Moller (s. u.) verzeichnet, machte die „Dissertatio politica de habitu superstitionis ad vitam civilem" (1708) einiges Aufsehen, indem sie den höchsten Zorn der orthodoxen Geistlichkeit erregte und ihrem Verfasser den Vorwurf des Indifferentismus, ja des Atheismus zuzog.

Seine Gedichte: „Der in allen seinen Zweigen verherrlichte königl. oldenburg. Stammbaum"; „Poetischer Versuch einiger deutschen Gedichte und Uebersetzungen", 1716 und 1734, sind elende Machwerke. Letztere Sammlung enthält außer einer Uebersetzung des 1. und 4. Buchs der Aeneis meistens Gelegenheitsgedichte, zum Theil sehr unsauberer Art.

Seine Geschichte Christians V. von Dänemark blieb nebst anderen Arbeiten Manuscript.

Moller, Cimbria litt. II. 36. v. L.

Amuel: Joseph A., geb. 7. Aug. 1785, † 9. Aug. 1849. Sohn gänzlich unbemittelter Eltern in Uhlfeld (Baiern), frühe verwaist und auf die Unterstützung selbst armer Verwandten angewiesen, mußte er seit seinem 13. Lebensjahre ganz allein für sich sorgen. Ein reisender Opticus nahm den umherirrenden Knaben in die Lehre und damit war dessen Laufbahn begründet. Er wurde Mechaniker und brachte es durch Fleiß und Tüchtigkeit dahin, daß er sich 1814 in Berlin niederlassen konnte nnd sein zu Anfang nur kleines Geschäft mehr und mehr erweiterte und vergrößerte. Neben optischen Apparaten und Gläsern aller Art, neben neu erfundenen Hörrohren, neben Heilapparaten galvanischer Natur verfertigte er besonders landwirthschaftliche Geräthschaften fremder wie eigener Erfindung. Sein Magazin von landwirthschaftlichen Geräthschaften aller Zeiten erfreute sich bald eines europäischen Rufes und verschaffte ihm die persönliche Bekanntschaft der Koryphäen des Faches. Bei dem Tode Amuel's übernahm sein Sohn die Leitung des Geschäftes, welches (1871) noch in alter Berühmtheit unter der Firma „J. Amuel Nachfolger, W. Teschner", Friedrichsstraße 180 in Berlin besteht.

N. Nekrol. 1849 I. 601. Cantor.

Amwald: Georg A. (eigentlich Am und vom Wald) auf Durnhoff, wahrscheinlich aus Baiern, in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. lebend, von Profession ursprünglich Jurist, später einer der renommirtesten paracelsistischen Abenteurer

(vgl. Paracelsus), practicirte anfangs in Augsburg, von wo er durch obrigkeitlichen Beschluß ausgetrieben wurde, später in Donauwörth; A. war ein unwissender Schwärmer oder Betrüger, besonders bekannt durch seine Panacea, ein Universalmittel, das sich f. Z. eines außerordentlichen Rufes erfreute; Lieban, welcher gegen diese Charlatanerie in mehreren Schriften auftrat und nachwies, daß das Hauptmittel in jener Panacea Zinnober sei, erfuhr von A. eine plumpe Abfertigung. — (Vgl. das Verzeichniß dieser und anderer von A. verfaßter Schriften in Haller, Bibl. pract. II. 234). A. Hirsch.

Am Wasen: Hans a. W. Aeltester Typograph der Stadt Zürich, von dem heute nur noch ein Druckerzeugniß aus dem Jahre 1508 bekannt ist, ein Monatskalender, ohne Titel, roth und schwarz gedruckt, mit Holzschnitten von Virg. Solis. Ueber die sonstigen Verhältnisse Wasen's ist nichts bekannt.

Weller, Repert. Nr. 439. Mühlbr.

Amya: Johann A., Vater, und Johann A., Sohn, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von Amiens in der Picardie nach Achen übersiedelten, machten sich hier um die Fabrication des Messings sehr verdient. Der Achener Magistrat wies ihnen im J. 1465 eine Mühle in der Stadt, die sogenannte Pletschmühle auf der Adalbertsstraße, und 25 Gulden jährlich zur Unterstützung an. Noch im J. 1786 war ein Jakob A. Vorsteher der Kupferschlägerzunft in Achen. Die confessionellen Wirren, welche am Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts die Bewohner der alten Krönungsstadt entzweiten, und der allgemeine Stadtbrand vom Jahre 1656 versetzten der blühenden Industrie den Todesstoß. Jene veranlaßten die Messingfabricanten, welche meist dem reformirten Bekenntnisse angehörten, ihren Betrieb nach dem zwei Stunden von Achen entfernten Stolberg zu verlegen, wo er noch heute blüht, dieser richtete die in Achen noch bestehenden Messingfabriken zu Grunde.

Haagen.

Anacker: August Ferdinand A., Cantor und Musikdirector zu Freiberg, geb. daselbst 17. Oct. 1790, † im März 1855. Wiewol er von armen Eltern abstammte, blieb die Dürftigkeit seiner Jugend doch ohne hemmenden Einfluß auf die Entwickelung seiner frischen Natur und leidenschaftlichen Neigung zur Musik; besonders spornte ihn seine schon früh gefaßte Begeisterung für Beethoven zu eifrigstem Streben an. Nachdem er noch von Schicht in Leipzig sowie von Fr. Schneider einigen Unterricht genossen und schon etwas componirt hatte, erhielt er im März 1822 die oben genannte Cantorenstelle, mit welcher zugleich der höhere Musikunterricht am Lehrerseminar verbunden war. Den Umfang seiner Thätigkeit erweiterte A. noch 1823 durch Gründung einer Singakademie und 1827 durch Uebernahme der Leitung des Bergmusikchores, mit welchem er regelmäßig vierzehntägig Concerte nach dem Muster des Leipziger Gewandhauses gab, worin die besten Instrumentalwerke und mit Hinzuziehung eines Chores auch Oratorien ꝛc. aufgeführt wurden. Außerdem führte er Sonnabend-Vespern ein, und wirkte überhaupt mit anerkennenswerther Tüchtigkeit für die Musikpflege in seiner Vaterstadt, thätig bis zu seinem Tode. Bei Umgestaltung der Schulen war ihm 1835 noch der Titel Musikdirector vom Magistrat ertheilt worden. Von seinen Compositionen machte die Cantate „Der Bergmannsgruß", mit vielem Beifalle die Runde durch eine ganze Reihe von Städten; außerdem hinterließ er noch die Cantate „Lebensunbestand und Lebensblume", sowie eine Anzahl Bergmanns-, geistlicher, leichter 2stimmiger und anderer Lieder.

v. Dommer.

Ancillon: David A. (der ältere), reformirter Prediger, geb. 17. oder 18. März 1617 zu Metz, wo sein Vater, Abraham Ancillon, Mitglied des Parlaments war, † zu Berlin 3. Sept. 1692. Vorgebildet auf dem Jesuitencollegium seiner

Vaterstadt, studirte er 1633 Theologie in Genf, wo er bis 1641 blieb. In diesem Jahre übernahm er das Predigtamt in Meaux, verwaltete es mit großem Segen bis 1653, ward dann als Prediger nach Metz berufen, disputirte 1657 mit Dr. Bédacier, Bisch. v. Aosta über die Tradition der Kirche und erwarb sich sowol durch seine Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit, als auch durch seine Amtstreue hohe Achtung nicht allein bei seinen Glaubensgenossen, sondern auch bei den Katholiken. Die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 zwang ihn, mit einem großen Theil seiner Gemeinde Frankreich zu verlassen. Nach kurzem Aufenthalt zu Frankfurt a. M. und Hanau wandte er sich wegen seiner zahlreichen Familie nach Berlin, ward dort vom großen Kurfürsten sehr wohlwollend aufgenommen und zum Prediger an der französischen Gemeinde und kurfürstlichen Hofprediger bestellt. Er behielt dies Amt bis zu seinem Tode und erlebte noch die vielfachen Auszeichnungen, welche den Seinigen in der neuen Heimath zu Theil wurden.

Ueber sein Leben und seine Werke berichtet die Schrift seines Sohnes: Charles A.: Mélange critique et littéraire recueilli des conversations de feu Msr. Ancillon. Dazu: Un discours sur sa vie; und: Ses dernières heures. Basel 1698. — Vgl. auch Erman et Reclam, Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du roi, bes. Bd. II. Brecher.

Ancillon: David A. (der jüngere), Prediger der französischen Gemeinde in Berlin, geb. zu Metz 22. Febr. 1670, † zu Berlin 16. Nov. 1723, wurde nach dem Tode seines Vaters, David A. (des älteren) in dessen Stelle 1692 berufen und später zum königlichen Kabinetsprediger ernannt Neben seinem geistlichen Amte wurde er wegen seiner diplomatischen Gewandtheit nicht selten zu Staatsgeschäften verwandt. 1700 — 1701 reiste er im Auftrage des Königs in Preußen nach England, Holland und der Schweiz und war besonders bei der Sicherung der Erbfolge Preußens in Neufchatel thätig. Ebenso führte ihn 1709 eine politische Mission nach Preußen, Polen und Ungarn.

Vgl. über ihn: Lebensbeschreibungen merkwürdiger Personen, Th. I. Breslau 1774, in denen sich auch Uebersetzungen seiner in der Nouvelle bibliothèque germanique, Tom. XX. gedruckten Aufsätze finden. — Eug. et Em. Haag, La France protestante Bd. I. s. h. a. Brecher.

Ancillon: Johann Peter Friedrich A., preußischer Staatsmann und staatswissenschaftlicher Gelehrter, wurde zu Berlin 30. April 1767 als Sohn des Oberconsistorialraths Ludwig Friedrich A. geboren, † 1837. Entsprechend dem in seiner Familie herrschenden Geiste, studirte er in Genf Theologie, ohne sich allzu eng auf den Umkreis der theologischen Wissenschaften zu beschränken. Jedenfalls schienen seine historischen Kenntnisse so beachtenswerth, daß man kein Bedenken trug, ihm, als er Prediger der französischen Gemeinde in Berlin geworden war, auch die Stelle eines Professors für Geschichte an der Kriegsakademie anzuvertrauen. Auch mit dem Hofe kam er schon frühzeitig in Berührung, und vermeintlich soll eine Rede, die er 1791 in Gegenwart des Prinzen Heinrich gehalten hatte, diese Beziehung zuerst geknüpft haben. Sie war entscheidend für sein Leben, denn die theologische Richtung wurde fortan immermehr von der politischen, der er sich mit ganzem Eifer zuwandte, zurückgedrängt. Insbesondere vollendeten diese Umwandlung seine Reisen in die Schweiz und nach Frankreich in den Jahren 1793 und 1796, also in einer Epoche, in welcher die größten Umwälzungen des Jahrhunderts auf jenem Boden sich abspielten. Eine Reihe von Essays und Zeitungsartikeln gaben seine Eindrücke wieder (sie erschienen gesammelt als „Mélanges de littérature et de philosophie", Berlin 1801), die ihn zugleich weiterhin veranlaßten, seine allgemeinen politischen Ueberzeugungen in einem Werke darzulegen, das als eine Art Philosophie der Geschichte anzusehen ist.

Es ist das „Tableau des révolutions du système politique de l'Europe“, 1803 (deutsch v. Mann 1804—1806). Es erscheint heute unbegreiflich, wie diese Schriften Aufmerksamkeit erregen konnten, in denen ein süßlicher Optimismus mit salbungsvoller Phrase und Kirchencanzellogik sich zu einem Brei mischen, der allenfalls für das Bedürfniß weichlicher Hofdamenseelen ausreichen mochte. Wahrscheinlich waren es auch wohl Bewunderer dieser Gattung, welche ihn dazu ausersahen, Erzieher der königlichen Prinzen und insbesondere Lehrer des Kronprinzen zu werden. Im J. 1808 bekam er die erste, 1810 die andere wichtige Stelle. Das war nun höchst verhängnißvoll. Denn wie die Natur des Kronprinzen beschaffen war, nervös, sprunghaft, schwungvoll bis ins Nebelhafte, hätte er eines durch imponirende Gesundheit des Geistes und urkräftige Realität sich auszeichnenden Leiters bedurft, und Nichts konnte auf die bis zum Krankhaften gesteigerte Fülle und sensible Empfänglichkeit des hochbegabten Prinzen schlimmer einwirken, als die molluskenhafte Natur Ancillon's, deren ganzes Bindegewebe in einigen schlecht verarbeiteten Brocken Jacobi'scher Philosophie bestand, deren Ehrgeiz blanke Gemüthsglätte, deren Ausdruck eine überfeine Altklugheit und wohlgepflegte Manieren, und deren ganze Tendenz nach dem Vornehmen und Geltenden, auch wenn es nur auf Schein beruhete, gerichtet war. Ein Mann, der aus den furchtbaren Gewittern der französischen Umwälzung, die er mit eigenen Augen in der Nähe gesehen, nichts anderes als den dünnen Qualm politischen Doctrinarismus, wie er in seinem „Tableau“ vorliegt, heimzubringen wußte, wäre in jedem Falle ein bedenklicher Prinzenerzieher gewesen, Friedrich Wilhelm gegenüber war er eine traurige Calamität, und es ist freilich nicht zu messen und zu wägen, wol aber deutlich zu erkennen, wie unsäglich viele Arbeit des preußischen Staats in einer späteren Epoche nothwendig wurde, um die unheilvollen Sprossen zu verwinden, die in jenem fatalen Verhältniß ihren Keim haben. Diplomatische Berichte vernünftiger Männer wissen an A. insbesondere „die sokratische Gelassenheit“ zu preisen, eine Tugend von großem Werth, wenn sie als eine bewußte Bändigung regellos überwallender Kräfte nnd Triebe sich erweist; aber A. hatte Nichts zu bändigen und zu überwältigen, denn in ihm gährte weder Gluth noch Fluth, und das ganze Verdienst dieser Gleichmüthigkeit der Erscheinung ist zurückzuführen auf die Geringfügigkeit der geistigen Schwingungen in Verbindung mit der Appretur, welche die Erziehungsmethode dieser calvinistischen Réfugiés sich angelegen sein ließ. Gleichwol war diese Tugend Ancillon's die Staffel, auf der er alle seine Positionen erstieg, und mit der er auch sehr einsichtsvolle Männer zu bestechen wußte. Hardenberg zog ihn 1814 als geheimen Legationsrath in das Ministerium, und die Schrift „Ueber Souveränität und Staatsverfassung“ (1815, 2. Aufl. 1816), in welcher mit so viel Bestimmtheit, als deren A. überhaupt fähig war, dem constitutionellen System im allgemeinen das Wort geredet war, sollte seine Berechtigung als Staatsmann ausweisen. Er war schon früher Mitglied der Akademie geworden, und es scheint, daß man im Ministerium durch A. die belebende und nothwendige Berührung der praktischen Politik mit der Wissenschaft hergestellt und gewahrt zu haben glaubte. Wenn das die Meinung war, dann wurde die Absicht gründlich verfehlt, denn A. gegenüber nehmen sich die seichten, schablonirten Lehren der damaligen Freiheitsschwärmer noch wie gediegene tiefe Gelehrsamkeit aus. Er vertrat den Gedanken, daß der Gegensatz des beweglichen und des unbeweglichen Eigenthums „eine sehr natürliche Eintheilung in zwei Stände abgebe“, was er in seinem Buche: „Ueber Staatswissenschaft“ (Berlin 1819) wiederholt, und gründet darauf die Nothwendigkeit einer Reichsvertretung mit dem Unterbau eines communal- und provinzialständischen Systems. Insofern dies im allgemeinen der Gedankengang war, welcher, von Hardenberg ausgehend, alle diejenigen Kreise und Persönlich-

keiten des Hofes, die darauf hielten, für liberal zu gelten, beherrschte, kann A. auch nicht einmal daraus ein Verdienst gemacht werden, auch wenn er nicht später in den Gegensatz umgesprungen wäre. Die ebenso wenig tiefe als klare Formulirung dieser in den ersten preußischen Verfassungskämpfen zur Discussion gelangten Frage raubt ihm selbst den Vorzug, den man vielfach an ihm pries, den eines gewandten Redacteurs, und als die Commissionen zum Entwurf einer Verfassung zusammentraten und A. zu denselben herangezogen wurde, da offenbarte sich seine gänzliche Unfähigkeit, denn seine Denkschriften mit ihrer Breite und Kraftlosigkeit blieben doch gar zu sehr hinter den ernsten, von einer wirklichen Meinung getragenen Arbeiten seiner Collegen zurück. Inzwischen ruderte sich der Mann doch immer weiter hinauf in dem Canal der Ehren und Aemter; 1817 wurde er Staatsrath, 1818 Director der politischen Section im Ministerium des Auswärtigen, und die charakterlose Beflissenheit, die milde Umgangsform halfen ihm immer noch die subalterne Einsicht und den geringen Umfang seiner Fähigkeiten zu verdecken. Wenn aber Gneisenau ihn schon in den Napoleon'schen Tagen wegen seiner Fürsprache für die feigsten Entschlüsse im Zorn einen „Hofpfaffen" schalt, so wurde diese treffende Charakteristik besonders von der Zeit an zur unantastbaren Wahrheit, da der Kronprinz selbst anfing, sich um die Verfassungsfragen zu kümmern und seinen übermäßig geschichtstreuen, romantischen Idealismus zur Geltung zu bringen. Jetzt trat A. plötzlich für eine „rein ständische Verfassung" in die Schranken, „deren Wesen in der Gliederung der Classen besteht". Dem gemäß fand er einen Widerspruch in der königlichen Verheißung von Ständen und einer Volksrepräsentation, ja daß das Zweikammersystem dem monarchischen Prinzip und der rein ständischen Verfassung widerspreche, und indem er so sich von Hardenberg immer mehr entfernte, „nistete" er sich immer mehr in die Gunst des Kronprinzen ein, und wurde schließlich einer der Haupterzeuger jener Mißgeburt von Repräsentation, die als Provinziallandtage fortvegetirten. — An dem großen und unbedingt größten Werke der damaligen preußischen Politik, der Gründung des Zollvereins, hat A. keinen irgendwie hervorragenden Antheil, und obgleich der Minister Bernstorff nicht ohne Ancillon's Einwirkung berufen worden war, gab dieser ihm doch bald Veranlassung, sich beim Könige darüber zu beklagen, daß er zu wenig beschäftigt werde. Indeß war A. so immer tiefer in feudalistischer Reactionspolitik versunken, daß Bernstorff in der That für die wichtigsten Gegenstände seiner Geschäftsführung den Mann nicht brauchen konnte. Da sich Preußen damals bewußt und principiell die Ehren einer europäischen Großmachtsrolle versagte, da es sich mit einer Stellung begnügte, die allenfalls seinen territorialen Besitz zu wahren geeignet war, so reichte ein Mann wie A. für die auswärtige, d. h. außerdeutsche Politik aus, zumal es sich bei den derzeitigen Constellationen wesentlich nur darum handelte, der Führung Metternich's sich zu überlassen. So gewann A. die Muße, neben seinen Amtsgeschäften eine Reihe von Schriften anzufertigen, in denen seine neuen politischen Anschauungen mit seiner früheren durch allerlei Kunstgriffe einer gewundenen Logik ins Gleichgewicht gebracht werden sollten. Die Mittelmäßigkeit übrigens, mit der sich dieser unter Umständen nicht uninteressante Proceß vollzog, ist für A. charakteristisch. Nach einander erschienen „Nouveaux essais de politique et de philosophie" (Paris 1824) „Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie" (Berlin 1824), „Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung" (Berlin 1825), „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen" (Berlin 1828—1831) und endlich „Pensées sur l'homme, ses rapports et ses interets" (Berlin 1829). Die staatswissenschaftlichen Bücher zählen mit Fug und Recht nunmehr zu den vergessenen, und auf die philosophischen haben schon die Zeitgenossen mit nicht ge-

ringerm Recht keinen großen Werth gelegt. Wie aber in allen den wesentlichen Vorgängen und Verhältnissen am preußischen Hofe die öffentliche Meinung völlig unorientirt und verblendet war, so auch in Bezug auf A., den man wegen einiger verlorener Schmähungen auf die Censur und eines gelegentlich hingeworfenen Tadels der Demagogenverfolgungen durchaus des Liberalismus oder wenigstens eines gewissen Liberalismus bezüchtigte. Was diesen Glauben zu widerlegen geeignet war, trat nicht an die Oeffentlichkeit, und so geschah es, daß A. auf dem großen Markt politischer Kannengießerei eine gewisse Popularität genoß, und so wie es ewig denkwürdig bleiben wird, daß man diesem Manne die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nach Bernstorff's Tode 1832 übertrug, so wird es nicht minder hervorgehoben zu werden verdienen, daß derselbe vom „jungen Deutschland" als der Hoffnungsstern begrüßt wurde, der eine Zeit der Erlösung und Befreiung beleuchten wird. Daß A. die längst gehoffte freie Repräsentation des Volkes einführen und den Thron mit constitutionellen Formen umgeben werde, schien einem Gutzkow in demselben Augenblick kaum zweifelhaft, als der Minister nach Wien gegangen war, um unter Metternich's Vorsitz und Inspiration das bekannte Wiener Schlußprotokoll vom 12. Juni 1834 des Wiener Ministercongresses zu entwerfen. Da A. vor Beendigung der Conferenz von Wien abreisen mußte, erbat er sich als besondere Gunst, daß das Schlußprotokoll ihm zur Unterzeichnung nach Berlin nachgesandt werden möchte, weil er einen besonderen Werth darauf legte, seinen Namen mit diesem Actenstücke zu verewigen. Es ist immerhin beachtenswerth, daß dem Verfasser so zahlreicher Schriften über Verfassung und Repräsentation gerade diese politische Vereinbarung, nämlich unter keinen Umständen eine Erweiterung der ständischen Freiheiten irgendwo in Deutschland zuzulassen, von solch monumentalem Werthe war. Die Zeit, da A. die auswärtigen Angelegenheiten leitete, war die Zeit der großen Fürstencongresse, in denen ja die Minister überhaupt eine untergeordnete Rolle spielten, und das Einverständniß der drei Mächte der heiligen Allianz wesentlich auf ein Einverständniß zwischen dem Fürsten Metternich und den Zaren Alexander und Nicolaus hinauslief. Bei aller Zuvorkommenheit und Ehrfurcht, die man Friedrich Wilhelm III. erwies, war Preußen doch in Anbetracht der passiven Rolle, die es sich selbst behufs Durchbildung und Entwickelung seines Staatswesens auferlegte, zu einem gewissen Gehorsam, zu einer scheinbaren Willenlosigkeit verurtheilt, und A. war ganz der Mann dazu, um diesem zwar nothwendigen aber trübseligen Verhältniß ganz zu entsprechen. Metternich'scher Staatsweisheit zu gehorchen, das war, wenn überhaupt eins in Ancillon's Ministerthätigkeit gefunden werden kann, das Princip, das ihn leitete. Die bewunderungswürdige Offenheit, Rechtlichkeit und die zähe Geduld und Ausdauer, die Preußen damals in den Verhandlungen mit den deutschen Kleinstaaten über den Zollverein an den Tag legte, gingen von dem Finanzministerium aus, und die zeitweilig in den Jahren 1831 bis 1837 vorkommenden Kundgebungen von Festigkeit und unnahbarem Rechtsgefühl in den Beziehungen zu den auswärtigen Mächten tragen so sehr das individuelle Gepräge Friedrich Wilhelms, daß auch hiervon seinem Minister kein Ruhmesantheil abfällt. Hart aber nicht unbegründet ist Varnhagen's Urtheil, daß „er nichts Eigenthümliches geleistet, noch irgend gewollt habe, und sein Name in den Staatsgeschäften so wenig wie in der Litteratur sei". Daß ihn der König selbst aber nach seinem am 19. April 1837 erfolgten Tode für „unersetzlich" erklärt haben soll, kann mehr der Güte und Dankbarkeit des Monarchen als der Trefflichkeit des Ministers zum Zeugniß dienen. — Sein ganzes Leben hindurch hat A. für die Zeitungen geschrieben, und hier liegen vielleicht die anerkennungswerthesten Verdienste des Mannes vor, denn ein Stück Journalistennatur spiegelt sich auch in seinen größeren Schriften

ab. Dem Könige diente er viele Jahre hindurch als Referent über Zeitungen und politische Litteratur. Auf die Ideen des Kronprinzen ging er immer und überall mit einer bis ans Unwürdige streitenden Beflissenheit ein, und indem er für die Bildung der Majorate mit allen seinen Kräften und Künsten wirkte, glaubte er sich den hohen Adel zu verbinden. Dieser aber haßte ihn nicht weniger als die großen Zeitgenossen Hegel, Schleiermacher, Humboldt u. A., wenn auch aus verschiedenen Gründen. — Sein Briefwechsel ist nach seinem Willen verbrannt worden. Der beste Theil daran sollen die Briefe aus Frankreich an seine Frau während der Revolution gewesen sein. Er war drei Mal verheirathet, und hinterließ keine Kinder. Er war der letzte Sproß der nach Preußen eingewanderten Familie.

Das Material zu seiner Biographie ist sehr zerstreut: Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, passim, und Tagebücher Bd. I, insbesondere S. 31 gegenüber den lächerlichen Hudeleien in dem Nekrolog der Staatszeitung vom 18. Juni 1837. Sehr treffende Charakteristik bei Treitschke, Preuß. Jahrbücher v. April 1872. Würdigung der Schriften bei Mohl, Gesch. u. Litt. d. Staatswissensch. I, und Kaltenborn, Gesch. d. deutsch. Bundesverhältnisse I.

—a—

Ancillon: Karl A., geb. in Metz 28. Juli 1659, † in Berlin 5. Juli 1715. Juristisch-politischer und historischer Schriftsteller. Wer die Schriften dieses Autors liest, dem wird die ehrenreiche Laufbahn desselben nicht auf seinen litterarischen Verdiensten gegründet erscheinen. Denn wenn ihm schon gewiß daraus kein Vorwurf gemacht werden soll, daß seine ersten Werke sich einzig um den Gegenstand drehen, der in seinem eigenen Leben den folgereichen Wendepunkt herbeigeführt hat, nämlich die Uebersiedelung französischer Flüchtlinge in Folge der Widerrufung des Edicts von Nantes nach Brandenburg, so muß doch auffallen, daß er bei dem lebhaften persönlichen Interesse an der Streitfrage und ihren Consequenzen den Gegenstand mit so wenig Schärfe zu durchdringen und mit beinahe noch weniger Wärme vorzutragen weiß. An Bildung kann es ihm nicht gefehlt haben, denn bei der hervorragenden Stellung seines Vaters, welcher Prediger der reformirten Gemeinde in Metz war, hatte er schon in seiner Heimath Gelegenheit, sich einen guten classischen Vorunterricht zu verschaffen. Behufs weiterer Ausbildung war er dann nach Hanau geschickt worden, wo die Colonien vlämischer und wallonischer Flüchtlinge theils erst in der Anlage, theils schon im Aufblühen waren, die Schulen derselben aber bereits einen guten Ruf genossen. Karl A. entschloß sich für das Rechtsstudium und besuchte nach einander die Hochschulen von Marburg, Genf und Paris. An letzterem Orte gedachte er sich niederzulassen, und war bereits als Advocat aufgenommen, als der Verfolgungssturm wider die Protestanten in Frankreich hereinbrach und über die reformirten Familien so viel Elend und Unglück brachte. In ihrer Noth beauftragten die Reformirten der Stadt Metz den jungen Advocaten an den Hof zu bringen und wenn möglich der Metzer Gemeinde eine mildere Behandlung, wenigstens aber ihren Predigern die Erlaubniß auszuwirken, den Winter über noch in ihrer Heimath verbleiben zu dürfen. Den König selbst scheint A. nicht gesprochen zu haben, Louvois aber herrschte ihm zu: „Was, mein Herr, diese Prediger haben nur einen Schritt aus dem Königreich und sind noch nicht draußen"? Inzwischen waren übrigens die Prediger in der gerechten Besorgniß, der König könne die Landesverweisung bereuen und sie im Lande behalten und mit Gewalt zur Annahme des Katholizismus zwingen, schon von selbst ausgewandert. Unser Advocat durfte nunmehr um so weniger hoffen, in Frankreich seine Laufbahn ungefährdet verfolgen zu können, als er auch durch eine allerdings anonym veröffentlichte Schrift sich in die unheilvolle Discussion der Zeit-

frage gemischt hatte. Zu Cöln erschienen 1685 seine „Réflexions politiques par lesquelles on fait voir, que la persécution des réformés est contre les véritables intérêts de la France“, eine Schrift, die Bayle mit Unrecht dem Sandras de Courtitz beilegen will. Man wird, eingedenk des directen persönlichen Antheils, den der Verfasser an der Sache hat, mehr seine bis an Kälte streifende Mäßigung als die Tiefe und Fülle seiner Argumente anzuerkennen haben, denn was er vorbringt, lag damals in aller Leute Mund: politisch-ökonomische Allgemeinheiten von etwas theologischer Färbung, die zu dem allerwichtigsten Punct, daß es nicht die katholische Kirche als solche, sondern die Idee des Gallicanismus, der französischen Einheit ist, welcher die Protestanten zum Opfer fallen, keineswegs vordringen. Auch als Karl A. die Brücken hinter sich abgebrochen hatte, und seinem Vater in die Verbannung zunächst nach Hanau gefolgt war, tauchte sich seine Feder mehr in wohlanständige Gemessenheit als in Leidenschaft. Seine Schrift: „L'irrévocabilité de l'édit de Nantes prouvée par les principes du droit et de la politique“ (Amsterdam 1688) ist in ihrem juristischen Theil nicht schärfer für die Unwiderruflichkeit des Edicts begründet, als das Gutachten des General-procurators des pariser Parlaments für das Recht der Widerrufung. — Indessen war Karl A. mit seinem Vater nach Berlin gekommen, und auf die Empfehlung des Raths der Rechnungskammer v. Mérian fanden Beide bei dem großen Kurfürsten die herzlichste Aufnahme. Gleich in der ersten Audienz ernannte Friedrich Wilhelm den jungen Mann zum „juge et directeur de colonie de Berlin“, während sein etwas später eingewanderter Oheim Joseph Ancillon die Stelle eines „juge de tous les Français réfugiés dans le Brandebourg“ erhielt. Als der letztere im J. 1699 abdankte, wurden die beiden Stellen in der Hand Karl Ancillon's vereinigt, und er wurde zum Inspector aller Gerichtshöfe, welche die Flüchtlinge in Preußen überhaupt hatten, erhoben. Ein Patent vom 20. Aug. 1687 übertrug ihm ferner die Oberinspection über die sogenannte „Académie des nobles“, die erste Lehranstalt des Staates mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß man sich von seiner Leitung des Instituts versehe, er werde sie zum Muster und Vorbild aller Provinciallehranstalten erheben. Noch im J. 1690 hatte jedoch Karl A. die Hoffnung auf eine Umkehr der französischen Politik gegen die Protestanten nicht aufgegeben, und veröffentlichte eine neue Schrift: „La France intéressée à rétablir l'édit de Nantes“ (Amsterdam 1690) wesentlich mit den alten Gründen, sowie ferner eine „Histoire de l'établissement des Français réfugiés dans les états de Brandebourg“ (Berlin 1690), welche ein treues Bild von der klugen Liberalität des kurbrandenburgischen Hofes gebend doch auch die Nebenabsicht merken läßt, Frankreich einen Spiegel seiner Verluste und der Folgen seines fanatischen Verfahrens vorzuhalten. Die überaus maßvolle Natur des Verfassers hielt ihn trotz dieser Tendenz von allzulebhaften Farben der Darstellung ab, und so gewinnt dieses Buch, als die Erzählung eines betheiligten Augenzeugen von einer der charakteristischsten Episoden der umsichtigen preußischen Politik eine Bedeutung, die alle früheren und und späteren litterarischen Leistungen Karl Ancillon's überwiegt. Je geringer im Allgemeinen der Werth derselben anzuschlagen ist, desto größer müssen unsere Vorstellungen von der Zuverlässigkeit seines Charakters und der Behaglichkeit seiner Umgangsformen werden, denn nur so erklärt sich die steigende Gunst und das umfängliche Vertrauen, das ihm Kurfürst Friedrich III. zu Theil werden ließ. Er machte ihn zum Gesandtschaftsrath und bediente sich seiner bei den durch die Absicht der Königskrönung hervorgerufenen Negotiationen mit der Schweiz und dem Hofe von Baden-Durlach, und gab ihm 1699 sogar nach Pufendorf's Tode den Titel eines „Historiographen des Kurfürsten“, obwol er damals noch wenig geleistet hatte, um diesen Titel zu legitimiren. Zwar hatte er nicht lange vorher drei Bände „Mélanges criti-

ques de littérature (Bâle 1698, in einer andern Ausgabe Bâle 1796 fälschlich Jean Leclerc zugeschrieben) veröffentlicht, allein das Beste darin gehört seinem würdigen Vater David an, dessen Lebensabriß auch darin mitgetheilt ist, und von den Karl zuzuschreibenden Elementen des Buches läßt sich, abgesehen von der steifen, gepuderten Correctheit des Vortrags als Charakteristisches derselben nur hervorheben, daß die Kritik ausgeblieben ist. — Sicherlich sind es auch seine schriftstellerischen Verdienste nicht gewesen, die Leibnitz veranlaßten, sich mit ihm in Verkehr zu setzen, sondern sein durch die Macht seiner Persönlichkeit gerade in der Richtung der Unterrichtsangelegenheiten gewonnener Einfluß am preußischen Hofe. Diesen benutzte Leibnitz bei der Betreibung seiner Idee zur Bildung einer Gelehrten-Societät und A. entsprach dem Vertrauen des großen Mannes durch die rührigste Thätigkeit für das hohe Unternehmen. Er hält Leibnitz immer in Kenntniß von allen Hindernissen und Schwankungen, die das Institut in den ersten Entwicklungsjahren zu bestehen hat, und als er einmal sogar die brüsque Bemerkung eines Ministers gegen die neuen Akademiker: „Der König hat kein Geld für Büchermacher" zu übermitteln hat, ist Leibnitz über Personen und Verhältnisse durch A. und Jablonski so gut unterrichtet, daß er erwidern kann: „Das Wort überrascht mich nicht". Diese Verdienste Ancillon's um die ins Leben tretende Akademie überragen jedenfalls bei weitem seine Schöpfungen auf dem Gebiete der Litteratur, indem er niemals sich über einer eben nur noch erträglichen Mittelmäßigkeit erhoben hat. Seine hochwohlanständige Diction mit dem Pathos ohne Flugkraft ist etwas mehr an ihrem Platze in den beiden Gelegenheitsschriften, von denen die eine bei der Grundsteinlegung der französischen Kirche in der Friedrichsstadt zu Berlin 1701 „Dissertation sur l'usage de mettre la première pierre au fondement des édifices publics", die andere bei der Enthüllung des herrlichen Schlüter'schen Denkmals des großen Kurfürsten auf der Langenbrücke ebendaselbst 1703 „Le dernier triomphe de Frédéric Guillaume ou discours sur la statue equestre érigée sur le pont-neuf de Berlin à l'électeur Frédéric Guillaume. fol." erschienen war. Erst gegen das Ende seines Lebens ging er mehr auf den Geschmack und die Geistesrichtung der holländisch-französischen Schule ein, und seine „Vie de Solimann II." (Rotterdam 1706), sowie der „Traité des Eunuques par C. Ollincan" (Anagramm seines Namens, 1707) stehen im Mangel an Gründlichkeit und in der seltsam bizarren Coquetterie mit der orientalischen Färbung den Erzeugnissen jener flachen Litteratenschule ebenbürtig zur Seite, während sie freilich was Grazie der Darstellung und Beschwingtheit des Witzes angeht, mit jenen sich nicht messen können. Dennoch scheint A. in jenen Kreisen ein gewisses Ansehen genossen zu haben, denn als Reniers-Leers ein Supplement zum Bayle'schen Lexikon vorbereitete, wurde ihm eine Anzahl Artikel übertragen, die er, als das Unternehmen nicht zu Stande kam, unter dem Titel: „Mémoires concernant les vies de plusieurs modernes célèbres dans la république de lettres" (Amsterdam 1709) selbständig herausgab. Auch diese Biographien, sowie andere früher schon ans Licht getretene, wie das „Portrait ébauché de M. Dankelmann" 1695 u. a. m. — denn wir führen hier nicht alle seine Schriften auf — stehen keineswegs auf der Höhe der bessern Artikel des Bayle'schen Dictionnaires. So ließ A., als er noch im Mannesalter stehend 1715 starb, doch nur den Ruf eines sehr mittelmäßigen Schriftstellers, wol aber den eines zuverlässigen, achtungswerthen und milden Charakters, sowie eines getreuen und dankbaren Dieners seines Fürsten nach sich. Neben seinem Antheil an der Entstehung der Berliner Akademie, gipfelt sein Ruhm in den Verdiensten um die französischen Flüchtlingsgemeinden, für die er mit ganzem Herzen väterlich sorgte, und über welche sich noch werthvolle statistische Nachweisungen von ihm erhalten haben.

Außer in seinen zahlreichen Schriften und den von der Biogr. univ. sehr flüchtig benutzten Sammelwerken sind Notizen über Karl A. zu finden bei: Erman et Reclam, Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du roi, Berlin 1782—1799. 9 Bde.; ferner bei Bartholmèss, Hist. phil. de l'académie de Prusse, Paris 1850, bei Knefter, Bibl. histor. de Brandebourg. Caro.

Ancillon: Louis Frédéric A., Sohn des Frédéric (Luc) A. und der Naudé, geheimer und Oberconsistorialrath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und Rouen, geb. 21. Mai 1740, † 13. Juni 1814 zu Berlin. Er genoß seine Schulbildung in seiner Vaterstadt, wurde 1759 Proposant, 1761 ministre catéchiste und 1765 Prediger an der französischen Klosterkirche daselbst. 1796 trat er in das preußische Oberconsistorium ein und wurde geheimer Rath im großen französischen Directorium. Mit dem Tage der Feier des 50jährigen Jubiläums legte er, kurz vor seinem Tode, sein Amt nieder. Seine Schriften, deren Verzeichniß Eug. et Em. Haag, „La France protestante“ geben, zeugen von theologischer Gelehrsamkeit und philosophischer Bildung. Er war als Kanzelredner berühmt. Brecher.

Anckelmann: Eberhard A., geb. zu Hamburg 7. Mai 1641, † 1. Nov. 1703. Er gehörte einer jetzt erloschenen angesehenen Familie Hamburgs an, abstammend von dem aus Schwäbisch-Hall eingewanderten Joachim, dessen im J. 1469 hier geborener Sohn Tolen A., ein aus Hamburgs Reformationsgeschichte wohlbekannter Bürger, Kirchgeschworner und Oberalter war († 1540), dessen Name übrigens irrig auch Tale Nanckelmann, sowie Stanckelmann oder Anckermann geschrieben wurde. — Unter seinen zahlreichen Descendenten befanden sich namhafte Gelehrte, z. B. außer unserm Eberhard A., sein Bruder Theodor, Lt. d. R., Verfasser der „Hamb. Inscriptionen“, † 1716; sowie 7 Senatsmitglieder und manche um Hamburgs Gemeinwesen sonst verdiente Männer, meist kaufmännischen Standes. Der alte Adel dieser Familie war im J. 1623 vom Kaiser Ferdinand ausdrücklich anerkannt und erneuert, jedoch ohne daß die in Hamburg (wo das Bürgerrecht mit dem Adelsvorrecht unvereinbar ist) seßhaften Mitglieder sich desselben bedienten, mit Ausnahme des aus holländischen Kriegsdiensten heimgekehrten Hauptmanns von Anckelmann, der 1748 ohne männliche Nachkommen starb, — vielleicht auch mit Ausnahme der nach Sachsen übergesiedelten 3 Söhne des 1680 verstorbenen Senators Joachim. — Mit des Senators Georg's Sohne, Georg Friedrich, geb. 1790, welcher einige Monate nach dem Ableben seines talentvollen einzigen Sohnes des Dr. jur. Georg, am 7. Aug. 1853 verstarb, ist die Familie im Mannesstamme erloschen. — Eberhard A. besuchte seit 1659 das Hamb. Gymnasium, in den orientalischen Sprachen aber wurde er privatim unterrichtet von Esdras Edzardus, der einen für sein Leben entscheidenden Eindruck auf ihn machte. Seit 1662 studirte er Theologie zu Wittenberg, verließ dieses 1664 und begab sich über Leipzig, Jena, Altorf, Tübingen nach Straßburg, um dort seine Studien fortzusetzen. Von Straßburg ging er nach Basel, hielt sich daselbst aber nur kurze Zeit auf, weil gerade der Professor Buxdorf, um dessen willen er gegangen war, starb. Von hier begab er sich nach Gießen, gewann dort die Freundschaft von Peter Haberkorn und kehrte nach Hamburg zurück. Im J. 1671 erhielt er in Rostock die Würde eines Licentiaten der Theologie. Da er den großen Erfolg sah, den Edzardus in Bekehrung der Juden hatte, für sich selbst auch eine solche Wirksamkeit wünschte, aber zu erkennen glaubte, daß mit den portugiesischen Juden Hamburgs ein viel leichteres Verständniß zu erzielen sein würde, wenn er der portugiesischen Sprache vollkommen mächtig, zumal öffentliche Disputationen mit den Juden vom Senat versprochen waren: ging er nach Portugal, um sich dort die Landessprache erst

vollkommen anzueignen. Sehr enttäuscht in Bezug auf die Wissenschaftlichkeit der Katholiken Portugals kehrte er nach 2jährigem Aufenthalt in Portugal zurück. Am 11. Jan. 1675 ward er als Nachfolger Aegid. Gutbier's zum Professor der orientalischen Sprachen am Hamb. Gymnasium ernannt; er trat dieses Amt an mit einer Rede über die Nothwendigkeit des Studiums der hebräischen Sprache, auf Grund der Erfahrungen, die er in Portugal gemacht hatte. Er verwaltete sein Amt 28 Jahre hindurch mit vielem Fleiß und großer Gewissenhaftigkeit. Auch seine Verdienste um Bekehrung der Juden werden gerühmt, doch werden eben keine Einzelheiten mitgetheilt. Seine nicht zahlreichen Schriften gelten meistens dem Studium des Hebräischen.

Buck, Die Hamburger Oberalten, S. 17. 112. 163. 384. — Schröder, Hamb. Schriftst.-Lex. 1, 63 ff. Beneke u. Klose.

Ander: Alois A., berühmter Opernsänger, geb. 24. Aug. 1821 zu Bubissin in Mähren, † 11. Dec. 1864 im Bade Wartenberg (Böhmen). Er hieß eigentlich Anderle, erst bei seinem Uebertritt zur Opernbühne verkürzte er seinen Namen um die letzte Sylbe. Als Beamter beim Wiener Magistrat angestellt, wurde er Mitglied des Wiener Männergesangvereins. Bald lenkte seine angenehme Tenorstimme die Aufmerksamkeit auf ihn. Der berühmte Sänger Franz Wild übernahm die Ausbildung des von Kindheit auf in guter musikalischer Schule herangewachsenen jugendlichen Sängers. Die Grundlage seiner musikalischen Erziehung verdankte er dem Unterrichte seines Vaters, der Schullehrer war. Im Oct. 1845 betrat er die Bühne des Wiener Hofoperntheaters zum ersten Male als „Stradella". Er hatte einen vollständigen Erfolg und wurde sofort engagirt. Jede neue Leistung befestigte ihn in der Gunst des Publikums, und als Meyerbeer 1850 seine Oper „der Prophet" in Wien einstudirte, wählte er Ander, der schon in der Reihe der ersten Tenoristen stand, als Darsteller seines Johann von Leyden. Der Erfolg dieser Rolle war glänzend. Ander's Name wurde von nun an in ganz Deutschland berühmt. Vielfache Gastspiele erhöhten seinen Ruf und verschafften ihm zahlreiche Auszeichnungen. Er wurde zum Kammersänger ernannt, und von den Höfen von Hannover, Hessen-Darmstadt und Schweden (im J. 1857 gab er Gastrollen in Stockholm) decorirt. Seine Stimme war nicht groß an Umfang und Klangfülle, aber von süßem Schmelz und des seelenvollsten Ausdruckes fähig. Auch als Darsteller ragte er hervor und galt mit Recht als der beste lyrisch-dramatische Sänger der 50er Jahre. Seit 1860 zeigte sich eine Abnahme seiner physischen und geistigen Kräfte. Im September 1864 trat Ander zum letzten Male auf dem Hofoperntheater als Arnold in Rossini's Tell auf. Es wurde damit aller Welt offenbar, daß der Arme physisch erschöpft und geistig zerrüttet war. In der Kaltwasserheilanstalt in Wartenberg suchte er Genesung und fand den erlösenden Tod. — Seine glänzendsten Rollen waren Prophet, Raoul, Stradella, Lyonel, Arnold von Melchthal, Don Sebastian, Lohengrin. Förster.

Anderegg: Tobias A., toggenburgischer Fabricant und Kaufmann, geb. zu Ennatbüel 14. Nov. 1751, † in Wattwil 1. Nov. 1826. — Aus den bescheidensten Verhältnissen und den untergeordnetsten Stellungen durch unermüdlichen Fleiß, strengste Sparsamkeit und Rechtlichkeit sich nach und nach emporarbeitend, gründete Tobias A. im J. 1790 (?) ein eigenes Geschäft in Wattwil. Er handelte in Baumwolle, ließ Baumwolle zu Garn verspinnen und verkaufte Garn, ließ Garn zu Tüchern verweben und verkaufte diese Tücher hauptsächlich auf dem Markt zu St. Gallen. Als seine Söhne Johann Georg und Friedrich (geb. 8. Juli 1792, † 21. Mai 1856; geb. 12. Nov. 1797, † 28. Aug. 1864) herangewachsen waren, nahm der erstere seinen Wohnsitz in St. Gallen selbst, um hier die Handlung zu betreiben, während der Mittelpunkt der Fabri-

cation in Wattwil verblieb. Im J. 1820 erblindete der Vater und die Söhne führten von hier an das Geschäft selbständig. Sie verbanden mit demselben seit dem J. 1835 eine große Bleicherei, Sengerei und Appretur nicht bloß zum eigenen Gebrauch, sondern als sehr nothwendige Ergänzung der toggenburgischen Industrie überhaupt. Der Hauptsitz des Geschäftes, besonders für den Vertrieb der Weißwaaren, blieb fortwährend in der Stadt; daneben aber begannen die Brüder seit den dreißiger Jahren in bunten Geweben von Wattwil aus directe überseeische Geschäfte zu machen, zuerst nach Nordamerika (New-York), dann vorzüglich nach Brasilien (Rio de Janeiro), wo sie mit ihren in jeder Beziehung als vollendet anerkannten Fabricaten unbestritten den ersten Platz einnahmen. In seinen letzten Lebensjahren führte Johann Georg noch mit großem Erfolg die Fabrication fertiger Leibwäsche (Hemden, Unterhosen, Jacken) im Toggenburgischen ein, in der ausgesprochenen Absicht, der Hausindustrie einen neuen Halt zu geben; denn die auch im Thurthale immer unwiderstehlicher eindringende Fabrikindustrie liebten die Anderegg's nicht und konnten sich nicht mit derselben befreunden, obschon sie sehen mußten, daß die neueren Rivalen (Raschle und Naef) ihnen mit deren Hülfe nach und nach den Vorrang abgewannen. An dem öffentlichen Leben des Kantons und der Eidgenossenschaft nahm vorzüglich Johann Georg lebhaften Antheil und zeigte sich auch hier als conservative, aber ebenso solide Kernnatur von unbedingtem Pflichtgefühl. Als Nationalrath übte er sehr großen Einfluß auf die möglichst freie Gestaltung des eidgenössischen Zollgesetzes und ihm ist es hauptsächlich zu verdanken, daß alle wichtigen Lebensbedürfnisse von Anfang an nur eine ganz geringe Eingangsgebühr bezahlten. Den etwa 1000 Arbeitern, die das Haus A. in seiner Blüthezeit beschäftigte, war es eine förmliche Heimath, wo Jeder, der es verdiente, nicht blos in Zeiten lebhaften und matten Geschäftsverkehrs lohnende Arbeit, sondern auch in Zeiten häuslicher Noth Rath und Hülfe zu finden gewiß war.

F. M. Hungerbühler, Industriegeschichtliches über d. Landschaft Toggenburg (in d. Verhandl. d. St. Gall.-Appenz. gemeinnütz. Gesellsch. für 1851, St. Gallen und Bern 1852). Wartmann.

Andermatt: Joseph Lorenz A., General der helvetischen Truppen, geb. zu Baar, Kanton Zug, 2. April 1740, † ebendaselbst 1817. Nachdem er in spanischen, französischen und piemontesischen Diensten sich als ein tüchtiger Haudegen hervorgethan hatte, und im 55. Altersjahre zur Stufenleiter der Stabsoffiziere gelangt war, wurde er um das Ende 1801, als augenblicklich die aristokratisch-föderalistische Partei in der helvetischen Einheitsregierung das Uebergewicht gewonnen hatte, im Vertrauen auf seine rücksichtslose soldatische Energie zum General der besoldeten Truppen ernannt. Nach wenigen Wochen aber, als sich diese Partei ihrem Sturze näherte, waren einige ihrer Häupter nicht übel geneigt, diesen bisherigen Schützling, der sich immer mehr als ein feiler Miethling erster Sorte herausstellte, „vor den Kopf schießen zu lassen“. Das durch die Mehrheit beschlossene freiwillige Abtreten der Partei aus der Regierung ließ jenes Vorhaben nicht aufkommen. Im August und September 1802 bekämpfte A. erfolglos den Aufstand seiner frühern Gönner, der Föderalisten, durch den fehlgeschlagenen Angriff auf die Urkantone und die fruchtlose Beschießung der Stadt Zürich, worauf ihm der Befehl entzogen wurde. Mit dem Aufhören des helvetischen Einheitsstaats fand auch seine öffentliche Thätigkeit ihr Ende. —

Vgl. „Zur Beschießung der Stadt Zürich rc.“ im Zürich. Taschenb. auf das J. 1858. Meyer-Ott.

Andersen: Jürgen A. (Georgius Andreae), geb. zu Tondern in Schleswig im Anfange des 17. Jahrhunderts, ein zwar nicht wissenschaftlich gebildeter, aber verständiger und kenntnißreicher Mann, machte von Amsterdam aus

eine Reise in den Orient, indem er 1644—50 Arabien, Persien, Indien, China, Japan und auf der Rückreise die Tartarei, das nördl. Persien, Mesopotamien, Syrien und Palästina besuchte. Auf Begehren des Herzogs von Holstein-Gottorp beschrieb er die später von Ad. Olearius redigirten und herausgegebenen Erlebnisse dieser Reise: „Orientalische Reisebeschreibung Jürgen Andersen's und Volquard Iversen's". Schleswig 1669 fol., neue Auflage 1690. (Moller, Cimbr. litt. I. 18.)

Löwenberg.

Anderson: Christian Daniel A., hamburgischer Jurist, geb. zu Hamburg 26. April 1753, † 29. März 1826; sein Vater wie sein Großvater, beide Namens Johann, waren Bürgermeister. Er studirte in Leipzig und Göttingen, wo er 1778 die juristische Doctorwürde erwarb und war danach in Hamburg als Advocat thätig. In rühmlichem Gegensatze zu vielen seiner Berufsgenossen beschäftigte er sich frühe mit eingehender Erforschung des Rechtes seiner Vaterstadt und begann die Herausgabe ihres Privatrechtes nach Ordnung des neuesten Stadtrechtes von 1605. Seine Arbeit enthält in den beiden ersten Bänden die Geschichte und Litteratur des Stadtrechtes, wobei er zuerst die älteren Stadtrechte abdrucken läßt und ihnen kurze Erläuterungen hinzufügt. In den folgenden Bänden gibt er eine ausführliche, für den jungen Practicanten sehr lehrreiche Darstellung des Verfahrens bei den verschiedenen Gerichten. Anderson's Arbeit ist durch die neueren Werke von Gries, Lappenberg und Baumeister keineswegs überflüssig geworden. — Er edirte außerdem 2 Sammlungen hamburgischer Verordnungen, von denen diejenige der Verordnungen bis zur Einverleibung Hamburgs in das französische Kaiserreich mit dem Abdrucke der Hamburgischen Burspraken im 8. Bande abschließt. Die zweite, 1814 mit der Wiederbefreiung Hamburgs, von französischer Gewaltherrschaft beginnend, ist von A. bis 1826, seinem Todesjahre, geführt und sodann von Lappenberg, seinem Nachfolger im Amte des Stadtarchivars, fortgesetzt. Die Anderson'schen Sammlungen zeichnen sich auch durch zuverlässige Beschreibungen öffentlicher Feierlichkeiten und Nachweisungen von neu erschienenen Hamburgensien aus. In seiner Eigenschaft als Secretarius des Raths hatte er die Stadt-, Erbe- und Renten-Bücher zu führen, was ihn veranlaßte, in einer kurzen Anleitung den nöthigen Unterricht für das Verfahren bei Uebertragungen von unbeweglichem Gute zu geben.

A. war ein wohlwollender, vielseitig gebildeter Mann, der in seiner Vaterstadt den Sinn für Litteratur und Kunst verbreitete. Harder.

Anderson: Johann A., Rechtsgelehrter, geb. 14. März 1674 in Hamburg, wo sein Vater Kaufmann war, † 3. Mai 1743. Er studirte die Rechtswissenschaften 1694 zu Leipzig, 1695—97 zu Halle, ging dann nach Leyden und wurde daselbst mit der Dissertation „De iuramento Zenoniano" zum Doctor beider Rechte promovirt. Ende August 1697 heimgekehrt, widmete er sich in seiner Vaterstadt der praktischen Laufbahn zunächst als Advocat. 1702 wurde er Secretär des Rathes, 1708 Syndicus, als welcher er bei Gesandtschaften und diplomatischen Verhandlungen eine ausgezeichnete Thätigkeit entfaltete, 1723 Bürgermeister, 1732 Generalissimus. 1731 erwählte ihn die kaiserl. Leopoldinische Akademie der Naturforscher zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Von seinem zahlreichen litterarischen Nachlasse erschien nur eine einzige Arbeit nach seinem Tode und mit seiner Biographie versehen im Druck: „Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis" 1746, nachgedruckt Frankfurt und Leipzig 1747, welches Werk ins Dänische, Französische, Englische übersetzt und von Niels Horrebow (1750) berichtigt wurde. Handschriftlich hinterließ er ein „Glossarium teutonic. et allemann.", eine Fortsetzung zu Gerh Meyer's „Glossarium linguae Saxonicae"; „Anmerk. über des Heineccius Elementa juris german. etc."

Joh. Dietr. Winkler, Monumentum honori J. Andersonii positum. Hamb. 1743. Schröder, Hamb. Schriftst.-Lex. Steffenhagen.

Andlaw: Peter v. A., (Andlau, Andlo), aus einem alten elsässischen, noch heute in mehreren Linien blühenden Geschlechte, wurde nach absolvirten Studien zu Pavia Dr. jur. can., seit 1460 Professor der Rechte und Vicecanzler der Universität Basel, Propst zu Lauterbach und Canonicus zu Colmar, † nach 1475 (das Jahr ist gleich dem Geburtsjahr nicht bekannt). Berühmt weniger durch seine „deutsche Chronik" (bis 1400) als sein um 1460 geschriebenes, dem Kaiser Friedrich III. gewidmetes Werk „De Imperio Romano-Germanico libri II.", (vgl. die längere Besprechung bei Pütter, Litt. des d. Staatsrechts I. 77), welches der erste Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung des gesammten deutschen Staatsrechts ist, nach geistlichen und weltlichen Quellen; zuerst edirt durch Marquard Freher, Straßb. 1603 mit Anmerk., auch in dessen „Repraesentatio reip. Germ." Norimb. 1657.

v. Stintzing, Ulrich Zasius, S. 82 ff. 340 ff. Stobbe, Gesch. d. deutschen Rechtsquellen I. 456 ff. Hugo, in der Zeitschr. f. gesch. Rechtswiss. I. 346 ff.
v. Schulte.

Andlaw-Birseck: Konrad Karl Friedrich A.-B., Reichsfreiherr von und zu B., geb. im Dec. 1766, † 25. Oct. 1839, war der vierte Sohn des fürstbischöfl. basel'schen Landvogtes des Bezirks Birseck, Konrad von Andlaw und der Balbina von Staal. In Folge der durch die französische Revolution in seiner Heimath eingetretenen Ereignisse aus derselben vertrieben, suchte und fand er Anstellung in Vorderösterreich. Er war Regierungsrath zu Freiburg, als der Breisgau im J. 1806 an Baden überging; er trat als Hofrichter in badische Dienste über. In den J. 1809 und 1810 vertrat er das Großherzogthum Baden als außerordentlicher Gesandter am Hofe Napoleon's I. In Paris, 1811, wurde er zum Minister des Innern ernannt, eine Stelle, die er im J. 1813 wieder mit der früheren, eines Hofrichters zu Freiburg vertauschte. Im J. 1814 in das Hauptquartier der verbündeten Mächte berufen, wurde ihm die Stelle eines Generalgouverneurs der Franchecomté mit dem Sitze in Vesoul übertragen, die er bald mit der gleichen Würde im ehemaligen Fürstbisthum Basel vertauschte und bis zum J. 1817, bis zum Uebergange dieses Gebietes an die Schweizer Eidgenossenschaft bekleidete. Von da an lebte v. A. wieder bis zu seiner Pensionirung im J. 1833 als Hofrichter zu Freiburg, wo er, 73 Jahre alt, starb. Im J. 1798 hatte er sich mit Sophie v. Schakmie vermählt und es waren aus dieser Ehe 4 Kinder entsprossen. Von ihnen trat Heinrich Bernhard, geb. zu Freiburg 20. August 1802, † in Freiburg 3. März 1871, nach Vollendung seiner Universitätsstudien in badische Militärdienste, die er jedoch bald wieder verließ, um eine Civilanstellung zu übernehmen. Seit dem J. 1830 lebte er als Privatmann auf seinem Gute Hogetetten oder in Freiburg. In den J. 1835 bis 1866 war er zu verschiedenen Malen als Vertreter des grundherrlichen Adels ob der Murg Mitglied der badischen ersten Kammer, wo er mit Eifer die katholischen Interessen vertrat. Außer der sehr entschiedenen Stellung in allen das kirchliche Gebiet berührenden Fragen regte er zu wiederholten Malen die Aufhebung des Hazardspieles zu Baden-Baden an. In seinen letzten Jahren verlegte er seine Thätigkeit mehr in die Presse und öffentliche Versammlungen, in denen er als einer der bedeutendsten Führer des Ultramontanismus eine Rolle spielte. Die Generalversammlungen der katholischen Vereine Deutschlands wählten ihn mehrere Male zu ihrem Präsidenten.

Litterarisch machte er sich durch eine Schrift: „Der Umsturz in Baden", Freiburg 1850, bekannt, welche ihn in eine politisch-litterarische Fehde mit dem Staatsrath Bekk verwickelte. Außerdem erschienen von ihm verschiedene Flugschriften über kirchenpolitische Fragen. v. Weech.

Andlern: Franz Friedrich, Freiherr v. A. (Andler, Andlerus, ab Andlera, ab Andler), Publicist, geb. 1617, nach Anderen um 1632, † 19. Oct. 1703, aus altadeligem Geschlechte. Nachdem er als Secretär des kaiserl. Gesandten Dr. Isaak Volmar bei den Verhandlungen zur Vollziehung des westphälischen Friedens in Nürnberg gewesen war, wurde er um 1654 oder 1655 bischöflich würzburgischer Rath und öffentlicher Rechtslehrer an der Universität Würzburg, wo er 1658 im Januar die juristische Doctorwürde annahm. Als Hofrath des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, an den kaiserl. Hof geschickt, wurde er 1661, 23. November (nach Adelung 23. December) zum Mitgliede des Reichshofraths in Wien berufen, 18. September 1696 (nach Anderen 1682) von Kaiser Leopold I. mit seiner ganzen Familie in den Reichsfreiherrenstand erhoben und 28. Juli 1701 zum decretirten geheimen Rathe ernannt. Daß er noch 1714 gelebt haben soll, ist ein Irrthum Adelung's. Außer einem Commentar über die Institutionen („Medulla juris Justinianei"), den ohne sein Wissen seine Zuhörer drucken ließen, und einzelnen staatsrechtlichen Deductionen, schrieb er: „Jurisprudentia, qua publica, qua privata etc." 1670; auch 1672; sehr vermehrt 1699, und mit einer Vorrede Senckenberg's 1737. Auch veranstaltete er eine Sammlung der Reichsgesetze: „Corpus Constitutionum Imperialium etc." 1675, in 2 Bdn. 1700 und 1704.

Jugler, Beiträge z. jurist. Biogr. 4. 48. — Pütter, Litt. d. Teutschen Staatsr. I. 247 ff., II. 361 ff. Steffenhagen.

André: Christian Karl A., (Andreä nach dem Kirchenbuch und nach der Schreibweise seiner Eltern und Verwandten), geb. 20. März 1763 zu Hildburghausen, † 19. Juli 1821 zu Stuttgart, auf dem Gebiete der Volkscultur ein Säemann, dem Wenige an die Seite gestellt werden können. Wie sein berühmter Namensvetter J. Val. Andreä, so hatte auch er die geistige und sittliche Hebung des Volkes im Auge, nicht aber wie jener mit unpraktischen und zum Theil geheimen, auf die gesammte Menschheit zielenden, sondern mit den verständigsten, vorzugsweise die mittlern und untern Classen des deutschen Volkes umfassenden Mitteln. Nach Vollendung seiner der Rechtswissenschaft, Pädagogik und Musik gewidmeten Studien wurde A. fürstlich waldeckischer Secretär und kurz darauf Rath zu Arolsen, indeß sehr bald gab er, um für das Volk durch Erziehung und Unterricht zu wirken, die staatliche Laufbahn auf. Bereits 1782 gründete er zu Arolsen eine Erziehungsanstalt, wurde 1785, wo das Salzmann'sche Institut zu Schnepfenthal ins Wanken kam, dessen wiederbelebende Stütze, leitete 1790 ein Mädcheninstitut zu Gotha, das er 1794 nach Eisenach verlegte, entwarf 1791 den Plan des „Allgemeinen Reichsanzeigers", dessen Ausführung er mit Hofrath Becker begann, aber diesem nach wenig Jahren allein überließ, übernahm 1798 das Directorium der protestantischen Schule zu Brünn in Mähren, wurde hier Secretär der kaiserl. mährischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus, der Natur- und Landeskunde und in kurzem die Seele des Vereines, namentlich als er sein Schulamt aufgegeben hatte, erlangte 1806 für seine auf das Volkswohl gerichtete schriftstellerische Thätigkeit exclusive Censurvergünstigungen, verlor indeß schon 1812, in welchem Jahre er fürstlich Salm'scher Wirthschaftsrath geworden, dieselben durch das Ministerium Metternich, trat zufolge der fortdauernden Censurbeschränkung 1821, dem Rufe des Königs von Würtemberg folgend, mit dem Titel eines Hofraths in würtembergische Dienste und wirkte nun zu Stuttgart bis zu seinem Tode, einerseits als Secretär bei der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereines für Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, andererseits als Mitglied von Privatvereinen für Kunstanstalten, besonders für Musik, anregend und nachhaltig segensreich.

Seine 45 Jahre andauernde schriftstellerische Thätigkeit, welche 40 Werke

theilweise von vielen Bänden und Heften umfaßt, bezeugt sowol seinen herculisch thätigen Geist als seinen heiligen Eifer, in das deutsche Volksleben befruchtende Bildungselemente zu senken, die es zu einer hellern und sittlichern Anschauung und zur selbständigen Thätigkeit erheben sollten. Unter seinen Schriften waren besonders wirksam: „Der Landmann“ (4 Hefte, 1790—95): „Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr“, erst mit Bechstein, später mit Blasche bearbeitet (10 Thle., 1790—97); „Patriotisches Tageblatt“ (1800—1805); „Hesperus“ (jährlich 12 Hefte, 1809—21 in Prag, seit 1822 in Stuttgart); „Oekonomische Neuigkeiten“ (von 1811 jährlich 12 Hefte); „Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten“ (Stuttgart seit 1823).

N. Nekrol. IX. (1831) S. 637. — Bernsdorf, Universallex. d. Tonkunst I. 233. Brückner.

Rudolf A., Sohn des vorigen, landwirthschaftlicher Schriftsteller, ist geb. 16. Jan. 1792 in Gotha, † im Januar 1825 in Tischnowitz. In seinem 17. Jahre betrat er, ausgerüstet mit den nöthigen Vorkenntnissen, die praktische Laufbahn in Mähren, später in Böhmen. 1814 kam er in die Dienste des Fürsten Salm, auf dessen Herrschaften Raiz und Blansko er von 1820—24 als Wirthschaftsdirector fungirte. 1825 administrirte er noch kurze Zeit die Güter Tischnowitz in Mähren und Staaz in Niederösterreich. Durch seine Schriften hat er sich einen geachteten Namen erworben. Namentlich gebührt ihm das Verdienst, daß er zuerst die Veredelung der Schafe, welche noch von keinem Schriftsteller ausschließend und genügend behandelt worden war, gründlich und in seinem ganzen Umfange beschrieb: „Anleitung zur Veredelung des Schafviehs“ 1815 u. öfter; „Kurzgefaßter Unterricht über die Wartung des Schafviehs“ 1818; ferner „Darstellung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse“ 1815, 4. Aufl. 1848: „Ideen über die Verwaltung landtäflicher Güter in Böhmen, Mähren und Oesterreich“ 1821.

Sein Bruder, Emil A., Forst- und Wirthschaftsrath, geb. 1. März 1790 in Schnepfenthal, † 26. Febr. 1869 in Kisber in Ungarn, hat sich verdient gemacht durch Herausgabe der „Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen“ und als Forstwirth durch eine neue Forstwirthschaftsmethode, welche namentlich in Böhmen und Mähren Eingang gefunden hat. 1807 wurde er fürstl. Salm'scher Forstmeister. 1809 trat er als Freiwilliger in k. k. österreichische Dienste, wurde Officier, verließ aber den Dienst 1810 nach hergestelltem Frieden und kehrte auf die Salm'schen Herrschaften zurück, wo er zuerst im Berg-, dann im Forstamte fungirte. Von 1812—19 wirkte er als Forstbeamter bei dem Fürsten Dietrichstein, wurde 1819 Oberförster auf der Salm'schen Herrschaft Blansko, 1823 Forstinspector über sämmtliche fürstl. Auersperg'schen Herrschaften. 1825 zog er nach Prag und beschäftigte sich daselbst mit Forstinspectionen, Schätzungen und Forsteinrichtungen, begann auch sich der Landwirthschaft, namentlich der Schafzucht, zu widmen. Zu diesem Behuf kaufte er 1836 ein Gut, um Studien zu machen, nachdem er vorher (1830 und 31) die Administration der fürstl. Lamberg'schen Herrschaft Schichowitz und der gräfl. Rumerskirchen'schen Herrschaft Horazdiowitz in Böhmen übernommen und 1832 mehrere Meierhöfe gepachtet hatte. 1838 übernahm er die Administration der fürstl. Odescalchi'schen Majoratsherrschaft Illok in Syrmien, der Herrschaft Szolcsan und der gräfl. Bathyanj'schen Herrschaften Ikervop, Schleiming, Neuhaus und Toth-Moraz. Hier machte er sich um die Einführung veredelter Schafe und die Anlagen von Runkelrübenzuckerfabriken verdient. In seinen letzten Lebensjahren wohnte er, von den Geschäften zurückgezogen, in Kisber.

Er schrieb: „Versuch einer zeitgemäßen Forstorganisation“ (Prag 1823 2. Aufl. 1830); „Vorzügliche Mittel, den Wäldern einen höhern Ertrag abzu-

gewinnen" (Prag 1826); „Einfachste, den höchsten Ertrag und die Nachhaltigkeit ganz sicher stellende Forstwirthschaftsmethode" (Prag 1823, 2. Aufl. 1832); „Kubiktabellen" (Wien 1844); setzte nach dem Tode seines Vaters, im Anfange mit Elsner, die „Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen" fort (Prag 1831—48) und gründete, nachdem er dieselben aufgegeben hatte, die „Neue ökonomische Zeitschrift" (Wien 1846 und 47). Löbe.

André: Johann A., Componist, Capellmeister und Musikverleger, Sohn eines Seidenfabrikanten zu Offenbach, geb. daselbst 28. März 1741, † 18. Juni 1799. Für die Handlung und Fortsetzung des elterlichen Geschäftes bestimmt, trieb er doch schon seit früher Jugend mit Vorliebe Musik, und zwar, in Ermangelung eines tüchtigen Lehrers, meist auf eigene Hand. Sein ganzes Leben hindurch kämpften in ihm der Drang zur Tonkunst und die Neigung zu technischem und geschäftlichem Betriebe, oder sie gingen vielmehr friedlich neben einander her, denn sie störten sich gegenseitig nicht und in beiden Fächern hat er für seine Zeit Tüchtiges geleistet. Nachdem er zwar schon in Liedern, Sonaten &c. sich versucht hatte, doch immer noch halber Dilettant war, machte er sich zu Frankfurt an seine erste Operette „der Töpfer", welche so großen Beifall fand, daß Goethe, zu dem er, wie wir aus Wahrheit und Dichtung wissen, in freundschaftlichen Beziehungen stand, ihn zur Composition von „Erwin und Elmire" anregte. Inzwischen legte A. 1774 zu Offenbach eine kleine Notendruckerei an, als aber sein „Töpfer" und „der alte Freier" 1775 in Berlin auf dem Döbbelin'schen deutschen Theater gegeben wurden und guten Erfolg hatten, folgte er 1777 einem Rufe dorthin als Musikdirector. Hier trat er zu Marpurg, der auf seine musikalische Fortbildung guten Einfluß übte, in ein vertrautes Verhältniß und componirte fleißig Operetten. Zur Aufführung kamen dort: 1777 „die Bezauberten"; 1778 „der Alchymist"; 1779 „das tartarische Gesetz"; 1780 „das wüthende Heer"; 1781 „Belmonte und Constanze" (der Text von Bretzner für A. gedichtet und derselbe, den, wiewol von Stephanie abgeändert und erweitert, bald darauf, 1781—82, auch Mozart componirt hat); 1782 „Eins wird doch helfen", „der Liebhaber als Automat" und „Elmine"; 1783 „der Barbier von Bagdad" (s. Schneider, Berl. Oper 207 ff.). Seine Stücke wurden gut aufgenommen, „André war in Berlin das für die Operette, was Hiller für sie in Leipzig war" (Allg. Mus. Ztg. XVI. 869), sein „Erwin und Elmire" wurde 1782 nicht weniger als 22 mal gegeben. Doch war die damalige Stellung der deutschen Operette in Berlin, den Italienern und Franzosen gegenüber, nur sehr untergeordnet; außerdem lag A. seine Musikdruckerei am Herzen, der Plan einer Ueberführung derselben nach Berlin blieb aber unburchführbar. Daher legte er 1784 den Musikdirector wieder beiseite und kehrte, mit dem Titel eines Capellmeisters des Markgrafen Brandenburg-Schwedt, nach Offenbach zurück, wo er bis an das Ende seines thätigen Lebens, mit Composition und Betrieb seines Musikverlages beschäftigt, verblieb. Sein Verlagskatalog von 1797 wies bereits über 1050 Nummern auf, und er hinterließ bei seinem Tode das Geschäft seinem Sohne Johann Anton in voller Blüthe. Wenngleich A. in der Musik den Dilettanten nie ganz überwunden hat, so besaß er doch ein gesundes, frisches Talent, seine Compositionen hatten Fluß, guten Gesang und lebhaften, angeregten Ausdruck. Operetten und andere Bühnenmusiken hat er ungefähr 30 hinterlassen (s. Gerber), auch einige Texte dazu selbst gemacht oder zugerichtet; verschiedene („der Töpfer", „Erwin und Elmire", „Arien zum Barbier von Sevilla", „Laura Rosetti", „Elmine") sind im Druck erschienen. Ferner schrieb er Instrumentalsachen, Gesänge, Duette, besonders aber eine große Menge Lieder, welche zum Theil sehr populär waren, wie denn seine Melodie zu Claudius' „Bekränzt mit Laub" noch heute unter uns fortlebt. Seine Leonore, in der damals beliebt

werdenden cantatenmäßig durchcomponirten Form, hat 5 oder noch mehr Auflagen erlebt. v. Dommer.

André: Johann Anton A., Componist, Musikschriftsteller und Verleger zu Offenbach, dritter Sohn Johann André's (s. d.), geb. zu Offenbach 6. Oct. 1775, † daselbst 5. April 1842. Schon sehr frühe verrieth er gute musikalische Anlagen und trieb mit großer Liebe Violine, Clavier, Gesang, Partiturlesen und Composition; weiteren Unterricht empfing er auf der Violine 1787 von Ferdinand Fränzl und 1789 vom Mannheimer Ignaz Fränzl, in der Composition 1792 von Vollweiler zu Mannheim. Nachdem er auch im Geschäft seines Vaters sich umgesehen hatte, bezog er 1796 die Universität Jena und unternahm 1798—99 zwei größere musikalische Reisen durch Deutschland. Nach erfolgtem Tode seines Vaters (1799) setzte er dessen Druckerei und Verlag unter der alten Firma, Johann André, mit Unternehmungsgeist und Umsicht fort, und beschäftigte sich angelegentlich mit Verbesserung des Notendruckes. Die nicht lange vorher von Senefelder erfundene Lithographie ist zuerst von Anton A., bei dem Senefelder sich im J. 1800 aufhielt, in weiterem Umfange für den Notendruck verwendet und nutzbar gemacht worden. Daneben componirte A. viel und mit Leichtigkeit: Kirchenwerke, Opern und andere dramatische Musiken, Symphonien, Concerte, Kammerwerke, Lieder, Orgelstücke und andere kleinere Sachen; sein eigenhändiges Verzeichniß seiner Compositionen enthielt 1801 bereits 75 Nummern, darunter mehr als 20 gedruckte (Gerber, N. Lex.); die Zahl der letzteren stieg im Laufe der Zeit auf etwa 70. Gegenwärtig sind sie alle vergessen; denn wiewol gewandt und anständig gearbeitet, sind sie doch arm an eigenem Inhalte, conventionell in der Manier schwächerer Nachahmer Mozart's und ohne dauernde Lebensfähigkeit; A., der Vater, besaß weit mehr natürliche Frische und Originalität. Doch fanden sie ehedem besonders in Süddeutschland Anklang und Abnahme genug, um ihrem Verfasser nicht nur einen guten Namen zu machen, sondern auch zugleich seinen Verlag ansehnlich ausbreiten zu helfen. In noch größeren Ruf als Verleger brachte sich A. durch Erwerbung des ganzen handschriftlichen Nachlasses Mozart's, wie er bei dessen Tode in den Händen der Wittwe sich vorfand. Durch Veröffentlichung des darunter befindlichen von Mozart eigenhändig geführten themat. Verzeichnisses seiner Compositionen (in 2 Ausgg., 1805 und besser 1828), sowie eines themat. Verzeichnisses der in seinen Besitz übergegangenen Handschriften Mozart's (1841) erwarb sich A. ein Verdienst um die Chronologie der Werke desselben, von denen er auch verschiedene in Original-Ausgaben veröffentlicht hat (darunter die „Neue nach Mozart's und Süßmayr's Handschr. berichtigte" Partitur-Ausgabe des Requiem's, Vorrede dat. 31. Dec. 1826). Seine wichtigste musikalische Arbeit ist das „Lehrbuch der Tonsatzkunst", Offenb. Johann A., 1832—43, wiewol es unvollendet geblieben ist. Angelegt war es auf 6 Bände, welche das ganze Gebiet der Composition umfassen sollten; A. aber starb darüber hinweg, und es sind nur 2 Bde. erschienen, welche in 4 Abtheilungen die Lehre von der Harmonie, dem einfachen und doppelten Contrapunct, dem Kanon und der Fuge (die letzte Abthl. von seinem Schüler Heinr. Henkel herausgg.) enthalten. Sie sind inhaltreich und bekunden ein umfängliches Wissen ihres Verfassers; mit Kritik und Vorsicht benutzt, ist manches Gute daraus zu lernen. Die übrigen 4 Bde. sollten handeln von der Melodie und dem Periodenbau; den Instrumenten und deren Zusammenstellung; der Vocalcomposition; der Beurtheilung und Verfertigung von Tonstücken (Allg. Mus. Ztg. XXXVIII. 18). Uebrigens erfahren wir aus dem Werke auch, daß A. die Titel eines großherzogl. hessischen Capellmeisters und isenburgischen wirklichen Hofraths geführt hat. — (Vgl. auch N. Nekrol. XX. (1842) 284).

v. D.

Andrea: Nicolaus A. oder Andreä, Maler, Kupferstecher und nach seiner eigenen Angabe auch Dichter, geb. zu Flensburg, der Heimath Melchior Lorch's, dessen Schüler er wol gewesen ist. Von diesem hatte er auch die Wanderlust überkommen. Man trifft ihn 1573 zu Augsburg, 1574 vielleicht zu Antwerpen bei Philipp Galle, 1578—80 zu Constantinopel, 1581 zu Wien, 1586 zu Danzig, 1590 zu Wilna, 1606 zu Kopenhagen. Er stach hauptsächlich Bildnisse in etwas trockener und steifer Manier. In Meyer's Künstlerlex. sind 10 Stiche von ihm aufgeführt. Der Niccolò di Andrea von Ancona, dem man dieselben zugeschrieben, ist rein aus der Luft gegriffen. W. Schm.

Andreä: August Heinrich A., Architekt, geb. 4. Dec. 1804 zu Horst im Hannöverschen, † 6. Januar 1846 in Hannover, wo er Stadtbaumeister war, hat sich besonders verdient gemacht durch seine Wiederaufnahme des mittelalterlichen Ziegelbaues, theils rein theils unter Mitverwendung von Quadersteinen. In Hannover rühren verschiedene Gebäude, z. B. die neue Hauptwache von ihm her. Er verstand auch den Pinsel und die Radirnadel zu gebrauchen.
Meyer's Künstlerlex. W. Schm.

Andreä: August Wilhelm A., Sohn eines bekannten Arztes von Neuhaldensleben, geb. 27. Mai 1794, † 7. März 1867, erhielt seine Schulbildung an der Bürgerschule seiner Vaterstadt und im grauen Kloster zu Berlin, bezog dort 1811 die Universität, wo er 1814 zum Doctor promovirt wurde. Darauf wurde er Oberarzt im Hauptfeldlazareth des preußischen Garde-Corps, und nahm in dieser Eigenschaft an dem Zuge nach Paris Theil, wo er bis Ende 1815 verweilte. Diese Zeit benutzte er hauptsächlich zu seiner Ausbildung, zu deren Vollendung er später nach Wien ging. Hier widmete er sich unter Beer und Jäger hauptsächlich der Augenheilkunde. 1817 ließ er sich als Arzt in Magdeburg nieder, und hielt an der daselbst errichteten chirurgischen Lehranstalt Vorträge über allgemeine Pathologie und Semiotik, Therapie und Augenheilkunde. Neben verschiedenen anderen Monographien ist seine bedeutendste Arbeit der „Grundriß der gesammten Augenheilkunde“ 1834; 3. Aufl. in 2 Bänden 1846, welcher nicht allein den damaligen Standpunkt dieser Lehre vollkommen umfaßt, sondern vor allen früheren sich durch exacte historische Forschung auf diesem Gebiete vortheilhaft auszeichnet. Rothmund.

Andreä: Jakob A., lutherischer Theolog, geb. zu Waiblingen in Würtemberg 25. März 1528, † zu Tübingen 7. Jan. 1590. Sein Vater war ein Schmied, darauf bezieht sich der Name Schmidlin oder auch Fabri, mit welchem der Sohn nachher bisweilen bezeichnet wurde. Früh wurden dessen Fähigkeiten bemerkt, und während der Vater ihn zum Tischlerhandwerk bestimmt hatte, verschaffte ihm Erhard Schnepf, der ihn als Kind mehrmals geprüft hatte, so guten Unterricht in Stuttgart, daß er schon 1541, also dreizehnjährig, zur Universität nach Tübingen abgehen und dort unter die Stipendiaten aufgenommen werden konnte. Unter den dortigen Lehrern erhielt dann wieder Schnepf, der 1543 von Stuttgart dahin versetzt war, den größten Einfluß auf ihn; A. bildete sich nach seinen Predigten; Schnepf scheint ihm auch zuerst die Richtung auf das strenge Lutherthum gegeben zu haben. Im J. 1543 wurde er Baccalaureus, 1545 Magister, und 1546, in welchem Jahre er sich auch schon achtzehnjährig verheirathete, wurde er als Diaconus in Stuttgart angestellt, wo damals Herzog Ulrich die Eroberung seines Landes durch den Kaiser ertragen und sich diesem im Vertrage von Heilbronn (3. Jan. 1547) unterwerfen mußte. Hier gab es A. ein frühes Ansehen, daß bloß er, der jüngste unter den fünf Geistlichen Stuttgarts, sich vor den eindringenden Truppen Herzog Alba's nicht aus der Stadt flüchtete, alle Predigten und kirchlichen Handlungen übernahm, und dabei auch den kaiserlichen Officieren, welche sich dazu und selbst zu Dispu-

tationen mit ihm herandrängten, durch seine Festigkeit Achtung und Vertrauen abgewann. So wurde er noch von Herzog Ulrich, der ihn predigen gehört und Schnepf's Predigtweise in ihm wiedererkannt haben wollte, im J. 1548 nach Tübingen als Diaconus versetzt, wo er auch eine Zeit lang wieder alle geistlichen Geschäfte allein zu übernehmen hatte, da andere, wie sein Lehrer Schnepf, vor dem Interim aus ihren Stellen gewichen waren.

Kaum aber war 1550 Herzog Christoph (geb. 1515, † 1568) auf seinen Vater Ulrich gefolgt und kaum hatte er den Freund Luther's und Melanchthon's, den Reformator Würtembergs, Johann Brenz (geb. 1499, † 1570) zum Stiftspropst zu Stuttgart und zu seinem vertrautesten Rathgeber in Kirchensachen gemacht, als der junge A. von beiden in ihre Nähe und zur Mitarbeit an ihren kirchlichen Aufgaben in und außerhalb Würtembergs herangezogen wurde. Zwiefach wurde von hier an auch Andreä's Wirksamkeit bis an seinen Tod, geringer die eine seinem engern Vaterlande zugewandte, viel größer die andere weithin darüber hinaus, fast über das ganze evangelische Deutschland sich erstreckende; aber die letztere wurde doch so sehr durch die erstere mitbestimmt, daß man sie in ihrem letzten und bedeutendsten Ergebnisse fast als eine Reaction des schwäbischen anticalvinischen Lutherthums gegen das, was in Sachsen bereits für Union aller Protestanten unter Melanchthon's Einflusse erreicht war, bezeichnen kann. Zwar in der Friedensstiftung unter den lutherischen Theologen fand A. bald seinen besonderen Lebenslauf, getrieben durch die richtige Erkenntniß, daß der Fortgang der Reformation durch nichts so sehr unterbrochen werde, als durch die Uneinigkeit ihrer Anhänger; aber da er die reine lutherische Lehre nur in der würtembergischen Modification derselben anzuerkennen vermochte, und darum zuletzt Alle abstoßen mußte, welche sich diese nicht mit aneignen konnten, endigten seine Friedensbestrebungen doch meist mit Vertiefung schon vorhandenen Zwiespalts.

Im J. 1553 setzte Herzog Christoph den 25jährigen A. als Superintendenten und bald darauf als Generalsuperintendenten in Göppingen ein und ließ ihn zugleich mit Unterstützung aus den Kirchenmitteln die theologische Doctorwürde erwerben. Daneben begannen auch schon Andreä's Dienste bei Einführung der Reformation in Nachbarländern, wohin man ihn dazu einlud und vom Herzoge erbat, zunächst 1554 bei den Grafen von Oettingen und 1556 bei den Grafen von Helfenstein, bei dem Markgrafen Karl von Baden und in Rotenburg an der Tauber. Im Januar 1557 ließ Christoph sich von ihm auf den Reichstag zu Regensburg und dann nach Frankfurt begleiten, wo die durch den Religionsfrieden in Aussicht gestellten Verhandlungen über die Religionsvereinigung und über das dazu bestimmte Colloquium vorkamen, und zu diesem schickte er ihn dann im August mit Brenz nach Worms ab; hier wurde er zwar nur als Notar verwandt, erhielt aber auch so Gelegenheit genug, die Schmach und den Schaden mitzuempfinden, welcher dort durch den Widerstand der flacianischen Theologen gegen Melanchthon und die übrigen lutherischen Collocutoren zur Schadenfreude der Katholischen über die Protestanten überhaupt gebracht wurde. Im Anfange desselben Jahres 1557 führte Brenz ihn auch in die litterarische Theilnahme an der erneuten Streitigkeit über das Abendmahl ein; Andreä's deutscher „Bericht von des Herrn Nachtmahl und wie sich ein einfältiger Christ in den Zwiespalt darüber schicken soll", mit Vorrede von Brenz, ist seine frühste Schrift, und schon diese zeigt sein Verlangen auch auf ungewissen Erfolg hin unter den Streitenden zu vermitteln, ihre Heftigkeit durch Zurückweisen unbegründeter gegenseitiger Beschuldigungen und durch Hervorheben relativer Geringfügigkeit ihrer Streitfragen zu vermindern und zugleich das „gemeine Volk, bei welchem wenig Verstand noch Urtheil ist," von oben herab zu berathen. Darauf folgte dann

bald im December 1559 jene Synode zu Stuttgart, wo Brenz, gereizt durch Calvin und durch die kurz vorher in der Pfalz gegen das übertriebene Lutherthum geschehenen Schritte und durch Melanchthon's Billigung derselben, nun erst die ganze würtembergische Geistlichkeit nicht nur Luthers Abendmahlslehre, sondern auch die Ubiquitätslehre, d. h. die Erklärung der Gegenwart Christi im Abendmahl aus der Theilnahme auch seiner menschlichen Natur an der göttlichen Eigenschaft der Allgegenwart, als Bekenntniß annehmen ließ und dadurch den Zwiespalt unter den Lutheranern noch um vieles unheilbarer machte. Auch A., anfangs widerstrebend, wie es scheint, (Planck VI. 405. 410.) wurde hier noch bindender als die übrigen auf diese Lehre verpflichtet, und so blieb sie von hier an für ihn ein unüberwindliches Hinderniß seiner Vermittlungsversuche bei allen denen, welche, wie Melanchthon, es nicht über sich vermochten, ihr zuzustimmen oder gar sie in ihr Bekenntniß aufzunehmen.

In den Jahren 1561 und 1562 wurde A. auch bei den Verhandlungen mit verwandt, zu welchen Herzog Christoph damals von Katharina von Medici und dann von den Guisen herangezogen wurde, doch wol um ihn von den französischen Reformirten und deren Unterstützung so viel als möglich abzuziehen. Zuerst zum Religionsgespräch zu Poissy (9. Sept. bis 13. Oct. 1561) wurde er mit vier andern Schwaben abgeschickt; er verabschiedete sich aber, reiste aber so langsam (2. bis 19. Oct.) daß alles vorbei war, als er ankam. Der Bischof Montluc benutzte aber noch die Gelegenheit ihn gegen den noch in Paris verweilenden Beza aufzubringen, welcher „die Anerkennung der Augsb. Confession verweigert habe, wozu sich doch der Cardinal Guise erboten habe," und dessen böses Gewissen A. dort auch noch selbst erkannt zu haben versichert (Fama 141). Auch wurde er dann mit Brenz zu den Gesprächen zugezogen, welche die vier Brüder Guise im Febr. 1562 vier Tage hindurch in Elsaß-Zabern mit dem Herzog Christoph unterhielten, und welche von diesem selbst anschaulich beschrieben sind (Sattler 4. Beil. 68), auf welche die Guise aber nach allen Bezeugungen ihres Verlangens nach Kenntniß lutherischer Lehre und ihrer Bewunderung dafür auf dem Rückwege wenige Tage nachher das Blutbad von Vassy folgen ließen, und damit den langen Bürger- und Religionskrieg eröffneten.

Im Mai 1562 wurde A. auch zum ersten Male nach Norddeutschland berufen, diesmal nach Thüringen, um dort nach Flacius und seines Anhanges Vertreibung aus Jena (Dec. 1561) die fortdauernde Aufregung gegen Vict. Strigel's Synergismus beruhigen zu helfen, was ihm und dem Abte Binder durch eine von Strigel gewährte Erklärung für den Augenblick gelang. Bald nachher im Sommer 1562 wurde er dann in das angesehene Amt eingesetzt, welches er von hier an noch fast 30 Jahre einnahm, das Amt eines Propstes und Kanzlers der Universität zu Tübingen. Von hier gingen seine nächsten Reisen zu Friedensstiftungen 1563 nach Straßburg, wo Hieron. Zanchi durch prädestinatianische Lehren den lutherisch Gesinnten Anstoß gegeben hatte, und 1565 nach Hagenau; 1567 wurde er wegen der Pest in Tübingen mit der ganzen Universität auf ein Jahr nach Eßlingen versetzt.

Erst mit dem Jahre 1568 begannen dann Andreä's größere Wanderungen und Unternehmungen zur Herbeiführung des Kirchenfriedens unter den deutschen Lutheranern, das hieß aber für ihn zur Vereinigung der lutherischen Theologen zu einerlei Theologie und Sprache in den zahlreichen Lehrstücken, für welche diese Einstimmigkeit von allen schien gefordert werden zu müssen, mit welchen man ferner Kirchengemeinschaft sollte unterhalten dürfen. Zwei mehrjährige Züge durch Norddeutschland nahmen ihn hier am meisten in Anspruch, der erste von 1568 bis 1570, der zweite von 1576 bis 1580. Zu dem ersten sandte ihn Herzog Christoph noch ab, als Herzog Julius von Braunschweig seinem

Vater Heinrich dem Jüngern, dem alten Gegner Luther's, gefolgt war und nun bei der Einführung der Reformation in seinem Lande eines sachkundigen Berathers bedurfte. Nicht bloß auf diese nächste Aufgabe ging A. hier zusammen mit Chemnitz, dem ersten Geistlichen der damals vom Herzoge noch unabhängigen Stadt Braunschweig, in einer Weise ein, welche der hier entstehenden kleinen Landeskirche würtembergische Züge zurückgelassen hat bis jetzt; (Richter, Gesch. der ev. Kirchenverf. 121. 122.) vielmehr nun im Auftrag und mit Vollmacht der beiden Fürsten konnte er sich mit seinen Friedensvorschlägen zunächst mit an die beiden Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und August von Sachsen und an andere norddeutsche Fürsten wenden, gerade zu der Zeit, wo kursächsische und herzoglich-sächsische Theologen von dem langen Colloquium zu Altenburg (1568 bis 69) noch in größerem Zwiespalt als vorher auseinander gegangen waren und darum ein angesehener auswärtiger Vermittler sehr willkommen war. A. hatte dazu lateinisch und deutsch ein Bekenntniß von fünf Artikeln entworfen, in so kurzer Fassung, daß er wol auf eine Annahme desselben von Philippisten und strengen Lutheranern hoffen konnte; bloß zum letzten Artikel vom Abendmahl hatte er einen etwas längeren Aufsatz zur weiteren Begründung desselben aufgenommen, in welchem er allerdings auch den Gedanken von dem Antheil auch der menschlichen Natur Christi an Allgegenwart und Weltregierung ausgedrückt hatte; aber schon dieses Auseinanderhalten eines von allen anzuerkennenden kürzern Bekenntnißminimums und der weitern theologischen Begründung dafür war ein Schritt, welcher weiter verfolgt allein zu einer Einigung in den Fundamentalartikeln trotz sonstiger Meinungsverschiedenheit, wie sie zwischen mehreren Theologen stets übrig bleiben wird, hätte führen können. Doch freilich war eben diese Unterscheidung und die Bereitwilligkeit, darauf hin den bloß theologischen Dissensen mehr Freiheit einzuräumen, Andreä's lutherischen Zeitgenossen wie ihm selbst noch so fremd, und dem Vorwurf der Uneinigkeit gegenüber auch so verhaßt, daß dies nicht geschah. Mit einem weltlichen Beamten des Herzogs Julius durchzog A. 1569 Norddeutschland bis an die Seestädte und bis nach Dänemark, 1570 wieder Kursachsen und Brandenburg; nach Prag nahm ihn im März Herzog Julius selbst mit zum Kaiser Maximilian, welcher ihn sprach und sein Eintrachtswerk lobte: aufmunternde Worte erhielt er allenthalben, aber zu einer wirklichen Vereinigung der zweierlei Lutheraner, welche er damals noch durchsetzen zu können hoffte, brachte er es nirgends. Die Wittenberger hatten an ihrem vom Kurfürsten bestätigten Corpus Philippicum genug und scheuten ein neues Bekenntniß und die Verhandlungen darüber; die andern, wie selbst Chemnitz, forderten nicht bloß Bekenntniß, sondern auch Antithese gegen solche Lehren, welche verworfen werden müßten und durch welche die ersteren getroffen sein würden. Auf dem großen Theologenconvente zu Zerbst, wo im Mai 1570 kursächsische, brandenburgische, holsteinische, anhaltische, hessische und braunschweigische Abgeordnete zusammentraten, erreichte A. die Annahme seiner fünf Artikel nicht, wol aber eine größere Gewißheit, daß die Nachfolger Melanchthon's in Wittenberg und Leipzig sich niemals von ihm auf die würtembergische Theologie von Brenz würden verpflichten lassen.

Gewaltsamer wurde daher nach diesen Fehlschlagungen Andreä's Auftreten in der Friedensstiftung, aber auch zuversichtlicher, als er nach der Unterdrückung der Philippisten durch ihren eigenen Kurfürsten von diesem wieder zu Rathe gezogen und 1576 auch wieder nach Sachsen eingeladen wurde. Schon 1573 hatte er, zwar die Wittenberger Theologen, aber nicht ihre Fürsten aufgebend, in sechs Predigten die streitig gewordenen Glaubensartikel so dargestellt, daß er eine Unterschrift derselben nicht mehr von den Philippisten, aber doch von ihren

streng lutherischen Gegnern in Schwaben wie in Niedersachsen erreichen zu können hoffte. Im J. 1574 schlug dann Kurfürst August gegen seine melanchthonischen Theologen mit Gewaltthaten drein, welche durch nichts eher zu rechtfertigen waren, als wenn sich vertheidigen ließ, daß sie Verräther der reinen Lehre und Verführer des Volks gewesen seien. So wurde denn A., der in der Zwischenzeit im Süden, Mömpelgard, Straßburg, Memmingen, Hagenau, Aalen, Lindau, Pfalz-Neuburg und Regensburg bereist und mit Flacius und andern Gegnern dort zu streiten gehabt hatte, 1576 wieder nach Kursachsen berufen, zunächst nach Torgau, wo er mit Chemnitz und Nic. Selnecker eine neue Eintrachtsformel aus den letzten Vorarbeiten dazu zusammenstellen sollte. Eine „Erklärung der Streitigkeiten" hatte er noch selbst seinen sechs Predigten nachgeschickt; von Chemnitz waren diese zur „schwäbisch-sächsischen Concordie" umgeformt; die Schwaben, wieder hiermit unzufrieden, wie wahrscheinlich A. selbst, hatten noch eine „Maulbronner Formel" eingeschickt; aus diesen Schriften arbeiteten nun die drei Theologen 1576 das „torgische Buch" heraus, welches angeblich nur Vorlage für eine bald zu haltende Synode werden sollte und nun zunächst an Fürsten und Stände zur Anschließung umhergeschickt wurde. Nun gingen von diesen reichlich Monita darüber ein, zum Theil widersprechende und unvereinbare, weil Entgegengesetztes lobend oder tadelnd; aber nach ziemlich flüchtiger Berücksichtigung dieser, gaben dann A. und seine Mitarbeiter im Kloster Bergen, welches bei Magdeburg stand, im Mai 1577 ihrem torgischen Buche die Gestalt, welche es als „Concordienformel" behalten hat. Nun widerriethen sie auch schon dem Kurfürsten August noch eine Synode zu halten, welche auch sehr unbequem hätte werden können, und A. rieth vielmehr nur, Unterschriften von Fürsten, Ständen und Theologen zu der fertigen Formel sammeln zu lassen. Der Beitreibung dieser widmete er dann selbst in den nächsten Jahren eine Geschäftigkeit, mit welcher er zuletzt selbst dem Kurfürsten August zu viel gethan zu haben und dafür von diesem im December 1580 ziemlich kühl entlassen zu sein scheint. Das Verlangen, der Abneigung gegen die Reformation den Grund zu entziehen, welchen die Gegner derselben in der Uneinigkeit ihrer Anhänger fanden, hatte ihn einst am meisten gelockt; aber dies Ziel hatte er nun nicht nur nicht erreicht, sondern das Gegentheil davon durch das durch seine concordia discors proclamirte eigene Geständniß, daß die Protestanten sich über die Lehre weder vertragen könnten noch wollten, und durch die darauf gegründeten Spaltungen.

Auch in seinen letzten Jahren beschäftigten ihn noch immer Schriften und Reisen zur Bestreitung von Gegnern seines in langer Vertheidigung immer fester gewordenen Systems. Im J. 1583 und 1584 setzte er dem „Consensus orthodoxus" der reformirten Theologen eine größere refutatio entgegen. Auch schwere Schicksale unterbrachen seine große Thätigkeit nicht; im J. 1583 verlor er seine erste Frau, die Mutter seiner 18 Kinder, welche ihn auch nach Sachsen begleitet und in Leipzig gewohnt hatte; im J. 1585 verheirathete er sich aufs neue mit einer Wittwe, welche kinderlos blieb. Im J. 1586 traf er auf Betrieb des Grafen Friedrich von Würtemberg mit seinem alten Gegner Beza in einer Disputation zu Mömpelgard zusammen, und die nachher herausgegebenen Acten dieses Gesprächs gaben ihm noch 1588 Veranlassung, daß er sich einer würtembergischen Gesandtschaft an den kleinen Rath von Bern beigeben ließ, welche über falsche Angaben in den Acten Beschwerde führte; ein neuer Convent von beiderlei Theologen in Bern, welcher diese Differenz erledigen sollte, kam wegen eines Krieges der Berner mit Savoyen nicht zur Ausführung. Auch ein Colloquium Andreä's zu Baden 1589 angefangen mit einem wieder katholisch gewordenen Dr. med. Joh. Pistorius wurde bald unterbrochen; ein Bericht darü-

der, und eine dadurch veranlaßte Schrift Andreä's „Gespräch von der katholisch-apostolischen Kirche" erschienen erst nach Andreä's Tode. Denn rüstig und rastlos bis zuletzt, starb er nach kurzer Krankheit am 7. Jan. 1590.

Man zählt über 150, großentheils deutsche Schriften von ihm, von welchen die Fama Andreana reflorescens, s. Jacobi Andreae vitae, funeris, scriptorum, peregrinationum et progeniei recitatio curante Jo. Val. Andreae (1630) ein Verzeichniß gibt. Die vita ist nach Andreä's eigenen, leider fragmentarischen Angaben verfaßt. Aeltere Biographien gaben M. Adam Vit. theol. S. 636 und Fischlin, Mem. theol. Wirt. S. 95, Suppl. S. 142. Actenstücke finden sich namentlich in Rud. Hospinian's Concordia discors (1572) und Bernh. Hutter's Concordia concors (1624.) Neuere Beiträge, außer den bekannten Werken von Planck, Heppe 2c. gab Johannsen in Niedner's Zeitschr. für hist. Theologie 17. 1 f. 23. 344 f. Gleichzeitige Satiren gegen A. daselbst 27. 466 f. Henke.

Andreä: Johann Valentin A., lutherischer Theolog, geb. zu Herrenberg in Würtemberg 17. August 1586, † zu Stuttgart 27. Juni 1654. Sein Vater Johann A., geb. 1554, war das siebente der 18 Kinder des Kanzlers Jakob A., und war seit 1591 bis zu seinem Tode im J. 1601 Abt von Königsbronn; seiner Mutter, Maria Moser, geb. 1550, † 1631, hat der Sohn, der sie mit der Monica vergleicht, 1633 eine eigene Denkschrift gewidmet. Schon als Kind zart und reizbar, aber wegen seines lebendigen Geistes überall gern gesehen (ingenio sagaci et festivo, sagt er selbst, ut propinquis et amicis voluptati essem) wurde er durch sehr verschiedene Menschen, wie durch zwei junge Aerzte seines Vaters, für vielerlei Dinge früh interessirt, auch für Mathematik, Mechanik, Malerei und Musik, daneben in den Sprachen gut unterrichtet. Nach dem Tode des Vaters zog die Mutter mit ihm und ihren 6 andern Kindern 1601 nach Tübingen, und hier breitete er seine Studien sechs Jahre hindurch immer weiter aus; Mästlin, der Lehrer Kepler's, wurde auch sein Lehrer in der Mathematik; mit Heißhunger verschlang er alte und neue lateinische Historiker, Dichter und Redner, welche ihm in Chr. Besold's Bibliothek zugänglich waren, von neueren Erasmus, Frischlin, Lipsius, Scaliger, Heinsius, de Thou u. a.; er theilte, wie er sagt, seine Zeit so, daß er die Wissenschaften den Tag hindurch und die Schriftsteller dergestalt in die Nacht hinein trieb, daß Augenleiden und Schlaflosigkeit, er meint auch Schwächung seines Gedächtnisses, davon die Folge waren. Daneben konnte er einen ausgebreiteten Verkehr mit vielen und vielerlei Freunden nicht entbehren, und wenn auch die alten Anhänger und Schüler seines Großvaters es ihm an Stipendien nicht fehlen ließen, so mußte er auch schon zur Unterstützung der Mutter Mitschüler unterrichten, welche er, wenn auch nicht „disciplinarum peritia, doch rerum cognitione" übertraf; 1603 wurde er Baccalaureus und 1605 Magister; schon 1602 und 1603, also sechzehnjährig, schrieb er zwei Komödien, „Esther" und „Hyazinth" nach englischen Vorbildern, und um dieselbe Zeit auch schon die erst 1616 gedruckte „chymische Hochzeit Christiani Rosencreuz anno 1459," ein abenteuerliches Phantasiestück, welches Leser zum Aufsuchen tiefen Sinnes reizen und, da dieser nicht dahinter war, wenn sie dennoch suchten, dadurch verspotten sollte.

Schon hatte er auch seine theologischen Studien angefangen und selbst mehrmals gepredigt: aber ein Exceß, in welchen er im J. 1607 mit österreichischen Commilitonen, „qui in Veneres illius temporis petulantius luderent", mitverwickelt wurde, und welchen er selbst nicht vertheidigen will, unterbrach jetzt seine Laufbahn im Vaterlande. Er verlor seine Beneficien und zunächst wol auch die Aussicht auf eine geistliche Anstellung, und so hielt er für nöthig, für die nächste Zeit Würtemberg zu verlassen. Dadurch verlängerten sich seine Lehrjahre noch bis 1614 um sieben andere, welche dadurch, daß sie unruhige

Wanderjahre wurden, viel bildender für ihn wirkten, als wenn er den Weg eines Tübinger Magisters in der gewöhnlichen Weise in der Heimath weiter verfolgt hätte. Das war ja wol unmöglich, daß der Enkel Jakob Andreä's jemals in der Lehre vom strengen Lutherthum hätte abfallen können; aber was gerade einem solchen vor andern an schwäbischer Selbstseligkeit hätte gefährlich werden können, das wurde A. gründlich abgestreift durch die Welterfahrung und den erweiterten Ueberblick, welche er durch diese Reisen gewann; und durch das, was er an vielseitiger Bildung und an idealer Erhebung über das kleinstädtische seiner nächsten Umgebung schon dazu mitbrachte, vertiefte sich bei ihm noch die Unterscheidung, welche nachher einen Grundzug seines ganzen Wesens ausmachen sollte, zwischen der in den damaligen Zuständen kleiner lutherischer Länder sehr unvollkommenen Wirklichkeit, welche ihn reizte, sie satirisch oder reformatorisch zu beleuchten, und dem was er vollkommneres und christlicheres und darum als Gottes Wille an deren Stelle wünschte.

Auch als er von Straßburg, wohin er sich zunächst wegbegab, noch einmal nach Tübingen zurück kam, wurde ihm auch unter der neuen Regierung Johann Friedrichs 1608 wieder abgeschlagen, was ihm unter der vorigen, Friedrichs und Enzlins, versagt war und was er jetzt auch durch mehrere Schriften zu erreichen suchte, ein geistliches Amt im Inlande, und so glaubte er nun das theologische Studium aufgeben und eine andere Stellung suchen zu müssen. In Lauingen, wo er einen Auftrag als Erzieher annahm, kam er wieder in Gesellschaft solcher, deren Sitten den seinigen schaden konnten; auch mit den Jesuiten in Dillingen machte er Bekanntschaft. Dann wieder in Tübingen auf zwei Jahre unterrichtete er zwei Brüder Truchseß, schrieb pädagogische Schriften, lernte Laute und Zither spielen, verkehrte mit Uhrmachern und anderen Handwerkern, ohne doch seine theologischen Studien völlig aufzugeben, bei welchen ihn auch die Freunde seines Vaters und Großvaters immer noch festhielten. Entscheidend aber für sein ganzes Leben wirkte dann im J. 1610 ein Aufenthalt in der Schweiz. In Genf, wo er einige Jahre nach Beza's Tode ankam, sah er zum ersten Male, was ihm dem Lutheraner noch ganz neu war, die Kirchenverfassung und Kirchenzucht Calvin's und die daneben bestehende fromme und strenge Sitte, und wurde ganz davon hingerissen, auch überrascht dadurch, daß die hervorragenden Theologen dort für die deutschen Streitfragen wenig Interesse hatten und ihm so freundlich entgegenkamen. „Wenn mich nicht religionis dissonantia zurückgehalten hätte", sagt er, „so hätte mich dort die consonantia morum für immer gefesselt, und ich habe mich seitdem mit jeder Anstrengung bemüht, etwas derart für unsere Kirchen zu erreichen." Man sieht, was ihm hier durch das reformirte Ausland hinzugebracht wurde zu seinem deutschen Lutherthum, dem es vor lauter Scholastik und Polemik abhanden gekommen war, die Aufforderung im wirklichen Leben der Gegenwart mit dem Christenthum Ernst zu machen, das bestimmte seine besondere Lebensaufgabe; er sagt wörtlich in seiner vita: „id omnium primum et unum me coxit, si qua ratione juvari res christiana et morum innocentia doctrinae puritati conjungi possit" und setzt hinzu, daß ihn dazu die reformirte Kirche von Frankreich und vorzüglich die von Genf angetrieben hätte; er sagte in der Vorrede zum Menippus: praeter vitae doctrinaeque consensum, praesentis praeteritique junctam observationem nihil quicquam quaerimus; er nennt das in einem Briefe an Jos. Schmidt in Straßburg „causam Christi serio agi et doctrinae vitaeque Christianae connubium insolubile servatum volo;" unter den lutherischen Theologen meint er darin nur an Johann Arndt einen Vorgänger und ein Vorbild zu haben. Auch in Frankreich also, wohin er weiter reiste, in Lyon, in Paris wurde er darin bestärkt, gewann auch an Verständniß der französischen Litteratur, woran Besold's Bibliothek reich war; in Zürich und

Basel auch an Bekanntschaft mit Werken der Kunst. Wieder nach Tübingen zurückgekehrt, wurde er von Hafenreffer zu theologischen Arbeiten herangezogen, aber durch Besold auch schon im Italienischen geübt, wußte er noch eine Reise durch Oesterreich nach Italien durchzusetzen und drang über Venedig, dessen mancherlei Kunstfleiß ihn besonders anzog, noch bis nach Rom vor. Hier aber scheint sich ihm noch vollends der Unterschied zwischen dem, was sein sollte in der Kirche und dem mancherlei als kirchlich Bestehenden aufgedrängt und auch dies ihn ernster erregt und stärker zur Theologie zurückgerufen zu haben. In Schwaben wurde er jetzt freundlicher wieder aufgenommen, selbst vom Herzoge Johann Friedrich, der ihm freilich noch lieber ein weltliches als ein geistliches Amt übertragen wollte; man schaffte ihm im Stift einen Tisch mit den Repetenten; er arbeitete aus Hafenreffer's Dogmatik eine kürzere „Summa doctrinae christianae", welche 1614 erschien; schon früher die Schrift „De Christiani Cosmoxeni genitura", daneben „Collectanea mathematica" 1614; er fuhr wol noch fort, allerlei sonstigen Unterricht zu ertheilen, z. B. im Voltigiren, wie er es in Padua gesehen, aber gerade in solchem Verkehr schloß er Freundschaften für das ganze Leben, wie mit einem jungen Lüneburger v. Wense, der ihn nachher mit Herzog August in Verbindung brachte. Endlich nach so langem Harren und so vielseitiger Vorbereitung dazu erhielt er sein erstes geistliches Amt; im Frühjahr 1614 wurde er als Diaconus in Vaihingen angestellt und verheirathete sich noch in demselben Jahre.

In den sechs Jahren, welche er hier bis 1620 zubrachte, Jahren der Einkehr und des Flüchtens aus den Zerstreuungen in die Gedankenwelt seiner Studien und seiner Ideale, gelangen ihm seine meisten und besten Schriften. Die lateinischen unter diesen übertreffen die deutschen weit durch die Fülle und Eleganz der bilder- und antithesenreichen und doch so präcisen und fein nüancirten Sprache; aber wie anziehend ist in beiden, ähnlich wie unter den Zeitgenossen, etwa bei Schuppius oder ein Jahrhundert später, bei Matth. Claudius, die Mischung der geistreichen Heiterkeit, die sich in ihrem eigenen Ueberfluß spielend ergeht, mit dem tiefen christlichen Ernst, welcher sich, als wäre er schamhaft, hinter Scherz und Witz, Fabeln und Allegorien verbirgt und diese als Vehikel für seine höheren Interessen verwendet! Klein sind alle Schriften Andreä's, aber wer nur geben mag, was voll Geist und Leben und künstlerisch in der Form ist, kann keine Quartanten liefern. In das J. 1615 gehören seine „Kämpfe des christlichen Hercules," eine ethische Schilderung der Gefahren und Versuchungen, welche den Christen jederzeit bedrängen, allegorisirend angeknüpft an die Gestalten der Ungeheuer, welche der alte Heros eins nach dem andern zu überwinden hatte. In dasselbe J. 1615 wird auch die erst 1836 wieder bekannt gewordene „Christenburg" gehören, ein deutsches Lehrgedicht, die Geschicke der Kirche und der Christen in der Welt als Geschichte einer belagerten Stadt und ihrer Vertheidigungsmittel darstellend. Im J. 1616 richtete er in der Komödie „Turbo" eine Satire gegen das ganze damalige gelehrte Treiben und eine noch schärfere 1618 gegen verbreitete Fehler aller Stände in seinem „Menippus inanitatum nostratium speculum", hundert Dialogen in der anziehendsten Leichtigkeit und Kürze seines Erasmischen Lateins geschrieben; ebenso 1619 in seiner „Mythologia Christiana sive virtutum et vitiorum vitae humanae imagines". „Peregrini errores" 1618 schildern das Sichverlieren des Menschen in der Welt, der „Civis christianus" 1619 dagegen seine Einkehr und Rückkehr in sich selbst. Schon im J. 1617 erschien auch seine „Invitatio fraternitatis Christi ad sacri amoris candidatos", welche zu einer engeren Verbindung von Freunden auffordert, die mit vereinten Kräften für Verwirklichung eines christlicheren Lebens mit Rückkehr zum Einfachen und zur Einkehr in sich selbst, mit Entlastung von Luxus und

Zerstreuung, mit mehr Bruderliebe und mehr Gebet an einander arbeiten sollen. Aus dem J. 1619 ist dann die „Christianopolis“, ideale Beschreibung eines christlichen Musterstaats, auch mit Hinweisung auf Thomas Morus' Utopia, Joh. Arndt zugeeignet, als das beste, was A. hat und nur von ihm hat, eine Colonie des Jerusalems, welches Arndt der Welt gezeigt hat, detaillirter als die Christenburg schildernd, wie es in einer Gottesstadt anders aussehen und hergehen müsse als in der Gegenwart, deren Schäden dadurch zugleich in 100 kleinen Abschnitten charakterisirt werden; das schließt denn auch hier die Aufforderung ein, zum Zusammentreten einer Gesellschaft, welche jenen Zielen näher bringen will. Dieselbe Tendenz wird auch noch zwei kleinen Schriften, der „Christianae societatis idea“ und „Christiani amoris dextera porrecta“, beide vom J. 1620 eigen gewesen sein. Daß A. auch schon an die Ausführung gedacht hatte, beweist eine von seiner Hand noch vorhandene Liste von 24 Namen der würdigsten Männer, welche dazu eingeladen werden sollten, Arndt, Joh. Gerhard, J. Saubert u. a. Ebenso ist durch seine 1619 herausgegebene Schrift „Turris Babel sive iudiciorum de fraternitate Rosaceae crucis chaos“ außer Zweifel, wie A. die Schriften von Andern beurtheilt wissen wollte, durch welche im J. 1614 diese Bewegung angeregt war, die „Fama fraternitatis“ des Ordens des Rosenkreuzes und die „Confessio“ derselben, sammt der der erstern vorangeschickten aus Trajan Boccalini übersetzten „Allgemeinen und General-Reformation der ganzen weiten Welt“. In der Turris Babel nämlich, nachdem hier zuerst in 24 Dialogen alle bis 1619 über die Rosenkreuzerei etwa vorgebrachten Ansichten und Vermuthungen durchgesprochen sind, verkündigt die Fama zuletzt, die Sache sei nun erschöpft und zu Ende, und der letzte Beurtheiler, Resipiscenz genannt, erklärt sich ebenso wie A. selbst in der Zueignung, daß man also nun das Zweifelhafte und Zweideutige an der Sache fallen lassen und sich nur auf das dabei beschränken müsse, was allein sicher und was dort auch mitempfohlen sei, nämlich daß man sich an Christus halten und allein in dessen Gehorsam begeben müsse. Wäre nun A. selbst der Urheber der Fama und der Confessio, also der ganzen Mischung aus Wahrheit und Dichtung gewesen, welche er darin anerkennt, so müßte man annehmen, daß er, was Fiction darin war, die Geschichte vom Vater Rosenkreuz und seinen Geheimnissen, nur als Vehikel hinzugethan habe zu größerer Ausbreitung dessen, um was es ihm allein zu thun war, zur Empfehlung des Gedankens einer engern Verbindung eifrigerer Christen und daß er erwartet habe, die erdichtete Zuthat werde, nachdem sie ausgedient, von selbst in ihrer Nichtigkeit erkannt werden. Aber da A. sich nicht nur niemals zu der Fama und der Confessio bekannt, wol aber sie oft als verwerfliche ludibria bezeichnet hat, so ist doch noch wahrscheinlicher, daß er in der ganzen Mystification, von deren Entstehungsart etwa im Tübinger Stift er immerhin Mitwissenschaft gehabt haben kann, bloß das, was er darin billigen konnte, die Einladung zu einer christlichen Gesellschaft, von der Fiction dabei unterschieden habe, aber nicht selbst der Urheber des Ganzen gewesen sei.

Im J. 1620 wurde A. als Specialsuperintendent nach Calv versetzt, und in dem größern kirchlichen Wirkungskreise, welchen er hier erhielt, konnte er besonders in den ersten ruhigeren Jahren bereits manches unternehmen für Verwirklichung seiner Wünsche. Einen Verein, das „Färbergestift“, und reiche Mittel dafür brachte er zusammen zur Unterstützung von Handwerkern und Studirenden, Armen und Kranken; bei dem allem half „die Mutter der Stadt“, Andreä's Mutter (Gust. Schwab in Piper's Jahrbuch 1851, 220 ff.); auch für Kirchenzucht und Kirchengesang und für mehr Zusammenwirken der Christlichen seines Kreises that er was möglich war; in drei Dialogen „Theophilus“, welche er aber erst 1649 herausgab, faßte er damals kurz nach Arndt's Tode seine

besten Wünsche im Sinne Arndt's zusammen. Die christliche Gesellschaft, wie er sie ursprünglich gewollt, kam zwar wegen des Krieges nicht zu Stande, aber wenigstens einen großen Kreis von Freunden und Anhängern erweckten ihm seine Schriften in ganz Deutschland, am meisten unter den gebildeten Laien, während ihm dieser Beifall Anfeindung lutherischer Theologen zuzog, wie sie aus gleichen Gründen auch schon Arndt hatte erfahren müssen. Schon fand aber auch sein Eifer für Herstellung von Kirchenzucht bei weltlichen Beamten des Inlandes Widerstand, und mit einer nicht gefahrlosen Freimüthigkeit stritt er gegen deren zunehmendes Uebergewicht als gegen eine schlimme Wirkung der Reformation; seine Schrift Apap proditus vom J. 1631 ist nicht, wie sie oft mißverstanden ist, gegen den wirklichen Papst gerichtet, sondern gegen den umgekehrten und verkehrten Papa, gegen den Cäsareopapatus und sicher auch gegen das, was davon in Würtemberg bestand und noch im Zunehmen war. Schwerer wurde Andreä's Lage in Calv in den letzten Jahren seines Dortseins. Wie nach der Schlacht von Nördlingen 1634 durch die siegreichen kaiserlichen Heere das ganze Land in eine Wüste verwandelt wurde wie kaum ein anderes — statt einer halben Million Einwohner zählte man 1641 nur noch 48,000 — so wurde die Stadt Calv fast am schwersten getroffen; im September 1634 traf Johann v. Werth auf schwedische Truppenmassen, die sich hier gesammelt hatten, und bei diesem Zusammenstoß wurde die Stadt geplündert und großentheils niedergebrannt. Auch Andreä's Haus verbrannte, darin alle seine Habe, seine Bibliothek, seine Kunstsammlungen, seine Dürer und Holbein; aber die noch größere Noth, welche ihn nun umgab, ließ ihn die seinige vergessen; er wußte große Summen für die Kranken und Verarmten herbeizuschaffen; er sammelte selbst für den schwachen Herzog Eberhard III., welcher sich schon 1634 nach Straßburg aus dem Lande geflüchtet und dieses dadurch vollends preisgegeben hatte, um seine Aussöhnung mit dem Kaiser dadurch zu befördern. Seine Feder, sagt er, ruhete in dieser Zeit der Noth; er betrachtete diese als eine göttliche Strafe für die in Polemik ausgeartete Theologie und für den Despotismus des Apap gegen die Kirche. Im J. 1638 wurde Calv noch einmal verwüstet und diesmal auch A. zur Flucht genöthigt; schon suchten die Freunde in Nürnberg, J. Saubert u. a., ihm dort eine Stätte zu bereiten, aber er ließ sich von seinem Fürsten bewegen, auch ferner alles im Vaterlande mit zu ertragen, und so glaubte im J. 1639 Herzog Eberhard nichts besseres für die Herstellung seines Kirchenwesens thun zu können, als daß er auf Melch. Nicolai's Rath A. in seine Nähe zog und ihn zu seinem Hofprediger und Consistorialrathe machte.

Doch auch in diesem Amte, in welchem er von 1639 bis 1650 blieb und in welches er ungern und voll Besorgniß eingetreten war, hatte er mehr Schmerzen und Fehlschlagungen zu beklagen, als sich über Erfolge für seine Ideale zu freuen. Wol war seine Thätigkeit unermüdet; durch ihn kam die Cynosura zu Stande, eine Kirchenordnung, welche über die Pflichten der Geistlichen, Katechismuspredigten, Kirchenzucht in reformatorischer Weise u. s. f. sehr specielle Vorschriften gab und nachher öffentliche Geltung in Würtemberg erhielt; in den 10 Jahren in Stuttgart hielt A. über 1000 Predigten, darunter in fünf Jahren 205 blos über den ersten Brief an die Korinther; es gelang ihm manches zur Wiederherstellung und Erweiterung des Tübinger Stifts und des Gymnasiums zu Stuttgart, er kämpfte gegen das, was ihm Simonie und Kirchenraub schien, gegen Habsucht und Schwelgerei, und hatte sich dabei der Zustimmung auswärtiger Freunde und Beschützer zu erfreuen, wie ihm in der Nähe die Anhänglichkeit der drei Schwestern des Herzogs, welche er die drei Grazien nennt, eine besondere Erquickung war; Herzog August von Braunschweig übernahm auch die Kosten seiner Promotion zum Doctor der Theologie im J. 1641. Aber sonst

hatte er hier immer bitterer über den Widerstand zu klagen, welcher ihm nicht vom Herzoge Eberhard selbst, aber von den geistlichen und weltlichen Machthabern neben ihm bei seinen Bemühungen zur endlichen Verwirklichung eines christlichen Lebens und darum zur Herstellung einer Kirchenzucht und der nöthigen Unabhängigkeit dafür von weltlichen Einflüssen entgegengesetzt wurden; er versichert wörtlich, in der ganzen Zeit seiner Amtsführung in Stuttgart habe er durch seinen Einfluß eben so wenig einen verdienten Mann in den Dienst der Kirche bringen, als einen verbrecherischen durch Anzeige seiner Vergehen daraus entfernen können (Vita 245). So bat er denn schon 1646 den Herzog um seinen Abschied und erhielt auch einige Erleichterung, Befreiung von den Sitzungen, wenn sein Befinden es forderе; im J. 1650 aber wurde er in Stuttgart entlassen und zum Abt von Bebenhausen ernannt.

Auch hier warteten seiner neue Lasten und Schmerzen, da er die Generalsuperintendenz dort übernehmen mußte, und alte und neue Gegner sich dabei gegen ihn als gegen einen Schwärmer erhoben. Schon war es auch im Munde der ächten Lutheraner ein Vorwurf wie Häresie, Calixtus beizustimmen, und mit diesem war A. allerdings durch den Herzog August in Verbindung und wenn auch nicht in allen einzelnen Lehren, doch darin einig, daß die Lehre allein es nicht thut und daß noch gewisser die heftige Streittheologie vom Uebel ist; A. mußte sich wirklich auf eine Anklage deshalb beim Consistorium in Stuttgart verantworten. Die Zöglinge, welche in seinem Kloster aufwachsen, geben ihm wohl Hoffnungen für die Zukunft, aber sonst sieht er diese immer schwärzer, ebenso wie die Gegenwart; „durch die offenen Thore dieses eisernen Zeitalters bringen drei Dämonen ein, Atheismus, Barbarei und Sklaverei“; die lutherische Religion ist in der Lehre die reinste, in der Praxis die beschmutzteste, „praeceptis non alia rectior, usu distortior, institutis innocentior, delictis culpatior“. „Der Mürbe“, den Namen wählte er selbst für sich in der fruchtbringenden Gesellschaft, welche ihn 1646 aufgenommen aber wenig befriedigt hatte, wurde immer muthloser. In dieser kalten Luft seiner Heimath, so bezeichnet er es selbst, war Herzog August von Braunschweig seine Sonne, wie er es schon seit 1640 gewesen war, er, den A. sich einst zum Haupte seiner christlichen Gesellschaft gewünscht hatte, überhäufte ihn so freigebig mit Titeln und Geschenken, mit hohem Gehalt, Bezahlen seiner Schulden und selbst Zuschüssen zu seinen Wohlthätigkeitsanstalten in Würtemberg, daß man damit und mit der Noth wie mit der Liebebedürftigkeit Andreä's wol auch, was zu überschwänglich ist in den jahrelang jede Woche fortgeführten Ausdrücken seiner Dankbarkeit und Verehrung gegen seinen Wohlthäter und dessen Kinder, wird erklären und entschuldigen dürfen. Noch im Sommer 1653 wollte ihn der Herzog, der ihn niemals gesehen hatte, nach Wolfenbüttel zu sich holen lassen, schickte ihm dazu eine Sänfte durch einen Kammerboten und zwei Reiter und noch sechs Pferde mit drei Knechten dazu, aber schon zu kränklich, wagte A. sich nicht mehr auf eine so weite Reise. Auch in Würtemberg erhielt er 1654 noch die Erleichterung, daß er von Bebenhausen auf die Prälatur von Adelberg versetzt wurde, und weil dies Kloster verbrannt war, in Stuttgart in dem Hause wohnen konnte, welches Herzog August ihm dort geschenkt und ausgestattet hatte, und welches A. nach ihm sein Selenianum nannte; aber er konnte sich an diesem refrigerium, wie er es im Gegensatz gegen das purgatorium in Bebenhausen nennt, nicht mehr lange erfreuen; fast sein letztes Wort war ein Brief, welchen er an seinem Todestage an den Herzog dictirte, aber nur noch mit zitternder Hand die zwei ersten Buchstaben seines Namens selbst darunter zu setzen vermochte.

Jo. Val. Andreae vita ab ipso conscripta, ex autographo primum ed. F. H. Rheinwald, Berlin 1849, in deutscher Uebers. mit Anm. schon früher

herausg. von Dav. Ch. Seybold. 1799. Ein Verzeichniß der Schriften Val. Andreä's ist herausg. von M. Ph. Burk, Tüb. 1793; handschriftliche Nachträge dazu von Meusebach auf der k. Bibl. zu Berlin; ein ziemlich vollst. Verzeichniß auch bei Adelung; ein von Andreä selbst gegebenes steht in seiner Schrift Domus Selenianae juventutis exemplum, Ulm 1654 S. 350 f. Die Autographa seiner Briefe an Herzog August und dessen Antworten auf der H. Bibl. zu Wolfenbüttel. Biographien von Petersen, Würtemb. Rep. der Litt. 1782 St. 2 und von W. Hoßbach, Berl. 1819. Biographische Skizzen von C. Gl. Sonntag in Andreä's Dichtungen mit Vorr. v. Herder, Leipz. 1786 und von Herder selbst in dessen zerstreuten Blättern Th. 5 (1793), von Tholuck in dessen Lebenszeugen der luth. Kirche (Berl. 1859) S. 314—339 und in Herzog's theol. Encykl. 19, 60 ff., von C. Grüneisen vor seiner Ausg. von Andreä's Christenburg (Zeitschr. f. hist. Theol. 1836 S. 230 ff.) und in Piper's evang. Jahrb. f. 1851, S. 220—30; eine Darstellung seiner Theologie in Gaß' Gesch. d. prot. Dogm. 2. 54—66. Mittheilungen aus Andreä's Briefen in Mosers patriot. Archive Th. 6, S. 285—360 und in der Deutschen Zeitschrift für chr. W. 1852, S. 260—354. Henke.

Andreä: Johann Gerhard Reinhard A., Chemiker, geb. 17. Dec. 1724 zu Hannover, † 1. Mai 1793 als Hofapotheker daselbst. Er studirte in Berlin, gewann auf Reisen in England 2c die Freundschaft Muschenbrock's, Deluc's, Franklin's, Gmelin's u. A. und richtete aus der Schweiz 1763 naturgeschichtliche Briefe an seine Freunde, die 1776 in Zürich gedruckt erschienen. Im Auftrage des Kurfürsten von Hannover untersuchte er eine beträchtliche Anzahl Erdarten und ihren Gebrauch für die Landwirthschaft (Hannover 1767). Andere chemische Aufsätze finden sich auch im hannoverschen Magazin. Sein Porträt bildet das Titelkupfer des 77. Bandes der Allg. Deutschen Bibliothek und sein Arzt Zimmermann rühmt ihm Liebenswürdigkeit und Wohlthätigkeit nach, die Krankheit und Vermögensverlust nicht zerstören konnten. Oppenh.

Andreä: Joh. Heinr. A., geb. zu Kreuznach 10. Mai 1728, studirte, nachdem er die dortige lateinische Schule besucht, seit 1743 zu Franecker Theologie und Philologie, ging 1750 als Rector der lateinischen Schule und dritter Prediger nach Düsseldorf, wo er blieb, bis er 1758 als Rector an das reform. Gymnasium in Heidelberg kam, trat 1789 in den Ruhestand und starb am 16. Mai 1793. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch seine vielen kleinen, meist historischen Arbeiten (cf. Meusel's Lex.), welche pfälzische Gegenstände, namentlich die Geschichte pfälzischer Städte behandeln. Wlth.

Andreä: Lambert A., Buchdrucker in Köln. Druckte von 1592 bis 1597. Aus seiner Druckerei gingen einige merkwürdige geographische und genealogische Werke hervor, die von großer typographischer Schönheit sind. Hiervon sind zu nennen: „Theatrum oder Schauspiegel, darinnen alle Fürsten der Welt 2c.;" „Arbor Genealogiae regum Franciae"; „M. Quadi Europae totius orbis terrarum descriptio etc.", „Geographische Landtafel des Gebiets deß großen Türken" 2c., „Historia von den Empörungen" 2c., „Historia von Navarra" 2c., „Königen-Buch" 2c. Ennen.

Andreä: Petrus A., aus Weida im Voigtland, deutscher Dramatiker. Zu Jasenitz in Pommern, wahrscheinlich als Pfarrer, hat er zum Preise seines im Kriegsdienste erprobten „Junkers", des fürstl. wolgastischen Obermarschalls Hans von Eichstedt, den Ritter Horatius Cocles dramatisch gefeiert (1600), als dessen hervorstechendsten Zug er die Vaterlandsliebe hinstellt. Die Großthat des Helden an der Tiberbrücke erzählt dem Publicum Mercurius „ein Courierer." Die Scenen der römischen Geschichte wechseln ohne inneren Zusammenhang mit

hochnaturalistischen Landsknechtauftritten und anderen Scherzen ab, und die tiefeindringenden Beobachtungen des Hans Schmutz Gartenhun über das Leben der Flöhe und Läuse werden uns nicht erlassen. W. Sch.

Andreä: Samuel A., reformirter Theolog, geb. 1640 zu Danzig, † 6. Jan. 1699 zu Marburg. Nachdem er 1656 zu Heidelberg unter Hottinger und Spanheim, 1658 in Gröningen unter Jacob Alting und Maresius studirt, auch eine Zeitlang in Bremen und England sich aufgehalten hatte, wurde er 1665 Professor der griechischen Sprache und Philosophie in Herborn, 1661 Dr. theol., 1674 Professor der Eloquenz und Geschichte in Marburg, 1676 Prediger und a. o. Prof. der Theologie, 1678 ord. Prof. der Theologie daselbst. Ein vorsichtiger Anhänger des Coccejanismus und Cartesianismus, vertheidigt er jenen gegen Alting, diesen gegen den Basler Aristoteliker Johann Zwinger, aber auch den reformirten Lehrbegriff gegen den Jenenser Musäus, gegen den dänischen Lutheraner Masius wie gegen katholische Gegner. Doch hält er sich vergleichungsweise frei von confessioneller Beschränktheit und polemischer Schärfe und zeigt eine Verwandtschaft mit der jetzt auch in der reformirten Kirche sich geltend machenden synkretistischen und pietistischen Richtung, indem er, ein Feind der Streittheologie und Buchstabenorthodoxie, eine innigere Gemeinschaft unter den Particularkirchen und eine freie Stellung der Kirche zum Staat von Herzen herbeiwünschte. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen, meist kleinen Schriften philosophischen, historischen, biblisch-theologischen, dogmatischen, ethischen, polemischen Inhalts s. bei Jöcher und Adelung, sowie in Riedner's hess. Gelehrtengesch. I. 44 ff. Vgl. auch Unsch. Nachr. 1728. Tholuck, Akad. Leben des 17. Jahrh. II. 293. Wagenmann.

Andreä: Samuel Traugott A., Dichter, geb. 1763 in Littauen, studirte in Dorpat Theologie, wurde Erzieher in Riga, später Prediger und Superintendent in Narva, wo er am 27. Oct. 1823 starb. Von ihm kam ein nach Wieland's und Alxinger's Muster gebildetes romantisch-episches Gedicht in zwölf Gesängen heraus: „Rino und Jeannette, oder der Goldene Rosenzweig" (Riga 1793 bis 94). 2 Bde. Vgl. Gödeke 1112. K. G.

Andreas, 37ster Abt des Klosters Michaelsberg in Bamberg, geb. in Staffelstein, † 23. Oct. 1502; sein Familienname war wahrscheinlich Lang. Am 6. Februar 1483 zum Abt gewählt, ward er ein zweiter Gründer der ihm anvertrauten Abtei. Besonders suchte er die Studien in derselben zu fördern, weshalb er die Klosterbibliothek in einer für die damalige Zeit vortrefflichen Weise einrichtete. Er selbst galt als eine Stütze der Bursfelder Congregation des Ordens, wie er denn auch auf den Provinzialcapiteln 1493 zu Hirschau und 1499 zu Würzburg den Vorsitz führte. Mehr noch stieg sein Ruhm durch seine historischen Studien, deren Hauptfrucht die „Vita S. Ottonis" war, die Gretser in seinen „Divis Bambergensibus" 1611 zuerst herausgab.

Fabricii bibl. lat. med. et infimae latinitatis I. 248. Ussermann, Episcopatus Bambergensis. S. 315. Jäck, Pantheon. S. 16—20.

Ruland.

Andreas von Regensburg, Geschichtschreiber, geboren am Ausgang des 14. Jahrhunderts, † um die Mitte des 15., hat außer seinen Werken wenige Spuren seines Lebens zurückgelassen. Nach einer Angabe Aventin's, gegen deren Richtigkeit jedoch manche Gründe sprechen, wäre er ein geborener Böhme, Namens von Broda. Nachdem er in seiner Jugend die Schule zu Straubing besucht und in der Pfingstwoche des Jahres 1405 zu Eichstädt die Priesterweihe empfangen hatte, trat er 1410 im Kloster St. Mang in einer Vorstadt von Regensburg in den Orden der regulirten Chorherren. Regensburg stand damals noch unter dem Einflusse der von Albert dem Großen angeregten, von Konrad

von Megenberg fortgepflanzten, auf Polyhistorie gerichteten litterarischen Rührigkeit, deren Vorbilder auf A. gewirkt haben werden. Aus dem Jahre 1422 rühren seine Erstlingswerke, eine kleine Schrift, betitelt: „De statu urbis Ratisbonensis antiquo et de variis haeresibus" und ein „Chronicon generale" in welchem er hauptsächlich den Martinus Polonus, um mit seinem eigenen Worte zu sprechen, „ausgepluet," aber auch manche brauchbare eigenthümliche Nachrichten gesammelt hat. Durch diese Werke zog der Verfasser die Aufmerksamkeit des Herzogs Ludwigs des Gebarteten von Baiern-Ingolstadt auf sich, der ihn mit der Abfassung seines Hauptwerkes beauftragte, des „Chronicon de ducibus Bavariae", und so der Geschichtschreibung jene Förderung angedeihen ließ, welche für die Wittelsbachischen Fürsten fortan traditionell geworden ist. Das Werk, das als „Chronickh von den Fürsten zu Bayrn" von A. selbst ins Deutsche übertragen wurde, zeigt in der Darstellung ganz die Unbehilflichkeit, aber auch Treuherzigkeit der Zeit; in den älteren Abschnitten enthält es zahlreiche Fabeleien, wie es denn z. B. die Baiern aus Armenien einwandern läßt und den Namen des baierischen Nordgaues von einem baierischen Fürsten Norix, Sohn des Hercules, ableitet; für die jüngeren Zeiten aber ist es eine unserer werthvollsten Quellen, so daß Aventin dadurch veranlaßt wurde, dem A. den Ehrentitel eines baierischen Titus Livius zu geben. Die deutsche Chronik der baierischen Fürsten reicht bis zum Jahre 1452, die lateinische nur bis 1439, bei welchem Jahre die bis 1486 geführte Fortsetzung eines anderen Regensburger Priesters, L e o n h a r d P e u h o l t z von Operchoven, anknüpft. Dem „Chronicon generale" hat A. selbst durch das sogenannte „Diarium sexennale", das die Jahre 1422—1427 umfaßt, eine Fortsetzung gegeben. Um ein Jahr weiter reicht ein ebenfalls von A. verfaßtes „Chronicon episcoporum Ratisbonensium." 1431 ging A. als Gesandter seines Klosters zu Herzog Ernst nach Straubing und wußte dort, wie er selbst mit großem Behagen erzählt, dessen Interesse an seiner Chronik mit mönchischer Schlauheit zu Gunsten eines Rechtsanspruches seines Klosters zu verwerthen. A. eröffnet die Reihe der Vorgänger Aventin's, jener Chronisten, welche in Baiern im Laufe des 15. Jahrhunderts, meist von den Fürsten angeregt oder unterstützt, so zahlreich auftraten, wie um diese Zeit kaum in einem anderen deutschen Lande. Sein Todesjahr ist unbekannt. Von seinen Werken sind die meisten im ersten Bande von Oefele's „Scriptores rerum Boicarum", die deutsche Chronik der baierischen Fürsten im zweiten Bande der Sammlung historischer Schriften von v. Freyberg gedruckt. R i e z l e r.

Andreas: V a l e r i u s A., wie er seinen eigentlichen Namen Walther Driessens latinisirte, auch mit dem Zusatz Desselius nach seiner Vaterstadt Deschel in Brabant, Litterarhistoriker und Jurist, geb. 27. Nov. 1588, † 29. März 1655. Vorgebildet zu Antwerpen, wo der berühmte Andr. Schott sein Lehrer und Aubert Miraeus unter seinen Freunden war, studirte er zu Douai und ward 1611 zu Löwen zum Professor des Hebräischen ernannt. Aber am 22. Nov. 1621 zum Doctor juris promovirt, erhielt er neben seiner hebräischen Professur 1628 auch diejenige der Institutionen und ward 1636 zugleich Bibliothekar. Als Jurist hat er sich weniger durch eigene Schriften, wie die oft aufgelegten „Erotemata juris canonici," als durch die mit Anmerkungen und Commentaren versehenen Ausgaben der Werke Anderer verdient gemacht; so des Henr. Kinschotti „Responsa", Joa. Rami „Commentar. meth. ad Regulas juris utr. etc.", Guil. Hanetonius „De jure feudorum", H. J. Zoesi „comment. ad instituta juris civ. etc."

Sein Hauptverdienst aber bilden seine höchst umfassenden und in der Hauptsache tüchtigen litterärgeschichtlichen Arbeiten, deren erste 1607 erschien: „Catalogus Clarorum Hispaniae Scriptorum, qui latine disciplinas omnes

humanitatis, Jurisprudentiae, Philosophiae, Medicinae ac Theologiae illustrando etiam trans Pyrenaeos evulgati sunt. Nunc primum ex omnibus Nundinarum Catalogis ac Bibliothecis diligenter collectus." 1611 folgten die „Imagines Doctorum Virorum e variis gentibus Elogiis brevibus illustratae;" 1618 die verdienstliche Schrift: „Collegii Trilinguis Buslidiani in Academia Lovaniensi exordia et progressus et linguae Hebraicae encomium," und endlich 1623 das Hauptwerk, die „Bibliotheca Belgica, de Belgis vita scriptisque claris, Praemissa Topographia Belgii totius seu Germaniae inferioris descriptione;" stark vermehrt in zweiter Ausgabe 1643. Wenn auch in vielen Stücken ungenau, ist doch diese Arbeit durch umfassenden Sammelfleiß ausgezeichnet. Sie ward, indem zunächst Foppens darauf weiter baute, eine Hauptgrundlage der belgischen Biographie. Einige andere, darunter auch philologische Schriften verzeichnet die „Biogr. nat. Belg." Kelchner.

Andres: Johann Bonaventura A., geb. 29. Mai 1743 zu Nürnberg, † 1822 zu Würzburg, war bereits 1762 am 20. Sept. in die Gesellschaft Jesu eingetreten und lehrte 1765 am Gymnasium zu Bamberg. Zur Vollendung seiner Theologie kam er 1771 nach Würzburg, wo er als einer der talentvollsten Jesuiten nach deren Aufhebung sogleich ins Clericalseminar daselbst aufgenommen wurde. Zum Priester 14. Febr. 1774 geweiht, trat er als Caplan der Landstadt Arnstein in die Seelsorge, ward aber bereits 1775 Professor der Rhetorik am Gymnasium zu Würzburg, von welcher Zeit an er nahezu als das belebende Princip der wirklich ausgezeichneten hochstiftlichen Gymnasien oder Mittelschulen betrachtet werden konnte. 1783 wurde er Professor an der philosophischen Facultät zu Würzburg, wo ihm die Lehrfächer der Aesthetik und Homiletik oder geistlichen Beredtsamkeit, 1792 mit Pädagogik verbunden, übertragen wurden, nachdem er bereits 1782 am 6. August bei Feier des zweiten Universitäts-Jubiläums die Doctorwürde der Theologie erhalten hatte. Im Jahre 1793 Mitglied der hochfürstlichen Schulcommission, 1795 zugleich geistlicher Rath, dann 1807 unter der großherzoglichen Regierung wirklicher Vicariatsrath und als solcher der neu errichteten großherzoglichen Schul-Commission beigegeben, wurde er 1809 zugleich Director der Gymnasien zu Bamberg und Würzburg und trat von der staatsdienerlichen Wirksamkeit im Jahre 1816 zurück, indessen er Vicariatsrath bis zur Errichtung des neuen Domcapitels blieb, bis er fast 79 Jahre alt, nahezu dürftig geworden, sein verdienstvolles Leben schloß. A. war einer der vielseitig gebildetsten Männer seiner Zeit, ein wahrer Förderer der classischen Bildung, dazu eifrig mitarbeitend namentlich den jungen fränkischen Clerus auf die Höhe wahrer wie auch rednerischer Bildung zu heben — und eifriger Verehrer des Frankenlandes.

Seine Schriften verzeichnet Baader, Lex. verstorb. Bair. Schriftst. Bd. 2. Th. 1. S. 3. Jaeck, Pantheon S. 21. Felder, Gelehrten- und Schriftst.-Lex. Ruland.

Andres: Johann Bapt. A., geb. 11. August 1768 zu Königshofen im Grabfelde, † 24. Sept. 1823 als königlicher Hofrath und Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte an der Universität Landshut, hatte seine Gymnasialstudien in Münnerstadt am dortigen Augustiner-Gymnasium, die Philosophie, in der er 1786 die Doctorwürde erhielt, in Würzburg vollendet, trat daselbst in das bischöfliche Clericalseminar, wurde am 22. Sept. 1792 Priester und 1793 Licentiat der Theologie. Von 1795 bis 1799 war er bemüht, sich für Geschichte und Jurisprudenz auszubilden, weßhalb er zuletzt auch noch die Universität Göttingen besuchte. 1802 Privatdocent und 1803 Professor an der Universität Würzburg, erhielt er 1804 einen Ruf als Professor des Natur- und allgemeinen Staatsrechts, sowie der Staatengeschichte nach Salzburg, wo er am

14. April zum Doctor beider Rechte promovirt ward. Seiner dortigen Lehrthätigkeit wurde 1811 durch Aufhebung der Universität ein Ende gemacht, jedoch wurde ihm an dem an die Stelle derselben geschaffenen Lyceum die Professur des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte übertragen und ihm, obschon Priester, am 22. März 1812 der Charakter eines k. Hofrathes ertheilt. Als am 12. März 1813 der bekannte Kirchenrechtslehrer Anton Michel in Landshut gestorben war, glaubte man in A. denselben freisinnigen Lehrer wieder zu finden. Er ward am 11. Mai zum Professor in Landshut ernannt. Es ist seine Lehrthätigkeit, durch die er einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die damalige Anschauungsweise ausübte.

Felder, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon. Prantl, Gesch. der Ludw.-Max.-Universität. Ruland.

Andrian: Victor Freiherr von A. Werburg, geb. im Görzischen, 17. September 1813, † in Wien 25. November 1858. Entsprossen aus einem altadeligen tirolischen Geschlechte, dessen Stammschloß A. am südlichen Ausgange des Etschthales noch heute den Blick fesselt, widmete sich A., nach in Wien zurückgelegten Rechtsstudien, dem Staatsdienste, indem er im J. 1834 in die Dienstleistung bei dem Gubernium in Venedig eintrat und von da ziemlich rasch zum Secretär bei dem Gubernium in Mailand in unmittelbarer Nähe des E. H. Vicekönigs vorrückte. Der stete Verkehr mit den höchsten Gesellschaftskreisen und mehrfache Reisen nach dem Auslande entwickelten in ihm frühzeitig einen Antagonismus gegen das herrschende System und eine Vorliebe für die im Auslande, namentlich in England, beobachteten freieren Institutionen. Dieser Ideenrichtung entsprach die von ihm im J. 1841 anonym veröffentlichte Flugschrift „Oesterreich und dessen Zukunft" (in 3. Auflage 1843), in welcher er die Unhaltbarkeit des bisherigen bureaukratischen Regierungssystems schlagend nachwies und in einer freisinnigen Ausbildung der altständischen Provinzialverfassungen, in der Schaffung einer Reichsvertretung, sowie in einer gründlichen Reform der gesammten inneren Gesetzgebung das Heil für Oesterreich suchte. Diese Schrift, die bei der damaligen allgemeinen geistigen Erstarrung, namentlich mit Rücksicht auf die sociale Stellung des Verfassers ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte, begründete Andrian's publicistischen Ruf weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus, machte aber andererseits auch seine Stellung im öffentlichen Dienste unhaltbar. Im J. 1846 zog er sich ganz vom Staatsdienste zurück und übersiedelte nach Wien, wo er im Verein mit der Fortschrittspartei im Schoße der niederösterr. Stände seinen Reformgedanken praktische Folgen zu geben sich bestrebte. Aus diesen fortgesetzten Berührungen entsprang der von ihm im J. 1847 erschienene zweite Theil obiger Schrift, die zugleich als das Actionsprogramm der damaligen Landstände Niederösterreichs betrachtet werden kann. Nach dem Ausbruch der Märzbewegung 1848 ward A. von den niederösterr. Ständen als Vertrauensmann zum deutschen Vorparlament entsendet, und von diesem in den fünfziger Ausschuß gewählt. Im April 1848 wählte ihn der Bezirk Wiener-Neustadt zum Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., als deren Vicepräsident und Mitglied des Verfassungsausschusses er bis zum Sommer 1848 fungirte. Als deutscher Reichsgesandter nach London geschickt, kehrte er von da auf den Wunsch des Ministeriums Gagern zur Zeit der Berathung über die §§. 2 und 3 der Reichsverfassung nach Frankfurt zurück, in welcher er im Einklange mit dem späteren Kremsierprogramm des österreichischen Ministeriums den Standpunkt eines völkerrechtlichen Anschlusses Österreichs an Deutschland vertrat. Im Mai 1849 trat A. mit der Mehrzahl der übrigen österreichischen Abgeordneten aus der Versammlung aus, und kehrte sodann im Sommer nach Wien zurück. Einen Antrag Bach's zum Wiedereintritt in den Staatsdienst

lehnte er ab, und zog sich ganz in das Privatleben zurück. Im J. 1850 veröffentlichte A. seine Gedanken über die österreichische Märzverfassung in einer weiteren Flugschrift „Centralisation und Decentralisation in Oesterreich." Er verlangte darin, im Einklang mit den Anschauungen der altconservativen Partei, mit deren Führern er enge befreundet war, volle Autonomie der einzelnen Länder in Betreff der gesammten inneren Verwaltung und der darauf bezüglichen Gesetzgebung, sowie der directen Besteuerung, Verantwortlichkeit der Statthalter gegenüber den einzelnen Landtagen, letztere nach dem Zweikammersystem gebildet, und selbst mit dem Rechte eines aufschiebenden Veto gegenüber dem Reichstage ausgestattet &c., mit einem Worte: den ganzen Apparat einer Föderativverfassung, wie solche selbst in dem im J. 1860 nachgefolgten October-Diplom nur ganz unvollkommen ihren Ausdruck gefunden hat. Mit dieser letzten Schrift schloß sich auch die publicistische Thätigkeit Andrian's ab.

Nachdem er längere Zeit auf Reisen abwesend gewesen, trat er erst wieder im J. 1856 hervor, indem er durch Vermittelung Bruck's Gelegenheit fand, sich bei mehreren neu geschaffenen industriellen Unternehmungen zu betheiligen. Den Sturz des Bach'schen Systemes, das er gründlich haßte, erlebte er nicht mehr, denn schon im Spätherbst 1858 raffte ihn ein Lungenleiden in der vollen Kraft seiner Jahre dahin. v. Sommaruga.

Andrieszoon: Jan A. (oder Johannes Andreä), einer der ersten Buchdrucker von Harlem, von dem zwei lateinische Drucke von 1483 bekannt sind: „S. Bonaventurae formulae noviciorum de exterioris hominis compositione," in 4°, und die „Passio Jesu Christi"; und ein niederländ. von 1486: „Een nuttelyk cort Boeksken inhoud. dri capit. werende of slutende op III. dachvaerden, die een ygelic goet mensche wanderen moet."

(Maitt. Ann. ed. Panzer I. 454 f.) Mhlbr.

Angehrn: Beda A., Fürstabt des Klosters St.-Gallen, geb. 7. December 1725 zu Hagenwil, einem St.-Gallischen Dorfe an der Grenze des Kantons Thurgau, † 19. Mai 1796 zu St.-Gallen. Sohn eines angesehenen Wundarztes, besuchte er zuerst die Jesuitenschule in Constanz und dann die Klosterschule St.-Gallen. 1744 legte er hier das Klostergelübde ab und wirkte nach Empfang der Priesterweihe (1749) selbst als Lehrer an der Klosterschule, bis er zum Statthalter und Prior des von St.-Gallen abhängigen Klosters St.-Johann im Thurthale ernannt wurde. Seine Kenntnisse und sein freundliches heiteres Wesen erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe, so daß ihn das Capitel 1767 zum Abte wählte. Sein mildes Regiment trug im Grunde doch auch den Charakter seines Zeitalters, desjenigen des aufgeklärten Despotismus an sich: einerseits eifrige Sorge für das allgemeine Beste durch Verbesserungen in der Schule und Kirche, im Militärwesen, durch Anlage neuer Straßen und großer anderer Bauten, durch Förderung der wissenschaftlichen Anstalten des Klosters; andererseits nicht gehörige Bemessung der dem guten Willen zu Gebote stehenden Mittel, daher Zerrüttung der Finanzen, und Mißachtung der dem Capitel zustehenden, die selbstherrliche Verwaltung seiner Aemter störenden Rechte. Ein Theil der jüngern, kräftigern Ordensgeistlichen traten bald mit förmlichen Klagen gegen Beda bis vor den Papst, vermochten aber nicht durchzudringen. Bei Ausbruch der revolutionären Bewegungen unter den Gotteshausleuten im Jahre 1794 zeigte sich Fürstabt Beda außerordentlich nachgiebig und ließ sich von seinen bisherigen Unterthanen trotz des Widerstandes seines Capitels nach kurzem Sträuben ohne ernstlichen Widerstand die wichtigsten Regierungsbefugnisse den schwachen Händen entwinden.

Weidmann, Geschichte des ehemaligen Stifts und der Landschaft St.-Gallen unter den zween letzten Fürstäbten. Wartmann.

Angelocrator: Daniel A., evangel. Superintendent, als Sohn eines Bäckers (und nachherigen Bürgermeisters) zu Corbach im Waldecker Lande, am 19. October 1569 geb., † 30. Juli 1635. Er studirte 1588 zu Marburg, 1589 zu Franeker, begleitete sodann zwei junge hessische Edelleute (v. Uffeln und v. Schachten) auf die Universitäten zu Marburg und Helmstädt und kehrte 1594 in die Heimath zurück. Wegen seiner reformirten Glaubensrichtung mit seinem Vater zerfallen, verließ jedoch A. die Heimath alsbald wieder, begab sich nach Genf (wo sich Beza seiner annahm), fand hierauf, in großer Dürftigkeit lebend, bei seinem früheren Zögling v. Uffeln eine Zuflucht und hernach eine (freilich sehr dürftige) Anstellung am Gymnasium zu Stade. Das Jahr 1597 führte ihn nach Hessen, wo er zunächst in Martinhagen, dann 1601 in Ifthe und Wenigenhasungen, hierauf (1606) in Frankenberg Pfarrer wurde. Landgraf Moritz, der in ihm eine Hauptstütze der damals in Hessen-Cassel mittelst der reformirten „Verbesserungspunkte“ eingeführten Kirchenreform erkannte, bestellte ihn deshalb 1607 zum Archidiaconus in Marburg und 1614 zum Superintendenten daselbst. Als solcher nahm er im Namen des Landgrafen 1618 bis 1619 an der Dortrechter Synode Theil. — Da brachen plötzlich 1624 die Truppen des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, von Oesterreich unterstützt, in Oberhessen herein, besetzten das Land und nöthigten alle reformirten Prediger zur Flucht. A. erhielt nun 1625 die Pfarrei zu Gudensberg in Niederhessen. Allein in einer allgemeinen Plünderung der Stadt durch die Tilly'schen Schaaren (21. Mai 1626) verlor er all seine Habe. Er zog nun nach Cassel, wo ihm sofort (1626) die Stelle eines Beisitzers bei dem Consistorium übertragen wurde. Im folgenden Jahre jedoch folgte er einem Rufe nach Köthen, wo er als Superintendent fünf Jahre lang wirkte, und dann in den Ruhestand trat.

Unter den litterärischen Arbeiten Angelocrator's ist dessen „Chronologia autoptica“ (Cassel 1601) hervorzuheben, welche der Anlage nach ein opus historicum universale werden sollte; indessen ist nur ein Theil des (ohnehin unvollendet gebliebenen) Manuscripts zur Veröffentlichung gekommen. Seine übrigen Schriften sind theils Gelegenheitspredigten, theils Abhandlungen polemisch-apologetischen Inhalts, welche die Vertheidigung der Mauritianischen Kirchenreform zum Zwecke haben.

Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte, Bd. I. S. 68 f.

Heppe.

Angelus de Brunsvico, aus Braunschweig gebürtig, auch Magister Engelinus, oder Eggelinus genannt, erlangte die Magisterwürde zu Erfurt 1445, kam sodann als Prediger nach Mainz, wirkte später am Gymnasium zu Erfurt, und starb zu Straßburg 1481. In dem Conflicte des Johann von Wesel mit den Mainzer Dominicanern soll er auf Seite des ersteren gestanden haben. Ob er Weltgeistlicher gewesen oder irgend einem Mönchsorden angehört habe, ist nicht ermittelt. Trithemius, „De scriptor. eccles.“ führt als seine Schriften ein „Opus super canone missae,“ „Sermones“ und „Quaestiones“ an.

Wrn.

Angelus Silesius, mit seinem Vaternamen Johann Scheffler, eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den mystischen Dichtern und Convertiten, geb. 1624 zu Breslau, wohin sein Vater, Stanislaus Scheffler, Herr zu Borwicze im Königreich Polen, gezogen war, und † 9. Juli 1677. Der Knabe besuchte das St. Elisabeth-Gymnasium, an welchem die litterarisch und poetisch bekannten Lehrer Elias Major und Christoph Coler wirkten. Verschiedene seiner Gelegenheitsgedichte sind aus dieser Zeit erhalten, zeichnen sich aber höchstens durch einen gewissen Fluß der Sprache aus. In der sonderbaren Aufführung von Coler's „Maienluft“ vom 22. Mai 1642, die Coler selbst in langem Pro-

gramm beschrieben hat, hatte Scheffler die Nachtigall, Andreas Scultetus die Waldluft übernommen; Andere stellten die Flora, den Garten, die Rose, Lilie u. s. w. dar. 1643 bezog Scheffler als Mediciner die Universität Straßburg. Von den nächsten Jahren verbrachte er seiner eigenen Aussage gemäß zwei Jahre in Leyden. Ob schon von Kindheit an mystische oder sonst sectiererische Einflüsse auf ihn gewirkt haben, steht dahin. Wahrscheinlich ist er erst in Holland durch den schlesischen Theosophen Abraham von Franckenberg zum Studium der von Franckenberg in Abschrift nach Holland gebrachten Werke Jak. Böhme's und in die mystische Strömung gekommen. Böhme nennt er später „Ursache, daß er zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen und sich zur katholischen Kirche bekannt habe". 1647 ging er der Sitte der schlesischen Mediciner gemäß nach Padua, wo er im nächsten Jahre den Doctorgrad „mit höchsten sonderlichen Ehren" erlangte. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er 1649 Leibarzt bei dem streng lutherischen Herzog Sylvius Nimrod von Würtemberg-Oels zu Oels. Als 1650 Franckenberg nach Schlesien zurückkehrte und in der Nähe von Oels seinen Wohnsitz nahm, entspann sich wieder zwischen den alten Freunden der regste geistige Verkehr. Doch starb Franckenberg schon 1652. Scheffler dichtete ihm das „Ehrengedächtniß", sein erstes Gedicht, das für die spätere Richtung bedeutsam ist. Ende des Jahres gab er seine Stellung als Oels'scher Leib- und Hof-Medicus auf; im Juni 1653 trat er zur katholischen Kirche über. Dabei nahm er nun den Namen Angelus an und nannte sich in der Folge in seinen Dichtungen Johann Angelus Silesius (der Schlesier). Der Mystiker fühlte sich von dem damals herrschenden starren, harten, dogmatischen Protestantismus in tiefster Seele abgestoßen und erbittert. Er sah in ihm „Abgötterei der Vernunft", einen Satzglauben, den Jeder sich anders auslegte. Seinem schwärmerischen, zur mystischen Versinnlichung drängenden Wesen kam dagegen in jeder Weise der damalige Neukatholicismus entgegen. In den „Gründlichen Ursachen und Motiven" 1653 läßt Scheffler uns die wirkenden Beweggründe seines Uebertritts erkennen; nur muß man vielleicht noch dazu die Empörung und den brennenden Eifer eines mystisch „Begnadeten" rechnen, dem die Censur der protestantischen Geistlichkeit jede ungetrübte Wirkung versagte. Ein Motiv seines Austritts aus der lutherischen Kirche ist „die freventliche Verwerfung der ihnen (den Lehrern insgemein) ganz unerkannten, geheimen, mit Gott gemeinschaft — Kunst (Theologiae mysticae), welche doch der Christen höchste Weisheit ist". Die Lehre von der Verwerfung der Askese, des beschaulichen Lebens, der guten Werke rc. widersteht ihm bei den Protestanten. Die katholische Kirche, „die nicht allein mit den Heiligen im Gebet communicirt, sondern auch der persönlichen Erscheinung und Besuchung geneust", ist ihm „der Leib des heiligen Geistes", der nur aus seinem eigenen Leibe reden könne. Es war die Blüthezeit der Proselytenmacherei, namentlich in Schlesien, wo sie von Wien aus in jeder Wei[illegible] durch Anstellungen, Beförderungen rc. der Bekehrten unterstützt wurde. Auch Joh. Scheffler erhielt 1654 zur Entschädigung für seine niedergelegte Leibarzt-Stelle den Titel und die Privilegien eines Hofmedicus des Kaisers. Doch lagen ihm grob-äußerliche Motive fern, wie er denn in dieser Beziehung durch seinen Uebertritt seine Stellung eher verschlechterte, als verbesserte. 1657 erschienen, vielleicht früher von der lutherischen Censur beanstandet, seine Hauptdichtungen, beide mit Erlaubniß der katholischen Censur: „Geistreiche Sinn und Schlußreime", bekannter unter dem Namen der 2. vermehrten Auflage als „Cherubinischer Wandersmann" und: „Heilige Seelenlust oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche", Dichtungen, die zum Bedeutendsten in ihrer Art gehören. Dort ist es die theosophische Versenkung der Seele in das göttliche Wesen als Allheit, hier verzückt sich die Seele in Christus hinein. Mit specieller Beziehung auf den Cherubinischen

Wandersmann hat schon Leibnitz auf den Parallelismus hingewiesen, der in den Mystikern der Monopsychiten und in Spinoza's Lehre sich finde. Bei jenen die All-Seele, der Ocean gleichsam des einen göttlichen Wesens, aus dem die Einzelseelen gleich Tropfen kämen, in den sie zurückkehrten und mit dem sie wieder verschmölzen, in jedem Tropfen, dem Theil des Alls, das All sich spiegelnd. Bei Spinoza die eine Weltensubstanz und die individuellen Seelen nur deren vorübergehende Modificationen. Hier die philosophisch mathematische, dort die psychisch-mystisch gefaßte Einheit. Im „Cherubinischen Wandersmann" fesselt bei überraschend schöner, präciser Sprache dieser Spruchdichtung die Milde, Ruhe und Tiefe des darin zu immer neuen poetisch-krystallinischen Formen wie von selbst zusammenschießenden Pantheismus. Gedanke um Gedanke in Formung um Formung wächst empor, löst sich ab: es giebt kaum Tiefsinnigeres und Interessanteres auf diesem Gebiete. Dagegen herrscht in der Psyche das verzückte Drängen und Sehnen vor, bald inbrünstige, weiblich süße, bang zitternde Verquickung, dann wieder eine jubilirende, in brausendem Sturm gleichsam durch die Himmel reißende Seligkeit, der das Wort kaum genügt und die zu Musik werden will. Neben wunderbar Schönem, wie es nur dem echtesten Dichtergeist entströmen kann, finden sich freilich auch alle Mängel dieses poetischen (italienischen und Jesuiten-) Barockstils. Sie zeigen dann den Dichter so süßlich, widerlich geschmacklos, hysterisch liebesbrünstig, auch schwülstig und hohl wie die Meisten seiner Genossen. Die einfacheren Lieder erinnern in Ton und Bild (auch in Einzelheiten) an Paul Fleming. Selbst die beiden später hinzugefügten Bücher mit ihrem Heiligen- und Maria-Inhalt treten nicht sehr aus dem allgemein christlichen Rahmen und Katholiken und Protestanten konnte die Psyche Gemeingut sein. Letztere behaupteten, daß sie wie der Cherub. Wandersmann noch vor dem Uebertritt zum Katholicismus gedichtet sei. Je nach der herberen oder weicheren Richtung im Protestantismus sind Scheffler's Lieder der Psyche fortan mißgünstig oder günstig angesehen und aus protestantischen Gesangbüchern entfernt oder für dieselben benützt worden.

Im Febr. 1661 wurde Scheffler Minorit; im Mai erhielt er die Priesterweihe. 1664 wurde er von seinem Gönner, dem Fürstbischof von Breslau und Neiße Sebastian von Rostock (einem Bürgerssohn aus Grottkau) zum fürstbischöflichen Marschall oder obersten Hofmeister und Rath ernannt. Aus dem tiefsinnigen, weihevollen Mystiker ward nun der fanatische, wie von innerlicher Streit- und Bekehrungs-Gluth und Wuth umgetriebene Feind des Protestantismus, der weitgehendste Eiferer und sophistische Vertreter des Papstthums der jesuitischen Auffassung, dessen Art und Folgerungen einige in heutiger Zeit vielleicht interessante Sätze zeigen mögen:

„Daß aber der Papst ein Gott sei und mit Recht so genannt werde, be„zeugt die Schrift, welche die Obrigkeit Götter nennt ..... Weil dann nicht „erwiesen worden, daß sich ein einiger Papst einen Gott genannt hat, ob er zwar „einer ist und auch von Kaiser und Königen dafür gehalten worden ꝛc."

Gleich seine erste große Streitschrift „Türkenschrift" 1663 zog ihm durch den Reichsfiscal eine Anklage beim römischen Reich als Meutemacher, Friedensstörer, Majestät-Lästerer, blutdürstiger Geist ꝛc. zu (auf Leib und Leben, wie er an einer Stelle sagt). Seine Hauptbeschäftigung blieb fortan die litterarische Fehde, sodaß er in 12 Jahren 55 zum Theil sehr umfangreiche Streitschriften herausgab, von denen er später auf des Abts Bernhard Rosa Antrieb 39 auswählte, die 1677 gesammelt in der „Ecclesiologia" erschienen und uns einen tiefen Einblick in Scheffler, den Fanatiker und zelotischen Proselyten, wie in die ganze, nach diesen Richtungen bewegte Zeit geben. Wunderbarer Weise ist in den vermehrten Ausgaben des „Cherubinischen Wandersmanns" und der „Psyche",

so wie in der „Evangelischen Perle“ 1675, einer Uebersetzung der „Margarita evangelica“ der alte Geist dieser Dichtungen rein erhalten. Anders freilich ist die „Sinnliche Beschreibung der 4 letzten Dinge“ 1675, ein so rohes, geschmackloses, bis zum Ekelhaften gehendes poetisches Machwerk, daß man den früheren Dichter darin nicht wiedererkennen kann. Doch ward dieser rohsinnliche Bänkelsängerstil in der Jesuitendichtung augenscheinlich oft mit Vorbedacht angewandt, wo man auf die Wirkung bei der großen, stumpfen und dumpfen Masse speculirte.

Wenn Scheffler in den Streitschriften oft die tiefen Gegensätze trifft und für seine Glaubens- und Weltanschauung in der rhetorischen und sophistischen Weise jener Zeit oder mit populärer Geschicklichkeit in einer Weise kämpft, daß sein Wissen wie seine brennende Ueberzeugung ihn auch hierin höchst bedeutend erscheinen lassen, so zeigt er sich andererseits wieder so unduldsam gefährlich, so krankhaft verrannt, so bis zum Unbegreiflichen läppisch (z. B. in der „Christenschrift“), daß es nicht Wunder nimmt, daß seiner eigenen Aussage gemäß die gemäßigten Katholiken selbst ihn scheel ansahen und er „durch eine ganze Völkerschaft als der ärgste Schelm und Bube ausgetragen und durchgezogen“ wurde, auch der Spott und die Grobheit und Gemeinheit der groben Zeit sich über ihn als „Phantasten, Mameluken, Idioten und Narren“ ergoß.

Scheffler zog sich, nachdem er seine Stelle als Hofmeister und Rath niedergelegt hatte, in den letzten Jahren seines Lebens ganz ins Stift der Kreuzherren zu Mathias zurück. Nach jahrelangen Leiden starb er daselbst 9. Juli 1677. (Die beste Satire gegen ihn, die reine Mephistopheles-Scene Scheffler's mit einem Schüler, ist wohl der „Gülden-Griff.“)

Die Identität von Scheffler und Ang. Silesius war weder seiner Zeit noch später Allen bekannt. Die geistige Verschiedenheit in den Streitschriften und den schönen Poesien ist in der That oft kaum zusammenzureimen. Darauf hin suchte Dr. W. Schrader 1853 („Ang. Silesius und seine Mystik“) den Beweis anzutreten, daß Ang. Silesius und Scheffler nicht identisch sein. Sonderbarer Weise übersah er wie des Ang. Silesius Biograph Kahlert in der Widerlegung das eigene Zeugniß Scheffler's: „Daß ich auch . . . mit großer Gewalt aus der anmuthigen Innigkeit (von welcher die in ihren Jesum verliebte Psyche und der Cherubinische Wandersmann sambt andren Zeugen) habe herausziehn müssen und wirken können . .“

C. Fr. Gaupp: Die römische Kirche &c. 1840. Dr. Patricius Wittmann: Ang. Sil. als mystischer Dichter und Polemiker 1842. A. Kahlert: Angelus Silesius. Eine litterarhistorische Untersuchung 1853. Dazu als Ergänzung: Hoffmann v. F. Weimarsche Jahrb. I. Das Verzeichniß der Werke, Auflagen, Ausgaben &c.: Goedeke, Grundriß, Buch V. §. 188.

Lemcke.

Angelus: Andreas A., geb. 16. Nov. 1561 zu Straußberg in der Mittelmark, studirte zu Frankfurt a. O. und wurde 1585 Rector in seiner Vaterstadt und dann Conrector zu Neu-Brandenburg. Diese Stelle legte er nieder, um seiner Thätigkeit als vaterländ. Geschichtschreiber mehr leben zu können. Er nahm indessen 1590 das Conrectorat am Grauen Kloster zu Berlin wieder an, verließ dasselbe aber, um 1592 in seinem Geburtsorte Pastor und Inspector zu werden. Hier starb er 9. Aug. 1598 an der Pest. Er schrieb außer anderen Werken (cfr. Adelung) mehrere zur Geschichte der Mark Brandenburg, wie: „Annales Marchiae.“ Francof. 1598. „Chronicon Jutrebocense“ (in Eckhard's Script. rer. Jutreb. etc.).

Kusteri Collect. opusc. hist. March. illust. I. 19—30. Seidel's Bildersamml. mit Erläuter. von G. G. Küster, S. 117. W l t h.

Angelus: Johann A., Professor der Astronomie in Wien, geb. 2. März 1463 zu Aichen in Baiern, † 29. Sept. 1512 in Wien, war ein Schüler des Regiomontanus und veröffentlichte Ephemeriden der Himmelskörper nach den Tafeln seines Lehrers; er schrieb auch ein Project zur Verbesserung des Kalenders. Seinen Ephemeriden von 1489 fügte er Prognostika hinzu. Ferner schrieb er ein „Astrolabium planum cum aequationibus domorum coeli" 1494 und über „Albumazaris de magnis conjunctionibus" 1489. — (Jöcher, Adelung).

B r u h n s.

Angely: Louis A., geb. 1788 in der französischen Colonie zu Berlin, † 16. Nov. 1835. Schon als Knabe betrieb er theatralische Uebungen und widmete sich sehr jung dem Schauspielerberufe. Das Geschick trieb ihn in die deutschen Provinzen Rußlands. Später wurde er Mitglied des deutschen Hoftheaters in St. Petersburg. 1828 kam er als Schauspieler und Regisseur an das Königsstädter Theater nach Berlin. Er spielte komische Rollen, ohne besonderes Glück. Seine Persönlichkeit — er war klein und unansehnlich — war ihm nicht günstig. Als Regisseur jedoch bewährte er Einsicht und Geschmack. Er ist bekannt geworden als Verfasser einer großen Reihe von Vaudevilles und Possen, welche er nach französischen Mustern verfaßte und mit Geschick und Glück Berliner Localverhältnissen anzupassen wußte. Es ist Mode geworden, auf Angely's Thätigkeit mit Geringschätzung herabzublicken. Der aufmerksam beobachtende Theaterfreund hat keine Ursache, in diesen wegwerfenden Ton einzustimmen. Im Gegentheil darf man ihm echte Heiterkeit, harmloses Gemüth und bescheidene Naturtreue nachrühmen. Seine Arbeiten stehen hoch über den Productionen ähnlicher Richtung aus neuerer und neuester Zeit, ja einige davon, wie das bekannte „Fest der Handwerker" dürfen als Genrebilder aus dem Volksleben einen gewissen Werth in Anspruch nehmen. Die beliebtesten seiner dramatischen Arbeiten waren außer dem Fest der Handwerker: „List und Phlegma", „Paris in Pommern", „7 Mädchen in Uniform", „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten", „Der hundertjährige Greis", „Schülerschwänke", „Wohnungen zu vermiethen", „Die Schneider-Mamsells", „Die Schwestern", „Die beiden Hofmeister" etc. Sie sind gesammelt unter dem Titel „Vaudevilles und Lustspiele von Louis Angely", 4 Bde., Berlin 1842.

1830 verließ A. das Königstädter Theater und wurde Gastwirth. Er lebte fortan nur seinen litterarischen Arbeiten.

N. Nekrol. 1835, S. 1007. F ö r s t e r.

Anger: Dr. K a r l T h e o d o r A., geb. 31. Juli 1803 in Danzig, † ebendaselbst als Professor des Gymnasiums 25. März 1858 am Hirnschlage. Dritter Sohn eines Obersteuercontroleurs, der sein Vermögen während der Belagerung Danzigs 1813—14 verloren hatte, besuchte er seit 1815 die Marien- und gleichzeitig seit 1816 bis 1823 die damals vom Professor Adam Breysig geleitete Kunst- und Handwerksschule. Die auf der letzteren erwachte und durch Breysig genährte Neigung für Mathematik, insbesondere für das Gebiet der Perspective trieb den strebsamen Jüngling trotz der Sorgen, mit denen er viele Jahre kämpfte, um sich und seiner Mutter durch Ertheilung von Privatunterricht die Mittel zum Unterhalt zu verschaffen, auf privatem Wege sich die zum Besuche einer Universität erforderliche Vorbildung anzueignen, worauf er 1823 nach Königsberg ging. Hier gelangte sein Talent unter dem Einflusse seines Lehrers Bessel und unter der geistigen Anregung seiner Freunde Jacobi, Erman, Dove,

Neumann und Barthold zur glücklichsten Entfaltung. Seit 1826 bis 1831 als Gehilfe Bessel's an der Sternwarte angestellt, fand er Gelegenheit, an den wichtigsten Arbeiten des Astronomen: an der Beobachtung der Bessel'schen Zonen, an der Zusammenstellung des Sternkatalogs, an den Beobachtungen zur Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels, an den Rechnungen für die „Tab. Regiom." und an den ersten Heliometerbeobachtungen theilzunehmen, woneben er die laufenden Beobachtungen am Reichenbach'schen Meridiankreise rc. ausführte. Ostern 1831 von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig zu deren Astronomen ernannt, wirkte er hier zugleich als Lehrer an der Navigations- sowie an der königl. Provincial-Gewerbeschule, über welche letztere er 1834 das Directorat übernahm, und wurde 1836 Professor am Gymnasium, worauf er die Stelle an der Navigationsschule und auch die des Astronomen an der Naturforschenden Gesellschaft aufgab. 1855 zog er sich von dem Directorate der Gewerbeschule zurück und legte auch das Präsidium der Naturf. Gesellschaft, das er seit 1847 verwaltet hatte, nieder.

Von seinen Arbeiten sind zu erwähnen mehrere Abhandlungen über die Perspective: „Analytische Darstellung der Basreliefperspective", Danzig 1834; „Beiträge zur analytischen Basreliefperspective", Danzig 1836; „Théorie de la perspect. relief", (Astr. Nachr. Bd. 38); „Zur Theorie der Perspect. für krumme Bildflächen", 1850, (Astr. Nachr. Bd. 31); „Untersuchungen über die perspect. Verzerrung", (Schriften der Naturf. Ges. 4. Bd., Danzig 1851); „Ueber den Einfluß der Projectionslehre auf die neue Geometrie", Danzig 1846, 2. Aufl. 1856; „Elemente der Projectionslehre mit Anwendung der Perspect. auf die Geometrie", Danzig 1858. Mehr astron. Inhalts sind: „Tafeln zur Erleichterung der Mondephemeriden", Halle 1831. „Ueber die sicherste Bestimmung der geograph. Breite aus Beobachtungen mit einem Spiegelsextanten", Königsberg 1835. „Bemerkungen über einige Methoden zur Bestimmung der geogr. Breite rc.", Königsberg 1839. „Grundzüge der astronomischen Beobachtungskunst", Danzig 1847. „Populäre Vorträge über Astronomie", herausgeg. v. Zaddach, Danzig 1862.

Vgl. die Vorrede dieser Pop. Vorträge und Th. Hirsch, Gesch. des Danz. Gymnasiums seit 1814. Th. Hirsch.

Anger: Rudolf A., ordentl. Professor der Theologie, außerordentl. Prof. der Philosophie, geb. 2. Juni 1806 zu Dresden als Sohn des Rectors der Stadtschule, † 10. Oct. 1866. Er wurde, nachdem ihn der Vater vorbereitet hatte, von 1821—1824 in dem Gymnasium zum h. Kreuz zu Dresden gebildet. Von Ostern 1824 an studirte er an der Universität Leipzig Philosophie und Theologie, indem er vorzüglich die Professoren Niedner, Theile, Tittmann und Tzschirner hörte. Im J. 1829 wurde er zum Doctor der Philosophie promovirt, und erlangte 1830 die theologische Licentiatur mit der Schrift: „De temporum in actis apostolorum ratione caput I.", welche vollständig, und unter bedeutender Umarbeitung des ersten Capitels, 1833 erschien.

Im J. 1846 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie und Theologie, nachdem er 1845 die theologische Doctorwürde mit der Dissertation: „De Onkelo, chaldaico, quem ferunt, pentateuchi paraphraste, et quid ei rationis intercedat cum Akila, graeco Veteris Testamenti interprete, Part. I. De Akila." Mit der Particula II. „De Onkelo quid memoriae sit proditum" trat er am 26. Mai 1846 seine Professur an. Zur ordentlichen Professur der Theologie wurde A. befördert im J. 1856.

Er umfaßte mit den Vorlesungen, die er hielt, ein weites Gebiet, theils der biblischen Wissenschaft, theils der systematischen Theologie, indem er sowol

alttestamentliche Bücher, wie Jesaia, kleine Propheten, Hiob und Psalmen erklärte und die biblische Theologie des A. T. vortrug, als auch Hermeneutik und historisch-kritische Einleitung in das N. T. las, das Evangelium Matthäi, die Briefe an die Galater, Epheser, Philipper, an die Hebräer, den Brief Jacobi erklärte. Außerdem hielt er regelmäßige Vorlesungen über vergleichende Darstellung der kirchlichen Lehrbegriffe, je und je auch über Glaubenslehre nebst Dogmengeschichte. Vorzüglich aber wirkte er auf die Studirenden durch exegetische Gesellschaften, welche er leitete, und zwar meist ihrer zwei in einem und demselben Semester, eine der Auslegung des Alten, und die andere der Auslegung des Neuen Testaments gewidmet, so wie durch ein Examinatorium über Dogmatik und Dogmengeschichte. Die Studirenden schätzten an ihm nicht nur die ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit, die kritische Schärfe und die Klarheit seines Vortrags, sondern auch die liebreiche Hingebung, mit welcher er sich ihnen im Amt wie im Leben widmete. Als A. 1863 an den Augen zu leiden anfing, und 1866 im Bade Elster starb, ward er von Freunden und Schülern schmerzlich betrauert. Eine Anzahl früherer und späterer Schüler hat das Andenken des geliebten Lehrers durch eine „Angerstiftung" für Studirende der Theologie geehrt.

Außer den bereits angeführten Schriften und einigen Abhandlungen und Programmen hat A. noch herausgegeben: „Ueber den Laodicenerbrief", 1843. „Chronologie des Lehramts Christi", Abth. I. 1848. „Synopsis evangeliorum Matthaei, Marci, Lucae". 1852 (eine Frucht ungemeinen Fleißes und musterhafter Akribie). Mit Dindorf gab er den „Hermas", 1856, und 4 Hefte „Nachträgl. Bemerkungen" dazu, 1856—58 heraus. G. Lechler.

Angern: Ferdinand Ludwig Friedrich v. A., königl. preußischer Kriegsminister, wurde 1757 zu Magdeburg geboren. 1777 Referendar bei der magdeburgischen Kriegs- und Domainenkammer, ward er 1782 zum Assessor, 1785 zum Director bei dem Hauptbrennholzcomtoir in Berlin befördert. 1794 zum geheimen Ober-Finanzrath ernannt, wurde er 1796 als Präsident an die magdeburgische Kammer versetzt. Nachdem die zufolge des Reichsdeputationsschlusses vom 25. Febr. 1802 an Preußen gefallenen Entschädigungsprovinzen in Besitz genommen waren, wurde die Verwaltung dieser und der übrigen westphälischen und nieder-sächsischen Provinzen ihm übertragen, und er darauf 1803 zum wirklichen geheimen Staats-, Kriegs- und dirigirenden Minister bei dem Generaldirectorium ernannt. Er starb 8. Febr. 1828 auf seinem Gute Sülldorf bei Magdeburg. —

Klaproth: Der Königl. Preußische rc. Staats-Rath. Berlin 1805.

Großmann.

Angilbert, Zeitgenosse und Freund Karls des Großen, † 18. Febr. 814. Am Hofe von Kindheit auf erzogen, scheint A. frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt gewesen zu sein, und die niederen Weihen empfangen zu haben. Im J. 782 begleitete er den noch als Kind zum König von Italien gekrönten Pippin als primicerius palatii, und hatte an der Regierung des Landes den wesentlichsten Antheil. Heimgekehrt, betheiligte er sich eifrig an den Studien und dichterischen Uebungen der Hochschule; mit Alcuin verband ihn warme Freundschaft, von welcher mehrere Briefe Alcuin's an ihn zeugen. Zugleich blieb er in Staatsgeschäften thätig, und übernahm dreimal wichtige Gesandtschaften an den Papst. Zuerst 790 wird A. Abt von Centula, später Saint-Riquier, in der Picardie genannt. Dieses Kloster hat er, durch den König unterstützt, in glänzendster Weise mit Hülfe königlicher Baumeister ganz neu erbauen lassen und prachtvoll ausgeschmückt, namentlich auch die Bibliothek mit 200 Büchern ver-

mehrt. Im J. 800 hatte er die Freude, seinen königlichen Herrn als Gast hier zu empfangen. Uebrigens aber hinderte ihn nach der Sitte der Zeit die Würde als Abt nicht, auch ferner am Hofe zu leben, wo er der glückliche Liebhaber von Karls Tochter Bertha war. Denn Karl, welcher sich nicht entschließen konnte, seine Töchter zu verheirathen, gestattete ihnen dafür um so größere Freiheit. A. selbst schildert uns in einem schönen Gedichte, einem Gruß aus der Ferne, die königliche Pfalz und deren Bewohner, dann auch sein nahe gelegenes Haus mit dem Garten, worin seine Knaben spielen. Diese sind Harnid und Nithard, der Historiker, welcher seine Herkunft von der Bertha selbst berichtet hat. Höchst wahrscheinlich ist es dieses Verhältniß, welches zu der unhistorischen Sage von Eginhard und Emma Anlaß gegeben hat.

In einem anderen Gedicht schilderte A., als er, 796 nach Italien eilend, dem jungen König Pippin, dem Sieger über die Avaren, begegnete, die Freude des Wiedersehens, die ungeduldige Erwartung am Hofe, und vorausschauend die zärtliche Begrüßung des jungen Helden im Kreise der Seinen.

Viel Aehnlichkeit mit diesen Gedichten zeigt das bedeutende Bruchstück eines Epos über Karls Geschichte, die ersten 536 Verse des dritten Buches. Nach einer Lobrede auf den großen König werden hier die Bauten zu Aachen beschrieben, eine große Jagd, bei welcher mit besonderer Vorliebe die Töchter Karls geschildert werden, endlich die Zusammenkunft des Königs mit dem aus Rom flüchtenden Papst Leo. Daß auch dieses Gedicht A. zuzuschreiben sei, wird dadurch wahrscheinlich, daß er im Hofkreise den Dichternamen Homer führte, und also wahrscheinlich mit einem Epos beschäftigt war, welches vermuthlich unvollendet geblieben ist.

Die gedruckten Gedichte Angilbert's hat Migne im 99. Bande seiner Patrologia gesammelt. Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, 3. Aufl. I. 131—137. II. 373. §. 7. Wattenbach.

Angilramnus, 25. Sept. 768 — 26. Oct. 791 Bischof von Metz, gehörte einer vornehmen Familie an, die ihn früh für den geistlichen Stand bestimmt hatte. Nachdem er in Gorze den Unterricht des Mönchs Nargaudus genossen, trat er erst in St. Avold, dann im Vogesenkloster Senone als Mönch ein. Wann er hier Abt geworden, ob vor oder nach seiner Erhebung auf den Bischofssitz von Metz, ist nicht mit Sicherheit zu sagen; gewiß ist, daß er seiner anderen Berufspflichten wegen die Abtei später einem Norgandus (Nargaudus), vielleicht seinem Jugendlehrer, überließ. Zu Metz wurde er, nach mehr als 2½jähriger Sedisvacanz, der Nachfolger des am 6. März 766 verstorbenen Chrodegang, erst nur mit bischöflichem Titel, den er nachweislich noch 777, wahrscheinlich aber auch noch Ende 782 führte; seit 787 dagegen erscheint er, wie einst sein Vorgänger, im Besitze der erzbischöflichen Würde. Vielleicht hängt diese Beförderung mit einer anderen zusammen, die gleichzeitig erfolgt sein muß. Im J. 784 nämlich starb Abt Fulrad von St. Denys, der vieljährige Capellan der Könige Pippin und Karl, und A. übernahm nun dies wichtige Palast- und Staatsamt, welches nicht nur die gottesdienstlichen Handlungen am Hofe, sondern auch alle kirchlichen Angelegenheiten des Reichs, soweit sie an den königlichen Hof gebracht wurden, seiner Fürsorge übertrug. Papst Hadrian dispensirte ihn deshalb, auf Karls des Großen ausdrückliches Ansuchen, von der bischöflichen Residenzpflicht, sodaß A. seinen bleibenden Aufenthalt in der Umgebung des Königs nehmen konnte. Doch wandte er der ihm anvertrauten Diöcese nach wie vor seine Aufmerksamkeit zu, den Kanonikern der Stadt, wie uns eine Modification des Chrodegang'schen Statuts beweist, den Klöstern, indem er für Gorze 788 einen Gütertausch mit Toul abschloß, in St. Avold unter königlicher Beihülfe das Grab des heil. Nabor zu schmücken begann. Paulus Diaconus schrieb

seine Metzer Bischofsgeschichte auf Angilramnus' Wunsch, ebenso Donatus das Leben Trudo's, des Heiligen von St. Trou; der letztere bezeichnet ihn bei dieser Gelegenheit als seinen Lehrer. So erkennen wir in A. zugleich ein würdiges Glied jenes wissenschaftlichen Kreises, welcher Karl den Großen umgab, dessen hervorragendstes Mitglied, Alcuin, ihm warme Verehrung zollte, von dessen sämmtlichen Genossen er sich jedoch durch sein vorgerückteres Alter und besonders durch seine hohe amtliche Stellung unterschied. Seine Beziehungen zum Könige waren dadurch vorwiegend praktischer und politischer Natur; es war ein Ausdruck größten Vertrauens, daß Karl unmittelbar nach der Beseitigung Tassilo's (788) ein Kloster des neuerworbenen baierischen Landes, Chiemsee, trotz der weiten Entfernung unter die Leitung und Aufsicht des Bisthums Metz stellte. Im J. 791 begleitete A. den König, wie er es gewiß auch sonst öfter gethan, in den Krieg; wir erfahren davon in diesem einen Falle nur deshalb, weil er damals — es war ein Zug gegen die Avaren — seinen Tod fand. — Ohne Frage hat die rege und einflußreiche Beziehung Angilramnus' zu Karl ein halbes Jahrhundert später Veranlassung gegeben, seinen Namen zu einer kirchenrechtlichen Fiction zu mißbrauchen, die ihn in der Folgezeit bekannter gemacht hat, als Alles, was er in Wirklichkeit gewesen und gethan. Die sog. „Capitula Angilramni" nämlich, eine kleine Sammlung von Grundsätzen über das gerichtliche Verfahren gegen Bischöfe, sind größtentheils aus der nicht vor 847 vollendeten Capitulariensammlung des Benedictus Levita geschöpft, haben also nicht A., sondern sehr wahrscheinlich den Urheber der Pseudo-Isidorischen Decretalen auch zu ihrem Verfasser, und ihre Entstehung fällt sonach, wie die jener großen Fälschung, in die Zeit von 847—853. Wenn ihre Inscription besagt, A. habe die Capitel aus den Händen des P. Hadrian zu Rom am 19. Sept. 785, damals als seine Sache verhandelt worden, empfangen, so ist sie trotz aller Genauigkeit ihrer Angabe eben auch erfunden, wie die ganze Schrift. Bei Pseudo-Isidor begegnet oft genug eine gleich genaue und gleich fingirte Datirung; Papst Hadrian aber und A., der berühmte Capellan Karls des Großen, wurden zur Erhöhung der Autorität des Werkes auf ganz ähnliche Weise in die Dichtung verflochten, wie Karl der Große selbst und sein Canzler Erchambald mit der gleichfalls Pseudo-Isidorischen vierten Addition der Benedict'schen Capitulariensammlung in Verbindung gebracht worden sind. — Eine musterhafte Ausgabe und Kritik der Capitel enthält: P. Hinschius, „Decretales Pseudo-Isidorianae et capitula Angilramni", Lipsiae 1863. Oelsner.

Anglicus: Johannes A. oder Englisch, von seiner Wohnung im Leimengäßlein zu Straßburg vom Volke „der Leimenhans" genannt, war in seiner Heimath Buschweiler als Kleriker zum Evangelium übergetreten und von Matthias Zell, dem Vater der Straßburger Reformation, als Gehülfe am Münster angenommen worden. Die Wittenberger Concordia zeichnete er unter dem Namen: „Joannes Pyxocomiston (d. h. von Buchsweiler)". Während des Interims predigte er in der „Neuen Kirche", hielt aber 1561, den 18 Mai, wieder den ersten Gottesdienst im Münster. Bald hernach mußte er aber den strengen Lutheranern weichen und verbrachte seinen Lebensabend bis an sein Ende 1577 in unfreiwilligem Ruhestande, als „Freiprediger". — Das Straßburger Gesangbuch von 1530 (daraus Wackernagel, Deutsch. Kirchenl. III. 710) enthält 2 Lieder seines Namens: „Gebenedeit sei Gott der Herr", und „In Frieden Dein, o Herre mein". P. Prff.

Angst: Wolfgang A., vielleicht auch richtiger Anxst, war zu Kaisersberg (Caesaris Mons) im Elsaß geboren, das Geburtsjahr läßt sich nicht mit voller Gewißheit feststellen, wurde mit Ulrich von Hutten in dessen Jugendjahren bekannt und lebte mit demselben in der innigsten Freundschaft, sowie er auch

ein Freund Reuchlin's, Erasmus' ꝛc. war. Er war gelehrter Buchdrucker, Philolog und Dichter, denn wir finden ihn 1515 in einer Druckerei in Hagenau im Elsaß, wahrscheinlich in der Buchdruckerei von Thomas Anshelmus aus Baden, wenn auch nicht als Buchdrucker, doch als gelehrter Arbeiter beschäftigt, wie dieses aus der Erwähnung im zweiten Buche der „Briefe der dunkelen Männer", dessen erste Ausgabe wahrscheinlich im J. 1517 erschien, hervorgeht. In demselben Jahre ging er nach Basel, wo er in der Buchdruckerei von Johann Froben den Druck (Correctur) einiger Werke von Erasmus besorgte, aber schon in dem nächsten Jahre sehen wir ihn in Mainz, wo er in der Johann Schöfferischen Officin in Verbindung mit Niclas Carbach die sogenannte Hutten'sche Ausgabe des Livius veranstaltete. Ebenso wurde daselbst die Schrift von Hutten über den Guajak (de Guajaci Medicina et morbo Gallico) gedruckt. Er hatte großen Antheil an der Herausgabe der berühmten „Briefe der dunkelen Männer" (Epistolae obscurorum virorum), ja man schreibt ihm die Autorschaft des ersten Buches derselben zu, wenn man ihn nicht für den Erfinder selbst halten will; ebenso soll er unter dem Namen: Eleutherius Byzenus den „Thriumphus Capnionis", und endlich noch die viel bitterere Schrift: „Monachus" verfaßt haben. Wann und wo er gestorben, läßt sich nicht ermitteln, doch wollen Einige seine Spur bis 1524 mit Gewißheit verfolgen können. Kelchner.

Angstenberger: Michael A., geb. zu Reichstadt in Böhmen 2. Jan. 1717, † 15. Mai 1789 zu Wien. Anfangs Stipendist des Ordens der Kreuzherren mit dem rothen Stern zu Prag, ward er 1738 in den Orden aufgenommen und hielt seine Primizfeier 1743, wirkte 24 Jahre lang als Caplan und Dechant zu Carlsbad und ging 1768 als Commendator bei St. Karl nach Wien. Er hat eine Anzahl von Kirchenmusiken im Stile Lotti's geschrieben, die zwar Manuscript geblieben sind, ihrer Zeit aber sehr geschätzt wurden. — (Wurzbach, Biogr. Lex.). v. L.

Anhalt: Mit der Besprechung der Grafen und Herren von A. verbinden wir die Biographie ihres Vaters, des Erbprinzen Wilhelm Gustav von Anhalt-Dessau, geb. 20. Juni 1699, † 16. Dec. 1737. Er war der Sohn des unter dem Namen „der alte Dessauer" bekannten Fürsten Leopold und der Anna Louise Föhse, welche im Sept. 1698 mit dem Fürsten vermählt und vom Kaiser Leopold 1701 in den Fürstenstand erhoben worden war. In frühester Jugend als Cornet in das Regiment Gens d'armes eingestellt, erhielt er 1706 das Patent als Rittmeister und, nachdem er 1712 seinen Vater in dem Feldzuge gegen Frankreich begleitet hatte, 1713 eine Compagnie in dem genannten Regiment. Zwei Jahre darauf wohnte er der Einnahme der Insel Rügen und der Festung Stralsund bei und erhielt am 25. Nov. 1715 das du Portail'sche Regiment zu Pferde. Im J. 1719 ging der Prinz nach Ungarn, um im Kriege gegen die Türken sich neue Erfahrungen zu sammeln und wohnte auch, inzwischen zum General-Lieutenant befördert, 1734 und 1735 dem Kriege gegen Frankreich unter Prinz Eugen als Volontair bei. Er starb am 16. Dec. 1737 an den Pocken, nachdem er sich mit Johanne Sophie Herre, einer Bauerstochter aus Dessau, heimlich vermählt und mit ihr 3 Töchter und 6 Söhne gezeugt hatte, die vom Kaiser in den Grafenstand erhoben wurden.

Die Töchter heiratheten in preußische Adelsfamilien, die Söhne traten in preußische Kriegsdienste.

Wilhelm, der Aelteste, war 1727 geboren, wurde 1759 Oberst-Lieutenant und Flügeladjudant des Königs Friedrich II., und fand in der Schlacht von Torgau 3. Nov. 1760 den Heldentod an der Spitze seines Grenadier-Bataillons, welches von 2 Compagnien Garde und 2 Compagnien „Prinz von Preußen"

zusammengesetzt war. Der König, welcher ihm schon früher den Orden pour le mérite verliehen hatte, betrauerte seinen Tod aufrichtig.

Leopold Ludwig, der zweite Sohn, geb. 1729, wohnte der Schlacht von Kesselsdorf 15. Dec. 1745 bei, und wurde in der Schlacht von Prag 6. Mai 1757 durch drei Kugeln schwer verwundet, aber durch die Bäder in Aachen wiederhergestellt, nur daß er zeitlebens hinkend blieb. Im J. 1758 trat er wieder in die Armee ein, ward zum Major befördert, gerieth 1759 unter General von Diericke in österreichische Kriegsgefangenschaft, ward aber auf Ehrenwort nach Dessau entlassen. Er starb mit dem schwarzen Adlerorden decorirt, 1795 als General der Infanterie und General-Inspecteur der niederschlesischen Infanterie zu Liegnitz.

Der dritte Sohn Gustav, geb. 1730, wurde als Grenadier-Hauptmann in der Schlacht bei Breslau am 22. Nov. 1757 durch eine Geschützkugel getödtet.

Der vierte Sohn Friedrich, geb. 1732, 1752 Flügeladjutant des Königs, 1757 General-Adjutant des Prinzen von Preußen, fiel er in der Schlacht von Moys schwerverwundet in österreichische Gefangenschaft. 1758 kehrte er in den Kriegsdienst zurück und erwarb sich bei Zorndorf den Orden pour le mérite. 1776 bereits 6 Jahre General-Major und ohne Aussicht auf fernere Beförderung, nahm er seinen Abschied, ging als General-Lieutenant 1777 in sächsische und von hier aus 1783 in russische Dienste, und starb 1794 zu Petersburg als General-Adjutant der Kaiserin und General-Director des adeligen Landcadettencorps.

Der fünfte Sohn Albrecht, geb. 1735, starb als preußischer General-Major a. D. 1802 zu Dessau.

Der letzte Sohn Heinrich, geb. 1736, starb 1758 als Hauptmann im Lager vor Dresden.

Außer diesen mit der Johanna Sophie Herre erzeugten Kindern, den Grafen und Gräfinnen von Anhalt, hinterließ der Erbprinz Wilhelm Gustav zwei uneheliche mit der Tochter des Superintendenten Scharbius erzeugte Söhne, welche von Friedrich II. unter dem Namen „von Anhalt" in den Adelstand erhoben worden sind: Karl Philipp, 1756 bei der preußischen Artillerie eingetreten und 1806 als pensionirter General-Major zu Berlin gestorben, und Heinrich Wilhelm (s. d.) v. Witzleben.

Anhalt: Heinr. Wilh. v. A., geb. 24. Dec. 1734, † 12. Febr. 1801 als kgl. preuß. General der Infanterie a. D.; wichtig für die Geschichte des preuß. Generalstabes. Als außerehelicher Sohn des 1737 verstorb. Erbprinzen Wilh. Gustav von Dessau und einer Predigerstochter Namens Scharbius hieß er anfänglich Gustavsohn, später Wilhelmi. Der wissenschaftlich und praktisch guten Anleitung und der Empfehlung seines Oheims, des 1760 verstorb. Fürsten Moritz, verdankte er seinen Eintritt in die preuß. Adjutantur, 1759. Die weitere „Soldatenfortüne" verschaffte er sich selbst, durch gute Anwendung seiner Fähigkeiten, auffällige Tapferkeit und außerordentliche Anhänglichkeit für die Person und Sache seines Kriegsherrn. Auf dem Schlachtfeld von Liegnitz, 1760, vom König zum Hauptmann ernannt, und fortan als Generalquartiermeister beschäftigt, erhielt er 1761 als „v. Anhalt" einen Schwertadels-Namen. (Friedrichs des Gr. Oeuvres, ed. Preuss T. V. 212). 1765 ist er, 30 Jahre alt, Oberst, Ritter des pour le mérite (seit 1761), erster Generaladjutant des Königs und Generalquartiermeister der Armee (in beiden Stellungen bleibt er bis 1781), Chef des Fußjägercorps, Inhaber einer Domherrn- und einer Amtshauptmannschafts-Pfründe, und hat die Erlaubniß, behufs seiner weiteren Ausbildung, zu reisen. Uebrigens begleitet A. stets den König zu den Provinzialrevuen.

Pünktlich, eifrig und energisch in seinem Dienstbetrieb, scheint A. schon während des Krieges, beim Amtiren als kgl. Flügeladjutant bei detachirten Corps, und mehr noch als Generaladjutant manchmal gewisse Rücksichten gegen Andere außer Acht gelassen zu haben, so daß er in der Armee wol überwiegend eine gefürchtete Erscheinung gewesen sein mag. (So z. B. „Oeuvres" T. 26 p. 240, Nr. 112, sowie auch Preuß Thl. 3 S. 579.) Dem König wurde und blieb A. ein Vertrauensmann, wie ehedem Winterfeld es gewesen. 1783 ist A. Generallieutenant, Regimentschef und Generalinspecteur der ostpreußischen Infanterie, mit einer Gehaltszulage von 2000 Thlrn. p. a. als Commandant von Memel und Pillau. Der König berief wenige Tage vor seinem Ableben noch A. aus Königsberg nach Potsdam, um ihn mündlich zu informiren über einige hochwichtige militärische Angelegenheiten. König Friedrich Wilhelm II. beehrte gelegentlich der Huldigung A. mit dem „großen" Orden und einer sehr werthvollen Tabaksdose aus Friedrichs Nachlaß; beim erbetenen Ausscheiden aus der Armee im Dec. 1786 ertheilte er ihm ein jährliches Ruhegehalt von 4000 Thlrn. Schließlich wurde A. in seiner ländlichen Zurückgezogenheit (Städtchen Ziesar) noch ausgezeichnet durch König Friedrich Wilhelm III., der ihn 1798 zum General der Infanterie ad hon. ernannte. — Ein jüngerer Bruder dieses A., Philipp mit Vornamen, als „Philippi" 1756 in preuß. Dienst eingetreten, hat sich ebenfalls als „v. Anhalt" einen Namen in der preuß. Armeegeschichte gemacht, und zwar bei der reitenden Artillerie; er starb 1806 als pens. Generalmajor.

Milit. Taschenkalender v. 1786. Weyermann, Histor. Handb. d. merkw. Personen, welche im 19. Jahrh. gestorben sind. 1. Bd. (1806) S. 21.

E. z. Lippe.

Anhorn: Bartholomäus A., geb. 1566 aus einer noch jetzt blühenden curhätischen Familie, † 1640. Sein Großvater gehörte zu den frühesten Anhängern der Kirchenreform in der Herrschaft Mayenfeld, und gründete in seinem Enkel eine Nachkommenschaft, die sich vorzugsweise dem geistlichen Berufe widmete. Die Studienzeit verbrachte A. vermuthlich in Zürich, dessen reich dotirte Anstalten damals manchem rhätischen Jüngling zu gute kamen.

Seit dem J. 1596 war A. in seiner Vaterstadt Mayenfeld als Prediger angestellt. In seiner Wirksamkeit daselbst sah er sich namentlich durch den Landeshauptmann Johann Luzius Gugelberg am Moos unterstützt, dessen Gedächtniß er in einer im Drucke erschienenen Lebensbeschreibung segnete. Die Bestrebungen der evangelischen Prediger jener Zeit äußerten sich neben der Abwehr der katholischen Reaction auch insbesondere in einer eingreifenden politischen Thätigkeit. Das Ergebniß derselben war die Landesreform von 1603, mittelst welcher man der Bestechlichkeit der Optimaten entgegen zu wirken suchte, ein Werk, das jedoch mehr nach seiner Absicht als nach seinen Erfolgen rühmlich erscheint. In Bezug auf äußere Politik lehnten sich die Reformer an die Bestrebungen Frankreichs unter Heinrich IV. an und beförderten namentlich den Abschluß eines Bündnisses zwischen Curhätien und der Republik Venedig. Indem jedoch Mailand zu höchst empfindlichen Repressalien schritt, und eine völlige Handelssperre verhängte, wurde hierüber 1607 der bündnerische Freistaat in innere Unruhen verwickelt, welche sich gegen die Mailands Politik mehr oder weniger begünstigenden Parteihäupter in höchst verderblicher Weise entluden. A. beschrieb diese Auftritte unter dem Titel „Pünter Ufrur". Sein Urtheil über dieselben versteckte er in das die Jahreszahl repräsentirende Akrostichon „anno DeMentIae rVstICae". Wenn hierin eine Verurtheilung der entfesselten Demokratie liegt, so waren nichts destoweniger die zehn Jahre, während welcher das venetianische Bündniß bestand, die Zeit der fruchtbarsten Thätigkeit Anhorn's. In diese Jahre fallen seine ersten schriftstellerischen Versuche, die im Druck er-

schienen sind. Vgl. Leu's Lexicon. Auch im Predigtamt hatte er große Erfolge, indem er der Reformation in den Dörfern, welche der bischöflichen Immediatherrschaft Aspermont angehörten, Eingang verschaffte. Dagegen war die Kündigung des venetianischen Bündnisses 1617 nicht nur für das Land überhaupt von tief tragischen Folgen begleitet, sondern warf auch A. wenigstens indirect aus seiner ganzen bisherigen Lebensstellung heraus. Von 1617 an waren die inneren Unruhen permanent, bis sie ihren Abschluß in dem Veltliner Blutbade 20. Juli 1620 und in der östreichischen Invasion 1621 fanden. Letztere zwang auch A. landesflüchtig zu werden, da auf ihn vornämlich gefahndet wurde. Es war ihm nicht mehr beschieden, von seiner Kirche dauernden Besitz zu ergreifen, er nahm aber bald einen Ruf als Pfarrer nach Gais im Canton Appenzell an, wo er bis zu seinem Tode in Ruhe seinem Amte vorstand. Hier erlaubte ihm denn auch die Muße, seine Erlebnisse in Schrift zu verfassen. Seine Hauptwerke sind der schon genannte „Pünter Ufrur" und „Der Graubünter Krieg", enthaltend die Geschichte der Invasion. Diese größeren Werke gelangten handschriftlich in den Besitz seiner Enkel und von da weg in die Stadtbibliothek St. Gallens. Erst 1856 gab Conradin v. Moor den „Pünter Ufrur" im Drucke heraus. — Ueber seine sonstigen Werke siehe Leu's Lexicon.

Kind.

Anich: Peter A., geb. 25. Febr. 1723 zu Oberparfuß bei Innsbruck, † 1. Sept. 1766, ein Bauerssohn, der bis zu seinem 28. Jahre am Pfluge gearbeitet, dann aber in begeistertem Wissensdrange in Innsbruck bei den Jesuiten Mathematik und Astronomie studirte. Er verfertigte mehrere mathematische Instrumente, einen Erd- und einen Himmelsglobus und eine Karte vom südlichen Tirol. Letztere erwarb ihm den Befehl der Kaiserin Maria Theresia, auch das nördliche Tirol zu kartiren, und nach Vollendung dieser Karte in größerem Maßstabe, sie in 9 Bl. zu reduciren, wobei ihn indeß der Tod noch vor ihrer Vollendung ereilte. Seine Karten von Tirol (eine Generalkarte und 20 große Blätter) kamen 1774 in Wien heraus.

Dan. Sternberg: Leben P. Anich's, d. berühmten Künstlers und Mathematikers, eines Tiroler Bauern. München 1767. 4. mit seinem Bilde. Wurzbach, Biogr. Lex.

Lwbrg.

Anker: Meister A., ein oberdeutscher Meistersänger aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Von ihm enthält die Kolmarer Hs. vier geistliche Lieder, „von den Geheimnissen der Dreieinigkeit", „der Schöpfung" und dem „Ave Maria", alle in einer und derselben Strophenform und Melodie. Das eine davon gibt eine Münchener Hs. unter dem nicht weiter bekannten Namen von Meister Steinhem.

Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Hs. S. 181.

K. B.

Anker: Math. Jos. A., geb. zu Gratz 6. Mai 1771 (od. 1. Mai 1772?), † daselbst 3. April 1843; der Sohn eines Chirurgen von nicht glänzenden Vermögensverhältnissen. A. erhielt daher nur dürftigen Elementarunterricht und mußte, nachdem er die zwei ersten Grammatikalklassen besucht hatte, bei einem Wundarzte in die Lehre treten. Erst nach Vollendung seiner Lehrjahre konnte der junge strebsame Mann unter Beihülfe seines älteren Bruders durch Selbststudien sowol in der Arzneikunde, wie in der Philosophie einige gründlichere Kenntnisse sich erwerben, so daß er in Wien, wohin er sich seiner weiteren Ausbildung wegen begab und wo er seinen Lebensunterhalt durch Musikstunden zu erwerben gezwungen war, dennoch schon nach zwei Jahren 1793 die Magisterwürde der Chirurgie erlangte. Familienverhältnisse riefen ihn plötzlich zur Uebernahme der auf dem elterlichen Hause haftenden Chirurgie-Gerechtsame nach Stainz. Hier war er während einer Reihe von Jahren als Chirurg in der

Praxis thätig. 1807 erhielt er einen Ruf als Kreiswundarzt nach Gratz und damit begann die intensivere Wiederaufnahme seiner wissenschaftlichen, vornehmlich mineralogischen Studien. Schon 1808 erschien ein erster schriftstellerischer Versuch: „Ueber die Art und Weise, ein unbekanntes Fossil zu bestimmen". Gleichzeitig wurde die Ordnung der Mineralien des Lyceums nach dem Mohs'schen Systeme in seine Hände gelegt. Rasch folgte (1809—1810) eine 2. Schrift: „Kurze Darstellung einer Mineralogie von Steyermark". Als 1811 Erzherzog Johann das Landesmuseum „Johanneum" in Gratz gründete und der berühmte Mineralog Mohs selbst dahin als Professor berufen wurde, erhielt das junge Institut an A. einen ungemein rührigen und eifrigen Custos. Durch den steten Umgang mit Mohs war es A. gelungen, seine früheren, immerhin mangelhaften Kenntnisse in der Mineralogie so zu erweitern, daß er 1824 nach dem Abgange von Mohs an dessen Stelle zum Professor der Mineralogie und wirklichen Custos am Johanneum ernannt wurde. Als Lehrer wußte sich A. durch seinen anziehenden persönlichen Verkehr mit seinen Schülern die größte Wirksamkeit zu sichern, während ihm zahlreiche Reisen und Ausflüge im Lande das Material zur Herstellung der ersten geologischen Karte von Steiermark, einer sehr verdienstvollen Arbeit, lieferten (1835). Bald folgten: „Kurze Darstellung der mineral. u. geogn. Verhältnisse Steiermarks" und eine zweite „Geognostische Karte". Auch durch zahlreiche kleinere Aufsätze meist mineralogischen Inhalts betheiligte sich A. aufs lebhafteste und mit glücklichem Erfolge an dem Fortschritt der Wissenschaft. Auch verdankt ihm Steiermark die Entdeckung der Trachyte von Gleichenberg, die er unter der Bezeichnung: „Flötztrappgebirge" beschrieb.

Zur Anerkennung dieser seiner nicht unwesentlichen Verdienste wurde er zum Mitgliede vieler gelehrten Gesellschaften ernannt, und seinem Namen durch die Bezeichnung eines Minerals als „Ankerit" ein bleibendes Denkmal in der Wissenschaft gesetzt.

In Folge seines Alters trat er 1840 vom Lehrstuhl der Mineralogie zurück, behielt jedoch seine Stellung als Custos.

Mittheil. des hist. Vereins f. Steiermark 1850. S. 243. Bermann, Oester. Biogr. Lex. I. Bd. Gümbel.

Ankershofen: Gottlieb Freiherr von A., geb. 22. Aug. 1795, † 6. März 1860. Sohn des Rathes der kärntnischen Landeshauptmannschaft, Gottlieb Karl Frh. v. A., geb. zu Klagenfurt; studirte am Gymnasium daselbst, dessen Leitung seit 1807 die ersten aus dem säcularisirten Stifte St. Blasien im Schwarzwalde nach Kärnten übersiedelnden Benedictiner übernommen hatten. Durch einen dieser wissenschaftlichen, regsamen Priester, P. Ambros Eichhorn, den Bearbeiter des „Episcopatus Curiensis" und anerkannten Forscher im Gebiete der ältern Kärntner Geschichte für historische Studien gewonnen, faßte er zugleich den Entschluß, in das Benedictinerkloster St. Paul im Lavantthale (1811) als Novize einzutreten, um hier, unter der Leitung des St. Blasianer Priesters Trudpert Neugart, Herausgeber des „Episcopatus Constantiensis" und ebenso wie sein Klostergenosse Eichhorn für kärntnische Geschichte thätig, ferner dessen Lieblingsschülers Fr. Grüninger, — tüchtige historische, besonders diplomatische Studien zu treiben. Auf den Wunsch der Eltern entsagte jedoch schon das Jahr darauf A. der geistlichen Laufbahn, machte seine Universitätsstudien in Graz, trat 1830 in den Staatsdienst, durch landständische Wahl in den großen ständischen Ausschuß (1836) und sammelte in den Mußestunden mit unermüdlichem Fleiß das Material zu seinem „Handbuche der Geschichte Kärntens", das er, zufolge der allzubreiten, urkundenschweren Anlage in 2 Abtheilungen (4 Bänden), blos bis 1122, d. i. bis zum Herzogthume der Sponheim-Ortenburger fortführen konnte. A. wurde ein thätiges Mitglied des kurzlebigen „historischen Vereines

für Steiermark, Kärnten und Krain" (1839 vom Erzh. Johann angeregt), der sich eigentlich erst 1843 als „historischer Gesammtverein für Inner-Oesterreich" constituirte und als Filiale den „historischen Provinzialverein für Kärnten" in sich schloß. Dieser emancipirte sich 1849 als selbständiger Verein, was hauptsächlich A. herbeiführte. Er blieb nun die Seele dieses Vereins und bis zu seinem Tode der eifrigste Leiter und Mitarbeiter des „Archivs für vaterländische Geschichte und Topographie" als des Vereinsorganes. Ebenso rührig war er als Conservator (der „k. k. Centralcommission z. Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale") für Kärnten (seit 1853). Jedenfalls begründete A. die neue Aera kärntnischer Geschichtsforschung auf urkundlicher Grundlage, regte allseitig an und begründete durch umfassende Sammlungen die Bibliothek und Urkundensammlung des Geschichtsvereins; desgleichen wirkte er im Interesse der Landesarchäologie. Außer seinem „Handbuche der Geschichte des Herzogthums Kärnten", Klagenfurt 1850 ff. 8⁰. 4 Bde. in 2 Abth. verfaßte er eine lange Reihe von Regesten, Detailuntersuchungen zur Geschichte Kärntens, archäologische Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften (s. die Zusammenstellung in der Brochüre „Gottlieb Freiherr von Ankershofen", biographische Skizze von Fh. v. Gallenstein. Klagenfurt 1860, 8⁰, 52 SS.).

Zu vgl. Almanach der k. k. Akad. der Wiss. Wien II. J. 1852. S. 92. 213; V. Jahrg. 1855 S. 179. X. Jahrg. 1860 S. 86—88 (Nekrolog).

Krones.

Anna, die falsche Königin von England. Als die vom Könige Heinrich VIII. von England verstoßene Gemahlin Anna von Cleve im J. 1557 gestorben war, erschien beim Herzoge Johann Friedrich II. dem Mittleren von Sachsen eine Dame, welche den Tod der Königin für erdichtet erklärte und sich selbst für die todt geglaubte Anna ausgab. Dem leichtgläubigen Herzoge stattete sie einen wunderbaren Bericht ab über ihre Flucht aus London, und schwindelte demselben große Güter und fabelhafte Geldsummen vor, die sie besäße, und die zum Geschenk für den Herzog und seinen Bruder bestimmt seien. In Roßla suchte der Herzog die vermeintliche Königin persönlich auf. Zwar wurde er von verschiedenen Seiten gewarnt, aber die versprochenen Schätze waren zu verlockend. Um die Dame vor Verfolgungen sicher zu stellen, ließ er ihr mehrere Gemächer auf dem Grimmenstein zu Gotha einräumen. Am 12. Jan. 1559 wurden „aus sonderlicher Lieb' und Treu" dem Herzoge die angeblichen Schätze durch einen Schenkungsvertrag gesichert, kraft welches Johann Friedrich anderthalb Millionen Kronen baar erhalten sollte. Als nun aber diese lange vergeblich erwarteten Güter nicht ankamen, schöpfte der Herzog doch zuletzt Verdacht. Ein Abgeordneter des Herzogs Wilhelm von Cleve, der im Juli 1559 kam, erklärte die Gefangene geradezu für eine Betrügerin, und Herzog Johann Wilhelm hatte von Paris aus (30. Juni 1559) an seinen Bruder geschrieben, die Person sei eine Dienerin der wirklichen Königin Anna gewesen. Sie wurde nun zu verschiedenen Malen von den herzoglichen Räthen verhört, machte aber bei jeder Vernehmung andere Aussagen und wurde deshalb in strengere Haft auf das Schloß Tannenberg bei Waltershausen gebracht. Hier wurde mehrere Male an ihr die Tortur angewendet. Alles weitere ist im Dunkeln geblieben. Wahrscheinlich ist sie eines Grafen Tochter und der Königin Anna Kammerfrau (gurtelmaght) gewesen. Ein allgemeines Gerücht im Volke behauptete, sie sei lebendig eingemauert; doch ist davon, aller Nachforschungen ungeachtet, nicht die geringste Spur aufzufinden gewesen.

Aug. Beck: Johann Friedrich der Mittlere. Weim. 1858, I. 236, wo auch die Litteratur zu finden ist.

A. Beck.

Anna, Gräfin und Regentin von Ostfriesland, geb. zu Oldenburg 14. Nov. 1501, † zu Greetsyhl 10. Nov. 1575; Tochter des Grafen Johannes XIV. von Oldenburg und der Anna, geb. Prinzessin von Anhalt. Sie heirathete 6. März 1530 den regierenden Grafen Enno II. von Ostfriesland, den sie nach zehnjähriger Ehe verlor. Nach langen und hartnäckigen Streitigkeiten mit ihrem Schwager Johann wurde sie als Vormünderin über ihre drei unmündigen Söhne anerkannt und nahm die Huldigung des Landes entgegen. Ihre Regentschaft war für das Land von epochemachender Bedeutung, denn es gelang ihr, wenn auch in schwerem Kampfe, den großen Wirren, welche die Reformation daselbst ins Leben rief, ein Ende zu machen. Den aus den Niederlanden, England und anderwärts vertriebenen Protestanten gewährte sie Aufnahme und ernannte den aus Polen ausgewanderten Johannes a Lasco, einen der merkwürdigsten Theologen der Reformationszeit zum Generalsuperintendenten. Trotz mannigfachen Widerspruchs der Klöster bewog a Lasco's entschiedenes Auftreten auch die Regentin zu strengen Maßnahmen und sie unterstützte ihn in allen seinen Anordnungen, namentlich in der Errichtung des noch jetzt bestehenden Coetus, eines Centralvereinigungspunktes aller reformirten Geistlichen Ostfrieslands (1544). In dem bald darauf entbrennenden schmalkaldischen Kriege blieb A. neutral, doch hinderte das den Kaiser nicht, am 23. Aug. 1548 in Emden das Interim publiciren zu lassen. Ihre vielfachen Bemühungen um Aufhebung desselben halfen ihr nichts, und sie mußte endlich dem drohenden Kaiser nachgeben, doch setzte sie wenigstens einige Beschränkungen durch und führte dann das neue Formular als „ostfriesisches Interim" im Lande ein. Wo sie Widersetzlichkeit fand, ließ sie die Kirchen schließen, ja sie entließ sogar den Reformator des Landes, a Lasco, da auch er die Annahme des Interims mißbilligte. Als nach dem Passauer Vertrage (1552) die Religionsfreiheit wiederhergestellt war, traf auch a Lasco wieder in Ostfriesland ein um sein Reformationswerk fortzusetzen, doch kehrte er 1555 definitiv nach Polen zurück. A. jedoch blieb nicht stehen und hob in den folgenden Jahren bis 1559 sämmtliche Klöster auf. — Auch nach anderen Richtungen hin war Annas Regentschaft segensreich für das Land. Um mannigfach eingerissenen Mißbräuchen zu steuern, publicirte sie 1543 eine neue Polizeiordnung, welche für die damalige Zeit musterhaft genannt werden kann. Im J. 1556 erneuert sie die alten Deichordnungen, deren strikte Befolgung für das Bestehen des Landes von erheblichster Bedeutung ist. Auch auf die Sicherheit des Handels erstreckte sich die Sorge der Regentin. Da nämlich in Folge des 1547 zwischen den Schotten und Engländern ausgebrochenen Krieges die Schifffahrt zur See durch die vielen Kaperschiffe durchaus unsicher wurde, schickte sie eine Gesandtschaft nach Schottland, welche zunächst einen Waffenstillstand zwischen Schottland und Ostfriesland auf 10 Jahre, sodann aber den Frieden zum Zweck der Sicherstellung des Seehandels abschloß. Zugleich (1557) ging Gräfin A. mit dem Könige Gustav von Schweden einen Handelsvertrag ein, in Folge dessen z. B. den beiderseitigen Unterthanen in den pactirenden Ländern der freie Handel garantirt wurde. — Aber nicht so glücklich, wie bis dahin, waren die letzten Regierungsjahre Annas. Sie erwirkte nämlich, getrieben durch ihre Vorliebe für den jüngsten Sohn Johannes, den testamentarischen Bestimmungen Edzards I. entgegen, für ihre drei Söhne gemeinsam die kaiserliche Belehnung mit Ostfriesland, und während anfangs die drei Grafen, und auch nach dem Tode des Zweitgeborenen, Christophs, Edzard und Johannes friedlich neben einander regierten, entstand später durch die Heirath des Aeltesten mit der schwedischen Prinzessin Catharina, welcher die Mitregentschaft des Schwagers nicht genehm war, ein Bruderstreit, welcher zum Unglück für das Land Decennien hindurch währen sollte. A., unfähig, den Frieden herbeizuführen, starb hochbetagt auf ihrem

Wittwensitze zu Greetsyhl, und wurde in dem Erbbegräbniß zu Emden beigesetzt. —

Wiarda, Ostfr. Gesch. Bd. III. Friedländer.

Anna Sophie, Landgräfin v. Hessen-Darmstadt. Ihren Eltern, dem strenglutherischen Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt und der Sophie Eleonore, Tochter des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, den 17. Dec. 1638 geschenkt, beurkundete sie frühe die geistliche Richtung ihres Wesens. „In Lesung der h. Schrift hat sie einen unermüdeten Fleiß bezeuget und in den Patribus hat sie so viel Connaissance gehabt, daß sie manchen Theologen hätte beschämen können, wobei sie die morgenländischen Sprachen eifrig betrieben und dadurch mit einem Geiste in die theologischen Geheimnisse einsehen gelernt, der keiner von den geringsten gewesen." — In zarter Jugend bethätigte sie auch schon ihr poetisches Talent, und gab 1658, nachdem sie 2 Jahre zuvor Pröpstin des Stiftes Quedlinburg geworden war, ein Andachtsbuch („Der treue Seelenfreund Christus Jesus" ꝛc.) heraus, in welchem 32 Lieder ihrer jungfräulichen Muse stehen. Von denselben bürgerten sich etliche in unsern evangelischen Gesangbüchern ein („Ach Gnad über alle Gnaden", „Jesu stärke meinen Glauben", „Mein Freund ist mein", „Mein Jesu, der du allezeit", „O heilge Fluth", „Rede, liebster Jesu, rede" ꝛc.). Drei Jahre vor ihrem Ende, das sie von langen Leiden, „continuirlichem Husten", den 13. Dec. 1683 erlöste, war sie noch als Aebtissin des Stiftes eingesegnet worden. Mehrmals waren ihr im Leben von außen und innen Versuchungen zum Rückfall in die römische Kirche genaht, schließlich jedoch ohne Erfolg. Daher die Stelle in ihrem Nachlaß: „Hiemit bekenne ich, daß leider Gottes, zwar durch des Satans Verblendung, ich in Irrthum gerathen und Holzwege gangen, indem die päpstliche Lehre ich für recht erkannt, welches ich auch von Herzen bedaure und wie Manasse bete: „Ich habe gesündiget, vergieb mirs!" Jedoch mit Gottes Gnade, die Wahrheit der evangelischen Lehre wieder erkannt und dabey zu leben und zu sterben gedenke. Amen."

Kettner's Kirchenhistorie des Stiftes Quedlinburg p. 163 ꝛc. — Schirk's Geistliche Sängerinnen der christl. Kirche deutscher Nation Heft 2.

P. Pressel.

Anna, Aebtissin von Quedlinburg, war eine Tochter des Grafen Botho von Stolberg. Im Anfange des 16. Jahrh. wurde sie, kaum dreizehn Jahr alt, nachdem ihre Vorgängerin Magdalena der Abtei von Quedlinburg entsagt und zu Gandersheim gestorben war, vom Capitel gewählt, am 10. Febr. 1515 von Papst Leo X. und am 3. Oct. 1516 vom Kaiser Maximilian I. bestätigt und am 5. Nov. feierlich eingeführt. Sie war die erste Aebtissin von Quedlinburg, welche die lutherische Lehre annahm. Den ersten Versuchen in Stadt und Stift Quedlinburg die Reformation zu verbreiten, stellte sich der eifrig katholische Herzog Georg von Sachsen als Schutzherr des Stiftes energisch entgegen. Diejenigen Mönche des Augustinerklosters und Pfarrer an den Stadtkirchen, welche im Sinne Luthers predigten, wurden verfolgt und ihre Stellen mit entschiedenen Katholiken besetzt. A., welche anfänglich der Reformation gegenüber eine abwartende Stellung eingenommen hatte, entschied sich erst nach Herzog Georgs Tode (1539) und als dessen Nachfolger Heinrich selbst dem neuen Glauben sich zuwandte, für die lutherische Lehre. Die katholischen Geistlichen wurden entfernt und evangelische eingesetzt. Der Superintendent Tileman Plathner (Platner) aus Stolberg, der von ihr auf eine Zeit lang nach Quedlinburg berufen wurde, war ihr bei der Durchführung des Reformationswerkes behülflich, doch fehlen darüber genauere Angaben. Zur Besoldung der Geistlichen und Lehrer wurde aus den Gütern der Stadtkirchen ein allgemeiner Gotteskasten errichtet. Die Zahl der Stiftsfrauen und der Canonici wurde beschränkt, der

Klosterdienst in der Stiftskirche ganz aufgehoben. Unter ihr wurde auch im J. 1540 die erste Visitation der Kirchen in der Stadt Quedlinburg abgehalten, deren Protokoll eine der wichtigsten Quellen für die quedlinburgische Reformationsgeschichte bildet. Auf Luther's und Melanchthon's Rath wurden die beiden Schulen der Altstadt und Neustadt zu einer einzigen vereinigt und Aebtissin A. überließ dem Rathe für dieses neue Gymnasium das verlassene Franciscaner-Kloster, in dessen Räumen es sich bis in die neueste Zeit befand. A. starb am 4. März 1574. —

Kettner, Kirchen- und Reformations-Historie des Kays. Freyen Weltl. Stifts Quedlinburg S. 121 ff. Tileman Platner von Otto Plathner in der Zeitschrift des Harzvereins, Jahrg. 1868, S. 289—292. Das Protokoll über die erste Kirchenvisitation in Quedlinburg ist herausgegeben von Janicke in der Zeitschrift des Harzvereins, Jahrg. 1872. K. Janicke.

Anna Dorothea, Aebtissin von Quedlinburg, Herzogin von Sachsen-Weimar, war 12. Nov. 1657 geboren. Bis 1684 Dechantin, wurde sie nach dem Tode (13. Dec. 1683) ihrer Vorgängerin Anna Sophia, Landgräfin von Hessen, zur Aebtissin gewählt, vom Kaiser bestätigt und im Januar 1685 feierlich eingeführt. Kurze Zeit nach Antritt ihrer Regierung wurde das Verhältniß Quedlinburgs zu Kursachsen als Inhaber der Schutzherrschaft über das Stift durch einen Vergleich, den sogenannten Concordienreceß, geregelt. Bereits um diese Zeit machte Kurbrandenburg, das im westphälischen Frieden das Bisthum Halberstadt als säcularisirtes Fürstenthum erhalten hatte, Ansprüche auf Quedlinburg, weil die Grafen von Reinstein, deren Gebiet dem Bisthum Halberstadt schon im 14. Jahrhundert einverleibt war, vordem Schutzherren des Stiftes und der Stadt gewesen waren. Nach längeren Verhandlungen verkaufte endlich Kurfürst Friedrich August von Sachsen im J. 1697 dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg die Schutzgerechtigkeit über Stift und Stadt für 340000 Thlr. Die Aebtissin protestirte gegen diesen Verkauf, weil derselbe ohne ihr Wissen geschehen sei und verweigerte Kurbrandenburg die Belehnung mit der Schutzherrschaft. Aber dieses ließ die Stadt am 30. Jan. 1698 durch zwei Compagnien Soldaten besetzen, und nach mehrfachen Unterhandlungen erfolgte denn auch seitens der Bürgerschaft am 8. Sept. die Huldigung. Die Stiftsbeamten und Geistlichen weigerten sich anfänglich die Huldigung zu leisten und sich der neuen Ordnung der Dinge zu fügen, aber das energische Verfahren Kurbrandenburgs brach bald ihren Widerstand. In die letzten Regierungsjahre der Aebtissin A. Dorothea fallen noch mehrere Conflicte mit dem Rathe von Quedlinburg und der neuen Schutzherrschaft wegen der Besetzung einiger Pfarrstellen. Sie starb, noch nicht 47 Jahre alt, am 24. Juni 1704.

Voigt, Gesch. von Quedlinburg II. 514—592. K. Janicke.

Anna Amalie, Aebtissin von Quedlinburg, war das zwölfte Kind König Friedrich Wilhelms I. von Preußen und geb. 9. Nov. 1723. Unter ihrer Vorgängerin Maria Elisabeth, Herzogin von Holstein-Gottorp, wurde sie 1744 zur Coadjutorin des Stifts vom Capitel gewählt, nachdem die Bedenken gegen ihre Wahl, weil sie der reformirten Confession angehörte, das Stift dagegen streng lutherisch war, durch ein Gutachten des Oberhofpredigers Meene beseitigt waren. Nach dem Tode von Maria Elisabeth (17. Juli 1755) übernahm sie die Regierung des Stifts, kam selbst aber erst im April 1756 nach Quedlinburg. Das Stift hatte in den ersten Jahren ihrer 32jährigen Regierung viel von den Durchmärschen der Heere und durch Requisitionen und Contributionen der Oesterreicher und Franzosen während des siebenjährigen Krieges zu leiden. A. war eine wissenschaftlich und namentlich musikalisch gebildete Fürstin, die selbst Ausgezeichnetes im strengen Stile componirt hat; sie sorgte für die Besetzung der

Kirchen- und Schulämter mit tüchtigen Männern, beschränkte die Zahl der überflüssigen Fest- und Bußtage, gestattete den Reformirten in Quedlinburg ihren Gottesdienst zwei Mal im Jahre abhalten zu dürfen und ließ sich sonst die Sorge für ihr kleines Stift angelegen sein. Sie starb am 30. März 1787.

Fritsch, Geschichte von Quedlinburg II. 101–115. K. Janicke.

Anna, die jüngste Tochter des Kurfürsten August zu Sachsen, war geb. 16. Nov. 1567 und vermählte sich 16. Jan. 1586 mit Herzog Johann Casimir von Sachsen-Koburg. Die junge muntere Fürstin, die durch den glänzenden Hof ihres Vaters verwöhnt war und nun in das stille Koburg kam, fühlte sich sehr vereinsamt und wurde überdieß von ihrem Gemahle vernachlässigt, der mehr für Jagd und Scheibenschießen als für häusliches Glück empfänglich war. Ihr sehnlichster Wunsch, Mutter zu werden, ging nicht in Erfüllung. Unglücklicher Weise kam an den Koburger Hof ein Abenteurer aus Piacenza, Hieronymus Scotus, der durch allerlei Künste und Gaukeleien sich den Ruf eines Zauberers erworben und in das Vertrauen des Herzogs und der Herzogin sich eingeschlichen und die letztere durch das Versprechen, sie mit Hülfe seiner Kunst fruchtbar zu machen, zum Ehebruch verführt hatte. Ehe Scotus, aus Furcht verathen zu werden, Koburg verließ, hatte er zwischen der verführten Herzogin und dem Hofjunker und Vicemarschall Ulrich von Lichtenstein ein vertrauliches Verhältniß angeknüpft, welchem die schwache Herzogin gleichfalls zum Opfer fiel. Dem Herzoge blieb dies nicht verborgen, und am Ende des Monats Sept. 1593 ließ er beide gefangen nehmen. Die unglückliche Herzogin bekannte selbst dem Gemahle ihre Schuld. „Er möge — so bat sie — eine arme verlassene Waise nicht ihre jungen Tage im Gefängniß zubringen lassen, sie wolle seine arme Dienerin und Magd sein." Der Herzog erhörte aber ihre Bitte nicht; er ließ bei seinem Consistorium auf förmliche Scheidung antragen, und am 12. Dec. 1593 wurde die bisher bestandene Ehe aufgehoben. A. wurde erst zu Eisenach, dann auf dem Schlosse Kahlenberg, hierauf (1596) in dem Kloster Sonnefeld und zuletzt (1603) auf der Veste Koburg in Gefangenschaft gehalten. Alle Versuche, sie aus derselben zu befreien, waren fruchtlos. Sie starb am 27. Jan. 1613. Ulrich von Lichtenstein aber wurde nach einem vom Schöppenstuhle zu Jena gefällten Urtheile „mit ewigem Gefängnisse" bestraft, in welchem er am 8. Dec. 1633 starb, nachdem ihm Herzog Johann Ernst drei Tage zuvor seine Freiheit angekündigt hatte. Die Bemühungen des Herzogs Johann Casimir, den Gauner Scotus in seine Gewalt zu bekommen, blieben vergeblich.

J. A. von Schultes, Sachsen-Koburg-Saalfeldische Landesgeschichte. Kob. 1818. 4°. Abth. I. S. 105. A. Beck.

Anna Sophia, Gemahlin des Grafen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, war geb. 3. Juni 1584. Sie zeichnete sich durch unermüdliche Sorgfalt für Schulen und Kirchen aus und war in dieser Eigenschaft eine treue Beschützerin des in weiten Kreisen bekannten, aber von allen Seiten bedrängten Wolfgang Ratich, welcher durch seine neue Lehrmethode Aufsehen erregte. Sie erhielt ihn in Kranichfeld und Erfurt, berief ihn 1622 nach Rudolstadt, nahm selbst bei ihm Unterricht, wie früher in der lateinischen, so jetzt noch in der hebräischen Sprache, empfahl ihn (leider ohne den gewünschten Erfolg) dem Canzler Oxenstierna und stand ihm überhaupt helfend zur Seite bis an seinen Tod. — Auch hatte sie hauptsächlich Antheil an der im J. 1619 auf dem Schlosse zu Rudolstadt gegründeten „tugendlichen Gesellschaft", welche in ihr und der Fürstin Anna Amalia zu Anhalt die ersten Mitglieder zählte. Sie starb am 10. Mai 1652.

Raumer's Geschichte der Pädagogik, Bd. 2; über die tugendliche Gesellschaft u. A. s. Eckstein in Förstemann's neuen Mittheilungen 2c. Bd. 6. Lief. 1. Anemüller.

Annegarn: Joseph A., geb. 12. Oct. 1794 zu Ostbevern im Bisthum Münster, besuchte von 1808 bis 1813 das Gymnasium, dann bis 1818 die damalige Universität in Münster zum Studium der kath. Theologie und der Philosophie, wurde 1819 Vicar an der Lambertuskirche und Lehrer an der Normalschule daselbst, erhielt im J. 1830 die Pfarrstelle zu Selm und wurde im J. 1836 als Professor der Kirchengeschichte an das Lyceum Hosianum in Braunsberg berufen, wo er am 8. Juli 1843 starb. Außer einigen für Elementarschulen berechneten Lese- und Rechenbüchern und einer großen Zahl Gebet- und Andachtsbüchern für Katholiken gab A. ein „Handbuch der Geographie für die Jugend“, Münster 1834. 3 Bde. 7. Aufl. 1860, und „Allgemeine Weltgeschichte für die katholische Jugend“. 7 Bde. Münster 1827 bis 1829. 5. Aufl. 1860, sowie einen Auszug aus dem letzten Werke heraus. Die späteren Auflagen beider Schriften sind von H. Overhage bearbeitet. Auch erschien von A. ein „Handbuch der Patrologie“, Münst. 1839 und eine „Geschichte der christlichen Kirche“. 3 Thle. Ebend. 1842/43.

Raßmann, Nachr. von Münsterländischen Schriftst. S. 5. Spehr.

Anno II. der Heilige, Erzbischof von Köln 1056—1075 stammte aus einem schwäbischen Rittergeschlechte, dessen Namen sich nicht mit Sicherheit nachweisen läßt. Durch Vermittlung eines Oheims kam er als Knabe auf die Bamberger Domschule, an der er später Scholasticus wurde. Bald trat A. zu Kaiser Heinrich III. in nahe Beziehungen; er wurde zum Dompropst in Goslar ernannt und Beichtvater des Kaisers, an dessen Zügen gegen Ungarn 1051 und 1052 er thätigen Antheil nahm. Als der Erzbischof Hermann von Köln erkrankte, wurde ihm Anno zur Unterstützung gegeben; auf den Wunsch des Sterbenden wurde er dessen Nachfolger und in des Kaisers Gegenwart am 3. März 1056 geweiht. Welche Stellung dann A. zu den Angelegenheiten des Reiches während der Regentschaft der Kaiserin Agnes eingenommen hat, ist bei der Dürftigkeit der Quellen schwer zu erkennen; gewiß war sein Einfluß sehr bedeutend. Wir wissen, daß er alsbald die engsten Beziehungen mit dem mächtigen Herzoge Gottfried dem Bärtigen anknüpfte, daß er der Urheber der Entsetzung war, welche eine deutsche Synode im Sommer oder Herbst 1060 über Papst Nicolaus II. verhängte, — ein Ereigniß, über welches wir leider sehr ungenügend unterrichtet sind. Außerordentlich förderlich war für A. in diesen Jahren der Untergang des rheinischen Pfalzgrafenhauses der Ezzoniden; der Pfalzgraf Heinrich wurde, während er gegen den Erzbischof zu Felde lag, vom Wahnsinn ergriffen (1061) und beschloß seine Tage im Kloster Epternach; A. und seine Diöcese wurden dadurch eines mächtigen Nebenbuhlers entledigt. Der Synode zu Basel, auf welcher am 28. Oct. 1061 Agnes den Gegenpapst Cadalus ernannte, wohnte A. nicht bei; wahrscheinlich ging er bereits mit dem Plane um, die Kaiserin zu stürzen. Gewiß war er der Anstifter der Verschwörung, deren Mitglieder der Erzbischof Siegfried von Mainz, der Baiernherzog Otto von Nordheim, der Graf Ekbert von Braunschweig, wahrscheinlich auch Anno's vertrauter Freund, Bischof Günther von Bamberg und sein Neffe Burchard von Halberstadt waren; auch Herzog Gottfried — das wird man mit Sicherheit annehmen dürfen, — war Mitwisser. Als die Kaiserin völlig arglos im Mai 1062 in Kaiserswerth mit A. zusammentraf, entführte dieser den jungen König Heinrich IV., indem er ihn auf ein bereit gehaltenes Schiff lockte. Die Angelegenheiten des Reiches sollten nunmehr nach dem Rathe der Fürsten geordnet werden, die Leitung der Geschäfte und die Sorge für den König demjenigen Bischofe obliegen, in dessen Sprengel sich Heinrich gerade befände; aber A., der ihn nicht von sich ließ, war der thatsächliche Regent. Die brennendste Frage war der Streit zwischen den beiden Päpsten Alexander II. und Cadalus;

A. entschied sich für den ersteren, von dem allein zu erwarten stand, daß er den Gewaltschritt gegen Agnes billigen würde; gemäß den Beschlüssen der Augsburger Synode führte Burchard von Halberstadt zusammen mit Herzog Gottfried den Papst im Jan. 1063 nach Rom zurück. Auf der Synode zu Mantua am 31. Mai 1064 sprach A. dann persönlich nochmals die Anerkennung Alexanders aus. — Inzwischen hatte sich gegen ihn in Deutschland lebhafte Opposition erhoben; an der Spitze derselben stand der Erzbischof Adalbert von Bremen, welcher die ergebene Freundschaft zu Heinrich III. auch auf dessen Sohn übertrug. Klug gab A. nach; Ende Juni 1063 wurden zu Allstädt die Dinge neu geordnet; während Adalbert als Patronus die Reichsgeschäfte leitete, wurde A. als magister mit der Erziehung Heinrichs betraut. Die Erzbischöfe theilten sich demnach in die Gewalt, welche jeder von beiden im Interesse seiner Kirche auszunutzen suchte. Als Heinrich im März 1065 mündig wurde, erlangte Adalbert den größten Einfluß auf ihn. Den bittersten Groll empfand A. darüber, obgleich Adalbert ihn zu gewinnen suchte; er trat in ein enges Verhältniß zu Rom, dessen Zeugen zwei uns erhaltene Briefe sind. Bald genug mußte Adalbert weichen, und nachdem die Fürsten im Januar 1066 den König gezwungen, den Bremer Bischof vom Hofe zu entfernen, trat A. wieder in den Vordergrund. Die Macht jedoch, welche er früher besessen, scheint er nicht wieder erlangt zu haben; die Gesammtheit der Fürsten nahm nunmehr an den Reichsgeschäften größeren Antheil. Die Stellung Anno's wurde sogar kurz darauf schwer erschüttert. Er begünstigte nämlich seine Verwandten und Vertrauten in jeder Weise; durch seine Vermittlung wurde sein Schwestersohn Burchard 1059 Bischof von Halberstadt, sein Bruder Wezilo 1063 gegen den Willen des Capitels Erzbischof von Magdeburg; auch von andern Bischöfen wird berichtet, daß sie ihm ihre Stellung verdankten. Im Mai 1066 bewirkte er, daß ein anderer Neffe, Konrad von Pfullingen, auf den Erzstuhl von Trier erhoben wurde. Die Trierer waren über das willkührliche Verfahren aufs höchste erbittert; daher wurde Konrad auf seiner Reise zur Stadt von dem Stiftsvogte Graf Dietrich schmählich ermordet. An seine Stelle wählten die Trierer Udo von Nellenburg, dessen Bruder Eberhard der vertrauteste Freund Heinrichs IV. war; so sehr sich auch A. bemühte, so bringend er Roms Hülfe anflehte, Udo blieb anerkannter Erzbischof. A. zog sich daher zurück, fast zwei Jahre lebte er still in seiner Diöcese, mit der Stiftung und Erbauung von Kirchen und Klöstern beschäftigt. Erst 1068 ging er als Gesandter des Königs nach Italien, um dort des Kaisers Rechte wahrzunehmen; aber als er dabei in Berührung mit jenem Cadalus kam, mußte er in Rom öffentlich Buße thun und selbst die Kränkung blieb ihm nicht erspart, daß auf der Ostersynode in seiner Gegenwart Udo mit dem Pallium geschmückt und hoch geehrt wurde. Und zwei Jahre später wurde A. geradezu nach Rom vorgeladen, um sich wegen Simonie zu verantworten. Man kannte aber in Rom Anno's Gesinnung vollkommen. Nur so weit der Papst die Pläne des Erzbischofes förderte, konnte er auf dessen unbedingte Ergebenheit rechnen. Im übrigen gehörte A. ganz dem alten Schlage der deutschen Geistlichkeit an; eifrig besorgt für die ihm untergebene Kirche in materieller und geistlicher Beziehung, selbst sittenrein und gewissenhaft in allen bischöflichen Pflichten, eifrig bemüht, strenge Disciplin durchzuführen, fühlte er sich doch zugleich als den mächtigen Fürsten des Reiches, der seine Selbständigkeit keineswegs bedingungslos Rom zum Opfer zu bringen geneigt war. Deshalb war auch späterhin Anno's Verhältniß zu Gregor VII. ein kaltes. — In den J. 1070 und 1071 stand A. dem Könige fern, an den Ereignissen im Reiche hat er nur geringen Antheil genommen; er sah sich sogar im Mai 1071 genöthigt, das Kloster Malmedy an Stablo zurückzugeben. Damals als A. und

Adalbert noch allmächtig waren, hatten beide sich Abteien schenken lassen; während Adalbert 1066 seine Beute aufgeben mußte, hatte jener trotz der Bemühungen der Brüder von Stablo Malmedy festgehalten. Erst als der heil. Remaclus in Lüttich Wunder wirkte, gab A. den allgemeinen Wünschen nach; die Angelegenheit erregte in ganz Deutschland das größte Aufsehen. Als jedoch zwischen Heinrich und Rudolf von Schwaben ernste Entzweiung eintrat, näherte sich der König, da auch Adalbert im März 1072 gestorben war, wiederum dem Erzbischofe, den er zu Ostern desselben Jahres persönlich in Köln aufsuchte. Es gelang A., der seit 1066 zu Rudolf in näheren Beziehungen stand, unterstützt von der Kaiserin Agnes, welche zu dem Zwecke selbst über die Alpen kam, eine Versöhnung zwischen König und Herzog herbeizuführen. Aber sie war von kurzer Dauer, und A. verließ Weihnachten 1072 den Hof wieder; der Einfluß, den er auf den König ausübte, mochte ihm zu gering erscheinen. Da brach im Sommer 1073 jene Empörung der Sachsen aus, unter deren Häuptern sich Anno's Bruder und Neffe befanden. Gewiß waren A. die Pläne der Verschworenen bekannt, gemeinsame Sache aber hat er mit ihnen nicht gemacht. Deswegen war er die geeignetste Person, um als Vermittler aufzutreten; der König forderte ihn alsbald dazu auf und A. entsprach dem Rufe. Nach mancherlei Verhandlungen einigte man sich dahin, am 20. Oct. in Gerstungen eine Zusammenkunft zu veranstalten. Die Erzbischöfe von Köln und Mainz, die Bischöfe von Metz und Bamberg, die Herzöge Rudolf, Gottfried und Berthold erschienen als Gesandte des Königs. Welcher Art die gefaßten Beschlüsse waren, ist nicht ganz klar; wahrscheinlich kam man dahin überein, daß die Sachsen Weihnachten in Köln sich dem Könige unterwerfen, dieser ihre Beschwerde abstellen sollte; vielleicht, daß sich die Fürsten verpflichteten, wenn Heinrich das nicht thue, ihm keinen weitern Beistand zu leisten. Aber der erneute Zwist Heinrichs und Rudolfs, hervorgerufen durch die Anklage Regengers, vereitelte die Ausführung der Uebereinkunft; der König, dem die Stadt Worms die opferfreudigste Aufnahme bereitet hatte, zog daher im Januar wieder gegen die Sachsen zu Felde. Vorher hatte er A. und Siegfried aufs neue aufgefordert, mit den Sachsen Verhandlungen anzuknüpfen; aber sie vermochten auf der Zusammenkunft in Corvey kein anderes Resultat zu erreichen, als daß ein neuer Tag für den Anfang Februar nach Fritzlar anberaumt wurde, welchem der König selbst beiwohnen sollte. Aber noch vorher, am 2. Febr. kam der Vertrag von Gerstungen zu Stande, der bald zu weiteren friedlichen Vereinbarungen in Goslar führte. Damit schließt Anno's Thätigkeit auf dem Gebiete der Reichsgeschäfte ab; aber die bittersten Erfahrungen standen ihm noch in seiner Stadt bevor. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher A. seine Rechte und Befugnisse in Köln zur Geltung brachte, erbitterte die dortige Bevölkerung, namentlich die reiche und stolze Kaufmannschaft; so kam es denn Ostern 1074, als des Erzbischofs Diener gewaltsam vorgingen, zu einem wilden Tumulte. Nur mit Mühe rettete A. sein Leben vor der erregten Masse; als er aber nach wenigen Tagen mit bewaffneter Macht heranzog, war der Uebermuth verraucht. Die Empörer flohen theils aus der Stadt, theils baten sie um Gnade; ohne Widerstand zu finden, konnte der Erzbischof in die Stadt einziehen. Als jedoch in den folgenden Tagen seinem Geheiß gemäß die Empörer sich dem Gerichte stellen sollten, erschien Niemand; die Folge war ein furchtbares Strafgericht, welches über die Stadt verhängt wurde und ihren Wohlstand schwer beschädigte. Die Entflohenen hatten des Königs Schutz gesucht, welcher damals auch durch das Gerücht erschreckt wurde, A. habe sich mit König Wilhelm von England gegen ihn verbündet. In der That stand der Kölner mit jenem Herrscher in Beziehungen und wechselte mit ihm Gesandtschaften; der umfangreiche Handel, welchen Köln bereits damals

mit England trieb, mußte Anknüpfungen herbeiführen. Wahrscheinlich war es auch A. gewesen, der im J. 1066, als Wilhelm nach England zog, einen Vertrag vermittelte, durch welchen den Normannen der Beistand Deutschlands zugesagt wurde. Jene Gerüchte waren freilich sicher thöricht und es fiel ihm nicht schwer, sich durch einen Eid von dem Verdachte zu reinigen. Es war damals das letzte Mal, daß der König und der Erzbischof mit einander in Berührung kamen. A. widmete sich hinfort ganz seinen Stiftungen und gab sich religiösen Uebungen hin; den Ereignissen des J. 1075, dem erneuten Kriege gegen die Sachsen, blieb er fern. Schwere körperliche Leiden erfüllten seine Seele mit Todesahnungen, der Aufstand der Kölner, manche trübe Erfahrungen in seiner Umgebung, die Gefangenschaft des Bruders und Neffen drückten ihn tief darnieder. Am 4. Dec. 1075 starb er in Köln, seine letzten Gedanken beschäftigten sich mit dem Schicksale der gefangenen Sachsen; er ließ Herzog Gottfried von Lothringen bitten, für sie beim Könige Fürsprache einzulegen. A. wurde in seiner Lieblingsstiftung, dem Kloster Siegburg, begraben; im J. 1183 wurde er durch Papst Lucius III. canonisirt. — A. nimmt in der deutschen Geschichte eine hervorragende Stellung ein. Er hat Köln außerordentlich bereichert und gehoben durch die Gründung mehrerer Klöster (Siegburg, Graffschaft, Saalfeld), welche er mit Mönchen cluniacensischer Richtung besetzte, durch die Erbauung und Ausschmückung von Kirchen (u. a. St. Maria ad Gradus, St. Gereon, St. Georg), durch die Erwerbung vielfacher Güter; selbst eifrig in seinem geistlichen Amte verlangte er Sittenreinheit und kirchliche Disciplin auch von seinen Untergebenen. Indessen seine Hauptthätigkeit war nicht der Kirche, sondern dem Reiche zugewandt. Als ein Mann von außerordentlichen Eigenschaften, von unbeugsamer Energie und rastloser Thätigkeit, aber auch von gewaltigem Ehrgeiz, erreichte er es, eine Zeit lang die erste Stelle im Reiche einzunehmen. Aber Anno's Wirksamkeit war für Deutschland von verhängnißvollen Folgen. Indem er durch den an Heinrich IV. verübten Raub die königliche Autorität seinen Zwecken dienstbar zu machen suchte, hat er ihr Ansehen tief geschädigt, durch die Anerkennung Alexanders II. das Papstthum außerordentlich gefördert. So hat A. wider Willen Gregor VII. in die Hände gearbeitet und seinerseits viel dazu beigetragen, den Ausbruch des Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum zu beschleunigen und letzterem den Sieg zu erleichtern. — Wir besitzen eine „Vita Annonis“, welche ums J. 1100 ein Mönch in Siegburg verfaßte, deren Werth jedoch ein sehr geringer ist; in ihr ist bereits die „Maere von sente Annen“ benutzt, ein Lobgedicht auf den Erzbischof, zugleich ein bedeutendes Denkmal unserer nationalen Litteratur.

Vgl. Theodor Lindner: Der hl. Anno, Erzb. von Köln. Leipzig 1869.

Theodor Lindner.

Annoni: Hieronymus A. (d'Annone), Dichter geistlicher Lieder, Sohn eines Rathsherrn in Basel und hier geb. 12. Sept. 1697, † 10. Oct. 1770. Von Kindheit auf beseelt „mit dem heimlichen Vorsatz, ein rechtschaffener Theologus zu werden“, wurde er dies „mit der Zeit“, nachdem er sich durch viele Anfechtungen hindurchgearbeitet hatte. 1719 zum Predigtamte befähigt erklärt, lebte er zuerst als Hofmeister in Schaffhausen, sodann lange als Privatmann in Basel, hielt Erbauungsstunden, machte Reisen 2c., bis er 1739 die Pfarrei Waltenburg überkam. Im J. 1747 folgte er einem Rufe der Gemeinde Muttenz bei Basel, wirkte hier wie dort mit ungewöhnlichem Ernste. — Seine Lieder, in volksthümlichem Tone pietistische Richtung athmend, gab er in den zwei Schriften heraus: „Erbaulicher Christenschatz“, Basel 1739; „Heiliges Kinderspiel“, Basel 1747. Nicht blos in reformirten, sondern auch lutherischen Kirchen werden von Annoni noch manche Lieder gesungen („Dir wollt' ich

gerne", „Du guter Hirt", „Es saß ein frommes Häuflein dort", „Herr Gott, der Du den Ehestand", „Hilf A und O", „Ich glaub, o Herr, hilf", „Jesu, Jesu, Brunn des Lebens", „Immanuel, blick", „O wesentliche Liebe", „Wer kann mich zu Jesu bringen" ꝛc.). „Vgl. Koch's Kirchenlied" VI. p. 95 f. — „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit", Basel, Jahrgang 1795, p. 64 f. — „Hagenbach's Kirchengeschichte des 18. u. 19. Jahrh." p. 152. P. Pressel.

Ansbert: ein österreichischer Kleriker, dessen Name nur durch seine Darstellung des Kreuzzuges Kaiser Friedrichs I. auf uns gekommen ist. Als „Historia de expeditione Friderici imperatoris edita a quodam Austriensi clerico, qui eidem interfuit", wurde dies Werk nach einer Handschrift des Klosters Strahow in Böhmen zuerst 1827 von Dobrowsky, neuerdings besser in den „Fontes rerum Austriacarum", I. Abtheilung, 5. Band, von Tauschinski und Pangerl veröffentlicht. Der Verfasser, dessen Name Ansbert nur durch eine Notiz aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh. verbürgt ist, erzählt als Theilnehmer und Augenzeuge den so glücklich begonnenen, so unglücklich endenden Zug des alten Heldenkaisers mit einer Genauigkeit und Fülle des Details, welche sein Buch zur werthvollsten Quellenschrift über den Antheil der Deutschen am dritten Kreuzzuge erheben. Ohne politische Einsicht, erfüllt von einer ganz spiritualistischen Auffassung der Dinge und von dem schönfärbenden Bestreben, die Bewegung noch geistlicher und heiliger hinzustellen, als sie war, überfließend von Anspielungen, Sprichwörtern, Vergleichungen aus der heiligen Schrift, doch auch mit classischen Autoren nicht unbekannt, erscheint A. als charakteristischer Repräsentant des gebildeten niederen Clerus am Ausgange des 12. Jahrhunderts und als sprechender Zeuge der phantastisch gefärbten, religiösen Begeisterung, welche die Kreuzfahrten ins Leben rief. Seine Schrift steht übrigens in nahem Zusammenhange mit dem Tagebuche, welches der Domherr Tageno von Passau über denselben Kreuzzug der Deutschen hinterlassen hat, und schließt sich, wie man jetzt annimmt, vom 16. Mai vielfach demselben an.

S. O. Riezler: Der Kreuzzug Friedrichs I. (Forschungen zur deutschen Geschichte X. 87). K. Fischer: Der Kreuzzug Friedrichs I. Riezler.

Anschütz: Heinrich A., geb. 8. Feb. 1785 zu Luckau in der Niederlausitz, † als k. k. Hofschauspieler und Regisseur 29. Dec. 1865 in Wien. A. war ursprünglich für das Studium der Theologie bestimmt. Auf der Fürstenschule zu Grimma gebildet, bezog er 1804 die Universität Leipzig. Die Leistungen der Dresdener und Dessauer Hoftheater-Gesellschaften, welche zu seiner Zeit Leipzig besuchten, die Gastspiele Iffland's, Eßlair's, die Darstellungen der Weimaraner in dem benachbarten Lauchstädt, von denen namentlich Pius Alexander Wolff einen großen Eindruck auf A. machte, entzündeten in dem Jüngling die brennendste Theaterlust. 1807 betrat er als Adolf von Klingsberg zum ersten Male die Bühne in Nürnberg. Später finden wir ihn in Leipzig, Danzig, Königsberg und Breslau. Von dort kam er nach beifälligst aufgenommenem Gastspiel im J. 1821 an das Hof- und National-Theater (jetzt Hofburgtheater) in Wien, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Früher in jugendlichen Helden- und Liebhaberrollen, zuletzt im Fache der bürgerlichen und Heldenväter thätig, bewährte er ein ausgezeichnetes Talent, namentlich in verständnißinniger, ausdrucksvoller und formschöner Recitation. Die Eindrücke seiner Jugend, welche durch die weimarsche und Schröder'sche Schule gleichmäßig anregend auf ihn wirkten, hatte er harmonisch verarbeitet. Unterstützt von glänzenden Mitteln der Sprache und von einem ansprechenden Aeußern, welches namentlich einen edel geschnittenen Kopf zeigte, von gebildetem Verständniß und poetisch gereizter Phantasie, von gewissenhaftem Fleiß und andauerndster, opferfreudiger Hingabe an seine Kunst, war er ein Muster und Meister edler und wahrhaftiger Schau-

spielkunst. Seine Schöpfungen als Lear, Erbförster, alter Müller, Attinghausen ꝛc. leben unvergänglich im Gedächtnisse der Kenner. Er war ein Vorbild seiner jüngeren Genossen in Leben und Kunst und mit dankbarer Verehrung priesen sie ihn als ihren Meister. In der Technik der Sprache, in Aufbau und Disposition der künstlerischen Rede, in seinem Schliff und sicherer Treffkraft seiner rednerischen Wirkungen stand er einzig da unter all seinen Genossen. Die Gewissenhaftigkeit seines bis in das höchste Alter sich gleichbleibenden Fleißes, bewahrte selbst dem Greise die volle Geschmeidigkeit, Tonfülle und Kraft seines Organs und als er achtzigjährig am 4. Juni 1865 seine letzte Rolle (Musicus Miller in Kabale und Liebe) spielte, wirkte er noch mit voller Unmittelbarkeit. Seine Gattin, geb. Butenopp, als Schauspielerin meist in naiven Rollen gerne gesehen, starb zu Wien 15. Juni 1866. Sein Bruder Eduard, gleichfalls Hofschauspieler in Wien und Verf. einiger Novellen starb dort pensionirt 11. April 1855. Von seinen Kindern haben sich mehrere dem Theater zugewandt, namentlich hat sich Auguste, später verehelichte Koberwein als dramatische Künstlerin (vgl. Wurzbach, Biogr. Lex.), ein Sohn Roderich als dramatischer Schriftsteller bekannt gemacht. Nach Anschütz' Tode erschien unter Redaction seines Sohnes ein Band „Erinnerungen“. Förster.

Anschütz: Johann Matthäus A., Gewehrhändler in Suhl, geb. das. im J. 1745, † 5. Juni 1802. Ein strebsamer, intelligenter Mann, welcher sich ohne äußere Aufmunterung zu erhalten, als Naturforscher, besonders Mineralog einen Namen machte. Resultat jahrelanger Bemühungen war sein Buch: „Ueber die Gebirgs- und Steinarten des kursächsischen Hennebergs.“ 1788. Zusätze dazu, 1798. Ferner schrieb er: „Kurze Geschichte der Stadt Suhl.“ 1796. Carus.

Anschütz: Joh. Christoph A., geb. 11. Dec. 1745 zu Wiedersbach im Hennebergischen, studirte zu Koburg und Leipzig, wurde Pastor zu Bärenstein, dann 1781 zu Liebenau und endlich 1795 zu Stolpen in Sachsen, wo er 21. Juni 1814 starb. Er dichtete 26 Kirchenlieder, meist in reiner und fließender Sprache, herausg. unter dem Titel: „Geistliche Lieder nach bekannten Melodien“, 1788. Seine sonstigen theolog. Schriften verzeichnet Meusel im G. T. G. Br.

Anschütz: Joseph Andreas A., Staats-Procurator beim Landgericht und städtischer Musikdirector zu Coblenz, geb. das. 19. März 1772, † 26. Dec. 1856. In der Musik war er Schüler seines Großvaters, des Organisten und Mitdirectors der kurfürstl. Capelle, und bildete sich schon frühe zu einem guten Clavierspieler. Als er nach 1797 in seiner Vaterstadt ansässig geworden, wirkte er eifrig für Neubelebung der durch den Krieg ganz in Verfall gerathenen dortigen Musikzustände, indem er die zerstreuten Reste der alten Capelle wieder vereinigte, und für Heranbildung neuer Kräfte durch Einrichtung eines Musikinstituts sorgte. Mit der Zeit kamen ein ansehnlicher Chor und gutes Orchester zustande, welche A. mit Umsicht leitete, und wobei ihn nachmals sein Sohn Karl (1837 Friedrich Schneider's Schüler und später Musikdirector zu Coblenz) unterstützte und ablöste. Eine Anzahl seiner Compositionen, meist Lieder und Gesänge, Tänze, Variationen ꝛc. für Clavier, sind zu Augsburg bei Gombert, Leipzig bei Breitkopf und Härtel, Bonn bei Simrock erschienen. Manche darunter sind recht beliebt gewesen. Verschiedene größere und kleine Kirchenwerke sind ungedruckt geblieben. Eine Biographie findet sich in Wegeler's Gallerie berühmter Coblenzer. Cobl. 1865. v. Dommer.

Anselm, Bischof von Ermland seit 28. August 1250. Nachdem zwar schon mehrere Geistliche auf dem neugeschaffenen bischöflichen Stuhl von Ermland in Preußen berufen, aber (vielleicht mit einer vorübergehenden Ausnahme) nie zur Possession gekommen waren, wurde A., ein höchstwahrscheinlich aus

Meißen gebürtiger Bruder des deutschen Ordens, am genannten Tage zu Valenciennes von einem päpstlichen Legaten geweiht. Bereits im Frühjahr 1251, wenn nicht früher, befand er sich in seinem Sprengel und blieb dort zunächst fast zehn Jahre lang, während welcher Zeit er den Grund zur dauernden Christianisirung und Germanisirung der Mitte des Preußenlandes legte; Braunsberg, Ermlands Hauptstadt, verdankt ihm seine Entstehung. Der päpstlichen Anordnung folgend, daß den preußischen Bischöfen ein Drittheil ihres Sprengels zur weltlichen Regierung zufallen sollte, wählte sich A. bei der Theilung der ermländischen Diöcese den mittleren Theil, der, mit seiner Spitze am frischen Haff bei der Passargemündung beginnend, sich wie ein Keil in südsüdöstlicher Richtung landeinwärts erstreckt. Kaum hatte er sechs Jahre darnach (1260) zu Braunsberg seine Kathedrale unter dem Titel des h. Andreas begründet und dabei ein Domcapitel, welchem er das kanonische Recht ertheilte ohne fremde Einmischung den Bischof zu wählen und sich selbst zu ergänzen, gestiftet, als er infolge des großen Preußenaufstandes, der im September 1260 ausbrach, seinen amtlichen Wirkungskreis, dessen weltliche Verwaltung er dem preußischen Landmeister übertrug, verlassen mußte. Doch wurde ihm gleich darauf eine andere, auch in Bezug auf die Ordenslande sehr einflußreiche Stellung übertragen, indem ihn der Papst zum Legaten des apostolischen Stuhles für Böhmen, Mähren und die Erzdiöcesen Riga, Gnesen und Salzburg ernannte. Demgemäß begegnet er uns während der fünf Jahre seiner Legation meist in Mähren und Schlesien, vorübergehend auch in Preußen, einmal sogar in den Grenzen seines Bisthums. Da vorläufig aber keine Aussicht auf dauernde Rückkehr in dasselbe vorhanden, alle Einkünfte daraus versiegt waren, so wurde ihm einige Zeit nach Ablauf des Legatenamtes von Seiten des Ordens, ein Dorf in Schlesien, in dem er seinen Wohnsitz hatte, zum Unterhalt angewiesen. Er starb, nachdem er in seinem Testamente neben seiner Familie, seine Stadt Braunsberg, welche von den aufständischen Heiden zerstört war, bedacht hatte, zwischen den J. 1275 und 78.

Eichhorn in: Zeitschrift für ermländ. Geschichte I. S. 100 ff. Bender in: Index lectionum Lycei Hosiani Brunsberg. für das Wintersemester 1866—67. Lohmeyer.

Anselm, Bischof von Havelberg 1129—1155, dann bis zu seinem Tode (1158) Erzbischof von Ravenna, von unbekannter Herkunft, vermuthlich ein Lothringer oder auch Italiener, ein Freund und Jugendgenosse des Abtes Wibald von Corvey, wurde 1129 vermuthlich durch seinen Gönner, Norbert, Erzbischof von Magdeburg, zum Bischof von Havelberg ernannt, konnte aber erst 1130 nach Besiegung der Slawen seinen Sitz einehmen, begleitete 1133 König Lothar nach Italien, wohnte dann der Mainzer Synode bei und war bei dem Tode Norberts (6. Juni 1134), den er auch bestattete. A. weilte meist am Hofe Lothars, in dessen Auftrag er 1135 als Gesandter nach Constantinopel ging, zugleich als päpstlicher Apocrisiarius die Angriffe der griechischen Hoftheologen gegen die römische Kirche zu widerlegen: deshalb disputirte er öffentlich mit Niketas, Erzbischof von Nikomedien. Auf Papst Eugens III. Wunsch schrieb A. 1150 den Inhalt dieser damals vielberühmten Disputation auf; so entstanden die „Libri tres dialogorum s. Ἀντικειμένων“, ein Beleg für Anselm's ungewöhnliche theologische Gelehrsamkeit und den Freimuth, mit dem er vorhandene Uebelstände der Kirche aufdeckt. (d'Achery, Spicilegium ecclesiasticum I. 161 ff.). 1136 zurückgekehrt, fand A. sein Bisthum von den Slawen wieder verwüstet, begleitete Lothar auf seinen zweiten Römerzug und blieb hochangesehen am Hofe Papst Innocenz' II. Erst nach Lothars Tode heimkehrend, stiftete er 1144 das Prämonstratenserkloster Jerichow, das 1145 geweiht wurde, und errichtete in Havelberg ein Domcapitel. Doch blieb er fast dauernd am Hofe Konrads III.;

1147 ging er als dessen Gesandter mit Wibald von Corvey zu Eugen III. nach Dijon und nahm dann an dem Kreuzzuge der sächsischen Fürsten gegen die Slawen Theil, durch den sein Bisthum mehr gesichert wurde. Seit Konrads III. Rückkehr aus dem Orient blieb er, in Ungnade gefallen, — weshalb ist unbekannt, — dem Hofe fern und lebte seinem kirchlichen Amte und theologischen Studien. 1150 ging A. zu Papst Eugen III. nach Tusculum, um in den erneuten Lehrstreitigkeiten mit griechischen Theologen zu rathen. Friedrichs I. Thronbesteigung 1152 rief ihn wieder in die politische Thätigkeit, er ergriff, ein eifriger Anhänger des Kaisers, die Partei Wichmann's von Magdeburg gegen den Papst und war 1153 bei Abschluß der Constanzer Verträge zwischen Friedrich und Eugen III. hervorragend betheiligt. 1154 ging er als Gesandter nach Constantinopel, mit um für Friedrich um die griechische Prinzessin Marie zu werben; 1155 zurückkehrend, schloß er sich Friedrich in Valencia an, der ihn zum Erzbischof von Ravenna erheben ließ: am Tage der Kaiserkrönung Friedrichs (18. Juni 1155) erhielt A. von Hadrian IV. das Pallium. Auch an dem zweiten Zuge des Kaisers nach Italien, gegen Mailand, nahm er Theil und starb während der Belagerung dieser Stadt am 12. August 1158. A. ist in Ravenna bestattet.

Außer den 3 Büchern Dialogen besitzen wir von A. einen „Liber de ordine canonicorum regularium“ bei Pez, „Thesaurus anecdotorum“, IV. 2, 76 ff. und ein ebenfalls den Anspruch der Mönche auf größere Heiligkeit (als die Weltgeistlichen) bekämpfendes Sendschreiben an den Abt Egbert von Huisburg. Dasselbe ist von Anselm's Biographen Spieker in Illgen's Zeitschrift für die hist. Theologie Bd. X. Heft 2 veröffentlicht. Ein von Pez, „Dissertat. isagogica“ X erwähnter „Tractatus de ordine pronunciandae litaniae“ sowie A. zugeschriebene Heiligenleben und eine angeblich vorhandene Briefsammlung sind bisher nicht aufgefunden. Die Vita des Erzbischofs Adelbert II. von Mainz (Bibliotheca Rerum Germanicarum III. 565 sqq.) ist ihm von Jaffé mit Unrecht zugeschrieben worden. H. Prutz.

Anselm von Lüttich: ein Domherr der Lütticher Kirche, über dessen Leben nichts bekannt ist. Er vollendete um 1052 die angefangene Lütticher Bisthumsgeschichte von Heriger und führte sie in einfach klarer Darstellung bis auf die Zeit des Bischofs Wazo (1041—1048), von dem es mit Recht hieß, daß Lüttich seines Gleichen nie wieder sehen werde. Lüttich stand gerade in der von A. geschilderten Zeit durch den hohen Ruhm seiner Schulen an der Spitze der wissenschaftlichen Thätigkeit, und dadurch erhält die liebevolle und einsichtige Darstellung Anselm's einen vorzüglich hohen Werth. Seine „Gesta episcoporum Leodiensium“ sind neu herausgegeben von A. Koepke, Mon. Germ. ss. VII. 189—234. Wattenbach.

Anselm Casimir. Wambold von Umstadt, Erzbischof von Mainz, Sohn des k. Raths Eberhard W. v. U., geb. 30. Nov. 1583, erstlich Domherr zu Mainz und Halberstadt, wie auch Chorherr zu St. Alban, 1629 als Erzbischof gewählt. Seine Regierung fällt in die verhängnißvollste Zeit des 30jähr. Kriegs. Gustav Adolf wendete sich nach der siegreichen Schlacht bei Leipzig nach dem Rhein und nahm, nachdem die spanische Besatzung zu Mainz capitulirt, am 23. Dec. 1631 die Stadt ohne Schwertstreich in Besitz. A. C. hatte sich geflüchtet. Nachdem Mainz mehrere Jahre in schwedischen Händen gewesen, wurde es 1635 im Herbste von dem kaiserl. Obersten Gallas 3 Monate lang belagert und endlich nach tapferer Gegenwehr von dem schwed. Commandanten v. Hohenbach übergeben. A. C. kehrte am 22. Juni 1636 in seine Residenz zurück, krönte nach dem erfolgten Ableben Ferdinands II. im J. 1637 dessen Nachfolger Ferdinand III. und flüchtete sich von neuem 1644, als Mainz nach

der für die Kaiserlichen unglücklichen Schlacht bei Freiburg vom Herzog v. Enghien eingenommen wurde. A. C. sah seine Residenz nicht wieder, da sie bis zum westfälischen Frieden besetzt blieb und er noch vor dem Abschluß desselben (9. Oct. 1647) zu Ettwil im Rheingau starb.

J. H. Hennes, Bilder aus der Mainzer Gesch. Walther.

Anselm: Anselm von Flandern, Anselmo Fiamengo, ein niederländischer Musiker des 16. Jahrh., in bairischen Diensten. Als man gegen Mitte des genannten Jahrh. oder noch früher anfing, die Beschwerlichkeit der alten auf das Hexachord eingerichteten Solmisation (ut re mi fa sol la) zu empfinden, tauchten im Laufe der Zeit manche Versuche auf, sie durch Hinzufügung einer siebenten Silbe auf die Octave anwendbar zu machen, oder eine ganz neue siebenstufige Silbenreihe aufzustellen. Es heißt, daß um 1547 ein flamländischer Tonkünstler eine solche neue für die Octav ausreichende Silbenreihe in Vorschlag gebracht habe, womit jedoch wahrscheinlich die Bocedisatio oder Solmisatio belgica (bo ce di ga lo ma ni) des Hubert Waelrant, der von 1517—95 lebte, und um 1547 zu Antwerpen eine Musikschule gehalten haben soll, gemeint ist. Versuche mit Hinzufügung einer siebenten Silbe zur alten Solmisation aber sind vermuthlich schon früher gemacht worden (wenn auch nicht schon durch Prasperg, der in „Claris. plane atque choralis musice interpret". Basel 1501, Bl. 4a noch deutlich sagt: Sex sunt voces, per quas omnis cantus mundi modulatur, scil. ut re mi fa sol la), und Ludovico Zacconi bemerkt in dem 1622 erschienenen 2. Thle. c. 10 seiner Prattica di Musica, daß unter den Verbesserern der Solmisation A. v. F. der Erste gewesen sei, indem er jenen alten sechs Silben, die Silben bo für B rotundum und si für B quadratum, zur Vervollständigung der Octav, hinzugefügt habe. Möge nun A. wirklich der Erste gewesen sein oder nicht, so ist doch Gerber „N. Lex." jedenfalls im Irrthume, wenn er diesen A. v. F. mit dem vom Gafurius öfters angeführten Anselm von Parma für identisch hält; denn beide trennt ein Zeitraum von wol nicht viel weniger als 100 Jahren. v. Dommer.

St. **Ansfrid**, † um das J. 1009, Graf im Lande Löwen, vermählt mit Hilsund, Gräfin von Stryen. Von ihr und seiner Tochter trennte er sich, um ins Kloster zu gehen und schenkte dem Bisthum Lüttich, wo damals Notker den Stab führte, seine Grafschaft Huy. Seine Gattin ging in die von ihr 992 gegründete, nachmals berühmte Abtei von Thorn. A. bequemte sich später auf den Wunsch Kaiser Ottos und Notkers dazu, das Bisthum Utrecht anzunehmen. Er regierte das Stift mit fester Hand und bereicherte es durch große Schenkungen. Am Ende seines Lebens zog er sich ins Kloster Hohorst oder Heiligenberg bei Utrecht zurück und starb daselbst als Mönch.

Bolland, Acta ss. Mai tom. I. 428. Batavis sacra 124. Alb. Th.

Ansgar, Erzbischof von Hamburg-Bremen, Apostel des Nordens, geb. 801, † 3. Feb. 865. Im Kloster Corbie (Picardie) erzogen und später als Lehrer an der dortigen Schule thätig, siedelte Ansgar 822 nach dem vor kurzem gestifteten Tochterkloster Neu-Corbie (Korvey, Westfalen) über, und übte hier bis 826 neben dem früheren Lehrerberufe das Amt eines Volkspredigers aus. Vom Abte Wala empfohlen, wurde er von Kaiser Ludwig dem Frommen mit der Aufgabe betraut, den 826 (in Ingelheim oder in der St. Albanskirche zu Mainz) getauften Dänenkönig Harald nach Dänemark zu begleiten, um die Neubekehrten im christlichen Glauben zu erhalten und Andere ihres Volkes der Taufe zu gewinnen. Da sich aber Harald vor seinen Gegnern (827) nach der ihm vom Kaiser verliehenen Landschaft Rüstringen zurückziehen mußte, so ward dadurch dem ihm dahin folgenden Ansgar und dessen Gefährten Autbert der Boden für die Missionsthätigkeit fast vollständig entzogen, und Kaiser Ludwig

konnte deshalb, nachdem Autbert einer Erkrankung wegen schon vorher nach Korvey zurückgekehrt und Ostern 829 daselbst gestorben war, den Gislemar zum Nachfolger Ansgar's ernennen, diesen selbst aber als Verkündiger des Christenthums in das bis dahin von der Mission noch unberührte Schweden entsenden. Von Witmar begleitet, trat Ansgar (Spätsommer 829) die Reise an, und erfreute sich während seiner anderthalbjährigen Anwesenheit in Schweden eines solchen Erfolges, daß er bei seiner Rückkehr Kaiser Ludwig ein Handschreiben König Björns überbringen und ihm die Existenz einer christlichen Gemeinde in der Handelsstadt Birka (am Mälarsee) berichten konnte. Der glücklich eröffneten Mission einen festen Mittelpunkt zu geben, bildete der Kaiser 831 aus dem jenseit der Elbe belegenen (nordelbischen) Reichslande, das schon Karl der Große zu einem selbständigen Bisthum bestimmt und dem Presbyter Heridag untergeben hatte, das aber nach Beider Tode unter die benachbarten Bischöfe von Bremen und Verden getheilt worden war, ein Erzbisthum Hamburg, das, an den Marken des Reiches, aber auf deutschem Boden belegen, die großartige Aufgabe übernehmen sollte, die Völker des Nordens ohne Waffengewalt, nur durch die Predigt, in den Kreis der christlichen Cultur und Gesittung hineinzuziehen.

Zum Erzbischof geweiht, begab sich Ansgar nach Rom, wo ihm von Papst Gregor IV. das Pallium gereicht und neben Erzbischof Ebbo von Rheims, der das ihm von Papst Paschalis anvertraute Amt bereis (823) vor Ansgar in Dänemark ausgeübt hatte, die Legation für den Norden übertragen wurde. Indessen erfüllten sich die Hoffnungen, die man an die Errichtung des Erzbisthums geknüpft hatte, zu Anfang keineswegs. Mit dem älteren Inhaber des Legationsrechtes mußte A. sich dadurch abfinden, daß Ebbo seinen Neffen Gautbert gewissermaßen an seiner Statt zum Legaten für die Schweden ernannte, ihn in Gemeinschaft mit A. zum Bischof weihte, und ihm von Kaiser Ludwig den Ort Welanao (Münsterdorf bei Itzehoe) verschaffte, der ursprünglich Ebbo zur Unterstützung in der dänischen Mission vom Kaiser geschenkt war. Ansgar selbst sah sich daher für seine Thätigkeit auf Dänemark, dessen politische Verhältnisse die Legation von vornherein aussichtslos machten, und auf sein Erzbisthum, für seine Hülfsmittel aber vorzugsweise auf die Einkünfte des Klosters Turholt angewiesen, das ihm Ludwig d. Fr. für das Kloster Rodnach, das einst Heridag, dem ersten Presbyter Hamburgs, von Karl d. Gr. verliehen worden war, zur Entschädigung gegeben hatte. Auch die bescheidene Wirksamkeit, die A. unter diesen Umständen möglich war, stockte, als nach Kaiser Ludwigs Tode sein Sohn Karl der Kahle das in der Reichstheilung auf seinen Antheil gekommene Kloster Turholt dem Erzstifte entzog und dem Grafen Reginar übertrug; denn den Geistlichen, welche A. bisher im Predigtamte unterstützt hatten, fehlte es in Folge dessen bald an dem Nothwendigsten, sie kehrten in ihr Kloster zurück, die Heidenbekehrung ging ein, ihr Mittelpunkt Hamburg war fast ganz verlassen. Bald darauf, 845, kamen die Dänen nach Hamburg, und Stadt und Kirche gingen in Flammen auf. A. selbst hatte sich zwar durch die Flucht gerettet, irrte aber obdachlos umher. Dazu kam etwa gleichzeitig noch ein dritter Schlag: ein Volksaufstand in Schweden vernichtete die junge christliche Gemeinde, kostete Gautbert's Neffen das Leben, trieb den Bischof selbst mit seinen übrigen Gefährten aus dem Lande. Alle Erfolge der bisherigen Bestrebungen Ansgar's waren demnach zusammengesunken, und, der Einkünfte Turholt's beraubt, war er nicht einmal von vorn zu beginnen im Stande. Da hat A., um die schwer darniederliegende Mission nicht vollständig untergehen zu lassen, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, in die Aufhebung seines Erzbisthums gewilligt. Am 24. Aug. 845 war nämlich Bischof Leuderich von Bremen gestorben, und König Ludwig

der Deutsche, der A. kein sächsisches Kloster zur Aufrechthaltung des Missionswerkes zu geben vermochte, übertrug demselben das erledigte Bisthum, nachdem ein Synodalbeschluß (Mainz, Oct. 847) eine solche Maßregel in der Weise für zuläßig erklärt hatte, daß der Hamburgische Sprengel wieder, wie vor Errichtung des Erzstiftes, unter die Bisthümer Bremen und Verden getheilt werde. Indessen hatte doch dieses Verhältniß keinen langen Bestand, denn als die reichen Mittel seines Bisthums A. eine neue Missionsreise nach Dänemark (848) möglich gemacht hatten, auf der es ihm gelungen war, den König Erich dem Christenthum günstig zu stimmen und von ihm die Erlaubniß zum Bau einer Kirche in Schleswig, der ersten dänischen Kirche, zu erlangen, die der Bischof der Jungfrau Maria, der Schutzpatronin der zerstörten hamburgischen Mutterkirche widmete, so machte das neue Leben, das dadurch dem Missionswerke eingehaucht war, auch das Bedürfniß nach einem Mittelpunkte wieder geltend, wie ihn das Erzbisthum Hamburg dargeboten hatte, wie ihn aber das Köln untergebene Bisthum Bremen nicht darbieten konnte. In Anerkennung dieser Thatsache beschloß eine andere Synode (Mainz, Oct. 848) das aufgegebene Erzstift wieder herzustellen, Hamburg, das bei der Theilung des hamburgischen Sprengels an Bischof Waldgar von Verden gekommen war, gegen Entschädigung durch Theile des bremischen Sprengels an A. zurückzugeben, das Bisthum Bremen aber aus dem Kölner Metropolitanverbande herauszunehmen und dem erzbischöflichen Sitze Hamburg zu unterstellen. Da dieser eine schwere Schädigung Kölns bedingende Beschluß während einer Vacanz des kölnischen Erzstuhles gefaßt worden war, so war Angar's Bestreben darauf gerichtet, von dem neuen Erzbischof Günther (seit 850) die Bestätigung desselben zu erlangen, und nach langem vergeblichen Bemühen gelang ihm dieses in einer nicht näher bekannten Versammlung zu Worms (854, 857 oder 862?), in der die Könige Ludwig der Deutsche und Lothar, sowie die Bischöfe aus Beider Reichen zugegen gewesen sein sollen. Dem mühsam Errungenen aber in der Sanction des römischen Stuhles eine vollständige und endgültige Sicherung zu geben, erwies sich später als eine dringende Nothwendigkeit, denn Erzbischof Günther von Köln war in seinem Widerstande gegen Nikolaus I., unter dem das Papstthum eine Machthöhe, wie nie zuvor, erreicht hatte, unterlegen, und sein ersichtlich nahe bevorstehender Sturz setzte die Rechtskräftigkeit jener Maßregeln in Frage, deren Genehmigung nach des Papstes Anschauung ausschließlich ihm zustand, weder bei Günther hätte nachgesucht werden dürfen, noch von ihm hätte ertheilt werden können. In einer mannichfach wichtigen Urkunde vom 31. Mai 864 hat Nicolaus diese von Ludwig dem Deutschen und Erzbischof A. gemeinschaftlich nachgesuchte Sanction ertheilt, und damit den Schlußstein gelegt zu dem eigenthümlichen Bau des hamburgischen Erzbisthums.

Um des Ergebnisses willen wurden die Factoren vom Papste anerkannt, denn, seit A. die Hülfsmittel des Bisthums Bremen mit der unabhängigen Stellung als Erzbischof vereinigt besessen hatte, war seine Ausübung des Legationsrechtes eine allseitig gesegnete gewesen. Sieben Jahre hatte das Christenthum in Schweden darnieder gelegen, als A. 852, nachdem inzwischen Ebbo (20. März 851) als Bischof von Hildesheim gestorben war, den Eremiten Ardgar zu einer Erkundigungsreise nach Schweden veranlaßte. Auf die günstigen Nachrichten hin, die derselbe zurückbrachte, wandte sich Ansgar an Gautbert, dem nach seiner Vertreibung aus Schweden das Bisthum Osnabrück übertragen war, damit auch er die ihm durch das Legationsrecht auferlegten Pflichten erfülle. Gautbert aber, der den in Schweden gegen ihn herrschenden Haß fürchtete, bat Ansgar, daß er an seiner Statt diese Reise übernehme. Von Erimbert, dem Neffen Gautberts begleitet und durch Aufträge und Empfehlungsschreiben Ludwigs des

Deutschen und Erichs von Dänemark an König Olaf unterstützt, trat A. diese zweite Reise nach Schweden an, und erwirkte hier trotz der augenblicklich gerade obwaltenden Ungunst der Verhältnisse nach längeren Verhandlungen die Erlaubniß zur Wiedererrichtung einer Kirche in Birka. Erimbert blieb der Bestimmung Gautberts gemäß als Priester an derselben zurück, bis sein Oheim den Presbyter Ansfried, einen von Ebbo erzogenen Dänen, an seine Stelle sandte. Als dann Ansfried, nach etwa dreijähriger Thätigkeit in Folge der Nachricht von dem Tode Gautberts nach Hamburg gekommen, und einem Leiden, das ihn hier befallen hatte, erlegen war, sandte A., der durch Gautberts Ableben in den unangefochtenen Alleinbesitz der Legation für den Norden gekommen war, den Presbyter Ragenbert nach Schweden ab, und, als dieser unterwegs ermordet wurde, den zum Bischof ordinirten Rimbert, einen geborenen Dänen, der noch beim Tode Ansgar's sein Amt verwaltete. Auch in Dänemark war noch einmal eine Wiederherstellung des Christenthums nothwendig geworden. Jene ungebändigte Kampfeslust der Dänen, welche im 9. Jahrh. nicht nur den Nachbarvölkern so furchtbar wurde, sondern auch die Kräfte des eigenen Reiches erschöpfte, hatte 854 einen neuen Bürgerkrieg herbeigeführt, der König Erich und bis auf Erich das Kind allen übrigen Mitgliedern seines Hauses das Leben kostete. Unter dem jungen Herrscher gewannen die Gegner des Christenthums das Uebergewicht, die Kirche in Schleswig ward verschlossen, ihr Priester vertrieben. Der Sturz dieser Partei aber brachte auch neue Erfolge des Christenthums mit sich, denn als Gesandter König Erich's versprach der A. von früherher befreundete Graf Burchard die ungestörte Verkündigung der christlichen Lehre für die Zukunft, und in Benutzung der günstigen Zeitverhältnisse wandte sich A. selbst wieder nach Dänemark, und erlangte nicht nur die Duldung des bis dahin verbotenen Glockengeläutes und die Erlaubniß, in Ripen eine zweite Kirche zu erbauen, sondern knüpfte auch mit König Erich freundschaftliche Beziehungen an, welche bis zum Tode des Erzbischofs Bestand hatten.

A., der die definitive Vereinigung Bremens mit Hamburg kein volles Jahr überlebte, neigte seinem eigentlichen Wesen nach der beschaulichen Betrachtungsweise zu, und er liebte daher die zwischen Gebet und Arbeit wechselnde Einsamkeit; doch aber führte er ein Leben der angestrengtesten Thätigkeit, und vermochte es, in der Predigt eine glänzende Beredtsamkeit zu entwickeln, im Verkehr mit den Höfen, in der Auffassung der Verhältnisse und in der Wahl der Mittel einen praktischen Blick zu bethätigen. In seinen Werken, der „Lebensgeschichte Willehads von Bremen“ (Mon. Germ. Script. II.) und den „Pigmenten“ (Ztschr. f. hamb. Gesch. 2), waltet die ruhige, nüchterne Frömmigkeit vor, eine glühende Phantasie herrscht dagegen in seinen Visionen, die uns sein Lieblingsschüler Rimbert in der Lebensgeschichte des Heiligen mit dichterischem Schwunge erzählt hat. — Außer der Vita Anskarii (Mon. Germ. Script. II.) sind namentlich die Urkunden des Erzstiftes von Wichtigkeit; eine wissenschaftlich befriedigende Biographie giebt es noch nicht. Tappehorn, Leben des heiligen Ansgar, Münster 1863, faßt die bis dahin gewonnenen Resultate im Allgemeinen gut zusammen.

Koppmann.

Anshelm: Thomas A., Anselmus Badensis, Buchdrucker; druckte 1488 zu Straßburg; seit 1500 zu Pforzheim als erster Drucker daselbst; von 1511 bis 13 in Tübingen und 1521 in Hagenau. Die erhaltenen Drucke sind außer Johann Altensteig's „Vocabularius“, Phorcae 1500 4°, (Panzer Ann. II. 380.) lauter deutsche.

Vgl. Weller, Repert. im Typographenverzeichniß. Mhlbr.

Anshelm: Valerius A., Schweizer Chronist, mit dem ursprünglichen Familiennamen „der Rüd“ oder „Rüd“, geb. zu Rottweil, wo sein Großvater,

„Boley der Rüd genannt Anshelm", um 1474 Venner war, † zu Bern wahrscheinlich 1540. Er wurde 1492 in Krakau Baccalaureus, hielt sich 1501 in Lyon auf und gelangte etwa Ende 1504 nach Bern, wo er 1505 „Schulmeister" wurde, später, mindestens seit 1520, Stadtarzt war. Er gehörte zu den ersten und eifrigsten Freunden der Reformation in Bern, stand auch mit Zwingli und Vadian in freundschaftlichem und brieflichem Verkehr. Von der katholischen Partei gehaßt, wegen spöttischer Reden seiner, gleich ihm, lutherisch gesinnten Frau in Strafe genommen, sodann um die Hälfte seines Gehaltes verkürzt, zog er, wie es scheint, nicht vor dem 7. April 1525, nach Rottweil zurück, von wo aus er mit Berthold Haller in Briefwechsel blieb. Als aber auch in Rottweil den Protestanten Verfolgungen drohten, kehrte er, vermuthlich 1528, nach Bern zurück. Hier wurde er am 29. Jan. 1529, in Wiederaufnahme eines schon 1520 gefaßten Planes (unter Gewährung bedeutender Besoldung) angestellt, um eine Chronik der Stadt Bern „vom burgundischen Krieg bis uff diese Stund" zu schreiben, zu welchem Zweck ihm die Archive der Stadt geöffnet und Empfehlungsbriefe zur Erlangung gleicher Gunst an Zürich, Luzern und Schaffhausen ausgestellt wurden. Abgesehen von einem kleinen lateinischen Werke über den Jetzer'schen Handel, welches man zweifelnd Anshelm's Autorschaft zuschreibt, und einem gleichfalls lateinischen Abriß der Weltgeschichte (1540), ist es jene in deutscher Sprache geschriebene Chronik, die ihn zu einem der hervorragendsten schweizer Historiker der Reformationszeit macht. Sie umfaßt die Zeit von den Anfängen Berns bis zum Jahre 1526 (herausgegeben in 6 Bänden von E. Stierlin und J. R. Wyß. Bern, L. A. Haller 1825—1833). Aus der in der Berner Stadt-Bibliothek vorhandenen lückenhaften Fortsetzung, welche die J. 1526—1536 umfaßt, sind Auszüge abgedruckt im „Schweizerischen Geschichtforscher" Bd. X. S. 273—406. Die älteren Theile des Werkes beruhen auf den Arbeiten der früheren Berner Chronisten, wo diese Quellen versagten, lag A. unzweifelhaft ein reiches urkundliches Material vor, endlich berichtet er von vielem selbst Erlebten. Die Darstellung, keineswegs auf bernerische, ja nicht einmal schweizerische Verhältnisse beschränkt, besonders werthvoll für die Erzählung der italiänischen Feldzüge, der Reformation, des Bauernkrieges, ist gedrungen und kräftig, vom Streben nach historischer Treue erfüllt. A. verräth ein ziemlich großes Maß klassischer Bildung, und zeigt sich, ein bitterer Feind des Pensionswesens, von warmer Liebe für seine zweite Heimath erfüllt.

Stern.

Ansus oder Aneseus, der Schmidt von Huysse, ein (wol pseudonymer) flandrischer Prophet des 14. Jahrhunderts, von dessen 3 Prophezeiungen die erste von 1391, die zweite vom 12. Mai 1376 datirt ist, die dritte als Prophezeiung des Habakuk bezeichnet wird. Es wird darin im Sinne der nationalen flandr. Partei jener Zeit, der Klauwaerts, die Befreiung Flanderns durch englische Hülfe von der französischen Lehnsherrschaft verkündet. Die dritte verheißt schließlich dem Kaiser von Deutschland die allgemeine Oberherrschaft, die Besiegung der Türken u. s. f. Der älteste Druck dieser Prophezeiungen scheint von 1553; oft erneut sind sie noch am Ende des vorigen Jahrhunderts neu verbreitet, wobei man die Prophezeiung des Habakuk auf Wilhelm III. umdeutete.

Biogr. nat. Belg. v. L.

Anthing: Johann Friedrich A., geb. zu Gotha, † im Aug. 1805 zu St. Petersburg als Secretär und Adjutant des Feldmarschalls Suwarow, studirte Theologie zu Jena, lebte dann als Informator zu Gotha, und bereiste 1783 bis 1800 einen großen Theil von Europa als Silhouetteur, gab auch einen Band von Schattenbildern merkwürdiger Personen heraus. Er schrieb: „Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen Alex. Suwarow." Warschau u. Gotha.

1796—1799. 3 Theile. — Sein jüngerer Bruder war der niederländische Generallieutenant Karl Heinrich Wilhelm von A., geb. 1757, † 1823 zu Gotha.

A. Beck.

Anthoniszoon: Cornelis A. (Teunisse), Maler, Kupferstecher und Zeichner für den Formschnitt, war zu Amsterdam nach Houbraken 1536 Mitglied der Corporation der Bogenschützen, 1544 daselbst Schöffe und 1547 Mitglied des Stadtrathes; erfreute sich also von Seiten seiner Mitbürger eines guten Ansehens. Von seinen Gemälden befinden sich noch im Rathhause von Amsterdam 1) eine Schützenmahlzeit mit 17 lebensgroßen Kniefiguren von 1533, 2) ein Schützenstück von 16 Figuren, hinten eine italienische Landschaft, 3) Darstellung der Stadt Amsterdam von der Vogelperspective aus von 1536. Obwol diese Bilder nicht unverdienstlich sind, so sind sie auch nicht hervorragend. Merkwürdiger ist Anthoniszoon in seinen Holzschnitten, besonders dem großen, aus 12 Bl. bestehenden Prospect von Amsterdam, und den Belagerungsansichten von Algier und Térouanne. In andern Blättern fröhnt er im Sinne der Zeit der gesuchtesten Allegorie. Unter seinen Kupferstichen ist ein Bildniß von Kaiser Karl V. und die Zerstörung des babylonischen Thurmes vom J. 1547 herauszuheben. Von besonderer künstlerischer Bedeutung sind sie nicht. Er bediente sich eines hufeisenförmigen Zeichens, darin ein Kreuz, rechts und links daran die Buchstaben C. T. — Meyer, Künstlerlex. W. Schmidt.

Antoine: Franz A., Pomologe, geb. zu Möllersdorf in Nieder-Oesterreich 23. Jan. 1768, † zu Wien 22. Aug. 1834. Er war seit 1810 Hofgärtner in Wien, erwarb sich wesentliche Verdienste um die Verschönerung der ihm anvertrauten Anlagen, betrieb mit Vorliebe Obstbaumzucht und gab 1820 ein Prachtwerk: „Abbildungen der schönsten Pfirsichsorten" heraus, welches namentlich bei den Fachgenossen Oesterreichs allgemeine Anerkennung fand.

Reichardt.

Anton Günther, Prinz von Anhalt-Zerbst, geb. 11. Nov. 1653, † 10. Dec. 1714. Die jüngere Zerbster Linie des fürstlichen Hauses Anhalt, welche mit der Theilung des Anhaltiner Landes 1603 begann und 1793 ausstarb, hat nicht wie die Dessauer und die Bernburger Linie Fürsten von welthistorischer Bedeutung hervorgebracht, und würde allmählig der Vergessenheit anheimfallen, wenn nicht die Kaiserin Katharina II. von Rußland dem Anhalt-Zerbster Hause entsprossen wäre.

Aber es gab auch unter den Zerbster Fürsten Männer, die sich durch ihre Tapferkeit hervorthaten und unter diese gehört unstreitig der Prinz Anton Günther, vierter Sohn des Fürsten Johann von Zerbst († 1667) und der Prinzessin Sophie Auguste von Holstein-Gottorp († 1681).

Im J. 1669 trat er mit seinem älteren Bruder, dem späteren Fürsten Karl Wilhelm die damals unerläßliche Reise über Holland, England, Frankreich und Italien an und kehrte 1672 nach Zerbst zurück. Er nahm bald darauf Kriegsdienste, focht in Italien unter dem Pfalzgrafen Johann Karl von Birkenfeld gegen Frankreich, und wohnte den Belagerungen von Oudenarde, Grave (1674) und Philippsburg (1676) bei. Nach dem Frieden von Nymwegen bereiste er von Neuem Italien und kehrte 1681 nach Zerbst zurück. Schon das Jahr darauf begab er sich wieder auf Reisen, diesmal nach Dänemark, Schweden, Kurland und Polen. Mit dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg III., zog er 1683 zum Entsatz von Wien.

Der 1689 neu ausbrechende Krieg mit Ludwig XIV., führte den Prinzen vor Mainz (kapitulirt Sept. 1689), dann rückte er mit den brandenburgischen Truppen vor Bonn, und zeichnete sich dabei so aus, daß der Kurfürst Friedrich III. ihn zum Obersten ernannte. Prinz A. G. marschirte darauf 1690 mit den

brandenburgischen Truppen nach Brabant und wurde Commandant von Ath. 1692 focht er in der Schlacht von Steenkerken, und wurde daselbst von fünf Kugeln getroffen, von denen eine ihm den linken Arm zerschmetterte. Kaum von seinen Wunden genesen, traf ihn bei Landau abermals eine Kugel in den Arm. Bisher hatte der Prinz ein Bataillon commandirt, 1694 stellte ihn der König Wilhelm an die Spitze einer Brigade von 9 Bataillonen und übergab ihm 1695 die Vertheidigung von Ath, welche Festung er jedoch nach tapferer Gegenwehr an Catinat übergeben mußte. Im J. 1698 wurde er vom Kurfürsten von Brandenburg zum General-Major ernannt, und erhielt von demselben das Commando über die 5000 Mann brandenburgische Hülfstruppen, welche in den Dienst der holländischen Republik getreten waren. In dieser Stellung wohnte er der Belagerung von Bonn bei und wurde durch eine matte Kugel an der Brust verwundet. Nach der Einnahme von Bonn ging er nach Brabant und nahm Huy. Seine durch so viele Verwundungen geschwächte Gesundheit nöthigte ihn sein Commando niederzulegen.

Nach Gebrauch der Aachener Bäder kehrte er über Berlin nach Zerbst zurück. Im J. 1705 ernannte ihn König Friedrich I. zum General-Lieutenant.

Schon früher hatte der Prinz mit der Hofdame seiner Mutter, dem Fräulein Auguste Antonie Marschall von Bieberstein, ein zartes Verhältniß gehabt, aus dem eine Tochter entsprossen war, die später einen Hauptmann von Mergenthal und nach dessen Tode einen Oberstlieutenant von Platen heirathete. Im Jan. 1705 vermählte sich der Prinz mit der gedachten Hofdame und lebte abwechselnd in Zerbst und Groß-Mühlingen, welches früher zu den Senioratsgütern gehörte, 1669 aber an Anhalt-Zerbst gefallen war. Von allen Geschäften sich zurückziehend und nur religiösen Betrachtungen lebend, verfiel A. G. allmählig in Tiefsinn, dem er im J. 1714 erlag. v. Witzleben.

Anton: A. von Rotenhan, vermuthlich zwischen 1370 und 1380 geb., † 5. Mai 1459. Seit 1398 Domherr zu Würzburg und Bamberg, wurde er hier 1431 Domdekan und schon das Jahr darauf, nach der Verzichtleistung des Fürstbischofs Friedrich von Bamberg, aus dem Geschlechte der Herren von Aufseß, zu dessen Nachfolger erwählt. Die Epoche, in die sein Wirken fiel, die Zeit der hussitischen Bewegung und der Concilien, war darnach angethan, die Kraft eines Mannes in seiner Stellung zu erproben. Sein Vorgänger hatte resignirt, weil er die zu Tage getretenen Schwierigkeiten zu überwältigen sich nicht getraute. Die Bamberger Bürgerschaft hatte in Folge eines Ueberfalles von Seiten der Hussiten, vor dem sie sich wegen der fehlenden Ummauerung der Stadt nicht hatte schützen können, beschlossen das Versäumte nachzuholen und dieselbe mit Mauern zu umgeben. Um die hiezu erforderlichen Kosten aufzubringen, glaubte die Bürgerschaft die herkömmliche Befreiung der in der Stadt wohnenden Untergebenen der Stifter und der Klöster, die sogen. Immunitäten nicht länger achten zu sollen. Kaiser Sigmund erkannte sogar in einer eigenen Urkunde das Befestigungsrecht der Stadt ausdrücklich an und hob die Immunitäten auf. Darüber war es schon vor der neuen Bischofswahl zu einem Zerwürfniß zwischen Clerus und Stadt gekommen und der Neuerwählte hatte sich verpflichten müssen, die Anmaßungen der Bürgerschaft zurückzuweisen. Die Stadt hielt aber den von ihr eingenommenen Standpunkt unverwandt fest, die Anlage der Mauern wurde ausgeführt, die ihr Widerstrebenden zum Gehorsam gezwungen, auch manche Gewaltthätigkeit, wie z. B. gegen die Abtei St. Michel begangen. Der Bischof und sein Capitel waren ausgewandert und betrieben nun die Belagerung der Stadt, nachdem das Baseler Concil sich entschieden gegen dieselbe erklärt hatte. Zuletzt kam es zu einer Art von Vertrag zwischen dem Bischof und der Stadt, in welcher die Bürgerschaft den Kürzern zog und die alten

Zustände wieder hergestellt wurden, als auch der charakterlose K. Sigmund die Stadt im Stiche ließ (1437). Die übrigen Ereignisse der Regierung Anton's von R. unterscheiden sich von dem Thun und Walten seiner Standesgenossen wenig und bieten nichts Hervorragendes mehr, so lange er auch noch gelebt und regiert hat.

S. Ussermann, Episcopatus Bambergensis. Ein bez. historisches Gedicht bei v. Liliencron: Die historischen Volkslieder der Deutschen. Bd. I. S. 348.

Wegele.

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, dritter Sohn Herzogs August des Jüngern von Braunschweig, einer der gelehrtesten, galantesten und prachtliebendsten Fürsten seiner Zeit, geb. zu Hitzacker, wo sein Vater damals Hof hielt, am 4. Oct. 1633, † 27. März 1714. Durch die mit großer Liebe in Treue und Ernst geleitete Erziehung durch seinen Hofmeister Friedrich von Cramm und seine Informatoren Georg Just. Schottelius und Siegm. Betulius (v. Birken) und unter der eigenen Aufsicht seines hochgelehrten Vaters erhielt der ehrgeizige und strebsame Knabe eine gründliche, wissenschaftliche Bildung. Von Jugend auf zeichnete sich A. U. durch glänzende Fortschritte des Geistes aus. Bereits in seinem zehnten Jahre wählte ihn das Stift Halberstadt zum Coadjutor; als dasselbe im westphälischen Frieden an das Haus Brandenburg fiel, erhielt er zur Entschädigung ein Canonicat und die Dekanat-Statthalterei zu Straßburg, welche er aber dem Herzoge Friedrich von Meklenburg überließ. Im J. 1650 bezog er die Universität zu Helmstedt, verwaltete hier bei einer theologischen Promotion das Procancellariat, trat, 21 Jahre alt, seine große Tour durch Süddeutschland, Holland und Italien an und vermählte sich am 17. Aug. 1656 mit der Prinzessin Elisabeth Juliane von Holstein-Norburg. Schon der auf den gelehrten Sohn stolze Vater zog diesen häufig zu Regierungsgeschäften heran. Nach des Vaters Tode erhielt A. U. im J. 1666 die Aemter Schöningen, Jerxheim, Voigtsdahlum und Calvörde als Apanage und nahm seinen Wohnsitz im Prinzenhause zu Wolfenbüttel. Schon im folgenden Jahre 1667 ernannte ihn der ältere Bruder, der regierende Herzog Rudolf August, zum Statthalter und ließ auf dieses Ereigniß mehrere Medaillen, die eine mit der Umschrift: DVLCe est fratres habItare In VnVM schlagen. Von jetzt an war A. U. die eigentliche Seele der Regierung. 1685 nahm Rudolf August den Bruder zum Mitregenten an und lebte fast ausschließlich der leidenschaftlich geliebten Jagd. Herrschsüchtig, von Ehrgeiz gestachelt, an Geist und Willenskraft dem Bruder weit überlegen, entfaltete A. U. als Statthalter und Mitregent nach allen Seiten hin eine rührige Thätigkeit. Auf seinen Betrieb verständigte Herzog Rudolf August sich mit den übrigen Fürsten des braunschweigischen Hauses im Frühjahr 1671 zu Burgwedel über die Mittel zur Unterwerfung der widerspenstigen Stadt Braunschweig, welche sich am 10. Juni 1671 der landesherrlichen Hoheit des Herzogs unterwerfen mußte; er ertheilte bei der damaligen Zerrüttung des Reiches in Kriegs- und Friedensangelegenheiten vielfach heilsame Rathschläge: Wolfenbüttelsche Truppen fochten 1674 und 1675 mit gegen Frankreich, 1675 im Bremischen und in Pommern mit gegen Schweden, 1683 mit den Kaiserlichen in Ungarn und in Morea gegen die Türken, 1689 wieder gegen Frankreich. A. U. half die zwischen dem Reiche und der Krone Schweden im Herzogthum Bremen entstandenen Zwistigkeiten beilegen, wobei Braunschweig-Wolfenbüttel einen Theil des Amtes Thedinghausen erhielt. Unzufrieden aber mit der der jüngeren Linie seines Hauses im J. 1702 ertheilten Kurwürde wurde er aus einem getreuen Anhänger plötzlich ein Widersacher des Kaisers. Schon machte er sich durch ungewöhnliche, mit Unterstützung des Königs Ludwig XIV. von Frankreich veranstaltete Werbungen verdächtig; auch schloß er einen Neu-

tralitätsvertrag zum Nachtheil derjenigen Reichsstände, welche sich in den spanischen Successionskrieg mischen würden. Bald wurde kund, daß er beabsichtige, sich der hannoverschen und celleschen Länder zu bemächtigen, wenn die Höfe zu Hannover und Celle ihre Truppen dem Kaiser zu Hülfe führen würden. Da alle Vorstellungen seitens der Könige Wilhelm von England und Friedrich I. von Preußen vergeblich und die kaiserlichen Mahnungen ohne Wirkung blieben, selbst der schwache, dem Frieden geneigte Rudolf August nicht im Stande war, eine Sinnesänderung des Bruders herbeizuführen, wurde dieser durch kaiserliches Mandat vom 18. Febr. 1702 der Mitregentschaft entsetzt und es rückten plötzlich in der Nacht des 20. März 1702 hannoversche und cellische Truppen in das Wolfenbüttelsche ein, entwaffneten die zerstreut in Quartier liegenden wolfenbüttelschen Truppen und schnitten die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel von jeder Verbindung mit dem flachen Lande ab. A. U. flüchtete nach Gotha und Rudolf August mußte am 19. April 1702 zu Braunschweig einen Vergleich schließen, in welchem er sich verbindlich machte, der hannoverschen Primogenitur sich nicht zu widersetzen und dahin zu wirken, daß die Uebereinkunft von Seiten des Bruders anerkannt werde. Mit schwerem Herzen fügte sich letzterer in das Unvermeidliche. Selbst der ihn so sehr liebende Bruder bezeichnete ihn als den Urheber des Unglücks, welches das Land betroffen. Nichts desto weniger gebot A. U. nach seiner Rückkehr nach wie vor an dessen Stelle, bis er durch den am 26. Januar 1704 erfolgten Tod des anspruchslosen, frommen Rudolf August die Alleinherrschaft erhielt. Er stand der Zeit bereits in seinem 71. Jahre. Den Bemühungen seines Ministers, des Canzlers Propst von Wendhausen, gelang es endlich im J. 1706 eine vollkommene Aussöhnung zwischen der älteren und jüngeren Linie Braunschweig zu Stande zu bringen. Braunschweig-Wolfenbüttel entsagte seinen Ansprüchen an dem, dem Gesammthause Braunschweig zugefallenen Herzogthum Lauenburg, erkannte die Kurwürde Hannovers an und erhielt dagegen das Amt Campen und die zum Amte Giffhorn gehörenden Dörfer Bevenrode, Waggum und Bienrode. — Was dem ehrgeizigen Fürsten durch ungünstige Verhältnisse und durch das glücklichere Streben des jüngeren Hauses Braunschweig bisher versagt war, das suchte A. U. durch enge Verbindung mit Oesterreich und zwar zunächst durch eine Heirath zu erlangen. Seit seinem Regierungsantritte arbeitete er dahin, seine Enkelin Elisabeth Christine, die Tochter seines zweiten Sohnes Ludwig Rudolf, mit dem Bruder Kaiser Josephs I., dem Erzherzog Karl von Oesterreich, zu vermählen, für welchen damals halb Europa in Waffen stand, um ihm die Krone Spanien zu erkämpfen. Das Ziel wurde nach langem Widerstreben der am evangelischen Glauben hängenden Prinzessin, durch den am 1. Mai 1707 im Dome zu Bamberg erfolgenden Uebertritt derselben zur katholischen Kirche erreicht. 1708 erfolgte ihre Vermählung mit dem Könige von Spanien, Erzherzog Karl, nachherigem Kaiser Karl VI. Das innige Verhältniß zum österreichischen Kaiserhause fachte die ehrgeizigen Pläne des hochbetagten Fürsten aufs neue an. Die Erhebung der Grafschaft Blankenburg, der Apanage seines Sohnes Ludwig Rudolf, zum Fürstenthum und die Verleihung von Sitz und Stimme für dasselbe im Reichsfürstenrathe war dem Herzog kein genügender Erfolg. Doch wurden seine Hoffnungen auf einen Theil der alten Besitzungen des Welfenhauses, auf die als verwirktes Reichslehen angesehenen Länder des 1706 geächteten Kurfürsten von Bayern nicht erfüllt. Aber auch der Kurfürst von Köln war geächtet, sein Erzbisthum, so wie das Bisthum Hildesheim, welches er ebenfalls inne gehabt, konnten dem Herzoge Entschädigung bieten. Es kam die Möglichkeit des Erwerbs von Hildesheim, ja sogar von Köln zwischen dem Kaiser, dem Kurfürsten von Mainz und dem Herzoge A. U. zur Sprache. Dazu aber war vor Allem der Uebertritt

desselben zur katholischen Confession erforderlich. Der 77 Jahre alte Herzog, dem die Religion stets mehr Angelegenheit des Verstandes als des Gemüths gewesen, der schon seiner Enkelin, wie behauptet wird, in Aussicht gestellt, daß er ihr nachfolgen und selbst katholisch werden wolle, legte wirklich kurz vor Weihnachten 1709 in Braunschweig heimlich und am 11. April 1710 zu Bamberg öffentlich das römisch-katholische Glaubensbekenntniß ab. Doch stellte er für seine evangelischen Unterthanen einen Revers aus, in welchem er versichert, daß sein Religionswechsel weder in Ecclesiasticis noch in Politicis Aenderungen und Gefahren für das Herzogthum hervorbringen solle. Dies ist von ihm gewissenhaft gehalten worden. Der Bau einer katholischen Kirche in Braunschweig und in Wolfenbüttel, ohnehin längst ein Bedürfniß, war die einzige Frucht des Uebertritts. Der alte eitle Herr erlebte noch die Freude, daß der Gemahl seiner Enkelin 1711 zum Kaiser gewählt wurde und durch die am 25. Oct. desselben Jahres zu Torgau stattgehabte Vermählung seiner zweiten Enkelin Charlotte Christine mit dem Großfürsten Alexius, Sohn Peters des Großen, eröffnete sich auch für diese die Aussicht, dereinst einen Kaiserthron zu besteigen. Als A. U., 81 Jahre alt, auf seinem Lieblingsschlosse Salzdahlum starb, folgte ihm in der Regierung sein ältester Sohn August Wilhelm, ein gutmüthiger, schwacher, von Günstlingen beherrschter Regent.

A. U. war einer der hervorragendsten Fürsten seiner Zeit. An Prachtliebe war ihm Ludwig XIV. Vorbild. Sein Haushalt übertraf den manches Königs. Von ihm, der nach dem Ruhme geizte, ein Ludwig XIV. im Kleinen zu sein, datirt in Braunschweig die Einführung französischer Sprache und Sitten und der steigernde Luxus. Weit berühmt waren die Feste und Opernvorstellungen, welche er in Salzdahlum, in Wolfenbüttel und Braunschweig gab, wozu er in Braunschweig das alte Hagenrathhaus 1690 zu einem der größten damaligen Opernhäuser umschuf. Bis in sein hohes Alter führte er ein lustiges Leben, Maskeraden, Concerte, Feuerwerk, Illumination, militärische Paraden wechselten mit einander ab, durch welche Lustbarkeiten freilich die Schuldenlast des Landes immer höher stieg. Bis zu seinem Tode unterhielt er mit renommirten Schönheiten zärtliche Einverständnisse in einer Sprache, welche dem jüngsten Liebhaber Ehre gemacht haben würde. Von stattlicher Gestalt, gebieterischen Wesens, gewinnend durch Freundlichkeit, zur Intrigue geneigt, leutselig, weltklug, rasch in der Ausführung seiner Entwürfe, war er vor Allem eitel und ruhmsüchtig. Seine Förderungen der Künste und Wissenschaften waren stets mehr ein Ergebniß der Ostentation und der Prunksucht, als des wahren Kunstsinns. Wenn das Herzogthum ihm die Erbauung einer großen Zahl Kirchen verdankt, welche er zum Theil aus seinem Privatvermögen aufführen ließ, so war weniger die Religiosität als Baulust und Prachtliebe Ursache. Eitelkeit veranlaßte ihn zur Stiftung einer Ritterakademie in Wolfenbüttel, welche, am 18. Juli 1687 eingeweiht, zur Ausbildung fürstlicher und adeliger Jünglinge bestimmt war, aber so geringen Nutzen stiftete, daß sein Nachfolger sie sofort im ersten Jahre seiner Regierung, 1715, wieder aufhob. Anton Ulrichs Hauptschöpfung war das in den J. 1694 und 1695 nach dem Muster des Schlosses Marly erbauete Lustschloß zu Salzdahlum, eine Stunde von Wolfenbüttel, mit seinen weitläufigen, von Fachwerk erbauten Gebäuden, seinem ausgedehnten, im Geschmack des Le Notre angelegten Lustgarten, mit dem Parnaß, den Wasserkünsten und einem Walde von Statuen, mit seiner bedeutende Sammlungen von unschätzbarem Werthe enthaltenden Kunstkammer, mit der weltberühmten Gemälde-Gallerie, eine der werthvollsten Europas, in ihren Ueberbleibseln gegenwärtig die Zierde des herzoglichen Museums in Braunschweig. Jetzt ist von allen den Herrlichkeiten in Salzdahlum nichts mehr zu sehen. Das Schloß, in welchem am 12. Juni

1733 Friedrich der Große seine Vermählung mit Elisabeth Christine von Braunschweig feierte, ist spurlos verschwunden. Unter der Regierung des Königs Jerome von Westfalen wurde es meistbietend auf den Abbruch verkauft und seine Sammlungen wurden theilweise nach Paris geschleppt, theilweise unter den Hammer gebracht. Verdient hat sich A. U. noch um die Verbesserung der Universität zu Helmstedt, um die Vermehrung der Klosterbibliothek zu Riddagshausen und die Stiftung des Prediger-Seminars daselbst, um die Reform des Katharinen-Gymnasiums zu Braunschweig und Erbauung des 1700 eingeweiheten Schulgebäudes desselben und um Vermehrung der Wolfenbütteler Bibliothek gemacht. 1706 begann er den freilich erst unter seinem Nachfolger gänzlich beendeten schönen Bau des jetzigen Bibliotheksgebäudes in Wolfenbüttel nach dem Muster des Pantheons, leider wiederum unsolide aus Holzfachwerk erbaut. — So stolz A. U. auf seine mannigfachen Schöpfungen war, am meisten hob er das Haupt wegen der von ihm auf dem Parnaß der deutschen Litteratur erworbenen Lorbeeren. Seine schriftstellerische Thätigkeit verbreitete sich über das religiös-lyrische Gebiet und über das Feld des Romans. Zur Bebauung des ersten gab ihm sein Lehrer Georg Justus Schottelius Anregung, auf dem zweiten war ihm Andreas Heinrich Buchholz Vorbild. Schon im J. 1659 war er „wegen vortrefflicher Inventiones, die nachgerade auf prächtigem Schauplatze, singkünstlich in anmuthiger deutscher Wohlredenheit, sich darstellen", unter dem Namen der „Siegprangende" in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Von A. Ulrichs 61 Kirchenliedern, welche unter dem Titel: „Christ-Fürstliches Davids-Harpfen Spiel". Nürnberg 1667 und vermehrt Wolfenbüttel 1670, erschienen, finden sich noch jetzt mehrere in verschiedenen Gesangbüchern aufgenommen. Wenn manche sich durch Vollendung der Form und Tiefe der Empfindung auszeichnen, wie z. B. „Laß Dich Gott"; „Gott, Du bleibest doch mein Gott"; „Ach, Gott, soll ich noch länger klagen", so sind doch die meisten Lieder mehr das Erzeugniß des denkenden Verstandes, als der Erguß eines begeisterten Gemüths, sie zeigen, daß A. U. nicht zum Dichter geboren, sondern dazu gebildet war. Auf der Wolfenbütteler Bibliothek noch vorhandene handschriftliche Gedichte bezeugen den Antheil, den Schottelius an dem Entstehen derselben gehabt. Sie sind von letzterem durchweg wie ein Schüler-Exercitium durchcorrigirt. Großen Ruf erwarb sich A. U. durch seine Romane, durch welche er gleichsam den historischen Roman begründete. Breit in der Anlage, weitschweifig in der Durchführung, steif pedantisch und gesucht im Stil, kann ihnen dennoch eine künstlerische Gestaltung und Lebendigkeit nicht abgesprochen werden. Sie geben dem fein gebildeten, geistvollen Verfasser öfter Gelegenheit, seine Ansichten über Welt, Liebe und Politik auszusprechen und eine große Gelehrsamkeit zu entfalten, auch in Episoden, welche weder unter sich, noch mit der Hauptgeschichte in Zusammenhange stehen, geschichtlich merkwürdige und interessante Begebenheiten aus seiner Zeit zu erzählen. Der Roman: „Die durchlauchtige Syrerin Aramena", 5 Thle. Nürnberg 1669, 1673, dann 1778—80, umgearbeitet und verkürzt von S(ophie) A(lbrecht), Berlin 1782—1786. 3 Thle., handelt in der Zeit der Patriarchen, die „Römische Octavia". Nürnberg 1685—1707. 6 Thle., umgearbeitet und durchaus verändert, Braunschweig 1712. 6 Thle., dazu ein großes Stück eines siebenten Theiles, Wien 1762, versetzt uns in die Zeiten der römischen Kaiser Claudius bis Vespasian. Die in demselben enthaltenen Episoden: „Geschichte der Princessin Solane" (in der zweiten Auflage „Rhodogune") enthält die Geschichte der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover, der sog. Herzogin von Ahlden und des Grafen Königsmark, natürlich unter erdichtetem Namen verborgen. A. U. schrieb auch verschiedene einzeln gedruckte und auf seiner Hofbühne aufgeführte Singspiele und Opern.

Wendebourg, des Herzogs A. U. — geistliche Lieder, nebst Melodieen nach dem Originaltexte ausgewählt. Halle 1856. 12. — W. Hoeck, A. U. und Elisabeth Christine von Braunschweig. Wolfenbüttel 1845. 8°. — G. W. Soldan, Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Leipzig 1845. 8°. Spehr.

Anton von Burgund, zweiter Sohn Philipps des Kühnen, geb. 1384, vermählt 1402 mit Johanna von St. Pol und nach deren Tode (12. August 1407), am 27. April 1409 mit König Johanns v. Böhmen Tochter, Elisabeth v. Görlitz; † 25. Oct. 1415. Als Herzogin Johanna 1404 die Regierung von Brabant niederlegte, bewog sie die Stände, ihren Großneffen Anton zum Regenten (Ruward) zu erwählen, und nach ihrem Tode (1406) nahm er gemäß dem Testamente Philipps des Kühnen den Titel Herzog von Brabant und Limburg an, wozu hernach noch der Titel des Herzogs von Luxemburg, Grafen von Chiny kam, da, nach der Vermählung mit Elisabeth deren Oheim König Wenzel ihm die Einlösung dieser Lande von Jobst von Mähren, dem sie versetzt waren, gestattete. Den Widerstand, welchen anfangs der Herzog von Geldern (für seine in Brabant gelegenen Lehne) und die Städte seiner Anerkennung in Brabant entgegensetzten, wußte A. zu besiegen. Doch wurde seine Regierung trotz mancher guter Maßnahmen in der inneren Verwaltung ungerne getragen, weil er für die Interessen und die Geldmittel seiner Lande zu tief und unabläßig in die französischen Händel verwickelt blieb, indem er mit seinem Bruder Johann eifrig an den Kämpfen gegen die Armagnacs Theil nahm. Ein offener Ausbruch des Unmuthes darüber stand vor der Thür, als der Herzog, im französischen Heere kämpfend, bei Azincourt seinen Tod fand. (Mathieu in der Biogr. nat. de Belg.) v. L.

Anton I., Graf von Oldenburg, geb. zu Oldenburg 1505, † 22. Jan. 1573 war der jüngste Sohn des Grafen Johann XIV. und dessen Gemahlin, einer geborenen Fürstin von Anhalt, und stammte aus dem alten Grafengeschlechte, das nach einer Tradition seinen Ursprung wenn nicht auf Wittekind doch auf einen jenem entsprossenen Familienzweig zurückführt, und sich zwischen der Weser und Ostfriesland seßhaft gemacht, sich auch nach und nach die kleinen Bauernfreistaaten unterworfen hatte. Unter des Grafen Antons I. Vorfahren ist der Graf Dietrich der Glückselige hervorzuheben, dessen Sohn Christian nach Dänemark auf den Thron berufen und Stammvater der Herrscher Dänemarks, Schwedens, Rußlands, so wie der Herzogthümer Schleswig und Holstein wurde. Graf A. regierte erst (1526) mit seinen älteren Brüdern Johan XV., Georg und Christoph gemeinschaftlich, erhielt aber dann (1529) die alleinige Regierung, führte die Reformation, unterstützt durch seinen Bruder Christoph, ein, entriß Delmenhorst den münsterschen Ständen, sorgte für gute Münze, gewann durch Eindeichungen große Strecken Landes, errichtete das Gymnasium und machte sich auch sonst um das Land durch Einsetzung von Landgerichten, eine Deichordnung &c. vielfach verdient, aber dessen ungeachtet läßt sich Härte und Eigenmächtigkeit in seinem ganzen Verfahren nicht verkennen, so daß der Ausspruch des gleichzeitigen Chronisten Renner wol nicht ungerechtfertigt erscheint, wenn derselbe sagt: „He was sinen Undersatten en swar Herr“.

v. Halem, Geschichte des Herzogthums Oldenburg. Bd. II. (Oldenburg 1795). Merzdorf.

Anton Günther, letzter Graf von Oldenburg, ein Sohn des Grafen Johann XVI. und der Gräfin Elisabeth von Schwarzburg, geb. 9. Nov. 1583 zu Oldenburg, † zu Rastede 19. Juni 1667. Seinen Unterricht erhielt er durch Magister Velstein mit seinen vier Schwestern, von denen die älteste Anna Sophie die bedeutendste war. Reisen nach Braunschweig, Cassel, Hamburg und körper=

-liche Uebungen trugen zur Entwickelung seiner leiblichen und geistigen Vorzüge bei. Nach dem Tode seines Vaters, 12. Nov. 1603, übernahm er die Regierung des Landes, aber vorläufig unter Vormundschaft des Königs Christian IV. von Dänemark; er machte daher auch jetzt noch einige Reisen (1606 und 1609) durch Deutschland, die Schweiz, Oberitalien, Frankreich, England und Holland. Als er nun die Zügel der Regierung selbst in die Hand nahm, zeigte er sich als thätiger und kräftiger Regent, der da, wo er den Umständen, weil sie mächtiger als er waren, nicht gebieten konnte, sie oft mit leisem Drucke zu seinem Vortheile zu lenken wußte. Dies zeigte sich namentlich im dreißigjährigen Kriege, in dem er sein Ländchen von den Schrecken und Lasten fast ganz frei zu halten und von allen kriegführenden Parteien Neutralitäts- und Sauvegardebriefe zu erlangen wußte. Als Selbstherrscher hat er für sein Land (und sich) gesorgt, als er die ostfriesischen Ansprüche wegen der von Oldenburg beschafften Eindeichungen abwies, als er den von seinen Vorwesern (1562) angeplanten Weserzoll endlich (1623) nach vielen Mühen erlangte, jenen Zoll, der erst 1820 aufgehoben wurde. Wie er Delmenhorst wieder für Oldenburg gewann, so auch Kniphausen, welches ihm von Ostfriesland streitig gemacht wurde, auch suchte er durch Berichtigungen von Gränz-, Hut- und Weidestreitigkeiten die innere Landeshoheit mehr zu festigen und zu consolidiren, so wie er auch — ganz im Sinne seines Jahrhunderts — den Adel und die Städte abhängig machte und die Landeseinkünfte durch einen verbesserten Staatshaushalt vermehrte. Er legte den Grund zu der heute noch blühenden Pferdezucht und verbesserte das Justiz- und Polizeiwesen. Bei allen diesen Maßregeln ist aber nicht zu verkennen, daß der Mangel an successionsfähigen Leibeserben (denn seine Ehe mit einer schleswig-holsteinischen Prinzessin war kinderlos) einen zu großen Einfluß auf sein Regierungssystem hatte, indem sein Bestreben für seinen geliebten natürlichen Sohn (welchen er mit einem Fräulein Ungnad von Weißenwolf, später Frau von Marenholz, gezeugt hatte) so viel als möglich zu erübrigen, manche Rücksichten auf das Beste des Landes schwächte und den Regenten dem Vater unterordnete. Aus diesem Grunde ist auch der rendsburgische Vergleich (16. April 1649) zu erklären, den er gegen die Ansicht seiner treuen Räthe mit Uebergehung des um einen Grad nähern Herzogs von Holstein-Sonderburg oder Plön Joachim Ernst, mit dem Könige von Dänemark und dem Herzoge von Holstein-Gottorp abschloß, durch welchen Vergleich er für seinen Allodialerben den größten Vortheil erlangte und die besten Stücke des Landes erwarb. In eben diesem Sinne wurde mit Braunschweig-Lüneburg als Lehnsherrn über Stad- und Butjadingerland am 19. Mai 1653 der Hamburger Vergleich abgeschlossen, so wie (1655 und 1656, 1657, 1665) die Vereinigungen mit dem Fideicommisse der ehemaligen Johannitergüter, dem Fürsten Johann von Anhalt-Zerbst. Auf Grund dieser Verträge glaubte nun A. G. über die ihm zugesicherten Stücke zum Besten seines durch ein kaiserl. Diplom (v. 15. Juli 1653) zur Reichsgrafenwürde gelangten, 1633 geborenen, natürlichen Sohnes, Anton I. von Aldenburg frei disponiren zu können und übergab diesem schon bei seinen Lebzeiten einen Theil dieser Stücke, so z. B. 1658 Kniphausen und testamentarisch sogar noch einen Theil des Weserzolls. Um ganz sicher zu gehen, übertrug er schon bei Lebzeiten die Grafschaften mit allen Lehns-Pertinenzien, jedoch mit Vorbehalt der Landesregierung und des lebenslänglichen Genusses aller Einkünfte am 1. Oct. 1664 an den königl. dänischen und herzogl. Gottorpischen Bevollmächtigten, wie er schon 1660 die Herrschaft Jever seinem Schwestersohne dem Fürsten Johann von Anhalt-Zerbst übergeben hatte. So war das mühsam zusammengebrachte Land wieder zerstückt, und der Grund zu Streitigkeiten gelegt, die Jahrhunderte fortdauerten und erst in den letzten Jahren, (s. Bentinck) beigelegt wurden und

das Land wieder in seinem früheren Umfange herstellten. Diese väterliche Liebe verdunkelte das schöne Regentenbild des Mannes, der jetzt noch im oldenburgischen Volksbewußtsein populär fortlebt, der für sich jede Standeserhöhung abschlug, obgleich ihm, wie von Halem sagt, weiter nichts fehlte, als ein Königreich, um als ein großer König zu glänzen.

J. J. Winkelmann, Oldenb. Chronica. Oldenb. 1671. — Relatione de gli stati, e corte di sua Ecc. il Sign. Antonio Gunthero Conte di Oldenbourg etc. Kiobenhavn. 1756. — L. H. C. Meiners, Geschichte Anton Günthers. Oldenb. 1867. Merzdorf.

Anton: Clemens Theodor, der dritte Sohn des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen und der Maria Antonie Walpurgis von Baiern, geb. 27. Dez. 1755, † 6. Juni 1836. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, gab er später, als durch die längere Zeit kinderlos gebliebene Ehe seines Bruders, des Kurfürsten Friedrich August III., die Fortdauer des albertinischen Stammes gefährdet war, diesen Entschluß auf und vermählte sich 1781 mit Marie Caroline Antonie, der 17jährigen Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Savoyen, und nach deren frühzeitigem Tode (26. Dec. 1782) am 18. Oct. 1787 zum zweitenmale mit Maria Therese, einer Tochter des Großherzogs Leopold II. von Toscana; doch starben die dieser Ehe entsprossenen vier Kinder sämmtlich in frühester Jugend. Da Kurfürst Friedrich August seine Brüder von jeder Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten fern hielt, so lebte A. in der stillen Zurückgezogenheit seines häuslichen Kreises ausschließlich seinen einfachen Neigungen. Musik und Genealogie bildeten seine Lieblingsbeschäftigungen. Nur während der Gefangenschaft seines Bruders, der inzwischen zum König vorgerückt war, 1813—15, war er von Prag aus eifrig für die Erhaltung des sächsischen Staats unter seiner alten Dynastie bemüht. Obgleich bei dem Tode seines Bruders, 5. Mai 1827, schon hochbetagt, bestieg er dennoch gegen die allgemeine Erwartung und gegen den Wunsch des Volkes, welches von einem jüngeren Regenten die dringend nöthigen Reformen des veralteten Staatswesens ersehnte, den Thron. Seine Herzensgüte und Leutseligkeit gewannen ihm zwar persönlich bald die Herzen seiner Unterthanen, dies konnte jedoch nicht verhindern, daß die allgemein und bis in die höchsten Beamtenkreise herrschende Unzufriedenheit immer mehr zunahm, zumal König A. den verhaßten Cabinetsminister v. Einsiedel, seines Vorgängers rechte Hand, nicht nur beibehielt, sondern ganz uneingeschränkt schalten ließ. Alles blieb beim Alten. Besonderen Unwillen erregten die Uebergriffe der katholischen Hofgeistlichkeit und ihre Propaganda, sowie Einsiedel's Begünstigung einer scheinheiligen Orthodoxie in der protestantischen Kirche. Unzweideutig zeigte sich die weitverbreitete Mißstimmung auf dem Landtage von 1830; namentlich aus dem Schoße der allgemeinen Ritterschaft erhob sich laut, aber ungehört der Ruf nach zeitgemäßen Reformen. Das tactlos ängstliche Verhalten der Behörden bei der Säcularfeier der augsburgischen Confession bereitete den Ausbruch von Unruhen vor, der zuerst am 2. Sept. in Leipzig, unmittelbar darauf auch in Dresden erfolgte und zwar zunächst nur durch locale Mißstände veranlaßt war, aber unter der Einwirkung der Pariser Revolution den Sturz des Ministers v. Einsiedel, sowie die Ernennung des Prinzen Friedrich August zum Mitregenten herbeiführte. Dessen Händen überließ der greise König fast ausschließlich die Durchführung der nothwendig gewordenen Neugestaltung des Staates.

Böttger-Flathe: Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen. Bd. III. Flathe.

Anton Ulrich, Herzog zu Sachsen-Meiningen, geb. 22. Oct. 1687 und † 27. Januar 1763, war ein Enkel Herzog Ernst's des Frommen zu S.-Gotha und der jüngste Sohn des Herzogs Bernhard I., der nach den Ver-

trägen vom 9. Febr. 1680 und vom 8. Juni 1681 aus der mit seinen 6 Brüdern getheilten gothaischen Erbmasse das Herzogthum S.-Meiningen, damals 12½, heute 44,97 □ M. groß, zu seinem Antheil erhielt und die noch blühende Linie des Hauses S.-Meiningen gründete. So verständig und wohlthätig die Regierung des ersten Regenten dieses Fürstenhauses war, so traurig wurde für das Ländchen die seiner drei Söhne Ernst Ludwig, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich, von denen die beiden ersten aus seiner ersten, der dritte aus seiner zweiten Ehe stammten. Die erste und nicht geringste Schuld an dieser unglücklichsten Periode in der Geschichte des Meininger Landes trug der älteste der drei Brüder. Nach dem Testament, welches ihr vorsichtiger Vater kurz vor seinem Tode (1706) errichtet hatte, sollte das für eine Theilung zu kleine Land von seinen Söhnen in friedlicher Gemeinschaft regiert werden, jedoch diese väterliche Bestimmung entsprach nicht den Wünschen und Zielen des ältesten Sohnes. Die unbeschränkte Alleinregierung für sich und seine Nachkommen im Auge, schloß derselbe sofort nach dem Tode seines Vaters mit seinen Brüdern einen für ihn günstigen Receß, worin sie ihm die Regierung in ihrem Namen überließen. Dies der erste Schritt zu dem, was er anstrebte. Der zweite hatte zum Ziel die Einführung der Primogenitur für sich und seine leiblichen Nachkommen und die Ausschließung seines Stiefbruders von jeglichen Regierungsansprüchen. Zur Erreichung seiner Ziele reizten und unterstützten ihn außerdem seine zweite, an hochfürstliche Pracht und Macht gewöhnte Gemahlin, die Willenlosigkeit seines zweiten, die sog. Mißheirath seines dritten Bruders und eine gewinnsüchtige Clique von Räthen und Hofleuten. Gegen diese Bestrebungen tritt nun Herzog Anton Ulrich auf den Kampfplatz, seine Gerechtsamen mit Geist und Nachdruck vertheidigend. Am Schlusse der langen Kämpfe ist sein der Sieg, indem eine höhere Fügung seine Brüder und Neffen und all ihr Geplantes vom Schauplatz verdrängt und ihn zum glücklichen Fortpflanzer des Hauses S.-Meiningen macht.

„Mein Ulrich wird die Säule meines Hauses werden", hatte Herzog Bernhard I. auf seinem Todtenbette ausgerufen. In dieser Prophezeiung des frommen Vaters lag Zeugniß und Freude über die gediegene Entwickelung seines jüngsten Sohnes, der damals 18 Jahre zählte, eine glückliche Jugend verlebt und unter der Leitung charakterfester Männer gründliche Bildung und kernhafte Gesinnung gewonnen hatte. Kurz vor dem Tode seines Vaters hatte A. U. Holland und England besucht, bald darauf unternahm er eine Reise nach der Schweiz und nach Italien, trat Ende 1707 in Kriegsdienste, gab indeß bereits 1711 als Generalmajor die kriegerische Laufbahn auf, um sich in Holland mit Philippine Elisabeth Cäsar, der jüngsten Tochter des katholischen Hauptmannes David Cäsar, zu verbinden. Das einige Jahre bewahrte Geheimniß dieser Ehe brach er nothgedrungen, sobald ihm mehrere Kinder geboren waren. Er forderte nun von Holland aus seinen vollen gesetzlichen, seither beschnittenen Antheil an den Einkünften des Landes und unbehinderte Rückkehr mit seiner Familie nach Meiningen. Indeß nach keiner Seite fand er Erhörung, mußte vielmehr vernehmen, daß man seine Rechte antastete und die Kinder seiner Ehe von Hof, Land und Rang ausschloß. Dies zwang ihn, persönlich in Meiningen für seine Gerechtsamen und für die Ehre seiner Familie einzutreten. Hier aber wurde er von seinen Brüdern und deren Räthen nicht allein in seinem fürstlichen Rang und Recht beschränkt und geschädigt, sondern auch den empörendsten Kränkungen ausgesetzt. Zugleich mußte er erfahren, daß man die ihm ergebenen Beamten zurücksetzte und deren Frauen am Hof degradirte und daß selbst seine Mutter Elisabeth Eleonore, aus dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, als Dichterin geistlicher Lieder bekannt, sich aus Haß gegen seine Heirath auf die Seite seiner Gegner stellte. Als er sich hierdurch gleichsam am eigenen Leben angegriffen sah, wuchs seine Entschlossenheit der Selbstvertheidigung zur unbeugsamen Stärke. In diesem Kampfe

stand treu und fest zu ihm mit Rath, Geld und Fürsprache seine älteste Schwester Elisabeth Ernest. Antoinette, Aebtissin von Gandersheim, die in ihrer Jugend als die herrlichste aller Fürstentöchter Deutschlands galt und für Kaiser= und Königskronen ausersehen war. Ihrem Einflusse und seinen beharrlichen energischen Bemühungen gelang es, daß die von seinem ältesten Bruder († 1724) eingeführte Primogenitur auf dessen Söhne beschränkt, daß seine bürgerliche Gemahlin sammt ihren Kindern im J. 1727 in den Fürstenstand erhoben, daß ihm die von S.=Gotha angemaßte Mitvormundschaft über seine Neffen zuerkannt und daß seine Mitregierung des Landes sanctionirt wurde; dagegen gelang ihm weder die feindselige Stimmung seiner Mitregenten und deren ungerechte Verwaltung zu beseitigen noch ein friedliches Asyl in seinem Fürstenthum zu gewinnen. Tief schmerzte ihn seine Verdrängung aus seinem Erblande und tief dessen jammervoller Zustand, am tiefsten jedoch kränkte ihn bei dem Tode seiner Gemahlin die ihrem Leichname verweigerte Beisetzung im fürstlichen Erbbegräbniß zu Meiningen, selbst tiefer noch als die unmittelbar darauf erfolgte, durch seine Agnaten bewirkte kaiserliche Entscheidung, welche die Standeserhöhung der Verstorbenen und ihrer Kinder für nichtig erklärte. In diesem bittern Gefühl behandelte er nach dem Tode seines Bruders Friedrich Wilhelm dessen Leichnam in gleicher Weise, wie dem seiner schuldlosen Gemahlin geschehen war.

Im J. 1744 wurde A. U. Wittwer und 1746 Alleinregent. Durch den Tod seiner Brüder, Neffen und Gattin waren die Familiengegensätze beseitigt. Darum hoffte das Land jetzt, wo sein Liebling das alleinige Haupt des Fürstenhauses geworden, auf bessere Tage. Indeß Schuttmassen der seitherigen Unordnung, ererbte Processe und neue Streitigkeiten, darunter auch der sog. Wasunger Krieg, in welchem das Recht auf seiner Seite war, lähmten vielfach seine edlen Absichten. Trotzdem schuf er Ordnung in seinem Lande, begründete in ihm bleibende Anstalten und behütete es nach Kräften im 7jährigen Kriege. Seine folgenreichste That war aber, daß er 1750, zwar 63jährig, doch noch vollkräftig, wider Erwarten seiner Agnaten, welche bereits die Theilung seines Erbeigens geplant hatten, sich mit Charlotte Amalie von Hessen=Philippsthal vermählte und mit ihr 8 Kinder erzeugte, deren Geburten er auf Pergament seinen Agnaten vermeldete. Mit den Kindern seiner bürgerlichen Gattin war er gleich seinem Großvater Vater von 18 Kindern, von denen 9 ihn überlebten, 4 aus der ersten Ehe, die unvermählt starben, und 5 aus der zweiten, darunter 2 Prinzen. Im Januar 1763, kurz vor dem Schlusse des 7jährigen Krieges, starb er zu Frankfurt a. M., wo er seit 21 Jahren seine einfache Haushaltung geführt hatte. In Meiningen, wohin die fürstliche Wittwe als Obervormünderin ihrer noch unmündigen Kinder ihren Sitz verlegte, fand er seine endliche Ruhe neben dem Sarge seiner ersten innig geliebten Gattin.

A. U., dessen Charakterbild vielfach von Unkenntniß oder Parteilichkeit verdunkelt und verzerrt worden ist, war Mensch und Fürst aus einem Gusse. Durch glückliche Anlagen, gründliche Bildung, sittliche Erziehung, mehrfache Reisen und durch Noth und Kampf hatte er sich zu einem selbständigen Charakter herausgearbeitet und die vielseitigsten Kenntnisse, selbst in mehreren Gebieten, namentlich außer dem Latein und der Alterthumskunde in der Geschichte und im Staatsrecht ein tiefes Wissen erworben, so daß er schon in seinem 16. Jahre ein historisches Handbuch ausarbeitete und in seinen späteren Rechtsstreitigkeiten meist selbst die Feder ebenso sachgründlich als formgewandt führte. Wie in geistiger Cultur, sittlichem Feingehalt und festem Rechtssinn, so überragte er auch seine Brüder bei weitem in physischer Kraft, die er bis in das hohe Alter gleich elastisch bewahrte. Auf diesen Grundlagen ruhte auch sein Lebensmuth und die Energie seines Ringens um sein Fürstenrecht, zugleich aber auch seine Existenz=

würdigkeit. Für sich war er höchst sparsam und bürgerlich einfach, dagegen für Kunst und Wissenschaft und für die Ehre seiner Familie fürstlich freigebig; im Umgang Achtung gebietend und über Standesvorurtheile erhaben, als Christ zwar freisinnig, doch dem evangelischen Glauben treu und als deutscher Fürst echt patriotisch. All diese trefflichen Eigenschaften wurden indeß dadurch getrübt, daß sein fester Wille öfters in eiserne Unabhängigkeit überging, wodurch er sich mehrfache Verlegenheiten und seinem Lande manche Unruhen und Unkosten verursachte. Trotzdem hing das Volk an ihm mit warmer Liebe.

Was A. U. zum Besten seines Landes anstrebte, aber unausgeführt lassen mußte, vollbrachten seine Nachkommen. Von seinen beiden hinterlassenen Söhnen starb der edle Herzog Karl nach kurzer Regierung, dagegen verewigte sich Herzog Georg I. († 1803) durch sein kräftiges Wirken für die materielle Wohlfahrt des Volkes. Und gleich dauernde Denkmale bauten sich Herzog Bernhard II., der Sohn, und der jetzt regierende Herzog Georg II., der Enkel Georgs I., jener in 45jähriger reichgesegneter Regierung durch Gesetzgebung und durch Hebung der geistigen Cultur, dieser durch edles Walten, hohe Kunstsinnigkeit, kriegerischen Geist und deutschen Patriotismus.

S. die Biographie Anton Ulrichs in dem Archiv für die H. S. Lande, II. 1834. — v. Witzleben, Der Wasunger Krieg, 1855. G. Brückner.

Anton: Aug. Friedr. Moritz A., ein trefflicher Schulmann, geb. 26. Aug. 1798 zu Wittenberge, † zu Halberstadt 21. Dec. 1868. Er besuchte 1812—16 das unter der Leitung des Dr. B. M. Snethlage (1802—26) sich eines großen Rufes erfreuende Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, um dann in Halle sich den theologischen und philologischen Studien zu widmen. Bereits 1819 wurde er Lehrer an der lateinischen Hauptschule in Halle. Hervorragendes Lehrertalent war die Veranlassung, daß er 1822 als Adjunctus an die Klosterschule in Roßleben berufen wurde. Hier entwickelte er eine nach vielen Seiten hin anregende Thätigkeit als Lehrer der Mathematik, der lateinischen und hebräischen Sprache, von 1844—1866 war er Rector der Anstalt. Von den Programmen, die er veröffentlichte, verdient die Abhandlung „In adumbrata quaedam de integritate atq e elegantia sermonis praecepta“, Querfurt 1831, welche gegen den kleinen Antibarbarus (1830) von J. Ph. Krebs gerichtet war, besondere Anerkennung. Mehr als durch schriftstellerische Wirksamkeit hat er sich als Pädagog verdient gemacht; er verstand es, in den Jahren seiner männlichen Kraft durch eine auf psychologischem Verständniß der Jugend beruhende Art der Behandlung der Gegenstände seines Unterrichts die Seelen der Schüler zu ergreifen, für sich zu gewinnen und Einfluß zu üben.

Blätter der Erinnerung an Rector Prof. Dr. Anton von dem Rector Lothholz, Roßlebener Progr. 1869. Lthh.

Anton: Gottfried A. (Gothofredus Antonii), hessischer Rechtsgelehrter, geb. 1571 zu Freudenberg in Westphalen, wo sein Vater Goldschmied war, † 16. März 1618. Auf den Schulen zu Unna und Hamm und dem Gymnasium zu Soest vorgebildet, bezog er 1594 die Universität Marburg, erlangte daselbst 1. November 1596 die juristische Doctorwürde und wurde 1603 ord. Professor der Institutionen, 1604 der Pandecten. Letztere Professur bekleidete er jedoch nur ein halbes Jahr. In Folge der Einführung der reformirten Religion in Marburg zog er als Lutheraner es vor, auf den Ruf des Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt als Rath und Professor nach Gießen zunächst an das 1605 gestiftete Gymnasium zu gehen. Bei der Umwandlung desselben in eine Universität wurde er 1607 zu deren Kanzler, erstmaligem Rector und Professor Juris primarius ernannt. Auch in Staatsgeschäften und auswärtigen Gesandtschaften fand er vielfache Verwendung. Seine Schriften, welche Adelung am

vollständigsten verzeichnet, betreffen das Staatsrecht, Lehnrecht und Civilrecht. Geschätzt sind seine „Disputationes feudales XV." 1604 und öfter, ex edit. Jo. Sam. Strykii. 1699. 1726. 1736. Gegen Vultejus schrieb er „De Camerae imperialis jurisdictione" 1607 und „Disputatio apologetica de potestate imperatoris legibus soluta, et hodierno imperii statu" 1608, sowie „Disputatio Anti-Vultejana II, III, IV 1609. 10. Von seinem Sohne Wilhelm Antonius wurden nach seinem Tode edirt „Adversaria in plerasque Andr. Gailii observationes practicabiles" 1629.

Theod. Reinkingk, Oratio parentalis in excessum Gothofredi Antonii An. 1618 habita bei Witte, Memoriae JCtorum. S. 42 ff. — Strieder, Hess. Gel.-Gesch. I. 79 ff. II. 522. IV. 528. V. 519. XIII. 313.

Steffenhagen.

Anton: Karl Gottlob von A., Rechtsgelehrter und Historiker, geb. 23. Juli 1751 zu Lauban in der Oberlausitz, † 17. November 1818 in Görlitz. Er studirte seit 1770 zu Leipzig die Rechte, erwarb daselbst 1774 sowol die Magisterwürde der Philosophie, als auch die juristische Doctorwürde und ließ sich in Görlitz als Oberamtsadvocat nieder. 1797 wurde er Senator, 1806 Rathsscabinus, auch wurde er 7. September 1802 in den Reichsadelstand erhoben. Er gehört zu den Stiftern der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Außer zahlreichen kleineren Abhandlungen und Aufsätzen in Zeitschriften verfaßte er verschiedene juristische und historische Werke, unter denen das bedeutendste ist seine „Geschichte der teutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis Ende des 15. Jahrhunderts", 3 Theile. 1799—1802, auf der alle späteren Arbeiten über diesen Gegenstand fußen. Erwähnung verdienen noch seine „Geschichte des Tempelherren-Ordens," 1779, 2. Aufl. 1781; seine „Uebersetzung der Germania des Tacitus mit Commentar", 1781, n. umgearb. Aufl. 1799, sowie: „Diplomatische Beiträge zu den Geschichten und zu den teutschen Rechten" (anonym) 1777; „Erste Linien eines Versuches über der alten Slawen Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse", 1783—89; „Erweis daß das Lehnrecht, welches Zepernik aus einer Görlizischen Handschrift herausgegeben, altes Sachsenrecht sei ꝛc.", 1789: „Ueber die Rechte der Herrschaften auf ihre Unterthanen und deren Besitzungen ꝛc.", 1791; „Geschichte der teutschen Nation", 1. (einziger) Theil, 1793; „Ueber Sprache in Rücksicht auf Geschichte der Menschheit", 1799. Für eine kritische Ausgabe des Sachsenspiegels und des Auctor vetus de beneficiis hinterließ er handschriftliche Vorarbeiten.

Weidlich's Biographische Nachrichten I. 6 ff. und Nachträge S. 6 ff. — Nietzsche in der (Hallischen) Allgem. Litteraturzeitung 1827. III. 693 ff. — Homeyer, Des Sachsenspiegels zweiter Theil. II. 8 ff. Stffhgn.

Anton: Konrad Gottlob A., geb. 1745, † 4. Juli 1814; war Professor der orientalischen Sprachen zu Wittenberg. Von ihm erschien unter dem Titel: „Rationem prophetias Messianas interpretandi certissimam nostraeque aetati accommodatissimam exponit C. S. Anton", Dessau 1786 ein Versuch, die messianischen Weissagungen nach einem nicht recht haltbaren und in sich selbst wenig klaren Schematismus in 7 Klassen zu sondern, vgl. Rosenmüller, Handbuch f. d. Litt. bibl. Kritik und Exegese IV. 146. Bekannter noch ist seine in Paulus' N. Repert. III. 36 ff. sich befindende „Abhandlung von der alten hebräischen Tonkunst", in welcher er die Accente als musikalische Noten erklärte und danach die Melodie der hebräischen Lieder bestimmen wollte. Eine weitere Ausführung dieses Gedankens gab eine musikalische Erklärung des Hohenliedes „Salomonis carmen melicum, Viteb. et Lips. 1800". — Außerdem schrieb er: „De verisimillima librum Jonae interpretandi ratione" 1794, eine seltsame Umdeutung des prophetischen Buches und „Nova loci 1. Sam. 6, 19 interpretandi ratio", Viteb.

1780, ein verfehlter Versuch die unmögliche Wortstellung in der Zahlangabe dieses Verses zu erklären. — Weiteres Biographisches findet sich in dem seiner Erinnerung gewidmeten Programme seines Sohnes Karl Gottlieb Anton, Görlitz 1816.
Siegfried.

Anton: Paul A., geb. zu Hirschfeld in d. Oberlausitz 12. Febr. 1661, † 20. Oct. 1730, hat in Verbindung mit seinen beiden Collegen Breithaupt und A. H. Francke der theologischen Facultät der neuen Universität Halle ihre geistige Signatur aufgedrückt. Er studirte 1680 in Leipzig, bereiste seit 1687 als Begleiter des sächsischen Prinzen Friedrich, des nachmaligen Kurfürsten, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Nachdem er darauf für kurze Zeit Superintendent in Rochlitz, darauf Hofprediger in Eisenach gewesen, wurde er im J. 1695 auf Spener's Vorschlag als Professor und Consistorialrath nach Halle berufen, wo er bis zu seinem Tode im Sinne und Geiste des Pietismus im guten Sinne des Wortes wirkte. Er hielt noch mehr als Breithaupt und Francke die strenge Lehrform der lutherischen Orthodoxie fest; in seiner Lehrmethode schloß er sich dagegen ganz und gar an seine Collegen an; er hielt Erbauungsstunden und seine Vorlesungen (über Exegese und Polemik) hatten einen entschieden praktischen Charakter; im Collegium antitheticum (der Polemik) machte er es sich zur Aufgabe, die Gründe der Häresien im eigenen Herzen nachzuweisen. Dieses Collegium antitheticum ist nach seinem Tode herausgegeben worden, 1732. Er selbst hat nur Programme und kleinere Gelegenheitsschriften herausgegeben.

Denkmal des Herrn Paul Anton, (darin eine bis 1725 reichende Autobiographie) 1731. — Tholuck in Herzog's Realencycl. Bd. XIX.
Herzog.

Antony: Franz Joseph Aloys A., Professor am Gymnasium, Chordirector und nachher Organist am Dom zu Münster, geb. daselbst 1. Febr. 1790, † 7. Jan. 1837, Sohn des 1832 gestorbenen tüchtigen Münster'schen Domorganisten Joseph Antony. Nachdem er in der Lamberti-Trivialschule und später auf dem Paulinischen Gymnasium eine gelehrte Vorbildung erhalten hatte, trat er 1808 in die philosophische Facultät der Universität seiner Vaterstadt, ging im folgenden Jahre zur theologischen über, erhielt 1813 die Priesterweihe und wurde dann Vicar und auch Lehrer an der Lamberti-Kirche und Schule. Schon früher hatte er universelle Geistesanlagen gezeigt, darunter auch musikalisches Talent, welches er bereits als Knabe, unter seines Vaters Leitung, sowol nach der theoretischen als praktischen Seite hin mit gutem Erfolge auszubilden Gelegenheit hatte; besonders auf dem Clavier und der Orgel erlangte er bedeutende Fertigkeit und wußte außerdem auch die meisten anderen Instrumente zu behandeln. Auch später setzte er, bei umfänglichen amtlichen Thätigkeiten und sprachlichen, sowie litterarischen Arbeiten, seine musikalischen und besonders musik-wissenschaftlichen Studien mit Eifer fort, und erlangte speciell vom liturgischen Gesange und Orgelbausache umfassende Kenntnisse. Letztere waren es insbesondere, wodurch das Berliner Cultusministerium sich veranlaßt sah, ihn im Sommer 1819 nach Berlin zu rufen, damit er in persönlichem Verkehre mit den angesehensten dortigen Tonkünstlern seine musikalische Ausbildung noch vervollkommnen könne; desgleichen wurde er später von seinen Oberen in Angelegenheiten des Kirchengesanges und Orgelbaues 1825 nach Köln und 1833 nach Trier gesendet, und außerdem bei Prüfungen von Orgeln, Glocken rc. häufig in Anspruch genommen. Als er im Herbste 1819 von Berlin nach Münster zurückkehrte, übernahm er, mit dem Charakter eines Professors, den Gesangunterricht an dem neu organisirten Gymnasium, las an der Akademie über Kirchenmusik, und erhielt zugleich das Chordirectoriat an der Domkirche. In diesem Wirkungskreise erwarb

er sich großes Verdienst um die Verbesserung des sehr in Verfall gerathenen Kirchengesanges, und gab mit vielem Fleiße der musikalischen Ausbildung junger Leute sich hin; daneben verfaßte er verschiedene Schriften und componirte mancherlei Tonstücke, bis seine seit dem Jahre 1833 stets wachsende Kränklichkeit ihn nöthigte, seine Aemter am Dom und Gymnasium mit der durch den Tod seines Vaters erledigten Organistenstelle zu vertauschen. Doch war er, bis zu seinem Tode und selbst unter den schwersten Leiden unablässig noch mit liturgischen Arbeiten beschäftigt.

Seine musikalischen Schriften sind: „Archäologisch-liturgisches Lehrbuch des Gregorianischen Kirchengesanges" 2c. 1829; „Geschichtliche Darstellung der Entstehung und Vervollkommnung der Orgel," 1832. Beide Werke sind Zeugnisse gründlicher Studien und als solche auch gegenwärtig noch schätzbar. „Hülfsbuch für den Gesangunterricht, zunächst für Gymnasien," 1822. — Außerdem ließ er drucken: „Praxis Ss. Rituum ac Ceremoniarum in Missae sacrificio" etc., 1831; „Manuale devotionis catholicae," 1836; „Symbolik der katholischen Kirchengebräuche," 1836; besorgte eine neue Auflage des „Breviarium Monasteriense," sowie des münsterischen Missale, gab auch ein lateinisches Gebetbuch heraus. — Von seinen Compositionen sind nur Lieder und vier Grabmessen im Druck erschienen, verschiedenes Andere ist unedirt geblieben. v. Dommer.

Antz: Karl Cäsar A., Arzt und Botaniker, geb. als Sohn eines Rechtsanwalts zu Zell a. Mosel 1805, † zu Greifswald 9. Febr. 1859. Er besuchte die Gymnasien zu Coblenz und Trier, studirte seit Ostern 1824 zu Bonn drei Jahre, verlebte wieder drei Jahre auf dem Besitz seines Vaters bei Trier, und ward 1830 als Militärarzt bei den Garde-Husaren in Potsdam angestellt, 1834 nach Berlin an das 2. Garde-Regiment zu Fuß versetzt, wo er seine fleißige Dissertation über den Tabak („Tabaci historia" 1836) schrieb, kam er von da als Bataillonsarzt an das 4. Garde-Regiment nach Düsseldorf, verfaßte mit R. C. Clemen zusammen eine Flora von Düsseldorf (1846) und ward 1847 an das Jägerbataillon nach Greifswald versetzt, wo er sich bis an seinen Tod eifrig mit Pflanzen, und besonders Pilz-Sammeln beschäftigte. Ein in sich verschlossener, eigenthümlicher Mann und der Botanik wol mehr als der Medicin zugethan, lebte er in kinderloser Ehe ziemlich einsam und nur mit wenigen genauer verkehrend. Jessen.

Antweiler: Markward von A., † Sept. 1202, ein Reichsdienstmann aus der Hardt, nahm am Kreuzzuge Barbarossas Antheil und wurde nach seiner Rückkehr von Heinrich VI., dem er schon früher zur Zeit seines Königthums als Truchseß gedient hatte, zum Reichstruchseß ernannt, aber 1195 aus der Unfreiheit entlassen und durch Belehnung mit dem Herzogthum Ravenna und der Markgrafschaft Ancona zur fürstlichen Stellung erhoben, endlich 1197 auch noch mit der wichtigen Abruzzengrafschaft Molise beschenkt, nachdem unter Markwards Anführung im Februar die sicilischen Insurgenten besiegt worden waren. Der Kaiser ernannte auf dem Todbette (28. Sept. 1197) diesen Mann, der ihm also unendlich viel verdankte, zum Vollzieher seines Testamentes, aber Markward rechtfertigte das Vertrauen nicht, sondern unterdrückte das Testament, wahrscheinlich weil es im Interesse des staufischen Hauses unter anderem von ihm verlangte, aus seinem Verhältnisse zum Reiche in ein gleiches zum Papstthum überzutreten. Durch die von der Kaiserin-Wittwe Constanze geleitete nationale Erhebung der Sicilier aus dem Königreiche vertrieben, versuchte Markward sich wenigstens in Mittelitalien gegen die Päpstlichen zu behaupten. Als er auch hier den Kürzeren zog, kehrte er in das Königreich zurück, wie es scheint, von dem deutschen Könige Philipp beauftragt, der Kaiserin und, als diese im November 1198 starb, dem Papste die Vormundschaft über den jungen Kaiser-

sohn Friedrich zu entreißen und in Philipps Namen zu übernehmen. Er soll aber im Grunde die Absicht gehabt haben, die sicilische Krone für sich selbst zu erwerben, und in diesem Sinne machte er dem Papste Anträge, welche derselbe zurückgewiesen zu haben sich rühmt. Während nun der deutsche Capitän Dipold von Vohburg das Festland im Zaume hielt, ging Markward auf die Insel hinüber; obwol er am 21. Juli 1200 bei Monreale und nochmals bei Randazzo von den päpstlichen Truppen geschlageu wurde, konnte er doch nicht vernichtet werden, weil seine Gegner selbst wieder unter sich zerfielen. Zuletzt bemächtigte er sich der Person des Königs und war wirklich Herr der Insel, als eine verunglückte Steinoperation seinem Leben ein Ende machte. Er ist neben den Bolanden ein hervorragendes Beispiel für die Geltung der Dienstmannen im deutschen Reiche. Während jedoch die Stellung der Bolanden eine dauernde war, weil sie auf großem Güterbesitze beruhte, konnte Markward, der nur die Gunst des jeweiligen Herrschers für sich hatte, sich zwar persönlich aus der Unfreiheit des Standes, welche er mit jenen theilte, zu glänzender Höhe emporarbeiten, aber dieselbe nicht seinen ins Dunkel zurücksinkenden Nachkommen vererben.

Vrgl. Ficker, Reichshofbeamte S. 26 ff. Winkelmann.

Apel: Georg Christian A., Musiker, geb. zu Tröchtelborn bei Erfurt als Sohn des dortigen Organisten 21. Nov. 1775, bezog 1790 das evangel. Gymnasium zu Erfurt, wo er zugleich bei Kittel musikalische Studien machte; ward 1796 daselbst Organist an der Thomaskirche, 1802 an der Allerheiligen-Kirche und 1804 auf Kittel's Empfehlung an der Nicolaikirche zu Kiel; daneben war er seit 1818 Musikdirector der Universität, und hat diese Aemter bis zu seinem am 31. Aug. 1841 erfolgten Tode verwaltet. — A. war als begabter Zögling der Bach'schen Schule ein vorzüglicher Contrapunktist und Orgelspieler. Er hat sich ein bleibendes Verdienst, zunächst für Schleswig-Holstein, durch die stilvolle Gestaltung und Behandlung der gottesdienstlichen Musik und des protestantischen Chorals erworben. Dabei hatte er nicht nur mit dem damals auf diesem Gebiet tief gesunkenen Geschmack zu kämpfen, sondern auch mit jener hochorthodoxen Richtung, welche, von Claus Harms, seinem Vorgesetzten an der Nicolaikirche, ausgehend, allmählich die ganze Kirche der Herzogthümer durchdrang. Denn Harms, obwol ein geistvoller und im höchsten Sinne volksthümlicher Mann, wußte doch die Kunst als solche nicht zu würdigen, fürchtete vielmehr von ihr eine Beeinträchtigung des gottesdienstlichen Ernstes. A. verfocht aber mit unbeugsamer Energie seine Sache auf Orgel und Lehrstuhl und wußte ihre Verbreitung, wie durch seine mit Recht bewunderte Praxis, so durch sein treffliches „Choralmelodienbuch“ zu fördern und zu sichern. — Von seinen sonst. Compositionen, unter denen sich auch ein mit Beifall aufgenommenes Oratorium befand, ist nur weniges gedruckt. Aber durch sein Wirken, auch im Concertsaal, gehörte er zu denjenigen, welche sich der zunehmenden Verflachung des allgemeinen musikalischen Geschmackes, aus der das musikalische Unwesen der 30er und 40er Jahre hervorging, als Vertreter ernster Kunst, entgegenstemmten.

O. Jahn, Gesamm. Aufsätze über Musik. 1866, S. 1 ff.

v. L.

Apel: Guido Theodor A., Sohn von Johann August (s. u.), geb. zu Leipzig 11. Mai 1811, studirte dort und zu Heidelberg Jurisprudenz, widmete sich aber dann dichterischen und musikalischen Arbeiten. Infolge eines unglücklichen Sturzes erblindete er seit 1836 fast völlig. Er starb den 26. November 1867. Von seinen Dramen: „Der Hausarzt“ 1848; „Nähkäthchen“ 1852; „Günther von Schwarzburg“ 1856; „Die Tochter des Präsidenten“ 1858; „Dichters Liebe und Heimath“ 1859 u. A. (Gesamm. dram. Werke, 2 Bde. 1856—57) hat namentlich das „Nähkäthchen“ Bühnenerfolg errungen. Außer-

dem verfaßte er lyrische und erzählende Gedichte („Melusine“ 1844; „Professor Mispel“ 1854) und unter Vorstudien zu einem Gedicht auf die Leipziger Schlacht einen „Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs“. Auf letzteren ließ er die merkwürdigsten Punkte durch 41 Denksteine bezeichnen. v. L.

Apel: Johann A. (Apell), Jurist, geb. 1486 zu Nürnberg, † 27. April 1536. Er war 1502 Student zu Wittenberg, um 1519 Canonicus im neuen Münster zu Würzburg, entführte eine Nonne des Klosters St. Marx aus adligem Geschlecht, sich ehelich mit ihr verbindend, 1523 wurde ihm deshalb der Proceß gemacht und er nebst dem Canonicus Friedrich Fischer, der ebenfalls eine Frau genommen hatte, nach fast dreimonatlicher Haft auf dem Frauenberge ab officio et beneficio privirt. A. wandte sich nach Wittenberg, erhielt 1524 die Lectura in Digesto veteri, versah außerdem für Justus Jonas die Lectura in Decreto und in Decretalibus, war im Winter 1524—25 Rector der Universität, wurde am 13. Juni 1525 als Zeuge bei dem Verlöbniß Luthers zugezogen, leistete dem Kurfürsten Rathspflicht und wurde 1529 auch zum Beisitzer am Hofgericht zu Wittenberg ernannt. 1530 nahm A. eine Berufung als Canzler des Herzogs Albrecht in Preußen an und begab sich nach Königsberg. In dieser Stellung blieb er bis 1534, in welchem Jahre er nach Nürnberg als Rechtsconsulent zurückging. Drei Söhne und eben so viele Töchter waren ihm in die Ewigkeit vorangegangen, seine Gattin überlebte ihn. — A. war in seiner Jugend in enger Verbindung mit den Humanisten und hatte sich später an Melanchthon angeschlossen. Angeregt durch dessen Dialektik unternahm er einen kühnen Angriff auf die damals herrschende abgeschmackte juristische Lehrmethode, zugleich die Grundzüge einer neuen aufstellend. Seine „Dialektische Lehrmethode angewendet auf die Jurisprudenz“ („Methodica dialectices ratio ad jurisprudentiam adcommodata,“ Norimb. 1535) ist nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des Rechtsstudiums in Deutschland geblieben und enthält schon die Keime der jetzt herrschenden dogmatischen Methode. In einem anderen, erst nach seinem Tode erschienenen Werke: „Isagoge per dialogum in quatuor libros Institutionum divi Iustiniani Imper.“ (Vratislav. 1540 u. ö.), verfolgt er den betretenen Weg und gibt sogar beachtenswerthe Ausführungen über die Systematik des Civilrechtes. Auch dadurch ist das Buch interessant, daß es die erste Nachricht von dem sogenannten Brachylogus juris gibt, welche Notiz freilich zu argen Mißverständnissen Anlaß gab. Außerdem ist von A. gedruckt: „Defensio Johannis Apelli ad Episcopum Herbipolensem pro suo conjugio“ (zuerst Wittenberg 1523 u. ö.).

Th. Muther, Doctor Johann Apell. Königsb. 1861, wiederabgedruckt in Th. Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben. (Erl. 1866) S. 230 f., S. 455 f. Mth.

Apel: Johann August A., geb. 17. September 1771 zu Leipzig, wo sein Vater Bürgermeister war, † daselbst 9. Aug. 1816, genialer Forscher auf dem Gebiete der Theorie der poetischen Formen, vornehmlich der Rhythmik und Metrik, deren wahres Verhältniß und Wechselwirkung auf einander er zuerst in größerem Maßstabe erkannte. Er studirte in Leipzig und Wittenberg die Rechte, widmete aber auch der Musik eine große Aufmerksamkeit. 1795 promovirte er als Dr. jur., später wurde er in seiner Vaterstadt Rathsherr.

A. war mehr zum Gelehrten, als zum Dichter geschaffen; zwar wurde eine Reihe von Novellen („Das Gespensterbuch“) zu seiner Zeit viel gelesen; doch besteht weder hierin noch in seinen jetzt verschollenen Tragödien „Polyidos,“ „Die Aitolier“ und „Kallirrhoe,“ in denen er seinen Ideen über das antike Drama Eingang zu verschaffen suchte, sein größeres und bleibendes Verdienst.

In der antiken Metrik dagegen bereitete er eine neue Epoche vor. In mehreren lesenswerthen Abhandlungen theils musikalischen theils metrischen Inhaltes in Band II—XII der Leipziger Allg. Mus.-Ztg., unter welchen diejenige „Ueber Rhythmus und Metrum“ (Bd. X) bereits die Hauptsätze seiner Theorie veranschaulicht, suchte er den modernen Takt auch in der antiken Poesie nachzuweisen. Darauf unternahm er es, in einer ausführlichen „Metrik“ (Leipzig 1814 bis 1816) sein System wissenschaftlich zu begründen und dasselbe auch einem weiteren Publikum zugänglich zu machen. Aber noch bevor der Druck des zweiten Bandes vollendet war, raffte den Verfasser ein jäher Tod hinweg.

A. ging von der durchaus richtigen Anschauung aus, daß die mus. Composition der griechischen Gedichte sich eng an die schon dem declamirten Verse zu Grunde liegenden Rhythmen anschlösse. In diesem Falle mußten nun auch die musikalischen Rhythmen sich aus den Worttexten wiederfinden lassen; und A. nahm an, daß überall dieselben Taktarten herrschten, als in der modernen Musik. Seine Bestimmung des sog. kyklischen Dactylus, seine Erklärung der irrationalen Silben, und vieles Andere ist auch in der heutigen Wissenschaft trotz heftiger Widersprüche noch anerkannt; und erst die Consequenzen dieser Forschungen haben eine höhere Theorie, welche der Ueberlieferung volle Rechnung trägt und doch den hohen musikalischen Werth der classischen Schöpfungen zu erkennen vermag, ermöglicht. Freilich ging A. in der Gleichsetzung antiker und moderner Rhythmen zu weit, z. B. in der Messung des Bacchius, des Päon, des Dochmius &c. Eben so verfehlt sind seine Taktzerlegungen bei vielen künstlicheren Versen; aber es war in der That von dem ersten Bahnbrecher einer gesunderen Theorie nicht zu erwarten, daß er bis zur Theorie der größeren Strophen und ganzer Gesänge fortschritte.

Apel's System fand bei den strengen Philologen, an deren Spitze G. Hermann stand, nichts als heftigen Widerspruch. Hermann konnte doch mit philosophischen Speculationen die Grundwahrheiten jener Anschauung nicht erschüttern. Die neueste Zeit erst hat den Werth der Apel'schen Theorien erkannt, wenn auch unter den strengen Philologen der Name des Urhebers noch verpönt sein mag; und ein Forscher wie R. Westphal hat zwar seine metrischen Arbeiten mit einem scharfen Proteste gegen die Apel'schen Theorien begonnen, ist aber in der Folge bis zu einer Anerkennung selbst offenbarer Fehler und Schwächen derselben fortgeschritten. — Apel's Schriften sind am vollständigsten bei Ersch und Gruber verzeichnet.

Heinrich Schmidt.

Apell: Johann David A. von Apell, guter Musikdilettant und hessischer geh. Kammerrath zu Cassel, geb. daselbst 1754, † 1833. Nach empfangener gründlicher musikalischer Vorbildung war er zuletzt Schüler des Hoforganisten Kellner und begann seit 1780 durch seine Compositionen sich bekannt zu machen, wurde 1786 Mitglied der Filharmoniker zu Bologna, auch der Arkadier zu Rom unter dem Namen Filleno Tindaride, 1791 Ehrenmitglied der Akademie zu Stockholm, 1780 vom Papst zum Ritter vom goldenen Sporn ernannt. Er hat sehr viel componirt (in früherer Zeit unter dem Namen Capelli), darunter verschiedene Opern und andere dramatische Musiken, Kirchenstücke, Kammercantaten und Instrumentalsachen, wovon auch manches gedruckt ist. S. „Gallerie der Tonkünstler &c. zu Cassel,“ ebend. 1806, und danach bei Gerber, dessen „Tonkünstler-Lexikon“ A. hat fortsetzen wollen (1824), woraus jedoch nichts geworden ist.

v. D.

Apelt: Ernst Friedrich A., Philosoph, geb. 3. März 1813 zu Reichenau in der sächsischen Oberlausitz, † 27. Oct. 1859, erhielt seine erste Ausbildung auf der Bürgerschule, dann auf dem Gymnasium in Zittau. Früh erwachte in

ihm das Interesse für Astronomie; die hierfür unternommenen Studien führten den Knaben schon zu jenen Fragen, welche eines der größten philosophischen Räthsel sind, — zu den Fragen nach der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit. Die Lösung dieses Räthsels suchte er vergeblich in verschiedenen philosophischen Werken; da gab ihm der Zufall Fries' „Neue Kritik der Vernunft" in die Hände. Hier glaubte er klare Antwort auf jene Fragen zu finden. Alsbald trat der 17jährige Jüngling mit Fries in Briefwechsel und suchte und erhielt weitere Belehrung, welche ihm das Verständniß für jenes Werk mehr und mehr eröffnete. 1831 bezog A. die Universität Jena, um hier weiter unter Fries' Leitung sich philosophischen und mathematischen Studien zu widmen. Fries ward Apelt's Vorbild im Leben, sein Meister in der Lehre. Nach $2^1/_2$ jährigem vorwiegend den logischen und metaphysischen Formen der Dialektik zugewandtem Studium ging A. nach Leipzig. Hier studirte er mit großem Eifer während zweier Jahre Mathematik und Naturwissenschaften, blieb jedoch mit Fries in beständigem Briefwechsel, hauptsächlich über philosophische Fragen. Nachdem A. im Herbst 1835 promovirt hatte, verließ er die Universität und fand in seiner Heimath Gelegenheit, seine mathematischen und physikalischen Studien in markscheiderischen Arbeiten für das von seinem Vater gekaufte Bergwerk praktisch zu verwerthen. — Der Zug zur akademischen Wirksamkeit und der Wunsch, unter Fries' Leitung seine philosophische Ausbildung zu vollenden, führten A. im Herbst 1836 nach Jena zurück, jedoch veranlaßten ihn das Interesse und die Sorge für den väterlichen Besitz, in den folgenden Jahren verschiedene Male längere Zeit in der Heimath zu verweilen. Im Sommer 1839 habilitirte er sich in Jena und begann, da die philosophischen Disciplinen besetzt waren, mit mathematischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen; später war seine Lehrthätigkeit allein der Philosophie gewidmet. Das erste Auftreten Apelt's war von sehr günstigem Erfolge begleitet. Schon 1840 erhielt er eine außerordentliche Professur. Verschiedene Aussichten auf Berufung nach einer anderen Universität, welche sich in den nächsten Jahren eröffneten, zerschlugen sich stets wieder. — Einem Jeden, welcher die Geschichte des geistigen Lebens jener Zeit kennt, wird es klar sein, daß es dem treuen Jünger der durch Fries fortentwickelten reinen Kant'schen Lehre sehr erschwert war, Anerkennung zu finden. Befand sich doch die Fries'sche Lehre in entschiedenster Opposition gegen jene Philosopheme, welche damals die Geister in Deutschland beherrschten. — A. ertrug es mit bewundernswerther Resignation, daß man in den philosophischen Kreisen Deutschlands seine Stimme überhörte, daß man hier seinen im Dienst der Wahrheit unternommenen und mit wunderbarer Klarheit durchgeführten Arbeiten kaum irgend welche Beobachtung zollte. Dankbaren Herzens aber erfreute er sich der Anerkennung, welche seine Arbeiten im Auslande und in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Kreisen Deutschlands fanden. — Fest harrte er aus, trotz aller Ungunst, auf dem eingenommenen Posten, ein treuer Apostel der kritischen Philosophie!

Im Kreise seiner Freunde hochgeachtet, geliebt und verehrt von seinen Schülern, wie selten ein Lehrer, lebte A. still seinem Berufe, die Lehre weiter zu bilden und zu vertreten, von deren Wahrheit er unwandelbar fest überzeugt war und von deren endlichem Siege er mit begeisterter Zuversicht sprach. Neben seinen philosophischen Arbeiten folgte A. stets mit lebhaftem Interesse den Fortschritten in der Mathematik und den exacten Naturwissenschaften. Erst im Jahre 1854 ward A. zum außerordentlichen Honorarprofessor und 1856 zum ordentlichen Professor der Philosophie befördert. Des lang ersehnten, endlich errungenen Zieles sollte er sich nur kurze Zeit erfreuen. Schon drei Jahre nachher ward er dem Leben entrissen.

Apelt's philosophischer Standpunkt war im Wesentlichen der seines Lehrers Fries. Die grundlegende Wissenschaft für die Philosophie ist nach dieser Schule die Kritik der Vernunft. Nur durch strenge Befolgung der von Kant entdeckten kritischen Methode ist es möglich, die sehr in Verwirrung gerathenen philosophischen Dinge in das sichere Gleis ruhiger Fortentwicklung zu bringen. Durch Kritik der Vernunft ist zu allererst der ganze Gehalt an philosophischer Erkenntniß, welchen die menschliche Vernunft besitzt, aufzuweisen. Nachdem dieses geschehen, läßt sich das System der philosophischen Wahrheiten mit eben so großer Evidenz aufführen, wie dasjenige der reinen Mathematik. — Gestützt auf Kant und Fries hat A. in seiner „Metaphysik" (Leipzig 1857), dem Hauptwerke seines Lebens, das vollständige System der philosophischen Wahrheiten entwickelt. In dem mit meisterhafter Klarheit geschriebenen Werke hat er viel zur Begründung und größeren Deutlichkeit der schwierigeren Lehren der kritischen Philosophie beigetragen. — Insbesondere hat A. sowol durch seine Metaphysik, als durch seine „Religionsphilosophie" (Leipzig 1860) der Hauptaufgabe der Fries'schen Philosophie, welche ist: dem religiösen Glauben eine speculative Grundlage zu geben, wesentliche Dienste geleistet. Von Apelt's übrigen litterarischen Arbeiten erwähnen wir noch:

„Ernst Reinhold und die Kantische Philosophie" (Leipzig 1840), eine Kritik der Reinhold'schen Erkenntnißtheorie. „Die Epochen der Geschichte der Menschheit," 2 Bände (Jena 1845, 1846), geben im ersten Bande einen weiten Ueberblick über die Entwickelung des geistigen Lebens der Menschheit, im zweiten die Fortschritte, welche die Erkenntniß der philosophischen Wahrheit durch Kant und Fries erhalten. — „Die Theorie der Induction" (Leipzig 1854), eine gründliche logische Untersuchung jenes Schlußverfahrens. —

Unter Apelt's naturwissenschaftlichen Werken sind die bedeutendsten: „Johann Kepler's astronomische Weltansicht" (Leipzig 1849) und „Die Reformation der Sternkunde" (Jena 1852.)

Vgl. „Erinnerungsblätter der mathematischen Gesellschaft zu Jena" von 1862. Eggeling.

Aperbach: Petrejus A. (Peter Eberbach), geb. 1480 in Rotenburg an der Tauber, studirte in Erfurt, wo sein Vater Professor war, Jurisprudenz, und lebte, nach erlangtem Doctorgrade, eine Zeit lang mit Joachim Vadian in Wien. 1512 kehrte er wahrscheinlich nach Erfurt zurück, machte von hier aus 1514 eine Reise nach Italien, wobei er sich längere Zeit in Rom aufhielt, und lebte dann, wie es scheint, bis zu seinem Tode 1531 oder 1532 ununterbrochen in Erfurt. Er gehörte hier, in enger Freundschaft mit Hutten, Eoban Hesse u. A. vereinigt, dem Bunde jüngerer Humanisten an, den Konrad Mutian um sich schaarte, wurde von diesem Führer sehr geschätzt, mit dem ehrenden Beinamen „zweiter Mutian," „Feldherr der lateinischen Abtheilung" geschmückt, und wegen seiner gewandten, geistreichen und witzigen Schreibweise sehr gelobt. Aber von seinen schriftstellerischen Erzeugnissen ist nichts auf uns gekommen, da die Behauptung, er habe einen Theil der Dunkelmännerbriefe verfaßt, unbegründet ist, nur einzelne Briefe sind erhalten an Mutian, Hutten und Reuchlin, in welch letzteren er seiner Verehrung für den großen Gelehrten und die von ihm vertretene Sache lebendigen Ausdruck gibt.

Vgl. die Briefsammlungen Mutian's (Tentzel, Supplem. historiae Gothanae), Hutten's (ed. Böcking) und Reuchlin's. Geiger.

Apetz: Johann Heinrich A., geb. 24. Febr. 1794 zu Altenburg, † daselbst 8. Nov. 1857. Seine erste Ausbildung empfing er zu Weida und Altenburg und studirte sodann Theologie zu Jena, wo er mit besonderer Vorliebe unter Kosegarten's Leitung morgenländische Sprachforschung betrieb. Leider

ging nur eine einzige hernach zu besprechende Leistung aus diesen Studien hervor. Nach vollendeten Universitätsjahren war er eine Zeit lang Lehrer im Fellenberg'schen Institute zu Hofwyl; 1826 ward er Diaconus zu Lucka, 1830 Professor am Gymnasium zu Altenburg, wo er bis zu seinem Tode verblieb. In späteren Lebensjahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit entomologischen Forschungen und legte eine ausgezeichnete Käfersammlung des Ostlandes an. (Vgl. Altenb. Ztg. für Stadt und Land v. 14. Nov. 1857.) Nach Kosegarten's Vorgange (1818), dem die folgende Schrift gewidmet ist, gab A. eine „Descriptio terrae Malabar ex Arabico Ebn Batutae itinerario," Jena 1819 heraus. In einer kurzen Einleitung, welche über das Land Malabar handelt, werden zunächst die spärlichen im A. T. (?), bei den Alten und bei Marco Polo von demselben sich findenden Spuren zusammengestellt und hierdurch die Wichtigkeit der bei den arabischen Reisen vorliegenden ausführlichen Berichte über dasselbe in das rechte Licht gesetzt. Sodann wird auf die Reichhaltigkeit und Treue der Nachrichten des Ebn-Batuta hingewiesen, an deren Zuverlässigkeit uns die vielfache Differenz der Ortsnamen nicht irre machen dürfe, da ja die letzteren beim Uebergang in fremde Sprachen ohnehin manche Veränderung erleiden und außerdem die moslemische Herrschaft manche neue Orte gegründet habe. — Das edirte arabische Stück selbst umfaßt $4^1/_2$ Seite in 4^0 und ist ins Lateinische übersetzt und mit einigen erläuternden Anmerkungen versehen. — Immerhin war es verdienstlich, auf dies merkwürdige Buch des morgenländischen Reisenden hinzuweisen und zu umfassenderen Publicationen dieser Art (wie die von Lee 1829) anzuregen. C. Siegfried.

Apherdianus: Petrus A. (v. Afferden), Lehrer im Hause der Brüder des Gemeinschaftlichen Lebens zu Harderwyk, gab heraus „Tyrocinium linguae Latinae," Coloniae 1545. 12. Probe seiner Gedichte bei Paquot, Mém. littér. T. XIII. 307. Crc.

Apianus: Peter A. (eigentlich Bennewitz oder Bienewitz, Apis filius), geb. 1495 zu Leisnig in Sachsen, erzogen in Rochlitz, † 21. April 1552 am Nierenstein zu Ingolstadt. Er machte sich zuerst bekannt durch seine 1524 erschienene und bis ans Ende des Jahrhunderts oft wiedergedruckte und mehrfach übersetzte „Cosmographia". Als Lehrer Kaiser Karls V. in der Astronomie, stand er bei diesem in hohen Ehren, so daß er für das demselben dedicirte Werk „Astronomicon caesareum, factum et actum Ingolst. 1540 m. majo" in den Adelstand erhoben wurde und außer den Unkosten noch 3000 Ducaten geschenkt erhielt. Er erfand und verbesserte verschiedene astronomische und mathematische Instrumente, beschrieb z. B. 1532 den Quadrans astronomicus, 1533 ein Horoscopium Apiani generale, 1534 ein Instrumentum sinuum seu primi mobilis. Das Horoscopium ist ähnlich dem Stundenquadranten des Regiomontan, die Verticale wird durch ein Loth erhalten. Sein Hauptstreben ging besonders darauf hin, die Astronomie Allen denen, welche sich vor ihren Rechnungen fürchteten, nahe zu bringen und er versuchte deshalb die Rechnungen durch graphische Darstellungen, die in seinen Werken sehr zahlreich sind, und durch einfache Apparate zu lösen. Das Astronomicon Caesareum war eine äußerst kunstvolle Maschine, welche den Planetenlauf nach dem Ptolemäischen System darstellte und wodurch man, indem man eine Anzahl von Scheiben drehte, Epicykeln und Spiralen benutzte, genähert den Ort der Planeten finden konnte. Selbst Kepler bewunderte die sinnreiche Maschine, konnte aber sein Bedauern, auf einen solchen Gegenstand so viel Fleiß und Mühe verwendet zu sehen, nicht unterdrücken.

Ein eigenthümliches Instrument, welches er erfand und Torquetum nannte,

war eine Art Aequatoreal, und ist zusammengesetzt aus einer horizontalen Ebene, welche er die Basis eines Aequatorealzirkels nannte. Ekliptik, Höhenkreise, alles ist angebracht, die Bewegung der Himmelskörper wird nachgeahmt, und er selbst hält dies Instrument für das bequemste, welches er erfunden hatte.

Schriftstellerisch war er außerdem noch vielfach thätig; er gab z. B. mit seinem Ingolstädter Collegen Barthol. Amantius 1534 eine Sammlung von Inschriften heraus: „Inscriptiones non illae quidem romanae, set totius fere orbis."

Fünf Kometen, welche in den Jahren 1531—1539 erschienen, beobachtete er, indem er darauf seine Instrumente anwandte. Die Beobachtungen selbst haben keine sehr große Genauigkeit, jedoch entdeckte er bei dem Kometen von 1531 (dem Halley'schen), daß die Richtung der Schweife in der Regel fast genau von der Sonne abgewendet ist.

In dem „Astronomicon Caesareum," Ingolstadt 1540, gibt er, nachdem er die Beobachtung der Sonnenfinsternisse als das beste Mittel die Meridiandifferenzen zu bestimmen aufgeführt hat, an, sich zur Beobachtung der Sonne farbiger Gläser zu bedienen und er hält es für möglich, auf diese Art Mercur und Venus vor der Sonnenscheibe zu beobachten, woran die Astronomen noch zweifelten. Endlich ist er einer der ersten Astronomen, der in seiner „Cosmographia" die Messung der Monddistanzen zur Bestimmung der Längendifferenz vorschlägt.

Delambre, Histoire de l'astron. du moyen âge, pag. 390 f. C. G. Schwarz, Altdorf. Programm von 1724. Bruhns.

Apiarius: Matthias A. (Bienenvater), erster Buchdrucker der Stadt Bern, wo er sich zur Zeit der Einführung der Reformation niederließ. Obgleich sein Name sich auf Druckschriften erst im Jahre 1530 findet, wird ihm doch schon der Druck von Nicolaus Manuel's „Todtentanz" (1525) zugeschrieben, auch soll er noch die „Biblia hispanica" (1569), die sogenannte Bärenbibel gedruckt haben. 1533—36 druckte er zu Straßburg (Panzer, Ann. typ. XI. 265).

Mhlbr.

Apiarius: Samuel, ein sehr thätiger Drucker, arbeitete in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Basel. Weller, „Die ersten deutschen Zeitungen" führt zahlreiche Zeitungen auf, welche 1566 bis 1589 bei ihm erschienen. Auch viele Drucke von Volksliedern, z. B. der geschichtlichen Volkslieder der Schweiz vom Sempacher bis zu denen des Schwabenkriegs gingen aus seiner Officin hervor. Mhlbr.

Apinus: Johann Ludwig A. (Biene), Arzt, den 20. Nov. 1668 in Oehringen geboren, habilitirte sich, nachdem er in Altdorf 1690 pro venia practicandi disputirt hatte, in seiner Heimath als Arzt, wurde 1691 zum Physicus in Hersbruck, 1697 zum Leibarzte des Fürsten von Sulzbach und 1702 zum Professor der Physiologie und Medicin in Altdorf ernannt, wo er jedoch schon am 28. Oct. 1703 starb. — A. gehört zu den gewandtesten Aerzten seiner Zeit; er ist weniger wegen seiner chemiatrischen Speculationen („Dissert. V de principio vitali," Altdorf 1718. Das Verzeichniß seiner übrigen litterarischen Leistungen in Haller, „Bibl. pract." IV. 84), als wegen des vortrefflichen Berichtes über die von ihm in den Jahren 1694—95 in Hersbruck beobachtete Typhusepidemie („Febr. epid. annis 1694 et 95 in Noricae ditionis oppido Herspruceusi histor. relatio etc." Norib. 1697. 8°.) erwähnenswerth.

A. Hirsch.

Apin: Siegmund Jakob A., geb. 7. Juni 1693 zu Hersbruck als Sohn des Arztes Joh. Ludw. A. (s. diesen), † zu Braunschweig 24. März 1732; studirte zu Altdorf, hielt sich nach Erlangung der Magisterwürde 1713

ein Jahr zu Jena auf, ward 1720 Inspector der Nürnberger-Alumnen zu Altdorf, 1722 Professor der Logik und Metaphysik am Nürnberger Gymnasium, 1726 Mitglied der Academia naturae curiosorum, und 1729 Rector der Schule zu St. Aegidien zu Braunschweig. Seine Schriften gehören den Gebieten der Philosophie, Pädagogik, biblischen Archäologie, Naturgeschichte und Litterärgeschichte an. Unter denen der letzten Art sind zu nennen: „Jo. Jac. Grynaei epistolae cet. cum vita Grynaei et scholiis" 1718; „Vitae et effigies Pro-Cancellariorum academiae Altorfinae" 1721; „Diss. epist. de quibusdam nondum editis epistolis Joach. Camerarii." 1724. „Vitae Professorum Philosophiae Altorfinorum," 1728. „Unvorgreifliche Gedanken, wie man sowol alte als neue dissertat. academicas mit Nutzen sammeln und einen guten Indicem darüber halten soll." — „Sendschreiben an Herrn D. Leporinum, wie die „Historia virorum eruditorum" um ein merkliches könne gefördert werden." „Anleitung wie man die Bildnisse berühmter und gelehrter Männer sammeln soll;" 1728.

Reusch, Commentatio de vita et obitu S. J. Apini: Helmstädt 1732. — Rothscholtze, Libellorum ab Apino editorum index; 1732.

v. L.

Apollinaris: Quintus A., Arzt und Alchemist im Anfange des 16. Jahrhunderts. Soll sich eine Zeit lang zu Hof bei Baireuth aufgehalten und bald reich und stolz zu Roß, bald arm und bescheiden zu Fuß einhergezogen sein. (Mencken, „Rer. germ." t. III. p. 740). Weitere Nachrichten fehlen. Unter demselben Namen, den schon Conrad Geßner für angenommen hielt („Tragi De stirpium etc." Argent. 1552, Blatt CIIII Q.) erschienen zwei populäre medicinisch-naturhistorische Werke, welche von Mitte des 16. bis ins 18. Jahrhundert vielfach aufgelegt sind: nämlich eine deutsche Uebersetzung des fälschlich dem Albertus Magnus zugeschriebenen Buches von Henricus de Saxonia: „Ein neuer Albertus Magnus von Weibern und etlicher fürnehmer Kräuter Tugenden" (Ausgaben von 1549 bis 1588); und „Kurzes Handbüchlein und Experiment vieler Arzneien" (s. Haller, Bibl. bot. I. p. 222. 253. 295. II. p. 669 und Pritzel, Thes. lit. bot.), mit den trefflichen kleinern Holzschnitten des Brunfels, welche auch des Hieronymus Brunschwyg Destillirbuch zieren. Angehängt ist meist Tarq. Schnellenberg's „Experiment Büchlein" (Ausgaben von 1549 bis 1700); ins Lateinische übersetzte es Rud. Goclenius „Enchiridion remediorum facile parabilium" 1610. Nach Haller soll C. Geßner den Ryff unter diesem Namen vermuthet haben. (Bibl. bot. I. p. 295), er gibt aber nicht an, wo diese Aeußerung sich findet, so daß vielleicht ein Irrthum vorliegt.

Jessen.

Apostole: Petrus A. (Apostocle, Lapostole), geb. von angesehener Familie zu Doornik um 1466, † zu Mecheln 20. April 1532. Zu Löwen ward er 15. October 1492 zum Doctor der Rechte promovirt, erhielt bald darauf eine Professur und 1496 die erste Professur des Civilrechts, war auch mehrmals Rector. 1502 ernannte ihn Philipp der Schöne als Rekenmeester zum Mitglied seines Geheimenraths, doch blieb er daneben Professor in Löwen bis 1508, wo er bei definitiver Errichtung des großen Rathes, d. h. des obersten Gerichtshofes in Mecheln, zum Mitglied desselben ernannt ward. Er genoß in dieser Stellung als Richter, Staatsmann und Gelehrter ein hohes Ansehen. 1531 zog er sich Alters halber zurück.

Biogr. nat. Belg. Alb. Th.

Appel: Christian Frhr. v. A., österr. General der Cavallerie, geb. 1785 zu Neusohl in Ungarn, † zu Graz 22. Jan. 1854. Im J. 1798 als Gemeiner in das Kürassierreg. Melas eingetreten und 1799 zum Unterlieut. vorgerückt, machte er die Feldzüge von 1805—12, und als Rittmeister in

Schwarzenberg's Hauptquartier die Feldzüge von 1813—15 mit, überall durch Tapferkeit und Umsicht hervortretend. Von 1826 bis 1835 war er erst zweiter, dann erster Generaladjutant des Kaisers Franz. Darauf beurlaubt, trat er erst 1848, inzwischen zum Feldmarschall-Lieutenant aufgerückt, wieder in Activität, zunächst als Militärcommandant von Laibach, dann als Befehlshaber des 3. Armeecorps während des Feldzugs von 1849. Als am 20. März d. J. die gesammte Armee den Ticino überschritten hatte und am 22. gegen Novara vorging, folgte A. mit seinem Corps von Mortara aus dem 2. Corps. Nachmittags um 4 Uhr auf dem Schlachtfeld eingetroffen, trug er wesentlich zur Entscheidung bei. Nach dem Ende des Feldzugs trat er, unter Verleihung der Geheimerathswürde in seine frühere Inactivität zurück.

(Hirtenfeld u. Meynert, Oest. Mil.-Konv.-Lex. — Wurzbach, Lex.)

v. Janko.

Appel: Joseph A., Numismatiker, geb. zu Wien 1767; † daselbst 4. Dec. 1834. Seine reichhaltige Münzsammlung und seine umfassende Münzkenntniß erwarben ihm in Fachkreisen einen großen Ruf. Von seinen numismatischen Werken gilt das allerdings nicht sehr wissenschaftlich gearbeitete „Repertorium der Münzkunde des Mittelalters und der neueren Zeit“ (Wien 1819—1828) noch heute als brauchbares Hülfswerk.

Weiß.

Appun: Karl Ferdin. A., Reisender in Amerika, geb. in Bunzlau in Nieder-Schlesien 24. Mai 1820, † im Juli 1872 in brit. Guyana, war der zweite Sohn des Buchhändlers Karl Friedr. A., besuchte die Stadtschule seines Geburtsorts und das Gymnasium zu Glogau, und trat früh in das väterliche Geschäft, widmete sich aber, da ihm die nöthigen Bücher leicht zugänglich waren, mit großem und erfolgreichem Eifer den Studien der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik und Zoologie. Autodidakt im strengsten Sinne des Wortes ging er 1849 auf Humboldt's Rath und unterstützt von König Friedrich Wilhelm IV. als Botaniker nach Venezuela. Fast 10 volle Jahre wanderte und sammelte er in den Wildnissen dieses Landes, dann wandte er sich im Auftrage der engl. Regierung nach Guyana, nach Demarara in gleicher, eifriger Thätigkeit. Er durchforschte den größten Theil dieser Colonie, zog dann weiter durch einen Theil Brasiliens, auf dem Rio Branco, Rio Negro und dem Amazonenstrome bis nach Tabatinga an den Gränzen Peru's. Auch diese Wanderungen währten fast 10 Jahre. Seine Sammlungen verschiedener Hölzer erwarben auf der Londoner Industrieausstellung zwei Preise. So lebte A. 20 Jahre ohne irgendwelche Unterstützung in dem Innern Amerikas vor allem botanischen und zoologischen Studien, von der tropischen Natur vollständig imprägnirt. Während dieser langen Zeit erschienen von ihm nur wenige einzelne Artikel in deutschen Zeitschriften, namentlich in Cotta's „Ausland“. Erst nach seiner Heimkehr 1868 veröffentlichte er 1871 ein größeres Werk „Unter den Tropen“ in 2 Bänden, mit Illustrationen, die er selbst nach der Natur gezeichnet. Der 1. Band schildert Venezuela. Die Wanderungen gehen sonach in Länderstriche, die schon Humboldt 1799 durchzogen. A. widerspricht einzelnen Mittheilungen desselben, dem Winterschlaf der Krokodile, dem Gymnotenfang durch Pferde, er giebt der Milch des Kuhbaums animaliche Eigenschaften, kommt aber dabei in Widersprüche mit sich selbst. — Der 2. Band, Britisch-Guyana, ergänzt Schomburgk's Reisen oft recht wesentlich. Der Schwerpunkt des ganzen Werkes liegt in den botanischen Einzelschilderungen, in dem, was er über die wunderbare Vegetation Venezuelas, über die außerordentlichen mannichfaltigen nutzbaren Pflanzen, über die Cultur der Handelsgewächse, über die tropische Landwirthschaft mittheilt. Hier ist er Kenner und Meister. Auch die ethnographischen Beobachtungen sind von hohem Interesse. Gleichwol besteht das Werk eigentlich nur aus einer Reihe anein-

andergefügter Einzelheiten, ohne großen Horizont, ohne Totalansichten. Ueberreich ist es an persönlichen Abenteuern oft sehr romantischer Art. Nach dreijährigem Aufenthalt in der Heimath kehrte A. wieder nach Britisch-Guyana zurück. Von hier meldete die zu Georgetown erscheinende „Royal Gazette" vom 18. Juli 1872 seinen Tod aus der Strafcolonie, wo er wissenschaftlichen Forschungen nachlebte. „In früheren Jahren", schreibt sie, „hatte Appun einige Zeit in einer Indianer-Niederlassung gelebt, und litt seitdem an der fixen Idee, daß ihm von Indianern nachgestellt würde. Die Furcht vor diesen eingebildeten Nachstellungen veranlaßte ihn daher fortwährend ein verschlossenes Gefäß mit Schwefelsäure bei sich zu führen. Durch einen unglücklichen Zufall ergoß sich der Inhalt desselben über sein Gesicht und seine Augen. Man brachte ihn in einem so entkräfteten Zustand auf die Niederlassung zurück, daß alle Bemühungen ihn am Leben zu erhalten, erfolglos blieben, und er wenige Tage danach seinen Verletzungen erlag." Außer dem Hauptwerke „Unter den Tropen" erschienen von ihm zahl- und umfangreiche Artikel im „Ausland" in den J. 1868—1872, im „Globus" 1870, in „Aus allen Welttheilen" 1871 und noch bis Ende des J. 1872 brachte „Das Ausland" von ihm eine Reihe von Artikeln über die Indianer von Brit. Guyana. (Vgl. Petermann's Mittheilungen ꝛc. 19. B. 1873. S. 56.) Loewenberg.

Aquila: Aegidius A. (auch Adler), hervorragender Buchdrucker in Wien, geborener Niederländer, der in Wien in den J. 1549—1552 thätig war, in welch' letzterem Jahre er starb. Er arbeitete eine Zeit lang mit dem reisenden Drucker Johannes Carbo (Hanns Khol) zusammen, den er aber, später allein, durch die Zahl und typographische Schönheit seiner Ausgaben übertraf; hervorragend namentlich war er in einer ihm eigenthümlichen großen Cursivschrift und einer vortrefflichen hebräischen Type.

Denis, Wien's Buchdruckergesch. XII. Mhlbr.

Aquila: Kaspar A., eigentlich Adler, evangel. Theologe, geb. 7. Aug. 1488 zu Augsburg, † 12. Nov. 1560 zu Saalfeld. Er erhielt von seinem Vater, welcher Stadtsyndicus zu Augsburg war, eine gute Erziehung, kam 1502 auf die Schule nach Ulm und besuchte später nach damaliger Sitte Italien, um seine Studien fortzusetzen. In Rom hielt er sich einige Zeit auf und machte da die Bekanntschaft des Erasmus, erhielt sogar eine Predigerstelle (1514). Doch gab er dieselbe bald wieder auf und besuchte die damals blühende Universität Leipzig. Nach einjährigem Aufenthalte dort ernannte ihn Franz von Sickingen zu seinem Feldprediger, aber schon im J. 1516 wurde er Prediger zu Jengen bei Augsburg. Das Auftreten Luther's begeisterte ihn so, daß er mündlich und schriftlich gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche eiferte. Da er den Ermahnungen und Warnungen seines Vorgesetzten, des Bischofs Christoph von Stadion zu Augsburg, kein Gehör gab, ließ ihn dieser in ein unterirdisches Gefängniß nach Dillingen bringen. Hier hatte er viel Jammer und Elend auszustehen, bis die Bewohner von Augsburg die Schwester Kaiser Karl's V., Isabella, Gemahlin Königs Christian II. von Dänemark, baten, sich beim Bischofe für dessen Befreiung zu verwenden. Aquila ging nach seiner Befreiung im J. 1520 nach Wittenberg, wurde 1521 Magister und Lehrer der beiden Söhne Franz von Sickingens auf der Ebersburg. Hier kam er bei der Belagerung der Burg durch die Kurfürsten von Trier, Pfalz und Hessen in große Gefahr. Die Soldaten brachten dem A. die erste vom Feinde hereingeschossene Stückkugel, um sie zu taufen, weil sie den Glauben hatten, der Ort könne dann nicht erobert werden. A. wies das Ansinnen zurück, und da er sich auch durch Drohungen dazu nicht bewegen ließ, steckten sie ihn in einen mit Pulver gefüllten Feuermörser, um ihn über die Mauer hinauszuschießen. Zum Glück zündete

das Pulver nicht, und man zog A. wieder heraus und ließ ihn laufen. 1524 wurde er kurfürstlicher Schloßprediger, ging dann 1527 auf Luthers Empfehlung als Prediger nach Saalfeld und wurde 1528 Superintendent. 1530 besuchte er den Reichstag zu Augsburg, wo ihn sein ehemaliger Gegner, der Bischof Christoph von Stadion, sehr freundlich empfing. Gegen das Interim trat A. 1548 mit großer Entschiedenheit auf, und schrieb dagegen: „Christlich Bedenken auf das Interim" (1548 und 1549). Er zog sich dadurch die Ungnade des Kaisers in so hohem Maße zu, daß der letztere demjenigen, der den A. todt oder lebendig einliefern würde, 5000 Gulden zusicherte. Die Gräfin Katharina von Schwarzburg-Rudolstadt, Wittwe des Grafen Heinrich XXXVII. nahm sich seiner an und verbarg ihn anfangs auf dem Schlosse zu Rudolstadt, dann zu Unter-Maßfeld bei Meiningen. Später wurde er nach Schmalkalden gebracht, wo er 1550 Dekan an der Stiftskirche wurde. In den Osiandrischen Streitigkeiten trat er gegen Osiander auf. Nach der Rückkehr des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen aus kaiserlicher Gefangenschaft (1552) wurde er von diesem wieder in sein voriges Amt nach Saalfeld berufen. Von nun an verlebte er den Rest seines Lebens in Ruhe.

A. war zweimal verheirathet. Seine 4 Söhne, welche ihn überlebten, waren: David, geb. 1540, † 1614 als Superintendent zu Saalfeld; Hoseas, geb. 1543, † an der Pest 1577 als Prediger zu Camsdorf bei Saalfeld; Zacharias, geb. 1544, † als Prediger zu Blankenburg im Schwarzburgischen; und Johannes, geb. 1547, † 1628 als Prediger zu Obernitz an der Saale. Die Namen dieser Söhne hatte er nach den biblischen Büchern, welche er zur Zeit der Geburt der einzelnen gerade erklärte, gewählt. Luther in seinen Briefen an A. sagt daher in der Regel am Schlusse: „Saluta matrem prophetarum". Unter seinen zahlreichen Schriften sind vor Allem zu nennen: „Christliche Erklärung des kleinen Katechismus", (1538), und „Kurze, aber zu unserer Seligkeit höchst nöthige Fragstücke der ganzen christlichen Lehre" (1547). Uebrigens war er einer der thätigsten Gehülfen Luther's bei der deutschen Bibelübersetzung. Luther selbst hat geäußert: „Wenn die Bibel verloren würde, so wollte ich sie wieder bei Aquila finden."

Biographien Aquila's von Johann Avenarius (1718), Johann Gottlieb Hillinger (1731), Christian Schlegel (1737), Wilhelm Friedr. Aug. Gensler (1816), Schriftenverzeichniß in F. W. Strieder's hess. Gel.- u. Schriftstellergesch. I. 109. Beck.

Arbeo: Bischof von Freising (764 — 784), der älteste Schriftsteller des bairischen Stammes. Nicht ohne Grund vermuthet man in ihm jenes Knäblein, das der hl. Corbinian nach Arbeo's eigener Erzählung (Vita Corb. c. 38) aus den Fluthen der Passer gerettet. Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, ist er in Meran oder Umgegend geboren. In den Dienst der Freisinger Kirche getreten, steigt er von Stufe zu Stufe, 754—760 begegnet man ihm als Vorstand der bischöflichen Kanzlei, 763 wird er von Bischof Joseph dem in der Wildniß des Karwendelgebirges neu gegründeten Kloster Scharnitz als Abt vorgesetzt. Schon im folgenden Jahre aber besteigt er den bischöflichen Stuhl von Freising und seitdem beginnt der Freisinger Domberg als ein Mittelpunkt der geistigen Bestrebungen in Baiern die Stellung einzunehmen, in der er sich einen guten Theil des Mittelalters hindurch behauptet hat. Durch seine Lebensbeschreibungen der Glaubensboten Emmeran (gedr. in Acta Sanct. Boll. 22. Sept. VI. 474 f.) und jenes Corbinian, der sein Bisthum gegründet hatte und dessen Gebeine er von Mais oder Meran nach Freising bringen ließ (gedr. bei Meichelbeck, Hist. Frising. I. 2. p. 3 f.), eröffnet A. die litterarische Thätigkeit in Baiern. Ein lebhafter Erzähler aber schlechter Lateiner, panegyrisch, naiv, dem Leser nicht nur mit den vielen Wundergeschichten

sondern auch in den heiligen Motiven, die er allen Handlungen seiner beiden Helden unterlegt, Unglaubliches zumuthend, in Bezug auf rein Thatsächliches aber allem Anschein nach immerhin so wohlunterrichtet, daß seine zwei Biographien, vereinzelt wie sie in ihrer Zeit stehen, einen außerordentlichen Werth für die alte bairische Geschichte beanspruchen. Unter seiner Regierung gewann das Bisthum ausgedehnte Besitzvergrößerungen, innerhalb seines Sprengels wurden damals die Klöster Innichen, Schäftlarn und Schliersee gegründet und Scharnitz nach Schlehdorf verpflanzt. Mit Herzog Tassilo stand A., wenigstens in späteren Jahren wegen seiner Hinneigung zu Karl d. Gr., dessen Oberherrschaft der Herzog nicht anerkennen wollte, auf schlechtem Fuße. Tassilo entzog aus diesem Grunde der Freisinger Kirche reiche Besitzungen, von denen er einen Theil an Frauenchiemsee schenkte, und dem Bischof in den letzten Lebensjahren vielleicht sogar die Leitung des Bisthums. Die Neueren nennen ihn Aribo, die eigenen Urkunden aber stets Arbeo (d. h. Erbe) oder in latinisirter Form Heres; von hier aus ist der Name in mißverstandener Weise als Cyrinus auch hellenisirt worden. A. † 4. Mai 784. Riezler.

Arberg: Karl Anton Graf v. A. und Valengin, Baron v. Noirmont, österr. Feldzeugmeister von ursprüngl. schweizer. Familie, geb. zu Delmond in den Niederlanden 1705, † 5. Febr. 1768 zu Brüssel. Er errichtete 1742 ein wallonisches Infanterie-Regiment, dessen Oberst und Inhaber er zugleich wurde. Mit dieser Truppe nahm er an den Schlachten von Dettingen und Nieuport Antheil. 1745 ward er Generalmajor. Beim Ausbruch des 7jähr. Krieges commandirte er ein Corps, ward 1757 Feldmarschalllieutenant und erhielt für die Bravour, mit der er vor Breslau am 22. Nov. 1757 das Centrum der feindlichen Stellung angriff und warf, das Theresienkreuz. Wichtige Dienste leistete er 1759 mit einem Corps wider die in Franken eingedrungenen Hessen und Hannoveraner. 1760 rückte er zum Feldzeugmeister auf. v. Janko.

Arberg: Peter Graf von A., lebte um die Mitte des 14. Jahrhunderts und dichtete mehrere „Tageweisen" von volksthümlichem Charakter, theils weltliche, theils geistliche, welche letztere zum Theil Umdichtungen weltlicher Weisen zu sein scheinen. Sehr verbreitet war dasjenige, das die Kolmarer Handschrift, die allein seinen Namen bewahrt hat, als „Große Tageweise" bezeichnet; die Limburger Chronik berichtet zum Jahr 1356, daß man dies Lied, das sie als „Tagelied von der heiligen Passion" bezeichnet, damals als neu gesungen habe; als Verfasser bezeichnet sie einen Ritter. Ein anderes, ebenfalls geistliches, ist auch in niederdeutscher Fassung vorhanden, und bekundet dadurch seine Verbreitung auch im Norden; andere Handschriften legen es dem Mönch von Salzburg bei.

Bartsch, Meisterlieder, S. 179. K. B.

Arbogastes, ein Franke in römischem Dienst. Gratian sandte ihn 380 aus Italien nach Thracien um Theodosius den Großen zu retten, der von den Gothen hart bedrängt wurde. Den größten Einfluß hatte er am Hofe Valentinians II., fiel dann aber in Ungnade und wurde beschuldigt den Tod desselben veranlaßt zu haben (Vienne 302). Jedenfalls unterstützte er gegen den Willen des Theodosius den Eugenius als Nachfolger von Valentinian II. und da Theodosius siegte, tödtete er sich selbst 394.

H. Richter, Das weströmische Reich. Berlin 1865. S. 510. Kaufmann.

Archenholz: Johann Wilhelm von A., geb. 1743 zu Langefuhr bei Danzig, † in Oyendorf bei Hamburg 1812. Er diente bis zum J. 1763 in der preuß. Armee, zuletzt als Hauptmann im Regiment Puttkammer, und reiste dann Jahre lang im Auslande, namentlich in England, Frankreich und Italien. 1780 nach Deutschland

zurückgekehrt, begann er seine schriftstellerische Laufbahn, zu der ihm seine geistige Gewandtheit, die Lebendigkeit seiner Auffassung und seine scharfe Beobachtungsgabe sehr wohl befähigten. — Später kaufte er ein Gut bei Hamburg, blieb aber bis an seinen Tod in ausgebreiteter litterarischer Thätigkeit.

Zuerst gab er das Journal „Litteratur- und Völkerkunde" heraus, 1785 „England und Italien", in welcher Schrift sich eine für seine Verhältnisse und seine Zeit auffallend unbefangene Würdigung englischer Zustände und englischer Verfassung findet. —

Im „Berliner historischen Taschenbuch" von 1789 erschien die Geschichte des siebenjährigen Krieges, für das große Publicum noch heute die Hauptquelle der Kenntniß desselben. Die Frische und Anschaulichkeit der Darstellung, die Wärme des Patriotismus und die lebendige Schilderung der Gefechte gibt dem Buche einen dauernden Werth. Der sachliche Inhalt des Werks, ist ganz aus Tempelhof's Anmerkungen zu Lloyd's Geschichte geschöpft und beruht durchaus nicht auf selbständigen Studien. Die Schriften von Berenhorst, Retzow, Gaudi (ungedruckt) und ihren Tadel Friedrich d. Gr. hat er auch in späteren Ausgaben unberücksichtigt gelassen. Er ist ein unbedingter Lobredner Friedrich d. Gr.; sein „Siebenjähriger Krieg" wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt. In einem Damen-Kalender erschien 1798 seine „Geschichte der Königin Elisabeth"; später schrieb er „Annalen der britischen Geschichte" und 1801 eine „Geschichte Gustav Wasa's".

A. redigirte von 1792—1812 das Journal „Minerva, für Politik, Geschichte und Litteratur", das sich große Verdienste um die allgemeine Bildung erwarb und namentlich in militärischen Kreisen viel gelesen wurde. Es ist eine der besten Zeitschriften von großer Unparteilichkeit und Freiheit des Geistes. F. A. Bran redigirte die Minerva in Archenholtz' Sinne von 1819—1857.

v. Meerheimb.

Arckenholtz: Johann A., 1695 im schwedischen Finnland geb., † 14. Juli 1777, war, nachdem er einen schwedischen Edelmann auf Reisen im Auslande begleitet hatte, bei der Reichskanzlei zu Stockholm angestellt. Als eine von ihm 1730 in Frankreich verfaßte Schrift, welche ein Bündniß zwischen Schweden und letzterem entschieden als unheilvoll und dabei die Staatsverwaltung des Cardinals Fleury im ungünstigsten Lichte darstellte, dem französischen Gesandten am schwedischen Hofe in die Hände und dadurch auch zur Kenntniß des Cardinals gerathen war, sah sich der König von Schweden, Friedrich I., zugleich Landgraf von Hessen-Kassel, genöthigt, A. (nach Schloß Carlstein) als Staatsgefangenen bringen zu lassen und ihn im August 1738, unter Entsetzung von seinem Amte, zur Abbitte gegen Fleury zu verurtheilen. Jedoch behielt A. seinen Gehalt, wurde auch 1743 wieder (als Secretär beim Staatscomptoir) angestellt, 1746 aber in die hessischen Lande des Königs als Bibliothekar an der fürstlichen Bibliothek und Aufseher über die sog. Kunstkammer und das Münzcabinet des Landgrafen in Kassel versetzt. Zwanzig Jahre hindurch war A. hier in besonders um die öffentliche Bibliothek verdienstvoller Wirksamkeit. Er schrieb während dieser Zeit u. A. seine „Mémoires concernant Christine, reine de Suède". T. I—IV. Amsterdam 1751—1760. „Lettres sur les Lappons et les Finnois". Frankf. u. Leipz. 1756. „Versuch einer pragmatischen Historie von Verträgen und Tractaten eines freyen Staates mit andern benachbarten Mächten" Kassel, 1753. u. a. m. (Meusel, Lex.). 1765 setzte ihm der schwedische Reichstag eine Pension aus und verband damit den Wunsch, daß A. Hand an die Ausarbeitung einer Geschichte König Friedrich's I. († 1750) legen möge. In Folge dessen 1766 in die Heimath zurückgekehrt, scheint jedoch

A. weniger den erwähnten Aufgaben, als allerlei mystischen Grübeleien in der Richtung Swedenborg's seine Zeit gewidmet zu haben. Er starb zu Stockholm.
Altmüller.

Arco: Johann Philipp Graf v. A., kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant, hatte bereits eine 30jährige ehrenvolle Laufbahn hinter sich, als ihm im span. Erbfolgekrieg 1703 die Vertheidigung des für unüberwindlich geltenden Alt-Breisach gegen die Franzosen unter dem Herzog von Bourgogne zufiel. Der Markgraf von Baden hatte ihm aufgegeben, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Die Festung war wohlversehen, seine Truppenstärke hinreichend. Gleichwol capitulirte er am 6. Sept. nach einer 13tägigen Belagerung. So gerieth Breisach, der Schlüssel Süddeutschlands, mit Geschütz, Munition und Proviant ohne Schwertstreich in die Hand des Feindes, der es 12 Jahre behauptete. A., gegen den der Verdacht der Bestechung allerdings nicht erhärtet werden konnte, ward am 4. Febr. 1704 kriegsrechtlich erschossen; sein Untercommandant Graf Marsigli und Oberst v. Eck wurden cassirt. (Hirtenfeld u. Meynert: Oest. Mil.-Konvers.-Lex.) v. Janko.

Ardarich, König der Gepiden, hochangesehen im Heere Attila's bei dessen Zuge nach Gallien 451, schlug nach Attila's Tode dessen Söhne und gab dadurch den Anstoß zur Befreiung der germanischen Stämme von der Hunnenherrschaft. Kaufmann.

Ardüser: Johannes A., geb. zu Parpan in Graubündten 1584, † zu Zürich 26. März 1665. Er war in der Geometrie und Feldmeßkunst, besonders aber im Festungsbau ausgezeichnet. Ueber alle diese Fächer schrieb er Werke, welche sich bei den Zeitgenossen großer Werthschätzung erfreuten. Er leitete seit 1620 die Anlage der Befestigungen der Stadt Zürich, in deren Großen Rath er in Anerkennung dieser Verdienste den 27. Mai 1657 gewählt wurde.

Leu, Helvet. Lex. 1. 332 f. Ctr.

Arenberg: Johann v. Ligne, Graf v. A., geb. 1525, † 23. Mai 1568. Die ältesten Herren von Arenberg, einer nun zerstörten Burg auf einem hohen Eifelberg an der oberen Ahr (Kr. Adenau, Regbz. Coblenz) gelegen, entstammen wahrscheinlich den bergischen Grafen von Hochmeswage (Hückeswagen a. d. Wupper). Sie waren schon seit ihrem ersten Auftreten mit Heinrich v. Arberg 1166 vom deutschen Reiche mit der burggräflichen Würde der Stadt Cöln beliehen. Der letzte Mann dieses ältesten Hauses, Johann von A. Burggraf zu Cöln, verkaufte 1279 die Burggrafschaft an den Erzbischof Siegfried von Cöln und hinterließ bei seinem Tode 1280 od. 1281 nur eine Tochter, Mechtild, welche die Herrschaft Arenberg 1298 ihrem Gemahl Engelbert, Grafen von der Mark in Westfalen † 1325, zubrachte. Ihr jüngerer Sohn, Eberhard v. d. Mark setzte mit seiner Gemahlin Maria von Loën (Looz), der Erbin bedeutender Besitzungen in den Niederlanden die Dynastie Arenberg fort, welche sich mit seinen Enkeln Johann und Ludwig, welcher letzterer die 1544 erloschene Linie Neufchâteau und Rochefort begründete, und namentlich den Söhnen Johann's, † 1469, in viele Linien spaltete.

Der jüngste Sohn Johanns, Wilhelm v. d. Mark, begründete die Linie der Grafen v. d. Mark und Schleiden, Freiherrn zu Lumey und Seraing, welche 1773 ausstarb und ihre Güter an das herzogliche Haus Arenberg vererbte. Der mittlere Ast, welcher von Johanns zweitem Sohne Robert, dem aus Romanen hinlänglich bekannten „Eber der Ardennen" herstammte, erwarb den Herzogstitel von Bouillon und erlosch im Hauptzweig mit Wilhelm Robert Herzog von Bouillon, Prinzen zu Sedan 1588, in einem Seitenzweig der Grafen von Braine 1652, in weiblicher Nachkommenschaft mit dem Titel Grafen von der Mark, Fürsten von Jametz erst 1766.

Die von Johanns ältestem Sohne Eberhard † 1496, abstammende Hauptlinie Arenberg starb 1544 mit Robert III. Grafen zu Arburg aus. Seine Schwester Margarethe brachte seine Besitzungen und Titel an ihren Gemahl Johann von Ligne, Freiherrn von Barbançon aus vornehmem niederländischen Geschlechte, welcher somit die dritte, heute noch blühende Dynastie Arenberg begründete. 1546 von Karl V. mit dem goldnen Vließ beliehen, machte Graf Johann unter Maximilian von Egmond, Graf von Büren, den Krieg in Deutschland mit und ward nach Maximilians Tode mit der von diesem bekleideten Statthalterschaft von Friesland, Overyssel, Gröningen und Drenthe betraut (1. Jan. 1549). 1552 nahm er im kaiserl. Heer an der Belagerung von Metz und ebenso an den Kriegen von 1553—55 Theil. Von Philipp II. in seiner Statthalterschaft bestätigt, focht er in den französ. Kriegen von 1557 und 58, auch in der Schlacht von St. Quentin. 1559 vertrat er auf dem Augsburger Reichstag den burgundischen Kreis. Die folgenden Jahre widmete er ausschließlich der trefflichen Verwaltung seiner Provinzen. Trotz seiner Bestrebungen machte in ihnen aber die Reformation so unaufhaltsame Fortschritte, daß es dem Grafen 1565 nicht mehr möglich schien, die von Philipp angeordnete neue Errichtung der Bisthümer ohne Gewalt durchzusetzen und zur Gewalt, die ohnehin seinem zur weisen Mäßigung geneigten Sinn nicht entsprach, fehlten ihm die Mittel. Daher sprach er sich denn auch in den 1566 zu Brüssel stattfindenden Berathungen im Geist der Mäßigung für Aufhebung der Inquisition rc. aus. Nach der andern Seite trat er aber ebenso sehr gegen die weitergehenden Forderungen seiner alten Freunde Wilhelms von Oranien, Egmonds und ihrer Anhänger auf, von denen er sich schon seit ihrem Auftreten gegen Granvella getrennt hatte.

Die reformatorische Bewegung nahm jedoch bald in den von A. verwalteten Provinzen mehr und mehr einen gewaltthätigen Charakter an, so daß A., der sich schon in Leuwarden nicht mehr sicher hielt und von dort wegging, endlich selbst zu energischem Einschreiten aufforderte. Durch die Herzogin von Parma mit Truppen versehen, erschien er im Jan. 1567 vor Leuwarden. Noch einmal gelang es ihm, theils durch vorsichtiges Entgegenkommen, theils durch rasche Energie die katholische Kirche und ihre Autorität in Friesland, Overyssel und Gröningen ohne Blutvergießen herzustellen. Im Juni konnte er nach Brüssel abgehen, um sich dem Befehl des Königs gemäß mit Alba zu vereinigen. Dort nahm er am 9. Sept. an der Sitzung Theil, in Folge deren Egmond und Horn verhaftet wurden, wogegen er allerdings als gegen eine Verletzung der Ordensrechte des gold. Vließes protestirte. — 1568 rief ihn Ludwigs von Nassau Einfall in Gröningen nach Friesland zurück. Trotz heftiger Gichtleiden blieb er an der Spitze seiner Truppen, als die Heere sich bei Delfzyl gegenüberstanden. Ohne die Ankunft der spanischen Cavallerie unter dem Grafen von Meyem zu erwarten, griff A. am 23. Mai bei Heiligerlen an, wol in der Besorgniß, Ludwig von Nassau, der in rückgängiger Bewegung war, möchte ihm entkommen. Er erlitt aber darüber eine vollständige Niederlage, in der er selbst mit höchster Bravour fechtend, den Tod fand, nachdem er, wie gesagt wird, vorher mit eigener Hand den Grafen Adolf von Nassau getödtet hatte.

Seine Gemahlin Margarethe überlebte ihn noch bis 1599. Sie ging 1572 als Oberhofmeisterin mit der Erzherzogin Elisabeth, als diese sich mit Karl IX. vermählte, nach Frankreich.

Den Arenberg's wurde 1549 der Reichsgrafentitel ertheilt, 1566, 1576 und 1578 die Würde gefürsteter Grafen, 1602 der Reichsfürstenstand und 1644 der Herzogentitel verliehen, ihnen auch das Grandenthum I. Classe in Spanien zuerkannt.

Karl Maria Raimund Leopold Herzog von Arenberg, kaiserl. Feldmarschall-lieutenant und Gouverneur zu Mons, † 1778 (s. d.), erwarb durch seine Heirath mit Louise Margarethe, der Erbin des Hauses von der Mark, auch die seinem Fürstenthum Arenberg angrenzenden deutschen Reichsgrafschaften Schleiden, Saffenburg, Casselburg, Kerpen u. A. Sein Sohn Ludwig Engelbert, Herzog von Arenberg und Arschot, Prinz zu Porcean und Rebecque, Markgraf zu Caretto &c., † 1820, verlor alle linksrheinischen reichsunmittelbaren Besitzungen 1801 durch den Lüneviller Frieden, wurde zwar mittelst Entschädigungen in Westfalen souverän und 1806 Mitglied des Rheinbundes, 1810 aber mediatisirt und 1815 als Standesherr unter preußische und hannoversche Oberhoheit gestellt.

Seine und seines Bruders August Maria Raymund, Prinzen von Arenberg, † 1823, Nachkommenschaft succedirten in den westfälischen Standesherrschaften Recklinghausen und Meppen, in dem Reste der rheinischen Besitzungen in der Eifel und dem reichen Erbe in Belgien. Das Haus Arenberg hat sich stets durch eine treue Anhänglichkeit an die Politik des Hauses Oesterreich, strenge Frömmigkeit, große Milde gegen die Unterthanen und eine liberale Förderung der Künste hervorgethan. Sein Palais zu Brüssel enthält eine der bedeutendsten Gemälde- und Kunstsammlungen Europas.

Ausführlich hat die Geschichte dieses Hauses wiedergegeben Christ. von Stramberg im Rheinischen Antiquarius: Mittelrhein. Abthlg. III. Band 1. 608—802 u. Band 16. 298—396. Vgl. dazu Gachard i. d. Biogr. nat. de Belg. L. v. Eltester.

Arenberg: Karl Maria Raimund, Herzog v. A., Arschot u. Croy, österr. Feldmarschall und Reichsfeldzeugmeister, geb. 1. April 1721 auf Schloß Enghien, † das. 17. August 1778, ältester Sohn Leopold Philipps. Unter seinem Vater machte er schon die Campagne von 1743 mit und ward zum Oberst und Inhaber des 2. Wall. Infant.-Regiments ernannt, mit dem er an den Feldzügen von 1744 und 45 Theil nahm. 1746 zum Generalmajor ernannt, zeichnete er sich 1748 bei der Vertheidigung von Maestricht aus. 1749 ward er bei dem Rücktritt seines Vaters, dem er schon vorher attachirt gewesen war, Statthalter von Hennegau und Mons. Beim Ausbruch des 7jähr. Kriegs begab er sich zur Ost-Armee nach Böhmen, nahm Theil an der Schlacht von Prag, und zeichnete sich besonders bei Gabel, Moys und vor Schweidnitz aus. 1758 zum Feldzeugmeister ernannt, hatte er am 14. Oct. an der Schlacht bei Hochkirch einen hervorragenden Antheil als Commandeur des rechten Ost-Flügels, was ihm das Großkreuz des Theresienordens erwarb. In der für die Oesterreicher unglücklichen Schlacht bei Torgau, 3. Nov. 1760, erwarb er sich durch persönlichen Heldenmuth und umsichtige Dispositionen das höchste Lob, trug auch eine nicht unerhebliche Verwundung davon. Es scheint das sein letzter Feldzug gewesen zu sein. 1765 ward er von der ihm sehr gnädig gesinnten Kaiserin zum wirkl. Geheimrath, 10. Febr. 1766 zum Feldmarschall ernannt. Seit dem 13. Juni 1748 war er mit Louise Margarethe, Erbtochter des letzten Grafen von Mark vermählt. (Vgl. oben Johann Graf v. Arenberg.)

v. Jt.

Arenberg: Leopold Philipp Karl Joseph, Herzog v. A., von Arschot und Croy, österr. Feldmarschall, geb. zu Brüssel, 14. Oct. 1690, † auf seinem Schloß Heverle bei Löwen, 4. März 1754. Sein Vater, Philipp Karl Franz Herzog v. A., ward als kaiserl. Oberstfeldwachtmeister in der Türkenschlacht bei Scalankemen 19. Aug. 1691 tödtlich verwundet. Seit 1706 nahm er am span. Erbfolgekriege Theil und ward bei Malplaquet verwundet. Am 17. Mai 1716 zum österr. Generallieutenant ernannt, focht er mit Auszeichnung in Ungarn unter Prinz Eugen. 1718 ernannte ihn der Kaiser zum Militärgou-

verneur von Hennegau und Mons; 1723 zum General der Artillerie. Nach dem Wiederausbruch des Krieges von 1733 focht er erst unter Eugen, dann als selbständiger Commandeur am Rhein. Im Febr. 1736 ward er geheimer Rath, 23. Febr. 1737 Höchstcommandirender in den Niederlanden, was er bis zu seinem Tode blieb und am 20. Mai dess. Jahres Feldmarschall. 1742 von Maria Theresia als außerord. Gesandter nach dem Haag und London geschickt, vermittelte er die Allianz zwischen Holland und England (Haag 14. Mai 1742). Den im Anfang des J. 1743 unter Lord Stair gelandeten englischen Truppen schloß sich der Herzog mit der österr. Armee an. Nachdem sich König Georg II. selbst an die Spitze gestellt hatte, ward am 27. Juni über die Franzosen der Sieg bei Dettingen erfochten, dessen Ehre zum guten Theil dem Herzog zufiel, der selbst verwundet ward. Als 1744 die Franzosen in 2 Armeen unter Ludwig XIV. und dem Marschall v. Sachsen die Niederlande mit überlegener Macht angriffen, gelang dem Herzog wenigstens, die Fortschritte des Feindes durch eine kühne Diversion nach Frankreich aufzuhalten. An den Kriegen der folg. Jahre hat er keinen nennenswerthen Antheil gehabt. v. Jk.

Arends: Wilhelm Erasmus A., in seiner Jugend Informator des bekannten frommen Kindes Christlieb Leberecht von Exter, sodann Pfarrer zu Crottorf im Fürstenthum Halberstadt, schließlich Pastor an St. Petri und Pauli zu Halberstadt, † 1721. — Freylingshausen's Gesangbuch enthält etliche Lieder von A., unter denen sich besonders das Heldenlied „Rüstet Euch, ihr Christenleute“ fast überall Eingang verschafft und erhalten hat.

Koch's Kirchenlied IV. p. 389. P. Prss.

Arendt: Johann Joseph Franz A., geb. 4. Mai 1786 zu Hildesheim, † 23. Dec. 1856 zu Osnabrück. Den Grund zu seiner Bildung legte er auf dem katholischen Gymnasium seiner Vaterstadt, und begab sich 1807 zum Studium der Medicin auf die Universität Göttingen. Nach Gründung des Königreichs Westfalen wurde er aber gezwungen, westfälischer Soldat zu werden; doch brauchte er nicht ins Feld zu rücken, sondern hat bis 1813 auf dem Büreau in Kassel gearbeitet. Nach dem Sturz Jerome's konnte A. seine Studien aus Mangel an Mitteln nicht mehr fortsetzen, sondern mußte sein Brot als Hauslehrer zu verdienen suchen, und hat als solcher etwa 16 Jahre in verschiedenen Familien des katholischen Adels im Großherz. Oldenburg und Königr. Hannover zugebracht, zuletzt in der Familie von Böselager zu Eggermühlen. 1828 übernahm er die Redaction des „Osnabrücker Bürgerblattes“; jedoch behielt er seine Stellung zu Eggermühlen noch eine Zeit lang bei, bis sein Zögling zur Universität ging. Dann ließ er sich als Sprachlehrer zu Osnabrück nieder, was ihm der Magistrat, weil er ein Fremder war, nicht gestattete, ohne daß der 43jährige Mann sich einem Examen im Französischen und Englischen unterwarf. Sein Wirkungskreis war bald ein sehr umfassender, denn er unterrichtete in der lateinischen, griechischen, französischen, englischen, spanischen und italienischen Sprache, beschäftigte sich nebenbei auch leidenschaftlich mit der Botanik, für die hier bis dahin fast gar nichts geschehen war, namentlich in den Schulen, und man darf A. in dieser Hinsicht als den Begründer einer neuen Aera für unsre Stadt ansehen. Gegen Hofrath Meyer in Göttingen, dessen „Chloris Hannoverana“, wenigstens was die Flora unserer Gegend betrifft, eine gar zu dürftige Arbeit war, schrieb er eine eingehende Kritik unter dem Titel: „In Chloridem florae hannoveranae“, wodurch er sich dessen Zorn in bedeutendem Grade zuzog. Das „Bürgerblatt“ ging 1831 ein, und A. schrieb dann eine kurze Zeit lang den „Osnabrückischen Hausfreund“ unter Mitwirkung des technischen und Handelsvereins und wirkte dann eine Reihe von Jahren bis an seinen Tod als Lehrer der Naturgeschichte in der Noelleschen Handelsschule. Jahrelang beschäftigte ihn der

Gedanke, eine „Flora Osnabrugensis“ zu verfassen, und er hat eine große Menge Notizen zu diesem Zweck niedergeschrieben.

Ein älterer Bruder Arendt's hatte sich der Musik gewidmet, componirte Lieder, deren einige sich im „Arion“ finden; er war Dom-Musikdirector und Gesanglehrer am Gymnasium Josephinum in Hildesheim und starb 1854 in Karlsbad. Beide Brüder sind unverheirathet geblieben. Rosenthal.

Arens: Franz Joseph Freiherr von A., Jurist und Staatsmann, geb. zu Arnsberg in Westfalen am 7. Juni 1779, † 1. April 1855. Er widmete sich anfänglich dem Kaufmannsstande, dem auch sein Vater angehörte, dann aber den Rechtswissenschaften. Nach vollendeten Studien in Marburg und Gießen promovirte er im J. 1803 auf letzterer Hochschule als Doctor beider Rechte und wurde Privatdocent. 1804 erhielt er die außerordentliche und 1806 die ordentliche Professur, wurde 1810 Kirchen- und Schulrath, 1818 Oberappellationsrath. Im J. 1821 hatte er die erste Professur des Rechts und das Seniorat der Juristenfacultät inne. Nach Berufung seines Schwagers v. Grolman in das Ministerium nach Darmstadt wurde er im J. 1820 Canzler der Universität, Regierungscommissär bei derselben und 1821 Mitglied der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz, ferner 1821 Director und 1825 Präsident des Hofgerichts der Provinz Oberhessen. In seiner Eigenschaft als Canzler war er Mitglied der 1. Kammer der Landstände. In Anerkennung seiner Verdienste um Fürst und Staat wurde er 1826 in den erblichen Freiherrnstand des Großherzogthums erhoben. 1833 wurde er 2. Präsident und 1834 1. Präsident des Oberappellationsgerichts in Darmstadt, ferner von 1834 an regelmäßig zu den Versammlungen des Staatsraths berufen. Seine Ernennung zum lebenslänglichen Mitglied der 1. Kammer erfolgte 1838. Die Strenge und Energie seiner monarchischen Grundsätze zog ihm viele politische Gegner zu, aber auch diese versagten ihm als hervorragenden Juristen ihre Anerkennung nicht. Seine schriftstellerische Thätigkeit war nicht bedeutend.

(Scriba, Hess. Schriftst.-Lex. 1. u. 2. Abth.) Walther.

Arens: Johann August A., Architekt, geb. in Hamburg, † 18. Aug. 1806. Er studirte zu Göttingen und Kopenhagen, wo er die vier Preise der Akademie gewann, machte darauf eine fünfjährige Kunstreise durch Frankreich, wo er 1789—91 bei de Wailly arbeitete, England, Italien und Deutschland und ließ sich dann in Hamburg nieder. Er und Hansen führten in der dortigen Gegend den modernen italien. Stil ein. Viele Stadt- und Landhäuser sowie öffentliche Gebäude, darunter die Wandsbecker Kirche und das jetzige Hamb. Straf- und Detentionshaus sind seine Werke. Auch als Gartenkünstler bewies er, z. B. in der Anlage des Flottbecker Parks, Geschmack und ward in dieser Eigenschaft auch in Weimar, wo sich Goethe für ihn interessirte, beschäftigt. Er war weimarischer Baurath und Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste. Seine geschwächte Gesundheit trieb ihn nach Italien, wo er in Pisa am Nervenfieber starb. — Hamb. Künstlerlex. v. L.

Arentsche: Joachim A., deutscher Dramatiker zu Halberstadt. Von ihm: „Comoedia des geistlichen Malafitzrechten“ 1587: ein Kriegsgericht des Sohnes Gottes als Hauptmann über die sündige Menschheit in der Person Adams, der die Kriegsartikel (die 10 Gebote) gebrochen; durchgeführte Allegorie. Schon will der Schultheiß Moses den Stab über den Beklagten brechen, da wird er gerettet durch den Glauben an die Erlösung. —

(Germania. Neues Jahrbuch III. 150—170.) Scherer.

Aretin: Johann Adam v. A., bairischer Staatsmann, geb. zu Ingolstadt 24. Aug. 1769, † 18. Aug. 1822. Sein Großvater Johann Baptist Christoph v. A., welcher vom Kurfürsten Max Joseph den 11. April 1769

in den Freiherrenstand erhoben ward und am 11. Oct. desselben Jahres starb, leitete sich von armenischem Königsgeschlecht ab. Die Kurfürstin Therese Kunigunde Sobieska nämlich, Gemahlin Max Emanuels II., welche nach der Besetzung Baierns durch die Oesterreicher nach Venedig flüchtete und dort längere Zeit lebte, brachte einen Knaben mit sich zurück, welcher ihr 1710 empfohlen worden. Er sei 1706 zu Constantinopel geboren, wohin sein Vater Baltazar Caziadur, König eines an Persien grenzenden Theils von Armenien, durch die Perser seines Reiches beraubt, geflohen. Armenisch auf die Namen Joh. Bapt. Christoph Aroutioun Caziadur getauft, sei der Knabe 1708 zu mehrerer Sicherheit nach Venedig gebracht. In München am Hofe erzogen, ward er wirkl. Hofkammerrath und später Hauptmauthner zu Ingolstadt. Documente zur Bestätigung seiner Herkunft fanden sich im Nachlaß der Kurfürstin nicht; unter den für das Freiherrndiplom beigebrachten Belegen findet sich nur eine gleichzeitige Urkunde, nämlich ein vom armenischen Geistlichen in Constantinopel 1708 ausgefertigtes Taufzeugniß, dessen Aechtheit jedoch zu erhärten bliebe; alles übrige sind spätere Aussagen ohne Beweiskraft. Wenn freilich der Ritter v. Lang nach seiner Art in dem „Aretin" einen zu Arezzo erzogenen Sohn der Kurfürstin selbst wittert, so bleibt er auch dafür den Beweis schuldig. Von Johann Christophs Söhnen hatte nur der älteste, der Hofkammerrath und Oberstlehnhofcommissarius Christoph Anton, geb. 1727, Nachkommen, nämlich Adam und seine Brüder Georg und Christoph (s. u.). —

Adam studirte die Rechtswissenschaft auf der Hochschule seiner Vaterstadt, trat 1788 in den bairischen Staatsdienst und wurde schon 1793 zum Rath bei der oberen Landesregierung, 1798 zum Vicecanzler derselben ernannt. Eine bedeutsame Rolle spielte er 1802 bei der Säcularisation als Generalcommissär für das an Baiern gefallene Fürstbisthum Freising, sowie seit 1808 als Mitglied der Gesetzgebungscommission. Die Kreiseintheilung und Instruction der Generalcommissariate und die verschiedenartigsten organisatorischen Arbeiten jener Epoche sind sein Werk, auch bei Ausarbeitung der Constitution vom Jahr 1808 war er beigezogen.

Während und nach den Befreiungskriegen wiederholt mit diplomatischen Missionen betraut, wurde er 1817 zum bairischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt und erwarb sich als energischer Vertheidiger des constitutionellen Prinzips gegen Metternich'sche Anfeindungen große Popularität. Der Tod raffte ihn schon im besten Mannesalter hinweg; er starb auf seinem Landgut Haidenburg bei Passau. Johann Adam v. A. zählt auch zu den Gründern des Vereins für ältere deutsche Geschichtskunde. Nicht minder war er ein eifriger Freund der bildenden Künste und brachte eine treffliche Gemäldesammlung und eine der vorzüglichsten Kupferstichsammlungen an sich.

Vgl. Brulliot, „Catalogue des estampes du cabinet d'Aretin". 3 Bde. München 1827. Aretin selbst schrieb einen „Catalogue des estampes gravées par D. Chodowiecki." 1796. Von seinen übrigen Schriften (vgl. Baader, „D. gelehrte Baiern") sei noch erwähnt sein „Handbuch der Philosophie des Lebens"; 1793.

Die Familie Aretin. 1825. — Nekrolog in d. Augsb. Allg. Ztg. v. 5. Sept. 1822. Heigel.

Aretin: Johann Christoph Freiherr von A., geb. 2. Dec. 1773 zu Ingolstadt, † 24. Dec. 1824, studirte in Heidelberg, Göttingen, und war schon 1799 Generallandesdirectionsrath in München. 1801 machte er eine wissenschaftl. Reise nach Paris; wurde Mitglied und Vicepräsident der bair. Akademie der Wissensch. und 1802 Aufseher des histor. Faches der Hofbibliothek, 1803 Custos und nachdem er 1803 als Mitglied der Commission zur Durchforschung der säcularisirten Klöster gewirkt hatte, 1806 Oberbibliothekar. Durch seine eingewurzelte

Abneigung gegen Preußen und das norddeutsche Wesen überhaupt ließ er sich zu Angriffen auf die nach Baiern berufenen Gelehrten (bes. Thiersch) fortreißen, die besser unterblieben wären. In Folge derselben legte er 1811 seine Stelle an der Staatsbibliothek nieder, ward Director und 1813 Vicepräsident des Appellationsgerichts zu Neuburg a. Donau, und 1819 Präsident des App.-Gerichts zu Amberg (damals Regenkreis). Er starb zu München. — Als Schriftsteller machte er sich besonders durch sein „Staatsrecht der constitutionellen Monarchie" (Altenburg 1824, von Rotteck beendet) einen Namen. (2. Aufl. Leipz. 1838—40). Getragen von einer kahlen Rechtsstaatsidee, ein verspäteter Vertreter der alten naturrechtlichen Theorie, bildete er eine abstracte Verfassungslehre aus, in welcher er, den Gedanken Montesquieu's „von der Theilung der Gewalten" verwerfend, die Einheit der Staatsgewalt (und zwar das rein monarchische Prinzip) als eine begriffliche und praktische Nothwendigkeit vertheidigte und nur in Beziehung auf einzelne Thätigkeiten derselben, aus Klugheits- und Erfahrungsgründen Bedingungen und Beschränkungen zuläßt. Bei seinem überwiegenden Sinne für das Formale des Staatslebens brachte er es zu keinem lebensvollen Begriff der Verwaltung und sprach sich insbesondere energisch gegen die Wohlfahrtspolizei aus. Das vollständigste Verzeichniß seiner Schriften findet sich in der oben erwähnten Schrift „Die Familie Aretin" S. 36 f.

v. Inama.

Aretin: Joh. Georg Freiherr v. A., bairischer Staatsbeamter und Generalcommissar in Baiern, geb. 29. März 1770 zu Ingolstadt, † 30. Jan. 1845. Er studirte in Heidelberg, wurde 1793 Administrator des Donaumoosgerichtes, als welcher er sich große Verdienste um die Mooscultur erwarb. 1796 wurde er zum Hofkammerrath und 1799 zum Director der Landesdirection in Amberg ernannt, 1806 zum Straßen- und Wasserbauinspector in Tirol. Als daselbst 1809 die Insurrection ausbrach, wurde er Generalcommissar des Eisackkreises zu Brixen, aber als österreichischer Gefangener nach Ungarn abgeführt. 1810 erhielt er als Belohnung für seine Verdienste von dem König von Baiern das Lehngut Mendorferbuch und ein ansehnliches Jahrgeld. Von da an lebte er auf seinen Gütern den Wissenschaften, Künsten und der Landwirthschaft.

Unter seinen publicistischen, nationalökonom. und landwirthschaftl. Schriften (vgl. N. Nekrol. 1845 S. 1103) ist hervorzuheben die „Aktenmäß. Donaumooskulturgeschichte" 1795 und die „Jahrbücher der Landwirthschaft in Baiern" (herausg. von ihm mit M. v. Schönleutner) 3 Jahrgänge 1823—26.

Löbe.

Aretin: Karl Maria Frhr. v. A., Historiker und Kunstforscher, geb. als ältester Sohn von Christoph v. A. (s. d.) zu Wetzlar 4. Juli 1796, † 29. April 1868. Seine zu Landshut begonnenen akadem. Studien wurden durch den Freiheitskrieg unterbrochen, welchen A. freiwillig als Lieutenant mitmachte. Er blieb dann im Militär; war von 1820—22 der Bundestagsgesandschaft in Frankfurt beigegeben und arbeitete darauf im Generalquartiermeisterstab, bis er sich 1825 aufs Land zurückzog, um neben der Landwirthschaft seiner Neigung für historische Forschungen zu leben. Die erste Frucht derselben war das „Chronolog. Verzeichniß der Bayrischen Staatsverträge" (1838). Schon im nächsten Jahre erschien der erste (und einzige) Band eines darstellenden Werkes: „Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts", bis 1654 reichend. Am eingehendsten sind darin die Abschnitte von 1535—50 und von 1608—34 behandelt. Namentlich der letztere liefert viel Neues; freilich leidet die Darstellung Maximilians I. an apologetischer Einseitigkeit. Das gilt auch von dem ersten, gleichfalls leider einzigen Bande einer „Geschichte des bayr. Herzogs und Kurfürsten Maximilians I." (1842; auch 1843 italienisch erschienen). Er ent-

hält eine Darstellung der Zustände Baierns namentlich auf kirchlichem Gebiete in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, indem er des Kurfürsten Jugend und Erziehung schildert. Es reiht sich endlich hieran noch die bei Aretin's Aufnahme zum ord. Mitglied der Münchener Akademie (1844) verfaßte Schrift: „Wallenstein, Beiträge zur näheren Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern" (1845). Aus zu einseitiger Benutzung der Berichte des bairischen Gesandten in Wien ist dem Verfasser freilich ein sehr unvortheilhaftes Bild Wallensteins hervorgegangen, welches man deshalb auch mit Vorsicht aufnehmen muß. Doch aber ist auch diese Schrift, namentlich durch ihre stofflichen Mittheilungen, von bleibendem Werthe. Die Eröffnung der Münchener Feldherrenhalle gab A. Gelegenheit zu der vielgelesenen kleinen Festschrift: „Tilly und Wrede" (1844).

A. war mittlerweile nach München und in den Staatsdienst zurückgekehrt. Seit 1843 arbeitete er als Legationsrath und Reichsherold im auswärt. Amt; 1846 ward er zum Vorstand des gef. Staatsarchivs ernannt. 1847 ging er darauf als bair. Geschäftsträger nach Berlin, 1849 als geh. Legationsrath nach Wien und wohnte 1850 den Dresdener Conferenzen bei. Dann trat er aber in die Vorstandschaft des geh. Staatsarchivs, zu der 1860 auch diejenige des geh. Hausarchivs kam, zurück, und ward 1859 zum lebenslänglichen Reichsrath ernannt.

Mitten unter diesen vielfachen Geschäften und unter eigenen Kunstsammlungen hatte A. den von Hefner von Alteneck ausgegangenen Plan eines Museums aufgenommen, welches alle in Baiern noch vorhandenen auf die Geschichte des Herrscherhauses und des Landes bezüglichen Kunstschätze und Alterthümer vereinigen sollte. König Max II. ging mit Eifer auf diesen Gedanken ein, wies vorläufig ausreichende Räumlichkeiten in der Herzog Maxburg an und stattete A. mit Vollmachten und Mitteln zu der 1855 begonnenen Sammlung aus. In unglaublich kurzer Zeit war der ansehnliche Grund zu der jetzt mit Recht so hoch bewunderten Sammlung gelegt. A. hatte ein eigenthümliches Spürtalent und wenn er beim Entheben der Gegenstände nicht immer sehr bedenklich war, so kam dies der Sache nur zu Gute. Seine eigenen Sammlungen gab er uneigennützig drein. Verfuhr er anfangs mit lediglich dilettantischer Sachkunde, so ersetzte er dies einigermaßen durch einen ganz unermüdlichen Eifer und eignete sich auch bald reifere Einsicht an. Unter dem Sammeln und Ordnen entstanden (1855 bis 68) 7 Hefte der „Alterthümer und Denkmale des bayr. Herrscherhauses". 1860 war die Sache so weit gediehen, daß A. zum Vorstande des „Bayrischen Nationalmuseums" ernannt werden konnte. Nach Vollendung des eigens für diesen Zweck errichteten neuen Gebäudes ward die Sammlung dort nach dem hier zum ersten Mal auf diesem Gebiet angewandten chronologischen Princip aufgestellt und am 12. Oct. 1867 eröffnet. Es zeigte sich freilich sogleich, daß eine neue übersichtliche Anordnung nöthig sei. Diese aber und die damit verbundene tiefere und wissenschaftlichere Durcharbeitung des Plans und der chronolog. Anordnung sollte der Gründer des Werkes nicht mehr erleben. Während er sich als Mitglied des Zollparlaments in Berlin aufhielt, entriß ein Schlagfluß ihn plötzlich seinem rastlosen Schaffen. v. Liliencron.

Aretius: Benedict A., eigentlich Marty, welcher Name griechisch umgewandelt wurde, aus Batterkinden im Canton Bern, wurde, nachdem er in Marburg seine Studien vollendet, daselbst Professor der Philosophie, 1549 als Gymnasiallehrer nach Bern berufen, 1563 an der Akademie dieser Stadt Professor der Theologie und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode 1574. Sein theologisches Hauptwerk „Theologiae problemata", Genf 1579 und 1617, war sehr geschätzt. Wie sehr sein „Examen theologicum" etc., eine Art Compendium der

Polemik, dem Bedürfniß der Zeit entsprach, beweist der Umstand, daß es innerhalb vierzehn Jahren sechs Auflagen erlebte. Man hat von ihm auch zwei exegetische Werke: „Novum testamentum commentariis B. Aretii — explanatum“ 1580 und 1616 herausgegeben, sodann „Commentarii in Pentateuchum et Psalmos“ 1618. Derselbe hat auch Pindar commentirt und die Pflanzen der Berge Stockhorn und Niesen in einer eigenen, zu Straßburg 1561 herausgekommenen Schrift beschrieben.

Al. Schweizer in Herzog's Realencyklopädie. Herzog.

d'Argens: Jean Baptiste de Bayer, Marquis d'A., Schriftsteller, geb. 24. Juni 1704 zu Aix in der Provence, wo sein Vater Generalprocurator des Parlaments war; † 1771. Als Mitglied der geistreichen Tafelrunde Friedrichs des Großen erlangte d'A. einen Ruf und eine Bedeutung, die die Höhe seines Talents weit überragten. Wider den Willen seines den Jesuiten ergebenen Vaters war er in ein französisches Regiment eingetreten, aber so sehr auch seine beträchtliche Körpergröße und sein stattlicher Wuchs ihn zum Soldaten eigenen mochten, so wenig schickte sich dazu sein unruhiger Geist. Kaum zwanzig Jahr alt geht er mit einer Schauspielerin nach Spanien durch. Sein Vater läßt ihn verfolgen und nicht ohne Gewalt zurückführen, und verschafft ihm einen Posten bei der französischen Gesandtschaft in Constantinopel. Der Anblick dieser fremdartigen Welt macht auf den zwar flüchtigen aber äußerst empfänglichen Geist des jungen Mannes einen so lebhaften und bleibenden Eindruck, daß seine Einbildungskraft Jahrzehnte darnach noch in diesem Anschauungskreise gefangen bleibt, und die äußere Umkleidung der in seinen Schriften vorgeführten Gestalten dadurch bestimmt wird. Auch dort hält er es nicht lange aus und versucht es, in sein Vaterland zurückgekehrt, seinem Vater zu Liebe mit der juristischen Laufbahn, die freilich mit ihrer scholastisch-rabulistischen Methode und ihrer steifen bis zum Lächerlichen aufgeblasenen Ehrwürdigkeit ihm noch weniger zusagen kann. Die Affaire La Cadière, welche seinen gutmüthig rechtlichen Sinn bis zur Empörung reizte, macht das Maß seines Widerwillens voll, und den Barreau 1733 verlassend, nahm er wieder Kriegsdienste. Bei der Belagerung von Kehl wurde er leicht verwundet, und nach der Belagerung von Philippsburg, bei der er sich ausgezeichnet hatte, traf ihn das Unglück, derart vom Pferde zu stürzen, daß er dem Kriegsdienste für immer entsagen mußte, wiewol seine Neigung für denselben eigentlich niemals erlosch. Die harte Lage, in die er nun gerieth — denn die Zuchtlosigkeit seiner Lebensweise, seine Schulden, seine Händel, seine Auflehnung gegen die Spießbürgerlichkeit und Frömmigkeit seines Vaters hatten diesen veranlaßt, ihn zu enterben — brachte einen Wendepunkt in seinem Leben hervor. Er ging nach dem Haag, dem Zufluchtsorte der Encyklopädisten, deren Vielseitigkeit, deren skeptisch-kritische, mehr prickelnde als durchgreifende Behandlung großer Probleme, deren demokritisch-epikuräische Schöngeisterei und herausfordernde Leichtlebigkeit seinem raschen und springenden Geiste zusagten. Mit Eifer warf er sich auf das Studium der Alten, denen er, wie diese Leute zumeist, doch eigentlich nur das Anekdotenhafte abzugewinnen wußte, trieb dilettantenhaft nach Art dieser Schule Philosophie, Chemie, Anatomie, Sprachkunde, Kunst- und Kirchengeschichte, und bald meinte er sich berufen mit den damals alle Welt berauschenden „Lettres persanes“ des Montesquieu durch seine „Lettres juives“ (8 Bde. la Haye 1754) concurriren zu können. Daß dies in der That nach dem Beifall, den „die Briefe eines Juden“ fanden, in nicht geringem Maße der Fall war, ist heute schwer begreiflich, denn die Buntheit der Materie, der oft triviale Witz, und der zwar natürliche aber ungezügelte Stil lassen einen ernsten Vergleich mit Montesquieu doch nur im Sinne eines weit klaffenden Unterschiedes zu. Der Erfolg bei den Zeitgenossen aber veranlaßte A. später „Lettres

chinoises“ (5 Bde. la Haye 1759) und weiterhin „Lettres cabalistiques“ (7 Bde. la Haye 1769) nachfolgen zu lassen, in denen zwar der Witz und die Laune immer geringfügiger, dagegen die Objecte des satyrischen Gerichts doch geschlossener, und insbesondere der zersetzende Eifer gegen die Kirche und die dogmatische Schule ansteigend glühender und dreister werden. Etwas näher dem specifisch philosophischen Interesse stehen zwar die Schriften: „L'histoire de l'esprit humain“ und die „den Cavalieren und dem schönen Geschlecht“ gewidmete, „La philosophie du bon sens“ (3 Bde. 1768), die er später in Berlin verfaßte. Allein trotz der empfindsamen Huldigungen, welche in dem ersten Werke Locke und Descartes dargebracht werden, hat doch auch dieses nur die Tendenz, gegen Dogmatik und Glauben, oder wie A. es nennt, „die Scholastik, die Metaphysik des Thomas von Aquin und der Spanier“ eine erbitterte Fehde zu führen; und was das andere allgemeinere betrifft, so läßt sich von ihm nur sagen, was Voltaire von Holbach urtheilte: „der Mann nimmt seinen Verstand für den gesunden Menschenverstand“. Es lohnte sich nicht, daß man in Frankreich sich gegen diese Schrift so sehr ereiferte und ihr 23 Jahre nach ihrem Erscheinen noch die Ehre der Verbrennung durch Henkershand anthat. Diese Schriften erschienen später gesammelt als „Oeuvres du marquis d'Argens“ (24 Bde. 1768). Inzwischen hatte er aber auch unter dem auf die Klatschsucht der Zeit wohlberechneten Titel: „Mémoires secrets de la république des lettres“ (4 Bde. la Haye 1737, Amst. 1744 in 7 Bdn.), seit 1737 eine Art kritischen Journals veröffentlicht, dessen mannigfaltige Gelehrsamkeit und namentlich gegen die Theologen gerichtete Schärfe demjenigen imponiren mochten, der nicht bemerkte, daß Bayle's Schriften ihre Quelle und ihr bis zum Unerlaubten nachgeahmtes aber nimmermehr erreichtes Vorbild sind. — Mittlerweile war A. im Gefolge der Herzogin von Würtemberg nach Berlin, und durch Jordan's Empfehlung an den Hof Friedrichs des Großen gekommen, den wol weniger die Schriftstellerei, als die Jovialität, die offene ehrliche Physiognomie, die gutmüthige Dienstfertigkeit und Anstelligkeit, sowie die südliche Lebendigkeit des Provençalen anzogen. Bald knüpfte sich zwischen Beiden ein gemüthliches Verhältniß, das in dem Maße, als der Tod und die Untreue die Reihen der Friedrich nahestehenden Freunde lichteten, und als A. immer mehr von dem fortreißenden preußischen Staatsgefühl ergriffen wurde, sich zunehmend vertiefte, so daß der König grade in den wichtigsten Katastrophen des siebenjährigen Krieges den Marquis mit einem Vertrauen, das keinen Rückhalt kennt, beehrte. Der Briefwechsel (selbständig gedr. in „Oeuvres de Frédéric“, XIX.), der freilich den unermeßlichen Abstand des durch Originalität, Kraft, Witz, Seelenadel und eine wahrhaft hinreißende Herzensanmuth strahlenden Königs von dem flachen und mehr bequemen als anregenden Marquis kennzeichnet, bekundet doch auf der andern Seite, wie hoch der Heldenkönig die Treue, die Hingebung, die Discretion seines Dieners und Freundes hielt. Die Art, wie A. das hohe Glück des leuchtenden Widerscheins, der in der Nähe Friedrichs auf ihn fiel, zu tragen wußte, bildet die schönste und rühmlichste Seite im Leben des Marquis, sowie andererseits wieder dadurch, daß er das Medium zur Erkenntniß der Stimmungen und Gefühle des unsterblichen Königs in den wichtigsten Wendepunkten seiner glorreichen Laufbahn wurde, der Ruhm d'Argens' höher und unverrückbarer als durch seine litterarischen Leistungen begründet wurde. Der König hatte ihn zum Kammerherrn, zum Director der philosophischen Klasse der Akademie und auf eine kurze Zeit auch zum Director der Schauspiele gemacht, und daß er den Orden pour le mérite nicht begehrte und nicht erhielt, zeichnet ihn vielleicht mehr aus, als derselbe Orden die Voltaire, Maupertuis, Algarotti, die ihn zu erlangen wußten, zierte. In Angelegenheiten des Theaters sowie mit andern kleinen Aufträgen des Königs beehrt, machte er

1747 eine Reise nach Frankreich und brachte von dort die Tänzerin Mademoiselle Cochais mit, die er am 21. Jan. 1749 als Gattin heimführte, und mit welcher der oft so frivol sich aussprechende Mann in musterhafter Ehe lebte. Nachher ging er noch wiederholentlich und zuweilen auf längere Zeit in seine Heimath zurück, theils, um seine zerrüttete Gesundheit im südlichen Klima herzustellen, theils um den kleinen Erbantheil, welchen sein rauher Vater ihm nicht zu entziehen vermochte, für die Seinigen zu sichern. Auch in der Fremde bewährte er „das reine und lautere Herz, das Bayard nicht besser haben konnte", wie Friedrich von ihm rühmt. Jedesmal hatte er dort von der Verfolgungssucht der Jesuiten und Ultramontanen Belästigungen und Chicane zu bestehen, die zu mildern seine Stellung zum Preußenkönige keineswegs geeignet ist. Dies mochte wol mit ein Grund sein, warum er trotz erwachenden Heimwehs immer wieder in „die Gesellschaft der Großen, die wie die Sünde anfangs süß, dann aber die Ruhe beraubend ist", zurückkehrte. Während des siebenjährigen Krieges hatte A. mit rührender Hingebung und aufrichtigem Eifer sich bemüht, dem Könige in jeder Art, auch durch allerlei polemische Schriften gegen die Feinde förderlich zu sein. Nach dem Frieden aber scheint er die Behaglichkeit und Seelenruhe in Sanssouci nicht mehr zu finden; Hypochondrie und wirkliche Kränklichkeit peinigen ihn, und im September 1764 versucht er wieder in der heimathlichen Luft seine frohe Laune herzustellen. Um ihn zur Beschleunigung seiner Rückkehr anzufeuern, erließ Friedrich zum Scherz einen im Namen des Erzbischofs v. Aix verfaßten Hirtenbrief gegen „den Ketzer und Atheisten d'Argens", der mit seiner Proscription aus dem Königreiche Frankreich schloß. Daß dieses im kirchlichen Canzleistil geschriebene Scherzpamphlet in Toulon und Aix für echt angenommen werden würde, das konnte Friedrich ebenso wenig ahnen, als daß dem Marquis in der That daraus Unannehmlichkeiten erwachsen würden. Neben dieser unbeabsichtigten Wirkung hatte das Schreiben auch die beabsichtigte: A. kehrte zurück, konnte sich aber nicht mehr in den nun auch veränderten Ton von Sanssouci hineinfinden. Er löste 1769 das Verhältniß zum Könige, um seinen Lebensabend in der Provence zu genießen, in einer so zarten und rücksichtsvollen Weise, daß dem greisen Friedrich die Thränen in die Augen traten, als er dem Freunde die Entlassung gewährte. Den Winter 1770 wollte der Marquis bei seiner Schwester, der Baronin de la Garde in der Nähe von Toulon zubringen; er erkrankte aber und starb in Toulon in der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1771. Ueber sein Grab hinaus verfolgte ihn die Geistlichkeit, indem sie einem Denkmal in Toulon den Platz versagte, über sein Grab hinaus ehrte ihn Friedrich durch rührende Beweise des Wohlwollens gegen seine Wittwe und durch ein Denkmal in der Minoritenkirche zu Aix mit der Inschrift: „Erroris inimicus, veritatis amator". — Während seines Aufenthalts in Preußen hatten d'Argens' Schriften einen etwas ernstern und tiefern Charakter angenommen. Um sich als Director der Akademie der schönen Künste zu legitimiren, schrieb er seine: „Reflexions critiques sur les différentes écoles de peintures" (Paris 1750), eine Art räsonnirender Kunstgeschichte, in der allerdings neben den Gemeinplätzen über den Geschmack wenig Raum für eine rechte Gliederung der Schulen blieb. Besonders bemerkenswerth sind aber die Uebersetzungen und Commentationen von drei Werken des Alterthums, die A. in Berlin veröffentlichte, weil die Materie derselben im engsten Zusammenhang mit der Denk- und Anschauungsweise des aufklärerischen und antikirchlichen Kreises um Friedrich steht und für die Richtung derselben ein interessantes Schlaglicht giebt. Es sind die Schriften des angeblichen Lucaners Ocellus „Ueber die Natur des Weltalls", des falschen Timaeus von Locris „Ueber die Weltseele" und die Reden des Julianus Apostata wider das Christenthum. Der Commentator und Uebersetzer ist weit entfernt davon,

eine genaue Kenntniß von der Stellung der beiden Neupythagoreer in der Entwickelungsgeschichte der griechischen Philosophie zu haben; auch ist es nicht ihre Auffassung von Gott und der Materie als das Wirkende und Leidende, oder von der Ewigkeit der Welt und des Menschengeschlechts u. dgl., was ihn anzieht, sondern sie wie die Reden Julian's bieten ihm nur die anständige Gelegenheit in weitem Umkreis über allerlei philosophische und theologische Zeitfragen Bemerkungen auszukramen, von denen schon Batteux bemerkte, daß der Text sie nicht fordere, und daß sie wol hätten kürzer sein können. Der Werth dieser gelehrten Arbeiten an sich ist wiederum weit zurückstehend gegen ihre Bedeutung als Denkmal der in dem Kreise des großen Königs herrschenden Interessen und Anschauungen.

Die Mémoires du marquis d'Argens (nouv. ed. augmentée d'une notice sur la vie et les ouvrages d'auteur par Peuchet 1807) sind die schlechteste Quelle für das Leben des Marquis, denn sie sind lediglich ein aus seinen Liebesabenteuern und Wandererlebnissen zusammengeschmiedeter Roman. Die zahlreichen Werke über Friedrich den Großen erwähnen alle d'Argens'. Die aus französischen Quellen schöpfende Biographie universelle hat nicht nur ungenaue, sondern auch völlig falsche Angaben. Besseres findet man bei: Chr. Bartholmeß, Hist. philosophique de l'académie de Prusse (Paris 1851) und bei Preuß, Friedr. d. G. mit seinen Verwandten und Freunden (Berlin 1838). Die beste Quelle bleiben seine Werke und Schriften. — Caro.

Argentau: Graf Eugen v. A., österr. Feldzeugmeister, geb. 1714 zu Huy in den Niederlanden, † 4. Mai 1819, kämpfte mit Auszeichnung im siebenjährigen und Türkenkriege, und erhielt bald darauf eine Brigade in Italien, wo er, 1795 zum Feldmarschalllieutenant aufgerückt, an allen Kriegsbegebenheiten bis 1796 unter dem Oberbefehl Colli's, de Vins' und Beaulieu's betheiligt war. Während der von de Vins 1795 ergriffenen Offensive gegen die Franzosen zeichnete sich A. am 24. u. 25. Juni durch die Einnahme und Behauptung von Sette Pani gegen Massena aus. Nachdem aber Bonaparte im März 1796 das Obercommando der Franzosen übernommen hatte, war auch A. in die Reihe der 4wöchentlichen Niederlagen vom 11. April bis 11. Mai, von Montenotte bis Lodi verwickelt, welche Beaulieu's Armee vernichteten und den Krieg in Italien entschieden. Es war A., welcher am 10. April den Franzosen unter Rampon den Apenninenpaß bei Montenotte nicht ohne Bravour abgenommen hatte, um Bonaparte zu hindern, sich zwischen Beaulieu und Colli zu drängen. Am 11. April aber ward A., von Bonaparte in der linken Flanke überflügelt, mit großem Verlust auf Ponte Ivrea zurückgeworfen. Massena, auf Schloß Cossaria vordringend, zerriß damit die österr. Linie. Während dessen hatte Beaulieu bei Dego Stellung genommen und A. den Auftrag erhalten, die Bormida mit 10000 M. bei Acqui zu decken. Aber von Massena in den Rücken genommen, ward er nur in die Niederlage von Dego verwickelt (14.—15. April). Nach Schluß des Feldzugs verließ A. die italien. Armee und erhielt ein Commando in Wien. 1804 ward er Stadtcommandant von Brünn und Inhaber des 35. Regiments. 1805 ging er nochmals nach Italien. In den siegreichen Kämpfen Erzherzog Karls gegen Massena bei Caldiero (29.—31. Nov.) commandirte A. die 2. Reserve.

Hirtenfeld und Meynert: Oest. Mil.-Konv.-Lex. v. Janko.

Aribo, Erzbischof von Mainz, geb. spätestens 991, † 6. April 1031, einer von den drei Söhnen des bairischen, mit Kaiser Heinrich II. blutsverwandten Pfalzgrafen Aribo aus dessen Ehe mit Adala, welche sich ebenso wie ihr Gemahl ein dauerndes Andenken hauptsächlich durch die Gründung der Klöster Seon (im bairischen Chiemgau) und Göß (in Steiermark) gesichert hat. Die

Vollendung von Göß sollten freilich beide nicht mehr erleben, sondern diese war das Werk ihres Sohnes Aribo, der inzwischen zum Geistlichen ausgebildet und 1020 urkundlich als Diakon der Salzburger Kirche und zugleich als kaiserlicher Capellan begegnet, im Sept. 1021 aber von Heinrich zum Nachfolger des am 17. Aug. d. J. verstorbenen Erzbischofs Erchanbald von Mainz ernannt wurde. Als Erzbischof von Mainz hat A. fast zehn Jahre lang regiert, und zwar in einer Weise, welche vielfach an die Zeit und das Verfahren seines großen Vorgängers Willegis (978—1011) erinnert. So vor allem darin, daß A., kaum zum Erzbischof erhoben, gegen Bischof Bernward von Hildesheim bezüglich der Territorial- und Diöcesanverhältnisse des Klosters Gandersheim dieselben Ansprüche geltend machte, für welche einst Willegis so lange und so eifrig, aber schließlich doch ohne Erfolg gekämpft hatte. Auch A. erreichte zunächst nichts, weder von Bernward noch von dessen Nachfolger Godehard (seit 2. Dec. 1022), und mußte sich noch dazu gefallen lassen, daß Kaiser Heinrich II. sein Auftreten öffentlich rügte. Weiter berührte sich A. mit Willegis nahe in dem Streben nach einer streng episkopalen, von dem Papste möglichst unabhängigen Gestaltung des kirchlichen Lebens in Deutschland, wenn auch zunächst nur für sich und seine zahlreichen Suffraganbischöfe, mit denen er am 13. Aug. 1022 in Seligenstadt eine Synode hielt und u. a. beschloß, daß Niemand ohne die Erlaubniß seines Bischofs oder dessen Vicar nach Rom reisen dürfe, sowie daß Jeder, dem wegen eines Capitalverbrechens eine kirchliche Buße auferlegt sei, erst die Buße ableisten müsse, bevor er sich um Absolution nach Rom wende. Wie der Papst, — es war damals Benedict VIII., der erste aus dem Hause Tusculum — sich theoretisch zu diesen Beschlüssen stellte, wissen wir nicht mehr; gewiß aber ist, daß er ihnen im J. 1023, als A. auf einer Synode in Mainz die auch in seinen Augen rechtswidrige Ehe des Grafen Otto von Hammerstein mit der ihm naheverwandten Irmengard endgültig trennte und die letztere zugleich excommunicirte, praktisch entgegentrat. Denn angetrieben von Irmengard schritt Benedict jetzt gegen A. ein und entzog ihm das Pallium, während er gleichzeitig den Erzbischof Piligrim von Cöln, übrigens einen Vetter Aribos, bedeutend im Rang erhöhte. Die Folge war, daß die Mainzer Suffragane, Bischof Godehard nicht ausgenommen, nur um so entschiedener zu ihrem Metropoliten hielten und auf einer Synode zu Höchst (Mai 1024) Beschwerde für ihn erhoben, in einem an den Papst gerichteten Collectivschreiben, welches ebenso kühn wie ehrerbietig gehalten, von Benedict schwerlich unerwidert gelassen wäre, wenn er nicht kurz vorher das Zeitliche gesegnet hätte. Ferner starb am 13. Juli d. J. Heinrich II., der letzte von den Königen und Kaisern des sächsischen Hauses und damit begann nun zunächst eine Zeit der Unruhe und der Schwankungen, während welcher alle übrigen Kämpfe und Interessen zurücktraten vor der einen Frage nach der Wiederbesetzung des Thrones. A., Erzkanzler für Deutschland und mit der Kaiserin Kunigunde, der thatsächlichen Reichsverweserin schon früher eng verbunden, unterstützte, wie es scheint, mit ihr von Anfang an die Bewerbung des älteren fränkischen Konrad (von Worms) gegen den jüngeren dieses Namens, worauf denn auch die Wahlversammlung zu Kamba am Rhein auf der Grenze der Diöcesen Mainz und Worms mit großer Mehrheit jenen wählte. Am 8. Sept. in Mainz von A. gekrönt, bestieg er als Konrad II. den Thron und zögerte nicht, obwol A. sich nicht herbeiließ, auch Konrads Gemahlin Gisela zu krönen, den Hauptförderer seiner Wahl reich zu belohnen. So erwarb A. damals in Sachsen eine Grafschaft, welche seither dem Bischof von Paderborn gehört hatte; ferner mußte Bischof Eberhard von Bamberg zu Aribos Gunsten als Erzkanzler für Italien zurücktreten, so daß jener wie ehedem Willegis wieder die Oberleitung der gesammten Reichskanzlei in Händen hatte; endlich selbst in

der Gandersheimischen Sache, als A. zu Anfang 1025 auf seine früheren Ansprüche zurückkam, zeigte sich der König in soweit entgegenkommend, daß er beiden Theilen, Godehard von Hildesheim sowol als A. die Ausübung bischöflicher Rechte in Gandersheim untersagte und einen unparteiischen Dritten, den Bischof Branthog von Halberstadt, interimistisch zum Ordinarius des Klosters bestellte. Indessen, obwol Godehard unmittelbar darauf jenes Verbot gröblich verletzte, so gereichte doch dieser Umstand Aribos Sache keineswegs zum Vortheil; vielmehr erging schon auf einer Synode in Grone 1025 Ende Januar oder Anfang Februar, vielleicht unter Einwirkung der dem Erzbischof feindlichen Königin Gisela, eine für Godehard durchaus günstige Sentenz, welche dann allen Gegenanstrengungen Aribos zum Trotz am 23.—25. Sept. 1027 auf einem vom Kaiser selbst geleiteten Nationalconcil zu Frankfurt bestätigt und nachträglich durch eine Synode zu Pöhlde vom 29. Sept. 1029 wenn überhaupt, nur unwesentlich im Interesse von Mainz modificirt wurde. Damit aber war Aribos Stellung bis auf den Grund erschüttert, er selbst bot jetzt die Hand zum Frieden, söhnte sich unter Verzicht auf seine Ansprüche im Juni 1030 mit Godehard aus und trat dann, man darf wol sagen in tragischem Gegensatz zum Beginn seiner Laufbahn eine Pilgerfahrt nach Rom an, von der er nicht wieder heimkehren sollte, da er auf dem Rückwege in Como am 6. April 1031 starb. — Unter den zeitgenössischen Geschichtschreibern, welche über A. geurtheilt haben, äußert sich am günstigsten Wipo in der „Lebensbeschreibung Konrads II.", wo er ihn als „weise und staatsmännisch" lobt; aber auch ein so erklärter Gegner, wie der hildesheimische Geschichtschreiber Wolfhere, Godehards Biograph und Anwalt, kann trotz aller Klagen über Aribo's Streitsucht und Uebermuth nicht umhin, ihn als eine edle, durch Sittenreinheit und geistlichen Eifer ausgezeichnete Persönlichkeit hinzustellen. Wir haben hier noch zu erwähnen, daß A. nicht bloß in praktischen Dingen sondern auch in Bezug auf theoretische Bildung vielen seiner Mitbischöfe überlegen war. Selbst Verfasser eines Tractats über die Psalmen, galt er als ein besonders gründlicher Kenner der h. Schrift und wurde deshalb als solcher wiederholt zu Rathe gezogen, wie dies zwei heortologische Abhandlungen beweisen, welche ihm der ebenso gelehrte wie schreibgewandte Abt Bern von Reichenau (1027?) zuschickte. Auch mit St. Gallen, dem andern Hauptsitze der Wissenschaften in Schwaben, stand A. in Verbindung und zwar durch Vermittlung eines Notker'schen Schülers, des Mönches Eckehart IV., der unter A. in Mainz die Schule leitete und auf dessen Antrieb nicht nur zu den Wandgemälden des neuen Doms Verse biblischen Inhalts dichtete, sondern auch den lateinischen Waltharius seines Klosterbruders Eckehart I. sprachlich verbesserte. Das Andenken Aribos ehrte Eckehart durch ein kleines poetisches „Epitaphium", aber leider nicht durch eine Biographie, wie denn eine solche überhaupt nicht entstanden zu sein scheint, weder im Mittelalter noch in der neueren Zeit. Stoff dazu liegt vor in einigen Briefen von und an A. (zuletzt herausg. von Jaffé, Mon. Moguntina), ferner kommen in Betracht Ueberreste von Synodalacten (Mansi XIX) und die auf ihn bezüglichen Papst- und Kaiserurkunden; endlich die einschlagenden Abschnitte in den Werken zeitgenössischer Geschichtschreiber: der allerdings gegen A. parteiischen Hildesheimer Thangmar und Wolfhere, Wipo's u. A.

Steindorff.

Aribo, Graf der Ostmark (urk. zwischen 876—909 genannt), der Ueberlieferung zufolge der Stammvater der Traungauer Grafen, Grafen von Steier (Steier in O.-Oesterreich), nachmals Markgrafen-Herzoge der Steiermark; auch mit Luitpold († 907) Vater H. Arnulf's von Baiern, wird er in blutsverwandtschaftliche Beziehung gesetzt. Zunächst taucht er als Graf im Traungaue auf. 871 fielen die ostmärkischen Grafen Wilhelm und Engelschalk im Kampfe gegen

den großmährischen Fürsten Svatopluk. In Folge dessen muß A. die Verwaltung der Ostmark übernommen haben, denn er erscheint dann als Markgraf daselbst, — angefeindet von den Söhnen der beiden gefallenen Grafen (Megingoz, Wilhelm, Ruodbert, Papo, Weriher, Engelschalk). Da hinwieder Svatopluk in den Söhnen der Grafen die Väter unversöhnlich haßt, so kommt es 882—884 zum Bunde Aribo's mit Svatopluk gegen die Grafensöhne. A. muß jedoch der Ungunst des Kriegsloofes weichen und die Nachkommen Wilhelms und Engelschalks schließen sich an Karlmanns außerehelichen Sohn, Arnulf Herzog von Karantanien, Kaiser Karls des Dritten ehrgeizigen Rivalen an. Bald jedoch trat eine Wendung ein. K. Karl setzte den A. wieder in den Besitz der Ostmark und Svatopluk hatte die Befriedigung, die Grafensöhne furchtbar heimgesucht zu haben. Bei der großen Wendung in den Geschicken des ostfränkischen Reiches (887—8), behauptete sich A. im Grafenamte, erlebte den Sturz des Hauses der Grafen Wilhelm und Engelschalk (893) und den Tod Svatopluks (894). Den politischen Entwürfen Kaiser Arnulf's entsprechend, mischte sich A. und mehr noch sein Sohn Isanrich in die wachsenden Zerwürfnisse und Thronkämpfe der Söhne Svatopluks, Mojmir's II. und Svatopluks II., — um so die innere Zersetzung des großmährischen Reiches, gleichzeitig mit dessen äußerer Bedrängniß zu beschleunigen. Nach Arnulfs Tode, in den Tagen Ludwigs des K., als bereits Großmähren vernichtet, der Schrecken der Magyarenmacht über die Ostmark hereingebrochen war und die verhängnißvolle Niederlage des bairischen Heerbannes unter Luitpold herbeigeführt hatte (907) — finden wir A. noch urkundlich den 19. Febr. 909 genannt. K. Ludwig schenkte ihm nämlich die Abtei Traunkirchen im Traungaue. Ueber seinen Tod berichtet eine vereinzelte Quelle, der Annalista Saxo z. J. 1002, er sei auf der Jagd von einem Wisent (a Visonte bestia) getödtet worden, wie dies in Volksliedern überliefert sei. Die Richtigkeit der Angabe muß dahingestellt bleiben. — Von seinem zweiten Sohne Otokar wird das Traungauer Geschlecht abgeleitet. Ein Urenkel Aribo's Otokar (III.) I. tritt um 980 als Graf von Styraburg (Steier) in O.-Oesterreich auf.

Dümmler: Die südwestl. Marken des Karoling. Reiches im X. Bde. des Arch. f. K. oe. Geschichtsquellen. Derselbe: Geschichte des ostfränkischen Reiches II. Bd. — Büdinger: Oesterr. Geschichte I. Bd. — Krones.

Aribo Scholasticus, Scholastiker und musikgelehrter Benedictiner zu Freising, von Geburt muthmaßlich ein Deutscher oder Niederländer. Er muß in der 2. Hälfte des 11. Jahrh. gelebt haben, da er einer der ersten Jünger und Commentatoren des Guido von Arezzo gewesen ist, und einen selbstverfaßten Musiktractat dem Bischof Ellenhard von Freising, der 1078 starb, gewidmet hat. Sein Tractat steht unter dem Titel „Musica" bei Gerbert „Script. ecclesiast." II. 197—230, und beschäftigt sich mit Erklärung der Guidonischen Musiklehre, besonders darin enthaltener dunkler Sätze. Das Capitel auf S. 215 bei Gerbert trägt die Ueberschrift: „Utilis expositio super obscuras Guidonis sententias". v. D.

Arigler: Altmann (vor seinem Eintritte ins Kloster Franz geheißen) wurde 1768 zu Kirchdorf in Oesterreich ob der Enns geboren, † 1846, studirte am Lyceum der Landeshauptstadt Linz, und trat 1788 als Noviz im Benedictinerstifte Göttweih ein. Seine theologischen Studien legte er als Generalseminarist an der Wiener Universität zurück, und wurde, nachdem er 1792 die priesterlichen Weihen empfangen, im nächstfolgenden Jahre als Professor des Alten und Neuen Testamentes in Linz bestellt, in gleicher Eigenschaft 1800 in die theologische Hauslehranstalt zu Göttweih zurückgerufen, und endlich 1806 als Professor des neutestamentlichen Bibelstudiums an die Wiener Universität berufen. Dort wirkte er neben Jahn in geistverwandter Richtung bis

1813, in welchem Jahre ihn die Capitularen des Stiftes Göttweih zu ihrem Abte wählten. Als Leiter seines Stiftes bewährte er einen tüchtigen ökonomischen Tact, war aber dabei eben so eifrig, wie früher als öffentlicher Lehrer, mit gelehrten und wissenschaftlichen Studien beschäftigt, auf die er auch dann nicht verzichtete, als ihm eine völlige Erblindung das Lesen und Schreiben unmöglich machte; er hatte während dieser Periode seines vorgerückten Alters stets einen Mönch seines Klosters als Vorleser um sich, und bewahrte die völlige Geistesfrische bis zu seinem Ableben. In der katholisch-theologischen Litteratur ist er als hermeneutischer Schriftsteller bekannt. Seine Rede „De certitudine studii biblici" (1809) war eine Apologie der rationellen Methode der Schriftauslegung gegen die nach Arigler's Meinung von Einigen mit Unrecht behauptete Unsicherheit ihrer Ergebnisse. Es handelte sich da um gewisse Aeußerungen des Dogmatikers Klüpfel, in dessen Vorrede zu einer neuen Ausgabe des „Commonitorium Vincentii Lerinensis"; an diese Vorrede knüpfte A. seine apologetischen Digressionen an, welchen nachträglich auch die beiden katholischen Hermeneutiker Jahn und Sandbichler zustimmten. (Vgl. über diese Controverse M. Arneth: „Die Unterschiede zwischen der blos rationellen und der katholischen Schriftauslegung"; Linz, 1816). A. trat sofort selber mit einer „Hermeneutica biblica generalis" (Wien, 1813) hervor, welcher man bei Anerkennung sonstiger Vorzüge ein ungebührliches Verkennen des mystischen Elementes der Bibel zur Last legte. Für ihre sonstige Brauchbarkeit zeugt der Umstand, daß sie eine zweimalige Umarbeitung durch die beiden katholischen Hermeneutiker Unterkircher (1831) und Hofmann (1846) erfuhr, welche der vorgeschrittenen kirchlichen Richtung Rechnung tragend, Arigler's Arbeit mit den Grundsätzen der ächt katholischen Schriftauslegung in innigeren Einklang zu bringen strebten. Werner.

Ariovist, ein Fürst der Sueben, doch ungewiß von welchem Stamme innerhalb dieser allgemeinen Bezeichnung, wurde als Führer eines großen Gefolges von den Sequanern, welche mit den Häduern um die Vorherrschaft in dem mittleren Gallien stritten, zu Hülfe gerufen (um 71 v. Chr.). Er verschaffte den Sequanern das Uebergewicht, aber er entfernte sich darauf nicht, sondern er blieb als Herr in dem oberen Elsaß und am Doubs. Und da sich zahlreiche Keltengaue vereinigten ihn zu vernichten, wartete er in geschützter Stellung, bis das große Heer sich wieder verlaufen hatte und vernichtete dann fast die gesammte Ritterschaft der mächtigen Häduer in dem Treffen bei Admagetobriga (61 v. Chr.). Seit diesem Siege behandelte er dies östliche Gallien völlig als sein Gebiet und rief neue Schaaren von jenseit des Rheins, denen die Gallier dann Land zur Ansiedlung abtreten sollten. Die Sequaner, welche ihn gerufen hatten, ihr Söldner zu sein, litten am schwersten. Er war so mächtig, daß auch die Römer ihn zu gewinnen suchten und ihn im Jahre 59 mit den Titeln „rex atque amicus" ehrten. Als aber Caesar im folgenden Jahre (58) die Verwaltung der beiden Gallien übernahm, erkannte er die ungeheuere Gefahr, die dem Römerreiche hier zu erwachsen drohte und folgte den Bitten der Gallier, welche ihn nach seinem Siege über die Helvetier anriefen, sie von dem Joch des Ariovist zu befreien. Caesar siegte im Herbst 58 v. Chr. in der Nähe von Mühlhausen — Th. Mommsen, Röm. Gesch. III. 5. p. 243 bespricht in ausführlicher Anmerkung den Ort der Schlacht — so entscheidend, daß A. selbst nur mit Mühe über den Rhein entkam. A. verschwindet seitdem aus der Geschichte. Eine Charakteristik von ihm zu geben, ist unmöglich, selbst seine Stellung ist vielfach unklar. Wandte er sich an die Völkerschaften der Heimath, die junge Mannschaft zu ihm stoßen zu lassen, oder kam diese ohne solche Erlaubniß, oder kamen ganze Völkerschaften?

Dagegen darf man vermuthen, daß das Elsaß durch ihn deutsch geworden ist.

Wir hören, daß er von den Sequanern erst ein Drittel dann noch ein Drittel ihres Gebietes forderte zur Ansiedlung seiner Deutschen, es ist nicht klar, ob dies zweite Drittel schon abgetreten war, als Caesar angriff, aber ohne Zweifel wird er außerdem die nördlich von den Sequanern gelegenen Lande, die Rheinebene, besetzt haben. Derartige Ansiedlungen haben die Deutschen in doppelter Weise vorgenommen. Die Gothen und Burgunden theilten im 5. Jahrhundert jedes einzelne Grundstück, weil sie die alten Bewohner in ihre Staatsgemeinschaft aufnahmen: dies hat A. sicher nicht gethan, er hieß die Gallier aus einem Gebiet ganz weichen und hier siedelten dann die Germanen in Masse, wie noch die Vandalen im 5. Jahrhundert verfuhren. Caesar mag den Sequanern ihr Gebiet ganz oder theilweise zurückgegeben haben: der Hauptsache nach blieben die von A. angesiedelten Deutschen in Gallien, sie sind dann zwar romanisirt worden, aber es trug doch dazu bei, daß diese Gegenden im 4. und 5. Jahrhundert so vollständig germanisirt werden konnten. Kaufmann.

Arkel. Unter den Häusern von fürstlichem Ansehen in Holland, welche nur durch ein leichtes Lehnsband dem Landesherrn verpflichtet waren, nannte man die Brederode's die Edelsten, die Wassenaar's die Aeltesten, die Egmond's die Reichsten, und die Arkel's die Stolzesten. Seinen Hauptsitz hatte dieses Geschlecht auf einer uralten und überaus herrlichen Burg bei Gorkum, und in all den Niederlanden reiche Güter und Erblande. Die drei letzten Arkel wurden die berühmtesten, als Häupter in den fürchterlichen Parteikämpfen, welche Holland in der zweiten Hälfte des Mittelalters verheerten. Die Partei der Arkel's und Egmond's war die der Großstädte und Liberalgesinnten: diese nannte die feudale Partei Kabeljaus, sich selbst aber die Hoeks oder Angelhaken, welche die fetten Fische fangen wollten. Als Herzog Albrecht von Baiern-Straubing, der von 1358 bis 1404 Holland, Seeland und Hennegau regierte, Otto von Arkel, zum Gericht vorforderte, kam dieser ihm mit rasselndem Gefolge gerade auf die Burg geritten. Allein der kluge Herzog wußte ihn so zu fassen und zu brauchen, daß er die Parteien versöhnte. Oefter kam der Fürst nach der Arkelburg, dann turnierten dort auf prachtvollen Festen Hoeks und Kabeljaus mit einander. Allein so groß Macht und Ansehen Ottos gestiegen war, seinen eisenköpfigen Sohn Johann, den Dreizehnten dieses Namens in der Arkel'schen Stammreihe, wußte er nicht zu bändigen. Von früh auf stand er in Feindschaft zu des Herzogs Erbprinzen Wilhelm, dem ritterlichen Haupte der Hoeks und Verächter aller Kabeljaus. Johann hatte das wilde, rasche Blut seiner Mutter. Er wollte ihr Schloß Pirlepont haben, vertrieb sie, und besetzte es mit seinen Mannen. Da suchte sie in der Kleidung einer Aussätzigen Einlaß in die Burg, und als sie drin war, paßte sie den günstigen Augenblick ab und ließ die Zugbrücke nieder. Auf ihr Zeichen rannte ihr Kriegsvolk, das sie nahebei versteckt hatte, herzu und überwältigte die Besatzung. Die Arkel's waren es gewohnt, am Hofe des Landesherrn zu herrschen oder ihn zu befehden. Johann von A. verbündete sich mit der Geliebten des alternden Herzogs, der schönen Adelheid von Poelgeest, und wurde 1389 Statthalter und oberster Kanzler. Jetzt blühete der Weizen der Kabeljaus, alle Aemter wurden aus ihrer Mitte besetzt. Der Erbprinz Wilhelm verschwor sich mit 54 hoekischen Rittern, A. errichtete einen Gegenbund von 38 Kabeljaus, welchem auch der Herzog beitrat. Da brachen eines Abends, als Adelheid im Schloßhof im Haag spazieren ging, hoekische Männer herein und erschlugen sie mit ihrem Hofmarschall. Schrecklich war die Rache. Während A. mit einem Gewaltshaufen im Lande umherzog und die hoekischen Schlösser stürmte und einäscherte, berannte der ergrimmte Herzog zu Altona die Ritter seines Sohnes. Nur mit Mühe wurde ihnen das Leben gerettet: sie mußten, der Erbprinz an der Spitze, ins Elend wandern und irrten lange Jahre landflüchtig

umher. Johann von A. war jetzt auf der Höhe seines Glücks, Herzog Wilhelm aber hatte geschworen: „Kein Ritter wolle er mehr heißen, wenn er jemals mit ihm Friede mache". Als er zur Macht gelangte, sollte A. sich wegen seiner Verwaltung rechtfertigen: er antwortete mit Absagebriefen. Nun zündeten sich die Beiden zwei Jahre lang eine helle Glut an, in welcher die Dörfer aufprasselten, als wären sie Strohhaufen im Felde. Zuletzt wurde A. in seiner Burg zu Gorkum belagert, ein Vierteljahr lang maßen sich vor ihren Wällen Hoeks und Kabeljaus: endlich mußte A. auf den Knien um Verzeihung flehen und es dulden, daß einen ganzen Tag des Herzogs Fahne von seinen Burgthürmen wehte. Wenn nun A. zu Hofe zog, so schickte er zuvor ein Schiff, befrachtet mit kostbaren Rüstungen und Gold- und Silbergeschirr, ihm dort zu dienen. Immer aufs neue entbrannte der Kampf. Die Gorkumer selbst empörten sich gegen den Wilden, und sein eigener Sohn Wilhelm ließ die Zugbrücken vor ihm aufziehen. Doch das Verhängniß ließ sich nicht mehr abwehren, A. verlor Land und Leute, und seine „kaiserliche" Burg wurde 1412 niedergerissen. Aber immer neue Feinde erweckte der alte Ränkeschmied dem Herzog, und bedrohete heimlich sein Leben, bis hoekische Ritter ihm bei Brüssel auflauerten, ihn niederwarfen, in das wallende Gewand eines Deutschordensritters steckten, und gefesselt in den Haag brachten, wo das tiefste Verließ ihn aufnahm. Sein Sohn Wilhelm aber hatte noch Schlösser und Herrschaften wie ein Fürst und war der erklärte Erbe seines kinderlosen Oheims, des Herzogs von Geldern und Jülich. Er war ein ritterlicher Herr, den alle Welt hochachtete seines ehrenhaften und milden Wesens willen. Als bei Herzog Wilhelms Tode die Kabeljaus überall das Haupt erhoben, fiel auch die Stadt Gorkum wieder in ihre Gewalt. Eilig zog der junge A. herbei im großen Geleite deutscher Ritter und kabeljauischer Verbannten. Aus den reichen Schätzen seines Hauses hatte er ein Heer gestellt von viertausend Eisenhauben. An der Spitze aller Mannschaft, welche die Hoeks zusammenraffen konnten, trat ihm — es war im November 1417 — Herzog Wilhelms Erbin, die berühmte Jakobäa von Baiern, entgegen. Es war ihre erste Schlacht, sie selbst damals sechzehnjährig und unvermählt. Sie soll ihm heimlich ihre Hand angeboten, er aber geantwortet haben: lieber wolle er sterben, als seine Partei verrathen. Wohl aber beobachtete er ihr gegenüber die feinste Rittersitte. Siebenmal griffen ihre Haufen an, siebenmal wurden sie zurückgeworfen, bis Verrath in den hintersten Reihen das ganze Heer Arkel's ins Verderben riß. Neben seinen Freunden lag er auf der Wahlstatt. Jakobäa vergoß bittere Thränen, vergebens hatte sie ihrem Feldherrn Brederode so oft gesagt: „Wenn es zum Kampfe komme, solle man doch Acht haben, den jungen Arkel nicht zu erschlagen, sondern wie man ihn gefangen nehme". Unter tiefer Trauer und Theilnahme bestatteten den letzten A. seine Feinde in der Gruft seiner Väter in der Gorkumer Liebfrauenkirche. Sein Vater lag noch zehn Jahre in den Gefängnissen der Hoeks. Wollten sie ihre rechte Freude haben, so ließen sie ihn aus den Eisen heraufholen und ihren Gelagen zusehen. Herzog Philipp von Burgund, der Rächer der Hoeks, befreiete ihn, doch schon das Jahr darauf starb er zu Leerdam, seinem letzten Schlosse. —

De vita et rebus gest. dom. de Arkel in Mathaeus' Annal. VIII. Abrah. Kemp, Leven der Heeren van Arkel, Gorinchem 1656. (Fr. Löher, Jakobäa von Bayern, Nördlingen 1862, I.) Löher.

Arletius: M. Johann Kaspar A., schlesischer Polyhistor, geb. 1. Oct. 1707 in Breslau, † 20. Jan. 1784, begann seine Studien auf dem Elisabethan, an welchem sein Vater Lehrer war, und bezog 1728 die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen. In Jena, wohin er 1729 ging, zog er Geschichte, Naturwissenschaften und, um die gelehrten Arbeiten des Auslandes

für sich ausnutzen zu können, auch neue Sprachen in den Kreis seiner Studien. Das Hebräische mit den Dialekten war ihm von der Schule her geläufig; arabisch lernte er später ohne Lehrer. Trotz seiner nach der Rückkehr in die Heimath glänzend bestandnen Prüfung entsagte A. der Theologie, als er in einer Breslauer Kirche predigend „propter satanicas suggestiones“, wie er es beschrieb, zum Concept hatte greifen und lesen müssen, und wurde vor der Hand Erzieher der Söhne des Landesältesten von Fürst und Kupferberg, dessen ausgesuchte Bibliothek ihn zu Studien über die schlesischen Dichter veranlaßte. Ohne eigene Bewerbung, nur durch die Bemühungen seiner Freunde und Verwandten, wurde der grundgelehrte Candidat der Theologie 1743 zweiter College am Magdalenengymnasium, rückte bald in die höhern Stellen, wurde 1755 Rector und 1761, wiederum ohne seine Bewerbung, Rector des Elisabethans und Bibliothekar der Rhediger'schen Bibliothek, deren Schätze zu würdigen und für sich nutzbar zu machen er ganz der Mann war. Durch die immerwährenden Kriege waren die classischen Studien in Verfall gerathen und die realistische Richtung der Zeit bedrohte sie mit völligem Ruin; ihn von der seiner Leitung untergebenen Schule abzuwehren, reichte seine Kraft wol aus, aber um auf weite Kreise bestimmenden Einfluß zu üben, war A. zu specifisch gelehrt. Da fügte es ein glücklicher Zufall, daß er Friedrich dem Großen, welcher wegen des bairischen Erbfolgekrieges den Winter von 1778 zu 1779 in Breslau residirte, persönlich bekannt wurde Sich mit schlesischer Geschichte beschäftigend, war der König auf die Vermuthung gerathen, Carnovia (Jägerndorf in Schlesien) könne wol mit dem Carnuntum der Römer identisch sein. A., an welchen sich der Minister v. Hoym deswegen wendete, schrieb eine kleine gelehrte Abhandlung, in welcher er seine abweichende Meinung motivirte. Die Arbeit hatte des Königs Beifall; der greise Gelehrte mußte trotz seiner Schwerhörigkeit und seines Hustens im Mai 1779 vor dem Könige erscheinen. Friedrich unterhielt sich mit ihm über Carnuntum, über Schlesien unter den deutschen Kaisern, über Latein und Griechisch, Cicero und Demosthenes. A. hatte unter den fürchterlichen Augen des Königs, wie er sie nannte, unbefangen wie auf seinem Katheder über den ganzen Schatz seiner Gelehrsamkeit verfügend gesprochen und dabei die Gelegenheit wahrgenommen, die Noth der Schule und namentlich die schlechten Besoldungen der Lehrer dem König freimüthig zu klagen. „Schade, daß diese Race jetzt ausstirbt“, äußerte Friedrich nach der Audienz zu Herzberg und dem Fürsten Repnin über A. Diese Unterredung trug für das preußische Schulwesen die wohlthätigsten Früchte. Denn in Folge derselben, wie Graf Herzberg einem Freunde in Breslau mittheilte, beschied der König später den Minister Zedlitz zu sich nach Potsdam und „dictirte ihm eine Vorschrift in die Schreibtafel, wie man künftig in allen Schulen mehr darauf sehen soll, den jungen Leuten das Lesen und Studiren der Alten beizubringen“. A. aber wurde von ihm 1780 beglückwünscht: „Sie haben gewiß das Verdienst, daß Sie durch die Unterredung, die Sie mit dem König zu Breslau gehabt, seinen Eifer für die griechische und lateinische Sprache angefeuert und dadurch Gelegenheit gegeben haben, daß er solche dem Herrn v. Zedlitz empfohlen und dieses Studium nunmehr so fleißig betrieben wird“.

A. war nicht verheirathet; zwei in seinem Nachlasse gefundene Gedichte bezeugen, daß er in seinen Mannsjahren ernst und tief geliebt hat; das Fehlschlagen seiner Hoffnungen war ihm ein Wink von oben gewesen, auf eheliches Glück zu verzichten. Er lebte blos für seine Studien und sein Amt. Die Freundschaft und Hochachtung der Besten, ein ausgebreiteter Briefwechsel, in den letzten Jahren besonders mit Heyne in Göttingen und neben der Rhediger'schen eine eigene von ihm gesammelte Bibliothek von mehr als 12000 Bänden ließen

ihn im Alter nicht einsam. Außer einigen Aufsätzen im „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften", Jahrg. 1748 und 1750, einer „Nachlese zu Günther's Gedichten", 1741 in Breslau ohne Namen erschienen, und einer Anzahl zu Schulaufführungen als Gelegenheitsschriften verfaßter lateinischer und deutscher Dramen ist von ihm nichts gedruckt. Ueber Martin Opitz hat er lebenslang gesammelt. Als ihn sein Neffe zur endlichen Herausgabe dieser Arbeit einst aufforderte, fertigte er ihn mit den Worten ab: „Es ist mir noch nicht druckerlich". Seinen gesammelten Geistesschatz hat A. in die Ewigkeit mitgenommen, dagegen was er an irdischem Gut im Schulstaube gespart, der Schule hinterlassen, welcher er 22 Jahre als Rector vorgestanden. Die von ihm für das Elisabethan gemachten Stiftungen in Höhe von mehr als 13000 Thlrn., jetzt auf das Doppelte angewachsen, haben die Lage der damals so ärmlich dotirten Lehrer und ihrer Angehörigen erheblich gebessert und fleißigen Schülern den Weg zum Studiren geebnet. Seine Münzsammlung hinterließ er der Rhediger'schen Bibliothek.

Joh. Ephr. Scheibel, Lebenslauf des weil. Herrn Joh. Casp. Arletius. Breslau 1789. — Dr. Jul. Schmidt, Joh. Caspar Arletius. Beitrag zur Litteraturgesch. Schlesiens. Breslau 1841. — Dr. Carl Rud. Fickert: Der Rector zu St. Elisabeth Joh. Casp. Arletius und seine Stiftungen (in der Sammlung der Jubelschriften für 300jähr. Jubelfeier des Elisabethgymnas., Breslau 1862.) Schimmelpfennig

Armansperg: Josef Ludwig Graf von A., bairischer Staatsmann, geb. zu Kötzting in Niederbaiern 28. Febr. 1787, † 3. April 1853, studirte zu Landshut und trat 1808 in den bairischen Staatsdienst ein. Im Feldzug 1813—14 wurde er als Civilcommissär bei der Armee, sowie als Verwaltungsrath einiger von den Verbündeten besetzter Departements verwendet; auch 1815 war er Mitglied der Armee-Generalintendantur Aus Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1816 als Directorialrath der Regierung des Rheinkreises angestellt, 1823 als Vicepräsident der Regierung eben dieses Kreises. — Als im October 1825 Ludwig I. den bairischen Thron bestieg, und sich unverzüglich zur Aufgabe setzte, durch Ersparungen im Civil- und Militäretat den Finanzen aufzuhelfen, suchte er an A., dessen Verwaltungstalent sich in günstigem Lichte gezeigt hatte, eine Stütze; A. wurde 1825 zum Staatsrath, 1826 zum Staatsminister des Innern und der Finanzen ernannt. Es gelang in überraschend kurzer Zeit den Staatscredit zu heben, allerdings führten die Ersparungsmaßregeln manche Härte und Unbill mit sich. Das Ministerium hieß im Volksmunde „Sparmannsberg", doch war die Stimmung des Publicums im Allgemeinen der Tendenz des Ministeriums günstig. Im Landtag 1827 konnte A. die Erklärung abgeben, daß der bairische Staat in diesem Jahre seit langer Zeit zum ersten Mal kein Deficit aufzuweisen habe. Wie in der Kammer durch eine nicht unbedeutende Rednergabe, zeichnete sich der Minister in den übrigen Regierungsgeschäften durch Umsicht und Eifer aus; er stand im Ruf liberaler Gesinnung, wenn diese auch mehr durch Annäherung an die französische und englische Politik, als durch freisinnige Institutionen sich kund gab. Die Hinneigung zum Liberalismus hatte auch nach dem stürmischen Landtag 1831, als sich König Ludwig mehr mit der inneren Politik der deutschen Großmächte befreundete, die Enthebung Armansperg's vom Ministerposten zur Folge. Er wurde zum Gesandten in London ernannt, nahm jedoch den Posten nicht an, sondern zog sich auf seine Güter zurück. Bald wurde er neuerdings zu staatsmännischer Wirksamkeit berufen. Die Londoner Conferenz, die den Thron des neugebildeten griechischen Staates dem zweiten Sohn König Ludwigs übertrug, schlug den Grafen zum Mitglied der Regentschaft vor, die während der Minderjährigkeit des jugendlichen Königs Griechenland verwalten sollte. König Ludwig gab seine Einwilligung und ernannte ihn

zum Präsidenten der Regentschaft. König Otto landete in Begleitung seines Kronraths am 6. Februar 1833 in Nauplia. Ueber das Wirken der Regentschaft und speciell ihres Präsidenten gehen die Urtheile sehr auseinander, ein vollkommen gerechtes Gesammtbild dieser Thätigkeit wird erst ermöglicht sein, wenn in größerer Vollständigkeit die einschlägigen Correspondenzen in die Oeffentlichkeit getreten sein werden. Der Vorwurf, welchen Mendelssohn-Bartholdy gegen A. erhebt, er habe zum Schaden des Landes den Staat und sein Privatinteresse identificirt, scheint nicht unberechtigt zu sein, man wird jedoch der Ansicht Mendelssohn's, wenn er den an die Spitze Griechenlands gestellten Staatsmann nur als „oberflächlichen Dilettanten" charakterisirt, ebenso wenig beistimmen können, wie der Behauptung, die Regentschaft habe von allen Regierungen Griechenlands die leichteste Aufgabe gehabt. Man wird zugeben müssen, daß auch in diesen Jahren unmittelbar nach einer Epoche stürmischer Bewegung und Verwirrung das Land gedeihliche Fortschritte machte, die Ruhe nach Kräften hergestellt, für Ordnung der Rechtsverhältnisse und öffentliche Wohlfahrt viel Ersprießliches durchgeführt und angebahnt wurde. Gegenüber dem Vorwurf, daß allzusehr nach bairischer Schablone gearbeitet wurde, kann man behaupten, daß in diesen Jahren eine rein griechische, auf nationalen Formen beruhende Regierung gar nicht möglich war, sondern erst vorbereitet werden mußte. Von unheilvollem Einfluß auf das ganze Regierungssystem war der Zwist im eigenen Schoße der Regentschaft. A. erwies sich, um sich gegen seine Collegen zu behaupten, allzugefügig gegen die englische Diplomatie, welcher an günstiger Entwicklung des Staates und Sicherung der berufenen Dynastie weniger gelegen war als daran, den eigenen Einfluß zu befestigen und jederzeit Grund zur Einmischung zu behalten. Es gelang 1834 dem Präsidenten und der mit ihm verbündeten englischen Diplomatie, die Abberufung Maurer's und Abel's bei König Ludwig durchzusetzen, A. wurde zum Staatskanzler ernannt, und seinem Kabinet war nun fast ungetheilt die Leitung der Regierungsgeschäfte überlassen. 1837 machte er zum ersten Mal die Bilanzen der Einnahmen und Ausgaben des Königreiches bekannt. Wenn darin der Beweis geliefert war, daß Griechenland in sich selbst die erforderlichen Elemente besitze, welche stetig fortentwickelt die Selbständigkeit des Staates sichern könnten, so war andererseits ersichtlich, daß bisher auf dem Gebiete der Staatsökonomie keine besonders glänzenden Errungenschaften erzielt wurden. Dazu kam, daß A. oder vielmehr die Partei, welcher an seiner Erhaltung gelegen war, in der Wahl der Mittel, um ihn dem Könige unentbehrlich zu machen, nicht wählerisch war. Otto entschloß sich während eines Aufenthalts in Baiern zur Entlassung des mächtigen Ministers und setzte nach seiner Rückkehr den Grafen, der auf das im Piräus gelandete königliche Schiff zum Empfang geeilt war, selbst davon in Kenntniß. Die Maßregel rief große Bewegung im Lande wach. Im Staatsrath erhielt eine Adresse, welche die Thaten des Staatskanzlers feierte, die Zustimmung der Majorität, der Stadtrath von Athen erließ aber eine Gegenadresse, auch die Mehrzahl der Preßorgane äußerte sich einverstanden mit der Aufhebung der Staatskanzlei. Die drohenden Vorstellungen des Lord Lyons bei König Otto blieben erfolglos, A. verließ im März 1837 Griechenland. Er kehrte nach Baiern auf sein Landgut Egg bei Deggendorf zurück und nahm fortan nur noch als Mitglied des Reichsraths an öffentlichen Angelegenheiten Theil.

Heigel, Ludwig I., König v. Baiern. K. Mendelssohn-Bartholdy, Die Regentschaft in Griechenland, in Sybel's histor. Zeitschrift, 14. Jhgg. 3. Hft.

Heigel.

Armbruster: Joh. Michael A., Dichter und Volksschriftsteller, geb. 1. Nov. 1761 zu Sulz am Neckar, † 14. Jan. 1814; Zögling der Militärakademie

in Stuttgart von 1775—1779, von wo er als Gärtner nach Hohenheim kam. 1782 wurde er Secretär bei Lavater in Zürich, dessen physiognomische Fragmente er im Auszuge herausgab. Seit 1786 als Schriftsteller in Constanz lebend, bekämpfte er die franz. Revolution, wodurch er die Aufmerksamkeit des Präsidenten der vorderösterreich. Provinz, eines Frhrn. v. Sommerau erregte, der ihn zum Polizeicommissar in Freiburg ernannte. Als die vorderösterr. Regierung 1801 nach Wien verlegt wurde, folgte A. dorthin, wurde 1802 Censor, 1805 Hofsecretär. Kränklichkeit und andere Bekümmernisse veranlaßten ihn, sich am 14. Jan. 1814 zu erschießen. Außer den Gedichtsammlungen: „Poet. Portefeuille" (St. Gallen 1784), „Gedichte" (Kempten 1785. 2 Bde.), „Vermischte Gedichte" (Bregenz 1788) gab er ein „Schwäbisches Museum" (Kempten 1785 ff. 3 Bde.) heraus, in welchem zuerst Scenen aus Goethe's „Iphigenie" erschienen. 1809 gründete er die noch bestehende Zeitschrift: „Der Wanderer", und redigirte 1809—13 die „Vaterländischen Blätter". Auf die Erhebung Oesterreichs wirkte er kräftig ein durch die Schrift: „Wer ist ein österr. Krieger im Geist und in der Wahrheit?" (Wien 1813).

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. K. Goedeke.

Arminius stammte aus dem königlichen d. h. dem vornehmsten Hause der Cherusker, aus dem die Führer (duces) gewählt zu werden pflegten. Die Cherusker hatten jedoch damals keinen König, bildeten auch keinen einheitlichen Staat, die einzelnen pagi gingen auch zu Armin's Zeit wiederholt verschiedene Wege.

Armin's Vater hieß Segimer, ein Bruder Flavius, ein Onkel Inguiomer. Seine Gattin war Thusnelda, die Tochter des Segest, eines Cheruskerfürsten wie Armin's Vater. Segest hatte sie einem anderen verlobt, aber A. entführte sie. Segest war eifriger Freund der Römer, doch ist nicht zu sagen, ob der politische Gegensatz den Familienzwist oder umgekehrt der Familienzwist den politischen Gegensatz veranlaßte. Noch ehe Thusnelda ihren ersten Sohn Thumelicus geboren hatte, lieferte sie ihr Vater 15 n. Chr. in die Gewalt der Römer. Der Sohn wurde in der Gefangenschaft geboren, in Ravenna erzogen und 26. Mai 17 als zweijähriger Knabe bei dem Triumphzuge des Germanicus durch die Straßen Roms geschleppt. Ueber seine späteren Schicksale hatte Tacitus in den verlorenen Büchern der Annalen berichtet, jetzt bleibt uns nur eine frühere Andeutung über schimpfliche Behandlung, die er erlitt. Dies hat die Veranlassung gegeben zu Halm's „Fechter von Ravenna" (der übrigens völlig freie Dichtung ist). Daß A. in früher Jugend nach Rom kam, ist unbegründete Vermuthung, doch gewann er das römische Bürgerrecht und die römische Ritterwürde, Ehrenbezeugungen, die er wol hervorragender Tapferkeit im römischen Dienst, wahrscheinlich auf dem Feldzuge des Tiberius zur Unterdrückung des pannonischen Aufstandes dankte und durch die man vielleicht den angesehenen, viel versprechenden Jüngling an Rom zu fesseln hoffte. Wie dem auch sei, jedenfalls hatte A. im römischen Heere gefochten, kannte römische Kriegskunst und führte im Jahre 9 n. Chr. eine Schaar germanischer Hülfstruppen im Heere des Varus. Was ihn auch abhielt, gleich so manchen anderen in diesem Dienste aufzugehen, waren es zufällige Erfahrungen, persönliche Wünsche, war es ein besonders tiefes Gefühl von dem Segen der herabströmt auf den Menschen aus der treuen Bewahrung vaterländischer Art, war es ein besonders scharfer Blick für die schlimmen Schäden römischen Wesens, welche der Glanz einer ungleich höheren Cultur nicht heilen sondern nur verdecken konnte — genug A. faßte den Plan, sein Vaterland von der Herrschaft der Römer zu befreien und führte ihn aus durch den Sieg über Varus und die Kämpfe gegen Germanicus. Bald nach der Schlacht im Teutoburger Walde erschienen zahlreiche Werke (Vell. Pat. II. 119), welche den Römern ausführlich schilderten, wie es hergegangen war bei Varus Tod — doch scheinen sie sich mehr

bemüht zu haben, den Unfall auf die grenzenlose Thorheit des Varus zurückzuführen, damit der Ruhm der römischen Unbesiegbarkeit möglichst wenig gemindert werde, und packende Bilder von der trunkenen Grausamkeit der Germanen nach dem Siege zu geben, als eine wirklich zusammenhängende Darstellung. Wenigstens lassen die Angaben, welche in die zusammenfassenden Geschichtswerke übergegangen und uns erhalten sind, tiefes Dunkel über die wichtigsten Punkte. Es wird erzählt, daß Varus die Deutschen durch vorschnelle Einführung römischer Rechts- und Verwaltungsformen reizte, doch bleiben wir völlig ungewiß, wie stark die Wirkung solcher Verstimmung war: ungewiß bleiben wir auch über die Vorbereitungen, die A. traf, über die Weite und Bestimmtheit seiner Pläne, ja endlich selbst über die Stellung, die der erst 25jährige Mann den am Aufstand betheiligten Völkerschaften und ihren Fürsten gegenüber einnahm.

Das aber ist sicher, daß nur einige Völkerschaften, etwa die, welche später unter dem Gesammtnamen der Sachsen erscheinen, an dem Aufstande Theil hatten. Die Friesen im Nordwesten, die Sueben und Marcomannen im Süden und Osten hielten sich fern und auch unter den Cheruskern, selbst unter den Verwandten Armin's waren mehrere römisch gesinnt. Vielleicht schon damals der Bruder Armin's, der wenigstens 5 Jahre später im Heere des Germanicus gegen A. stritt. Der Vater Armin's, Segimer, wird von Strabo als einer der vorzüglichsten Leiter des Aufstandes genannt, dagegen ist es zweifelhaft, ob der angesehene Oheim Armin's, Inguiomer, Theil nahm, da Tacitus (I. 60) bei den späteren Kämpfen ausdrücklich bemerkt, daß er, der seit lange bei den Römern in Ansehen stand, von A. zum Kampf mit fortgerissen sei. Segest endlich versuchte die äußersten Mittel, um den Aufstand unmöglich zu machen. Er machte dem Varus Anzeige und forderte ihn auf, sämmtliche Fürsten der Germanen, ihn selbst eingeschlossen, gefangen zu setzen. Varus glaubte der Anzeige nicht und als er auszog, um einige Völkerschaften an der Weser zu züchtigen, welche sich auf Armin's Anstiften gegen die Römer erhoben hatten, ließ er den A., welcher vorgab, Hülfstruppen herbeiführen zu wollen, ruhig zu den Aufständischen abgehen. Die Bewegung der Deutschen wurde übermächtig, selbst Segest scheint gezwungen zu sein, ihr zu folgen und gegen die Römer zu schlagen (Tac. I. 58). So wurde im Teutoburger Walde im Jahre 9 n. Chr. das ganze römische Heer von 3 Legionen (ca. 16000 Mann) und gewiß ebensoviel Hülfstruppen vernichtet. Man hat mit unermüdlichem Fleiße den Ort der Niederlage näher zu bestimmen gesucht, doch ist eine sichere Entscheidung nicht gewonnen.

Die Deutschen besetzten nach dem Kampf die zahlreichen Castelle, welche die Römer am rechten Rheinufer angelegt hatten. Selbst das feste Aliso fiel in ihre Hände, indem die Besatzung durch Hunger gezwungen wurde, einen Ausfall zu versuchen, durch den sie auch an den Rhein entkamen. Die Rheingrenze selbst wurde von den Deutschen nicht bedroht, obwol die Römer für Gallien, ja für Italien fürchteten. Ueber Aliso s. Giesers in „Forschungen zur deutsch. Gesch." VII.

In den Jahren 14—16 n. Chr. erneuerte dann Germanicus, dessen Feldherrnruhm Tacitus mit Vorliebe preist, den Versuch, Deutschland zu unterwerfen. Wiederum stand A. an der Spitze des Widerstandes, auch sein Oheim Inguiomer unterstützte ihn, während sein Bruder Flavius für Rom stritt. A. ist von Segest, dann Segest von der Partei des Armin's gefangen gesetzt, Segest entkam und gewann einen festen Ort. Da er hier belagert wurde, machte Germanicus auf seinen Hülferuf einen Streifzug in jene Gegend, befreite ihn und machte zugleich in jenem Orte die Thusnelda zur Gefangenen. Man sieht, der Streit der Führer zerreißt auch die Volksgemeinde, den Kampf mit Rom begleiteten innere Fehden.

Germanicus hat Erfolge errungen, er konnte die Gebeine der Varianischen

Legionen auf dem Schlachtfelde bestatten, wo sie damals schon über 5 Jahre bleichten, ja er konnte östlich der Weser ein Siegeszeichen errichten — aber seine Heere erlitten doch furchtbare Verluste und A. war immer wieder im Felde. (E. v. Wietersheim, „Der Feldzug des Germanicus an der Weser im Jahre 16 n. Chr." in „Abhandlungen der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften," Leipzig 1850, Bd. II. p. 430—81.) Deshalb befahl Tiberius, den Angriff aufzugeben, sich auf die Vertheidigung der Grenzen zu beschränken und die Germanen ihren inneren Zwistigkeiten zu überlassen. Wirklich kam es schon im folgenden Jahre (17 n. Chr.) zum Kampf zwischen A. und Marbod, der unter den östlichen Deutschen eine ähnliche, doch schon zu festeren Formen entwickelte Stellung einnahm wie A. unter den Cheruskern. Armin's Oheim Inguiomer trat dabei auf Marbod's Seite. Auf beiden Seiten wurde mit Benutzung römischer Kriegskunde gestritten, endlich behielt A. den Sieg und bald darauf wurde Marbod durch einen Aufstand in seinem Reiche zur Flucht auf römisches Gebiet gezwungen. Auch Armin's Laufbahn erreichte bald ein jähes Ende. Er wurde von seinen Verwandten getödtet im Jahre 21 n. Chr. 37 Jahre alt, nachdem er 12 Jahre an der Spitze seiner Völkerschaft oder eines weiteren Bundes gestanden hatte (Tac. II. 88.) Als Grund seiner Ermordung bezeichnet Tacitus sein Streben nach der Königswürde, doch lassen die Worte nicht bestimmt erkennen, welche Beschränkung seiner Befugnisse er abstreifen wollte. Das Natürlichste scheint die Annahme, daß er nur zum Zweck des Kriegs gewählter Heerkönig war und diese Stellung auch im Frieden zu behaupten suchte.

Eine wirkliche Charakteristik Armin's gestatten die Nachrichten nicht, von einzelnen Zügen tritt neben der Tapferkeit und Verschlagenheit besonders die ruhige Besonnenheit hervor, welche ihn z. B. auch dann nicht verließ, als seine Gefährten einst im Siegestaumel ein römisches Lager zu stürmen verlangten. Seine ganze Geschichte aber zeigt uns den großen Mann, und ohne Zweifel haben wir in ihm den Befreier Deutschlands zu verehren. G. Kaufmann.

Arminensis. Man kennt von ihm nur das sehr seltene Buch: „Tractatus totius sacre historie elucidativus. Incipit prologus Arminensis in mappam terre sancte, templi domini, ac sancte civitatis Hierusalem, Fol. S. l. et a." Es ist eine bemerkenswerthe historisch-geographische Darstellung des heiligen Landes, ohne eigentliche Kartenzeichnung. Nach dem Wasserzeichen ist der etwa ins Jahr 1470 oder (nach Grotefend, „Verzeichniß der Handschr. und Incun. d. Stadtbibliothek zu Hannover") 1480 fallende Druck ein deutscher, und da der Verfasser nach deutschen Meilen (miliaria teutonicalia) rechnet, scheint auch er ein Deutscher gewesen zu sein.

Hain, Repertor. 1798, Gräße's Trésor ad voc. T. Tobler.

Arminius: Jakob A., eigentlich Herrmans oder Hermansen, Sohn eines Messerschmieds, war in dem Städtchen Oudewater (daher Veteraquinas) an der Yssel in Südholland im J. 1560, unbekannt an welchem Tage, geboren, † 19. October 1609. Er genoß als Knabe die Wohlthaten des Mathematikers Rudolph Snell. Dieses Schutzes bedurfte er um so mehr, da ihm in Folge der Verwüstung Oudewaters durch die Spanier seine Heimath und Familie gänzlich verloren gehen sollte. Mit trefflichen Talenten und ungewöhnlichem Eifer ausgerüstet, widmete er sich in Utrecht, Rotterdam und Marburg den theologischen und philosophischen Wissenschaften, hauptsächlich aber in Leyden, wo er frühzeitig für die ramistische Philosophie und gegen den herrschenden Aristotelismus eingenommen wurde. Sein theologischer Lehrer in Leyden war der streng calvinisch gesinnte Lambert Danäus. Die Stadt Amsterdam wurde auf den begabten Jüngling aufmerksam, ließ ihn in die Zahl der Alumnen eintreten, empfahl ihn für den künftigen Kirchendienst und machte ihm möglich, zu Genf,

wo damals Theodor Beza im größten Ansehen stand, seit 1583 seine Studien fortzusetzen. Hier wurde ihm zwar der Ramismus stark verübelt, dennoch gelang es ihm, sich auszuzeichnen; auch in Basel machte er gute Fortschritte, gewann daher das beste Lob seiner Lehrer Beza und Grynäus, ja er würde an dem letzteren Orte mit 23 Jahren Doctor der Theologie geworden sein, wenn er nicht eine so vorzeitige Auszeichnung bescheiden abgelehnt hätte. Die schon damals geschlossene Freundschaft mit dem bekannten Uytenbogaert, nachmaligem Prediger im Haag, ist ihm für immer treu geblieben. Von der Schweiz aus wurde von ihm, obgleich ohne Erlaubniß seiner Vorgesetzten, eine Reise nach Italien unternommen, und ein seltsames Gerücht sagte aus, er habe in Rom dem Papste und den Jesuiten eine auffällige Huldigung erwiesen. Gewiß ist, daß ihn die in Rom wahrgenommene Sittenlosigkeit mit Erstaunen und Schrecken erfüllte. Nach Amsterdam 1587 zurückgekehrt, bereiteten ihm seine Zeugnisse die günstigste Aufnahme, er unterzog sich der Prüfung, ward am 11. August des folgenden Jahres zum Prediger daselbst berufen und eröffnete sein Amt unter glücklichen Auspicien. Die holländische Kirche hatte damals auf Grund der Confessio Belgica und des Heidelberger Katechismus ihren dogmatischen Abschluß gefunden. Auch A. haben wir anfangs als Anhänger des strengen Calvinismus zu denken, war er doch von Beza selber in die ganze Folgerichtigkeit einer unbedingten (supralapsarisch gedachten) Erwählungslehre eingeweiht worden. Aber es lag in seinem Geschick, daß ihn sein Beruf so frühzeitig an dieser empfindlichen Stelle angriff; denn bald sollte die Aufgabe an ihn herantreten, ein Dogma zu rechtfertigen, welches sich, je ernster er es in Untersuchung zog, um so mehr seinem Denken und Glauben entrückte, und an diesem Faden hing die ganze fernere Entwickelung seiner Wirksamkeit und öffentlichen Stellung. Wir haben uns in die Zeit zu versetzen, wo gerade von der Kanzel die Wahrung der ganzen Lehreigenthümlichkeit erwartet wurde, der Prediger also in dieser Hinsicht der schärfsten Aufmerksamkeit von Seiten der Gemeinde und ihres Vorstandes ausgesetzt war. Ein scharfsinniger Laie, Dirik Volckaertszoon Koornheert hatte seit 1578 das genannte Dogma öffentlich angetastet, Andere nahmen es mit Beschränkung in Schutz; so wurde der Unterschied der supralapsarischen und infralapsarischen Vorstellung, welchen die belgische Confession noch freigibt, offenbar. A. sah sich gerade zur Vertheidigung der harten Lehrform aufgefordert, aber eine gründliche Beschäftigung mit den gewöhnlich angezogenen Schriftstellen führten ihn schrittweise zu einer freieren Deutung. Schon 1590 und 91 erregten seine Predigten über Römer 7 Befremden, das Presbyterium wünschte Aufklärung, Besprechungen mit Petrus Plancius veranlaßten einen Conflict, der damals noch durch Martin Lydius und den Prediger Uytenbogaert ausgeglichen wurde, zumal A. die Erklärung abgab, um des Friedens willen die Schranken der gültigen Lehre nach Möglichkeit schonen zu wollen. Indessen der Verdacht gegen seine Rechtgläubigkeit war einmal rege geworden, als er daher seine Predigten über den Römerbrief fortsetzte und auf das wichtigste neunte Capitel ausdehnte, bezeugte der Kirchenrath aufs neue seine Unzufriedenheit. Er selber war geständig, von der üblichen Auffassung einiger Beweisstellen abzuweichen, behauptete aber, daß er an den Sinn, in welchem dieses oder jenes biblische Citat von der belgischen Confession benutzt werde, unmöglich gebunden sein könne. Die eingeleitete Untersuchung erstreckte sich noch auf einige andere Fragepunkte über Sündenfall, gute Werke, Unsterblichkeit der Engel, die aber in Folge seiner Verantwortung nicht weiter betont wurden. Inzwischen war die Aufregung bereits in weitere Kreise übergegangen, sie erlaubte keinen Stillstand mehr. Lob und Tadel und zutretende Gerüchte vermehrten nur den Zulauf seiner Predigten, die Stadt selber ehrte den tüchtigen Lehrer, indem sie ihm 1596 eine Reform der dortigen

Trivialschulen übertrug. A. beharrte in seinem Studium auf derselben Bahn und überzeugte sich immer mehr, daß die Prädestination, sobald sie von vorn herein absolutistisch und particularistisch verstanden werde, unmöglich auf das neunte Capitel des Römerbriefs gebaut werden könne. Der Engländer Perkins schrieb eine „Disceptatio de modo et ordine praedestinationis," Bas. 1589, diese wurde von A. in einem „Examen libelli Perkinsiani" beurtheilt, welche Schrift den Universalismus der Gnadenwahl, wie er ihn forderte, schon bestimmter durchblicken läßt, gedruckt wurde sie erst nach seinem Tode. „Ich thue was ich kann, schreibt er damals an Uytenbogaert, indem ich die anerkannte Wahrheit lehre, die noch unerkannte erforsche, das Verstandene weiter untersuche, um es mit sicheren Gründen zu stützen. Dies aber thue ich in Schweigen und Hoffnung, während ich unterdessen den unzeitigen Eifer und die unerträgliche Leidenschaft einiger Menschen zu erdulden habe, bis mich Gott aus diesen Beschwerden erlöst, oder auch jenen den Geist der Milde und Besonnenheit einflößt, der ihren Eifer zu mäßigen vermag." Solche Worte bezeichnen die Lage, in der er sich damals befand, aber auch die Sammlung und Festigkeit seines Sinnes. Um den Argwohn der Widersacher nicht unnöthig zu reizen, lehnte er den Auftrag zur Widerlegung der Wiedertäufer ab, weil seine Gegenschrift auch jenes schwierige Capitel nothwendig hätte berühren müssen. Um andrerseits an jeder vollberechtigten Freiheit festzuhalten, protestirte er energisch gegen die unerhörte Zumuthung einer öfter zu wiederholenden Unterschrift der „Confessio Belgica," weil, wie er antwortete, dadurch eine „Inquisition über noch nicht offenbar gewordene Vergehungen" eingeführt und ein geradezu Tridentinischer Geisteszwang begünstigt werden würde. Um 1602 brach eine Pest aus, A. übte bei dieser Gelegenheit treulich die Pflichten des Seelsorgers und bewies, daß ihm der Trost des Evangeliums leicht und warm von den Lippen floß.

In demselben Jahre brachte der Tod des Franz Junius in Leyden eine neue Wendung. Die Curatoren der Universität schwankten über die Wahl des Nachfolgers, glaubten aber dann das Richtige zu thun, indem sie den jüngeren Trelcatius und neben ihm Arminius, dessen gelehrte Eigenschaften längst anerkannt waren, als geeignete Candidaten bezeichneten. Für den letzteren verwendeten sich nun Grotius und Uytenbogaert, und A. selber leugnete nicht, daß der Uebergang zu einer akademischen Lehrthätigkeit, schon weil dieselbe auch einen höheren Grad von Lehrfreiheit verhieß, seinen Wünschen entsprechen würde. Aber die Ausführung des Vorhabens kostete große Mühe. Zuerst äußerte Franz Gomarus als der eifrigste Vorkämpfer des strengen Calvinismus Bedenken, dann wurden andere tadelnde Stimmen laut; Deputirte auswärtiger Klassen suchten die Wahl zu hintertreiben, selbst mit Berufung auf den Statthalter Moritz. In ausführlichen Gesprächen zwischen Uytenbogaert, Gomarus und A. wurden alle Ausstellungen gegen den letzteren nochmals abgewogen. Da aber die Curatoren fest blieben, da Gomarus sich durch das Colloquium vom 9. Mai befriedigt erklärte, kam es dennoch in Amsterdam zu einer ehrenvollen Entlassung. A. unterwarf sich zu Leyden dem Examen, wurde von B. Vulcanius zum Doctor der Theologie promovirt und konnte noch im Herbst dieses Jahres seine Vorlesungen eröffnen. Bald sah er sich von Zuhörern und Schülern umgeben. Der Schauplatz war verändert, die inneren Verhältnisse blieben dieselben. Zwischen so entgegengesetzten Naturen, wie sie jetzt dicht neben einander wirkten, war ein dauernder Friede nicht möglich; der bereits vorhandene Zwiespalt mußte sich gesteigert auf die Leydener Hochschule übertragen. A. hatte mit alttestamentlichen Collegien den Anfang gemacht, als er dann zum N. T. übergehen wollte, betrachtete dies Gomarus als einen Einfall in seine Provinz (involasti in provinciam meam.) Seine dogmatische Ansicht faßte A. in Thesen zusammen, welche satt-

sam bewiesen, daß er sich und seinen Glauben mit aller Gewalt von den Fesseln und Dunkelheiten eines ewig zwiespältigen und unbedingten göttlichen Decrets frei machen wollte. Schlechthin nothwendig ist nur Gott, sobald die Creatur in Betracht kommt, hört die Nothwendigkeit auf eine absolute zu sein. Die Thesen über Prädestination und Erbsünde wurden am 31. October 1604 von Gomarus heftig angegriffen, worauf jener mit einer Vertheidigung antwortete, die erst weit später durch den Druck bekannt wurde. Den Vorwurf des Pelagianismus weist er zurück, man brauche nicht Pelagianer zu sein, um aus den unleidlichen Härten jener anderen Lehre dennoch herauszutreten zu müssen. Die Bedrängnisse seiner Stellung mehren sich während seines Rectoratsjahrs 1605. Jetzt wiederholen sich die Beschwerden über die häretische Richtung innerhalb der Leydener Facultät, selbst von fernstehenden „Klassen" wird auf Beilegung des Streits gedrungen. Arminius' Schüler werden mit Fragen behelligt und von dem Besuche seiner Vorlesungen abgemahnt. Da sich beide Männer, Arminius und Gomarus, wenigstens äußerlich zum Frieden verstanden, so konnten die Curatoren der Universität dem Andringen der Unzufriedenen noch einige Zeit Widerstand leisten. Aber das dissidium religionis war eine Thatsache geworden, die der Urheber selber am Schlusse des Rectoratsjahres öffentlich anerkannte. Die nächsten Jahre waren ganz von derselben kirchlichen Sorge angefüllt, und mehrere Versammlungen zu Delft und im Haag brachten die Angelegenheit ernstlich zur Sprache. Auch vermehrte sich das Material des Streits dadurch, daß selbst Arminius' Ansichten von der Gottheit Christi und der Rechtfertigung incorrect befunden wurden. Von den Ständen wurde auf eine künftige Nationalsynode hingewiesen, welcher die Aufgabe zufalle, die belgische Confession, den Katechismus und die kirchlichen Canones einer neuen Durchsicht zu unterziehen; aber schon diese Erwartung erschien Vielen höchst anstößig, weil sie das in ihr vorausgesetzte Recht zu einer „Revision" des kirchlichen Bekenntnisses in Abrede stellten. Wie weit die üble Nachrede ging, erhellt aus dem Gerücht, als bemühe sich A. um die Gunst der Katholiken und empfehle jesuitische Bücher. Trotz alles beiderseitigen Drängens war doch an ein Zustandekommen der Generalsynode vorläufig nicht zu denken. Dagegen bewilligte die Provinz Holland den Streitenden eine Unterredung, welche zwischen Arminius und Gomarus im Mai 1608 im Haag gehalten wurde. Der Inhalt betraf die Lehre von der Rechtfertigung. Der erstere erklärte, allerdings sei Christi Gerechtigkeit das Vollkommne, das dem Sünder zugerechnet wird, aber durch den Glauben allein könne es das Unsrige werden; in diesem Sinne sei der Glaube der Grund der Imputation, — worauf Gomarus die symbolgerechte Fassung entgegenhielt. Die Differenz blieb stehen, doch endigte die Verhandlung mit dem guten Rath, daß bis zur Entscheidung der Nationalsynode Jeder zusehen möge, nichts der heil. Schrift und der „Confession" Widersprechendes zu lehren.

Die letzte, aber auch unumwundenste Meinungsäußerung des A. fällt nicht lange vor seinen Tod. Bei der Disputation mit Gomarus im August 1609 im Haag verbreitete er sich, jetzt von einigen Anhängern und einer zahlreichen Versammlung umringt, über alle Streitpunkte und bezeugte zuletzt seinen vollen Widerspruch, gleichsam seine tödtliche Feindschaft gegen die Lehre von der absoluten und doppelten Vorherbestimmung, — ein Dogma, welches, wie er dann weiter entwickelte, gleich unvereinbar mit dem Wesen Gottes wie mit der Natur und Bestimmung des Menschen, Gott selber zum Urheber der Sünde macht, die menschliche Freiheit aufhebt, die christliche Frömmigkeit und die Kraft des Gebets lähmt, den Frieden der Kirchen untergräbt, der Augsburgischen Confession und den Gesinnungen eines Luther und Melanchthon widerspricht, ja die christliche Religion selber zerrütten muß, ein Dogma endlich, von welchem die vier

ersten Jahrhunderte der Christenheit nichts gewußt haben. Nein, der vorher verordnende göttliche Rathschluß enthält nichts Absolutes als den gnädigen Willen der Sendung Christi, die Bedingungen des Heils und die Darbietung seiner Mittel. — Nach dieser völligen Enthüllung seines Inneren reiste A. krank nach Leyden zurück. Seine Gesundheit war tief erschüttert und erlaubte von nun an nur eine sehr unterbrochene Thätigkeit; er starb fromm und gefaßt, umgeben von Uytenbogaert, Borrius und seiner Familie.

So wurde A. vor der Zeit und vor der Entscheidung seiner Angelegenheit abgerufen. A. war kein genialer, aber ein scharfer Denker und stetiger Arbeiter, ein geschlossener Charakter, ein auf der gleichen Bahn vordringender Mensch, der in einer einzigen That fast seine ganze Geisteskraft erschöpft hat. Indem er die düstre Wolke des Supralapsarismus mit kühner Hand zerriß, wollte er im Lichte einfacher Glaubensgedanken stehen und wandeln, diesen, die alle christlichen Gemeinschaften mit Ausnahme der Römischen verbinden können und sollen, war er mit Aufrichtigkeit zugethan. Sein Wahlspruch: bona conscientia paradisus. In der That gelangte jedoch A. nur zu einer in einigen Punkten ermäßigten Orthodoxie; der Arminianismus, der ihm den Namen verdankt, ist über ihn und seinen Standpunkt weit hinaus gegangen. Seine „Opera theologica“ sind zuerst Lugd. 1629, dann Francof. 1635 gesammelt herausgegeben worden. Baudius und Grotius haben sein Andenken in Gedichten gefeiert, Widersacher den Namen Jacobus Arminius zu dem Anagramm „Vani orbis amicus“ benutzt.

Vita Arminii auctore C. Brantio, Amstelod. 1724, mit Anmerkungen v. Mosheim. Brunsvig. 1725. A. Schweizer, protest. Centraldogmen. II. S. 40ff. Gaß.

Arnaud: Heinrich A., Pfarrer und vielgeprüftes Haupt der in Würtemberg eingewanderten Waldenser, geb. 30. Sept. 1641, † zu Schönenberg 8. Sept. 1721. Geboren nach der wahrscheinlichen Angabe in der Dauphiné zu Embrun oder Dié, wanderte er somit erst später aus Frankreich nach Piemont ein; nach anderer Angabe stammt er aus La Tour im piemontesischen Thale Lucerna. Als nach der am 22. October 1685 erfolgten Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich durch den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen auch gegen die piemontesischen Waldenser schwere Grausamkeiten verübt wurden, verließ A. mit einem Theile seiner Glaubensgenossen Piemont, war aber im J. 1689 in einer hervorragenden Stellung bei dem vom Glück gekrönten denkwürdigen Kriegszug, der „glorieuse rentrée“ betheiligt, welcher einen Theil der Waldenser wieder nach Piemont zurückbrachte. In Folge herzoglichen Edicts vom 1. Juli 1698 wiederum zum Verlassen Piemonts gezwungen, fand er mit anderen seiner Glaubensgenossen eine Zuflucht in Würtemberg, und wurde Pfarrer der von ihm gegründeten Niederlassung Schönenberg bei Kloster Maulbronn.

Vgl. Histoire de la glorieuse rentrée des Vaudois dans leurs valées... le tout... mis au jour par les soins et aux dépens de Henry Arnaud pasteur et colonel des Vaudois. 1710. — (Eine englische Biographie Arnaud's von Brackebridge führt Muston in seiner Histoire de Piémont an, Bibliogr. p. 13.) Stälin.

Arndes: Stephan A. (auch Arns, Arens, Arnd, Arnt). Bedeutender Buchdrucker in Lübeck in den J. 1487—1509. Aus Hamburg gebürtig zog er, nach damaliger Sitte, mit seiner Presse als wandernder Typograph umher, druckte zuerst (1481) in Perouse in Frankreich, dann in Schleswig (1486) nachher in Lübeck. Hier war sein erstes Werk „Die Summa Johannis van Vryborch &c. van latine in das dübesche gemaket“ (1487) in kl. Folio, darauf folgte der „Spegel der Sachtmödigkeit“ und der „Spegel der Conscientien,“ zwei Gebetbücher in 8°, das „Boek der Prophecien“ (1488) in 8° &c. Seine

Hauptwerke sind: „Dat Passionael: unde dat leuend der Hylghen," welches in den Sommer- und Wintertheil zerfällt und sich von der hochdeutschen Uebersetzung durch Hinzufügung mehrerer dort fehlender Heiligen unterscheidet, und: „De Biblie mit vlitigher achtinge; na dem Latyne in Düdesck auerghesettet" 1494 in Folio. — Ueber 6 fernere Lübecker Drucke, 1504—10 vgl. Weller's „Repert." im Typographenregister. 1519 erschien „in der Druckerye Stephan Arndes" noch „Der Schapherders Kalender" (Weller l. c.). In Lübeck der Zeit nach der dritte Buchdrucker von Bedeutung, war er in Schleswig der erste, welcher eine Presse errichtete, auf welcher er das: „Missale secundum ordinem et ritum ecclesiae Slesvicensis" 1486 in Folio, wahrscheinlich auf Veranlassung der Lübecker Klostergeistlichen, druckte. Mhlbr.

Arndt: Ernst Moritz A., geb. am zweiten Weihnachtstage 1769 in Schoritz auf Rügen als zweitältester von acht Geschwistern, † 1860. Sein Urgroßvater war nach Familienüberlieferungen als Unterofficier aus Schweden gekommen, sein Vater war damals Inspector der sogenannten Schoritzer Güter, ursprünglich leibeigen, später vom Grafen Putbus freigelassen; seine Mutter war Friederike Wilhelmine Schuhmacher. Kaum sechsjährig, kam der Knabe nach Dunsewitz, wo sein Vater ein Bauergut pachtete, dort unterrichtete die Mutter die Kinder selbst, Lehrer erhielten sie erst, als der Vater 1780 als Pachter in die Nähe von Stralsund übergesiedelt war. Die ersten großen Eindrücke des Knaben waren die Seelandschaft, die Hünengräber und Volkssagen, das ernste, harte, fromme und arbeitsame Leben in den Familien der kleinen Landwirthe. Unterstützt durch unbekannte Gönner bezog er 1787 die gelehrte Schule zu Stralsund, arbeitete emsig und härtete sich auf jede Weise ab. Trotzdem erfaßte ihn im Herbst 1789 ein heftiger innerer Kampf und die Furcht, Stralsund möchte ihn doch verweichlichen; er entlief der Stadt in der Absicht, bei einem Landwirth Schreiber zu werden, kehrte aber bald ins elterliche Haus zurück, wo er in eifrigem Lernen ohne Lehrer bis Ostern 1791 verblieb. In diesem Jahr begab er sich nach Greifswald Theologie zu studiren, von dort nach Jena. Aber die theologischen Vorlesungen ließen ihn kalt, dagegen imponirte ihm Fichte. October 1794 kehrte er in die Heimath zurück, repetirte, wurde nach zwei Jahren Candidat und predigte, darauf Hauslehrer bei Pastor Kosegarten in Altenkirchen auf Wittow. Dennoch entfremdete er sich immer mehr dem geistlichen Stande, er entsagte ihm, 28 Jahre alt, gänzlich. Hierauf unstetes Wanderleben $1^1/_2$ Jahr lang, er besuchte Wien, Ungarn, Italien, Frankreich, Belgien, zog über Köln den Rhein hinauf und nach Hause zurück.

Auf dieser Reise lernte er sich fröhlich unter Fremden behaupten und erwarb das Geschick, mit jeder Art von Menschen zu verkehren. Sein warmes Naturgefühl und die Freude an den charakteristischen Lebensäußerungen jedes Volksthums gaben ihm überall eine Fülle von Beobachtungen, welche er genau und sauber in seinem Tagebuch fixirte. Er reiste als schwedischer Unterthan und galt unter den Fremden im Anfange gern für einen Schweden, „weil die deutsche Nationalität zu viel mißachtet war." Aber er bestand für sein deutsches Wesen schon damals manchen Strauß und bei unbefangener Anerkennung des Fremden festigte sich gerade auf dieser Fahrt sein deutscher Patriotismus. Ein Sommer in Paris machte ihn mit den französischen Zuständen unter dem Directorium unmittelbar vor Napoleons Rückkehr aus Aegypten genau bekannt.

Ostern 1800 habilitirte er sich als Privatdocent der Geschichte in Greifswald, heirathete Charlotte Marie, natürliche Tochter des Professor der Naturgeschichte Quistorp, die er im nächsten Jahre nach der Geburt seines ersten Sohnes durch den Tod verlor. Er wurde Adjunct in der philosophischen Facultät

und hielt zumeist geschichtliche Vorträge. Ins Jahr 1800 fällt sein erster schriftstellerischer Versuch: „Ueber die Freiheit der alten Republiken.“

Wohlwollende Aufnahme fand die Redaction seines Reisetagebuchs, welche unter dem Titel: „Reisen durch einen Theil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799“. (6 Th. 1802; II. Aufl. 4 Th. 1804) erschien. Im Jahre 1803 gewann er zuerst als politischer Schriftsteller Bedeutung. Auf die Schrift: „Germanien und Europa“ (Altona 1803), welche er selbst eine wilde und bruchstückige Aussprudelung seiner Ansicht von der Weltlage d. J. 1802 nennt, folgte eines seiner besten Bücher: „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen,“ (Berl. 1803), welchem er (Berl. 1817) einen Anhang gab: „Geschichte der Veränderung der bäuerlichen und herrschaftlichen Verhältnisse in dem vormaligen schwedischen Pommern und Rügen von 1806 bis 1816.“ Die Darstellung der mittelalterlichen Zustände ist mangelhaft, aber die Entwickelung zum Schlimmern vom 16. Jahrhundert ab und vor Allem die Verhältnisse der Neuzeit sind vortrefflich geschildert. Das Buch machte in der Landschaft das größte Aufsehen und erregte gegen ihn Klagen mehrerer Edelleute bei König Gustav IV. Adolf. Aber A. wußte sich durch den Inhalt seiner Schrift zu vertheidigen, der König erfuhr daraus die unleidlichen Zustände und hob 1806 Leibeigenschaft und Patrimonialgerichte auf.

Im Herbst 1803 unternahm A. eine Reise nach Schweden, wo er ein ganzes Jahr weilte, den Winter in regem Verkehr mit Gesinnungsgenossen zu Stockholm, den Sommer auf einer Fahrt nach den nördlichen Provinzen. Sein tapferes Buch hatte ihm warmen Empfang bereitet, seine sorglose Heiterkeit und die Wißbegierde, womit er Menschen und Landschaft beobachtete, gewannen ihm überall Freunde. Das Werk, in welchem er seine Fahrten schilderte: „Reise nach Schweden im Jahre 1804.“ (4 Bde. Berlin 1806), ist ziemlich flüchtig in einer Zeit geschrieben, wo ihm die Seele bereits durch andere Sorgen in Anspruch genommen war. Schon vor der Reise hatte er seine Gedichte in Druck gegeben (1. Ausg. Rostock 1804) und ein Drama: „Der Storch und seine Familie, eine Tragödie in drei Aufzügen“, (Greifswald 1804, auf Kosten des Verfassers), worin er das Elend schildert, welches durch überspannte Romantiker und phantastische Philosophen (die Schlegel) in eine ehrliche Pachtersfamilie gebracht wird. Aber alle Handelnden sind wunderlich als Vögel dargestellt. — Nach seiner Rückkehr aus Schweden gab er heraus: „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache“ (Rostock 1805) und mit größerem Erfolg: „Fragmente über Menschenbildung“ (2 Bde. Altona 1805); ein 3. Bd. erschien (Alt. 1819) mit dem Beititel: „Briefe an Psychidion oder über weibliche Erziehung.“ Beide Bücher sind aus Beobachtungen und Gedanken entstanden, welche in ihm das kurze Glück seiner Ehe, der kleine Sohn und die letzte Reise aufgeregt hatten. Aus dieser contemplativen Vertiefung in das Familienleben riß ihn die Sorge um die Schicksale Europas zu politischer Arbeit. Wie ein Komet war die Macht Napoleons aufgestiegen, sie brach den Widerstand Oesterreichs und bedrohte Preußen. Wenige Deutsche kannten damals die Zustände des französischen Volkes aus eigener Anschauung so gut wie A., und beurtheilten so richtig das Deutschfeindliche und Despotische in der Natur des Siegers. Jetzt wollte A. die Deutschen an die Tüchtigkeit ihrer eigenen Art mahnen, vor der Ueberschätzung des Fremden warnen, die Volkskraft zum Kampf gegen den übermächtigen Einfluß der Franzosen stählen. Im Herbst 1805 schrieb er: „Geist der Zeit“ (1. Theil, Altona 1806, 2. Th. London 1809, 2. und 3. Th. Berlin 1813, 4. Th. 1818.) Dies Werk wurde entscheidend für sein eigenes Leben, sein Urtheil über Napoleon und die französischen Ansprüche ward durch die furchtbaren Ereignisse der nächsten Jahre

vor aller Augen bestätigt. Das Buch machte großes Aufsehen und warf ihn selbst aus der Gelehrtenstube in die Gefahren eines wilden Völkerkampfes. Er hatte eben seinem König für die im J. 1805 erhaltene außerordentliche Professur gedankt und wurde in der Regierungskanzlei zu Stralsund für die schwedischen Angelegenheiten beschäftigt, da gerieth er zunächst mit einem schwedischen Officier beim Weine in Streit, weil dieser das deutsche Volk schmähte. Im Zweikampf erhielt A. einen Schuß durch den Leib. Der kräftige Mann sank zu Boden, stand aber wieder auf und ging nach der Stadt, wo er sich verbinden ließ und acht Wochen auf dem Streckbett lag. Als ihn im Herbst die Nachricht von der Schlacht bei Jena und dem Anzug der Franzosen erreichte, hatte er jeden Grund für sein Leben zu fürchten, und flüchtete nach Stockholm. Dort wurde er freundlich aufgenommen, auch von der Regierung angestellt, er arbeitete an einer Uebersetzung der schwedischen Gesetze für Pommern und in der Staatskanzlei als Publicist und Uebersetzer politischer Flugschriften. Drei Jahre lebte er daselbst friedlich und sicher unter Freunden und doch klagt er, daß diese Jahre auch für ihn sehr unglücklich waren. In der Fremde fühlte er einsam den Jammer des geliebten Vaterlandes, an den Schweden kränkte ihn die Vergötterung Napoleons und die herannahende Regierungskatastrophe, welche den franzosenfeindlichen König aus seinem Lande schleudern sollte. Denn Arndt's deutscher monarchischer Sinn und persönliche Dankbarkeit fesselten ihn an den König. Als er die Intriguen bei der Thronentsetzung erlebt hatte, litt es ihn nicht länger im Lande. Heimlich schlug er sich im Herbst 1809 als Sprachmeister Allmann durch die Franzosen an die Küste Pommerns, bis nach Trantow zu seinen Geschwistern. Vater und Mutter waren während seiner Abwesenheit gestorben, er selbst war schon 1808 durch einen Befehl des Marschalls Soult seines Lehramtes entsetzt worden, und gerade jetzt wurde er geächtet. Denn in London war der 2. Theil seines „Geistes der Zeit" erschienen, in welchem er die unsittlichen Grundlagen der Napoleonischen Herrschaft in hellem Zorn angriff und die Deutschen mit flammenden Worten zu den Waffen rief: ein einiges Volk zu sein, sei die Religion unserer Zeit, die höchste Religion sei das Vaterland lieber zu haben als Herren, Weiber und Kinder, die höchste Bestimmung des Mannes sei, für Gerechtigkeit und Wahrheit zu siegen oder zu sterben.

Er hielt sich in der Heimath mit Grund für gefährdet und ging Ende des Jahres nach Berlin, wo er bei seinem Jugendfreunde, dem Buchhändler Reimer wohnte. Das Haus seines Gastfreundes war ein Mittelpunkt für preußische Patrioten aus allen Städten, auch A. wurde dort zu einem warmen Preußen. Inzwischen hatte der Friede zwischen Frankreich und Schweden vom 6. Januar 1810 Greifswald an Schweden zurückgegeben, und A. wurde vom Generalstatthalter Grafen von Essen wieder in sein Lehramt eingesetzt. Noch einmal kehrte er in alte Verhältnisse zurück, die ihm jetzt sehr unerquicklich dünkten. Im Herbst 1811 bat er um seine Entlassung und begab sich über Trantow mit einem russischen Paß Anfang Januar 1812 heimlich nach Berlin, von da nach Breslau. Jetzt trat er in Verbindung mit mehreren Führern der großen Bewegung: mit Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Gruner u. A. Von Breslau ging er zu Fuß durch Schlesien nach Prag, von dort durch Galizien nach Petersburg zum Freiherrn von Stein, der ihn zu sich geladen hatte, um ihn in Geschäften der deutschen Legion und in seinem Bureau zu beschäftigen. Schnell bildete sich zwischen beiden kräftigen Männern ein festes Verhältniß, der mächtige Einfluß Stein's öffnete ihm Zutritt zu den höchsten Kreisen der Petersburger Gesellschaft und zu den Besten der patriotischen Deutschen, welche dort zusammen geströmt waren. In gehobener Stimmung, unter den mächtigsten Eindrücken, im Wirbel der ungeheuren Ereignisse des Jahres 1812 wurde

A. ein Theilnehmer und guter Beobachter der russischen und der deutschen Erhebung. Am 5. Januar 1813 verließ A. mit Stein Petersburg und kam auf der Rückzugsstraße des französischen Heeres am 21. Januar in Königsberg an. Auch er lebte jetzt, wo in Millionen Seelen der Sturm ausbrach, den er seit einem Jahrzehnt ersehnt und angefacht hatte, das größte Jahr seines Lebens. Sein Herz glühte in Begeisterung und Haß, eine ganze Reihe von Flugschriften warf er wie zündende Raketen über das deutsche Land: „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann," „Was bedeutet Landsturm und Landwehr," „Lieder für Teutsche" — nicht alle der stärksten hat er in die spätere Sammlung seiner Gedichte aufgenommen, z. B. nicht das berühmte: „O Teutsche, nicht mehr Teutsche." — Mitte März ging A. über Breslau nach Dresden, um mit Stein zusammenzutreffen. Dort redigirte er neben Flugschriften den 3. Theil des „Geist der Zeit" und forderte: „Ein Deutschland, Reichstag mit freiem Wort und Reichsverfassung, ein allgemeines deutsches Oberreichsgericht, Schwurgerichte, einerlei Münze, Maaß und Gewicht, Abschaffung aller Binnenzölle, eine große Lehr- und Erziehungsanstalt für Fürsten- und Herrensöhne." Schon wurde A. ein Jacobiner gescholten. — Von Dresden folgte er dem Freiherrn v. Stein nach Reichenbach ins Hauptquartier der verbündeten Monarchen und verlebte mehrere gute Wochen auf dem Gute des Grafen Geßler. Nach der Schlacht bei Leipzig weilte er in der befreiten Stadt, dort schrieb er: „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze." Nach dieser Schrift versprach ihm Hardenberg eine Anstellung in Preußen. Den verbündeten Heeren folgte A. nach dem Rheine, traf Mitte Januar in Frankfurt a. M. ein und nahm seine alte Thätigkeit bei Stein wieder auf. Nach dem ersten Frieden begleitete er den Freiherrn auf sein Schloß in Nassau, wo er fröhliche Tage durchlebte. Im Herbst ergriff ihn seine alte Wanderlust; er reiste über Wien nach Berlin. Trotz dem Wechsel des Aufenthalts als Patriot beschäftigt, und den Gang der großen Politik argwöhnisch beobachtend schrieb er: „Die Glocke der Stunde in Zügen," „Das preußische Volk und Heer," „Noch ein Wort über die Franzosen und über uns," „Ueber Sitte, Mode und Kleidertracht," „Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland." Und als die Verhandlungen des Wiener Congresses immer wirrer wurden: „Blicke aus der Zeit auf die Zeit," „Die Regenten und die Regierten." Als im März 1815 der Krieg aufs neue entbrannte, eilte A. nach Aachen, von da nach Köln. Dort weilte er ohne amtliche Beschäftigung, man bedurfte seiner nicht mehr. Er begründete die Zeitschrift „Der Wächter" in zwanglosen Heften. Aber das Mißbehagen über Hoffnungen, welche nicht erfüllt waren, trieb ihn bald aufs neue in die Fremde; er zog durch seine Heimath nach Dänemark, in der Absicht auch dies germanische Volk in der Nähe zu betrachten, und kehrte erst im Herbst 1816 an den Rhein zurück, wieder ohne dort fest zu haften. Es waren für seine Feder zwei thatlose Jahre.

Im Herbst 1817 ließ A. sich in Bonn nieder, heirathete seine zweite Frau, Nanna Marie, Schwester Schleiermacher's; im Herbst 1818 begann er sein Lehramt als Professor der Geschichte an der neuen Universität ohne litterarische Hülfsmittel, da seine Bücher und Sammlungen auf der Wasserreise von Stralsund verdorben waren. Dort in pecuniär günstiger Lage, glücklich an der Seite einer guten und festen Gattin, in lang entbehrter Häuslichkeit, redigirte er aufs neue seine Gedichte (Frankfurt 1818), gab „Mährchen und Jugenderinnerungen" (Berl. 1818) heraus, „Erinnerungen aus Schweden" (Berl. 1818), darauf „Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und Bauern" (Schleswig 1820), eine gute kleine Schrift, welche er später zum Theil den „Erinnerungen aus seinem äußern Leben" einverleibte. Stein's Aufforderung zur Mitarbeiter-

schaft an den „Monumenta Germaniae“ lehnte er ab. Aber in seinem Privatglück barg er nicht den tapfern Zorn gegen die große Reaction der Cabinette. Der 4. Theil des „Geistes der Zeit“ erschien, worin er den Wehrstaat statt des Polizeistaats forderte und die „Dummheit, Feigheit, Faulheit“ an den Gegnern freier Entwickelung wacker abstrafte. Die starken Anklagen und der edle Freiheitssinn erregten großes Aufsehen und Aergerniß. Schon am 11. Febr. 1819 erging eine warnende Cabinetsordre gegen A., auf welche dieser dem Curator der Universität, Oberpräsidenten Grafen Solms-Laubach, muthig antwortete. Da kam am 23. März 1819 die Ermordung Kotzebue's und deren Folgen. Am 18. Juni hatte sich A. der Geburt eines Sohnes gefreut, kurz nachher wurde Haussuchung bei ihm gehalten und die Untersuchung eröffnet. Vergebens reichte er Verwahrung gegen die Beschlagnahme seiner Papiere bei Hardenberg ein. In seiner Sache erging kein Bescheid, die Zeitungen verleumdeten ihn, wieder und wieder bat er den Minister um Recht. Da die preußische Commission trotz alles Suchens nichts Strafbares an ihm fand, leitete die Mainzer Central-Behörde die Criminaluntersuchung gegen ihn ein. Am 10. Februar 1820 wurde ihm seine Lehrthätigkeit untersagt. Als nach $1\frac{1}{2}$ Jahr die Vertheidigungsschrift eingereicht werden konnte, forderte A. — Juni 1822 — in einer neuen Eingabe an Hardenberg die Rettung seiner Ehre und verlangte, daß seine Ankläger nicht zugleich seine Richter sein sollen. Aehnliche Bitte am 9. Juli an Altenstein. Alles vergeblich. Weder für „schuldig“ noch für „unschuldig“ wurde er erklärt. Sein Gehalt wurde ihm gelassen, aber im Amte blieb er „still gestellt.“ Vielen galt er damals für einen Staatsverbrecher, er zog sich auf den engen Kreis seiner Freunde zurück, das feste und treue Verhältniß zu Stein, der zürnend auf seinen Schlössern saß, war ihm bis zum Tode des großen Patrioten 1831 Anhalt und Trost. Seine litterarische Thätigkeit aber war für zehn Jahre gelähmt. Er veröffentlichte „Forschungen über die Geschichte der nordischen und germanischen Völker“ (Nebenstunden I. Leipzig 1826), schrieb gegen die Auffassung des Protestantismus in Friedrich Schlegel's „Geschichte der alten und neuesten Litteratur“ (gedruckt im 3. Bd. der Schriften für und an seine Deutschen), „Christliches und Türkisches“ (Stuttgart 1828). Erst die Julirevolution hob wieder seine Production. In Sorge um die Rheingrenze schrieb er „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande“ (Leipzig 1831), der belgische Aufstand veranlaßte sein „Belgien und was daran hängt.“ (Leipzig 1834.) „Die Zeit der Reaction ist vorüber,“ ruft er froh, „der deutsche Mittelstand ist eine Macht geworden, ich glaube, bis mich die letzte Hoffnung verläßt, noch an Preußens große Bestimmung für unser Vaterland.“ — Am 2. Juni 1834 sah er seinen neunjährigen Sohn Willibald im Rhein ertrinken. Da brach ihm fast das Herz und nur langsam gewann er seinen Lebensmuth zurück. — Im Jahre 1839 erschien: „Schwedische Geschichten unter Gustav III., vorzüglich aber unter Gustav IV. Adolf“ (Leipzig.)

Endlich im Jahr 1840 setzte ihn Friedrich Wilhelm IV. wieder in sein Amt ein. Die Universität wählte ihn für das nächste Jahr zum Rector. Alsbald rührte sich kräftig die Feder des Alten. Er gab die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ (1840) heraus, ein liebenswerthes Buch, Hauptquelle für seine Biographen; er schrieb für das Turnwesen (1842), formte den Inhalt seiner Vorlesungen „Ueber vergleichende Völkergeschichte“ (1843) zu einem Buche und sammelte die wichtigeren seiner Flugschriften unter dem Titel: „Schriften für und an seine lieben Deutschen“ (3 Bde. Leipzig 1845); der 4. Bd. (Berlin 1855) enthält meist Ungedrucktes. Seine Rechtfertigungsschrift erschien als „Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben mit Urkunden der demagogischne und antidemagogischen Umtriebe“ (Leipzig 1847, 2 Bde.)

Als der Sturm des Jahres 1848 über Deutschland hereinbrach, sah der 78jährige Greis mit einer wundervollen Frische und Zuversicht auf die Bewegung, und der alte Freiheitskämpfer stand keinen Augenblick an, sich dem Treiben einer jungen Demokratie entgegen zu stellen. Wieder schrieb er kleine Flugschriften: „Das verjüngte Deutschland," und „Polenlärm." Er wurde in das Frankfurter Parlament gewählt, dort saß er als Mitglied des rechten Centrums, hielt am 2. Juli seine einzige längere Rede und zwar im Einklange mit den Ueberzeugungen seines ganzen Lebens: „Zur Vertheidigung der geschichtlichen Ehren und Titel des Adels." Am 30. März 1849 wurde er Mitglied der Deputation, welche nach Berlin reiste, um Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anzubieten; am 30. Mai schied er mit seinen Gesinnungsgenossen aus dem Parlament. Seine „Blätter der Erinnerung aus der Paulskirche" (Leipzig 1849), waren aber Gedichte. Noch einmal trat er in dem Buch „Pro Populo germanico" (Berlin 1854) als ernster Mahner vor seine Nation, er verglich darin, wie er gern that, die Zustände Deutschlands mit denen anderer Staaten. „Es geht doch vorwärts," rief er zuversichtlich, „wahrt Euch nur vor den Junkern und Pfaffen." Sein letztes Werk war ein Denkmal seiner Herzenstreue: „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" (Berlin 1858). Noch dies brachte ihn wegen einiger Bemerkungen über den Fürsten von Wrede in einen Conflict mit bairischen Gerichten, der ihm aber in Bonn einen Fackelzug verursachte.

Im Jahre 1854 hatte er sein akademisches Lehramt niedergelegt, im Jahre 1859 wurde sein 91. Geburtstag an sehr vielen Orten festlich begangen. Am 29. Januar 1860 entschlummerte er, bis zum Tode gepflegt von seiner treuen Gattin.

A. war von kleinem Leibe, ausgeturnten Gliedern, die stahlharten Muskeln auch ungewöhnlichen Anstrengungen gewachsen, sein Antlitz offen und freundlich, seine hellen Augen von scharfem Blick und herzlichem Ausdruck, sein Wesen vor Jedermann unbefangen und sicher. Er hatte ein sehr heftiges Naturell, brauste leicht auf und wurde schnell wieder versöhnt. Eine echt deutsche Natur auch in seiner geistigen Arbeit, in ruhiger Zeit ein Grübler und Träumer, der gern dahinschlenderte und in sich hinein summte, wenn ihm aber etwas das Herz ergriff, dann kehrte er sich schnell und behend nach Außen voll Feuer und Unternehmungslust, dann war er von einer großen Fülle und Energie der Rede und dabei von schnellem und klarem Urtheil, sein heißes Fühlen durch einen sehr gesunden, massiven Menschenverstand gebändigt. Er wurde kein Gelehrter; obgleich er viel gelesen und für sich gearbeitet hatte, fehlte ihm doch zu sehr die Schule; er war auch kein kunstvoller Dichter, wo er Größeres frei schuf, bedrängten ihn die Fülle der Worte und die schnellen Einfälle und hinderten ihn der Mangel an schönem Formensinn. Seine lyrischen Gedichte gleichen in der Mehrzahl Improvisationen. Es wurde ihm nicht leicht, eine Idee in lyrischer Kürze abzuschließen, die Energie des Ausdrucks war ihm auch hier wichtiger als der musikalische Wohllaut. Die Gedichte sind deshalb von sehr ungleichem Werth. In den früheren wiederholte er mit großer Unbefangenheit die Ideen fremder Lieder, zumal Goethe'scher, seine Phantasie spielt mit Blumen, Vögeln, Gestirnen, dem Meer, mit dem Wandel in der Natur und im Menschenleben, das Behagen ist größer als der Reichthum und die Originalität; immer aber erfreut eine innige und gesunde Frömmigkeit, zumal in den geistlichen Gedichten. Dennoch gehört er zu den stärkeren Lyrikern unserer Nation. Das Bedürfniß des lyrischen Ausdrucks blieb ihm von der Jugend bis in das höchste Greisenalter, und neben Unvollkommenem gelang ihm auch einmal das Beste, wenn das leidenschaftliche Wesen seiner feurigen Natur zur Geltung kommen konnte. In den

Jahren der Freiheitskriege, wo seine Seele sich am gewaltigsten erhob, wurden seine Gedichte ein großartiger Ausdruck der poetischen Erhebung, in welcher das deutsche Volk den Krieg begann. Darum erreichte er, was nur wenigen Glücklichen vergönnt wird, daß wol mehr als ein Dutzend seiner Lieder in die volksthümliche Litteratur überging, durch poetischen und historischen Werth ein bildendes Moment für die späteren Geschlechter. Dazu gehören: „Was ist des Deutschen Vaterland," „Der Gott der Eisen wachsen ließ," „Es zog aus Berlin ein tapferer Held," „Was blasen die Trompeten," „Sind wir vereint zur guten Stunde," „Aus Feuer ist der Geist geschaffen," „Bringt mir Blut der edeln Reben," „Deutsches Herz verzage nicht," „Wer ist ein Mann, der beten kann," „O lieber heil'ger frommer Christ."

Doch ein Liebling der Nation wurde er vorzugsweise durch seine Prosa. Auch seine prosaischen Schriften sind fast sämmtlich Improvisationen, selbst breit angelegte Bücher, sogar die geschichtlichen. Der Plan ist selten fest gehalten, gern ergeht er sich in Abschweifungen, dicht neben dem Tiefsinnigen und Durchdachten steht wol einmal der flüchtige Einfall. Aber den Leser fesselt sogleich die starke treibende Kraft des Schreibenden, die hohe Wahrhaftigkeit und die rücksichtslose Tapferkeit und neben dem trotzigen Zorn gegen die Bösen, die warme, wohlthuende Liebe zum Vaterlande, zu allem Guten und Großen. Immer erkennt man einen Mann von völliger Selbstlosigkeit, dem es nur um die Wahrheit zu thun ist; und fast überall erfreut in seinen Angriffen innere Freiheit und heitere Sicherheit. Wie kräftig seine Worte, wie scharf seine Hiebe fallen, stets leitet ihn heiliger Ernst für die Sache und die Treue einer festen Ueberzeugung. In dem aber, was er fordert, ist der feurige Mahner höchst maßvoll und besonnen. Denn ihn controllirt sein massiver Verstand, ein klares und reines Gemüth; die Bilder, welche die Außenwelt in seine Seele sendet, sind ohne Verzerrung. Darum muß der Leser ihn selbst ehren, oft gewinnt er ihn recht von Herzen lieb; und darin liegt wol das letzte Geheimniß seiner großen und dauernden Wirkung auf die Nation. Nicht nur die Worte des Mannes, sondern auch sein eigener Charakter wirken kräftigend auf den Leser. Seine politischen Forderungen galten einst Vielen für revolutionär, wir haben die Erfüllung fast Aller erlebt. Was sein Eifer damals nicht durchsetzte, ist in der nächsten Generation lebendig geworden, und viele seiner Worte klingen uns jetzt wie die Mahnung eines Sehers.

Für das Talent Arndt's wäre in den Jahren nach den Pariser Frieden auch ohne die eintretende Reaction eine segensreiche friedliche Thätigkeit nicht leicht geworden, denn zum akademischen Lehramt war er trotz der Kraft seines mündlichen Vortrags doch nicht ganz geeignet. Aber die Art, wie dem bejahrten Kämpfer für seine patriotische Arbeit gelohnt wurde, machte sein Schicksal tragisch. Es gab wol in Deutschland keinen namhaften Bürger, der weniger die Eigenschaften eines Verschwörers hatte, als dieser ehrliche, offenherzige, fest monarchisch gesinnte Mann, der treueste Anhänger Stein's, der sich aus einem Schweden durch freie Wahl und Liebe zum Preußen gemacht hatte. Und doch wurde er von Preußen aus als politischer Verschwörer behandelt. Den Schaden, der ihm dadurch zugefügt wurde, hat er selbst ergreifend ausgesprochen: „Zwar schien ich während dieser Untersuchung und während der Folgen und Nachfolgen derselben mich nach dem Urtheile meiner Freunde mit leiblicher Gleichmüthigkeit und Besonnenheit zu benehmen; aber doch habe ich die langsame Zerreibung und Zermürfung meiner besten Kräfte bis ins Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man sieht dem Thurm, so lange er steht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmählich gelockert und gelöst haben. Das Schlimmste aber ist gewesen, daß ich schöne Jahre, welche ich tapferer und besser

hätte anwenden können und sollen, in einer Art von nebelndem und spielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wol, aber es ist zu spät; diese Zeit und überhaupt meine Zeit, ist vergangen und verloren." — Als Friedrich Wilhelm IV. ihn wieder in seine Ehren einsetzte, war A. 71 Jahre alt und ein jüngeres Geschlecht tummelte sich um ihn in neuem Kampfe. Aber gerade in der Zeit des Drucks bewährte sich der Adel seiner Gesinnung und die Reinheit seines Patriotismus, er wurde nicht verbittert, und das heitere Vertrauen, mit welchem er in die deutsche Zukunft sah, seine Loyalität und Anhänglichkeit an Preußen wurden nicht vermindert. Er war der Nation vorher sehr werth geworden, jetzt kam zu der herzlichen Achtung die Rührung und Ehrfurcht. So wuchs sein Bild dem jüngern Geschlecht in das Herz, und selbst die erbitterten Parteikämpfe von 1848 und sein Auftreten in Frankfurt vermochten ihm diese Popularität nicht auf die Dauer zu schädigen. Zwanzig Jahre seines Lebens waren ihm durch die Reaction verdorben worden, wie zur Entschädigung legte ein gnadenvolles Schicksal ihm noch zwanzig Jahre über ein vollgemessenes Maaß der Lebensjahre zu; der kräftige Schlag des Herzens, der Frohsinn und ein gesunder Leib blieben ihm bewahrt. Als er starb, gerade während der Vorbereitung zu einer neuen Zeit großer Siege und politischer Erfolge, wo fast Alles erfüllt werden sollte, wofür dieser gute Herold des deutschen Volkes gerufen und gesungen, gekämpft und gelitten hatte, da fühlten die Zeitgenossen, daß ein Held geschieden war, welcher in einer Periode harten Preßzwangs, unter den größten persönlichen Gefahren, so laut, tapfer und dauerhaft wie kein Anderer für die Ehre und Größe seines Volkes gesprochen und geschrieben hatte, ein lauterer Charakter, in welchem die Eigenheiten der deutschen Natur sich zu einem fast typischen Bilde unserer Volksart vereinigt erwiesen.

Eher als seinem großen Freunde Stein errichtete ihm das deutsche Volk die Statue. Der Erzguß nach Afinger's Modell wurde 1865 zu Bonn enthüllt, in der Bibliothek daselbst steht seine Marmorbüste.

Biographien und Charakteristiken Arndt's im 5. Bd. der Preuß. Jahrbücher (1860), von Eugen Labes (1860), von H. Rehbein und R. Keil (1861), von Daniel Schenkel (1866). Ein Verzeichniß seiner Schriften in: K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 3. Bd. S. 226.

Gustav Freytag.

Arndt: Johann A., lutherischer Theolog und Erbauungsschriftsteller, geb. 27. Dec. 1555 zu Ballenstädt im Anhalt'schen; † 11. Mai 1621 als General-Superintendent zu Celle in Hannover. Geboren im Friedensjahr 1555, am Tage des Liebesjüngers Johannes, Sohn eines lutherischen Predigers Jakob Arndt († 1565), fromm erzogen, früh verwaist, anfangs zum Studium der Medicin bestimmt, dann aus innerem Drang der Theologie sich widmend, macht er seine Studien 1576 an der neuen Julius-Universität zu Helmstädt unter Timotheus Kirchner, 1577 in Wittenberg unter Polykarp Leyser, 1578 in Straßburg unter Johann Pappus, zuletzt in Basel 1579—80 unter dem Friedenstheologen Simon Sulzer, mit den theologischen auch humanistische und naturwissenschaftliche Studien, mit gründlicher Schriftforschung die Lectüre katholischer Mystiker, wie Bernhard, Tauler, Kempen, der „Deutschen Theologie" verbindend. In seine Heimath zurückgekehrt, bekleidet er zuerst ein Lehramt und Diakonat zu Ballenstädt 1581—82, dann sieben Jahre lang (1583—90) das Pfarramt in dem anhaltschen Dorfe Badeborn, erhält aber 1590 seine Entlassung, weil er sich den calvinisirenden Tendenzen des Fürsten Johann Georg von Anhalt, besonders der von diesem befohlenen Abschaffung des Tauferorcismus nicht fügen will. Er fand ein Asyl und Anstellung in Quedlinburg (1590—99), wo aber neue Prüfungen seiner warten, zumal in der Pestzeit 1598. Schwieriger noch war seine Stellung

in Braunschweig (1599—1608), wo er als Prediger an der Martinikirche zwar bei der Gemeinde vielen Anklang und eine segensreiche pastorale Wirksamkeit findet, von einem Theil seiner Collegen aber aufs heftigste angefochten wird theils wegen seiner Predigten theils besonders wegen Herausgabe des ersten Buchs seines „Wahren Christenthums" (1605), das ihn in den Verdacht mystischer und enthusiastischer Irrthümer bringt, daher er sich genöthigt sieht, die weitere Herausgabe zu sistiren und dringend aus dem „feurigen Ofen" sich wegsehnt. Ein Ruf des mansfeldischen Grafen nach Eisleben verschafft ihm eine friedlichere Stellung und Muße zur Veröffentlichung der ersten Gesammtausgabe der 4 Bücher seines „Wahren Christenthums" (1609 oder 10). Doch war seines Bleibens auch hier nicht lange: nach $2\frac{1}{2}$ Jahren schon folgt er einer dringenden Vocation der Herzoge Ernst und Christian von Braunschweig-Lüneburg zur Generalsuperintendentur und Hofpredigerstelle in Celle, wo er das letzte Jahrzehnt seines Lebens in geachteter Stellung und vielseitiger Thätigkeit verbringt und durch Predigten, Vorlesungen für die Jugend, Abfassung eigener und Herausgabe fremder Schriften, durch eine reiche Correspondenz, Mitwirkung bei Kirchenvisitationen und Abfassung einer neuen Kirchenordnung (1618), durch seelsorgerliche und kirchenregimentliche Wirksamkeit ausgebreiteten und dauernden Segen stiftet. Auch jetzt fehlt es ihm nicht an Kämpfen und Anfechtungen: ja wenn diese früher mehr einen localen Charakter gehabt, so nehmen sie jetzt erst weitere Dimensionen an, da an den verschiedensten Enden Deutschlands sich Gegner erhoben, die zum Theil mit heftigster Leidenschaftlichkeit Arndt's Rechtgläubigkeit zu verdächtigen suchten. Er selbst vertheidigt sich in verschiedenen Schriften und bekennt noch auf dem Sterbebett, bei der ungeänderten Augsburger Confession und Concordienformel fest und standhaft geblieben zu sein und alle Gegenlehre ernstlich und herzlich gehaßt und verworfen zu haben. Nachdem er am 3. Mai 1621 seine letzte Predigt gehalten (über Psalm 126, 5. 6.), entschlief er den 11. Mai nach kurzem Krankenlager, still und selig — „ein wahrer Liebhaber Jesu," wie seine Grabschrift in der Celler Pfarrkirche ihn nennt, „ein Liebhaber des innerlichen Christenthums."

A. ist, wie schon die Braunschweiger Ministerialacten ihn kurz und treffend schildern, ein vir placidus, candidus, pius et doctus. Er besaß, wie seine Schriften und Briefe zeigen, mannigfaltige, nicht blos theologische, sondern auch allgemeine, insbesondere naturwissenschaftliche Kenntnisse. Daß er Goldmacherkunst getrieben, war ein aus seiner fast übergroßen Wohlthätigkeit entstandenes Gerede; daß er aber aus alter Anhänglichkeit auch noch in späteren Jahren mit medicinischen Liebhabereien und mit spagirischen d. h. chemischen Versuchen sich beschäftigt, wissen wir von ihm selbst. „Von Jugend auf ein fleißiger Forscher der Natur, sucht er stets das Licht der Gnade und Natur mit einander zu verbinden," doch hielt er sich gegenüber den damals beliebten naturphilosophischen und alchymistischen Geheimnißkrämereien auf der Linie einer besonnenen Skepsis. Der hervorragendste Charakterzug in ihm aber ist seine aufrichtige und tiefinnerliche, warme und lebenskräftige, in aufopferndem Wirken und geduldigem Tragen und Vertragen sich bethätigende, bei aller confessionellen Bestimmtheit dennoch weitherzige christliche Frömmigkeit. Damit steht er nahezu einzig da, mitten in einer polemisch erhitzten, in schulmäßigem Dogmatismus erstarrten Zeit, in der Periode zwischen dem Abschluß des lutherischen Concordienwerks und dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Lutherisch rechtgläubig im Sinn der strengsten Orthodoxie fühlt er doch weder von der herrschenden Schul- und Streittheologie sich befriedigt, noch vermag er ruhig zuzusehen „bei dem so großen Verfall der Gottseligkeit und Furcht Gottes, bei der entsetzlichen Bosheit dieser verderbten Zeit"; sondern will in dem doppelten Gegensatz gegen eine todte, sittlich

unwirksame Rechtgläubigkeit wie gegen eine blos theoretische, scholastisch=polemische Wissenschaft, aber auch frei von den Schwärmereien und Grübeleien einer unevangelischen, enthusiastischen Mystik, die Idee des christlichen Lebens oder, wie er selbst sagt, das „wahre Christenthum" darstellen, wie es sich gründet auf das Schriftwort, wie es erwächst in geistlicher Erleuchtung nnd Erfahrung, wie es sich bethätigt in der Praxis des christlichen Lebens durch rechtschaffene Uebung der Gottseligkeit, durch steten Gebetsumgang mit Gott, durch heiligen Wandel in der Nachfolge Christi, durch herzliche Liebe Gottes und des Nächsten. Diese Idee des wahren Christenthums als der unauflöslichen Einheit von Glauben und Leben, von Rechtfertigung und Heiligung, von religiösem Erkennen, Fühlen und Wollen, oder die Idee des christlichen Lebens in seiner Centralität und Totalität — das ist der höchst einfache, eben darum aber auch so fruchtbare Gedanke, den A. sowol in seinem persönlichen Leben zu bethätigen, als in seinen Schriften, Predigten, Tractaten auszusprechen und wofür er in weitestem Umkreis zu wirken versucht hat. Der von ihm selbst nicht beabsichtigte, aber unvermeidliche Protest, den er damit erhob gegen eine einseitig doctrinäre, unethische, Glauben und Leben, Wissen und Thun auseinanderreißende Richtung, wie sie damals seit der Epigonenzeit der Reformation in der Periode der confessionellen Streit= und Schultheologie unter den lutherischen Theologen die vorherrschende geworden war, rief gegen ihn selbst einen Sturm der maßlosesten Angriffe, Mißverständnisse und Verdächtigungen hervor, die ihm das Leben erschwerten und nach seinem Tod noch fortdauerten. Aber der vielfache stille und laute Anklang, den sein einfaches Wort in immer weiteren Kreisen fand, die geistige Erweckung und Bewegung, die von ihm ausging, die jahrhundertelange Wirkung, die seine Schriften geübt haben, geben ihm eine wahrhaft epochemachende Bedeutung in der Geschichte der Theologie und des kirchlichen Lebens, ja in der sittlich=religiösen Culturgeschichte des deutschen Volkes.

Von Arndt's Schriften (s. die Verzeichnisse bei Jöcher, Adelung, Fr. Arndt, Pertz a. a. O.) ist der Zeit nach die früheste seine „Iconographia oder von den Bildern, deren Ursprung, Gebrauch und Mißbrauch" Helmstädt 1596. — Sein Hauptwerk „Die vier (sechs) Bücher vom wahren Christenthum" hat seine eigene Litterargeschichte. Das erste Buch, entstanden aus Wochenpredigten, die der Verfasser in Braunschweig gehalten, somit aus dem praktischen Bedürfniß des pastoralen Berufs und aus dem lebendigen Contact mit der Gemeinde herausgewachsen, erschien zuerst allein 1605 in Frankfurt; dann in zweiter, nach des Jenenser Theologen Piscator Rath mehrfach veränderter Ausgabe 1607; die vier Bücher zusammen zuerst Magdeburg 1610 (eine editio princeps von 1609 wird vermuthet, aber nicht nachgewiesen). Dann folgt eine ungezählte Reihe von Ausgaben, Nachdrucken, Auszügen und Uebersetzungen in alte und neue Sprachen, bis herab in die Gegenwart, wo fast jedes Jahr einen neuen Abdruck bringt. Die späteren Ausgaben seit der Lüneburger von 1695 haben meist ein fünftes und sechstes Buch aufgenommen, bestehend aus einigen kleineren, selbständigen Tractaten Arndt's: „Vom wahren Glauben und heiligen Leben," „Von der Vereinigung der Gläubigen mit Christo Jesu," „Von der heil. Dreifaltigkeit," sowie der „Wiederholung und Verantwortung des wahren Christenthums" von 1620 u. A. Die vier ursprünglichen Bücher tragen die besonderen Titel „Liber scripturae, vitae, conscientiae, naturae": die drei ersten sollen, wie A. selbst sagt, die drei Stadien des christlichen Lebens, Kindheit, Mannheit, Alter, oder die drei Stufen des mystischen Processes, Buße, Erleuchtung, Vereinigung mit Gott durch die Liebe darstellen, das vierte soll hinweisen auf die tieferen Zusammenhänge zwischen dem Reich der Schöpfung und Erlösung, damit man sehe, wie Schrift, Christus, Mensch, Welt übereinstimmen und wie Alles in Gott

selbst seinen Ursprung habe und sein Ziel. Wie diese Disposition, die freilich keineswegs klar und fest durchgeführt ist, an die bekannte Gedankenwelt älterer katholischer wie protestantischer Mystiker erinnert, so sind auch im Einzelnen vielfach die Schriften derselben benutzt, besonders Tauler, die „Deutsche Theologie", Thomas von Kempen, Angela von Fuligno, Staupitz, für das vierte Buch, wie es scheint, Raimund von Sabunde; dem zweiten Buch ist ein Abschnitt aus einer damals noch ungedruckten Schrift des lutherischen Mystikers und Theosophen V. Weigel einverleibt — eben dies ein Hauptgrund der Angriffe, die von Seiten der lutherischen Orthodoxie gegen das Werk erhoben wurden. Fast eben so große Verbreitung als Arndt's „Wahres Christenthum" fand sein zweites Hauptwerk „Das Paradisgärtlein voll christlicher Tugenden," eine Sammlung von Gebeten und Gebetsliedern in fünf Theilen (1. Tugendgebetlein. 2. Danksagungsgebete für die Wohlthaten Gottes. 3. Kreuz- und Trostgebete. 4. Amtsgebete. 5. Lob- und Freudengebete), zuerst 1612 zu Leipzig erschienen, dann in zahllosen neuen Auflagen gedruckt, meist mit einem Anhange von 14 Wundergeschichten, welche sich mit diesem Büchlein begeben. (Zur Charakteristik vgl. Theremin's „Abendstunden" S. 446, Tholuck's „Lebenszeugen" S. 278 ff.). Von seinen weiteren Schriften nennen wir noch eine Postille über die Evangelien, Katechismuspredigten, Psalmen-Auslegung, verschiedene einzelne Predigten, Tractate, Briefe, Vorreden zu Staupitz, Tauler, Prätorius ꝛc. Eine ganze Reihe von Schriften ist ihm fälschlich beigelegt worden (s. Fr. Arndt S. 201.) Eine Gesammtausgabe hat Rambach veranstaltet Leipzig und Görlitz 1731 ff.

Dreimal sind Arndt's Schriften und Lehren Gegenstand von mehr oder minder leidenschaftlichen Angriffen und Streitigkeiten (lites Arndianae) geworden. Zuerst noch zu seinen Lebzeiten, gleich nach dem Erscheinen des ersten Buches des „Wahren Christenthums" (1605 ff.) von Seiten seiner Braunschweiger Collegen, besonders eines Pastors Deneke, die ihn des Enthusiasmus und Synergismus, der Verleugnung des evangelischen Schriftprincips und der lutherischen Rechtfertigungslehre beschuldigten, dann von Seiten eines Danziger Predigers Rabe (Corvinus), der seit 1618 einige seiner Collegen, die Arndt's Schriften empfohlen hatten, und diesen selbst in schamlosester Weise angriff, wogegen nicht blos zahlreiche einzelne Freunde Arndt's unter Theologen und Laien, sondern auch die theologischen Facultäten von Wittenberg, Jena, Königsberg sich seiner annahmen. Umfassender noch und eingehender war der Angriff, der kurz nach seinem Tode 1624 von dem Tübinger Theologen Lucas Osiander zwar nicht gegen Arndt's Person, aber gegen seine Schriften und Lehre erhoben wurde in einer ausführlichen Gegenschrift, worin nicht weniger als acht verschiedene Ketzereien (papistische, monarchistische, enthusiastische, pelagianische, calvinische, schwenkfeldische, flacianische, weigelianische) in dem „Wahren Christenthum" nachgewiesen werden. Zum dritten Mal endlich wurde Arndt's Orthodoxie Gegenstand einer Controverse am Anfang des 18. Jahrhunderts, im Zusammenhang mit den pietistischen Streitigkeiten, wo der Wittenberger Theolog Wernsdorf mit einer Kritik Arndt's auftrat. Aber auch an litterarischen Vertheidigern und begeisterten Verehrern der Arndt'schen Schriften hat es nicht gefehlt. Gleich anfangs waren es besonders der Wittenberger Polykarp Leyser und der Jenenser Architheologus Johann Gerhard, die sich seiner annahmen und bald erhoben sich aus den verschiedensten Kreisen von Theologen und Laien, aus dem Norden und Süden Deutschlands und im Auslande beifällige Stimmen und laute Zeugnisse von dem aus seinen Schriften empfangenen Segen. Gegen Osiander's Angriff lieferte die umfassendste Vertheidigung Arndt's der Braunschweiger Prediger Heinrich Varenius in Hitzaker (1624), ferner die Nürnberger Prediger Saubert, Treu, Rachel,

Diekmann u. A. Ja bald wurde die Zahl der Theologen immer größer, die sich offen als Schüler, Anhänger, ja als begeisterte Verehrer Arndt's bekannten, so der Schwabe J. V. Andreä, der Gothaische General-Superintendent Glassius, der Dresdener Hofprediger Geier, der Straßburger Dannhauer, der Rostocker H. Müller u. A., besonders aber die Väter des Pietismus Ph. J. Spener und A. H. Francke, von denen der erstere eine Reihe von Predigten über Arndt's Wahres Christenthum hielt und offen erklärte, daß er dieses den Werken Luther's nahe stelle, ja daß ihm nach der heil. Schrift kaum ein anderes Buch so hoch im Werthe stehe, als Arndt's Wahres Christenthum. Und mehr noch als unter den Theologen hat unter dem evangelischen Volk das alte „Arndtenbuch," d. h. das wahre Christenthum und Paradisgärtlein eine treue und begeisterte, mitunter fast abergläubische Verehrung gefunden und behalten bis herab in die Gegenwart: ein mildes, tröstliches und thatkräftiges Christenthum im deutschen Volke zu erhalten in der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges, und durch die Aufklärungsperiode hindurch bis auf unsere Tage, dazu hat kaum ein anderes Buch so viel beigetragen als die seinen.

Und wenn auch späterhin eine kühlere und kritischere Zeit, und ein verfeinerter Geschmack mancherlei an seinen Schriften auszusetzen hatte — wenn der Eine dogmatische Correctheit, besonders entschiedenere Betonung der lutherischen Fundamentallehre von der Rechtfertigung, der Andere Originalität der Gedanken, Tiefe der mystischen Contemplation, Schärfe der theologischen Begriffe vermißt, wenn ein Dritter die Form zu einfach, zu schwung- und schmucklos, oder die Darstellung zu gedehnt, unmethodisch und wiederholend, mitunter auch die Bildersprache zu spielend gefunden hat: — darüber ist doch nur eine Stimme, daß unter allen Erbauungsschriften der evangelischen Kirche Arndt's Wahres Christenthum die erste Stelle einnimmt in Hinsicht auf innere Gediegenheit wie auf Verbreitung und Einfluß, und auch in der Geschichte der deutschen Prosalitteratur gebührt ihm wegen seiner volksthümlichen, klaren, anmuthigen, oft wahrhaft poetischen Sprache und Darstellung wie wegen der weiten Verbreitung seiner deutschen Schriften nächst Luther's Bibelübersetzung eine hervorragende Stelle.

Unzählbar ist die Litteratur über Arndt und seine Schriften: die besten Darstellungen seines Lebens sind die von Friedrich Arndt, Berlin 1838; sowie die von Tholuck in Herzog's Reallenc. Band I. S. 536 ff. und Lebenszeugen der luth. Kirche S. 261 ff. Ueber seine Schriften, Lehren und die darüber entstandenen Streitigkeiten s. bes. die Göttinger Preisschrift von H. L. Pertz 1852. Wagenmann.

Arndt: Johann Gottfried A., livländischer Geschichtschreiber, geb. zu Halle 1713, † 1767, besuchte Waisenhaus und Universität daselbst, 1738 Hauslehrer in Livland, 1740 Rector der Schule zu Arensburg auf Oesel. Seit 1747 Conrector am kaiserlichen Lyceum zu Riga, entfaltete er rege schriftstellerische Thätigkeit, verfaßte Aufsätze für die „Gelehrten Beiträge zu den Rigaer Anzeigen" 1762 bis 67 und mehrere schönwissenschaftliche Abhandlungen; von Bedeutung ist allein seine „Liefländische Chronik." Im 1. Theil: „L. unter seinen ersten Bischöfen" (Halle 1747 fol.), übersetzte er die kürzlich wieder aufgefundene und herausgegebene lateinische Chronik Heinrichs von Lettland (13. Jahrh.) und ergänzte eine nicht unbedeutende Lücke derselben aus der werthvollen Skodaiskischen Hs. zu Riga. Der 2. umfangreichere Theil: „L. unter seinen Herren Meistern" (das. 1753), behandelt die Geschichte Livlands bis zum Untergang der Selbständigkeit (1562), beruht auf einer langen Reihe einheimischer und auswärtiger Chronisten, auch auf einigen (gegenwärtig veröffentlichten) handschriftlichen Chroniken, be-

sonders aber auf Urkunden, die A. in den Archiven der Städte Riga, Reval, des kurländischen Herzogthums und vieler Adelsfamilien benutzte und theils in Auszügen aneinander reihte, theils vollständig abdruckte. Er verfügte über reichen Stoff und große Litteratur, die mit Umsicht verwerthet ist; mit außerordentlicher Gelehrsamkeit und großem Fleiß verband A. im ganzen wenig Kritik, Versuche dazu finden sich besonders in seinen genealogischen und numismatischen Untersuchungen in den Noten. Die Kenntniß der Geschichte Livlands stützte sich viele Decennien lang ausschließlich auf ihn, noch heute wird er vielfach überschätzt; gegenwärtig ist sein Werk ganz veraltet und nur noch wegen des Abdrucks wichtiger, bisher nur durch ihn zugänglicher Urkunden aus dem 15. und 16. Jahrhundert zu berücksichtigen. Ein versprochener 3. Theil der Chronik ist trotz einer ausgesetzten Prämie nicht zu entdecken gewesen.

Livl. Schriftstellerlexikon 1. 41 u. 42, das. Nachträge 13.

Höhlbaum.

Arndt: Peter Friedrich A., geb. 23. August 1817 zu Treptow an der Rega, † 2. August 1866 zu Berlin. Nach Beendigung seines Studiums der Mathematik in Greifswald erhielt A. die Stelle eines Oberlehrers am Gymnasium zu Stralsund. Im Jahre 1854 habilitirte er sich als Privatdocent der Mathematik in Berlin, wurde durch Patent vom 24. März 1862 zum außerordentlichen Professor der Mathematik an derselben Universität ernannt und starb 49 Jahre alt an der Cholera. Seine litterarische Thätigkeit zeigte sich in einer 1845 zu Stralsund gedruckten Dissertation über Kettenbrüche („Disquisitiones nonnullae de fractionibus continuis"), in Aufsätzen in Crelle's Journal für die Jahre 1846 und 1847, wie für Grunert's „Archiv der Mathematik und Physik" von 1847 an. Er behandelte theils zahlentheoretische Gegenstände, theils Fragen der algebraischen Analysis und der Integralrechnung. Eine große Strenge der Schlußfolgerung war ihm eigenthümlich, der gegenüber die Eleganz einigermaßen zurücktrat. Dieselbe Strenge verlangte er auch von den Werken Anderer, daher der ungemein scharfe Ton mancher von ihm verfaßten Kritiken, deren Form weit mehr als ihr Inhalt ihm viele Feinde zuzog.

Cantor.

Arnemann: Justus A., Arzt, den 23. Juni 1763 in Lüneburg geboren, 1786 in Göttingen zum Doctor der A. W. promovirt, wurde 1787 zum Prof. extraord. in der med. Facultät, und, nachdem er größere wissenschaftliche Reisen gemacht, 1792 zum Prof. ord. der Anatomie und Chirurgie daselbst ernannt; 1804 siedelte A., durch äußere Ursachen veranlaßt, nach Hamburg über und endete hier – wahrscheinlich durch zerrüttete Lebensverhältnisse bedrängt — am 25. Juli 1807 durch Selbstmord sein Leben. — A. galt für einen sehr ruhigen und tüchtigen Arzt; für seinen wissenschaftlichen Fleiß spricht die relativ große Zahl, zumeist guter litterarischer Arbeiten, welche er innerhalb der kurzen Frist seiner Thätigkeit veröffentlicht, für seine Gelehrsamkeit und geistige Begabung die Arbeit über die Regeneration gestörter Theile am lebenden Körper („Ueber die Reproduction der Nerven." Gött. 1786 und „Versuche über die Regeneration an lebenden Thieren." 2 Bde. eb. 1787), welche ihm ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der experimentalen Physiologie und Pathologie sichern. Mit besonderer Vorliebe hat A. die Chirurgie betrieben; von seinen litterarischen Leistungen auf diesem Gebiete sind seine „Bemerkungen über die Durchbohrung des proc. mastoid. in gewissen Fällen der Taubheit." Göttingen 1792 und die für seine Vorlesungen bestimmten Lehrbücher „Uebersicht der berühmtesten und gebräuchlichsten chirurg. Instrumente ꝛc." Gött. 1796 (sehr vollständig) und „System der Chirurgie" 2 Bde. eb. 1798—1801 (ein seiner Zeit sehr geschätztes Handbuch) zu nennen; außerdem hat A. zwei Lehrbücher

der praktischen und chirurgischen Arzneimittellehre (beide in zahlreichen Auflagen) und ein (nicht vollendetes) „Handbuch der praktischen Medicin" (Gött. 1800.) veröffentlicht und während seines Aufenthalts in Göttingen ein „Magazin für die Wundarzneiwissenschaft" (in 11 Heften) herausgegeben. — A. neigte mit Entschiedenheit der Erregungstheorie zu, in der Bearbeitung der Lehrbücher bemühte er sich einen eklektischen Standpunkt einzunehmen, was zu der allgemeinen Beliebtheit, deren sie sich erfreuten, wesentlich beigetragen hat. Ein vollständiges Verzeichniß des litterarischen Nachlasses von A. findet sich in „Biogr. med. I".

Aug. Hirsch.

Arneth: Antonie von A., dramatische Künstlerin, geb. 30. Dec. 1790 zu Wien, † ebenda 25. Dec. 1867, Tochter des Tenoristen Adamberger und der in naiven Rollen berühmten Hofschauspielerin Maria Anna, geb. Jaquet, bei deren Abschiedsvorstellung am 22. Februar 1804 sie selbst zum ersten Male die Bühne betrat. Nach dem bald darauf (5. Nov. 1804) erfolgten Tode der Mutter leitete der Dichter Heinrich von Collin die weitere Ausbildung des ebenso durch Schönheit und Talent als durch fleckenlose Tugend ausgezeichneten Mädchens, das im tragischen Fache bald eine der ersten Künstlerinnen Deutschlands wurde und bis 1817 dem Hofburgtheater in Wien angehörte. Eine besondere Bedeutung für die deutsche Litteratur erlangte sie durch ihre Beziehung zu Theodor Körner, der ihr als seiner Braut mehrere reizende Dichtungen widmete, das Drama „Toni" nach ihr benannte, die Rolle der Hedwig im „Zriny" für sie schrieb und seinem eigenen Geständnisse nach ihr die höchste sittliche Veredlung verdankte. Ihre Heldenseele stimmte bei, als er von ihr weg in den heiligen Kampf zog, aus dem er nicht wiederkehrte. Erst vier Jahre später vermählte sie sich mit einem andern Freiwilligen aus den Freiheitskriegen, Josef Arneth, damals Custos des kaiserlichen Münz- und Antikencabinets; Dr. med. Franz und Alfred, Director des kaiserlichen Staatsarchivs in Wien sind ihre Söhne. Seit 1830 stand die hochgebildete Frau auch im näheren geistigen Verkehr mit der Kaiserin Karoline Auguste, welche ihr zugleich die Ausführung vieler ihrer Liebeswerke anvertraute.

Hoffinger.

Arneth: Arthur A., geb. 19. Sept. 1802 in Heidelberg, † ebendaselbst 16. Dec. 1858. Er war seit 1823 Lehrer der Mathematik und Physik; zunächst am Institute zu Hofwyl (Kanton Bern), dann seit 1828 als Privatdocent an der Universität Heidelberg, seit 1838 als Professor am Lyceum derselben Stadt. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich über ziemlich verschiedene Gebiete der Mathematik. Mit seiner „Theorie der allgemeinsten Verbindungen" (1833) und seiner „Verwandlung der Combinationen mit und ohne Wiederholungen" (Lycealprogramm für 1843), gehört er der sogenannten combinatorischen Schule an. Seine Inauguraldissertation „De lineis rectis in spatiis sitis" (1828) beschäftigt sich mit analytischer, seine „Systeme der Geometrie, I. u. II. Abtheilung" (1840) mit elementarer Geometrie überhaupt. Das letztgenannte Werk gehört unbedingt zu den interessanten Erscheinungen auf diesem Felde der mathematischen Litteratur. Es sucht die Geometrie und insbesondere die Geometrie der Ebene als ein organisches Ganzes hinzustellen, ohne jene Trennungen in Planimetrie, Trigonometrie, analytische Geometrie anzuerkennen, welche sonst aus didaktischen Rücksichten beobachtet wurden. A. unterscheidet vielmehr eine I. Abtheilung: Von den Geraden und deren Lagen in der Ebene, welche die Lehre von den Kreisfunctionen und von den Coordinatensystemen, soweit sie zur Geometrie der Geraden gehören, umfaßt; eine II. Abtheilung: Von der Verbindung der Geraden zu ebenen Figuren, welche die Sätze der sonstigen Planimetrie und Trigonometrie (auch die Sätze über den Kreis mit eingeschlossen) enthält und von den Beweismitteln der I. Abtheilung Gebrauch macht; endlich eine

III. Abtheilung (sie blieb ungedruckt), welche von der Verbindung der Geraden in einer Ebene im Allgemeinen, ohne Zweck eine geschlossene Figur zu erzeugen, also etwa von dem Inhalte der sogenannten neueren Geometrie handeln sollte. Das Lycealprogramm für 1853: „Zur Theorie der Zahlen und der Auflösung der unbestimmten Gleichungen" gehört, wie der Titel zeigt, der höheren Arithmetik an. Endlich als Historiker versuchte sich A. in seiner „Geschichte der reinen Mathematik in ihrer Beziehung zur Geschichte des menschlichen Geistes", welche eine Abtheilung der „Neuen Encyklopädie für Wissenschaften und Künste" (Stuttgart 1852) bildet. So geistreich die Einleitung und der erste Theil dieses Buches das Gesetz der Entwickelung des Weltlebens im Allgemeinen behandelt, so ausführlich und für die damaligen Kenntnisse genügend im zweiten Theile die Mathematik der Griechen und besonders der Inder dargestellt wird, welche letztere allein 40 Seiten des im Ganzen 291 Seiten starken Buches einnimmt, so ungenügend ist im dritten Theile die Entwickelungsgeschichte der Mathematik von dem J. 500 etwa bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zusammengedrängt. Die Bemerkung, daß für diesen ganzen dritten Theil, der doch den Hauptinhalt bilden mußte, nur 87 Seiten übrig geblieben sind, genügt um die schlechte Oekonomie des Verfassers zu kennzeichnen. Das Buch mußte entweder mit dem zweiten Theile abschließen, oder der dritte Theil mußte mindestens den vier- bis fünffachen Umfang erhalten. Im ersteren Falle wäre eine recht gute und kurze Geschichte der ältesten Mathematik vorhanden gewesen; im zweiten Falle hätte vielleicht das aus dem Buche werden können, was sein Titel ankündigt. Wie es aber geworden ist, genügt es nur zum geringsten Theile den Anforderungen, welche der Laie, durch die Ueberschrift verführt, an dasselbe zu stellen veranlaßt wird. Cantor.

Arneth: Joseph Calasanza Ritter von A., Numismatiker und Archäolog, geb. zu Leopoldschlag (Oberösterreich), † zu Karlsbald 21. Oct. 1863, war anfänglich für die Brauerei, das Gewerbe seines Vaters, bestimmt und kam erst im 13. Lebensjahre auf Anregung des Linzer Bischofs J. A. Gall in das Stift St. Florian, wo sein älterer Bruder Michael A. Chorherr (sp. Prälat) war, um daselbst unter Leitung des Philologen C. C. Klein für die Gymnasialstudien vorbereitet zu werden; die letzteren machte er in Linz und ging 1810 der juridischen Studien wegen nach Wien, wo ihn die Absicht das Wichtigste aus den Lebensbeschreibungen des Plutarch ins Deutsche zu übertragen, in die Vorlesungen des Directors des kais. Münz- und Antiken-Cabinets, Abbé Franz Neumann führte. Sie erweckten in dem eifrigen Hörer eine so große Vorliebe für die archäolog. und numismat. Studien, daß ihm der Abbé nach kurzer Zeit eine Stelle im k. Cabinete übertragen konnte. Daneben hielt A. Vorlesungen über allgemeine Geschichte an einem kleinen Collegium, das aus den Söhnen der höchsten adeligen Familien Wiens bestand. In Folge davon wurde er als Erzieher in das Haus des Fürsten Dietrichstein gezogen und blieb mit demselben durch die ganze Zeit seines Lebens in freundschaftlicher Verbindung. Nachdem er in der österreichisch-deutschen Legion die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht und während des Wiener Congresses durch Erklärung der kaiserl. Sammlungen mit den hervorragendsten Zeitgenossen aller Länder in anregenden Verkehr gekommen war, reiste er in den J. 1816 bis 1819 in Begleitung des jungen Fürsten Joseph Dietrichstein nach Dresden, Berlin, Florenz und schließlich nach Genf, wo er längere Zeit verweilend die Vorlesungen ausgezeichneter Fachmänner, wie Prevost, Rossi, de Candolle, Joh. v. Müller, Dufaure u. A. hörte. Nach seiner Rückkehr versah er die historische Kanzel der Wiener Universität als supplirender Professor durch vier Jahre (1824—1828); er gewann durch das eingehende Studium der Geschichte eine vielseitige Anschauung der Denkmäler

des Alterthums nach den verschiedenen Beziehungen, in welchen diese zu dem öffentlichen Leben ihrer Zeit stehen und wurde durch die Nebenfächer (Heraldik und Diplomatik) auf das Studium der christlichen Archäologie geführt. Vom J. 1828 widmete er sich ausschließlich der Administration der kais. Sammlungen, deren Director er 1840 wurde und bis zu seinem Tode blieb. In diese Zeit fallen seine bedeutendsten Arbeiten. Sie betreffen nicht so sehr die rein wissenschaftliche Seite der einschlägigen Fächer, als die Hebung und Zurichtung des litterarischen Stoffes den sie bieten. Durch mehrfache Flüchtung während der Franzosenkriege und bedeutende Erwerbungen nach denselben war die Ordnung der k. Sammlungen gestört worden, ihre Uebersicht erschwert; auch haftete dem neu entstandenen Antiken-Cabinet — einer Schöpfung des Kaisers Franz II. — der Charakter einer Curiositätenkammer noch sehr merkbar an. A. setzte sich das Ziel, die Sammlungen in der Art des britischen Museum zu einem einheitlichen, den Forderungen der neuen Zeit entsprechenden Institute umzubilden, um das in ihnen enthaltene herrliche Material nicht blos für die Wissenschaft sondern auch für Kunst und Technik nutzbar zu machen. Zugleich sollte das neue k. Museum in directe Verbindung mit einer von ihm und anderen hervorragenden Gelehrten (1838) angeregten, neu zu gründenden Akademie der Wissenschaften gesetzt und überdies eine Centralanstalt des Reiches für Leitung von Ausgrabungen, Untersuchungen von Funden und Ertheilung von Auskünften in dieser Beziehung werden. Allein die Zeitverhältnisse waren seinen Ideen sehr ungünstig. Der schon 1833 vorgeschlagene Neubau der Museen kam nicht zu Stande, ebensowenig zwei andere Programme, die er 1833 und 1842 vorlegte. Nach dem ersteren sollten die weniger populären Sammlungen (Münzen, Gemmen rc.) in der k. Burg verbleiben, die anderen, welche ein allgemeineres Interesse auch in technischer und gewerblicher Beziehung erregten, (Vasen, Terracotten, Bronzen, Sculpturen) sammt den naturgeschichtlichen Sammlungen in dem Gebäude des unteren Belvederes vereinigt werden und täglich offen stehen. Im zweiten Programme empfahl A. die Vereinigung aller Hofsammlungen in der Nähe der Burg (am Josephsplatze) in der Art, daß die Hofbibliothek in den Mittelpunkt käme; der davon erwartete lebhafte wissenschaftliche Verkehr der Fachmänner sollte von selbst zur Entstehung einer bis dahin nicht erreichten Akademie der Wissenschaften führen. Da diese Entwürfe nicht zur Ausführung kamen, führte A. eine provisorische Neuaufstellung der Sammlungen (1842—45) durch, welche die kleineren Alterthümer, nach stofflichen Gruppen geordnet in der k. Burg beließ, die größeren, namentlich die bisher sehr ungünstig aufgestellten Sculpturen, Inschriften und ägyptischen Alterthümer in zusammenhängenden Räumen des unteren Belverderes vereinigte; die Beschränktheit der letzteren, welchen es an abgesonderten Ateliers mangelte, verhinderte jedoch die gewünschte Ausnützung der Sammlungen für künstlerische und industrielle Zwecke in größerem Maßstabe gänzlich. In Beziehung auf das Fundwesen setzte A. wol eine Aenderung der alten Fundgesetze durch (1846), welche die Verschleppung der Funde nicht verhindert und zudem die an der Anstalt wirkenden Kräfte von ihrer nächsten Aufgabe abgelenkt hatten; dagegen scheiterte die Ausbildung des k. Cabinets zu einer Centralanstalt für das Fundwesen an dem Widerstreben der schon bestehenden oder eben damals gegründeten Provincial-Museen. — Nebenher richtete sich seine Thätigkeit auf sachgemäße Publicationen der Sammlungen. Außer ihren kleineren Beschreibungen für das besuchende Publicum — den ersten die über sie erschienen — schrieb er einen ins einzelne gehenden lateinischen Katalog der griechischen Münzsammlung (nahe 26000 St.), in welcher A. das von Neumann umgestoßene Eckhel'sche System mit einigen wenigen Abänderungen wieder hergestellt hatte. Da sich aber von Seite der Buchhändler gegen die Druck-

legung eines so umfangreichen Werkes über einen gerade in jener Zeit wenig gepflegten Zweig der Archäologie Bedenken erhoben, veröffentlichte er einen Auszug unter dem Namen „Synopsis“ (1838), dem bald ein gleicher über die Sammlung der römischen Münzen folgte; ihre praktische Einrichtung erntete den ungetheilten Beifall der Fachgenossen. Auch die anderen größeren und sehr wichtigen Arbeiten jener Zeit (röm. Militärdiplome, Niello-Antipendium ꝛc.) bewegten sich vorzüglich um Mittheilung noch unbenützten und unbekannten Stoffes sowol für die classische als die christliche Archäologie. Ein gleiches Ziel verfolgen die Prachtwerke, welche A. nach Gründung der k. Akademie d. W. mit deren Unterstützung über die Cameen des Alterthums, die antiken Gold- und Silberarbeiten, die Cinquecento-Cameen und Goldarbeiten von Benvenuto Cellini in den J. 1849—1858 herausgab. Durch unermüdliche Beschäftigung mit den Alterthümern, namentlich mit Münzen eignete sich A. eine Kenntniß derselben, eine Gewandtheit und Sicherheit in ihrer Bestimmung und in der Beurtheilung ihrer Echtheit an, welche ihn zu einer hochgeschätzten Autorität in diesem Fache machten. — Vom J. 1848 scheinen zwar die Zeitverhältnisse der Durchführung seiner Entwürfe in ihrem ursprünglichem Umfange günstiger zu sein. A. selbst aber ließ sie nun fallen, nachdem er 1849 den Neubau eines Museums abermals erfolglos angeregt hatte. Dazu bestimmte ihn der Umstand, daß mit dem politischen Umschwung, dem Uebergang der Monarchie von der absoluten zur constitutionellen Regierungsform, die Sonderung zwischen dem Eigenthum des Monarchen und dem des Staates schärfer hervortrat. A. ließ das klare Eigenthumsrecht des kais. Hauses auf die Sammlungen nicht anfechten und würde doch bei einer Ausführung der in älterer Zeit entworfenen Pläne dieses Recht manchem Präjudiz ausgesetzt haben, was er durchaus vermeiden wollte. Doch fand er die Genugthuung, daß gerade die neue Zeit ähnliche Institute, wie er sie vorlängst mit dem neuen Museum in Verbindung angeregt hatte, als selbständige und darum freilich auch größer angelegte staatliche Einrichtungen hervorrief (1847 die k. Akademie d. W., 1852 die Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche nothwendigerweise alsbald das Fundwesen des Reiches in ihr Gebiet zog; 1863 das Museum für Kunst und Industrie), und daß bei dem Programme für die Stadterweiterung endlich auch der Neubau von Hofmuseen definitiv beschlossen wurde. Gerade dadurch daß diese Anstalten zumeist unabhängig von Arneth's Entwürfen zu Stande kamen, durch Anregungen von verschiedenen anderen Seiten, beweist ihre Entstehung wie richtig seine um so viel früher concipirten Pläne die Bedürfnisse der Zeit getroffen, und bestätigt die Fruchtbarkeit seiner Lieblingsidee von der möglichsten Steigerung der Wechselwirkung zwischen den Wissenschaften und dem praktischen Leben. — Die letzten Lebensjahre führten ihn wieder auf Reisen nach Paris, London, Rom und Neapel, wo er Studien für seine größeren Publicationen machte. — Der liebenswürdige und hochgebildete Gelehrte war seit 1817 mit der k. k. Hofschauspielerin Antonie Adamberger (s. d.) vermählt.

Joseph Ritter v. Arneth, eine biogr. Skizze von Dr. Friedrich Kenner, als Manuscript gedruckt, Wien 1864. Kenner.

Arnim: Ludwig Joachim v. A., einer der freisinnigsten Anhänger der sg. romantischen Schule, geb. 26. Juni 1781 zu Berlin, † 21. Jan. 1831. Er studirte in Halle und Göttingen Naturwissenschaften und schrieb sogar einige naturwissenschaftliche Abhandlungen für Zeitschriften; aber schon früh überwogen in ihm die dichterischen Neigungen. Besonders an Goethe's und Herder's ersten Schriften hatte er seinen Sinn für das Ursprüngliche und Naturwüchsige der Volkspoesie genährt; und diese Richtung war es besonders, welche ihn alsbald in die Reihen Tieck's und der beiden Schlegel führte. Reisen durch alle Theile

Deutschlands, durch die Schweiz und Oberitalien, durch Frankreich und England wurden von ihm unternommen, eigens um Volkslieder zu sammeln. Die Ausbeute dieser Studien war die in den J. 1806—1808 von ihm im Verein mit seinem Freund Clemens Brentano in Heidelberg herausgegebene Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn". Seit 1810 lebte er, mit Brentano's Schwester Bettina verheirathet, abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mark. Aus dieser Zeit stammen seine zahlreichen Dichtungen, die durchaus im Sinn der romantischen Schule gehalten sind. Die bekanntesten dieser Dichtungen sind die Romane „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810) und „Die Kronenwächter" (1817), das Schauspiel „Halle und Jerusalem" (1811), einige kleinere Novellen, wie „Isabella von Aegypten", „Kaiser Karls V. erste Jugendliebe", und die unter dem Titel „Landhausleben" gesammelten Erzählungen. „Sämmtliche Werke" 1839—1856 herausgegeben von Bettina unter der Aegide Wilhelm Grimm's.

Das bleibendste Verdienst hat sich Achim v. A. um die deutsche Litteratur durch des Knaben Wunderhorn erworben. Diese Volksliedersammlung ist zwar weit entfernt von den Ansprüchen, welche wir heutzutage an philologische Genauigkeit und urkundliche Treue zu stellen gewohnt sind; aber sie ist von einer dichterischen Feinfühligkeit, die für die gesammte deutsche Lyrik der Folgezeit die reichsten Früchte getragen hat. Die eigenen Dichtungen Arnim's sind zum größten Theil bereits dem jetzigen Geschlecht völlig entfremdet. Sie sind zwar anziehend durch viele überaus feine und ächt dichterisch empfundene Einzelheiten, ja zuweilen auch durch ergreifende Ansätze großen historischen Stils, aber als Ganzes doch ebenso wie die Dichtungen seines Freundes und Schwagers Brentano und seiner Gattin Bettina phantastisch forcirt, verschwimmend formlos, ohne feste Composition und Charakterzeichnung, ja ohne einheitliche Grundideen; sie sind, um ein Gleichniß Goethe's zu gebrauchen, „wie ein Faß, das überall ausläuft, weil der Böttcher vergessen hat, die Reifen festzuschlagen." Nur einzelnen kleineren Novellen gelingt die volle künstlerische Durchbildung: „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott" und „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau", sind sogar unvergleichliche Meisterstücke tiefsten Humors. Gleichwol ist A. eine der liebenswürdigsten und wohlthuendsten Erscheinungen in den Wirrnissen der deutschen Romantik. Eine innerlich gefaßte und vornehme Natur, hat er sich nie in die romantischen Phantastereien genialisirender Libertinage oder katholisirender Frömmelei verloren; was A. aus der Romantik gewonnen hatte, war, wie namentlich „Die Kronenwächter" bezeugen, eine im schönsten Sinn ritterliche, tief patriotische Gesinnung. (Vgl. Goed. Grdr. III. S. 37 ff.) Hettner.

Arnim-Boytzenburg: Adolf Heinrich Graf von A.-B., geb. 1803, † 8. Jan. 1868. Unter dem alteingesessenen Adel der Mark Brandenburg ragt das Geschlecht der Arnim durch ausgedehnte Verbreitung in zahlreichen Zweigen, wie durch ausgezeichnete Dienste hervor, welche seit langen Zeiten die Mitglieder dem von jener Mark aus sich bildenden Staatswesen geleistet. Graf Adolf Heinrich war der Sohn des Grafen Friedrich Wilhelm Abraham, der als Kammerherr und Gesandter dem preußischen Staat Dienste geleistet. Der Großvater, Friedrich Wilhelm v. A. auf Boytzenburg, wurde als Friedrich Wilhelm II. die Huldigung empfangen, in den Grafenstand und zum Oberjägermeister erhoben und im Nov. 1786 zum geheimen Staats- und Kriegsminister und Chefpräsidenten des Forstdepartements beim General-Directorium ernannt.

Graf Adolf Heinrich wurde am 10. April 1803 zu Berlin, nicht, wie oft zu lesen, auf dem Schlosse Boytzenburg geboren. Im J. 1812 starb der Vater, die Vormundschaft über den siebenjährigen Adolf Heinrich und den einzigen, nur wenige Jahre älteren Bruder wurde dem Freiherrn von Stein angetragen

und von diesem formell übernommen. Der große Staatsmann jedoch, mit den größten Angelegenheiten der Zeit in bewegter Thätigkeit beschäftigt, konnte sich seiner Mündel wenig annehmen. Thatsächlich wurde die Vormundschaft mit hingebender Sorgfalt durch den Kriegsrath Bandelow geführt. Die Mutter des jungen Grafen, eine geborene Reichsgräfin von Walmoden=Gimborn, hatte sich wieder vermählt und zwar nach Frankreich. Graf Adolf Heinrich hatte eine einsame Jugend. Er besuchte das Werdersche Gymnasium in Berlin und studirte darauf zu Göttingen und Berlin Jura und Staatswissenschaften. Der junge Graf, dem bei der Theilung der väterlichen Güter mit dem älteren Bruder durch Loos das Majorat zugefallen, zeigte sich, als einer der reichsten jungen Männer des preußischen Adels, unzugänglich für die Zerstreuungen und Genüsse der Jugend. Mit ernster Consequenz verfolgte er seinen Studienplan und überraschte durch gediegene Fortschritte und eindringende Auffassung bald seine Lehrer. Er legte die üblichen Staatsprüfungen für den Dienst in der Verwaltung ab, ward Landrath in der Uckermark, und 1833 mit 30 Jahren zum Regierungspräsidenten in Stralsund ernannt. Von hier aus wurde er in gleicher Eigenschaft nach Aachen berufen, im J. 1837 zum Mitglied des Staatsrathes erhoben und nach einer ganz kurzen Thätigkeit bei der Generalcommission im Herbst 1838 an die Spitze der Regierung zu Merseburg gestellt. Während der kirchlichen Streitigkeiten, welche im J. 1837 zum Ausbruch kamen, hatte er am Rhein den Parteien gegenüber eine tactvolle, zugleich überlegene und versöhnliche Haltung gezeigt. Als er den Posten zu Merseburg antrat, galt es bereits für entschieden, daß ihm die höchsten Staatsämter zugedacht seien. Friedrich Wilhelm IV., kaum zum Thron gelangt, ernannte ihn zum Oberpräsidenten von Posen. Dem König kam es auf die Beschwichtigung der kirchlichen Wirren an, die in Posen nationale waren. Er erwartete jetzt von dem Grafen A. unter weit schwierigeren Verhältnissen das conciliatorische Geschick, welches dieser in der Stellung zu Aachen bewährt hatte. Auch schien es zuerst, als würde dem Grafen gelingen, den Erwartungen des Königs zu entsprechen. Der polnische Adel und der Erzbischof selbst gaben vor dem würdevollen Entgegenkommen des neuen Oberpräsidenten eine Zeit lang ihre staatsfremde Haltung wenigstens äußerlich auf. Bald freilich mußte zu Tage treten, daß die Freundlichkeit und schonende Form des königlichen Stellvertreters nicht die Bedeutung haben konnte, den Hoffnungen der Polen auf nationale Selbständigkeit innerhalb und vielleicht bald außerhalb des Staates zu entsprechen. Friedrich Wilhelm IV. aber erkannte, daß seinem Auftrag bis an die Grenzen der Möglichkeit genügt worden, und stellte nach zwei Jahren den Grafen A. an die Spitze des Ministeriums des Innern.

Die wenigen Jahre, in welchen Graf Arnim diesen hohen Posten bekleidete (damals in der Blüthe des jugendlichen Mannesalters stehend), sind die bedeutungsvollsten in seinem Leben geworden und zugleich von einer Bedeutung für den preußischen Staat, welche allerdings erst eine spätere Geschichtsbetrachtung mit Klarheit übersehen wird.

Die zwei ersten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm IV., in welchen den König Erwartung, Hoffnung, schmeichelnde Zudringlichkeit der besten aber oft unklaren Absicht aus allen Kreisen seines Volkes und weit über dieses hinaus, aus ganz Deutschland kommend, umgaben, waren vorüber. Es mußte sich zeigen, was und wie viel von den mannigfaltigen Erwartungen der äußeren und inneren Politik, welche der König rege gemacht, er erfüllen wollte und erfüllen konnte. Er selbst hatte den weiten Zwiespalt, welcher seine eigenen politischen und geistigen Ideale von denen der Zeit trennte, die er zu lenken berufen war, dieser Zeit so lange als möglich verhehlt. Er hatte der Zeit und vielleicht auch

sich selbst so lange als möglich den Trost zu behalten gesucht, es werde auf dem Grunde herzlicher Liebe von Fürst zu Volk durch lenksamen Gehorsam und durch den Schwung des Gemüthes, den der Fürst dem Volke mittheilte, über den Gegensatz hinwegzukommen sein. Der König mußte sich jetzt entschließen, dem, was seine Person betraf, immerfort freundlich ehrerbietigen, aber doch, trotz des bereits mehrfach erklärten königlichen Nein, ungestümen Drange der öffentlichen Stimme auf Reformen im Sinne des politischen Liberalismus der Zeit mit Strenge entgegenzutreten. Er that es, und schien mit dem ihm eigenen Schwunge des Selbstgefühls sich in der Rolle des strengen Herrschers eine Zeit lang wohl zu fühlen. Aber sein Herz sehnte sich auf die Dauer nach ganz anderen Erfolgen, und überdem sagte er sich mit persönlicher Ueberzeugung, daß die Fortsetzung eines büreaukratischen Absolutismus, sogar mit strengerer Anspannung der Zügel als unter der vorigen Regierung, zwar den unwahren Forderungen der Epoche einigermaßen entgegentreten, den wahren aber unmöglich genügen könne.

Wenn auch die Archive dieser Jahrzehnte der Geschichtsforschung noch nicht offen liegen, so kann man doch so viel erkennen, daß die dreijährige Ministerverwaltung des Grafen A., von 1842 bis 1845, nach außen bezeichnet durch zahlreiche Maßregeln der Repression, welche den Zwiespalt des Königs mit seiner Zeit auf den Höhepunkt zu tragen schienen, im Rathe des Königs ganz andere Ziele verfolgte. Zwischen dem phantasiereichen Geiste des Königs und der praktischen, aber jedes großen Entschlusses nicht minder fähigen Einsicht des selten begabten Mannes an der Spitze der innern Verwaltung wurde mit angestrengten Bemühungen der Weg der Verfassungsreform gesucht. Wir wissen aus authentischer Quelle, daß Graf A. den vollständigen Entwurf einer preußischen Verfassung ausarbeitete und dem König vorlegte. In den Entwurf selbst haben wir keine Einsicht erlangt. Doch glauben wir nach zuverlässiger Mittheilung annehmen zu können, daß ein Zweikammersystem auf ähnlichen Grundlagen in Vorschlag gebracht war, wie die Herrencurie und die Curie der drei Stände des nachherigen „Vereinigten Landtages“. Vielleicht waren gewisse Erweiterungen des Wahlrechts bei der Ständecurie in Aussicht genommen. Aber nicht hier lag der Hauptgegensatz der Ansichten zwischen dem König und dem Minister. Auch der letztere wollte keineswegs das, was man damals unter einer constitutionellen oder einer Repräsentativverfassung verstand. Er wollte von der ständischen Grundlage für die Bildung der Staatskörper keineswegs abgehen, und er wollte nichts weniger, als ein Unterhaus, wie es der deutsche Liberalismus, ohne genaue Kenntniß der englischen Verfassung, nach englischem Muster im Sinne trug. Graf A. würde den nachdrücklichsten Widerspruch eingelegt haben, hätte man der Landesrepräsentation weitergehende Rechte einräumen wollen, als die der Zustimmung zu neuen Gesetzen, neuen Steuern, neuen Anleihen ꝛc. Er wollte nichts weiter, als was der natürliche Anfang jeder gesunden Verfassungsbildung ist, die Verbürgung des bestehenden Rechtszustandes durch das der Landesrepräsentation verliehene Recht, jeder Aenderung des bestehenden Rechtszustandes die Zustimmung zu gewähren oder zu versagen. Da aber in einer von eigenem Lebensdrang erfüllten Zeit unmöglich anzunehmen war, daß Aenderungen des Rechtszustandes nur eine selten eintretende Nothwendigkeit sein würden, so verlangte der Minister für die zu bildende Landesrepräsentation die verfassungsmäßig zugesicherte Periodicität der Berufung. Mit dieser Periodicität würde sich die lebhafte Bewegung des öffentlichen Geistes auf die Zeiten concentrirt haben, wo in regelmäßigen Fristen die Landesvertretung tagte, in der Zwischenzeit aber sich der Ruhe und der vorbereitenden Sammlung hingegeben haben. Aber zu dieser Periodicität, zu dieser sicheren

Abgrenzung der Rechte des Landtags mochte sich der König nicht entschließen. Er wollte Alles in der Hand behalten; er wollte sich erst überzeugen, ob einer allgemeinen Landesvertretung ohne Gefahr solche Rechte eingeräumt werden könnten. Mit nie wankender Selbstverläugnung hatte Graf A. drei Jahre hindurch die immer höher steigende Unpopularität einer blos repressiven Regierungsweise getragen, und den öffentlichen Groll für mehr als eine Maßregel auf sich genommen, die er nicht veranlaßt, von der er abgerathen hatte. Als er sich aber überzeugte, daß diesen Weg, der endlich nur zum Unheil führen konnte, zu verlassen der Entschluß nicht eintreten würde, forderte er seine Entlassung und erhielt sie.

Zwei Jahre später gab der König das Patent vom 3. Feb. 1847. Es war der letzte Moment vor einem unheilschweren Zerwürfniß, und die Gewährung war ungenügend, ungenügend namentlich durch die fehlende Periodicität für den Landtag, während die einem vereinigten Ausschuß allerdings verliehene Periodicität ihrer an sich nicht ausreichenden Bedeutung durch die lange Frist von vier Jahren gänzlich beraubt wurde. Die hypothetischen Fragen an die Vergangenheit sind durch die Gewöhnung unserer Geschichtsbetrachtung zur Zeit verpönt, obwol der Fehler derselben vielleicht nicht immer genau erkannt wird. Wir glauben mit der Annahme nicht zu weit zu gehen, daß eine Verfassungsreform, wie sie Graf A. beantragte, rechtzeitig durchgeführt, Preußen vor den Erschütterungen in Folge der französischen Februarrevolution bewahrt und ihm die Früchte einer Umwandlung der deutschen Verhältnisse um so sicherer gebracht haben würde. Diese Annahme verläßt die Grenzen des Richtigen nicht darin, daß sie voraussetzt, es hätte damals die Mittel zur Beherrschung des Kommenden gegeben, und sie hätten gefunden werden können. Jene Grenze würde erst überschritten, wenn man behaupten wollte, die richtige Maßregel, dem König einmal abgewonnen, hätte von selbst die Bedingungen der richtigen Durchführung gefunden.

Wir kommen zu dem J. 1848, und damit zu einem Theil der amtlichen Laufbahn des Grafen A., der in seinem Zusammenhang für die Oeffentlichkeit undurchsichtig bleibend, sehr widersprechende und sehr irrige Urtheile hervorgerufen hat. Der König, von dem Grade der Bewegung der Geister auch in Preußen während der Märztage sichtlich überrascht und doch die Höhe desselben noch nicht ermessend, entwarf am 17. März jenes Patent, welches am 18. März erschien, von dem letzteren Tage datirt, und unter dem Namen desselben historisch geworden ist. Bei der Entwerfung war noch das Ministerium Bodelschwingh im Amt, aber als der König das Patent Herrn von Bodelschwingh vorlegte, erklärte der letztere, seinerseits die Geschäfte auf den darin vorgezeichneten Weg nicht leiten zu können. Der König wollte anfangs den Finanzminister v. Alvensleben an die Spitze des Ministeriums stellen; als dieser ablehnte, sandte der König zum Grafen A. Am Vormittag des 18. März erschien der Graf vor dem König auf dem Schlosse, erhielt den Antrag, und bat sich einen Tag Bedenkzeit aus. Er konnte nicht anders. Wie hätte er der unerwartetsten, schwersten Lage ohne einen Plan entgegentreten sollen, der die Möglichkeit zeigte, der Lage Herr zu werden! Der Plan mußte erst gefunden werden, wer hätte in der allgemeinen Ueberraschung einen solchen bereit gehabt? — Das Patent vom 18. März wirkte in den ersten Momenten beruhigend, der sehr allgemeine Charakter der Versprechungen erregte aber bald wieder Mißtrauen. Es kam zu unruhigem Andrängen der Massen gegen das Schloß, zur Zurückdrängung durch die Truppen, wobei jene zwei Schüsse aus zufällig entladenen Gewehren fielen, welche der Vorwand zur Errichtung der Barrikaden wurden. Die Truppen drangen darauf siegreich vor, bis die Nacht dem Kampfe Einhalt that. Es ist kein Zweifel,

daß bei Wiederaufnahme des Kampfes am andern Tage der Aufruhr nieder=geschlagen worden wäre. Der König aber, schmerzlich bewegt und von einigen Seiten bestürmt, entwarf in der Nacht jene Ansprache, worin er die Berliner aufforderte, die Barrikaden wegzuräumen, dann sollten, darauf gab der König sein Wort, „alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt und die militärische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden." Als Graf A. am Vormittag des 19. März, um den inzwischen gefaßten Entschluß der Annahme des Ministeriums anzukündigen, auf dem Schloß erschien, fand er daselbst eine Deputation, welche auf Grund der am Morgen veröffentlichten Ansprache den König bat, die Truppen zurückzuziehen, bevor noch die Barrikaden hinweggeräumt seien, weil letzteres den Abmarsch der Truppen zu sehr verzögern und damit die Gefahr neuer Zusammenstöße herbeiführen würde. Graf A. deutete dem anwesenden Minister v. Bodelschwingh an, daß er den König in Geschäften zu sprechen wünsche, und die beiden Staatsmänner folgten dem König in sein Cabinet. Von hier aus überbrachte der Minister v. Bodelschwingh der noch anwesenden Deputation den Befehl des Königs, die Truppen von den Straßen und Plätzen zurückzuziehen in der Erwartung, daß die Einwohnerschaft zur Ordnung zurückkehren und die Barrikaden weggeräumt würden. Die bisherige Forderung des Königs, daß vor dem Rückzug der Truppen die Barrikaden weggeräumt und die Ordnung hergestellt sein müsse, wurde also nicht mehr aufrecht erhalten. Der zum Befehlshaber der Truppen in Berlin ernannte General v. Prittwitz setzte dem Minister von Bodelschwingh die militärischen Folgen dieser Maßregel sofort mit Nachdruck auseinander, wogegen der Minister sich auf den königlichen Befehl berief.

Graf A. hatte, wie aus der bisherigen Erzählung bereits erhellt, keinen Antheil an der in der Nacht vom 18. zum 19. März entworfenen Ansprache des Königs an die Berliner, worin der Rückzug der Truppen „von allen Straßen und Plätzen" nach Wegräumung der Barrikaden zugesagt, worin also bereits freiwillig und entschieden Abstand genommen war von der sofortigen Räumung und von der vollständigen Niederwerfung des Aufruhrs. Graf A. hat auch nicht dazu beigetragen, daß der Befehl zum Rückzug der Truppen am Vormittag des 19. März ertheilt wurde, ohne daß die anfangs gestellte Bedingung der Wegräumung der Barrikaden erfüllt war. In einer Schrift: „Bemerkungen des Grafen Arnim=Boytzenburg zu der Schrift: Die Berliner Märztage vom militärischen Standpunkte aus geschildert", die im October 1850 veröffentlicht wurde, erklärte der Graf, daß er bei jener Unterredung mit dem König in des letzteren Arbeitscabinet im Beisein des Ministers von Bodelschwingh am Vormittag des 19. März zu dem König nur von der Bildung und den Maßregeln des neuen Ministeriums gesprochen habe. Die Berathung der militärischen Maßregeln des Augenblicks habe er dem König und dem noch in amtlicher Thätigkeit stehenden Minister überlassen. Doch habe er nicht seine Zustimmung zu dem Beschluß verhehlt, für den Rückzug der Truppen, wenn derselbe einmal angeordnet werden und der Angriff sistirt werden sollte, die vorherige Wegräumung der Barrikaden nicht zur Bedingung zu machen. Graf A. hatte aber geglaubt, es sei bei dem Rückzug eine Concentration entweder sämmtlicher in der Stadt befindlichen Truppen oder doch eines völlig ausreichenden Theiles derselben um das Schloß und die wichtigsten Staatsgebäude auf einige Zeit beschlossen. Der Befehlshaber hatte indessen eine solche Concentration im voraus für unmöglich erklärt, und führte den Rückzugsbefehl so aus, daß am Nachmittag des 19. März die Truppen zerstreut waren und großentheils die Stadt verlassen hatten. Als Graf A., nachdem er am Mittag des

19. März die Ernennung zum ersten Minister empfangen, aus dem Cabinet des Königs trat, sah er das Schloß von Truppen beinahe verlassen und dagegen, wie er sich in der oben genannten Schrift ausdrückt, „den Feind bereits im Schlosse". Auf die Frage an den Befehlshaber nach dem Verbleib der Truppen, erhielt er die vollkommene Bestätigung dessen, was seine Augen ihn lehrten. Er erzählt von dem Eindruck dieser Wahrnehmung selbst: „es war der einzige Augenblick in den ganzen schweren Tagen, in dem ich nahe daran war, die Fassung zu verlieren". Sicherlich hätte er unter diesen Umständen das Recht gehabt, den Auftrag zur Leitung der Staatsgeschäfte dem König zurückzugeben in einem Augenblick, wo diese Leitung, und sogar die Person des Königs selbst schutzlos dem Belieben einer aufrührerischen, geschlagenen, aber in Folge der Aufhebung des Kampfes nicht besiegten Menge preisgegeben war. Unmittelbar nach der Zerstreuung der Truppen wurde dem König der Rath gegeben, mit der königlichen Familie unter dem Schutz der kleinen Schloßbesatzung die Stadt zu verlassen. Graf A. konnte in dieser Maßregel, so ausgeführt, nichts sehen als eine Flucht, und widerrieth sie. Aber er sah sich nun in der, wie man wol sagen darf, schrecklichen Lage, inmitten einer Revolution, welcher durch unbegreifliche Mißverständnisse der Sieg zu Theil geworden war, den Staat zu leiten und den König zu schützen ohne Schutzmittel. Ihm lag ob, die Revolution nicht zu reizen, um nicht den König der höchsten Gefahr auszusetzen, aber ihr auch nicht mehr nachzugeben, als die Sicherheit des Staats erlaubte. Nur zehn Tage lang sollte er diesem Werke dienen. Zu seiner Durchführung achtete er den Eintritt noch mehrerer angesehenen Häupter der liberalen Opposition des vereinigten Landtags in das Ministerium für unerläßlich. Der Eintritt wurde von Seiten jener Staatsmänner, namentlich von Seiten Camphausen's versagt. Sie wollten die Last der jetzt der Staatsleitung zufallenden Aufgabe nicht mit dem Minister theilen, auf dessen Namen ein so großer Theil der Unpopularität des Regierungssystems der unmittelbar vorangehenden Zeit ruhte. Graf A., dem sein Gewissen sagte, mit welchem Recht die Schuld der früheren Politik ihm beigemessen wurde, konnte in der Selbstverleugnung, mit der er früher die Fehler Anderer auf sich genommen, jetzt den Lohn der Befreiung von einer unlösbaren Aufgabe finden, der aus freien Stücken sich zu entziehen sein Pflichtgefühl nicht gestattet hätte. Sein Bemühen war jetzt nur noch, den Zusammentritt des vereinigten Landtags zu sichern, damit der Boden der Legalität für die unaufschiebbare Staatsreform nicht verloren gehe, und die Bildung eines haltbaren Ministeriums abzuwarten, damit die Leitung der Geschäfte in der schwierigsten Zeit keinen Augenblick verwaist dastehe. Am 29. März war das Ministerium Camphausen gebildet, Graf A. trat zurück, doch hatte er in den zehn Tagen dieser Ministerverwaltung einen für die spätere Entwicklung folgereichen Act angerathen, gegen dessen nachherige Ausdeutung er sich im December 1848 in einer eigenen Schrift verwahrte. Es sind dies die sogenannten Verheißungen vom 22. März. In dieser Zeit erschienen aus allen Theilen des Landes vor dem König Deputationen, welche eine Erläuterung und genauere Bestimmung der Verheißungen des Patentes vom 18. März erbaten. In einem Bescheid, welchen er einer Deputation der Städte Breslau und Liegnitz schriftlich unter dem Datum des 22. März und mit der Gegenzeichnung des ganzen damaligen Ministeriums, den Grafen A. an der Spitze, ertheilte, gab der König diese genaueren Bestimmungen. Im Eingang des Bescheides erwähnte der König, daß er eine constitutionelle Verfassung auf den breitesten Grundlagen verheißen habe, daß er demgemäß dem vereinigten Landtag ein volksthümliches Wahlgesetz vorzulegen beabsichtige, geeignet eine auf Urwahlen gegründete, alle Interessen des Volkes ohne Unterschied der religiösen Glaubens-

bekenntnisse umfassende Vertretung herbeizuführen. Hier erscheinen also zum ersten Mal in einem amtlichen Aktenstück die „breitesten Grundlagen" und die „Urwahlen" deren Einführung in das preußische Staatsleben dem Grafen A. von einzelnen Seiten zum schweren Vorwurf gemacht worden ist. Derselbe hat jedoch in der zuletzt genannten Schrift mit einer jeden Zweifel aufhebenden Beweisführung diese Ausdrücke so erläutert, daß durch den Sinn derselben weder das Zweikammersystem ausgeschlossen, noch für die zweite oder Wahlkammer eine andere Bildung beabsichtigt war, als mittelst eines, zwar alle Volkstheile heranziehenden, aber doch jeden Theil nur mit einem nach Verhältniß des Gewichtes seiner Interessen ausstattenden Wahlrechtes. Die besonderen Reformgesetze, welche der auf diese Weise zu bildenden neuen Volksvertretung vorgelegt werden sollten, wurden nur dem Gegenstand, aber nicht der Ausführung nach in jenem Bescheid bezeichnet. Bedenklich war allein das am Schluß gegebene Versprechen, das stehende Heer auf die Verfassung vereidigen zu lassen. Mit männlichem Freimuth hat Graf A. in einer Schrift vom August 1849 dieses Versprechen als einen Fehler anerkannt, zugleich aber den Fehler in einer Weise gut gemacht, auf die wir noch zu sprechen kommen. In jenen Märztagen wurde ein Wort aus Arnim's Munde umhergetragen, das zu vielen Angriffen benutzt worden ist: Man müsse der Bewegung immer um einen Schritt voraus bleiben. Arnim's Meinung war: Der Staatslenker muß das Nothwendige thun, bevor es sich aufdrängt. Die Spottsucht und Mißgunst jener Tage entnahm den Sinn, daß man alle Launen und Extravaganzen einer ungezügelten Bewegung zuvorkommend erfüllen müsse.

Zwei Ministerlaufbahnen in zwei gleich denkwürdigen Epochen lagen hinter dem Staatsmann, der diesen Posten nach wenigen Monaten zum dritten Mal und zwar zum dritten Mal in dem Moment einer Krisis des Staatslebens angetragen erhielt. Diesmal wurde der Posten von ihm abgelehnt, den er fortan auch nicht wieder eingenommen hat. Er wußte, daß eine Behandlung der Staatsangelegenheiten, wie sie nach seiner Ueberzeugung allein zum Heil führen konnte, unter den gegebenen Bedingungen nicht zu erreichen war. Darum lehnte er ab, entschlossen dem Patriotismus jedes nützliche Opfer zu bringen, dem Ehrgeiz keines.

Graf A. hatte ein Mandat zur Nationalversammlung in Frankfurt a. M. erhalten und angenommen. Bald nach der Wahl des Reichsverwesers legte er das Mandat nieder und rechtfertigte diesen Schritt durch eine Schrift, die im August 1848 unter dem Titel: „Die deutsche Central-Gewalt und Preußen" erschien. Graf A. ging darin von der Unmöglichkeit aus, daß Preußen als nur gehorchendes Glied in irgend ein deutsches Reich eintrete. Die Ausführung war so staatsmännisch und klar, daß sie jeden Widerspruch verbot, vorausgesetzt, daß die mit der damals provisorisch errichteten Reichsgewalt formell gegebenen Rechtsverhältnisse buchstäblich befolgt werden sollten. Es blieb jedoch für den staatsmännischen preußischen Patrioten immerhin ein anderer Standpunkt möglich. Es war gestattet, darauf zu rechnen, daß die provisorische Centralgewalt in Frankfurt, wie unumschränkt immer ihr formelles Mandat lautete, thatsächlich keinen ernsthaften Schritt ohne Einverständniß mit Preußen werde thun können noch wollen. Es war einem solchen Patrioten ferner schon damals ermöglicht, vorauszusehen, daß in Frankfurt entweder gar keine Verfassung zu Stande kommen werde oder eine solche, welche Preußen den ersten Platz in Deutschland einräumte. Wir stoßen hier auf das Grundelement in dem Charakter des Staatsmannes, dessen Laufbahn wir schildern. Seine Methode, die politischen Angelegenheiten aufzufassen und zu behandeln, war nicht diejenige, welche man die dynamisch-pragmatische nennen kann. Wer dieser Methode

Meister ist, der läßt den Dingen oftmals ihren Schein, aber er weiß, ohne dem Schein eher als nöthig zu widersprechen, die Mittel zu finden, die Wirkung der Dinge auf die Sphäre ihrer Kraft einzuschränken. Eine solche Methode lag nicht in Arnim's Geist. Er war für sie zu vornehm und zu schlicht, zu stolz und zu rein, zu juristisch geformt und geschult in seinem Urtheil, und wenn wir Alles sagen wollen, vielleicht zu unbeweglich. Ihm mußten die Dinge das bekennen, was sie bedeuteten, das scheinen, was sie waren. Auf Wahrheit, Offenheit, auf strenge Gewissenhaftigkeit in der Befolgung aller angenommenen und rechtsbeständigen Schranken war das lebendige Staatswesen gegründet, wie er es im Sinne trug: ein Ideal, das als dauerhaftes Ziel am Ende der glücklichen Entwickelungen liegt, aber während der Entwickelungskämpfe nicht inne zu halten ist.

Von Frankfurt zurückgekehrt, fand Graf A. in der Heimath den grundbesitzenden Adel Preußens, dem er als eines der bedeutendsten Glieder angehörte, in seinen Rechten bedroht. Der damaligen, preußischen Nationalversammlung lagen Pläne vor, welche dem adeligen Grundbesitz die mit ihm verbundenen Realrechte ohne Entschädigung entziehen wollten. Das war eine Ungerechtigkeit, die nicht zum Vollzug kommen durfte und nicht dazu gekommen ist. Zu ihrer Abwehr trat in Berlin ein großer Theil des grundbesitzenden Adels zusammen, das sogenannte Junkerparlament, in dessen Berathungen der Graf die seiner Persönlichkeit entsprechende Stelle einnahm.

Als die Rückkehr aus der Anarchie zum geordneten Staat in Preußen sich im November 1848 vollzogen hatte, wurde Graf A. in die auf Grund der am 5. Dec. verliehenen Verfassung berufene zweite Kammer gewählt. Er war hier einer der Führer der Rechten gegenüber der demokratischen Linken, welche die nur um weniges kleinere Hälfte der Kammer ausmachte. Nach Auflösung dieser Kammer im April 1849 gehörte Graf A. wiederum der auf Grund des octroyirten Wahlgesetzes vom Mai desselben Jahres gewählten zweiten Kammer an. In der Bekleidung dieses Mandates hat er sehr wesentlich beigetragen, daß die Revision der Decemberverfassung, welche die Aufgabe der damaligen Kammern war, zu einem erfolgreichen Ende gebracht und die Möglichkeit erreicht wurde, den König zur definitiven Sanction und Beschwörung der revidirten Verfassung zu bestimmen. Hervorzuheben ist in dieser Beziehung die Verwandlung der ersten Kammer, welche nach der Decemberverfassung eine Wahlkammer nur mit anderem Wahlmodus als die zweite war, in eine Pairskammer. Diese Pairskammer war indeß noch nicht das spätere Herrenhaus, welches erst entstand, als durch eine neue Verfassungsänderung im Mai 1853 die Bildung der ersten Kammer aus erblichen und lebenslänglichen Mitgliedern in die freie Anordnung des Königs gestellt wurde. Am wichtigsten war aber die Aufnahme der Bestimmung, daß eine Vereidigung des Heeres auf die Verfassung nicht stattfinden solle. Wie oben erwähnt, hatte die Zusage dieser Vereidigung sich unter den königlichen Verheißungen vom 22. März 1848 befunden. In einer Schrift „Ueber die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung", die Graf A. im August 1849 veröffentlichte, bezeichnete er jene Zusage als einen Fehler, nahm die unter den schwersten Umständen gegebene Ertheilung derselben auf sich und legte die Nothwendigkeit, den König durch einen Beschluß der Kammern der Erfüllung jener Zusage zu überheben, so einleuchtend dar, daß die kleine Schrift für die Beurtheilung dieser Frage auch in künftigen Zeiten an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Umständen ein classischer Führer bleiben wird.

Seit der Bildung des Herrenhauses hat der Graf dieser Körperschaft bis zum Lebensende angehört. Seine Stellung blieb von nun an die eines Anwaltes des großen Grundbesitzes gegen ungerechte, Bedeutung und Werth desselben

für den Staat verkennende Beeinträchtigung. Niemals aber konnten seine Bestrebungen auch nur in den Verdacht gerathen, auf die Bevorzugung eines Standes durch die Zurücksetzung aller übrigen gerichtet zu sein. Er wollte die Freiheit aller Stände in geordneten, aber auch unantastbar schützenden Schranken. Er wollte die freie Bewegung des Ganzen auf geordneter Bahn der Theile und wollte sie nicht blos in der Theorie, sondern wie es seinem ganzen lauteren Wesen entsprach, ohne Aufschub, im Leben. Er unterschied sich darin wesentlich von Stahl, der einer ähnlichen Theorie huldigte, aber jede Willkür des Regierungssystems unermüdlich beschönigte.

Graf A. war durchdrungen von der größten aller Wahrheiten auf dem Gebiete des inneren Staatslebens, daß die Rechte jedes Standes den Pflichten entsprechend bleiben müssen, als deren Folge sie nur entstehen durften. In der Schrift über die Verheißungen vom 22. März und in mancher parlamentarischen Rede blickt diese Einsicht durch, die zugleich ein Bedürfniß seines Charakters war. Ob er die Consequenzen derselben nicht nur für das Verhalten der Einzelnen, sondern für die staatsrechtlichen Gestaltungen der Gegenwart stets richtig erkannt, mag sich bestreiten lassen. Vielleicht hätte er dann der Ausgleichung der Grundsteuer durch das Ministerium Patow im J. 1860 nicht widersprechen dürfen.

Sein letztes öffentliches Hervortreten war die Anregung einer Petition für die Verbindung der von Dänemark eroberten Elbherzogthümer mit der preußischen Krone.

Graf A., gleich ausgezeichnet durch hohe Geburt und glänzende Lebensverhältnisse, durch geistiges Talent und gewissenhaften Charakter, durchmaß eine Laufbahn, wie sie diesen Vorzügen entsprach. Indeß auf ihr begegnete ihm nicht der Siegespreis des äußeren Erfolgs. In Zeiten aber, die man unmögliche nennen möchte, weil ihnen alle Bedingungen des Gelingens fehlen, das Nothwendige gewissenhaft unternehmen, ist nicht minder ein großes Beispiel, dessen die Völker bedürfen. Ein Volk, welches in den schweren Momenten solche Männer entbehren muß, ist dem Chaos verfallen. Das preußische und das deutsche Vaterland dürfen sich glücklich schätzen, wenn in dem preußischen Adel sich immer Männer finden, die in glänzenden Lebensbedingungen sich den Weisheitsspruch des großen Dichters zur Richtschnur nehmen: „Was Du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen;" die nach Erfüllung der peinlichsten Pflicht die Verkennung schweigend tragen, um nicht den Staat und sein Ansehen zu beeinträchtigen. Constantin Rößler.

v. Arnim: Albrecht Heinrich v. A., zweiter Sohn des uckermärkischen Landraths Abraham Friedrich v. A., auf Kröchlendorff und Woddow, aus einer Seitenlinie des Neu-Boytzenburger Hauses der v. Arnim'schen Familie, 7. Nov. 1744 geboren, erbte das Gut Woddow. Er schrieb ein mehrbändiges Werk über Verbrechen und Strafen, wurde königl. preußischer Geheimrath, Dombechant zu Brandenburg, Director der kurmärkischen Landschaft, sodann 1798 Justizminister, und starb unvermählt am 25. Oct. 1805 zu Klockow in der Uckermark.

v. A.—G.

v. Arnim: Friedrich Wilhelm v. A., königl. preußischer Kriegsminister, ward 31. Dec. 1739 zu Berlin geboren, bezog 1759 die Universität Göttingen, 1763 Rath am Kammergericht, 1764 Rath und Assessor bei dem uckermärkischen Obergericht. Er vermählt sich 1764 mit Freda Antoinette, Baronesse von Cramm, wird 1769 geheimer Justizrath, Director des erwähnten Obergerichts und des Pupillencollegiums. 1776 Vicedirector bei der kurmärkischen Landschaft, legt er 1780 sein Amt beim Obergericht nieder. 1786 von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben, wird er noch in demselben Jahre „Wirklicher Geheimer Etats-, Kriegs- und dirigirender Minister und Vicepräsident des Generaldirectorii".

Als Chefpräsident des Forstdepartements und Oberjägermeister trug er nicht unwesentlich zur Hebung des Forstwesens in Preußen bei, welches er zuerst für das ganze Land in einer Hand vereinigte, und hierbei der Landescultur, namentlich aber der Hebung der Landwirthschaft, nicht unerhebliche Dienste leistete. Kränklichkeitshalber nahm er 1798 seinen Abschied und † 21. Januar 1801.

Großmann.

v. Arnim: Friedrich Wilhelm Karl v. A., geb. in Preuß.-Minden 21. Aug. 1786, † zu Gerswalde 3. Mai 1852: zweiter Sohn des Regierungs-Präsidenten Karl Ludolph Bernhard v. A. auf Gerswalde in der Uckermark, dem jetzt ältesten Stammgute in der Arnim'schen Familie, das 1437 in den Besitz der Arnim's gekommen ist. Aus dem Hause Gerswalde stammen die alte und junge Boytzenburger Linie; jene 1648 ausgestorben mit Karl Ludwig, dem Neffen des Feldmarschalls Hans Georg (s. d.). Friedrich v. A. besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, studirte Jura und Cameralia in Halle, mußte dann als westphälischer Unterthan in westphälische Dienste treten, ging in diplomatischen Sendungen nach Paris und Petersburg, wo er als Legationssecretär bis 1811 blieb, wurde später preußischer Officier und Adjutant des Generals von Thielemann, und kam mit demselben nach Paris und Nantes. Nach dem Frieden ins uckermärkische Kreisdirectorium gewählt, wurde er darauf Landrath des Templiner Kreises, welchen er während 12 Jahren so vortrefflich verwaltete, daß die Regierung ihn 1831 als Polizei-Präsidenten nach Berlin berief. Seine energische, durchaus gerade und im besten Sinne volksthümliche Thätigkeit, verbunden mit gewinnendster Freundlichkeit machte ihn bei der Bürgerschaft sehr beliebt, wurde indessen nicht nur durch Rathlosigkeit dritter beim ersten Erscheinen der Cholera in Berlin sehr erschwert, sondern auch von hochstehenden Personen, welche ihren Einfluß für selbstsüchtige Zwecke mißbrauchen wollten, durchkreuzt. Da es ihm nicht gelang, die Befugniß zum Immediat-Vortrage an den König zu erreichen, so gab er seine Entlassung. Persönliche Genugthuung wurde ihm durch ein Allerhöchstes Cabinetsschreiben vom 2. Januar 1832, und auch sonst von vielen Seiten. Trotz mancher Bitten blieb er bei seinem Beschluß, den Staatsdienst zu verlassen, wies auch später alle Aufforderungen, in das öffentliche Leben wieder einzutreten, von sich ab. Er lebte seitdem in segensreicher Wirksamkeit auf Gerswalde. Aus zwei Ehen mehrere Kinder hinterlassend, hatte er nur einen Sohn erster Ehe als Nachfolger im Grundbesitz. v. Arnim-Gerswalde.

v. Arnim: Georg Dietloff v. A., königl. preußischer Staatsminister, geb. 18. September 1679 auf dem Hause Nechlen in der Uckermark, † 20. Oct. 1753. Er bezog noch nicht 9 Jahre alt 1688 die Universität Königsberg, verließ sie bald wieder, um sie (1694—1699) mit Halle zu vertauschen. Er durchreiste hierauf Deutschland, Holland, Frankreich und Italien und trat 1703 als Kammerjunker in den preußischen Hofdienst und zugleich in die Armee, in welcher er 1704 bei Höchstädt mitfocht und verwundet wurde. 1705 vermählte er sich mit der Gräfin Dorothea Sabina von Schlieben, wurde 1706 Landvogt der Uckermark und Ober-Heroldsrath. 1712 geheimer Justizrath; 1738 Präsident des Tribunals und des ravensbergischen Appellationsgerichtes zu Berlin, Lehnsdirector, wirklicher geheimer Rath und Staats- und Kriegsminister, erhält 1743 das schlesische Justizdepartement, kann sich mit den von Cocceji veranlaßten und von Friedrich II. gut geheißenen Justizreformen als zu gewaltsam die alte Ordnung umstoßend nicht befreunden und nimmt daher 1748 seinen Abschied. Er wird 1749 Director der kurmärkischen Landschaft und erhält für seine mannigfachen Verdienste den Orden vom Schwarzen Adler. Auf persönlichen Wunsch des Königs tritt er in demselben Jahre als „dirigirender Minister und Vice-Präsident des General-Directorii" von neuem in den Staatsdienst, wird General-

Postmeister, Obercurator bei den Realschulen in Berlin ꝛc. Als warmer Verehrer der Wissenschaften war er ein Förderer der von Leibniz gestifteten Akademie der Wissenschaften in Berlin und erwarb sich durch Herbeiziehung von Colonisten in die noch seit dem 30jährigen Kriege und neuerdings durch die Pest verödeten Dörfer und durch Hebung der Landwirthschaft nicht unerhebliche Verdienste um die Landescultur.

Kirchner, Das Schloß Boytzenburg und seine Besitzer. Berlin 1860.

Großmann.

v. Arnim: Hans Georg v. Arnim-Boytzenburg, als Feldherr und Staatsmann in der Zeit des 30jährigen Krieges unbestritten von nicht geringer Bedeutung, als angeblicher Vertreter der schwankenden Politik seines Kriegsherrn, des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, von den Oesterreichern und Schweden oft verläumdet, erscheint nach neueren objectiven Forschungen als ein seinem deutschen Vaterlande und der protestantischen Kirche treu ergebener Staatsmann, dessen verständige Ansichten bei den damaligen Verhältnissen neben der Unfähigkeit des schwachen Kurfürsten nicht zur Geltung kommen konnten. Geb. 1581, seit 1611 der Erbe der sehr verschuldeten Güter seines Vaters, des Brandenburger Oberhofmarschalls Berndt von Arnim, diente er 1613—1617 dem König Gustav Adolf als Oberst im russischen Kriege und in diplomatischen Geschäften, dann dem polnischen König Sigismund III. im Kriege gegen die Türken und trat trotz seiner bei aller Toleranz entschieden protestantischen Gesinnung, welche er bis an sein Lebensende in seinen oft salbungsvollen Reden, biblisch gefärbten Gutachten und sogen. zahlreichen theologischen Schriften kund gab, 1626 als Oberst in kaiserliche Kriegsdienste, in denen er durch umsichtige Unterstützung der Wiedereroberung Schlesiens und durch die Besetzung Mecklenburgs und Pommerns Wallenstein's besonderes Vertrauen gewann, zum Feldmarschall erhoben, Stralsund ohne Erfolg belagerte und nach dem Lübecker Frieden vom Herzog von Friedland zur Unterstützung der Polen gegen die Schweden entsandt, den König Gustav Adolf auf der Stuhmer Heide besiegte: mit Mühe entging der König der Gefangenschaft. Während dieser Zeit hatte sich A. vor allen Wallensteinischen Obersten durch Uneigennützigkeit, einfache Lebensweise und strenge, freilich oft erfolglose Zügelung der Soldatesca einen guten Namen gemacht. Differenzen mit dem Polenkönig und die Bedrohung seines Lehnsherrn, des Kurfürsten von Brandenburg, bewogen den Feldmarschall zum Rücktritt aus dem kaiserlichen Dienste, wobei jedenfalls die seit dem Restitutionsedicte in Frage gestellte Existenz der Evangelischen in Deutschland mitwirkte. Die Stellung, welche Kurfürst Johann Georg 1631 sowol gegen des Kaisers Bedrohungen als auch gegen die von Schweden der Selbständigkeit des Reiches drohende Gefahr einnehmen zu wollen schien, veranlaßte A. als Feldmarschall, später Generallieutenant, in kursächsische Dienste zu treten. Er vermochte aber nur eine leidliche Organisation des sächsischen Heeres in kürzester Frist durchzuführen, während seine Rathschläge, als Haupt der evangelischen Fürsten kräftig aufzutreten und dem König von Schweden mit Vorsicht die Hand zu bieten, bei Johann Georg ganz erfolglos blieben, bis die Bedrängniß durch Tilly den Kurfürsten zum Bündniß mit den Schweden nöthigte: A. war der Vermittler dieses Bündnisses und blieb demselben trotz mancher Mißverständnisse, welche öfters einen unberechtigten Argwohn der Schweden erregten, bis zu seinem Rücktritt aus jener Stellung 1635 in Rath und That aufrichtig treu. Bei Leipzig hielt sich A. mit einigen Reiterregimentern auf dem Schlachtfelde bei dem siegreichen König, während die andern Sachsen geworfen sich mit dem Kurfürsten zur Flucht gewendet hatten. Im Winter 1631—1632 stand er der mit dem König getroffenen Abrede gemäß nach Befreiung der Lausitz siegreich in Böhmen, wobei ihm der dem Kaiser grollende

Wallenstein für eigenen Vortheil die Wege gebahnt zu haben scheint. Als der Herzog von Friedland wieder an die Spitze des kaiserlichen Heeres getreten war, versuchte A. insgeheim — doch wurde Gustav Adolf davon officiell unterrichtet — Friedensverhandlungen mit dem alten Freunde, die jedoch ganz erfolglos waren, da der Herzog zweideutig erschien und A. sich vorsichtig zurückhielt. Dieser konnte gegen den plötzlich angreifenden Feind nur das sehr desorganisirte Heer nach Sachsen zurückziehen. Während im Sommer 1632 Gustav Adolf gegen Wallenstein bei Nürnberg operirte und dem vom Herzog bedrohten Kurfürsten von Sachsen zu Hülfe kam, war A. mit den Sachsen und den ihm untergebenen schwedischen und brandenburgischen Truppen siegreich in Schlesien und ermuthigte, vom Kurfürsten bevollmächtigt, die evangelischen Schlesier zur Ausdauer und ausgiebigen Unterstützung des sie beschützenden Heeres. Hier war er auch zum Schutz des Landes, trotz des Hülferufs seines Kriegsherrn, mit Genehmigung des Königs geblieben, als die Schlacht bei Lützen geschlagen wurde, und das sächsische Heer blieb auch nachher dort. Doch mahnte A. mit aufrichtiger Klage über den Tod des Retters der evangelischen Freiheit den Kurfürsten zur Verständigung mit Oxenstierna, Bernhard und den evangelischen Fürsten und zur kräftigen Fortsetzung des Krieges, um baldigst einen für das Reich und die Kirche ersprießlichen Frieden mit genügender Entschädigung für die Schweden zu gewinnen. Diesen Standpunkt hielt er unbedingt fest, ohne den Kurfürsten zu einer verständigen Benutzung der den Evangelischen damals günstigen Verhältnisse bewegen zu können. 1633 kam deshalb A. in Bedrängniß, als Wallenstein neu gestärkt mit großer Heeresmacht in Schlesien auftrat und mußte dem Herzog entgegenkommen, als dieser, mit dem Angriff zögernd, Verhandlungen anbot. Bald aber überzeugte er sich, daß Wallenstein nur in seinem Interesse Sachsen und Brandenburg von den Schweden abziehen wollte und es wäre jedenfalls zu einem für A. sehr bedenklichen Kampfe gekommen, wenn nicht der Herzog nach dem wohlfeilen Siege von Steina wegen der Fortschritte Bernhards an der Donau vom Kaiser im Nov. 1633 nach Böhmen zurückgerufen worden wäre. Von hier knüpfte Wallenstein, der von Wien aus in seiner Stellung bedroht, jetzt entschlossen war, dem Kaiser und dem Reiche einen Frieden nach seinem Belieben aufzudrängen, unter dem Deckmantel einer allgemeinen kaiserlichen Vollmacht, ganz geheime Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen an: dieser sollte ihn in seinen immer mehr verrätherisch sich gestaltenden Maßnahmen gegen den Kaiser unterstützen. A. hielt sich sehr zurück, während der vorläufig zur Beschwichtigung des Herzogs nach Pilsen gesendete sächsische Feldmarschall, Franz Albert von Lauenburg, auf eigene Faust Wallenstein's Pläne gegen den Kaiser zu fördern suchte, verschaffte sich bei seinem Kriegsherrn und bei Brandenburg Instruction zu einem definitiven Friedensabschluß mit dem Herzog auch gegen des Kaisers Willen im Interesse des Reichs und der evangelischen Kirche, jedoch nicht zur Unterstützung eines etwaigen Abfalls des Herzogs vom Kaiser, für welche Wallenstein den sehnlichst in Pilsen erwarteten A. zu gewinnen hoffte. Als dieser auf der Reise bereits in Zwickau war, bekam er Nachricht von der Katastrophe in Eger und entging so glücklicher, als Franz Albert, der kaiserlichen Gefangenschaft. Seitdem war er in Wien auf längere Zeit schlecht angeschrieben, verlor aber nicht das Vertrauen seines Kriegsherrn, nur daß seine Rathschläge für einen allgemeinen dem Reiche und der evangelischen Kirche förderlichen Frieden mit genügender Entschädigung der Schweden von dem unzurechnungsfähigen Kurfürsten nicht beachtet wurden. A. wurde seiner Stellung immer mehr überdrüssig. Noch einmal fand er Gelegenheit 1634 durch den Sieg über die Kaiserlichen bei Liegnitz seine Feldherrntüchtigkeit zu beweisen. Doch der darauf mit Baner unternommene Einfall in Böhmen hatte bei dem Zwiespalt der Bundes-

genossen keinen Erfolg, während in Süddeutschland die Kaiserlichen immer mehr Vortheile gewannen. Dies machte den Kaiser und die Katholiken zuversichtlich und führte 1635 den für Sachsen so schmachvollen Frieden von Prag herbei. Anfangs sollten es nach Arnim's Rath nur Präliminarien sein, die sich im Juni 1634, wo es mit den Evangelischen noch gut stand, in Leitmeritz ganz leidlich angelassen hatten. Später aber steigerten sich in Pirna besonders nach der Schlacht von Nördlingen die Forderungen des Kaisers, und in Prag gab 20—30. Mai 1635 der Kurfürst für die ihm gewährte Privatentschädigung der abgetretenen Lausitzen und für das Bündniß mit dem Kaiser gegen alle, welche den Krieg fortsetzen würden, die süddeutschen Reichsstände, die Schlesier und viele andere früher auf Arnim's Rath gestellte Forderungen dem Kaiser preis. A., der sich an den Unterhandlungen nicht betheiligt hatte, beschwor vergeblich noch in letzter Stunde schriftlich den Kurfürsten, diesen höchst problematischen Frieden nicht einzugehen, und die von ihm zum Abfall ermunterten Schlesier nicht zu verrathen, und nahm sofort nach dem Abschluß des Friedens seine Entlassung aus dem Dienste des Kurfürsten. Nun lebte er, wenn er nicht auf Reisen war, meist in Boytzenburg. Einen glänzenden Antrag, in französische Dienste zu treten, schlug er natürlich aus. Als nach des letzten pommerischen Herzogs Tode der schwedische Gesandte Bielke die Huldigung der pommerischen Stände für seine Königin verlangte, ward er über des Kurfürsten Einspruch so erzürnt, daß er den schon lange bei den Schweden mißliebigen A., den er im Verdacht hatte, gegen Schweden intriguirt zu haben, in Boytzenburg aufgreifen und nach Stockholm bringen ließ. Hier war er vom April 1637 bis November 1638 im strengsten Gewahrsam. Interventionen des Kurfürsten von Sachsen und Anderer halfen nichts. Der alte Herr befreite sich endlich nach kluger Vorbereitung selbst mit jugendlicher Keckheit mit Feile und Seil und entkam glücklich nach Deutschland. Hier ging er an den sächsichen Hof zurück und arbeitete in diplomatischen Missionen am Friedenswerke, welches jetzt beim Uebermuthe der eigennützigen Fremden, der Franzosen und Schweden, bei dem Jammer in Deutschland und der friedlicheren Gesinnung des Kaisers Ferdinand III. eben so nothwendig als hoffnungsvoll war: er wollte mit der evangelischen Kirche auch das Reich vor den Fremden retten. Für diesen Zweck entschloß er sich auch wieder zu Kriegsdiensten und ward kaiserlich-sächsicher Generallieutenant. Doch während der Vorbereitung zu einem neuen Feldzuge gegen die Franzosen und Schweden starb er 1641 in Dresden, wo er in der Kreuzkirche bestattet wurde. Sein Grabdenkmal ist beim Bombardement 1760 zu Grunde gegangen. Da er nicht vermählt gewesen, gingen seine Besitzungen auf seinen Vetter Karl Ludolf von Arnim über.

Helbig, K. G. Wallenstein und Arnim. 1850. Der Kaiser Ferdinand etc. 1852. Gustav Adolf etc. 1854. Der Prager Friede, in Raumer's Historischem Taschenbuch 1858. — Kirchner, E. D. M. Das Schloß Boytzenburg etc. 1860. — Hallwich im Archiv für die sächsische Geschichte. Bd. VIII. 1870.

K. G. Helbig.

v. Arnim: Heinrich Friedrich v. A., ältester Sohn des preuß. geh. Justiz- und Kammergerichtsraths Heinrich August v. A., aus dem Hause Werbelow, einer Seitenlinie des Neu-Boytzenburger Hauses der v. Arnim'schen Familie, geb. 23. September 1791, † zu Berlin 28. April 1859. In den diplomatischen Dienst getreten, ward er 1831 Gesandter in Brüssel, 1841 in Paris, und von 1845 bis zum Ausbruch der Revolution 1848 in Wien. Im Febr. 1849 trat er in das brandenb. Cabinet als Minister des Auswärtigen ein, schied aber schon im Mai wieder von diesem Posten und vertrat die preußische Regierung von 1851—58 aufs neue in Wien.

v. Arnim-Gerswalde.

v. Arnim: Heinrich Alexander, Freiherr v. A., aus dem in der Ukermark begüterten Hause v. A.-Suckow, preußischer Staatsmann von einflußreicher Wirksamkeit in einem der bewegtesten Momente der neueren preußisch-deutschen Geschichte, geb. 13. Febr. 1798 zu Berlin, † zu Düsseldorf 5. Jan. 1861. Nach dem Besuche des Pädagogiums zu Halle widmete er sich zunächst der Vertheidigung des Vaterlandes. 1814 in die Landwehrreiterei seiner Heimath eingetreten, machte er die Freiheitskriege mit. 1818 und 1819 lag er in Heidelberg dem Studium der Rechte und der Staatswissenschaften ob, worauf sich ihm schon 1820 die diplomatische Laufbahn eröffnete, zuerst als Attaché der preußischen Gesandtschaft in der Schweiz, dann als Legationssecretär in München, Kopenhagen und Neapel. An letzterem Orte wurde er nach Graf Flemming's Tode Geschäftsträger und kam als solcher mit dem auf einer längeren Reise in Italien begriffenen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen vielfach in Verkehr. Auf Grund dieser Bekanntschaft zog letzterer als König ihn später in seine Nähe. Das Jahr 1829 sah A. als Geschäftsträger in Darmstadt. In dieser Eigenschaft zugleich an dem badischen und dem nassauischen Hofe beglaubigt, entwickelte er eine ersprießliche Thätigkeit bei Erstrebung der ersten Etappe des Weges zur einheitlichen Gestaltung Deutschlands, in der Entwickelung des Zollvereines. Seit 1834 war ihm als Legations- und vortragendem Rathe in der politischen Abtheilung des Ministeriums des Aeußeren zu Berlin unter Ancillon und später unter v. Werther reiche Gelegenheit zum Studium der wichtigeren deutschen Fragen gegeben, doch ließen ihm die Zeitverhältnisse nicht Raum zur Geltendmachung seiner ebenso patriotischen als vom Geiste ruhigen, gemäßigten Fortschritts durchdrungenen bezüglichen Anschauungen, so daß er sich wie früher dem Studium nationalökonomischer, so jetzt dem der schwebenden kirchlichen Fragen zuwandte. Unter den mancherlei Schwierigkeiten, welche die Zeit einer befriedigenden Entwickelung der deutschen Angelegenheiten entgegensetzte, bildete sein politischer Charakter sich aus. In der Form aufrichtiger und treuer Ergebenheit an König und Königthum trat seine Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit einer starken Staatsgewalt zu Tage, während gleichzeitig seine mehr liberale Richtung aus tiefer Erkenntniß der Nothwendigkeit entsprang, die verschiedenen Bedürfnisse und Forderungen der Zeit zu erkennen und sie nicht vornehm zurückzuweisen. Im J. 1840 als Gesandter nach Brüssel versetzt, ließ sich A. die Förderung der deutschen Interessen in Belgien angelegen sein und erwarb sich 1844 große Verdienste für das Zustandekommen der Handelsverträge mit Belgien und Frankreich, sowie der Eisenbahnverbindung zwischen der Rheinprovinz und Belgien. Um dieselbe Zeit bekannte er sich, im Gegensatz zu den damals vorherrschenden schutzzöllnerischen Grundsätzen, in einer Schrift: „Mein handelspolitisches Testament“ (Berlin 1844) zu dem Freihandelssystem. Seine 1846 übernommene Stellung als Gesandter in Paris wurde die Vorbereitung seines geschichtlich bedeutenden Auftretens. Ein genauer Beobachter der Verhältnisse Frankreichs, ertheilte er, die Februar-Revolution vorausverkündigend, von Paris aus Rathschläge in Berlin, welche sich durch große Gesichtspunkte, weit ausschauenden Blick und richtige Voraussicht auszeichneten. Sein Hauptaugenmerk war auf die nach jener Revolution in Fluß kommende deutsche Frage gerichtet. Am 12. März 1848 in Berlin eingetroffen, suchte er mit vielem Eifer eine offene Selbstbekennung Preußens als Führer Deutschlands und dem entsprechende Maßregeln durchzusetzen. Bis dahin war während des Bestehens des deutschen Bundes noch niemals eine solche Erklärung von Berlin aus ergangen, alle bisherigen Schritte Preußens in dieser Richtung hatten blos thatsächlich und mit nicht immer deutlich erkennbarer Absichtlichkeit jenem Ziele gedient, welches nach der geschichtlichen Entwickelung Preußen durch die Umstände gesteckt zu sein

schien. Die Zeit für die Bethätigung seiner deutsch-patriotischen Gesinnung war gekommen, es schien ihm trotz aller durch das Verhältniß zu Oesterreich, die Eifersucht fremder Mächte und die große Bewegung der Parteien gegebenen Schwierigkeiten die Zeit erfüllt, zu den ersten Schritten zur offenen Ergreifung der politischen Führung Deutschlands durch Preußen anzuregen. Wenn jene Schwierigkeiten, die er nicht verkannte, in den nächsten Jahren die Oberhand gewannen und auf lange hin einen bedeutenden Rückschlag für Deutschland hervorriefen, so ist A. in gewissem Sinne doch ein Bahnbrecher für Preußens deutsche Initiative, für welche er die Bewegungszeit geschickt benutzte. In einer „Denkschrift über die französische Februar-Revolution und ihre Folgen für Deutschland" rieth A. am 17. März 1848 einerseits zu sofortiger Berufung des zum deutschen Parlamente zu erweiternden vereinigten Landtags, andererseits zu einer Kriegsrüstung auf großem Fuße, verbunden mit einer deutschen Neutralitäts-Erklärung. Der König hatte infolge der entschieden laut gewordenen Wünsche des Volkes den Landtag zwar schon am 14. März auf den 27. April einberufen, auch am 15. März in einer Bekanntmachung eine Berücksichtigung der Volkswünsche in der deutschen Sache durch einen Fürstencongreß verheißen; allein, wie dies einerseits der Bevölkerung nicht genügte, glaubte auch A., daß eine schärfere Accentuirung des Berufes am Platze sei, welchem Preußen sich jetzt unterziehen wolle. Auf seinen Rath versprach daher der König am 18. März einer großen Deputation aus Köln, die Führung jenes Congresses übernehmen und eine Berufung von Abgeordneten des deutschen Volkes bewirken zu wollen. Die wenige Stunden hiernach erscheinende Proclamation des Königs stellte eine Regeneration Deutschlands durch Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, sowie Volksvertretung beim Bunde in Aussicht. Die infolge der leidenschaftlichen Erregung der Bevölkerung Berlins und der beim Könige herrschenden Unklarheit über die Lage eingetretenen blutigen Ereignisse desselben Tages setzten thatsächlich den Werth dieser Erklärungen herab und ließen die Ehrlichkeit der Absichten der preußischen Regierung nicht genug hervortreten. A. war in der verhängnißvollen Nacht vom 18. zum 19. März an der Seite des Königs, versuchte an einzelnen Stellen der Hauptstadt vergeblich durch Vorzeigung des königl. Patents vom 18. März die Revolution zu beschwichtigen und drang, als er das Wort und die Absichten des Königs in Zweifel gezogen sah, während die Minister schwankten, auf eine entschiedene Herstellung der königlichen Autorität. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die Dinge, wie sie in den Tagen der Bewegung sich entwickelt hatten, in mehrfacher Beziehung jene Zweifel zu bestätigen schienen. War doch jener Congreß der deutschen Fürsten, zu welchem Oesterreich und Preußen durch die Note vom 7. März nach Dresden eingeladen hatten, noch von Metternich veranlaßt; auch war in derselben hauptsächlich auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche aus der in Frankreich ausgebrochenen Revolution für Deutschland etwa entstehen könnten; nur nebenbei war als Berathungsgegenstand auch angegeben: „die Befriedigung gerechter Wünsche der Nation, insofern dieselben mit Erhaltung der Rechte der Kronen und des wahren Volkswohles vereinbarlich ist". Eine neue Circularnote Oesterreichs vom 8. März hatte zugleich allerdings die Entwickelung der Bundesinstitutionen und die auf die nationalen Bedürfnisse bezüglichen Vereinbarungen als Zweck des Congresses hingestellt. Nachdem aber am 13. März das Metternich'sche System in Oesterreich gefallen, war die preußische Regierung immer noch bei dem Plane geblieben, durch jenen Congreß dem Weiteren vorbeugen zu können. Und nach Erlaß des Patents vom 14. März, das die Mißdeutungen zu entfernen suchte, welchen die Idee des Fürsten- und Ministercongresses ausgesetzt war, schien die preußische Regierung, in welcher immer noch das System Bodelschwingh die Entscheidung

gab, noch geneigt, Vertretern des Volkes eine Mitwirkung bei der Vereinbarung über die deutschen Reformen zugestehen zu wollen, sie war nicht weiter gegangen, als daß sie am 16. März die deutschen Regierungen aufforderte, auf dem Congresse rückhaltslos alle Fragen vorzubringen; keine derselben sollte ausgeschlossen sein, „namentlich nicht die wichtige Frage wegen Vertretung der Nation am Bundestage durch ein sogenanntes Parlament". Diese Behandlungsart der deutschen Reformfrage wich zu sehr von der in der Bewegungszeit herrschend gewordenen Auffassung über die Art der Initiative ab, als daß sie nicht Mißtrauen hätte hervorrufen sollen. Dasselbe fand Nahrung durch das zum Theil wol aus Rivalität hervorgerufene Verhalten der bairischen Regierung. Dieselbe hatte schon durch eine am 12. März an die deutschen Regierungen gerichtete Note auf die Verwerflichkeit eines Fürstencongresses hingewiesen. „In dem Momente verjüngten Nationalgefühls sollte etwas noch Schlimmeres als der heimliche Bundestag, es sollte ein Diplomatencongreß, Seitenstück der Congresse von Aachen, Karlsbad, Verona und Wien auftreten?" Gebe es ein Mittel, die furchtbar aufgeregte Nationalstimmung bis auf die Höhe der Explosion zu steigern und den Fürsten allen Einfluß zu entziehen, so sei dies Mittel in jenem Congresse zu finden. Seine Hauptnahrung aber erhielt das also gesteigerte Mißtrauen durch das den Verheißungen des Königs von Preußen unmittelbar folgende Blutvergießen zu Berlin. In diesem kritischen Momente, wo Preußens deutscher Beruf auf dem Spiele stand, bewirkte A., daß derselbe offen auf Preußens Fahne gesetzt wurde. Dies und die Befestigung des königl. Ansehens glaubte er erreicht, wenn der König persönlich seine Versicherungen der Bevölkerung wiederholte und in handgreiflichster Weise für die deutsche Sache Partei nahm. A. war Urheber der am 20. März vom König unternommenen, unter dem Namen des „Deutschen Umritts" bekannten Kundgebung, welche darin bestand, daß dieser, mit den deutschen Farben angethan, umgeben von den Prinzen und einigen der neuen Minister, bei einem feierlichen Umzuge durch die Hauptstadt erklärte, sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen zu wollen. Wenn auch dieser Schritt in der erregten öffentlichen Meinung mehr befrembete als beruhigte, so war damit doch den selbst in diesen Tagen der eigenen Sorgen eifersüchtigen Regierungen der süddeutschen Staaten und Oesterreichs gegenüber die Spitze geboten.

A. trat am 21. März als Minister des Aeußern in das am 19. März gebildete neue Ministerium unter dem Vorsitze des Grafen von Arnim-Boytzenburg. Als solcher die deutsche Politik Preußens leitend, stieß er schon wegen der Unbeliebtheit einiger seiner Collegen auf Schwierigkeiten. Es konnten sich die Maßregeln eines Ministeriums des Beifalls und der Unterstützung im Volke nicht erfreuen, in welches die bisherigen Führer der Opposition im Landtage einzutreten sich geweigert hatten. Dieser Umstand änderte sich zwar am 29. März mit dem Eintritte Camphausen's als Präsidenten und Hansemann's als Finanzminister, allein Arnim's Thätigkeit wurde stark gelähmt durch die vor der Zeit seines Einflusses geschehenen Mißgriffe. Es blieb ihm in der deutschen Frage zunächst nichts übrig, als den von süddeutschen Regierungen in Verbindung mit Führern der liberalen Partei vorgeschlagenen Weg einer Zuziehung von Männern des öffentlichen Vertrauens zum Bundestage behufs Ausarbeitung des einem Parlamente vorzulegenden Reichsverfassungsentwurfs zu adoptiren und, in Befolgung einer Aufforderung des Fünfziger-Ausschusses des Vorparlaments, die Anordnung der Wahlen von Delegirten des vereinigten Landtags zur deutschen Nationalversammlung aufzugeben. In Sachen Schleswig-Holsteins erstrebte A., nachdem Preußen am 12. April 1848 vom Fünfziger-Ausschusse zur Aufbietung von Reichskräften zum Schutze der Herzogthümer aufgefordert war, ein ent-

schiedenes Vorgehen, doch wurden seine Absichten durch die inzwischen bereits wieder mächtig gewordene Reactionspartei gehemmt, welche in diesem Feldzuge nur ein Mittel zur Herstellung ihrer Macht nach der siegreichen Rückkehr der Truppen in die Hauptstadt erblickte. Infolge dieser Umstände und der Mißerfolge, welche das gegen das alte System sehr rücksichtsvolle, mit Rücksicht auf die Zeitbewegung nicht energisch genug verfahrende Ministerium Camphausen bezüglich der Reform der inneren Verwaltung hatte, bat A. schon am 17. Juni 1848 in Gemeinschaft mit den Ministern des Cultus und des Kriegs, dem Grafen Schwerin und dem General v. Reyher, um Entlassung aus dem Cabinet, die er am 20. Juni erhielt. Schon seit Ende Mai hatte er seinen Rücktritt mehrmals gewünscht, aber nicht erlangen können. Nicht ohne Einfluß auf diesen Entschluß soll die Gefahr vor persönlicher Mißhandlung gewesen sein, in welche er am 9. Juni durch eine erregte Volksmenge beim Verlassen der Sitzung der Nationalversammlung gerieth, nachdem er in dieser einen revolutionären Antrag bekämpft hatte. Mit Unrecht ist in einer im November 1848 erschienenen Schrift: „Signatura temporis“ von conservativer Seite behauptet worden, den von A. in der deutschen Frage ertheilten Rathschlägen, welche seinen Namen in der deutschen Geschichte verewigen, habe der Gedanke zu Grunde gelegen, der deutschen Erhebung ein Feld zu eröffnen, auf welchem sie sich nutzlos erschöpfen könne, um dann, wenn Zeit gewonnen sein werde, den Einzug der Reaction zu erleichtern.

In das Privatleben zurückgetreten, betheiligte sich A. nur noch wenig an den Staatsangelegenheiten. Abwechselnd in Bonn, Frankfurt a. M. und Neuwied lebend, gab er zwei Flugschriften heraus unter dem Titel: „Frankfurt und Berlin“ (Frankf. 1848) und „Ueber die Mediatisationsfrage“ (Frankf. 1849). In letzterer Schrift bekämpfte er das bairische Project einer Trias. Der Schweidnitzer Wahlkreis wählte A. im Frühjahr 1849 in die preußische Kammer, wo er sich der deutsch-oppositionellen Partei anschloß. Er machte sich hier besonders bemerklich durch seine Reden gegen die Vergewaltigung des mecklenburgischen Verfassungsrechts und über die definitiven Vorschläge, welche die königl. Botschaft vom 7. Jan. 1850 behufs der Gestaltung erster Kammer verkündigte. In seiner Schrift: „Zur Politik der Epigonen in Preußen“ (Berlin 1850) und in der Landesvertretung zeigte sich A. als entschiedenen Gegner der Politik Manteuffel's, suchte im Anfange des Jahres 1851 nochmals für die Sache Schleswig Holsteins zu wirken und erregte durch seine Schrift: „Zur Politik der Contrerevolution in Preußen“ (Berlin 1851) den besonderen Zorn der herrschenden Partei. Im Februar 1852 wurde er wegen Erdichtung und Entstellung von Thatsachen, Beleidigung und Verleumdung angeklagt und zu einer Geldstrafe verurtheilt. 1858, nach dem Rücktritte Manteuffel's, suchte ein Berliner Wahlbezirk A. durch Wahl zum Abgeordneten nochmals auf den politischen Schauplatz zu rufen, allein Kränklichkeit hielt ihn ab, sich unter den nach seinem Sinne und seiner Richtung veränderten Umständen noch ferner an den Staatsangelegenheiten zu betheiligen. A. war mit einer Tochter des ehemaligen holländischen Gesandten am kgl. würtembergischen Hofe, des Barons Struck von Lindschoten, vermählt. Dr. E. Wippermann.

Arnim: Karl Otto Ludwig v. A., Schriftsteller, geb. 1. Aug. 1779 zu Berlin, † daselbst 9. Febr. 1861, studirte in Halle und Göttingen, machte Reisen durch Europa, lebte dann als Gesandtschaftsattaché in Stockholm, leitete auch interimistisch einige Male die kgl. Schauspiele und machte seit 1835 wieder Reisen durch das südliche Europa, die er in den „Flüchtigen Bemerkungen eines flüchtigen Reisenden“ (Berlin 1837—1850. 6 Bde.) trefflich geschildert hat. In früherer Zeit arbeitete er auch für die Bühne: „Neues Mittel, alte Schulden

zu bezahlen," Lustsp. in 5 A. nach Massinger (aufgef. am 19. Jan. 1821 in Berlin) und das Originallustspiel: „Der Smaragdring" (4 A.), das unter dem Namen C. Marinof's am 10. April 1828 in Berlin gegeben wurde.

Vgl. W. Koner, Gelehrtes Berlin im J. 1845. S. 5 ff.

Goedeke.

Arnisaeus: Henning A., Mediziner, Philosoph und Politiker, geb. zu Schlanstedt bei Halberstadt, † zu Kopenhagen 1636 (oder nach Schlegel's Anmerk. zu Slangen's Gesch. Christians IV. 1635). Er studirte Medizin, Geschichte und Politik. Nachdem er Frankreich und England bereist hatte, wurde er in Helmstedt zum Dr. med. promovirt und trat dann als Lehrer der Moral zu Frankfurt an der Oder und 1613 als Lehrer der Medizin zu Helmstedt auf. Endlich ging er 1620 als Rath und Leibarzt Christians IV. nach Kopenhagen. Als Schriftsteller ist er auf dem Gebiet der Metaphysik und Politik nennenswerth; er ist im Wesentlichen Aristoteliker, doch zieht er ohne kritische Richtung noch eine weitschichtige Gelehrsamkeit mit herbei. Aus der Zahl der metaphysischen Schriften ist: „Epitome metaphysices", Francof. 1606 die bedeutendste; außerdem sei „De universali scientia, quae metaphysica vocatur", Francof. 1624 erwähnt. Schon der vollständige Titel der zuerst genannten Schrift reicht aus, um seine gesammte wissenschaftliche Richtung zu charakterisiren. Er lautet: „Epitome metaphysices, in qua fundamenta Aristotelica ordine scientifico explicantur et postea controversiae pleraeque suis deciduntur argumentis ut quam in tot opinionum myriadibus viam quisque sequi possit tutissime levi negotio percipiat, omnia composita ad mentem Aristotelis et ex antiquitate graeca et latina longe secus quam ab hodiernis nonnullis novatoribus fieri solet deducta, ex quibus lector integrae paulo post secuturae metaphysicae conjecturam facere potest". In der Politik tritt A. dem Althusen (s. o.), dem Vater der modernen Volkssouveränität, entgegen. Die „Gesammelten politischen Schriften" sind Leipzig 1633 und Straßburg 1648, 2 Tom. erschienen. Hervorzuheben sind: „Doctrina politica in genuinam methodum, quae est Aristotelis, reducta". Francof. 1606; „Libri III de jure majestatis", Francof. 1610; „Tractatus de auctoritate principum in populum semper inviolabili", Francof. 1612.

Gumposch, die philosophische Litteratur der Deutschen, S. 76.

A. Richter.

Arno von Salzburg, Erzbischof (785—821). Wahrscheinlich im Sprengel des Bisthums Freising geboren, wo er im J. 765 Diaconus, 776 Presbyter war, empfing er am 26. Mai 782 die Weihe als Abt von Elnon im Hennegau und trat während seines dortigen Aufenthaltes in engen freundschaftlichen Verkehr mit Alkuin, dessen Leitung eben damals zwei andere fränkische Klöster übertragen wurden. Nach dem im J. 784 erfolgten Tode des Bischofs Virgilius von Salzburg, der sich stets als geborner Schotte im Gegensatze zur römisch-katholischen und fränkischen Kirchenordnung gehalten hatte, wurde A. dessen Nachfolger und am 11. Juni 785 als solcher geweiht. Sein Landesherzog Tassilo, dessen Stellung zu Karl dem Großen sich damals immer übler gestaltete, mochte Gewicht darauf legen, einen mit den fränkischen Verhältnissen so vertrauten Baiern auf diesem Posten zu sehen. Er entsendete ihn mit dem Abte von Monsre nach Rom (Ostern 787), als offener Krieg mit dem Frankenreiche drohte. Daß A. hier das Interesse seines Herzogs genügend gewahrt habe, wird von Neueren (Giesebrecht, „Fränkische Königsannalen 15") bezweifelt. Gewiß ist, daß die Gesandten sich nicht für befugt hielten, auf Grund der von Karl in Rom aufgestellten Unterwerfungsbedingungen für Tassilo anzunehmen; vergeblich suchte auch Papst Hadrian I. von dem Herzoge die Annahme durch den Kirchenbann zu erzwingen. Die Gesandten nahmen jedoch von dem Papste den feier-

lichen Auftrag an, Tassilo zu beschwören, daß er nichts Anderes thun, als dem Herrn König Karl und dessen Söhnen und dem Volke der Franken in Allem zu gehorsamen, damit es nicht zu Blutvergießen komme. Da nun trotzdem Tassilo sich erst unterwarf, als die Frankenheere an seinen Landesgrenzen standen, dann aber, wegen Bruches des eben geleisteten Huldigungseides durch Berufung der Avaren, auf dem Ingelheimer Reichstage abgesetzt wurde (788), so schloß sich A. der fränkischen Regierung nur inniger an und gewann deren Förderung für seine Kirche.

Sofort (noch 788 oder 789) ließ er mit Erlaubniß „des frömmsten Königs, Herrn Karl", nach Zeugenaussagen aufzeichnen, was von herzoglichem Gute oder unter herzoglicher Genehmigung an dieselbe gekommen war („Indiculus Arnonis ed. Keinz", München 1869, ergänzt von Wattenbach, Heidelberger Jahrb. 1870, S. 20 ff.) Wahrscheinlich veranlaßte er auch die gleich jener Aufzeichnung nur in jüngeren Abschriften erhaltene Sammlung aller bis auf seine Zeit an die Salzburger Kirche gemachten Schenkungen („Breves notitiae", von Keinz a. a. O. ebenfalls neu edirt). An litterarischer Thätigkeit fand er überhaupt Gefallen, obwol der einzige von ihm erhaltene Brief in durchaus barbarischem Latein geschrieben ist; doch bezeugt seinen litterarischen Sinn auch ein von ihm veranlaßtes Formelbuch, welches Rockinger („Quellen und Erörterungen zur bair. und deutschen Geschichte, Bd. VII.") herausgegeben hat. Wichtig würde aber sein, wenn die von Giesebrecht (a. a. O. 13) aufgestellte Vermuthung sich bestätigte, daß er der Verfasser des ältesten Theiles der fränkischen Königsannalen sei, welcher vom Tode Karl Martell's (741) bis zum Ausgange der Macht Tassilo's reicht; in dem Werke findet sich innerhalb dieser bedeutsamen Grenzen besonders Baiern berücksichtigt, warme Bewunderung Karls des Großen und Erbitterung gegen die Herzogin Liutberga, welche Tassilo's Mißachtung versöhnlicher Rathschläge und dadurch seinen Sturz veranlaßt hatte. Wenn A. wirklich der Verfasser ist, so hat man in ihm auch den ersten zu ehren, welcher unserer Sprache und damit unserm Volke den entscheidenden Namen d e u t s c h gegeben hat (theodisca lingua); es findet sich dieses Wort im Gegensatze zur lateinischen Amtssprache angewendet, um Tassilo's Verbrechen (Herisliz) gegen das Frankenreich technisch zu bezeichnen.

Mit der Erweiterung dieses Reiches nach Südosten durch die Besiegung der Avaren (791 und 795) entstand für A. ein neues Bindemittel an die Geschicke desselben, um so mehr als die befriedigende Ordnung der nächsten germanischen Nachbarprovinz, eben Baierns, für Karls des Großen Politik von dringendstem Interesse war. Nachdem die politische Organisation wunderbar und vollständig in jeder Beziehung, mindestens nach des Papstes Ansicht, von Karl vollbracht war, schloß Leo III. am 20. April 798 das bairische Gebiet auch kirchlich ab durch Erhebung Salzburgs zur Metropole und seines Bischofs zum Erzbischof. Das karantanische Land bis zur Draumündung und das übrige alte Unterpannonien östlich von der Raab fiel ebenfalls Arno's geistlicher Thätigkeit zu. Als Zeichen besonderer Gnade des Papstes empfing er mit der erzbischöflichen Würde die in späteren Zeiten als Ausstattung derselben angesehene Auszeichnung des Palliums.

Einen unmittelbaren Anlaß seiner Begünstigung hatte aber A. dem Papste gegeben, indem er 797 im königlichen Auftrage in Rom erschien, um Entscheidungen über die Stellung der Chorbischöfe, über Untheilbarkeit des bischöflichen Besitzes und eventuelles bischöfliches Proceßverfahren von dem Papste zu verlangen (Roth, Feudalität 110), namentlich aber um Mißhelligkeiten desselben mit römischen Familien zu beseitigen.

Nach seiner Rückkehr (nach 798 oder 799) findet man ihn zum ersten Male

an der Seite des Statthalters (Präfecten) von Baiern und Markgrafen Gerold kirchlich-politische Functionen üben. Beide stellten, nachdem A. die Bekehrung Karantaniens eine Zeit lang selbst weiter geführt hatte, den dortigen Großen und dem Volke als ihrem zukünftigen geistlichen Leiter den Landbischof Deoderich vor. Die Ideen aber, welche der Erzbischof über das Amt der Missi als Aufsichtsbeamten gewonnen hatte, theilte er Alkuin mit, der ihnen am Hofe Eingang zu verschaffen suchte. In der That findet man unsern A. unter den Erstернannten nach der Reorganisation dieses Amtes und von 802—806 wiederholt in der entsprechenden Thätigkeit. Die Gunst Karls des Großen, in dessen vertrautem litterarischen Kreise er Aquila hieß, blieb ihm wol bis zu dessen Tode: an dritter Stelle erscheint er unter seinen Testamentszeugen. Von seinen Beziehungen zu Ludwig dem Frommen kennt man nur einen, auch ihm zugekommenen kleinlichen Befehl wegen Einführung gemeinsamen kanonischen Lebens bei der Stiftsgeistlichkeit.

Von Arno's Wirksamkeit in seinem Kirchensprengel geben uns zum Theile Akten von Synoden Kunde, die er in Reispach (wol 799), Freising und Salzburg hielt, um den Gottesdienst und das Leben der Geistlichkeit bis in alle entsprechenden Einzelheiten zu regeln, die Würde derselben durch Fernhalten Unfreier aus ihrem Stande zu erhalten. Mindestens in seine Zeit (Januar 807) fällt auch eine Vereinbarung der bairischen Bischöfe und Aebte und des niedern Klerus über den Zehnten.

Mit seinen Nachbaren scheint A., der wegen seiner Zurückhaltung einmal von Alkuin freundlich getadelt wird, immer gute Beziehungen erhalten zu haben. Nur mit Aquileja erhob sich nach dem Tode des gefeierten und auch ihm wie Alkuin nahe befreundeten Patriarchen Paulinus (802) mit dessen beiden Nachfolgern ein Grenzstreit in Kärnthen, den Karl der Große bei persönlicher Anwesenheit der beiden Metropoliten an seinem Hofe (811) schlichtete, indem er die Drau als Grenze bestimmte. Er starb am 24. Januar 821.

In Salzburg nannte man A. neben dem Gründer des Stiftes, dem heil. Rupert. Dort wie in Elnon hielt man sein Andenken in hohen Ehren.

S. Arno's Leben von Zeißberg, in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. 1863. Bd. XXXXIII. Büdinger.

Arno, 855—892 Bischof zu **Würzburg**, von unbekannter Herkunft, ein Schüler seines Vorgängers B. Gozbald, wurde vom Könige Ludwig d. D. im J. 855 zum Würzb. Bischof ernannt. Er war der Wiederhersteller der unter seinem Vorfahrer durch Unglücksfälle in Schutt verwandelten Domkirche, so wie er sein Bisthum mit neun weiteren Kirchen bereicherte. A. war einer der thätigsten Männer seiner Zeit, mochte es sich um kirchliche oder politische Angelegenheiten handeln. Tapfer beschützte er die Reichsgrenze gegen die Sorben, Böhmen und Mährer, bis zu seinem Tode kriegerisch thätig. Dem vom Kaiser Karl dem Dicken 884 abgehaltenen Reichstag wohnte A. als hervorragendes Mitglied bei, wie er auch an dem dort gegen die Normannen beschlossenen Kriege eifrigen Antheil nahm. Von seinem Eifer für Aufrechthaltung kirchlicher Rechte zeugt Canon VIII der Mainzer Synode von 888. Im J. 889 begab sich A. zum König Arnulph nach Frankfurt, von dem er eine neue Bestätigung aller Stiftsprivilegien im vollsten Maaße zu erhalten wußte. Dem Reichstag und der Kirchensynode zu Forchheim 890 wohnte er bei und zog zwei Jahre später abermals in den Krieg gegen die Mährer auf Veranlassung des thüringischen Markgrafen Poppo. In diesem Kriege wurde er während der Messe unter einem Zelte am 13. Juli 892 mit den Seinen von einer feindlichen Rotte überfallen und erschlagen. In Franken galt A. beim Volke als Märtyrer und Heiliger. Vgl. Eckhardt,

„Comment. de reb. Franc. Orient." Tom II. S. 443 ff. und über den Ort (Klaffenbach bei Chemnitz), an dem er ermordet wurde: „Chilianeum, Blätter f. kath. Wissenschaft" Bd. III. S. 67 ff. Ruland.

Arno, seit 1169 Abt des Stifts Reichersberg, † 1175, war ein Bruder des berühmten Propst Gerholz und wahrscheinlich wie dieser zu Polling in Baiern geboren. Er verfaßte mehrere theologische Schriften, u. a. eine polemische gegen den Abt Folmar von Triefenstein gerichtete „De carne et anima verbi", an welcher auch sein Bruder mitarbeitete, ein „Scutum Canonicorum" ꝛc. — (Kobolt, Bair. Gel.-Lexicon p. 56). Heigel.

Arnold, 22. Bischof von Lübeck, Sohn des Lübischen Rathsherrn Herm. Westfal, hatte auf mehreren Universitäten, namentlich zu Leipzig, gelehrt, war Decretorum Doctor, in Legibus Licentiatus und Domdechant zu Lübeck. Er ward 1449 zum Bischof gewählt und 24. Mai 1450 geweiht, starb 31. Jan. 1466, 67 Jahre alt. Die bischöfliche Chronik gedenkt seiner als eines gelehrten, die Interessen des Stifts fördernden Herren. Er stand dem letzten holsteinischen Grafen aus dem Hause Schauenburg, Herzog Adolf IX. von Schleswig, nahe und machte den Vermittler beim Uebergang der Lande auf König Christian I. In Gemeinschaft mit diesem und dem Bischof Werner von Schwerin entschied er 18. Dec. 1462 zu Reinfeld den langjährigen Streit des Raths von Lüneburg mit den meistens geistlichen Inhabern der Sülzgüter, wodurch der sog. Prälatenkrieg beendet ward. Auch nach Thorn in Preußen ward er zur Ausgleichung der Feindseligkeiten zwischen dem Orden und Polen 1465 gesandt.

Alb. Crummendik's Chronik der Lüb. Bischöfe in H. Meibom Rer. Germanicar. T. II. p. 402 sq. Mantels.

Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz, geb. wahrscheinlich gegen Ende des 11. Jahrhunderts, † 24. Juni 1163. A. stammte aus einem angesehenen Mainzer Dienstmannen-Geschlechte. Seine Studien hat er, wie man vermuthen darf, u. a. in Paris gemacht. Zurückgekehrt und in den geistlichen Stand eingetreten, eröffnete sich ihm rasch eine glänzende Laufbahn. Von der Würde eines Domherren und erzbischöflichen Stadtkämmerers in Mainz aus gelangte er bald in den Besitz mehrerer angesehener Propsteien (zu Mainz, Aschaffenburg und Aachen), eine Begünstigung, die unzweifelhaft mit der Thatsache zusammenhängt, daß er früh die Aufmerksamkeit Kaiser Konrads III. gewann, der ihn (im J. 1151) schließlich zu seinem Canzler ernannte. Konrads Nachfolger, Kaiser Friedrich I., bestätigte A. in diesem Amte und würdigte ihn in dem Grade seines Beifalls und Vertrauens, daß er ihn auf den Stuhl des h. Bonifacius beförderte, nachdem Erzbischof Heinrich I. diese Würde in Folge der einmüthigen Action des Papstes und des Kaisers verloren hatte (1153).

Indeß diese Erhöhung schlug zum schließlichen Verderben Arnold's aus und verwickelte ihn von Anfang an in die peinlichsten Schwierigkeiten. Die hohe Mainzer Geistlichkeit konnte es ihm nicht verzeihen, daß bei seiner Erhebung ihre herkömmliche Mitwirkung so gut als ganz umgangen worden war, und unter ihr befanden sich persönliche Gegner Arnold's, die einem Geschlechte angehörten, mit dem das seinige seit langer Zeit bitter verfeindet war. Dazu kam, daß er, im Gegensatz zu der schlechten Regierung seines beseitigten Vorgängers, thatkräftig und rücksichtslos als Wiederhersteller auftrat und daher, wie immer er dabei auch im Rechte sein mochte, sich nach allen Seiten hin Gegner erweckte. So traf ihn schon während des ersten Römerzugs K. Friedrichs I. eine verheerende Fehde der großen stiftischen Lehnsträger, darunter der rheinische Pfalzgraf Hermann von Stahleck, gegen die dann der zurückkehrende Kaiser strafend einschritt. Und als bald darauf A. aus Veranlassung des zweiten Zuges K. Friedrichs nach Italien, und weil seine anderen Hülfsmittel erschöpft

waren, von seinen Vasallen, Dienstmannen und der Stadt Mainz eine Kriegssteuer forderte, erhob sich dagegen allgemeiner Widerstand, der nach seiner Abreise in offene Rebellion ausbrach. Auch die noch keineswegs erloschene, oben berührte Verstimmung des Mainzer Clerus hat an diesen Vorgängen wesentlichen Antheil gehabt. Der in Italien weilende Kaiser, bei welchem A. Klage führte, gab nun allerdings ihm Recht und gebot, strenge Ahndung drohend, den Aufrührern unverweilte Unterwerfung: aber, jenseits der Alpen festgehalten, und nun überdieß in ein unübersehbares Zerwürfniß mit P. Alexander III. verflochten, hätte er die Mainzer Verwickelung auch aus dem Grunde gerne gütlich beigelegt, weil er der Dienste Arnold's, auf den er sich in dem kirchlichen Streite völlig verlassen konnte, jetzt unlieber als je entbehrte. A. hatte bei Gelegenheit der gedachten Beschwerdeführung bei Friedrich am Concil von Pavia Theil genommen und lebhaft für die Anerkennung des kaiserlichen Gegenpapstes gewirkt. Indeß jener Wunsch des Kaisers nach einer friedlichen Beilegung der Mainzer Wirren erfüllte sich nicht. Wenn auch die Mehrzahl der Aufständischen zur Nachgiebigkeit bereit war, so bestand eine Minderheit, die zu leidenschaftlich war, als daß sie nicht zum Aeußersten getrieben hätte. Dieser Hartnäckigkeit gegenüber ließ endlich auch A. die Gedanken der Versöhnung fallen und beschloß Gewalt zu brauchen. Gleichwol hielt er aber den schon erhobenen Arm noch einmal an und ließ sich von den Führern des Aufstandes in nur auf Täuschung berechnete Unterhandlungen verwickeln, wobei er sich fast wehrlos ihren bösen Absichten auslieferte. So wurde er im St. Jacobskloster, vor den Thoren von Mainz, von der im wilden Aufruhr entflammten Menge angegriffen und fand in der Verwirrung des Ueberfalls ein tragisches Ende (24. Juni 1163). Es darf übrigens nicht verkannt werden, daß bei dieser gewaltsamen Bewegung, deren Opfer A. geworden ist, nebst den Vasallen und Dienstmannen desselben die städtische Bevölkerung (Altbürger und Zünfte) einen wesentlichen und selbständigen Antheil genommen hat, während die Stellung Arnold's zum Kirchenstreite ohne jeden Einfluß auf dieselbe gewesen ist.

Wegele: Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz. Ein Vortrag. 1854. — L. Rohlmanns: Vita Arnoldi de Selenhofen, archiepiscopi Mogontini. Bonnae 1871. — Dr. Baumbach: Arnold von Selehofen, Erzbischof von Mainz. Berlin 1872. Wegele.

Arnold I., Erzbischof von Trier 1169, † 25. Mai 1183, ein romanischer Lothringer, wahrscheinlich der Sohn Wirich's von Walecourt bei Lüneville, Gründers des Klosters Freisdorf, wurde als Domherr zu Trier und Propst von St. Andreas zu Cöln auf den Wunsch Kaiser Friedrichs I. 1169 zum Erzbischof von Trier gewählt und vergalt die Gunst des Kaisers durch eine bis zum Tode dauernde feste Anhänglichkeit. A. gilt bei seinen Zeitgenossen als ein tüchtiger, sparsamer, für seine Kirche und sein Land besorgter Fürst und als kluger und streitbarer Rathgeber des Kaisers, den er auf vielen Zügen nach Italien begleitete. Durch die von dem Erzbischof einem Verwandten, dem Arnulf von Walecourt, ertheilte Erlaubniß, den seit der Adelbermi'schen Fehde seines Vorgängers Poppo wüstliegenden Burgberg von Soive (Schiff) mit einer neuen Feste, Montclair geheißen, zu bebauen, verpflanzte A. zwar sein mächtiges Geschlecht auch auf deutschen Boden, gab aber damit zugleich den ersten Anstoß zu einem Jahrhunderte dauernden Zwist desselben mit den Erzbischöfen von Trier, welcher unter Erzbischof Balduin (s. diesen) mit der gänzlichen Zerstörung von Montclair endigte.

Gesta Trevirorum bei Hontheim, Prodromus 1785. L. Eltester.

Arnold II., Erzbischof von Trier (1242—1259). Nach dem Ableben Theoderich II. von Wied wählte ein Theil des Capitels den Dompropst Arnold,

einen Sohn des Grafen Bruno von Isenburg und der Schwester seines Vorgängers (28. März 1242), während die Gegenpartei sich für den Propst Rudolf von St. Paulin aus dem trierischen Rittergeschlechte de Ponte entschied. Letzterm verlieh Kaiser Konrad IV. sofort die Regalien, aber ersterer, der Candidat der welfischen Partei, siegte nach kurzem Bürgerkrieg; Rudolf sah sich zur Resignation genöthigt und starb bald darauf in Saarburg (vgl. v. Stramberg, Rhein. Antiq. III. 1. S. 483 ff.). Die ersten Jahre von Arnold's Regierung füllten dessen Streitigkeiten gegen den räuberischen Adel des Stiftes; es wurden Zorno in seiner Burg Thuron 1247, Wirich v. Daun in Uerzig belagert, Eberhard von Stein wegen Besitznahme von Kirchenländereien an der Lahn 1253 zur öffentlichen Kirchenbuße genöthigt und gegen den Grafen Heinrich v. Luxemburg (1244) Krieg geführt. Zur Sicherung seiner Städte baute er Burgen und Festungsmauern; so zu Billig, Stolzenfels, Uerzig, Pfalzel, Hartenfels, Montabaur, Coblenz und Trier, welch' letzteres er durch Erbauung der südwestlichen Stadtmauer mit der s. g. Riedport (dem jetzigen Neuthor?) gegen die Einfälle der Ritter de Ponte zu schützen suchte. Sein Antheil an den politischen Kämpfen jener Zeit war sehr bedeutend. Am 22. Mai 1246 erscheint er unter den Fürsten zu Veits-Hochheim, welche Heinrich Raspe zum König wählen; am 29. Sept 1247 sitzt er mit dem Cardinallegat Peter Caputius auf dem Concil zu Woringen, bekundet am 30. Sept. des folgenden Jahres die zwischen ihm und dem Erzbischof von Köln (welfischerseits) und dem Pfalzgrafen von Rhein kaiserlicherseits gemachte Sühne, durch welche die Erzbischöfe in alle die Gewer „wie zur Zeit des Pfalzgrafen Heinrich" wiedereingesetzt werden; im Juli 1250 steht A. im Heere König Wilhelms von Holland dem König Konrad bei Mainz gegenüber, zu Ostern 1251 begleitet er denselben an den päpstl. Hof nach Lyon, wo ihn Innocenz IV. höchst ehrenvoll aufnahm. Sechs Jahre später treffen wir ihn (Neujahr 1257) zu Frankfurt, wo er mit dem Herzog von Sachsen und dem Machtboten von Böhmen wegen Bestimmung eines Wahltages verhandelt, während mehrere andere mit Waffenmacht erschienene und darum in die Stadt nicht eingelassene Fürsten Richard von Cornwallis zum römischen König erwählen. A. hat, wie es scheint, das von dem Engländer gebotene Geld (die Gesta sagen, es seien 15000 Pfd. Sterling gewesen, quae quantitas pecuniae, ut tunc referebatur a multis, fortassis totam Romanam curiam commovisset!) zurückgewiesen und vielleicht, wie Ptolemäus v. Lucca (XXII. c. 5. bei Muratori, Script. rer. Ital. XI. col. 1149) und das Chronic. Salisber. (Pez, Script. Austr. I. 365) erzählen, auf Anweisung des Papstes gehandelt. Daß er von Cornwallis Gold gefordert und nicht erhalten habe, wie Thomas Wikes (Gale, Script. Angl. II. 21) behauptet, ist nicht erwiesen; doch muß man zugeben, daß die von seinem eigenen Domcapitel gegen A. erhobenen Anklagen (s. u.) einer solchen Verdächtigung wol Raum geben. —

Am Palmsonntag 1257 wählte A. für sich und in Vollmacht des Königs von Böhmen, des Herzogs von Sachsen und des Markgrafen von Brandenburg zu Frankfurt den König Alfonso von Castilien zum römischen König, eine Wahl, die ihn sofort in Kampf mit dem Erzb. Gerhard von Mainz brachte; am 9. Mai wurden Triers Truppen, welche die Königspfalz belagerten, zu Boppard von den Mainzern geschlagen — zur großen Freude Richards, dessen Schreiben an seinen Neffen, den Erstgebornen des Königs v. England, über diesen Vorfall wir noch besitzen (vgl. Gebauer „Leb. Richard's" 338 aus Rymer). — Die Regesten Arnold's (Görtz, Regesten d. Eb. v. Tr. S. 44—50) bezeugen eine rege Thätigkeit für Klosterstiftungen (das Frauenkloster St. Agneten in Trier von ihm gegründet, Marienberg bei Boppard dotirt), und die Gesten bemerken, mit seinen „Kirchen" d. h. also mit Stiftern und Klöstern habe er stets in Frieden gelebt. Damit stimmt aber der Streit nicht, den er seit 1257 mit dem Domcapitel, dem Simens-

und Paulinsstift zu Trier hatte. Bemerkenswerth ist, daß diese Stifte dem Erzbischof in einem unter dem 10. Febr. 1257 an ihn gerichteten und in der Domkirche verlesenen Mahnschreiben vorwerfen, daß er nicht in Trier, sondern in Ehrenbreitstein residire, daß er die Einkünfte der Stifte vorenthalte und an sich reiße, daß er ungerechtes Gut von Prälaten und Geistlichen genommen, die Stadt Trier maßlos bedrücke, die Diöcesansynode nicht versammele und anhöre und die kirchliche Ordnung durch Nichtbeachtung der Jurisdiction der Archidiakonen verwirre. Ueber all' diese Dinge schweigen sowol die Gesten (ed. Wyttenbach I. 340) wie später Brower und Masen in ihren Annalen (II. 136 ff.); nur das geben jene zu, daß A. sich bei Besetzung der Archidiakonate des Nepotismus schuldig gemacht habe (omnes archidiaconi, quos ipse instituit . . . ipsius erant consanguinei et amici). Erst Hontheim wagte es (Hist. dipl. I. 758) durch Publication jenes domcapitularischen Mahnschreibens die ungerechte absolutistische Politik dieses Hauptvertreters des damaligen Welfenthums an den Tag zu legen. Zu übersehen ist auch nicht, daß Arnold's Devotion gegen den römischen Stuhl da aufhörte, wo sein Vortheil es forderte. So lehnte er sich sehr entschieden gegen die Ernennung des Eb. von Köln zum apostolischen Legaten auf (quia per hoc libertati Trevirensis ecclesiae derogari audebatur; Gesta a. a. O. S. 335). — A. starb im Nov. 1259 in Montabaur, von wo sein Leichnam nach Trier gebracht und in der Agnetenkirche beigesetzt wurde. Unter ihm lebten und wirkten die h. Yolantha, Tochter des Grafen v. Vianden (s. d.), und die h. Gertrud, Aebtissin v. Altenberg, die Tochter der h. Elisabeth v. Thüringen (s. d.). Auch fällt in den Anfang seiner Regierung die Vollendung der herrlichen Liebfrauenkirche (1227—1243?) und der 1245 eingeweihten, 1673 von den Franzosen niedergebrannten St. Maximiner Kirche — also die Blüthezeit kirchlicher Kunst in Trier. Damals fing man auch im Trierschen an, sich bei Aufnahme amtlicher Verhandlungen der deutschen Sprache zu bedienen. (Vgl. Marx, Erzstift Trier I. 138 A.). Kraus.

Arnold II. von Hoorn, Bischof von Utrecht und später von Lüttich. † 8. März 1389. Als zu Utrecht Bischof Johann V. von Virneburg am 23. Juni 1371 gestorben war, suchte das Domcapitel in Fortsetzung schon früher erhobener Ansprüche die Wahl unter Ausschluß der vier anderen Capitel an sich allein zu ziehen und wählte den Propsten Zweder Uterlo. Die vier anderen Capitel, die freilich jedenfalls ohne das Domcapitel eine rechtsgültige Wahl nicht vollziehen konnten, ergriffen den Ausweg, den Kölner Domherren Arnold aus dem angesehenen Geschlechte der Herren von Hoorn von Papst Gregor XI. zu postuliren. Dieser ertheilte ihm auch zu Avignon die Weihe und A. hielt am 28. Sept. 1371 seinen Einzug in Utrecht. Seine Regierung war durch allerlei Kriege, in die sein herrschsüchtiger Sinn ihn verwickelte, eine sehr unruhige. Namentlich zog seine Einmischung in den nach Reinalds III. von Geldern Tode 1372 ausbrechenden langwierigen Erbfolgekrieg, in dem er für Gräfin Mathilde v. Blois, die ältere Tochter, gegen Wilhelm von Jülich, den Sohn der jüngeren Maria, Partei ergriff, dem Stifte viel Lasten und Verheerungen zu. Dagegen ist seine innere Verwaltung durch gute Wirthschaft, die dem Stifte viele verpfändete Besitzungen zurückerwarb, wie durch gesetzgeberische Thätigkeit hervorragend. Der Stadt Utrecht trat er bedeutende Rechte ab, die bisher zwischen ihr und der kirchl. Gewalt streitig waren. Besonders wichtig aber ist der von ihm 1375 erlassene Landbrief, welcher die Rechte der „drei Stände", d. h. des aus den fünf Capiteln, dem stift. Adel und den Städten zusammengesetzten Landtags verfassungsmäßig regelte. Der Bischof verzichtet darin auf das Recht der Steuererhebung, auf die Veräußerung der Schlösser und auf ihre Vergebung anders als an eingeborenen capitelfähigen Adel, auf das Recht eigenmächtiger Kriegführung

u. s. f. — Als 1378 zu Lüttich B. Jan von Arkel gestorben war, wünschte man den A. zu seinem Nachfolger, während eine Gegenpartei den Eustachius von Rochefort wählte. Sobald aber Urban VI. zu Rom hörte, daß Clemens VII. zu Avignon jenen bestätigt habe, ertheilt er dem A., der sich (wol schon infolge dieser Wahl) zu Rom befand, die Weihe. A. blieb jedoch noch bis 1379 in Utrecht, um erst sicher zu sein, daß er sich zu Lüttich ohne Schwierigkeit werde behaupten können. Seine zehnjähr. Regierung zu Lüttich war übrigens nicht minder unruhig als die Utrechter.

Moll, Kerkagesch. d. Nederl. II. 1. S. 47. 154 f. v. Aa, Biogr. Woordenb.
Alberd. Th:

Arnoldus: Johann A. Bergellanus, wahrscheinlich aus Markt Bürgeln in Franken, vielleicht Corrector in einer Mainzer Officin, ist durch sein in lateinischen Distichen abgefaßtes Gedicht von 454 Versen: „Encomion Chalcographiae“, welches er dem Kurfürsten Cardinal Albrecht widmete und 1541 zu Mainz bei Franz Behem drucken ließ, einer der vorzüglichsten Zeugen in der Streitfrage über den Ort der Erfindung der Buchdruckerkunst. Das Gedicht wurde deshalb auch wiederholt abgedruckt. — (Joannis Scriptorum Historiae Moguntin. Tomus III. Pg. 421—440). Ruland.

Arnold, in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts Prior des Stifts St. Emmeram in Regensburg, Historiker und Theologe, stammte aus dem Hause der Grafen von Vohburg. Seine Lebensgeschichte bietet einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des classischen Studiums in den mittelalterlichen Mönchsinstituten. Er war als Jüngling ein eifriger Freund der Lectüre der altrömischen Schriftsteller, wandte sich aber davon ab, weil er von den heidnischen Grundsätzen angesteckt zu werden fürchtete. Sein Geschmack war aber doch bereits so geläutert, daß ihm der Stil der alten von Aribo verfaßten „Vita St Emmerami“ nicht mehr zusagte und er deshalb an eine Ueberarbeitung dachte. Sein Plan fand jedoch ernstlichen Widerstand bei den Mönchen seines Stifts, ja er mußte sogar flüchten und begab sich nach Magdeburg, wo der Vorsteher der Domschule, Meginfrid, an seinem Vorhaben Gefallen fand und selbst eine neue Bearbeitung jener Legende schrieb. Auch A. schrieb zwei Bücher „De miraculis et memoria cultorum St. Emmerami“. Nach St. Emmeram zurückgekehrt, verfaßte er um das Jahr 1035 noch ein anderes Werk in dialogischer Form über den Stiftsheiligen (M. G. SS. IV. p. 543), das einige wichtige Mittheilungen über die älteste Geschichte des berühmten Stifts enthält. Das Todesjahr ist unbekannt.

Vgl. Wattenbach, D. Geschichtsquellen im Mittelalter, 3. Aufl. S. 49.
Heigel.

Arnold von Flandern, Arnoldus Flandrus, niederländischer Musiker um 1600, Camaldulenser und Organist zu Tolmezzo in Friaul. Man hat von ihm „Sacrae Cantiones“ 4 voc. lib. I. Venet., Gardan., 1595, 20 Motetten enthaltend. Auf dem Titel nennt er sich „Arnoldus Flandrus Eremita Organista Tulmedinus“. Unter dem Namen „Arnold“ zu Dillingen 1608 erschienene „Madrigale“ 5 voc. sollen von unserm Arnold herrühren und schon früher zu Venedig herausgekommen sein. Fétis nennt auch eine Messe, „Sic fortuna juvat“, 7 voc. v. Dommer.

Arnold erscheint als Dombaumeister zu Köln von 1295—1301. Sein Nachfolger war sein Sohn Johann (s. d.) Schm.

Arnold von Lübeck, erster Abt des Johannesklosters daselbst, 1177—1212. Von seinem Leben ist fast nichts bekannt; sein Andenken aber hat er gesichert durch die Fortsetzung von Helmold's „Slavenchronik“, die 1170 unvollendet abgebrochen war. Hatte Helmold von der Eroberung Holsteins und der Colonisirung des Landes durch deutsche Ansiedler zu berichten gehabt, so wurde Ar-

nold's Aufmerksamkeit mehr durch die ferneren Welthändel in Anspruch genommen, die italienischen Feldzüge des Kaisers, die letzten Schicksale Heinrichs des Löwen, vorzüglich auch die Kreuzzüge, für welche seit der Eroberung Jerusalems durch Saladin neuer Eifer erwacht war. An dem Bischof Heinrich von Lübeck, dem Canzler Konrad von Querfurt u. a. hatte A. treffliche Berichterstatter, und trug, was er erfahren hatte oder in Briefen und Urkunden vorfand, ohne viel Ordnung in seine Chronik ein, welche er erst in seinen alten Tagen begann und bis zum J. 1209 fortführte. Diese für uns sehr wichtige Geschichtsquelle ist von Lappenberg „Mon. Germ. SS. XXI." herausgegeben, 1853 in Uebersetzung von Dr. Laurent mit Einleitung von Lappenberg erschienen.

Wattenbach.

Arnold von Rotterdam, mit dem Zunamen Geilhoven, geb. am Ende des 14. Jahrh., studirte zu Bologna und Padua, Canonicus eines regulirten Augustiner Stifts (in viridi valle) bei Brüssel, † 31. Aug. 1442. Er schrieb: „Speculum conscientiae *Γνῶθι σεαυτόν* Nosce te ipsum", bisweilen „Gnotisolitos" genannt, in 2 Büchern, von denen das erste über Recht im Allgemeinen, „de legibus et statutis", und „de peccatis mortalibus", das zweite über kirchl. Strafrecht handelt, jenes 1413, dieses 1424 vollendet. Ausg. Brux. 1476 (das erste von den Brüdern vom gemeinen Leben herausgeg. Buch; vgl. v. d. Aa, Woordenb. voce Geilhoven) und 1479. Ferner ein von dem Unterzeichneten aufgefundenes Werk (cfr. dessen Prager Canonist. Handschr. S. 77) „Concordantiae juris", worin er sich nennt: „ego Arnoldus Ghenlonensis Theodrici de Hollandria de Rotterdam baccal. in decretis Traiectensis dioecesis".

Vgl. Oudin III. 2298. v. Schulte.

Arnoldus de Tongris, eigentlich Arnoldus Luydius a Tongris, stammte aus einer Patricierfamilie zu Cöln ab, wo er bereits 1489 Licentiat, 1494 aber Decan der Artisten-Facultät war. Als früherer Hofmeister oder Erzieher des nachmaligen Cardinals und Bischofs von Lüttich Erard de Marca erhielt er ein Canonicat an der dortigen Domkirche, nachdem er bereits in Cöln ein solches in der Kirche „Maria ad gradus" inne gehabt, welches er aus Gewissenhaftigkeit, da er nicht zwei Pfründen besitzen wollte, dann resignirte. Schließlich erhielt er eine Dompräbende in Cöln selbst. Seine Verwicklung in die Reuchlin'schen Streitigkeiten machten ihn bekannt. Als Doctor und Professor der Theologie an der Universität Cöln, an der er als der eigentliche Repräsentant der scholastischen Theologie galt, war er der Berichterstatter in der Reuchlin'schen Angelegenheit oder über dessen „Augenspiegel". Dieses Gutachten, später gedruckt als „Articuli sive propositiones de judaico favore nimis suspectae ex libello .... cui Speculi ocularis titulus ... extractae, Coloniae. 1512" wirbelte vielen Staub auf; vgl. Strauß, „Ulrich von Hutten." I. 201 f. und Geiger „Johann Reuchlin." S. 265 f. Arnold soll im hohen Alter gestorben sein.

Ruland.

Arnoldus Vesaliensis, so gewöhnlich von seinem Geburtsorte Wesel genannt, obschon sein eigentlicher Familienname Haldrein war, scheint am Schlusse des 15. Jahrhunderts geboren und starb zu Cöln 30. Oct. 1534. Früher Zögling des dortigen Lorenz-Gymnasiums, trat er 1516 am 8. Oct. in die Artisten-Facultät ein, besonders gerühmt wegen seiner Kenntnisse in den classischen Sprachen und seiner poetischen Fertigkeit in diesen. Später mit der theologischen Doctorwürde beehrt, erhielt er ein Canonicat am Cölner Dome, wo er mitten in litterarischen Arbeiten starb. Seine eigentliche Thätigkeit war mehr eine philologische als theologische; erstere widmete er besonders dem Gellius und Macrobius, letztere bezog sich zunächst auf reformatorische Streitpunkte wie die Verehrung der Heiligen und deren Reliquien. Vgl. Hartzheim's „Biblioth.

Colon.“ S. 23. Seine bekannteste theologische Schrift ist: „Consultatio quadruplex super confessione Augustana quorundam Protestantium“.

Ruland.

Arnold: August A., geb. 13. Juni 1789 zu Jena, † 5. Dec. 1860 zu Merseburg. Er besuchte das Gymnasium zu Gotha und studirte zu Heidelberg und Göttingen. Seit 1811 bekleidete er ein Lehramt zu Eisenach, wo er sich in demselben Jahre verheirathete. 1813 wurde er Bibliothekar zu Gotha, 1817 Oberlehrer in Bromberg, 1829 Director des Gymnasiums zu Königsberg in der Neumark. 1832 schlug er einen Ruf als Professor der Geschichte und Staatswissenschaften an die Universität Charkow vorzugsweise aus Rücksicht auf die Laufbahn seines einzigen Sohnes aus. Anfangs Juni 1835 übernahm er an Stelle des Prof. Rheinwald die Leitung der Redaction der „Allg. Preußischen Staatszeitung“, unterzeichnete jedoch erst vom Jahre 1839 als verantwortlicher Redacteur das genannte Blatt. Die damaligen unsicheren und schwankenden Verhältnisse der Zeitung, sowie namentlich die dadurch bedingte Ungewißheit seiner persönlichen Stellung veranlaßten ihn indeß, bereits 1840 dies Amt niederzulegen, dem er mit Eifer und Fachkenntniß obgelegen hatte. Auch befähigte ihn dazu besonders sein richtiges politisches Urtheil, mit dem er jedoch in späterer Zeit sehr zurückhaltend wurde. 1848 legte er nach dem Tode seiner Gattin das Directorat zu Königsberg in d. N. M. nieder und privatisirte seitdem, mit seinen Lieblingsstudien beschäftigt, zu Berlin, Erfurt, Neisse, Halle, Danzig und Merseburg. A. hat sehr viel geschrieben. Wir übergehen die pädagogischen Schriften und Schriftchen zur Sprache und Litteratur, zur Geschichte und Geographie. Seine wissenschaftlichen philosophischen Schriften gehören zum größten Theil in das Gebiet der Philosophie der Geschichte und der Staatswissenschaft, und hier hat er durch Vielseitigkeit und Reichthum des Wissens belehrend und anregend gewirkt. Folgende Schriften sind von ihm namhaft zu machen: „Ueber den Begriff und das Wesen der Geschichte“, 1828. „Die allgemeine Staatswissenschaft“, 1831. 1. Abtheilung. „Wissenschaftliche Darstellung oder Philosophie der Geschichte“, 1833. „Umrisse und Studien zur Geschichte der Menschheit“, 1840. „Ueber die Idee, das Wesen, die Bedeutung, die Darstellung und das Erlernen der Geschichte“, 1847. Zur Propädeutik der Philosophie schrieb er 1831 einen „Grundriß der Denklehre“ und einen „Grundriß der Seelenlehre“. Später betrachtete er namentlich das Studium der platonischen Philosophie als Propädeutik für das wahre System der Philosophie. Hierher gehört: „Plato's Werke einzeln erklärt und in ihrem Zusammenhange dargestellt“, 1835—1858. 3 Bde.

Richter.

Arnold: Christoph A., geb. 12. April 1627 zu Hersbruck, † 30. Juni 1685, besuchte die Schulen Nürnbergs, studirte und promovirte 1646 in Altdorf, wurde nach größeren Reisen 1653 Diaconus an der Marienkirche in Nürnberg und zugleich Professor am Egidiengymnasium daselbst, als welcher er den Ruf großer Gelehrsamkeit genoß. Von ihm erschienen der „Kunstspiegel hochteutscher Sprache“, Nürnb. 1659 und eine Sammlung „Leichenreden“ im Druck, auch eine Anzahl geistlicher Lieder im Nürnberger Gesangbuch von 1677, deren etliche weitere Verbreitung fanden („Laßt uns beständig trachten“, „Schau, liebe Seel', wie Gott dich liebt“, „Willkomm mein Heiland“). Dem Blumenorden als „Lerian“ zugehörig, wußte er sich in der Pegnesischen Tonart wohlthuend zu mäßigen.

Will, Nürnb. Gel.-Lex. I. u. V.

P. Pr.

Arnold: Christoph A., geb. 17. Dec. 1650 in Sommerfeld bei Leipzig, † 15. April 1695 (nicht 1697, wie bei Jöcher steht) zu Leipzig, ein schlichter Landmann, der die Astronomie sehr liebte und sich zuerst durch die Entdeckung

des Kometen von 1683, den er 8 Tage früher als Hevel fand, bekannt machte. Auch von dem Kometen 1686 sind brauchbare Beobachtungen von ihm angestellt. Nachdem er am 31. Oct. 1690 den Durchgang des Mercur vor der Sonnenscheibe beobachtet hatte, erhielt er von dem Rath zu Leipzig ein Geldgeschenk und Abgabenfreiheit auf Lebenszeit. Verschiedene astronomische und meteorologische Beobachtungen, erstere auch an dem veränderlichen Stern Mira Ceti, sind im Originale auf der Leipziger Rathsbibliothek, doch meistens nur noch von historischer Bedeutung. Bruhns.

Arnold: Christoph A., geb. 10. März 1763 zu Hartmannsdorf bei Frauenstein im sächs. Erzgebirge, † 6. Aug. 1847, Sohn eines verarmten Bauern, besuchte 1778 das Gymnasium zu Freiberg, mußte aber aus Mangel an Mitteln das Studiren aufgeben, ward Schreiber beim dortigen Floßamte, versuchte dann nochmals durch Besuch der Bergakademie eine andere Laufbahn, ward jedoch abermals durch seine Mittellosigkeit daran verhindert und mußte sich wieder von Schreiberdiensten ernähren. Durch seine Begabung brachte er es zum Geschäftsführer der Crazischen Buchhandlung in Schneeberg. Dadurch mit buchhändlerischen Geschäften vertraut geworden, begründete er mit 40 Thalern im J. 1790 ein eignes Geschäft in Schneeberg, wendete sich später nach Dresden, wo er im J. 1803 das Privilegium einer insolvent gewordenen Buchhandlung, fast ohne alle Mittel, kaufte und dieses unter seinem Namen geführte Geschäft nach dem französisch-deutschen Kriege durch Fleiß, Umsicht und Geschick so in die Höhe brachte, daß es eines der angesehensten Deutschlands wurde und eine Commandite in Leipzig errichten mußte. Im J. 1825 gründete er ein litterarisches Lese-Museum und vertrieb seit 1817 die vom Hofrath Winkler (Theodor Hell) herausgegebene, seiner Zeit vielgelesene Abendzeitung, ein belletristisches Blatt, welches die Erzählungen der gelesensten Romanschriftsteller damaliger Zeit, Laun, Schilling, van der Velde, v. Bronikowski, Weisflog, v. Tromlitz, v. Wachsmann u. A. brachte und die meisten davon in die Lesewelt einführte. Bei seinem kinderlosen Ableben ging sein blühendes Geschäft in die Hände eines Adoptivsohnes über und besteht noch unter seinem Namen als eins der größten und geachtetsten Dresdens. Von seinen Verlagsartikeln verdienen außer den gesammelten Schriften obgenannter Romanschriftsteller und Schulbüchern, in zahlreichen Auflagen, noch Erwähnung die Werke eines Cotta, Aster, Berzelius und wichtige Schriften der damals epochemachenden Homöopathie, Kohl's Reisewerke, Gerstäcker's erste Arbeiten. Er selbst hat „Das neue Dresden", 1809, geschrieben.

Gottwald, Erinnerungsblätter ꝛc., Dresden 1840. S. 106. Sächs. National-Encyklopädie. Bd. I. S. 268. Gautsch.

Arnold: Friedrich Wilh. A., Dr. phil., Musiker und Musikhändler zu Elberfeld. Geb. 10. März 1810 zu Sontheim bei Heilbronn, † 12. Febr. 1864. Neben Wissenschaften trieb er mit besonderem Eifer Musik, wurde 1832 zu Cöln Redacteur der „Rheinblüthen", ging aber schon 1833 mit der deutschen Oper als Chordirector nach London. Nach Cöln zurückgekehrt beschäftigte er sich litterarisch und musikalisch, stand 1835—41 an der Spitze der von Gebr. Eck daselbst gegründeten Musikhandlung, etablirte aber im Juli des letztgenannten Jahres ein eigenes Geschäft zu Elberfeld, welches schnell einen großen Aufschwung nahm und von ihm mit Glück und Umsicht bis zu seinem Tode geleitet wurde. Sein musikalisches Lieblingsfach, worin er gute Kenntnisse besaß, war das deutsche Volkslied, und im November seines Sterbejahres erschien das 1. Heft „Deutscher Volkslieder aus alter und neuer Zeit", von ihm gesammelt und mit Clavierbegleitung versehen. Ferner enthält Bd. II. (1867) von Chrysander's Jahrb. für musikal. Wissensch.: „Das Locheimer Liederbuch nebst der Ars organisandi von Conrad Paumann ꝛc. aus den Urschriften kritisch bearb. von F. W. Arnold"

(unter ziemlich umfänglicher Mitwirkung von H. Bellermann und Chrysander). Auch den „Franco von Cöln“ beabsichtigte er herauszugeben, stand jedoch auf Einreden besserer Kenner davon ab. In Zeitschriften hat er viele Artikel geliefert, auch eine „Allgemeine Musiklehre“ (Cöln, Eck) herausgegeben. Um die Elberfelder Musikzustände hat er sich als Stifter und Mitglied verschiedener Gesellschaften mannigfach verdient gemacht. (Chrysander's Jahrb. II. 225).

v. Dommer.

Arnold: Dr. Friedrich August A., Oberlehrer an der Hauptschule zu Halle a. d. S. und außerordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen und Litteratur an der dortigen Universität, geb. zu Halle 16. Nov. 1812, † ebendaselbst 18. Aug. 1869. Er hatte seine orientalischen Studien in seiner Vaterstadt unter Gesenius und Rödiger begonnen und in Berlin unter Benary, Bopp, Wilken fortgesetzt. Der deutschen morgenländischen Gesellschaft hat er von ihrem Bestehen an bis zu seinem Tode als Schriftführer angehört. Seine bedeutenderen Schriften sind: „Septem Moallakât. Carmina antiquissima Arabum“, 1850, eine vortreffliche Textausgabe mit kritischen Anmerkungen. „Chrestomathia arabica“, 1853, eine hochverdienstliche Arbeit, das beigegebene Glossar ein Muster deutscher Gründlichkeit. „Abriß der hebräischen Formenlehre zum Gebrauche auf Gymnasien und Universitäten“, 1867. In zwei Schulprogrammen von 1865 und 1866 lieferte er eine sehr dankbare „Sammlung und Beleuchtung aller Stellen der Bibel und des Josephus, welche auf die Topographie Jerusalems Bezug nehmen“. Von seinen in Herzog's Realencyclopädie erschienenen Artikeln mögen genannt werden: „Zion, Städte und Ortschaften in Paläftina, Sinai“, von seinen Publicationen in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft „Der wissenschaftliche Jahresbericht über das Jahr 1853“.

Ph. Wolff.

Arnold: Georg A., Hoforganist des Bischofs von Bamberg, aus Tirol stammend und in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. blühend. Nach Gerber und Becker sind von ihm gedruckt: „Cantionum sacrar. de Tempore“ op. 1. 2; „Canzoni, Ariae et Sonettae“ 1—4 Violin. accommod. B. g., op. 3, 1659; „Cantion. sacrar.“ op. 4, 4—7 voc. ac instrum. concert., 1661; „Psalmi vespert. à 4 ut 2 voc. et 2 Violin. concert. vel 7. 10. 15 ad plac.“, 1667; „Missae“ 4 voc. 5 strom., 1672; „Missae quatern. cum 9 vocib.“, 1673—75; „3 Missae pro defunctis etc. 4—6 voc. 3—4 Violin. ad plac.“, 1676.

v. Dommer.

Arnold: Georg Daniel A., Dialektdichter, geb. 18. Febr. 1780 zu Straßburg, † das. an seinem Geburtstage 1829. In seiner Vaterstadt besuchte er das Gymnasium und arbeitete seit 1795 im Kriegsbüreau des niederrheinischen Departements. Im Sept. 1801 ging er nach Göttingen, wo er dem Studium der Rechte zwei Jahre widmete. Auf der Heimreise im Aug. 1803 lernte er Schiller und Goethe kennen, die seinen Ernst und seine liebevolle Anhänglichkeit an das deutsche Wesen zu achten wußten. Nach einer Reise nach Paris und Italien erhielt er im April 1806 die Professur des Civilrechts an der Rechtsschule in Coblenz und 1809 eine Professur der Geschichte in Straßburg, mit welcher er 1811 die Professur des römischen Rechts verband. Auch wurde er bald darauf Präfecturrath und Mitglied des Directoriums der augsburgischen Confession. Im J. 1818 machte er eine Reise nach England. Außer einem größeren juristischen Werke: „Elementa juris civilis Justinianei cum Codice Napoleano et reliquis legum Codicibus collati, Argentorati et Parisiis 1812“, verfaßte er mehrere lyrische Gedichte, unter denen sich die classische Elegie „Blessig's Todtenfeier“ auszeichnet. Seinen Ruhm begründete er jedoch mit dem in Straßburger Mundart gedichteten, in Versen geschriebenen fünfactigen

Lustspiele „Der Pfingstmontag“ (Straßb. 1816, verm. Aufl. mit Biographie: Straßb. 1850), das oft in Straßburger Familien aufgeführt und von Goethe in „Kunst und Alterthum“ als „ein unvergleichliches Denkmal altstraßburgischer Sitte und Sprache, ein Werk, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelnheiten wenig seines gleichen finden dürfte“ lebhaft empfohlen wurde. Es ist ein lebensvolles Gemälde der Zustände und Sitten des alten Straßburgs, wie es vor dem großen mit der Revolution eingetretenen Wendepunkte war; auf jahrelangem Studium des Dialektes beruhend, bildet es zugleich einen wahren alemannischen Sprachschatz.

Vgl. Goedeke 3. 207 f. N. Nekrol. 7. 186. 916. K. Goedeke.

Arnold: Gottfried A., epochemachender Kirchenhistoriker, geb. 1666 zu Annaberg, † 30. Mai 1714, studirte in Wittenberg die gemeine Schulgelehrsamkeit, ging als Hauslehrer nach Dresden, wo Spener ihm die Augen über das Verderben der Kirche öffnete, sodann nach Quedlinburg, wo er durch Böhme's, Gichtel's und Pordage's Schriften gründlich erweckt wurde. Von Uebernahme eines geistlichen Amtes schreckte der tiefe Verfall der sogenannten Christenheit ihn ab. Nachdem er sein berühmtes Buch: „Die erste Liebe d. i. wahre Abbildung der ersten Christen“ (1696), das Modejournal aller Schwärmer und Separatisten, geschrieben hatte, erhielt er 1697 einen Ruf als Professor der Geschichte nach Gießen, den er annahm in der Meinung, daß das Schulwesen vor dem Kirchenstaate einem erleuchteten Gemüthe noch etwas erträglicher und zur Erbauung dienlicher sei. Aber noch in dem Jahre seiner Berufung entsagte er dem Lehramte freiwillig, weil seine pietistische Frömmigkeit nicht in Einklang kommen wollte mit der Zerstreuung der weltlichen Erudition und dem Greuel des Universitätswesens. Ihn beschämte das Leben der alten Asketen, er wurde Separatist und vertiefte sich, in Quedlinburg privatisirend, in die göttliche Sophia, mit welcher er wie in eheliche Gemeinschaft tritt. Seine wirkliche Verheirathung rettete ihn aus diesem Separatismus und gab ihn der Welt wieder. Er nahm 1700 die Hofpredigerstelle bei der verwittweten Herzogin von Sachsen-Eisenach in Allstedt an, wurde aber trotz der Einsprache des Königs von Preußen, der in A. seinen Reichshistoriographen schützte, zwei Jahre darauf aus bedenklichen Ursachen seines Amtes enthoben und 1705 aus den sächsischen Ländern ausgewiesen. Durch Friedrich I. wurde er Pastor zu Werben in der Altmark, dann zu Perleburg, wo er mit der unter der gegenwärtigen Oekonomie annoch nöthigen Conscendenz zu retten suchte, was sich aus dem Feuer des allgemeinen Verderbens herausrücken lassen wollte. Die Perle unter seinen Schriften war seine „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie“ (1699), das beste und nützlichste Buch nach der Bibel, wie Thomasius meinte. Die bis dahin erschienenen „Kirchengeschichten“ waren alle geschrieben im Interesse und Sinne der herrschenden Orthodoxie. A. verkehrte diese Betrachtung in das Gegentheil. Der Anfang der Kirche war ihr Idealzustand. Seit dem dritten Jahrhunderte drangen die weltlichen Dinge mit Macht in sie ein und so in fortschreitender antichristlicher Steigerung. Die Reformation machte einen Anfang zum Besseren. Aber schon Melanchthon's spitzige Vernunft hat nach des Salbaders Petri Lombardi Exempel die Schultheologie wiedereingeführt und damit den Abfall von der apostolischen Lehrart. Indem er so den Orthodoxen, Lutheranern wie Reformirten, bei denen der alte Adam so gerne bleibet, den Schwären aufgestochen, mußte seine Kirchengeschichte nothwendig zur Schutzschrift werden für die von der Klerisei verstoßenen Häretiker. Eine solche Geschichtschreibung war die bittere Frucht, welche dem verfolgten Pietismus entwachsen konnte. Principiell wollte A. durchaus unparteiisch zu Werke gehen, aber, der von der Orthodoxie verunglimpften Partei angehörig, ist er zum patronus haereticorum geworden. Er

hat einen großen litterarischen Sturm gegen sich heraufbeschworen. Seine Kirchengeschichte wurde eine gewissenlose Ketzerchronik, ein Lügenbrief, er selbst ein Falsarius und infamatus historicaster gescholten. Am richtigsten hat wol Spener geurtheilt, wenn er sagt: Arnold's Kirchenhistorie sei ein großes Netz, darin gute und faule Fische gefangen worden, die nochmals auseinander gelesen zu werden bedürfen. Von seinen übrigen Schriften verdient Erwähnung: „Das Leben der Gläubigen" (Halle 1701). Seine geistlichen Lieder sind gesammelt und bearbeitet worden von A. Knapp (Stuttg. 1845).

L. F. Köhler in der „Zeitschrift für die histor. Theologie" Jahrg. 1871, S. 3 ff. F. Dibelius, G. Arnold. Brl. 1873. Alle frühere Litteratur ist angeführt in Frank: Geschichte der protestantischen Theologie, B. II. S. 303.

Frank.

Arnold: Heinrich Gotthold A., Maler, geb. 1785 zu Lamütz in Sachsen, † zu Dresden 1854, war Professor an der k. Akademie zu Dresden. Er erlernte die Malerei bei Prof. Schubert und malte Bildnisse und historische besonders kirchliche Compositionen, deren Zeichnung und Farbe zwar gelobt wurden, aber doch durchaus den Charakter des im Anfang des Jahrhunderts herrschenden Kunstverfalls an sich tragen. (Meyer, Künstlerlex.).

Schm.

Arnold: Ign. Ferd. A., Schriftsteller, geb. 1774 zu Erfurt, wo er als Universitätssecretär lebte und am 13. Oct. 1812 starb. Die lange Reihe seiner meistens anonym erschienenen Schriften, topographischen oder gemeinnützigen Inhalts, Schauer-, Geister-, Familien-Romane, mitunter auch lascive, Lustspiele und Uebersetzungen verzeichnet Meusel G. T. Bd. 9, 13, 17, 22.

K. G.

Arnold: Johann Christian A., geb. zu Weißenfels 3. Febr. 1724, † 9. Juli 1765 zu Erlangen. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, widmete er sich von 1740 an auf den Universitäten Jena und Leipzig neben der Theologie den mathematischen und physikalischen Wissenschaften; letztere Studien setzte er zu Hause und später auf der Universität Altdorf fort, erwarb sich in Erlangen 1754 die Magisterwürde, wurde 1755 außerordentlicher Professor für Mathematik und Physik, endlich 1759 ordentlicher Professor der Physik. Seine wenig zahlreichen Schriften, meist Dissertationen und Programme, ferner Aufsätze in den „Fränk. Samml." (z. B. „Von der Natur des Feuers"), Uebersetzungen (z. B. „Bonnet's Untersuchungen über den Nutzen der Blätter an den Pflanzen", Nürnb. 1764) legen Zeugniß ab von seiner gründlichen Kenntniß des damaligen Standes der behandelten Fragen.

Fikenscher, akad. Gelehrten-Geschichte der Univ. Erlangen.

Lommel.

Arnold: Johann Gottfried A., ausgezeichneter Violoncellist, geb. zu Niedernhall im Hohenlohischen 1. Febr. 1773, † 26. Juli 1806. Nach kümmerlichem Jugendunterricht und traurigen Lehrjahren beim Stadtmusicus zu Künzelsau, kam er nach Wertheim, wo er bei dem geschickten Cantor und Organisten Frankenstein auch fleißig Composition trieb; darauf machte er viele Reisen, wobei ihm besonders ein Aufenthalt in Berlin und in Hamburg, wo er Bernhard Romberg zu hören Gelegenheit hatte, von Nutzen war. Endlich kam er 1797 an das Theaterorchester zu Frankfurt a. M., starb aber schon im 34. Jahre seines Alters. Von seinen gut gearbeiteten und ein über das gewöhnliche Virtuosenthum hinausgreifendes Streben bekundenden Compositionen ist verschiedenes, bei André, Simrock und Schott gedruckt, darunter mehrere Violoncell-Concerte, ein Concertstück für 2 Flöten mit Orch., Variationen, Duos 2c. Seine Biographie gab die Allgem. Mus. Ztg. XII. 609 ff. Er hinterließ einen Sohn

Karl Arnold, geb. 6. Mai 1794, nachmals vortrefflicher Clavierspieler und tüchtiger Componist, Schüler von Anton André, Vollweiler und Aloys Schmitt. Nachdem er Reisen gemacht und in Petersburg sich aufgehalten hatte, lebte er seit 1824 in Berlin, wurde 1835 als Musikdirector nach Münster berufen, concertirte 1847 aber wieder in Petersburg, wo auch sein Sohn als Cellist mit Beifall sich hören ließ. (Allgem. Mus. Ztg. 1847, 433). Seine gediegenen und einen künstlerischen Sinn bekundenden, wiewol nicht besonders originellen Compositionen bestehen aus größeren und kleineren Clavierwerken, einem Claviersextett, einem Streichquartett rc., welche zu Offenbach, Berlin, Leipzig, Braunschweig gedruckt sind. Am 15. Oct. 1832 kam eine von ihm verfaßte große Oper, „Irene", zu Berlin auf die Bühne, hatte aber keinen durchgreifenden Erfolg. v. Dommer.

Arnold: Jonas A., Maler zu Ulm, erhielt im J. 1640 das Bürgerrecht und starb 1669. Er malte Bildnisse, Landschaften und Pflanzen, und verstand sich auch auf das Radiren. U. a. stach er 1666 das große Blatt mit der Ansicht des Münsters von Ulm und die vielen Blätter in des J. Scultetus Armamentarium chirurgicum (1655). Er bediente sich zur Bezeichnung seiner Arbeiten eines aus IA und F bestehenden Monogrammes. Schm.

Arnoldi: Albert Jakob A., reformirter Theolog und Orientalist, geb. 1. Oct. 1750 zu Herborn, † 4. Sept. 1835. Sein Vater, Valentin A. (s. d.), war der Schwiegersohn des niederländischen Orientalisten Albert Schultens, und dies gab Veranlassung, daß auch A. sich vornehmlich dem Studium der orientalischen Sprachen widmete, und zwar zuerst von 1769 bis 1772 in Gröningen, und dann noch mehrere Jahre in Leyden unter seinem Oheim Joh. Jak. Schultens. Er dachte sich für immer in Holland festzusetzen; aber 1778 erhielt er eine Professur der philologia sacra und der Kirchengeschichte am Gymnasium Illustre in Hanau, und von dort wurde er 1789 nach Marburg versetzt und blieb hier, seit 1792 als Primarius an der theologischen Facultät, bis an seinen Tod. Es gibt nur einige Schriften von ihm, wie „Anmerkungen über Stellen der Sprüche Salomos" (Frankf. 1781), „Chronici Abulpharagani e scriptoribus graecis illustrati specimen" (Marburg 1805), u. a.; aber mit enthusiastischer Dankbarkeit haben ausgezeichnete Schüler, wie Herm. Hupfeld und A. F. C. Vilmar, ihn als Lehrer und Vorbild für seine so erstaunenswerthe Gelehrsamkeit wie für seine Frömmigkeit und seine theologische Mäßigung gepriesen. Sein 50jähriges Amtsjubiläum wurde mit der dritten Säcularfeier seiner Universität im J. 1827 zusammen gefeiert, aber ihr Senior überlebte das Fest noch um acht Jahre.

Vgl. Fr. Rehm, Marburger Programm vom 13. Sept. 1835. H. Hupfeld u. J. W. Bickell, Marburger Gratulationsschrift zum 28. Juli 1827 und Vilmar in O. Gerland's Forts. von Strieder's Hess. Gelehrtengesch. S. 133.

Henke.

Arnoldi: Ernst Wilhelm A., geb. 21. Mai 1778 zu Gotha, † daselbst 27. Mai 1841, war der Vater des deutschen Versicherungswesens. Sein Vater, Inhaber eines Colonialwaarengeschäfts, ließ ihm aus Abneigung gegen das Gymnasium Privatunterricht ertheilen, der aber sehr mangelhaft war; doch kam er frühzeitig in die Lehre nach Hamburg, wo er in dem Geschäfte „Johann Gabe u. Comp." sein Wissen erweiterte und sich Gewandtheit und Charakterfestigkeit aneignete. Auf den Wunsch seines Vaters kehrte er im J. 1799 in das elterliche Haus zurück und wurde 1803 Theilnehmer am väterlichen Geschäfte. Sein Streben war fortan nur auf das allgemeine Beste gerichtet; was er einmal für zweckmäßig und gut erkannt hatte, das führte er mit Hintansetzung seiner eigenen Interessen durch. Schon 1803 errichtete er zu Remstedt bei Gotha eine Farbenfabrik; 1808 eine Fabrik zu Elgersburg, in welcher Gefäße aus einer

steingutartigen Masse gefertigt werden, von Apothekern und Chemikern sehr geschätzt. Die damalige französische Zwingherrschaft war allerdings diesen Unternehmungen nicht günstig. Sobald aber die Zeit der Prüfungen für das Vaterland vorüber waren, wendete sich sein regsamer Geist zunächst dem Gedanken zu, die schmerzlichen Wunden zu heilen oder wenigstens zu lindern, die der Krieg auch dem gothaischen Lande geschlagen hatte. Zur Linderung der durch eine Mißernte in den Jahren 1816 und 1817 hervorgerufenen Noth schaffte er Massen russischen Getreides bei, und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich. In Folge dessen ward er von der Krämer-Innung zum Vorstande gewählt. Als Krämermeister fand er vielfach Gelegenheit zur Beseitigung alteingeschlichener Uebelstände und Mißbräuche. Unter dem Namen „Innungshalle“ gründete er einen Verein, welcher den gesammten Handelsstand von Gotha umfaßte. Das sogenannte neue Rathhaus wurde im J. 1820 zu einem sehr billigen Preise (8000 Thaler) für die Kramerinnung angekauft, daselbst eine Bibliothek und ein Waarencabinet, sowie ein Lesezimmer mit politischen und Fachzeitungen eingerichtet, in welchem allabendlich die Vereinsgenossen zur Unterhaltung zusammen kamen. Um den jungen Handlungslehrlingen eine zweckmäßigere Ausbildung als zeither zu verschaffen, rief A. im März 1818 eine Handlungsschule ins Leben, welche die erste dieser Art in Deutschland, seitdem das Vorbild von mehr als 40 ähnlichen Lehranstalten in Deutschland geworden ist. Seine Idee über die „Begründung eines Bundes unter den deutschen Fabricanten“, die er seit dem J. 1817 unablässig verfolgte, fand im J. 1829 durch die Gründung des deutschen Zollvereins ihre Befriedigung. In seinem Enthusiasmus schrieb damals A.: „Heil den edlen Häuptern, welche den von der herrlichsten Glorie umgebenen Handelsvertrag am 27. Mai abgeschlossen. Sie haben ein Werk vollbracht, das Alles überstrahlt, was seit der Reformation Großes in Deutschland geschehen ist. Es ist ebenfalls eine Reformation, deren segensreiche Wirkungen außer dem Gesichtskreise der Gegenwart liegen“. Das schönste Denkmal aber setzte sich A. durch die Begründung der Feuerversicherungsbank und der Lebensversicherungsbank in Gotha. Während vorher Actiengesellschaften feste Prämien erhoben, den Gewinn aber, welcher nach Abzug der Unkosten und der für gezahlte Schäden geleisteten Beträge sich ergab, an die Actionäre vertheilten, hielt A. das Princip der Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit für das Zweckmäßigste und Gerechteste, damit auch der aus dem Geschäfte erwachsende Gewinn wiederum den Versicherten und nicht nur einer Anzahl Capitalisten zu gute käme. Im December 1819 versammelte sich zum ersten Male der Vorstand der beabsichtigten Versicherungsgesellschaft, bestehend aus Abgeordneten der Kaufmannschaften zu Gotha, Arnstadt, Erfurt, Eisenach und Langensalza und am 20. Juli 1820 kam das Verfassungswerk der Feuerversicherungsbank in Gotha zu Stande. Mit dem 1. Januar 1821 begann die Anstalt ihre Thätigkeit. Daß A. sich in seinen Voraussetzungen nicht geirrt hatte, bewies der Erfolg.

Der unaufhaltsam fortstrebende Geist Arnoldi's faßte nun auch die Gründung einer Lebensversicherungsbank ins Auge, der ersten in Deutschland. Sie wurde nach denselben Grundsätzen errichtet, die sich bei der Feuerversicherungsbank bewährt hatten, und trat am 1. Januar 1829 ins Leben. Mit unermüdlicher Ausdauer hatte A. die vielen Schwierigkeiten, namentlich in Betreff der richtigen Berechnung der Reserven und der Feststellung der Bedingungen für Annahme von Versicherungsanträgen zu beseitigen gewußt. Die Anstalt hat sich bis zu den äußersten Grenzen von Schleswig, sowie nach der deutschen Schweiz ausgedehnt, und seit der Zeit ihres Bestehens unendlichen Segen gestiftet. Als ein Zeichen schuldiger Dankbarkeit erhielt A. im J. 1834 von der Feuerversicherungs-Anstalt für die bedeutenden Opfer an Zeit und Kraftanstrengung und

für die unentgeltliche Leitung der Anstalt in den beiden ersten Jahren ihres Bestehens ein Ehrengeschenk von 15000 Thalern. Den zehnten Theil davon gab der verdienstvolle Mann sofort an den Stadtrath ab zur Gründung eines Realgymnasiums (Gymnasium Ernestinum) zu Gotha.

In den letzten Jahren seines Lebens wendete A. seine unermüdete Thatkraft besonders dem Wiederaufblühen der ganz gesunkenen Runkelrübenzucker-Fabrication in Deutschland zu. Das Gedeihen dieses Erwerbszweigs erlebte er aber nicht. Mit dem Erfinder einer neuen Fabricationsmethode, Dr. Zier zu Zerbst, setzte er sich in Verbindung; die Methode leistete jedoch nicht, was versprochen war, und bereitete A., der sie Anderen empfohlen hatte, vielen Kummer. Von Herzog Ernst I. von Coburg und Gotha ward A. zum Rath, dann zum Finanzrath ernannt. In seinem Privatleben war A. einfach, bescheiden und anspruchslos; er half, wo er konnte, durch Rath und That. Seine Untergebenen hingen mit großem Vertrauen und vieler Liebe an ihm. Mit seiner Zeit ging er sehr haushälterisch zu Rathe. Ein Jahr nach seinem Tode wurde ihm in Gotha ein Ehrendenkmal errichtet, zu welchem die Mittel so reichlich zuflossen, daß ein ansehnlicher Theil davon zu einer „Schulstiftung" verwendet wurde, von welcher alljährlich die Zinsen an seinem Todestage zu Belohnungen, theils in Büchern, theils in Lehrmitteln für Bürgerkinder vertheilt werden, die sich durch Fleiß, Fortschritte und gutes Betragen ausgezeichnet haben.

A. Beck.

Arnoldi: Franciscus A., Pfarrer in Cölln bei Meißen, führte im J. 1531, indem er ihn mit seinem Namen deckte, Herzog Georg den Bärtigen von Sachsen als Schriftsteller wider Luthers „Warnung an seine lieben Deutschen" und „Auf das vermeint Kaiserlich Edict" mit einer Antwort darauf, Dreßden 1531. 14 Quartbl., in die Lesewelt ein. Luther entgegnete mit: „Wider den Meuchler zu Dresen gedruckt" und nun folgte Arnoldi's (Georgs): „Auf das Schmaebuchlein, welchs Martin Luther widder den Meuchler zu Dreßden, in kurtzuor-schiner zeit, hat lassen auszgehen". Dreszden 1531. 24 Quartbl. (Vgl. den Artikel Chrosner). Er ist zu Leisnig geboren, lebte noch 1534, ist aber übrigens unbekannt.

Seidemann.

Arnoldi: Friedrich Albert v. A., geb. 24. Aug. 1787 in Dillenburg, † 19. April 1839. Er erhielt seine erste Bildung dort und in Herborn, studirte zu Magdeburg und Tübingen die Rechte. Als Dillenburg 1806 Theil des Großherzogthums Berg wurde, trat er in nassauische Dienste zurück, in denen er zuletzt Director der Rechnungskammer war. Vorzüglich seiner Anregung verdankt der Verein für Naturkunde in Nassau seine Entstehung. A. war von der Gründung desselben im J. 1830 an eifriges Vorstandsmitglied.

Carus.

Arnoldi: Heinrich A., ein Sachse, fungirte auf dem Basler Concil als Notar, trat hierauf in den Carthäuserorden und wurde Prior der Baseler Carthause. Seine Blüthezeit fällt zwischen die Jahre 1440—1480. Er schrieb ein „Chronicon Carthusiense" nebst verschiedenen Abhandlungen erbaulichen und asketischen Inhalts (vgl. Jöcher).

Werner.

Arnoldi: Johannes v. A., geb. 30. Dec. 1751 zu Herborn als jüngster Sohn des Professors der Theologie und Bibliothekars Valentin Arnoldi, † zu Dillenburg 2. December 1827. Er bezog 1766 die Akademie seiner Vaterstadt, und studirte 1770—73 in Göttingen. Neben den juristischen Fachcollegien führte ihn ein gewisser Drang zur Polyhistorie zu mannigfachen sonstigen, namentlich historischen Studien. 1795 ward er Secretär beim Landesarchiv in Dillenburg, und seit 1792 war er Mitglied der dortigen Landesregierung. Seit 1796 auch Director des Landesarchivs, ward A. 1801 nach Berlin gesandt um die Ora-

nischen Entschädigungsansprüche zu betreiben. Er stand dort mit Fr. Nicolai und vielen Gelehrten in regem Verkehr und manche Aufsätze von ihm in der „Allg. Deutschen Bibliothek“ stammen aus dieser Zeit. Im Anfang des J. 1803 trat er, als geh. Legationsrath ganz in den Dienst des früheren Erbstatthalters von Holland, nunmehrigen Fürsten von Oranien und Fulda, Wilhelm Friedrichs, der zu Fulda residirte. Bei diesem Anlaß ward er auch geadelt. Seit 1805 war er Mitglied des Geheimerathscollegs. Als aber nach der Schlacht bei Jena das Fuldaer Land von den Franzosen besetzt ward, lehnte er den Eintritt in die neugebildete Landesbehörde ab und begab sich nach erhaltenem Abschied nach Marburg. 1813 begleitete er die vordringenden Truppen der Verbündeten nach Dillenburg, übernahm hier sogleich die Regierung und trat 1814 als wirkl. Geheimerath in die oberste Landesstelle ein, deren Chef er 1815 ward. Als aber 1815 sein Vaterland an Preußen und von diesem großentheils an Nassau überging, erbat und erhielt A. den ehrenvollen Abschied mit vollem Gehalt.

Ein Schüler Gatterer's, fand er nicht nur in dieser letzten Lebensperiode volle Muße, sondern auch in seinem früheren bewegten Leben immer die Zeit, seiner Neigung für historische und archival. Studien nachzugehen. Von vielen kleineren Arbeiten abgesehen (vgl. die unten cit. Qu.), ließ er 1798 „Miscellen aus der Diplomatik und Geschichte“ erscheinen. In den nächsten Jahren folgte darauf sein bedeutendstes Werk: „Gesch. der Oranien-Nass. Länder und ihrer Regenten“ (B. I. 1799, B. II. 1800, B. III. 1801 und III. 2 1816.) Neben vielen kleineren meist der Reformationszeit angehörenden Arbeiten verfaßte er 1817 „Historische Denkwürdigkeiten.“ Die letzten Jahre verlebte er zu Dillenburg.

Zeitgenossen, Heft 11; N. Nekrol. Jahrgang 1828, S. 8.

v. L.

Arnoldi: Nicolaus A., geb. zu Lesna in Polen 1618, † 1680. Er brachte den größten Theil seines Lebens in den Niederlanden zu. Schon als fünfzehnjähriger Knabe erhielt er von der polnischen Synode zu Ostorog eine Anstellung als Acolyth oder Chorknabe. Nachdem er sich eine Zeit lang zu Danzig des Studiums der Philosophie und der Beredtsamkeit befleißigt hatte, stand er von 1639 bis um 1641 der lateinischen Schule zu Jablonow in Podolien vor, indem er zugleich in einem angesehenen Hause den Dienst des Hauspredigers versah. In richtiger Erkenntniß einiger hervorragender Gaben verschaffte man ihm die Mittel zum Studiren. Im Jahre 1641 ließ er sich zu Franeker immatriculiren, und that sich bald als einer der begabtesten Schüler seines Landsmannes Maccovius, wie des Coccejus, Sedulius und Cloppenburg hervor. Auch genoß er den Unterricht der berühmten calvinistischen Theologen jener Zeit, eines Soetius, Spanheim, Polyander u. A. Nach einer kurzen Reise nach England, ward A. 1645 als reformirter Prediger zu Beetgum in Friesland angestellt. Doch schon im J. 1651 rief man ihn nach Franeker als Professor der Theologie, an der Stelle des nach Leyden übergesiedelten Coccejus. — A., als Prediger gerühmt, hat sich auch als Theologe durch seine meistens wider die Socinianer gerichteten Schriften einen Namen gemacht. 1656 ward er Hofprediger; noch im selbigen Jahre ward er zum Gesandschaftsprediger am schwedischen und polnischen Hofe ernannt. Ehrenvolle Berufungen als Hofprediger nach Berlin, als Gesandtschaftsprediger an den schwedischen und polnischen Hof schlug er aus. 1666 ward er nach Heidelberg geschickt, um Friedrich Spanheim zur Annahme einer Professur in Franeker zu bewegen. A. blieb bis zu seinem Lebensende als theologischer Professor eifrig wirksam. Von seinen Schriften, meistentheils dogmatischen und polemischen Inhalts (Glasius „Godgel. Nederl.“;

v. d. Aa, Biogr. Woordenb.) mögen hier erwähnt werden: „Catechesis Racoviana major publicis disputat. 46 refutata." 1654. „Lux in tenebris, sive vindicatio locor. V. et N. T. quibus omnium sectarum adversarii ad stabiliendos errores suos abutuntur." 1662 u. 1665. „Refutatio compendii M. Becani," 1657. Vos.

Arnoldi: Wilhelm A., Bischof von Trier (1842—64). Am 4. Januar 1798 zu Badem, einem Dorfe in der Eifel bei Bitburg geb., † 7. Jan. 1864, empfing die erste religiöse Anregung von seiner frommen Mutter und hegte schon früh als Kind den Wunsch in den geistlichen Stand einzutreten. Von 1809 bis 1811 besuchte er die Domschule zu Trier, von 1811—14 das Gymnasium und von 1814—21 das Priesterseminar daselbst, wo er am 17. März 1821 zum Priester geweiht wurde. Seine schönen Anlagen, namentlich sein ausgesprochenes Sprachtalent veranlaßte seine Obern, ihn sofort zum Professor des Hebräischen, der biblischen Archäologie und der geistlichen Beredsamkeit zu ernennen, doch scheint ihm das Lehrfach weniger zugesagt zu haben und da zudem seine Gesundheit gelitten hatte, vertauschte er dasselbe mit der Seelsorge, indem er 1826 die Pfarrei Laufeld in der Eifel annahm. Hier lebte er, in dem befruchtenden Umgang mit dem in Wien gebildeten würdigen Pfarrer München zu Buchholz, bis 1831, wo er Stadtpfarrer und Dechant zu Wittlich wurde. Die rege, nach jeder Beziehung musterhafte Thätigkeit Arnoldi's in seinem Amte lenkte die Aufmerksamkeit des Bischofs v. Hommer auf ihn, als es sich 1833 um die Besetzung der Stelle eines Dompredigers und Theologus handelte. Am 1. März 1834 ward A. dazu ernannt und in's Capitel aufgenommen, wo er bald neben dem spätern Bischof Müller von Münster und dem Seminarregens spätern Weihbischof Braun als einer der einflußreichsten Mitglieder da stand. Namentlich erwarben ihm seine Festpredigten den Ruf eines vorzüglichen Homileten und große Beliebtheit bei Volk und Klerus. Man hat mehr wie einmal gesagt, A. habe sich zum Bischof gepredigt. Am 11. November 1836 entschlief der Bischof von Hommer (s. d.), und A. soll ihn noch auf dem Todesbette bewogen haben, von den mit der preußischen Regierung betr. der gemischten Ehen getroffenen, vom apostolischen Stuhl mißbilligten Vereinbarungen zurückzutreten. Bei der Wahl eines Nachfolgers stellten sich verschiedene Auffassungen des in der Bulle De salute animarum von 1821 den Domcapiteln eingeräumten Wahlrechts bez. der Verclausulirung desselben auf die personae regi gratae heraus, weßhalb A. nebst Müller und Braun sich unterm 24. Jan. 1837 und wiederum am 8. Febr. desselben Jahres nach Rom um Instruction wandten; alle drei wurden, da der Verkehr mit Rom noch nicht freigegeben war, mit einer Ordnungsstrafe belegt. Als dann die Wahl am 1. Mai 1839 endlich stattfand und der Name Arnoldi aus derselben hervorging, erklärte der als Wahl-Commissar fungirende Oberpräsident v. Bodelschwingh, es fehle ihm zur Bestätigung desselben jede Vollmacht. Die Staatsregierung annullirte denn auch sofort das Geschehene und verständigte die Geistlichkeit und die Bewohner Triers, welche um Arnoldi's Confirmation gebeten hatte, daß sie sich in diese Angelegenheiten nicht zu mischen hätten. Da reichte A. (1. Juni 1840) ohne Vorwissen des Capitels seine Resignation zu Rom ein. Die Regierung, welche ihn als Eiferer, besonders in Dingen der Mischehen perhorrescirt, hatte unterdeß ihre Ansicht einigermaßen zu seinen Gunsten geändert und ihn selbst zur Resignation aufgefordert, da sich dann Alles erledigen lasse. Der Papst nahm die Entsagung an und man vereinigte sich nun auf die Aufstellung einer bischöflichen Candidatenliste, von der die Regierung die personae minus gratae streichen könne, — ein Verfahren, das bekanntlich seither in Preußen beibehalten wurde. Friedrich Wilhelm IV. hatte diesmal die Wahl Arnoldi's gestattet, und so wurde derselbe am 21. Juni 1842

als Bischof proclamirt. Die Präconisation fand am 22. Juli, die Confirmation am 18. September statt.

Schon bald nach seiner Inthronisation faßte A. den Entschluß, den heil. Rock, der seit 1810 dem Volke nicht mehr gezeigt worden war, der öffentlichen Verehrung auszusetzen. Dieses wichtigste und folgenreichste Ereigniß seines Episcopates ist bekanntlich in der verschiedensten Weise beurtheilt worden. Die Ausstellung, welche am 18. August 1844 begann, sechs Wochen lang währte und zahllose Andächtige (man sagt 1100000) aus Nah und Ferne herbeilockte, gab zu den heftigsten Angriffen auf die Person des Bischofs wie auf die Institutionen der katholischen Kirche Anlaß und rief namentlich die deutschkatholische Bewegung (s. Ronge), den Abfall Ronge's und einiger anderer Priester und die erbittertste Stimmung unter einem Theil der Protestanten Deutschlands, die sich eben in dem Gustav-Adolf-Verein sammelten, hervor. Arnoldi's Biograph hat ganz Recht, wenn er bemerkt: „Der Bischof habe einzig und allein die Ehre desjenigen, der dies Kleid ehedem getragen, die größere Verherrlichung Gottes, die Wohlfahrt der Kirche und das Heil der Seelen im Auge gehabt; er hat nur die Förderung christlichen und kirchlichen Sinnes und Lebens dabei bezweckt; er hat an nichts weniger als an eine Demonstration, er hat nur an die Erbauung des Volkes gedacht; er hatte eine viel zu reine Seele und ein zu argloses Gemüth und war dabei zu kindlich fromm, als daß er es auf eine bloße Schaustellung und Entfaltung eitlen Gepränges hätte absehen sollen." Gewiß; und ebenso unleugbar ist, daß diese merkwürdige Begebenheit die religiöse Begeisterung thatsächlich aufs höchste entflammte und da einen lebendigen, herzlichen Christusglauben hervorgekehrt hat, wo man ihn vielleicht längst erstorben glaubte. Aber es läßt sich doch billigerweise auch fragen, ob es wohlgethan war, diesen neuerwachten Enthusiasmus sofort in Bahnen zu lenken, welche sich mit der historischen Bildung unserer Zeit kreuzten und den Katholicismus in einen Conflict verwickelten, zu dem sein Wesen nicht hintrieb; und es läßt sich ebenso nicht in Abrede stellen, daß manche unter den bekannten Vertheidigern des heil. Rockes gegen die wissenschaftlichen Angriffe eines Gildemeister und von Sybel das Ansehen der Kirche durch ihren completen Mangel an solidem Wissen und an Kritik schwer und nachhaltig schädigten. A. selbst war kein Gelehrter, weder Historiker, noch Theolog, und er besaß nicht die nöthige geschichtliche Bildung, um sich einen Einblick in Werth und Beschaffenheit der von ihm angerufenen Beweismittel zu verschaffen. Sein reines und edles Gemüth wollte das Beste und er ist gewiß frei zu sprechen, wenn der Katholicismus etwas schwer an den Kosten dieser Devotion einer Particularkirche trug.

Die Errichtung des bischöflichen Knabenconvictes, die Stiftung einer Reihe von Klöstern, als deren besonderer Freund sich A. allzeit bewies (es wurden durch ihn Redemptoristen, Jesuiten, Krankenbrüder, Borromäerinnen und Vincentianerinnen, Ursulinen, Franciscanessen und andere Orden in die Diöcese berufen), fleißige Visitation seines umfangreichen Sprengels bildeten die Hauptsorge der folgenden Jahre. Die erschlaffte Disciplin des Klerus stellte A. durch geregelte, wenn auch immer liebreiche Handhabung der Zucht her. Ein großes und verdienstliches Werk war die unter der Leitung des hochverdienten Canonicus v. Wilmowsky begonnene Restauration und Untersuchung der Domkirche. Ueberhaupt zeigte A. einen regen Eifer für kirchliche Kunst und das Studium der christlichen Alterthumskunde; ein Denkmal dieser seiner Neigungen war der unter ihm entstandene und auch nach seinem Tode wieder zerfallene christlich-archäologische Verein, dessen „Mittheilungen" (2 Hefte, Trier 1856 und 60) ein Organ für Diöcesangeschichte werden sollten. Der Bischof hielt darauf, daß seine Seminaristen und Geistlichen arbeiteten und forderte oft zum Studium, beson-

ders der heil. Schrift, auf; aber die Lostrennung der Diöcese von der akademischen Bildung, der Umstand, daß die Geistlichen fast ausschließlich in dem Diöcesanseminar gebildet wurden, kam dem wissenschaftlichen Geiste derselben nicht zu gute und ließ Trier, obwol reich an guten Talenten, in Hinsicht seiner wissenschaftlichen Bildung und seiner litterarischen Thätigkeit eine verhältnißmäßig niedere Stelle unter den deutschen Kirchensprengeln einnehmen.

Die Jahre 1848 und 49 fanden A. unter den Verfechtern conservativer Principien neben den übrigen Bischöfen Preußens, wie er denn auch an der Würzburger Bischofconferenz und den daraus hervorgehenden Beschlüssen Theil nahm. Die Limina Apostolorum besuchte er 1852 und 10 Jahre später zum zweiten Male, als die japanesischen Märtyrer canonisirt wurden. 1860 wohnte er dem Provincialconcil zu Köln bei. Eine Erkältung, im Dom bei Gelegenheit der Weihen (19. Dec. 1863) zugezogen, hatte eine tödtliche Erkrankung zur Folge, welcher er am 7. Januar 1864 erlag. Sein Tod wie seine letzte Krankheit waren in hohem Grade erbaulich und eines christlichen Bischofs würdig; auch Ungläubige zeigten sich tief ergriffen. Die Bestürzung, welche das Ableben Arnoldi's in der Stadt und Diöcese hervorrief, zeigt, wie sehr er verehrt war; und in der That, dem einfachen, demüthigen Manne, der die Würde des Bischofs mit der Taubeneinfalt des Kindes verband, konnte Niemand seine Verehrung versagen. Seine Verwaltung darf man im Ganzen als eine sehr segensreiche bezeichnen, wenn man auch, namentlich in den letzten Jahren, über Arnoldi's zunehmende Abhängigkeit von seinen nicht immer glücklich inspirirten Rathgebern klagen hörte. Der Restauration des Katholicismus in Deutschland hat A. mächtigen Vorschub geleistet, ohne in dem Grade, wie man gewöhnlich glaubt, den sog. jesuitischen Tendenzen ergeben zu sein. Das ihm von Rom aus gestellte Ansinnen, sein Seminar der Leitung der Gesellschaft Jesu zu übertragen, hat er rundweg zurückgewiesen. — Als Schriftsteller war A. durch eine Reihe salbungsvoller Hirtenbriefe, sonst nur als Uebersetzer (er übertrug die Homilien seines Lieblingsautors, des h. Chrysostomus, ins Deutsche; 6 Bde., Trier und Regensburg. 1852—58, 2. A.) thätig. Der Tod hat ihn an anderen Publicationen gehindert.

J. Kraft, Wilhelm Arnoldi, Bischof von Trier. Ein Lebensbild. Trier 1865. (Der Biograph, jetzt Weihbischof, war ein Freund Arnoldi's.)

Kraus.

Arnoldi: Valentin A. (Arnold), Theologe, geb. zu Dillenburg 26. Jan. 1712, † 16. April 1793. Im Alter von 15 Jahren auf die hohe Schule nach Herborn entlassen, widmete er sich daselbst der Theologie und besonders den morgenländischen Sprachen. Nach beendigten Studien erwirkte ihm der Hofprediger Winckel von seinem Landesherrn, dem Fürsten Christian zu Dillenburg, ein Reisestipendium, mit Hülfe dessen er sich 1739 nach den Niederlanden begab, wo er während sieben Jahren sich zu Utrecht, Leyden und im Haag aufhielt, theils lernend, theils selbst Lehrer. 1745 nahm er einen Ruf als Professor der Philosophie und erster Prediger nach Herborn an. Seine Vorlesungen verbreiteten sich mit Ausschluß der Kirchengeschichte über alle Zweige der theologischen Wissenschaften. 1755 wurde er Oberconsistorialrath und übernahm 1757, indem er sein Pfarramt niederlegte, die Verwaltung der akademischen Bibliothek. 1764 wurde ihm die Inspection über sämmtliche Kirchen des Fürstenthums Nassau-Dillenburg übertragen. 1770 erhielt er die erste Professur in der theologischen Facultät. Trotz seines umfassenden Wissens gelangte er zu keiner nennenswerthen schriftstellerischen Thätigkeit. Albert Jakob A. (s. d.), und Johannes von A. (s. d.) sind seine Söhne.

Vgl. Steubing, Topographie der Stadt Herborn S. 181; Nassausche Annal." X. 137. Zais.

Arnoldt: Daniel Heinrich A., evangelischer Geistlicher und gelehrter Theolog, geb. 7. Dec. 1706 zu Königsberg in Preußen, † ebendaselbst 30. Juli 1775. Seine Bildung empfing er auf den Schulen seiner Vaterstadt, der dortigen Universität und der von Halle. Hier eignete er sich die damals herrschende Wolfische Philosophie an, wie sie mit der protestantischen Scholastik unter dem Einfluß des späteren Pietismus einen engen Bund geschlossen hatte und lange Zeit hindurch auf fast allen Lehrkanzeln der deutschen Universitäten herrschte. Baumgarten, Breithaupt, Rambach, Anton, Francke u. A. waren seine Vorbilder, und durch A. geschah es vornehmlich, daß diese Wolfische sogenannte demonstrative Methode auch nach Königsberg verpflanzt wurde. Seine Neigung und Begabung führte ihn mehr auf die gelehrte als praktische Seite der theologischen Laufbahn, doch ward er durch die Umstände frühzeitig genöthigt, auch der letzteren seine Kräfte zuzuwenden. Sein Hauptgönner in Königsberg war der einflußreiche vom Könige Friedrich Wilhelm I. besonders hochgeschätzte Professor und Pfarrer Franz Albert Schultz. Durch ihn wurde A., nachdem er in Halle sich den Grad eines Magister erworben hatte, und schon 1729 außerordentlicher Professor der praktischen Philosophie in Königsberg geworden war, im J. 1732 Consistorialrath und Doctor der Theologie, 1733 außerordentlicher Professor der Theologie und Pfarr-Adjunct bei der Altstädtischen Kirche, 1734 ordentlicher Professor der Theologie und zweiter königl. Hofprediger an der Schloßkirche, rückte dann 1770 in die Adjunctur und 1772 in die wirkliche Oberhofpredigerstelle, in welcher Stellung er starb. Seine Predigergaben waren mäßig, daher er gegen seinen berühmten Amtscollegen Quandt sehr zurückstand. Nichts desto weniger war er bei Studenten und Collegen beliebt, und wegen seiner Gelehrsamkeit und braven Charakters geachtet. Auch wird ihm Witz und heitere Laune nachgerühmt. Seine zahlreichen Schriften (vgl. Meusel, Lex.), sind meistens Gelegenheitsschriften, und ohne höheren wissenschaftlichen Werth, wenn auch einige davon noch jetzt brauchbar sind. Dies sind nämlich folgende: „Ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsbergischen Universität." I. Theil 1743. II. Theil 1746. Zusätze 1756. Fortgesetzte Zusätze 1768. „Kurzgefaßte Kirchengeschichte des Königreichs Preußen." 1768. „Kurzgefaßte Nachrichten von allen seit der Reformation an den lutherischen Kirchen in Ostpreußen gestandnen Predigern." Herausgegeben von Fr. W. Benefeldt. 1777. Dies letzte mit außerordentlichem Fleiße erst nach dem Tode Arnoldt's herausgegebene Werk ist eine Hauptquelle für die Specialkirchengeschichte Ostpreußens. Als Zeugniß von der geschmacklosen Art, die Wolfische Philosophie anzuwenden, kann noch sein „Versuch einer nach demonstrativer Lehrart entworfenen Anleitung zur Poesie der Teutschen" 1740, angeführt werden.

Borowski in den Annalen des Königreichs Preußen, herausgegeben von L. v. Baczko. Königsberg 1793. II. Quartal S. 45—73.

Erbkam.

Arnpeck: Veit A., bairischer Geschichtschreiber, geboren 1440 zu Landshut in Niederbaiern, † wahrscheinlich nach 1505, ist unter den Chronisten, welche Aventin's bedeutsame Wirksamkeit vorbereiteten, der hervorragendste. Nach Vollendung seiner Studien in Amberg und an der Universität Wien trat er in den geistlichen Stand und wirkte in seiner Vaterstadt Landshut als Hülfsgeistlicher, später Frühmesser und Benefiziat an der St. Martinskirche. Einige Jahre scheint er diese Stellen mit der Pfarrei zu St. Andreas in Freising vertauscht zu haben; 1495 aber treffen wir ihn wieder in Landshut. Dort mag Herzog Ludwig der Reiche, der Gründer der Universität Ingolstadt, durch seine hervor-

ragenden Thaten und sein glänzendes Auftreten den historischen Sinn des Klerikers angeregt und auf die Geschichte seines engern Vaterlandes gelenkt haben. A. verfaßte ein „Chronicon Austriacum" bis 1488, (Pez, „Scriptores rerum Austriacarum" I.), ein „Chronicon Baioariae" bis 1495, (Petz, „Thesaurus anecdotorum" III. 2), und einen „Liber de gestis episcoporum Frisingensium" bis 1495 (Deutinger „Beiträge zur Geschichte des Erzbisthums München-Freising" Bd. 3.) Das „Chronicon Baioariae," sein bedeutendstes Werk, hat A., dem Beispiele seines Vorgängers Andreas von Regensburg folgend, auch deutsch bearbeitet, jedoch nicht wörtlich übersetzt, sondern bald gekürzt, bald erweitert, auch um zehn Jahre weiter geführt. Als Chronik eines Ungenannten ist das Werk im ersten Bande der von v. Freyberg herausgegebenen Sammlung historischer Schriften, jedoch unvollständig und mangelhaft veröffentlicht. Für den Litterarhistoriker ist dieses deutsche Zeitbuch Arnpeck's merkwürdigstes Werk; denn hier schlägt er in volksthümlicher Erzählung und in Zurückdrängung alles gelehrten Beiwerkes einen Ton an, welcher der historischen Litteratur bisher fast völlig fremd geblieben war. Den Mangel einer gesunden Kritik theilt dies wie seine anderen Werke mit nahezu allen zeitgenössischen. Riezler.

Arnschwanger: Johann Christoph A., geboren 28. Dec. 1625 zu Nürnberg, † 10. Dec. 1696; Sohn eines Handelsmanns, durchlief daselbst Dilherr's Egidien-Gymnasium, darauf die Hochschulen Altdorf, Jena, Helmstädt, wo er unter Calixt über die Erbsünde disputirte. Nach der Heimkehr wurde er in Nürnberg 1651 Stadtvicar, 1652 Diaconus bei St. Egidien, 1654 Frühprediger an St. Walpurgen, 1659 Diaconus an St. Lorenz und endlich Schaffer oder Archidiaconus an dieser Kirche. — Wir besitzen von ihm fast 400 Lieder, welche in seinen Schriften zerstreut stehen: „Neue geistliche Lieder," 1659; „Anweisung zur Gottseligkeit," 1663; „Heilige Palmen und christliche Psalmen," 1680; „Heilige epistolische Berichte," 1663. Ein „sonderbarer Liebhaber des Singens," gehörte er unter dem Namen „der Unschuldige" der fruchtbringenden Gesellschaft an, suchte sich im Unterschiede von der gekünstelten Manier der Pegnitzschäfer, möglichst volksthümlich, natürlich zu halten verfiel aber oft ins Platte. Wenige seiner Lieder haben sich behauptet („Auf, ihr Christen, laßt uns singen," „Wie lieblich ist zu schauen," „Meine Seele nimm zu Herzen" ꝛc.)

Vgl. C. v. Winterfeld's evang. Kirchengesang, 2. Thl., S. 456 ꝛc.

P. Pressel.

Arnstein: Ludwig III., Graf v. A., † 1185. Das Geschlecht der Grafen von Arnstein läßt sich nämlich mit Bestimmtheit nur bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts zurückverfolgen. Die Burg der Grafen lag auf einem felsigen Vorsprung, nicht weit vom Einflusse des Dörsbaches in die Lahn, eine Wegstunde von der heutigen Stadt Nassau entfernt. Erbauer war Graf Arnold, der 1048 als Zeuge erscheint. Das Arnsteiner Haus, dem die Gaugrafenwürde im Einrich zustand, war ein reich begütertes und angesehenes. In männlicher Linie erlosch es im 12. Jahrhundert; von den sieben Erbtöchtern desselben ist in mehreren Fürstengeschlechtern eine blühende Nachkommenschaft entsproßen. Sie waren sämmtlich Töchter des Grafen Ludwig I., Sohn des Arnold, und Schwestern Ludwigs II., der 1103 zum letzten Male erscheint. Des letzteren einziger Sohn und Erbe war Ludwig III., der den Stamm schloß. Seinen Vater verlor er frühe. Die Mutter, unter deren Augen er aufwuchs, zog sich nach erlangter Großjährigkeit des Sohnes auf die ihr als Morgengabe gehörende Besitzung Odenkirchen bei Köln zurück. Der junge Graf Ludwig, von schwacher und leicht bestimmbarer Anlage, ergab sich Ausschweifungen und ließ sich zu vielfachen Gewaltthätigkeiten verleiten; seine Burg wurde bald der Ausgangspunkt gefürchteter Räubereien. Endlich erfüllte dieses Leben den Grafen mit Ueberdruß; er

beschloß, seine Güter geistlichen Zwecken zu widmen und bestimmte sich selbst für den klösterlichen Stand. Die Kinderlosigkeit seiner Ehe mit Guda, Tochter des Grafen von Bomeneburg, mag ihn in dem Entschlusse bestärkt haben. Im J. 1139 wurde einer Colonie von 12 Praemonstratensern aus dem Kloster Gottesgnaden bei Kalbe an der Saale das Schloß Arnstein übergeben. Ludwig selbst im Alter von 30 Jahren, legte als Laienbruder das weiße Kleid der Norbertiner an, wie s. Z. Gottfried von Kappenberg in Westfalen († 1126), der von selbst sich sammt seinem ganzen Vermögen dem Norbert und seinem Orden hingegeben hatte. Da Arnstein reich begabt war, ließ Ludwig es sich angelegen sein, noch neue Klöster zu stiften. 46 Jahre lebte er im Mönchsgewand. Er starb auf einer Besichtigungsreise seiner überrheinischen Klöster zu Gummersheim. Sein Leichnam wurde nach Arnstein übergeführt. Ein Mönch dieses Klosters verfaßte zu Anfang des 13. Jahrhunderts eine Biographie Ludwigs, von der verschiedene lateinische und deutsche Handschriften vorhanden sind.

Vita Ludowici comitis de Arnstein (bei Böhmer, Fontes III. 326—327); Vogel, Beschreibung von Nassau, 198 f.; Schliephake, Geschichte von Nassau I. 75, 156 f, 208 f. Zais.

Arnswaldt: August Freih. v. A., Legationsrath, geboren in Hannover, 13. August 1798, Sohn Karl Friedrichs v. A. (s. d.) Er besuchte das Gymnasium zu Gotha, studirte 1816—20 in Göttingen Jurisprudenz, beschäftigte sich aber zugleich eifrig mit der deutschen Litteratur, namentlich den Werken des Mittelalters unter Benecke's Leitung, und denen der romantischen Schule; ein inneres religiöses Bedürfniß führte ihn zu den alten Mystikern. Nachher arbeitete er eine Zeit lang im auswärtigen Ministerium, gab aber eine ihm zugedachte Anstellung bei der Gesandtschaft in Paris auf, und widmete sich seitdem in behaglicher Muße, in glücklichem häuslichen Leben, in engem freundschaftlichen und wissenschaftlichen Verkehr mit seinem Schwager A. v. Haxthausen, Umbreit in Heidelberg, Huschke in Breslau, Jacob und Wilhelm Grimm, Havemann und A. Wagner in Göttingen u. a., gefördert durch eine ausgezeichnete, von dem Vater begründete, durch ihn bedeutend vermehrte Bibliothek, gelehrten, besonders theologischen Arbeiten: ein wahrhaft „Gottesgelehrter,“ wie ihn ein namhafter Theologe genannt hat, immer mehr der streng lutherischen Richtung zugewandt, von großer Entschiedenheit der Ueberzeugung, aber zugleich voll Gerechtigkeit und Milde in der Beurtheilung Anderer. Oeffentlich bekannt gemacht hat er nur einzelnes. In Göttingen betheiligte er sich an einer Zeitschrift, die ein Kreis gleichgesinnter Freunde herausgab, „Die Wünschelruthe“, schrieb später über den Ruysbroech, ließ anonym eine Erörterung der lutherischen Abendmahlslehre erscheinen. Seine späteren Lebensjahre waren durch Kränklichkeit getrübt, die er in christlicher Geduld ertrug. Er starb am 27. Juni 1855.

J. W. C. Umbreit, Erinnerung an Frhr. August von Arnswaldt (Theologische Studien und Kritiken 1851. 1. Band.) S. 1—6.

G. Waitz.

Arnswaldt: Frhr. Karl Friedrich Alexander von A., hannoverscher Staats- und Cabinetsminister und Curator der Universität Göttingen, geb. 11. September 1768 zu Celle, studirte 1785—88 in Göttingen und durchlief dann rasch die ersten Stufen des hannoverschen Staatsdienstes, schon 1792 Kammerrath, 1803 mit dem Titel eines geheimen Kammerraths bekleidet. Während der westfälischen Herrschaft blieb er den Geschäften fern, nach Beseitigung derselben aber war er, 18. Januar 1814, seinem Vater, dem geh. Rath, Consistorialpräsident und erstem Curator der Universität Göttingen (geb. zu Helborn 5. Nov. 1733, erst in sächsisch-weimarischen, dann in hannoverschen Diensten)

für die Besorgung der Universitätssachen beigeordnet, nach dessen Tode (14. Oct. 1815) zum Staatsminister und zweiten, später zum ersten Curator ernannt, eine Stelle die er beibehielt, als er 1828 das Ministerium niederlegte, und der er sich mit voller Hingebung und Liebe widmete. Selbst im Besitz umfassender geistiger Bildung, mit Sinn für wahre Wissenschaft, hat er, in Gemeinschaft mit dem geh. Cabinetsrath G. E. F. Hoppenstedt, eine lange Reihe von Jahren hindurch die Angelegenheiten der Universität mit einsichtsvoller Sorgfalt und glücklichstem Erfolg geleitet. Es war die Zeit, da Lücke, Gieseler, Göschen, K. Fr. Eichhorn, Albrecht, Bluhme, K. O. Müller, Dahlmann, die beiden Grimm, Herbart, Gervinus berufen, Gauß u. a. der Universität erhalten wurden, da diese in den 20er Jahren ihre höchste Frequenz erreichte, auch nach der Erschütterung des Jahres 1831 sich noch einmal zu neuer Blüthe erhob. Da erfolgten die Ereignisse von 1837. A. hat die Protestation der sieben Professoren gegen Aufhebung des Staatsgrundgesetzes zurückzuhalten gesucht. Die gewaltsamen Maaßregeln gegen sie erfolgten ohne sein Zuthun und Wissen. Da er sich weiter unter der neuen Regierung auch in seiner Wirksamkeit mannigfach gehemmt sah, nahm er Anfang 1838 seinen Abschied und lebte in stiller Zurückgezogenheit bis zu seinem Tode den 27. April 1845. Göttingen, wo er auch der Gesellschaft der Wissenschaften als auswärtiges Mitglied angehörte, bewahrt ihm neben Münchhausen ein dankbares Andenken. G. W.

Arnulf, deutscher König und Kaiser, † 8. December (vielleicht 29. November) 899, entsprang einer außerehelichen Verbindung von Ludwig des Deutschen ältestem Sohne Karlmann mit Liutswinda, einer Frau edler Abkunft. Geboren wurde er frühestens 845 — denn seines Vaters Geburt fällt etwa in das Jahr 828 — und spätestens 853; denn sein Sohn Zwentibold wurde wahrscheinlich i. J. 870 getauft (Dümmler, O. F. I. 753, II. 340, 472). Ob Karlmann bereits bei Arnulf's Geburt in standesgemäßer Ehe lebte, ist ungewiß, da sich nur sagen läßt, daß eine solche i. J. 861 mit einer Tochter des Markgrafen Ernst von der Böhmenmark bestand. Karlmann sah aber trotz des Makels seiner Geburt in Arnulf den natürlichen Erben seiner Macht, da ihm in rechter Ehe Söhne nicht geboren wurden, wie denn diesem außerehelichen Sproß der Name des Ahnherrn, des heil. Arnulf von Metz, beigelegt ward. Karlmann verlieh ihm, spätestens nach seines eigenen Vaters Ludwig Ableben (28. August 876) die Gebiete, welche er selbst früher unter väterlicher Hoheit verwaltet hatte: die Markgrafschaften von Kärnthen und Pannonien. A. erhielt somit Landschaften, in denen auf dem Grunde slawischen Lebens erst seit wenigen Menschenaltern deutsche Herrschaft und Ansiedelung entstanden war.

Sein Fürstenthum gewann aber erhöhte Bedeutung, als Karlmann im Herbste d. J. 877 gelähmt aus Italien zurückkehrte und nach Jahresfrist auch den Gebrauch der Sprache verlor. So sehr erscheint nun der, ob auch uneheliche Sohn als des Vaters Stellvertreter, daß eine Klage einiger verbannter baierischer Großen über angebliche Rechtsverletzung sich gegen Arnulf als factischen Regenten richtete (879). Die Klagenden wurden von Karlmanns Bruder, König Ludwig, durch einen Kriegszug in ihrem Besitze hergestellt und Karlmann zum Verzichte auf sein Reich genöthigt. Nach dessen Tode (22. Sept. 880) blieb doch Arnulf, der sich des Oheims und Siegers Ludwigs Gnade ergeben hatte, im Besitze seiner Ehren und Güter. Daß auch ferner Lebende schon damals auf ihn für die Zukunft des Reiches Hoffnungen setzten, beweist eine im Jahre 881 geschriebene Aufzeichnung des schwäbischen Mönches, welcher die einem Erchanbert zugeschriebene Frankengeschichte fortsetzte; Arnulf's langes Leben als des Einzigen, der Ludwigs des Großen Haus fortsetzen könne, wird hier inbrünstig erbeten. Da aber auch sein Oheim Ludwig bald (am 30. Januar 882)

starb, so stieg in dem an männlichen Sprossen arm gewordenen Karolingergeschlechte seine Bedeutung. Mit besonderer Feierlichkeit, auf ein Stück des heiligen Kreuzes, leistete er, gleichzeitig mit der Huldigung der bairischen Großen, dem neuen Oberherrn, seinem aus Italien kommenden Oheime Kaiser Karl III., das Gelöbniß der Treue (Dümmler II. 299). Wenige Monate später (Sommer 882) befehligte er das bairische Aufgebot auf einem Reichszuge gegen die Normannen. Ruhm zu erwerben boten aber die Feldzüge Kaiser Karls III. keine Gelegenheit. Diesmal hatte A. sogar das Mißgeschick, eines fehlschlagenden Ueberfallsversuches gegen den nordischen Feind mit dem Befehlshaber der Ostfranken zu theilen. Immerhin erschien er wieder, wie zur Zeit der Erkrankung seines Vaters, als der geborene Fürst des Baiernstammes.

In diesem Sinne wendeten sich an ihn auch die Söhne der i. J. 871 im Kampfe gegen die Mähren gefallenen Grenzgrafen der bairischen Ostmark um Herstellung in die Rechte ihrer Väter und um Hülfe gegen den inzwischen eingesetzten Grafen Aribo, welcher von dem Mährerherzog Swentopluk mit Waffengewalt unterstützt war. Indem sich A. von den Grafensöhnen den Lehnseid leisten ließ, nahm er zugleich Rechte in Anspruch, welche nur dem Könige zukamen und gerieth in Krieg mit dem ihm weit überlegenen Mährerfürsten. Dieser Schwäche seiner Macht und jener Anmaßung entsprachen denn auch die nächsten Ereignisse. Die Mährer verwüsteten in den Sommern von 883 und 884 die Markgrafschaft Pannonien ohne Widerstand, brachten zahlreiche Einwohner um und schleppten andere in Gefangenschaft; eine von A. seinen Schützlingen gesendete Hülfsschaar erlitt mit denselben eine völlige Niederlage, bei welcher zwei von den Grafensöhnen ihren Tod in der Raab fanden. Der Kaiser Karl III. aber kam im Herbste 884 zu Königstetten freundlich mit Swentopluk zusammen und bestätigte Aribo in der Grafschaft. Auch A. mußte an der Spitze der bairischen Großen den hier mit dem Mährerfürsten geschlossenen Frieden im folgenden Jahre beschwören.

Wenn auch vom Glücke nicht begünstigt, hatte A. an seinem Orte des Reiches Ehre gegen Normannen und Slawen zu wahren gesucht, während der Kaiser dieselbe gegen beide Feinde preisgab. In dessen eigener Umgebung und Familie erschien A. als der geeignete Thronfolger. Zu ihm flüchtete Bischof Liutward von Vercelli, der auf Andringen schwäbischer Großen plötzlich und schmählich entlassene geliebte Erzcaplan des Kaisers (Juni 887), sofort nach seinem Sturze. Hildegard aber, die Tochter des fünf Jahre vorher gestorbenen Königs Ludwig und mütterlicherseits dem liudolfingischen Hause von Sachsen entsprossen, dadurch in Niederdeutschland von hohem Einflusse, bereitete ihrem Vetter A. nicht am wenigsten die Wege zur Empörung gegen den gemeinsamen kaiserlichen Oheim. Gegen Ende Octobers 887 rief hierauf A. die Baiern und die Slawen seines Gebietes unter die Waffen, und zog nach Westen. Unmittelbar nahm er Königsrecht in Anspruch, indem er diejenigen, welche sich ihm anzuschließen zögerten, mit dem Verluste ihrer Lehen bedrohte. Es erfolgte ein allgemeiner Abfall vom Kaiser, der von der Pfalz zu Tribur aus durch Vermittelung des Erzbischofs von Mainz Unterhandlungen mit dem siegenden Neffen versuchte, indem er ihm das bei der Huldigung gebrauchte heilige Stück übersendete. A. soll bei dessen Anblicke in Thränen ausgebrochen sein; von dem begonnenen Unternehmen abzulassen, wurde er nicht bewogen (Wenck 28.) Hierauf (Mitte November 887) erklärte der Kaiser seinen Verzicht auf Reich und Besitz, indem er sich nur einige schwäbische Güter vorbehielt, als deren Nutznießer er nach wenigen Wochen (Jan. 888) gestorben ist. Noch in den letzten Momenten seiner Macht hatte er A. seinen natürlichen Sohn Bernhard empfohlen und dieser den Vetter als Lehnsmann angenommen. Da der so Geschonte aber im

Jahre 890 mit der Absicht König von Schwaben zu werden, sich in eine Verschwörung gegen A. einließ, welche, wahrscheinlich ohne Blutvergießen, unterdrückt wurde, so mußte er flüchten; im Winter 891 auf 892 ist er dann von dem Grafen von Rätien erschlagen worden; von seinen angeseheneren Anhängern waren mehrere mit Güterverlust, der Abt Bernhard von St. Gallen mit Absetzung bestraft worden (890.

A. aber erschien unmittelbar nach des Oheims Absetzung als unbestreitbarer Reichserbe, zunächst bei den deutschen Stämmen; schon in der nächsten Woche (27. November 887) unterzeichnete er als anerkannter König in Frankfurt Urkunden. Aus Baiern entsprungen, machte er dessen Hauptstadt Regensburg auch zu seiner wahren Residenz. Dort und in Kärnthen lebte er so oft und so lange die Regierungsgeschäfte es irgend zuließen und wahrscheinlich viel mehr, als der festen Begründung und der Erweiterung seiner Macht dienlich gewesen ist. Schon während des ersten gleich nach Erlangung der Königswürde in Regensburg gewählten glänzenden Winteraufenthaltes (887 auf 888) „wuchsen" in dem bisherigen Frankenreiche außerhalb Deutschlands „viele Königlein" heraus (Jahrb. von Fulda), A. ging aber keineswegs darauf aus, diese neuen, von den Großen der Lande im Westen und Süden erhobenen Könige zu beseitigen, sondern verlangte nur als einziger natürlicher Fortsetzer der von Karl dem Großen begründeten und noch von Karl III. bekleideten Macht die Anerkennung als Oberherr. Vergeblich ersuchten ihn daher im nächsten Sommer während einer geistlichen Versammlung in Frankfurt drei französische Große gegen den im Westreiche erhobenen Grafen Odo von Paris zu Felde zu ziehen. Er lud denselben vielmehr nach Worms und erkannte (Juli oder August 888) Odo's Königthum gegen Ablegung des Huldigungseides an. Nach kurzer Bekämpfung durch schwäbische Truppen bequemte sich denn auch der Welfe Rudolf, der im Westalpenlande als König anerkannt war, zu einer Huldigung in Regensburg. Bald darauf (November oder December 888) fand sich auch der eine der beiden neuerlich aufgekommenen Könige von Italien, Markgraf Berengar von Friaul, von seinem fränkischen Rivalen Wido bedrängt, zur Anerkennung von Arnulf's Oberherrlichkeit in Trient ein, als derselbe bis in diese Grenzstadt gekommen war, um das italische Erbe seines Vaters anzutreten. Den Abschluß dieser Bemühungen um die Oberherrlichkeit machte die Huldigung, welche im Juni des folgenden Jahres (889) Irmingard, die verwittwete Königin von Niederburgund (Arelat) für ihren minderjährigen Sohn Ludwig zu Forchheim leistete. Eben hier erhielt aber auch A. die den dort versammelten Großen seines deutschen Reiches abgenöthigte Zusage, daß sie seine natürlichen Söhne Zwentibold und Ratolf als Könige anerkennen wollen, falls seine Gemahlin Ota ihm einen Sohn nicht gebäre.

Von den beiden bedeutendsten Reichsfeinden, den Slawen und Normannen bekämpfte er dann (Juli 889) jene in dem Stamme der Abodriten zuerst, aber ohne Erfolg. Hierauf entschloß er sich im März des nächsten Jahres (890) zu einem vorläufigen Abkommen mit deren Stammverwandten, den Mähren in einer Zusammenkunft mit Herzog Swentopluk, der seinen einst (874) geschlossenen Frieden trotz aller seiner Einbrüche für fortbestehend gehalten und die (885) A. aufgezwungene Versöhnung ernstlich genommen zu haben scheint. Immerhin konnte er dem Papste als ein geeigneter Vermittler für eine Einladung nach Rom zur Befreiung von den italienischen Gewalthabern erscheinen.

Nach der Zusammenkunft mit dem südslawischen Fürsten wendete sich A. mit Waffengewalt gegen den anderen Reichsfeind, die Normannen. Von dem Westfrankenreiche aus, in welchem sie so viele Stellungen inne hatten, vornehmlich von dem Winterlager von Noyon waren diese schon im Anfange des Jahres

891 in das ostfränkische Gebiet nach dem heutigen Belgien eingebrochen. A. selbst eilte (etwa im Mai d. J.) herbei; aber die Normannen entzogen sich seinem Angriffe durch Rückzug, während er selbst nach Baiern zurückkehrte und nur eine neue Sammlung von Truppen nach Maestrich befahl. Im Rücken dieses neuen Heeres erschien aber der Feind durch eine Umgehung plündernd im Gebiete von Aachen und siegte, von den Franken angegriffen, am Geulenbache bei Meerssen. Nach einem neuen Heeresaufgebote versagten zunächst die Schwaben unter einem Krankheitsvorwande weitern Dienst, so daß A. mit erheblich verringerten, nur fränkischen Streitkräften am 1. October 891 zu Maestricht anlangte, von wo die Normannen am Schlusse des Monates sich in ein wohlbefestigtes Winterlager bei Löwen an der Dyle zurückzogen. Hier griff sie A. an; nachdem er aber den Fluß überschritten hatte, fand sich sein wesentlich aus Reiterei bestehendes Heer zwischen denselben und einem Sumpf eingeengt; er ließ deshalb den begeisterungsvollen Kampf zu Fuße beginnen. Mit der Erstürmung des Normannenlagers errang er den Sieg, der um so vollkommener wurde, als die flüchtigen Normannen haufenweise in der Dyle ihr Grab fanden. Zwei ihrer Befehlshaber königlicher Abkunft (Seekönige) fielen, sechzehn ihrer Fahnen sendete A. in seine bairische Hauptstadt Regensburg. Wie ehrenvoll der Sieg übrigens auch war, einen vollkommenen Erfolg brachte er nicht. Nach dem Abzuge des fränkischen Heeres sammelten sich die Reste der Besiegten, verstärkt durch Mannschaften ihrer Schiffe wieder bei Löwen, überwinterten dort, erschienen plündernd bei Bonn, verwüsteten das Kloster Prüm und verließen das Land erst wegen einer Hungersnoth im nächsten Herbste.

Das ganze überrheinische Gebiet seines Reiches, Lothringen nach damaliger Bezeichnung, sah A. nun freilich von dem schlimmsten äußern Feinde befreit und griff persönlich im nächsten Winter (892—93) in die dortigen unruhvollen Verhältnisse ein, indem er sich die Geistlichkeit verpflichtete. Mit Hülfe derselben gedachte er seinem natürlichen Sohne Zwentibold, den er jetzt mit großen lothringischen Lehen ausstattete, dort eine abgesonderte Herrschaft zu begründen. Dieser Absicht kam zu Statten, daß gleichzeitig (28. Jan. 893), am Todestage des gemeinsamen Ahnherrn Karls des Großen, sein Vetter Karl der Einfältige als Gegenkönig Odo's gekrönt wurde und dessen Anhänger den Bürgerkrieg in Frankreich sogleich eröffneten. Da nun Karl vor Odo's Uebermacht im Mai 894 nach Worms entwich, wo eben ein Reichstag gehalten wurde, so empfing er von A. die Belehnung mit dem Westreiche und lothringische Truppen zu seiner Herstellung, deren Führer freilich gegen Odo nicht kämpfen mochten. Aber die Wahl Zwentibold's zum Könige Lothringens konnte A. bei den dortigen Großen trotz dieser bedenklichen Zustände im Westen und trotz scharfer Bestrafung vornehmer lothringischer Landfriedensbrecher zunächst nicht durchsetzen. Die Versorgung seines ob auch unächten Erstgeborenen war aber für A., vollends nachdem ihm die Kaiserin Ota (Herbst 893) einen Erben, Ludwig das Kind, geboren hatte, ein Gegenstand begreiflicher Sorge.

Unbekümmert um seine neuerliche Entscheidung zu Karls Gunsten lud er, als einige gewaltthätige Anhänger desselben kirchliches Aergerniß gegeben hatten, gleichmäßig Karl und Odo als Lehnsherr nach Worms. Nur Odo erschien (Mai 895) und empfing von A., wie im Spätsommer 888, neue Anerkennung seiner Königswürde. In Odo's Gegenwart genehmigten die überrheinischen Großen nun endlich die Erhebung Zwentibold's zum unabhängigen Könige von Lothringen und Burgund; der neue König verlor aber bald alle Achtung bei Freund und Feind, und sein Untergang war schon bei des Vaters Tode unvermeidlich geworden, obwol dieser wiederholt des Sohnes Ungestüm und Willkür zu mäßigen gesucht hat.

Die Machtverminderung Arnulf's durch Gründung von Zwentibold's Königreich erscheint aber um so verhängnißvoller, da auch ganz Niederdeutschland, jenen vergeblichen Abobritenzug von 899 abgerechnet, seine Oberherrlichkeit nur dem Namen nach anerkannte und an seinen Reichskriegen sich nicht betheiligte. Auf Franken, Schwaben und Baiern angewiesen, selbst des Gehorsams der Schwaben, wie jener Normannenzug von 891 zeigte, niemals sicher, waren durchgreifende Erfolge nach außen fortan kaum für ihn zu erwarten. So erklärt sich der Gang seiner Kriege gegen Mähren und in Italien.

In den südöstlichen Marken war sein alter Gegner Aribo im Besitze des Traungaus und der Ostmark geblieben; doch hatte A. seine früheren Schützlinge, die Söhne Wilhelms und Engelschalks durch dortige Grenzgrafschaften entschädigt, auch dem jungen Engelschalk seine Gnade bald wieder geschenkt, als der eine natürliche Tochter Arnulf's entführt hatte. Eben ihn aber ließen die bairischen Großen bei einem Besuche in Regensburg (893) blenden; dessen Vetter Wilhelm ward darauf wegen verrätherischer Verbindungen mit dem Mährerherzog enthauptet, dessen Bruder gar als Flüchtling in Mähren ermordet. Die Güter der Unglücklichen zog A. ein oder gab sie dem Kloster Kremsmünster. Unter diesen Umständen wurden im Sommer 892 und 893 Plünderungszüge nach Mähren unternommen; beim Rückzuge von dem zweiten geriethen das Heer und A. selbst in ernstliche Gefahr. Den bedeutendsten Rathgeber Swentopluk's gewann er freilich in dieser Zeit (Sommer 893), seinen neuen Kanzler Wiching, dem er das Bisthum Regensburg verlieh. Der Mährerherzog aber endete doch im folgenden Jahre (894) ungemindert an Macht und Ansehen durch Krankheit. Seine beiden Söhne aber schlossen noch im Herbste nach seinem Ableben mit A. einen Frieden unbekanten Inhalts. Vielleicht wurden beide Theile zu demselben durch einen Einfall der Ungarn bewogen, welche damals zuerst Mähren und Arnulf's Grenzgebiet gleichmäßig zuerst plünderten. In Arnulf's Dienste, bei dessen Feldzug von 892, hatte ein Heerhaufen derselben diese Lande kennen gelernt.

Wie mißlich Arnulf's Stellung aber nach dem üblen Ausgange des mährischen Krieges war, erhellt auch daraus, daß eine Verschwörung gegen ihn entdeckt wurde, an deren Spitze mit seiner früheren Begünstigerin, der Prinzessin Hildegard, der mächtigste unter den bairischen Großen Engildeo stand. Die Prinzessin wurde wol bald wieder zu Gnaden aufgenommen; in Engildeo's Grafschaften, und dazu in die der Söhne Wilhelms und Engilschalks, wurde aber der Ahnherr des bairischen Herzogshauses der nächsten Zeit — wie man meint, selbst der wittelsbachischen Dynastie — Graf Liutbold, den A. seinen Neffen nennt, eingesetzt und damit die Hut gegen Böhmen wie gegen Mähren ihm anvertraut (895.)

Während aber damals die Söhne Swentopluk's in Unfrieden geriethen, mährische Verbannte in Arnulf's Reich Schutz suchen mußten, brachen die Ungarn, aus ihrer Heimath an der Donaumündung vertrieben, verzweifelt neue Wohnsitze suchend, in Mähren und selbst in Pannonien ein, wo Arnulf's Statthalter, der Slawenherzog Brazlawo, ihnen nicht zu wehren vermochte. Das gänzliche Verderben Mährens und der bairischen Grenzlande dem ungarischen Anfalle gegenüber unzweifelhaft zu machen, trug bei, daß der jüngere von Swentopluk's Söhnen gegen den älteren Kriegshülfe durch einen Plünderungszug von Arnulf's Markgrafen empfing (898), sich aber trotzdem nicht behaupten konnte und unter bairischem Schutze das Land verlassen mußte, in welchem zur Vervollständigung des Nachbarzwistes nunmehr auch eine von Baiern unabhängige römisch-kirchliche Organisation hergestellt wurde. A. seinerseits strafte wegen ihres unglücklichen Eingreifens in die mährischen Händel den Markgrafen Aribo mit zeitweiliger Entsetzung und namentlich dessen Sohn Isanrich als Urheber des Fehltritts;

Isanrich empörte sich (899), ward freilich in seiner Veste Mautern unter des ob auch todtkranken A. Heerführung gefangen, wußte aber doch bald wieder mit mährischer Hülfe die Ostmark an sich zu reißen. — Erst wenn man mit dem freiwilligen Verluste Lothringens durch Zwentibold's Erhebung diese Auflösung in den Verhältnissen der südöstlichen Reichs- und Lehnslande erwägt, gewinnt man das Verständniß für die Erfolglosigkeit von Arnulf's glänzendem Eingreifen in Italien, wo er noch während des Krieges gegen Swatopluk mit einer Heeresmacht erschien. Er war von dem Papste Formosus und italienischen Großen feierlich um Befreiung von der Herrschaft Wido's gebeten worden, der Arnulf's Schützling Berengar besiegt, auf einen kleinen Theil der Lombardei eingeschränkt, für sich (Febr. 891) und für seinen Sohn Lambert (April 892) die kaiserliche Würde gewonnen hatte. A. hatte auf jene Ladung freilich (893) zuerst nur seinen Sohn Zwentibold gesendet, der aber unrühmlich vor Wido's Verschanzungen bei Pavia nach einigem Zaudern umgekehrt war. So erschien mitten im Winter der Vater selbst, da seine Baiern gleichzeitig gegen Mähren zu kämpfen hatten, nur mit schwäbischen Truppen, gewann Ansehen durch erbarmungslose Erstürmung von Bergamo (1. Februar 894), empfing in Pavia die Huldigung der mächtigsten Großen, übte von Piacenza aus sein Recht als Oberlehnsherr des Landes (März 894); aber weiter konnte er sich mit seiner durch Krankheiten und Kämpfe gelichteten Streitmacht nicht wagen. Die einheimischen Großen fielen sofort wieder von ihm ab, als er den Rückzug antrat, bei Ivrea fand er sich durch Wido's Truppen den Weg nahezu verlegt und konnte nur durch gefahrvolle Führung über Felsgebirge seine kleine Streitmacht nach Aosta retten, von wo dieselbe nach einem nicht minder vergeblichen Angriffe gegen König Rudolf von Burgund durch die heutige Mittelschweiz in die Heimath gelangte.

Da nun aber noch in demselben Jahre mit Swentopluk's Tode der Frieden mit Mähren gewonnen ward und mit Wido's Tode (December 894) der Widerstand Italiens seine Leitung verlor, so konnte auf eine neue Ladung des Papstes Formosus A. unter besseren Aussichten im folgenden Herbste (Oct. 895) eine neue Heerfahrt nach Italien antreten, zu der diesmal außer Schwaben auch Franken aufgeboten wurde. Berengar, der inzwischen ohne Rücksicht auf Arnulf's oberherrliche Rechte in dem ihm gebliebenen Theile Italiens geschaltet hatte, ward jetzt trotz seiner Fügsamkeit entsetzt, die Verwaltung Oberitaliens aber den beiden Grafen von Mailand und Verona übergeben. Noch vor Weihnachten erreichte A. mit den Franken die Gegend von Carrara, während seine Schwaben über Bologna gegen Florenz mühevoll durch feindliches Gebiet zu ziehen hatten. Der immer beschwerlicher werdende Marsch nach Süden führte endlich (Februar 896) vor Rom, dessen Mauern von den Truppen des jungen Kaisers Lambert unter Befehl seiner Mutter Ageltruda besetzt waren. Die deutschen Truppen aber erstürmten die Leostadt, worauf Ageltruda auf weiteren Kampf in Rom verzichtete. Am folgenden Tage (wahrscheinlich Sonntag 22. Februar 896) zog A. feierlich in Rom ein und ward von Formosus zum Kaiser gekrönt. Das römische Volk mußte ihm förmlich volle Treue geloben. Nach der Besitznahme Roms gedachte A. mit der Besiegung Ageltruda's in Spoleto seine Herrschaft völlig zu sichern; auf dem Wege dahin (März 896) ward er aber, wie einst sein Vater, von einem Kopfleiden und einer Lähmung ergriffen, welche ihn zu schleunigem Rückzuge nach Baiern veranlaßten. Nur vergeblich versuchte er, seinen jüngeren natürlichen Sohn Ratolf in Mailand mit Fürstenrecht an seiner Stelle auszustatten. Schon im Mai 896 trat Lambert als anerkannter Herrscher wieder auf, Ratolf mußte flüchten, und über Arnulf's Anhänger als Lambert's Feinde in Mailand erging im Sommer schweres Strafgericht. Mit ihm verständigte

sich nun auch Berengar, sein Königsrecht wieder aufnehmend, indem ihm Italien ostwärts der Adda und nördlich des Pos überlassen ward; ja als Lambert im October 898 auf einer Jagd umkam, ward Berengar als alleiniger König von Italien anerkannt, ohne daß irgend Jemand für die Ansprüche Arnulf's eingetreten wäre, die dieser auch selbst nicht geltend machte.

Wendet man sich schließlich zu Arnulf's innerer Regierung, so erscheint für ihren Gang die Erhebung des gelehrten, scharfsinnigen und überaus gewandten Abtes Hatto von Reichenau auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz (891) von besonderer Wichtigkeit. Auf beiden Zügen nach Italien ist er unter Arnulf's nächsten Rathgebern gewesen, und hat in Mailand wie in Rom dessen volle Gunst durch Rechtssprüche und Geschenke erfahren. Bei dem wichtigsten legislatorischen Acte dieser Regierung, den Beschlüssen der Reichssynode von Tribur (Mai 895), war er, schon seiner amtlichen Stellung nach der erste der drei Vorsitzenden, wol vor Allem betheiligt. Hier wurden nicht nur, nachdem A. inbrünstig seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hatte, zu jedem frommen Beschlusse mitzuwirken, Bestimmungen zu schärferer Handhabung des Eherechtes getroffen, Unredlichkeiten, Pflichtvernachlässigungen und anstößigem Lebenswandel innerhalb des Klerus gesteuert, sondern auch eingreifende Verfügungen über das Verhältniß der Kirche zum Staate erlassen. Die Grafen wurden verpflichtet, bischöfliche Bannsprüche auszuführen, sei es durch Nöthigung der Gebannten zur Kirchenbuße, sei es durch weltliche Bestrafung, kein Wergeld schützt sie gegen Mord; dem Range nach, wie er sich aus der Berufung von Gerichtsversammlungen erkennen läßt, steht die weltliche Macht des Grafen der kirchlichen des Bischofs durchaus nach. — In allem Ernste faßte A. den Beruf, den er (892) als den wichtigsten seiner Regentenpflichten ansah: Sohn und Vertheidiger der katholischen Kirche zu sein. Sein eigenes sittliches Verhalten stand hiermit freilich nicht im Einklange. Wir sahen, wie er den einen seiner natürlichen Söhne zu schwerstem Schaden des Reiches in Lothringen ausstattete, die Ausstattung eines andern mit der Lombardei versuchte, die Entführung seiner natürlichen Tochter und dann die Hinrichtung des begnadigten Eidams durch seine Feinde guthieß. Seinerseits ließ er auf einer Reichsversammlung zu Regensburg (Juni 899) noch kurz vor seinem Tode eine gegen seine Gemahlin Ota erhobene Anklage auf Ehebruch durch förmliches Gerichtsverfahren und einen Reinigungseid von siebzig hochgestellten Männern zu Gunsten der Kaiserin erledigen. Nächst seinen eigenen Mißgriffen wird man die Schwäche seiner Regierung und namentlich den Zusammensturz seiner Macht in Italien seiner Kränklichkeit zuzuschreiben haben. Sein Kriegsmuth, der ihm den normannischen Sieg gebracht, ist unbezweifelt: noch kurz vor seinem Tode bewährte er ihn vor Mautern. Daß er im mährischen Kriege wie andere Hülfe nichtdeutscher Stämme, so die einer ungarischen Reiterschaar nicht verschmähte, kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Erst nach seinem Tode, da die Ungarn sich in Deutschland so furchtbar machten, hat sich die Sage gebildet, A. habe ihnen die Pforten nach dem Westen eröffnet.

Dümmler, De Arnulfo. Berolini 1852; Geschichte des ostfränkischen Reiches Bd. II. Wenck, Die Erhebung Arnulf's. Leipzig 1847. Miklosich, slaw. Personennamen. S. 97. Büdinger.

Arnulf I., Herzog von Baiern (907—937), Sohn Luitpolds, Markgrafen der Ostmark. Da sein Vater, der mächtigste und angesehenste Mann in Baiern, der selbst zuweilen schon als Herzog bezeichnet wird, in der großen Ungarnschlacht 907 gefallen war und der schwache König Ludwig nicht die Macht besaß auf Baiern irgend welche Einwirkung auszuüben, erlangte A. wahrscheinlich durch Wahl der bairischen Großen, keinesfalls durch königliche Uebertragung die her=

zogliche Würde. Ein rauher Kriegsmann, voll durchdringender Thatkraft war A. der Mann, wie ihn die Zeit brauchte. Nach der furchtbaren Niederlage von 907, die der Blüthe des bairischen Adels den Tod gebracht und den Verlust beider Pannonien und der Ostmark zur Folge gehabt hatte, stand das bis zur Enns reichende Hauptland Baiern, womit Kärnthen und ein Theil Ostfrankens vereinigt war, den Ungarn fast wehrlos offen. Dreimal, in den Jahren 909, 910 und 913, mußte Baiern die Ueberfluthung durch die schrecklichen magyarischen Horden dulden, aber jedesmal gelang es A. im Rücken der Eindringlinge eine genügende Heeresmacht zu sammeln und sie auf ihrem Rückzuge mit gutem Erfolg zu überfallen. 913 brachte er ihnen am Inn mit Hülfe der Schwaben eine so blutige Niederlage bei, daß ihre Häuptlinge sich zu einem Friedensvertrage bequemten. Wahrscheinlich hat das in diesen Jahren durch kriegerische Noth hervorgerufene Bedürfniß einer Verstärkung der militärischen Mittel den Herzog zu dem bedeutungsvollen Schritt einer umfassenden Säcularisation von Klostergütern bestimmt. Dieselbe betraf und zwar in sehr empfindlicher Weise vornehmlich die Stifter Altaich, Benediktbeuern, Isen, Moosburg, Schäftlarn, Schliersee, Tegernsee, Wessobrunn, in deren Händen sich seit den zwei Jahrhunderten der Christianisirung schon ein ungeheurer Besitzstand angehäuft hatte. Von Seite der geistlichen Chronisten der folgenden Zeiten hat diese rücksichtslose Einziehung von Kirchengütern zu Gunsten der Staatsgewalt dem Herzog den Beinamen des Schlimmen eingetragen.

Dem deutschen Königthum stand A. mit seinen Baiern anfangs in trotziger Selbstgenügsamkeit gegenüber. Vergeblich bemühte sich König Konrad dem Zerfalle des Reiches in vier Stammesherzogthümer Einhalt zu thun. Seine Vermählung mit Arnulf's Mutter Kunigunde hatte diesen nicht zur Unterwerfung bestimmen können; einem kriegerischen Einfall in Baiern konnte dann zwar der Herzog anfangs nicht widerstehen; bei seinen alten Feinden, den Ungarn, suchte er Schutz; bald aber kehrte er nach Baiern zurück (916), bot in seiner stark befestigten Landeshauptstadt Regensburg dem König die Stirn und vereitelte alle Versuche desselben ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Auch der enge Anschluß der bairischen Geistlichkeit an König Konrad vermochte diesem nicht das Uebergewicht zu verschaffen; vergebens drohte das Concil zu Hohenaltheim (916) den Herzog, wenn er sich nicht unterwerfe, „mit Judas dem Verräther des Herrn, den Flammen des höllischen Feuers zu überliefern.“ Als Konrad starb, gedachte A. seine Unabhängigkeit in gleicher Weise gegen dessen Nachfolger Heinrich zu behaupten. Es war nicht nur der eigene stolze Sinn, der ihn zu solchem Widerstand gegen das deutsche Königthum ermunterte, sondern das zähe Selbstgefühl des ganzen Stammes, der unter den Agilulfingern lange Zeit ein gesondertes staatliches Dasein geführt und auch unter der Karolingischen Herrschaft festen Zusammenhalt bewahrt und ausgesprochene Bevorzugung genossen hatte. Was wollte, schrieb ein Baier von König Heinrich, was wollte dieser Sachse in unserm Lande, wo sein Vater niemals auch nur einen Fußbreit Bodens besessen hatte? Trotzdem gelang es König Heinrich bei einer Zusammenkunft vor den Mauern Regensburgs (921) A. zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit zu bestimmen. Ob dabei Heinrichs überlegene Kriegsmacht oder sein geschicktes persönliches Auftreten oder ob eine bei A. erst jetzt erwachte Opferwilligkeit zu Gunsten deutscher Einigkeit die Entscheidung herbeigeführt hat, läßt sich nicht erkennen. Doch stand A. auch fortan fast völlig selbständig da, nannte sich „Herzog der Baiern von Gottes Gnaden“, ließ Münzen mit seinem Namen schlagen und schickte Grafen als Sendboten aus. Das wichtigste Recht der Besetzung der bairischen Bisthümer hatte ihm Heinrich ausdrücklich eingeräumt. A. scheint den Bischöfen einen Theil vom Gewinn der

Klostersäcularisationen überlassen zu haben und steht mit ihnen fortan auf dem besten Fuße.

928 leistete er dem König Heinrich Heeresfolge gegen die Böhmen, deren König Wenzel sich unterwarf. 934 aber zog er auf eigene Faust, von einigen italienischen Großen zu Hülfe gerufen, gegen Hugo von der Provence in die Lombardei, erntete jedoch statt der gehofften Königskrone nur Mißerfolge. Als nach Heinrichs Tode dessen Sohn Otto zum Könige gewählt worden, wartete A. bei der Krönung zu Aachen als Marschall des königlichen Gefolges. Am 14. Juli 937 starb er in seiner Burg zu Regensburg und wurde in der Emmeramskirche dortselbst begraben. Ueber seine Todesart wußten die mönchischen Chronisten bald Geschichten zu erzählen, welche die Gottlosigkeit seiner Handlungsweise zu beweisen bezweckten. A. hinterließ von zwei Gemahlinnen (Gerbirga, Tochter Rudolfs, Bruders des Königs Konrad, und Agnes, Tochter eines ungarischen Fürsten Torus) vier Söhne: Eberhard, der ihm im Herzogthum folgte, Arnulf, Hermann, Ludwig, und zwei Töchter: Judith und Adelheid. Die Abstammung der Grafen von Scheiern-Wittelsbach, der späteren Herzoge Baierns, von Arnulf, läßt sich nicht zu völliger Sicherheit erheben, beansprucht jedoch hohe Wahrscheinlichkeit.

Schottmüller, Entstehung des Stammesherzogthums Baiern. Büdinger, Oesterr. Gesch. Riezler.

Arnulf I. der Alte oder der Große, Graf von Flandern, folgte seinem Vater Balduin II. 918, † 27. März 964. Diese lange Regierungszeit war 3 Jahre durch die Regierung seines Sohnes Balduin III. unterbrochen, zu dessen Gunsten der Vater entsagte; Balduin starb aber 962, worauf A. die Regierung wieder übernahm. Er führte vielfache Kämpfe gegen die Normannen, bald mit französischer, bald mit deutscher Hülfe. Auf verrätherische Weise ließ er den Herzog Wilhelm von der Normandie bei Vicquigny tödten. — Verschiedene durch die Normannen zerstörte Klöster ließ er wieder aufbauen und brachte sie durch Schenkungen zu neuer Blüthe. — Zu seiner Zeit ließ Kaiser Otto den Ottokanal graben, welcher von Gent nach dem Meere laufend, den östlichen Theil Flanderns, wo die Schelde nach Antwerpen strömt, erst recht mit den deutschen Landen verband. Zugleich erbaute der Kaiser über der Schelde zu Gent eine Burg. Auf A. I. folgte sein Enkel Arnulf II., der Junge, † 30. März 989; seine Mutter war Herzog Hermann Billung's Tochter Mechthild und seine Gemahlin Susanna, Tochter König Berengar's von Italien.

J. J. de Smet in der Biogr. nat. de Belg. Alberd. Thijm.

Arnulf von Gent (vielleicht so genannt, weil er daselbst Burggraf war), Graf von Holland, Ende des 10. Jahrhunderts. Sein Regierungsantrit wird auf 988 gesetzt, sein Tod auf den 18. Sept. oder 1. Oct. 993, wo er von den Friesen getödtet ward (Voigtel-Cohn, Stammtafeln 217). Daß er die holländische Grafschaft wirklich geführt hat, wird von Andern bezweifelt (vgl. Biogr. nat. de Belg.). Seine Gemahlin Luitgard war eine Verwandte der Kaiserin Theophano. Deren Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die Abtei von Egmond in Nordholland, ungefähr 60 Jahre zuvor gestiftet, eine an griechischen und lateinischen Schriftstellern reiche Bibliothek erwarb, der sie einen Theil ihres spätern Ruhmes verdankte. Alberd. Thijm.

Arnulf, Bischof von Metz, Stammvater des arnulfingischen oder karolingischen Herrschergeschlechts. Von vornehmen und reichbegüterten fränkischen Eltern um das J. 582 geboren, wurde A. in seinen Jünglingsjahren an den Hof Theodeberts II. von Austrasien (596—612) geschickt, um sich hier unter der Leitung des Majordomus Gundulf für den Staatsdienst vorzubereiten. Durch tapfere Waffenthaten erwarb er sich des Königs Vertrauen bald in so hohem Grade, daß ihm

ein Provincialgebiet von dem sechsfachen Umfange eines gewöhnlichen Domesticats zur Verwaltung übergeben wurde. In jenen Jahren verheirathete er sich auch, und es gingen aus dieser Ehe zwei Söhne, Chlodulf und Ansegisil, hervor. Schon damals regte sich in A., man vergleiche die offenbar an seinen Ring im Metzer Domschatz sich knüpfende, dem „Ring des Polykrates" nachgebildete Legende bei Paulus Diaconus, die Neigung zu religiöser Beschaulichkeit. Zunächst folgte er jedoch 612 der Berufung auf den bischöflichen Stuhl von Metz und behielt denselben 15 Jahre lang, bis 627, inne. A. gehört zu jener ersten Bischofsgeneration germanischer Herkunft, welche im 7. Jahrhundert statt des bisher vorherrschenden römisch-gallischen Klerus die fränkischen Bisthümer zu besetzen anfing. Auch ist er der Ersten einer, die mit ihrem hohen geistlichen Range einen hervorragenden Einfluß auf die Staatsregierung verbanden; für ihn mußte es von besonderem Vortheil sein, daß Metz die Residenzstadt der austrasischen Könige war. Gleich im ersten Amtsjahre freilich mochte seine Stellung eine schwere Erschütterung erfahren, als es der Königin Brunhilde mit Hülfe ihres jüngeren Enkels Theodorich von Burgund gelang, den älteren, Theodebert, vom Throne zu stoßen und die Herrschaft in Austrasien wiederzuergreifen. Doch bald darauf rief die austrasische Aristokratie, unter der Führung Arnulf's und Pippin's des Aelteren, den neustrischen König Chlothar gegen die verhaßte Königin herbei; und wie hier, bei Erneuerung des fränkischen Gesammtreichs unter Chlothar II., so war Arnulf's Einfluß gewiß auch im J. 622 thätig, als dieser König sich entschloß, Austrasien der gesonderten Regierung seines Sohnes Dagobert zu überlassen. Wenigstens erschienen A. und Pippin als die vornehmsten Rathgeber des jungen Königs; sie betrieben die Niederwerfung des unruhigen Agilolfingers Chrodoald, A. vor Allen schlichtete eine Gebietsstreitigkeit zwischen Vater und Sohn. Daß ihm schon das große Ziel der karolingischen Politik, wie es von Pippin dem Mittlern und seinen Nachfolgern mit Festigkeit verfolgt worden ist, die Regeneration des fränkischen Gesammtreichs von Austrasien aus, als Aufgabe vorgeschwebt habe, läßt sich nicht behaupten. Seine und seines Freundes Pippin Bedeutung beruht darauf, daß sie sich an die Spitze des austrasischen Adels, und damit auch, bei der damaligen Schwäche des merovingischen Königthums, an die Spitze des austrasischen Staats emporgeschwungen hatten. Sie begründeten nicht die Politik, aber die Macht des karolingischen Geschlechts, das, aus der ehelichen Verbindung ihrer Kinder Ansegisil und Begga erwachsend, in ihnen gleichermaßen seine Stammväter ehrte. Arnulf's Rücktritt vom bischöflichen Amte, seine Niederlassung in Horenberg, einer einsamen Stätte der Vogesen, nicht fern von der Clause seines asketischen Freundes Romarich, sein 14jähriges Leben in frommer Abgeschiedenheit, dies Alles hat ihm bei den Nachkommen den Ruf der Heiligkeit erworben, und noch zu Karls des Großen Zeit war diese Heiligkeit des Ahnherrn der Stolz des neuen Königshauses. Erst später legte man größeren Werth auf den verwandtschaftlichen Zusammenhang mit der merovingischen Dynastie, und so wurde seit der Regierung Karls des Kahlen, dem Zeitalter der Fälschungen, an den Namen Arnulf's ein genealogisches Gewebe geknüpft, das aller geschichtlichen Wahrheit entbehrt. A. starb in seiner Zurückgezogenheit am 16. Aug. 641 und wurde zuerst von Romarich im Kloster Habendum an der Mosel, Remiremont gegenüber, beigesetzt; nach Jahresfrist aber erfolgte durch Görich die Translation der Leiche nach der Apostelkirche bei Metz, welche seitdem die S. Arnulf's Kirche genannt wurde.

Vita Arnulfi bei Mabillon Acta SS. II. 150. Bonnell, die Anfänge des karolingischen Hauses. Berlin 1866. Oelsner.

Arpe: Peter Friedrich A. Rechtsgelehrter, geb. 10. Mai 1682 zu Kiel, wo sein Vater Senator, später Bürgermeister war; † 4. Nov. 1740 in

Schwerin. Nachdem er das Gymnasium zu Lüneburg besucht hatte, studirte er seit 1699 in Kiel, lebte eine Zeit lang in Kopenhagen, und begleitete einen jungen dänischen Grafen nach Wolfenbüttel auf die Ritter-Akademie, 1712 nach Holland, von wo er 1716 nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Hier erhielt er die Professur des öffentlichen und vaterländischen Rechts, die er 1721 antrat. Im Aug. 1724 entlassen, begab er sich nach Hamburg, wurde daselbst 1729 Braunschweig-Wolfenbüttler Resident mit dem Titel Legationsrath, aber nach dem Tode des Herzogs August Wilhelm 1731 entlassen. 1733 fand er eine Anstellung als Justizrath bei der Regierungskanzlei in Schwerin. Von seinen Schriften gab er selbst Nachricht in seinen „Feriae aestivales, sive scriptorum suorum historia“. 1726. Sein letztes Werk ist: „Themis Cimbrica, sive de Cimbrorum et vicinarum gentium antiquissimis institutis commentarius“. 1737. Auch ist er der Verfasser der „Réponse à la dissertation de Mr. de la Monnoye sur le traité des trois imposteurs“. 1716. Endlich wird ihm beigelegt das handschriftliche Werk der Kieler Universitäts-Bibliothek: „Das verwirrte Cimbrien“, von welchem J. H. Schulze einen Auszug unter dem Titel: „Geschichte des Herzoglich Schleswig-Holstein-Gottorfischen Hofes und dessen vornehmster Staatsbedienten“, 1774, veranstaltet hat.

Vgl. Ratjen, Chronik der Univ. zu Kiel. 1858. S. 53; Serapeum 1870. S. 340. Steffenhagen.

Arresto: Christlieb Georg Heinrich A., genannt Burchardi, dramatischer Dichter, geb. in Schwerin 1768, † 22. Juli 1817. Er ging früh zum Theater und war nach mehrjährigem Aufenthalt an verschiedenen Bühnen Niedersachsens zu Anfang dieses Jahrhunderts ein beliebter Schauspieler im Fache munterer Liebhaber am Stadttheater in Hamburg. Später wurde er Director des deutschen Theaters in St. Petersburg und von dort zur Leitung des herzogl. mecklenburg-schwerinschen Theaters in seine Heimath zurückberufen. Bekannter denn als Schauspieler ist A. als Schauspieldichter. (Goedeke, Grundr. S. 1081.) Seine Stücke „Vergehen und Größe“, „Der feindliche Sohn“, namentlich aber „Die Soldaten“ haben sich lange auf dem Repertoir erhalten. Das letztere wurde noch in den vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre, besonders bei den kleinen Wandergesellschaften Pommerns und Mecklenburgs gegeben. A. starb als herzogl. mecklenburgischer Hofschauspieldirector zu Doberan an der Ostsee. Förster.

Arriaga: Roderich v. A., berühmter Theolog und Scholastiker, geb. 17. Jan. 1592 zu Logroño in Castilien, † 17. Juni 1667. Seit 1606 gehörte er dem Jesuitenorden an, lehrte zu Valladolid Philosophie, in Salamanka Theologie; von da kam er nach Prag, wo er durch 13 Jahre Theologie lehrte, sodann weitere 12 Jahre das Universitätskanzleramt verwaltete. Er hinterließ zwei große Werke, einen „Cursus philosophicus“ (Paris 1637; dann Lyon 1644; 1651; 1653; Paris 1669; Antwerpen 1682 — sämmtl. Ausgaben in Einem Bande fol.) und „Disputationes theologicae“ zur „Summa“ des hl. Thomas Aquinas (Antwerpen 1643–1653; 8 Bde. fol.; eine andere Ausgabe: Lyon 1643 ff.). Der „Cursus philosophicus“ ist ganz in der scholastisch-peripatetischen Manier so vieler anderer Werke gleichen Inhaltes und gleicher Richtung aus jenem Zeitalter gehalten; es ist eine Reihenfolge scholastisch peripatetischer Erörterungen, die unter die vier Haupttitel „Disputationes logicae“, „Disputt. physicae“, „Disputt. de anima“, „Disputt. metaphysicae“ gebracht sind. Im Ganzen stellt sich A. auf den in seines Ordensgenossen Suarez „Disputationes metaphysicae“ vertretenen Standpunkt, reservirt sich aber daneben in vielen Einzelheiten seine besondere Meinung; er setzt sich Berichtigung und Vereinfachung des scholastisch-peripatetischen Denkens dort, wo er es als nothwendig erkannte, zur Aufgabe,

und bezeichnet diese näher dahin, die unbegründete und ungerechtfertigte Unterscheidung oder Fusion diverser Entitäten zu beseitigen. Bayle spendet dem Scharfsinne Arriaga's in dessen Bemühen, die Schranken und Fesseln der scholastisch-peripatetischen Physik zu durchbrechen, anerkennendes Lob; auch Leibniz berücksichtigt ihn in seinen Erörterungen über die unendliche Theilbarkeit des Materiellen (Theodic. I. n. 70), und stellt seine Anschauungen rücksichtlich dieses Problems mit jener des Cartesius zusammen. Seine „Disputationes theologicae" gehören nach ihrer ganzen Fassung und Haltung der spanischen Theologie jenes Jahrhunderts an, und reihen sich den großen und umfassenden theologisch-scholastischen Werken an, die in jenem Zeitalter in den von der Reformation nicht ergriffenen Ländern und Reichen Europas, also vornehmlich im romanischen Süden, und da wieder vorzüglich in Spanien zu Tage traten; Deutschland ist nur der zufällige Boden, auf welchem das nach Inhalt und Form ganz in den Traditionen und Anschauungen des theologischen Wissenschaftsbetriebes seines Heimathlandes wurzelnde Werk erwuchs. Die regenerirte Scholastik in ihrer ausgebildeten Form war überhaupt für das Deutschland von dazumal ein exotisches Gewächs und die wenigen Männer, die sie in Deutschland pflegten, waren aus der Fremde gekommen. Die heimischen Theologen Deutschlands betrieben fast ausschließlich nur die Controverstheologie, und anderweitige theologische Bestrebungen nur mit Rücksicht auf den das ganze deutsche Leben erfüllenden Glaubensstreit zwischen Katholiken und Protestanten. Von diesem Kampfe zeigt sich Arriaga's Werk fast gar nicht berührt; nur vorübergehend geschieht der protestantischen Glaubenssätze Erwähnung; ebensowenig ist ihm um die durch jene Kämpfe nothwendig gewordene biblische und patristische Begründung der kirchlichen Glaubenslehren zu thun, aus welcher, hauptsächlich auf Grund der großartigen Leistungen eines Petavius, allmählich die katholische Dogmatik späteren Stiles herausgewachsen ist, um sich an die Stelle der bis dahin dominirenden Theologia scholastica zu setzen. A. ist ganz und gar Scholastiker, aber einer der scharfsinnigsten und originellsten, dem es eine Lust ist, sich fortwährend mit den anderen bedeutenden zeitgenössischen Vertretern dieser Art von Theologie zu messen; seiner theologischen Grundrichtung nach steht er entschieden auf dem Boden des Molinismus. Bemerkenswerth ist noch, daß er bei dem König und nachmaligen Kaiser Ferdinand III. in Ehren stand, welchem auch beide seiner vorgenannten großen Werke gewidmet sind. Werner.

Artevelde: Jakob van A., der große Vorkämpfer der flandrischen Städte, ihres Handels und ihrer Gewerbe gegen die Franzosen im 14. Jahrhundert. Geboren ist er zu Gent, wo sein Vater Johann ein durch seinen Reichthum, seine weitverzweigten Verbindungen mit den ersten Familien Flanderns und seine hohen städtischen Aemter angesehener Tuchhändler war, † 1345. Von Jakobs Jugend ist wenig bekannt. Erst als den Flamändern der Muth und Widerstand gegen den französischen Einfluß im selben Maaße wuchs, wie die von dorther ihrem Handel und ihrer Sprache drohenden Gefahren stiegen, als insbesondere 1337 Graf Ludwig II. von Flandern, der, ein Schwiegersohn Philipps IV., für ein Hauptwerkzeug französischer Politik galt, die Stadt Gent durch schwere Erpressungen drückte, trat A. zum ersten Mal hervor. In einer Versammlung gelobte er seinen Mitbürgern, sie zu retten, wenn sie ihm verhießen, in Allem fest zu ihm zu stehen. Man müsse zugleich mit Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich unterhandeln, um eine glückliche Neutralität zu erreichen. Am 3. Jan. 1338 ward er im Kirchspiel St. Johann, dem mächtigsten der Stadt, zum Hauptmann erwählt. Die nach Frankreich, wie die nach England entsandte Botschaft (an letzterer nahm A. persönlich Antheil) brachten die günstigsten Bescheide: man werde in Allem die Privi-

legien des flandrischen Handels und die Freiheiten der Städte achten. Eduard III. hob nun das Verbot der Wollenausfuhr nach Flandern, welches zerrüttend auf die Industrie gewirkt hatte, wieder auf. Aus Frankreich dagegen hörte man bald von neuen Rüstungen, die gegen die flandrischen Städte gerichtet schienen, während zugleich Graf Ludwig in Waffen erschien und das Land durch die Enthauptung eines der angesehensten vom Adel, des Sohier de Courtray, Hauptmann zu Rupelmonde, herausforderte. A., nach glaubwürdigen Angaben ein Schwiegersohn Sohier's, erschien rasch im Felde und durchkreuzte damit die französischen Pläne. Graf Ludwig mußte den von den drei mächtigsten Städten, Gent, Brügge und Ypern gebildeten und seitdem unter Artevelde's Leitung häufig zusammentretenden permanenten Landesausschuß anerkennen. Als aber nach einiger Zeit Graf Ludwig die französisch gesinnten Leliaerts,* meistens dem Adel des Landes angehörend, aufs neue in drohender Weise um sich sammelte, beschloß A. einen entscheidenden Schritt, um der zwischen Frankreich und England in dennoch unhaltbarer Neutralität schwankenden Lage ein Ende zu machen: er bewirkte den Beschluß, Eduard III. als König von Frankreich anzuerkennen und dieser nahm am 23. Jan. 1340 zu Gent den Titel an. Der König versprach dagegen dem flandrischen Handel Privilegien und Schutz zu Land und See, sowie die Vereinigung von Artois, Doornik, Ryssel-Bethune und Orchias mit Flandern u. A. — A. führte ihm darauf eine ansehnliche Truppenmacht zu und nahm an der Belagerung von Doornik und an den Verhandlungen Theil, welche zum Waffenstillstand von Esplachin führten. Bei Eduard III. selbst stand jetzt A. in hohem persönlichen Vertrauen. Es war um diese Zeit, daß es in Gent über Umtriebe des Grafen Ludwig, die zu neuer Erhebung der Leliaerts führen sollten, zu einer blutigen Begegnung zwischen A. und Jan de Steenbeke kam. A., um den Gesetzen zu genügen, übergab sich selbst dem Richter. Zwar setzte man ihn sogleich wieder in Freiheit, während Steenbeke auf 50 Jahre verbannt ward. Aber sein Einfluß scheint gleichwol seit dieser Zeit in der Stadt erschüttert worden zu sein. Seine Gegner gaben ihm schuld, das Land gänzlich an England preiszugeben. Zugleich erhoben sich innere Zwistigkeiten anderer Art zwischen den Zünften. Es mag damit zusammenhängen, daß A. seine Weberzunft verließ und sich in die der Brauer aufnehmen ließ. Dadurch kam er, bis dahin das Haupt der allmächtigen größten der Gilden an die Spitze der sogenannten kleinen Zünfte, in deren Gegensatz zu jener sich die Streitfragen des Augenblicks zum Theil zuspitzten. Unter diesen Umständen nahm Graf Ludwig mit neuem Eifer die Agitation in den beiden Städten und den Krieg wieder auf; aber auch Eduard III. begab sich auf die Kunde dieser Hergänge nach Sluis. Behauptet ward, daß hier A. ihm das Anerbieten gestellt habe, des Königs Sohn statt des Grafen Ludwig als Herzog von Flandern anzuerkennen. Der König ging jedenfalls darauf nicht ein; er verpflichtete sich im Gegentheil am 19. Juli 1345 zu Sluis gegen den Grafen Ludwig, seine Rechte an Flandern nicht anzutasten. — A. aber ward auf solche Gerüchte hin bei der Heimkehr nach Gent von drohenden Mienen empfangen; es war auch ausgesprengt, englische Bogenschützen folgten ihm zur Besetzung der Stadt u. dergl. mehr. Gerard Denys, Meister der Weberzunft, reizte das Volk auf alle Weise auf, streute sogar unter dem Volke Geld aus. Vergebens erschien A. am Fenster seines Hauses um sich zu rechtfertigen. Vor den eindringenden Massen in eine nahe Kirche fliehend, ward er von einem Beilhieb niedergestreckt. Einige seiner nächsten Anhänger starben mit ihm. Dies geschah der wol richtigsten Angabe nach am 24. Juli 1345. Obwol unter Vorwänden der Politik verübt, war dennoch die That, die den größten Bürger Gents das Leben kostete, offenbar mehr ein Act persönlicher Feindschaften und innerer städtischer Zänkereien.

Dafür erklärten sie auch flandrische Abgesandte vor König Eduard. Seine segensreichen Schöpfungen haben ihn lange überlebt und sein damals erst fünfjähriger Sohn war der Erbe seiner Politik.

Kervyn de Lettenhove, Hist. de Flandres III. 109 f.; Namèche, Hist. nation. II.; David, Vaderlandsche Historie IV. u. die das. angeführten Quellen.

Alberdingk Thijm.

Artevelde: Philipp van A., Jakobs jüngster Sohn, geb. zu Gent 1340, † 27. Nov. 1482. Nach des Vaters Tode ward er mit seinen Geschwistern durch Graf Ludwig von Male verbannt; Eduard III. bedang aber im Vertrag von Brequigni 1360 ausdrücklich ihre Rückkehr. Als seit 1379 der Krieg mit Ludwig III. sich aufs neue von Gent aus über ganz Flandern verbreitete, ward Philipp, der bis dahin in glücklicher häuslicher Zurückgezogenheit gelebt hatte, halb widerwillig durch einstimmige Volkswahl 1381 als Generalcapitän von Gent und Rawaert von Flandern an die Spitze der Geschäfte gestellt. Er begann damit, durch Ordonnanzen für die Dauer des Krieges die Zügel der Gewalt zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit straff anzuziehen und that energische Schritte zur Verproviantirung der Stadt, die aber gleichwol ihr Ziel nur unvollständig erreichten und einer schlimmen Hungersnoth nicht mehr vorbeugen konnten. Als Gent darauf 1382 den Frieden suchte, glaubte Ludwig von Male ihr die entehrendsten und drückendsten Bedingungen vorschreiben zu können. Da beschloß die Stadt auf Artevelde's Rath, lieber das Aeußerste zu wagen. An der Spitze von 5000 Mann zunächst gegen Brügge ausgezogen, ward A. vom Grafen am 3. Mai auf dem Beverhoutswald angegriffen, errang aber trotz der erdrückenden Uebermacht der Feinde einen vollständigen und glänzenden Sieg, wobei er mit den Fliehenden zugleich in Brügge eindrang. Jetzt erhoben sich die meisten Städte und Lebensmittel strömten wieder zu. Gleichwol verweigerte der Graf auch jetzt erträgliche Bedingungen im Vertrauen auf französische Hülfe. Bald stand er denn auch gestärkt durch die burgundische und französische Macht, diese von König Karl VI. selbst geführt, wieder mitten in Flandern. Bei Roosbeke in der Nähe von Roulers begegnete ihm A. an der Spitze von 50000 Mann. Am 27. November aber erlag er und fand selbst in der blutigen Schlacht den Tod. Gent schien jetzt um so mehr verloren, weil Brügge sich dem König sofort unterwarf und auch andere Städte die nationale Sache verließen. Nachdem man sich aber vom ersten Schrecken erholt hatte, verwarf man dennoch muthig die angebotenen Bedingungen der Unterwerfung und stellte nun Franz Ackermann (s. d.) an die Spitze der Stadt.

Die Quellen s. oben. Alb. Th.

Arthaber: Rudolf A., Fabricant, Kaufmann und Kunstsammler, geb. 4. Sept. 1795 in Wien, † daselbst 1867. Als Fabricant war A. von Bedeutung, weil er wesentlich zum Aufschwung der Shawlsfabrication in Wien beitrug und 1832 4000 Webstühle und 8000 Menschen beschäftigte. Als Kaufmann brach er den österreichischen Fabricaten durch Errichtung einer großen Zweigniederlage in Leipzig Bahn. Seine Verdienste wurden 1841 durch Erhebung in den Adelsstand ausgezeichnet. Die Bedürfnisse der Wiener Industrie genau kennend, gründete A. im Vereine mit anderen intelligenten Bürgern 1838 den Niederösterr. Gewerbverein, dessen Präsident er in späteren Jahren geworden war und gehörte jenem Kreise liberaler Bürger an, welche die Märzbewegung des J. 1848 vorbereitet hatten. In den Märztagen war A. auch Mitglied von Deputationen, welche beim Hofe und der Regierung um freiheitliche Zugeständnisse petitionirten. Durch seine Thätigkeit in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, verwandte er einen Theil desselben zur Anlage einer Gemäldesammlung, welche unter jenen von Privaten eine der bedeutendsten Wiens wurde.

Dadurch trat A. auch in innigen Verkehr mit den Wiener Künstlern. Er gab 1851 die Anregung zur Gründung des Oesterr. Kunstvereins, welcher die Bestimmung erhielt, die Wiener Kunstfreunde mit den bedeutendsten Erscheinungen der modernen Kunst des In- und Auslandes bekannt zu machen. K. Weiß.

Arthois: Jaques d'A., niederländischer Landschaftsmaler, geb. zu Brüssel 1613, † daselbst 1665. Er ward am 11. Januar 1623 als Lehrling eines Joh. Mertens und am 3. Mai 1634 als Mitglied der Malergilde von Brüssel aufgenommen und behielt seinen beständigen Wohnsitz zu Brüssel. A. hängt durchaus mit der Rubens'schen Schule zusammen; Jan Wildens und Lod. de Vadder insbesondere scheinen von Einfluß auf ihn gewesen zu sein. In deren Sinne charakterisiren ihn eine energische Behandlung, die freilich manchmal ins Derbe und Decorative fällt, eine klare Farbe, in der ein kräftiges Grün vorwaltet, und eine in großem Stile durchgeführte Composition: er ist einer der bedeutendsten Meister der ächt Brabanter Landschaftsmalerei. Die Südbrabanter Gegend, in welcher der Boden von leichten Erhebungen durchzogen ist, und dann der Wald von Soignes lieferten seine Vorwürfe. Er liebt ein buschiges Terrain, bringt jedoch gern Fernblicke darin an, einen Hohlweg, Sumpf, hochragende Bäume, deren massiges Laub er meisterhaft beherrschte. Seine Beleuchtung ist kräftig. Oefters malte er für Kirchen und Klöster große Landschaften, die mit Scenen aus der heil. Geschichte staffirt sind. Er malte viel und rasch, mit Vorliebe in großem Formate, das am besten seiner Auffassung entsprach. Unter seinen Bildern (vgl. Meyer, Künstlerlex.) sind insbesondere diejenigen geschätzt, die sein Freund David Teniers mit Figuren geschmückt hat. Seine Werke kommen häufig vor. W. Schmidt.

Arthus: Gotthard A., geb. 1570 zu Danzig, daher Danticus, erhielt seine erste Bildung in seiner Vaterstadt, besuchte dann die Universität Jena, wo er 1592 unter Prof. Heider die Magisterwürde erhielt, wurde 1595 an die Stadtschule zu Frankfurt a. M. durch den Rath berufen, 1618 Conrector daselbst und starb nach 1630. Er hat am meisten Bedeutung durch seine Beschäftigung mit der zeitgenössischen Geschichte in den zuerst von 1609—11 erschienenen 3 Büchern „Commentariorum de rebus in Regno Antichristi memorabilibus", gesammelt in 3 Bänden 8°, Frankfurt 1620 und mit einem vierten Buch vermehrt, das. 1625; sodann in dem „Sleidanus redivivus, i. e. eine Beschreibung und Erzählung der fürnehmsten Händel u. s. f. durch Johann Sleidanum und Mich. Beutherum hiebevor bis auf 1584 beschrieben, jetzt aber fast die Hälfte mit politischen Observationen, Discursen und Marginalien vermehrt und verbessert, auch bis 1618 continuirt", Frankfurt 1618, fol.; vor allem aber in der Fortführung des „Mercurius Gallo-Belgicus" von Jansonius. A. hat die Theile 3—15 dieses Werkes, welche die J. 1603—26 umfassen, geschrieben. An ihn schließt sich von 1626—28 (Th. 16) Mag. Georg Beatus, von 1628 (Th. 17 ff.) Joh. Phil. Abelin u. s. f. Das Werk führt unter Arthus den Titel: „Merc. Gallo-Belg. Sleidano succenturiati . . . liber etc."; unter seinen Fortsetzern: „M. G. B. Arthusio succ." (Frankfurt bei Latonius) sich dadurch von der kölnischen Fortsetzung des Merc. gallobelgicus unterscheidend. Das Verhältniß der verschiedenen Ausgaben bedarf übrigens noch näherer Untersuchung. — Des A. sonstige Werke, seine „Historia Indiae orientalis" (Frankf. 1600 u. ö., Köln 1608, nicht 1708, wie bei Adelung steht) mit der „Continuatio ex Belgico transl." (Oppenheim 1617) „Historia chronol. Pannoniae" (Frankf. 1608), „Ramo-Philippus h. e. Petri Rami et Phil. Melanchthonis de dialectica c. comment." (Frankf. 1604), Uebersetzungen aus dem Holländischen u. s. f. (vgl. Adelung) haben heute keinen Werth mehr. Kelchner.

Artner: Therese von A., Dichterin, geb. 19. April 1772 zu Schintau im Neutraer Comitat, † zu Agram 25. Nov. 1829, erhielt eine sorgfältige Erziehung und versuchte sich frühzeitig in Gedichten nach ältern und fremden Mustern, die sie, mit Beiträgen ihrer Freundin Marianne v. Tiell, in den „Feldblumen von Minna und Theone" (wie sie sich nannte) sammelte (Jena 1800), und denen sie einige Jahre später „Neuere Gedichte" (Tübingen 1806) folgen ließ, eine Gesammtausgabe erschien 1818 in Pesth. Bekannter machte sie sich durch das Trauerspiel „Die That" (Pesth 1817), in welchem sie die Vorgeschichte der „Schuld" von Müllner behandelte. Einige andere dramatische Arbeiten gewannen weniger die Aufmerksamkeit des Publicums („Stille Größe", Schausp., Kaschau 1824; „Regenda und Wladimir", Trsp., Kaschau 1824). Interessant sind noch jetzt ihre „Briefe über Croatien" (Halberst. 1838), die sie an Karoline Pichler aus Agram schrieb.

(N. Nekrol. VII. 772. Wurzbach I. 73 f. Goedeke III. 857 f.) K. G.

Artopoeus: Johannes A., alias Becker, Rechtsgelehrter, geb. 1520 zu Speier (nicht Worms), † 1566 zu Freiburg im Breisgau, studirte in Freiburg zunächst Philosophie, wurde Hofmeister der Söhne des kaiserlichen Vicekanzlers Matthias Held, wandte sich dann der Jurisprudenz zu, und wurde Legum Doctor, auch Professor des kanonischen Rechts, zuletzt Rector der Universität in Freiburg. Er verfaßte Reden und allegorische Dialoge über die Wissenschaft und das Leben im Allgemeinen, (vgl. Jöcher und Adelung) trat als phrasenreicher Panegyriker Karls V. auf bei dessen Ankunft in Deutschland i. J. 1543, nach seinem Sieg über die Protestanten und bei seinem Tode in der „Monodia dicta in funere Caroli V." Diese und seine „Oratio in funere Ferdinandi I." sind gedruckt in (Simon Schardius), „Tom. orationum ac elegiarum in funere Principum Germaniae scriptarum". 1566. In der vieractigen „Apotheosis Minervae" (1551, in Prosa) klagt die Göttin der Weisheit über die Kürze des menschlichen Lebens, die Götter erörtern deren Gründe, sie beruhigt sich schließlich bei der theolog. Auffassung des Todes. — (Jos. Ant. Rieggerus), Amoenitates literariae Friburgenses I. 12. Steffenh. u. Scherer.

Artus: Jost (Jodocus) A., Lautenist und Bartscherer, wahrscheinlich ein Schwabe. Er reiste 1483 mit Felix Fabri ins heilige Land, und sein kurzer, unbedeutender Reisebericht, darin, wie es scheint, auch ein Stück Liebesroman, findet sich in den „Curiositäten der physisch-litterarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt," Weimar, I. 812. II. 407 f. T. Tobler.

Artvelt: Andries van A., Maler, geb. zu Antwerpen 1590, † das. 1652 vor dem 11. August, verfertigte mit kühnem Pinsel Seestücke. Im Gildejahr 1609/10 trat er als freier Meister in die Antwerpner Malerinnung ein. Unter seinen Schülern ist besonders Gaspar van Eyck, der im J. 1625 zu ihm in die Lehre kam, zu erwähnen. Später besuchte er Italien und hielt sich u. a. in Genua auf, wo ihn Soprani unter dem Namen Alfelt erwähnt. Im Wiener Belvedere befindet sich von ihm ein Bild mit Kriegsschiffen und Kriegsgeräth in großen Dimensionen. Einige andere Werke in der Suermondt'schen Sammlung, in Gent, Antwerpen. Die Augsburger Gallerie besitzt sein Portrait im Alter von 42 Jahren von van Dyck gemalt.

Vgl. Th. van Lerius in Meyer's Künstlerlex. W. Schmidt.

Arumäus: Dominicus A. (v. Arum), Jurist, geb. 1579 zu Leeuwarden, studirte seit 1593 (Herbst) zu Franeker, Oxford, Rostock (und Helmstädt?), ging 1599 als Hofmeister eines Sohnes des Bürgermeisters zu Stade Daniel Busmann nach Jena, doctorirte das. 31. März 1600 und verheirathete sich an dem nämlichen Tag mit einer Tochter des angesehenen Juristen Virgilius Pingizzer, 1602 außerordentlicher, 1605 ordentlicher Professor, 1619 Senior, 1634 Ordi-

narius der Juristenfacultät Jena, † 24. Febr. 1673 (während einer Facultätssitzung). Ein Mann von stattlicher Erscheinung, würdevollem und gewichtigem Auftreten, großer Gewandtheit der Rede, wurde A. vom weimarschen Hofe zu Gesandtschaften und als Rath in anderen Staatsgeschäften gebraucht. Seine Bedeutung für die Wissenschaft ruht in der damals noch in den Anfängen begriffenen Pflege des öffentlichen, insonderheit des Staatsrechtes als eines selbständigen Gebietes. Er wird daher mitunter „Stammvater der Publicisten" genannt, hat auch durch seine Schüler bedeutenden Einfluß geübt. Seine Bibliothek vermachte er der Universität Jena. Er schrieb: „Tractat. de mora." 1603 u. ö. — „Exercitatt. Justin. ad Institutt." (3. Aufl.) 1607. — „Decision. et Sententiar. libr. II." 1612. — „Disputatt. ad praecipuas Pandectar. et Cod. leges consuetudines feudales et quatuor Institutt. libros" (letzteres 4. Ausg. der „Exercitatt. ad Institutt.") 1613. 1620. 1628. Besondere Ausg. der „Exercitatt. ad Pand. et Cod." überarbeitet von E. F. Schröter. 1665. 1672. — „Discursus academici de jure publico". 5 Bde. 1617—23, Sammelwerk von eigenen und Arbeiten anderer Verfasser. — „Discursus academici ad auream Bullam Caroli IIII." 1617. 1619. 1663 (auf dem Titel fälschlich 1653). — „Commentar. de Comitiis Germ. Imperii". 1630. 1635. 1660.

Jugler, Beiträge zur jurist. Biographie. Bd. I. S. 235 f.

Muther.

Arx: Ars Joseph Nicolaus v. A., nach Ablegung des Ordensgelübbes (1774) Ildefons, geb. zu Olten (Kt. Solothurn) 1755, † zu St. Gallen 1833. Von Jugend auf für den geistlichen Stand bestimmt, trat v. A. zu St. Gallen in den Orden der Benedictiner ein, lebte aber mehrmals längere Zeit außerhalb des Klosters, indem er an auswärtige Pfründen des Stiftes als Pfarrgeistlicher versetzt wurde. Von 1796 an besorgte er das Stiftsarchiv, wurde jedoch nach Beginn der helvetischen Staatsumwälzung von den Schicksalen des sich auflösenden Conventes mitbetroffen. Dem letzten Fürstabte, Pankratius, persönlich befreundet, theilte er theilweise dessen Exil und kehrte erst 1805, nach der völligen Aufhebung des Stiftes, nach St. Gallen zurück, wo ihm die Regierung des inzwischen entstandenen Kantons St. Gallen das ehemalige Stiftsarchiv übertrug. 1827 übernahm er die Stiftsbibliothekarstelle, bekleidete aber daneben noch verschiedene andere Aemter, sowol seelsorgerischer Art, als besonders, seinen alten Neigungen entsprechend, auf dem Gebiete des Erziehungswesens. Seit 1813 leitete er als Regens das St. gallische Priesterseminar. Die Organisation des Bisthums St. Gallen 1824 brachte ihm die Würde eines Domherren. Die allgemeine Achtung der neuen Mitbürger wurde dem in so vielfacher Weise bis vier Jahre vor seinem Tode in edelster Weise thätigen Mitgliede des säcularisirten Stiftes zu Theil, das in seinem ganzen Auftreten die besten Eigenschaften des Priesters darstellte. Allein die bleibende Bedeutung der Persönlichkeit des Pater Ildefons liegt darin, daß er die in den letzten Zeiten des Klosters St. Gallen wieder höchst erfreulich hervorgetretene Pflege der litterarischen Bestrebungen eifrig fortsetzte. Schon als junger Mönch durch den gelehrten Bibliothekar Pater Magnus Hungerbühler historischen Studien nahe gebracht und mit den reichen handschriftlichen Schätzen bekannt gemacht, hatte er als Archivar den Entschluß gefaßt, die Geschichte des Klosters zu schreiben, ein Plan, der sich durch die politischen Ereignisse erweiterte. Die aus diesen Studien entstandene „Geschichte des Klosters St. Gallen" (3 Bde. 1810, 11, 13. — Berichtigungen und Zusätze 1830) darf noch jetzt, obschon in Manchem überholt, als eine der gediegensten Leistungen auf dem Boden der deutschen Specialgeschichte betrachtet werden. Ein Muster, wie gemeinfaßlich und wissenschaftlich zugleich die Geschichte einer einzelnen Ortschaft zu schreiben sei, ist

„Die Geschichte der Herrschaft Effringen" (erst 1860 in Freiburg im Breisgau erschienen), einer St. Gallischen Besitzung im Breisgau, wo v. A. seit 1789 als Pfarrer seine sieben ruhigsten und glücklichsten Lebensjahre in milder Verbannung als Gegner des Abtes Beda (s. d. Art.) verlebt hatte. Dagegen erlitt „Die Geschichte der zwischen der Aar und dem Jura gelegenen Landgrafschaft Buchgau mit Hinsicht auf den Hauptort Olten" (1819) mit Recht einige Anfechtung durch den solothurnischen Geschichtsforscher Lüthy in dessen „Wochenblatt". In sehr objectiver Weise ist die kleine Schrift: „Die Ursachen der Aufhebung des Stiftes St. Gallen" (1805) gehalten. Als Bibliothekar setzte sich v. A. durch den Handschriftenbeitrag 1827 ein bleibendes Denkmal und unterstützte wieder in gewinnbringendster Weise die Arbeiten der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Als Mitarbeiter an den „Monumenta Germaniae historica" gab v. A. die Geschichtsquellen St. Gallens heraus, wobei besonders als von ihm entdeckt das Leben des heil. Gallus in der ältesten Redaction zu nennen ist. 1825 erschien die Edition der „Reimchronik des Appenzellerkrieges von einem Augenzeugen verfaßt und ao. 1405 fortgesetzt". — „Ein Wort des Andenkens an den verewigten Herrn Ildefons von Arx" (1834 von dem Geschichtsforscher Stiftsarchivar Wegelin). Franz Weidmann: „Geschichte der Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung" (1846).

Ildefons von Arx, P. (der Geschichtschreiber des Kantons St. Gallen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Umwälzung. St. Gallen 1874.)

Meyer von Knonau.

Arzberger: Johann A., geb. 10. April 1778 zu Arzberg im Baireuthischen, Sohn eines Wagners, † 28. Dez. 1835 in Wien. Sein Vater sah das Betreiben von Studien, welchem Johann und dessen älterer Bruder Christoph (oder Christian? — der nachmalige Professor der Mathematik in Koburg) sich hingaben, mißgünstig an, und die Brüder sollen sich deshalb, wie eine Familientradition besagt, heimlich von Hause entfernt haben. Johann A. erwarb seine wissenschaftliche Bildung in Koburg und Erlangen, wurde von dem Altgrafen Hugo zu Salm im Dez. 1808 als Director der physikalisch-mechanischen Instrumentenfabrik zu Daubrawitz in Mähren und 1815 als Director des Maschinenbaues auf dem Eisenwerk zu Blansko bei Brünn angestellt; im Januar 1816 erhielt er die Professur der Maschinenlehre am Wiener polytechnischen Institute und die Leitung der dortigen Modellwerkstätte, welche beide er bis an seinen Tod bekleidete. Er hat mehrere Abhandlungen über Gegenstände der Mechanik in Gilbert's „Annalen der Physik" und in den Jahrbüchern des polytechnischen Instituts zu Wien veröffentlicht, auch schätzbare Versuche über die Elasticität des Wasserdampfes bei verschiedenen Temperaturen angestellt, worüber er 1819 in den genannten Jahrbüchern berichtete. Karmarsch.

Asam: Kosmas Damian, ein seiner Zeit berühmter Maler, und sein Bruder Egidius, Bildhauer, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Söhne des Malers Hans Georg Asam.

Kosmas Damian, geb. 18. Sept. 1686 zu Benediktbeuern in Oberbaiern, † 1742 (nicht 1739), studirte in Rom unter Ghezzi, wo er den ersten Preis der Akademie gewann, und bildete sich zu einem der gewandtesten und charakteristischsten Nachahmer der ausgehenden italienischen Barockmalerei. Er verstand sich auch auf die Oelmalerei, seinen Hauptruhm aber verdankte er dem Fresco. Blühendes Colorit, kecker Pinsel und gewandte Gruppirung bezeichnen seine Kunstweise, der freilich die Tiefe und Solidität fehlt. Wie hätte es bei seiner fabrikartigen Schnellmalerei auch anders sein können? Eine Unzahl Kirchen und Klöster inner- und außerhalb Baierns hat er mit Gemälden versehen, so in München, Freising, Ingolstadt, Regensburg, Schleißheim, Fürstenfeldbruck, Prag,

Innsbruck, Maria Einsiedel in der Schweiz u. a. O. Das Schlößchen zu Thalkirchen erbaute er für sich und schmückte es mit Malerei. Das berühmteste Werk der beiden Brüder ist indessen die kleine St. Johanniskirche in der Sendlingergasse zu München, die von Egidius von 1733—1746 auf eigene Kosten erbaut wurde. Beide wetteiferten, dieselbe mit Stuckarbeiten und Malereien auszuzieren; sie macht darum einen glänzenden, aber auch überladenen Eindruck.

Egidius A., Bildhauer, geb. zu Tegernsee, das Jahr ist unbekannt, † nicht vor 1746, war besonders berühmt in der Stuckarbeit. Mit seinem Bruder pflegte er gemeinsam an den verschiedensten Orten zu arbeiten. 1746 vollendete er den 1733 begonnenen Bau der St. Johanniskirche zu München; sie ist ein Muster des Rokoko. Ihre krause Ornamentik widerspricht der wahren architektonischen Schönheit; malerischer Reiz ist ihr freilich nicht abzusprechen. (Meyer's Künstlerlexikon.) W. Schmidt.

Asbeck: Franz Wilhelm, Freiherr von A., bairischer Staatsmann, geb. 11. Aug. 1760, † 22. Juli 1826, war in seiner Jugend Edelknabe am Hofe des Fürstbischofs von Speier, studirte Rechtswissenschaft und wurde im J. 1783 Vicedom zu Bruchsal. Im J. 1793 trat er als Hof- und Regierungsrath und Kämmerer in kurkölnische Dienste und wurde im J. 1796 geheimer Referendar. Nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian von Köln, Erzherzogs von Oesterreich, im J. 1802 zum kaiserlichen Kämmerer ernannt, trat er als Geheimerath in bairische Dienste und wurde subdelegirter Commissär zur Militär- und Civilbesitznahme des Bisthums Bamberg. Im J. 1803 wurde A. Präsident des obersten Justizhofes in Franken und 1808 Präsident der Ministerial-, Steuer- und Domainensection in München. Im J. 1817 wurde er zum Staatsrath, Generalcommissär und Regierungspräsident des Untermainkreises und ersten Curator der Universität Würzburg ernannt. In allen seinen amtlichen Stellungen hat sich von A. als ein so vielseitiges Talent erwiesen, daß man ihn besonders in der Finanzverwaltung den ersten Geschäftsmännern Baierns zuzählen muß. Als Curator der Universität Würzburg hat er sich um Hebung und Förderung der Akademie große Verdienste erworben. Während seines Aufenthaltes in München erwarb er sich um die Förderung eines geschmackvollen Baustils Verdienste durch die Häuserbauten, welche er als einer der Ersten in der damals entstehenden Maxvorstadt errichtete. Spehr.

Aschenberg: Wilhelm A., als Dichter und Geschichtschreiber litterarisch thätiger Geistlicher, geb. 1768 auf Reinshagen bei Remscheid, studirte Theologie in Rinteln, seit 1791 lutherischer Pfarrer in Kronenberg bei Elberfeld, seit 1802 in Hagen, wo er 21. Nov. 1820 starb. Er gab heraus „Bergisches Taschenbuch“ in 7 Jahrg. (1798. 1800—1804. 1806), durch welches zuerst E. M. Arndt außerhalb seiner Heimath bekannt wurde (Mitarbeiter u. a. J. G. Jacobi, Kosegarten, Jung-Stilling, K. A. Böttiger), sowie „Niederrheinische Blätter“ (5 Bde. 1802—1805). In dem Berg. Taschenb. veröffentlichte A. eine Geschichte des Bergischen Landes, die bei völligem Mangel an Kritik und wegen eigener Erdichtungen des Verf. gänzlich unbrauchbar ist, aber bis in die neuere Zeit ein unverdientes Ansehen genossen hat und vor Lacomblet von allen Localhistorikern ausgeschrieben ist. Ein von A. angekündigtes größeres Werk über bergische Geschichte in 8 Bänden erschien nicht, und man fand nach seinem Tode auch keine Vorarbeiten dafür. A. begründete 1814 die Zeitschrift „Hermann“ (erschien in Schwelm, später in Hamm), die eine Reihe von Jahren hindurch im nordwestlichen Deutschland viel gelesen wurde.

Biogr. in Montanus, Die Vorzeit, Elberfeld 1871. Bd. II. S. 301 ff. (unzuverlässig). Crecelius.

Aschenbrenner: Christian Heinrich A., einer der vortrefflichsten Violinisten seiner Zeit, zuletzt herzogl. merseburgischer Capellmeister, geb. 29. Dec. 1654 zu Alt-Stettin, † zu Jena 13. Dec. 1732, Sohn des Stettiner Rathsmusikus und ehemaligen Wolfenbüttel'schen Capellisten Heinrich Aschenbrenner. Nachdem er den ersten Musikunterricht von seinem Vater empfangen, studirte er seit 1668 die Composition bei dem später berühmt gewordenen Johann Theile, der damals zu Stettin lebte, und bereits im J. 1673 erschien ein unten näher angeführtes Werk von seiner Arbeit, welches Beifall gefunden haben muß, da es noch zweimal aufgelegt worden sein soll. 1676 kam er nach Wien, um bei dem Balletcomponisten, Capellmeister und ausgezeichneten Violinisten Johann Heinrich Schmelzer seine Ausbildung in der Composition und im Violinspiel zu vervollkommnen; 1677 wurde er Violinist in der herzogl. Capelle zu Zeitz, und als diese 4 Jahre darauf beim Tode des Herzogs sich auflöste, fand er durch Johann Rosenmüller's Vermittelung Anstellung in Wolfenbüttel'schen Diensten. Doch zerschlugen sich durch Rosenmüller's Tod vorläufig die Pläne zur Neugestaltung der dortigen Capelle, infolge dessen A. wieder ohne feste Stellung war; wiewol nicht lange, denn schon 1683 kam er als Premier-Violinist in die merseburgische Capelle, und trat 1695 zum zweiten Male in zeitzische Dienste, diesmal jedoch als Musikdirector. Inzwischen machte er Kunstreisen und erwarb sich einen weit verbreiteten Ruf; 1692 spielte er in Wien vor dem Kaiser, dem er auch 6 Violin-Sonaten überreichte, und wiederholte seinen Besuch zu Wien 1703 noch einmal. Im J. 1713 wurde er unter Moritz Wilhelm Capellmeister zu Merseburg, blieb aber zugleich auch in zeitzischen Diensten, nur mit der Verbindlichkeit, bei besondern Gelegenheiten dort zu spielen oder die Musik zu leiten. Aber aus unbekannten Ursachen verließ er schon 1719 den merseburgischen Hof und zog sich mit einer nur kärglichen Pension nach Jena zurück.

Das oben erwähnte Werk Aschenbrenner's heißt: „Gast- und Hochzeits-Freude, bestehend in Sonaten, Präludien, Allemanden, Couranten, Balletten, Arien, Sarabanten", 3—6 voc. B. C., 1673, 1675 und 1676. Ob jene dem Kaiser überreichten Violinsonaten gedruckt worden sind, ist nicht bekannt.

v. Dommer.

Aschenfeldt: Christoph Karl Julius A., geb. 5. März 1792 in Kiel, † 1. Sept. 1856. Er studirte in Göttingen Theologie, wurde 1819 Pastor zu Windbergen in Süderdithmarschen, 1824 Diakonus in Flensburg, 1829 Hauptpastor daselbst, seit 1832 Mitredacteur des „Religionsblattes". In den schleswig-holsteinischen Kämpfen zur dänischen Partei haltend, erhielt er 1850 die Probstei Flensburg, bald auch die Superintendenz für den deutschredenden Theil des Herzogthums Schleswig, 1854 die Würde eines Oberconsistorialraths. Seine anderthalbhundert geistlichen Lieder ließ er in zwei Sammlungen erscheinen: „Feierklänge", 1823; „Geistliches Saitenspiel", 1842. Mehr künstlichen, als ächten Schwunges, haben doch nicht wenige von Aschenfeldt's Liedern in die Gesangbücher der evangelischen Landeskirchen, besonders in das Gothaer, Aufnahme gefunden („Aus irdischem Getümmel", „Bleibe, es will Abend werden", „Des Tages laute Stunden" 2c.) — Vgl. Alberti, Schleswig-Holst.-L.-E. Schriftstellerlex.

P. P.

As Cloquettes: Michael A., im 13. Jahrhundert wol zu Doornik, wo seine Familie heimisch war, geboren; Hauscaplan der Grafen von Flandern, hat während der Kämpfe, in denen Guy v. Dam die Unabhängigkeit Flanderns gegen Frankreich vertheidigte, wichtige diplomatische Dienste geleistet. Nachdem der Graf seine Beschwerden gegen Frankreich von allen Kanzeln hatte verkünden lassen, sandte er den As Cl. an der Spitze einer ansehnlichen Botschaft nach Rom, um die Vermittelung des Papstes anzurufen; Gesandte der flandrischen

Städte wie der Geistlichkeit folgten. Zwei Schreiben des Gesandten an seinen Herren meldeten 1297 die gute Aufnahme ihrer Anträge seitens des Papstes wie der Cardinäle, fordern aber angesichts der Anstrengungen der französischen Diplomatie zur Verstärkung der Gesandtschaft und zur Sendung bedeutender Geldsummen auf, um damit die Fürsprache der Cardinäle zu gewinnen. Der Graf entsprach dem, indem er zugleich die äußerste Gefahr, in der er und die Unabhängigkeit Flanderns schwebe, meldete. Die wiederholten Wortbrüchigkeiten Philipps des Schönen spotteten aber aller päpstlichen Vermittlungsversuche, bis die entscheidende Niederlage der Franzosen in der „Sporenschlacht" bei Kortryk 1302 den Sieg der flandrischen Sache entschied. Dem Gesandten in Rom verkündete der Papst selbst noch in später Nachtstunde das glückliche Ereigniß. — As Cl. ist später noch Jahre lang im Rathe seines Fürsten thätig gewesen.

Kervyn de Lettenhove, Hist. de Flandre II. Alberd. Thijm.

Asher: Adolf A., hervorragender Buchhändler, geb. 23. August 1800 zu Cammin in Pommern von jüdischen Eltern, † 1. Sept. 1853 auf einer Reise in Venedig. A. erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, widmete sich dem Handelsstande, hielt sich eine Reihe von Jahren in England auf, und wandte sich dann nach Petersburg, hier den Diamantenhandel betreibend. Zufällig in den Besitz einer Büchersammlung gelangend, folgte er seiner Neigung zur Litteratur, siedelte 1830 nach Berlin über und gründete hier eine Buchhandlung mit Commanditen in London und Petersburg, durch welche er namentlich den litterarischen Verkehr zwischen Deutschland und dem Auslande zu fördern suchte. Ungewöhnliche Begabung und eine rastlose Thätigkeit verschafften A. bald einen umfassenden, bedeutenden Wirkungskreis und erhoben sein Geschäft, namentlich seine Antiquariatsbuchhandlung rasch auf eine hervorragende Stufe, in welch' letzterem Geschäftszweige A. durch eifriges Studium bibliographischer Hülfsmittel, sowie durch die großartige eigene Praxis sich anerkannt gediegene Kenntnisse auf dem Gebiete der Bibliographie und der neuhebräischen Litteratur und Sprache erwarb, die sich in mehreren von ihm herausgegebenen Schriften documentiren.

Von diesen sind hervorzuheben: „Bibliographical essay on the collection of voyages and travels by L. Hulsius" (Berlin 1839), „Bibliographical essay on the Scriptores rerum germanicarum" (Berlin 1843) und die mit Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen versehene Ausgabe des „Itinerary of R. Benjamin of Tudela", 2 Bde. (Berlin 1840). Die Firma ward im Geiste des Gründers von Alb. Cohn (früher mit D. Collin) fortgeführt und ging 1874 in die Hände der Herren Behrend und Simon über. Mühlbrecht.

Asher: Dr. Karl Wilhelm A., geb. zu Hamburg 30. Nov. 1798, † 29. Sept. 1864. Auf dem Johanneum zu Hamburg und dem dortigen akademischen Gymnasium vorbereitet, studirte er die Rechte zu Göttingen, Berlin und Bonn, erlangte hier 17. Juni 1820 die Doctorwürde als erster Doctor beider Rechte, welchen die juristische Facultät zu Bonn creirte und ward darauf Advocat in seiner Vaterstadt. Trotz genügender Befähigung gelang es ihm jedoch nie, eine ausgedehnte Praxis zu erhalten. — Am 24. Sept. 1834 wurde er Criminal-Actuar (Untersuchungsrichter). Im October 1843 ordnete der Rath der Stadt ihn der Direction der Berlin-Hamburger-Eisenbahn-Gesellschaft zu. Am 13. März 1848 wurde er von der Rath- und Bürger-Deputation, welche die Vorschläge zu Verbesserungen in den öffentlichen Einrichtungen auszuarbeiten haben, zum Protokollführer erwählt.

A. war ein vielseitig gebildeter Mann, der als Schriftsteller auf dem Gebiet des Strafrechts, besonders des Gefängnißwesens, des Armenwesens, der Handels-

wissenschaft, der Nationalökonomie und Statistik vielfach thätig gewesen ist. Durch seine Vertrautheit mit der Litteratur Frankreichs, Großbritanniens und Nordamerikas auf den bezeichneten Gebieten konnte er den deutschen Fachmännern manche größere Leistungen des Auslandes zugänglich machen. Er verkehrte mit Cobden, Prince-Smith und David. — Als Vertreter von Lübeck und Hamburg nahm er an allen statistischen Congressen Theil, zuletzt an dem Berliner von 1863. Auf dem statistischen Congresse zu London präsidirte er der Abtheilung für Criminalia. Er war Ehrenmitglied vieler gelehrter Gesellschaften und es wäre nur gerecht gewesen, wenn der durch die Einführung der jetzt bestehenden hamburgischen Verfassung beseitigte alte Rath ihm zehn Jahre früher dasjenige Amt angewiesen hätte, welches ihm am 25. Januar 1861 durch seine Erwählung zum Senats-Secretär zu Theil geworden ist. Leider setzte der Tod seiner reichen Wirksamkeit dann schon nach 3 Jahren ein Ziel.

Seine zahlreichen Schriften bis zum Jahre 1851 enthält das Hamburger Schriftstellerlex. Bd. I. S. 102 ff., denen wir hinzufügen: (in „Neues Archiv f. Handelsrecht" Bd. I. S. 214 und 395), „Mittheilungen über Handelsrechtsfälle aus der engl. Praxis" und „Zur Lehre von der Haftung des Rheders für auf dem Schiffe ruhende Verbindlichkeiten", ferner die Uebersetzungen von: Tooke, „History of prizes" und von Adam Smith, „On the wealth of nations".

Harder.

Aspar, ein Gothe oder Alane, der im oströmischen Reiche die höchsten Würden bekleidete — consul, patricius, magister militum — dann aber 471 auf Befehl des Kaiser Leo ermordet wurde. Kaufmann.

Asper: Hans A., Maler, geb. zu Zürich 1499, † 21. März 1571, erfreute sich von Seite seiner Mitbürger eines großen Rufes, wie die Medaille zeigt, welche sie durch Hans Stampfer auf ihn prägen ließen; darauf sein Bild mit der Inschrift: Imago Joannis Asper, Pictoris, Anno Aetatis suae 41. 1540. Auf dem Revers ein Todtenkopf und die Verse: Sich wer du bist, Der Tod gwüs ist, Ungwüs die Stund, Redt Gotes Mund. Im J. 1545 wurde er zum Mitglied des großen Rathes gewählt. Trotzdem starb er in dürftigen Umständen. A. malte Historienbilder und Portraits und hatte zugleich als Stadtmaler den Anstrich der öffentlichen Gebäude, Brunnen, Thüren ꝛc. zu besorgen. Seine Fresken, die er an dem Gesellschaftshaus der sogen. Böcke zu Zürich gemalt hatte, gingen bei dessen Abbruch 1696 zu Grunde. Besonderen Ansehens erfreuten sich seine Bildnisse, von denen noch eine Anzahl zu Zürich erhalten ist, unter anderm befinden sich Bildnisse von Zwingli und seiner Tochter Regula Gwalter mit ihrem kleinen Mädchen auf der Stadtbibliothek daselbst. Sie sind ganz tüchtig, aber ohne besondere Feinheit gemalt. — Wahrscheinlich gebührt ihm auch ein hervorragender Antheil an Erfindung und Zeichnung vieler Holzschnitte in Druckwerken, namentlich der Froschauerschen Officin, z. B. in Stumpf's „Eidgen. Chronik". — Vgl. Woltmann u. Vögelin in Meyer's Künstlerlex.

W. Schmidt.

Aspre: Constantin Ghilain Karl Freiherr d'Aspre van Hoobreuk, österr. Feldmarschalllieutenant, geb. zu Gent 1767, † 7. Juli 1809. Als junger Offizier machte er die niederländischen Kriege 1789—90 mit und erwarb sich das Theresienkreuz durch die Organisirung eines Limburger Landsturmes, mit dem er die Patrioten bei Olme zersprengte. Auch bei Lille unter Clerfayt zeichnete er sich aus, nicht minder in den italienischen Kämpfen von 1799—1800 als Führer von „d'Aspre-Jägern", dem sogen. deutschen Freijägercorps, gebildet im 7jährigen Krieg und 1801 aufgelöst. Im December 1800 zum Generalmajor befördert, befehligte er in den Kämpfen am Mincio, 25—26. Dec., eine Brigade. — 1805

bei Günzburg in Gefangenschaft gerathen, erlangte er seine Freiheit erst durch den Frieden von Preßburg wieder. 1809 zum Feldmarschallieutenant befördert, bewies er in den Schlachten von Aspern und Wagram die höchste Bravour. In der Wagramer Schlacht aber riß ihm während eines Sturmes auf Aderklaa, um das sich die Entscheidung des Tages drehte, eine Kanonenkugel den rechten Arm weg. Er commandirte trotzdem weiter, bis er vom Pferde sank. Am nächsten Tag erlag er der Wunde.

Hirtenfeld, Mil. Maria-Theres.-Orden. S. 336. Wurzbach, Biogr. Lex.
v. Janko.

Aspre: Constantin, Frhr. d'A., Sohn des vorigen, österr. Feldzeugmeister, geb. zu Brüssel 18. Dec. 1789, † zu Padua 24. Mai 1850. Er diente zuerst im Feldzug von 1809 und focht während der Kriege von 1812—15 in Italien. Hier erwarb er sich das Theresienkreuz durch einen nächtlichen Ueberfall auf das Lager der unter Macdonald stehenden Neapolitaner bei Mignano, 16. Mai 1815. Völlig zersprengt sahen sie sich zur Militärconvention von Casa Lanza genöthigt. — 1820 machte A. den neapolitanischen Krieg, 1830 als Oberst den Zug gegen die Insurgenten in den Legationen mit. 1837 zum Generalmajor und 1840 zum Feldmarschallieutenant ernannt, erhielt er 1846 das Commando des 2. Armeecorps in Italien. Hier erwarb er sich 1848—49 die reichsten Lorbeeren. Sofort nach dem Ausbruch des Aufstandes vereinigte er sich, Padua mit richtigem Blick einstweilen preisgebend, mit dem 1. Armeecorps unter Radetzky bei Verona, hatte Theil an den Siegen über die Piemontesen bei Santa Lucia, 6. Mai, Sona und Sommacampagna, 23. Juni, und bei Custozza, 21. Juli. Am 26. Juli über den Mincio gegangen, stieß darauf A. bei Volta, wo Karl Albert festen Fuß zu fassen hoffte, auf frische italienische Streitkräfte unter Sonnaz und schlug diesen in 12stündigem Kampfe, worauf Karl Albert sich über Cremona zurückziehen mußte. Das 2. Armeecorps besetzte darauf Mailand und Brescia. — d'Aspre, am 17. März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt, blieb auch 1849 an der Spitze des 2. Armeecorps und ward nach dem 3tägigen Feldzuge und den Siegen von Mortara und Novara (21.—23. März) in Radetzky's Siegesbericht als der Erste unter den Auszuzeichnenden genannt. — Er warf darauf in Modena, Parma und Toscana die revolutionären Gewalten nieder, wobei er 11. Mai Livorno mit Sturm nahm, und blieb dann als Inhaber der obersten Civil- und Militärgewalt bis zum Frieden in Florenz. Nach dem Frieden erhielt er das 6. Armeecorps, dessen Hauptquartier bald darauf von Piacenza nach Padua verlegt ward. Eine kurze Krankheit machte aber schon nach wenig Monaten seinem ruhmreichen Leben ein Ende.

Hirtenfeld, Mil. Maria-Theres.-Orden. S. 1415. Wurzbach, Biogr. Lex.
v. Janko.

Aspremont: Robert, Herr v. A. Lynden, Baron v. Froidcourt, Herr v. Stumont, geb. zu Lüttich 1535, † zu Theux 16. Sept. 1610. Nachdem er seine militärische Carrière in den Feldzügen gegen Frankreich und Artois 1552 begonnen hatte, diente er der Republik Genua unter Andrea Doria, gerieth zweimal in türkische Gefangenschaft, aus der ihn Philipp II. löste und nahm dann bei der Margaretha von Parma, der Statthalterin der Niederlande als Mitglied des Raths eine Vertrauensstellung ein. Nach ihrem Abgang erhob ihn Alba zum Gouverneur erst von Kuilenburg, dann von Duren. Hier gerieth er nochmals in Gefangenschaft. Daraus ranzionirt, wurde er 1578 Gouverneur von Franchimont, später auch Oberhofmeister des Kölner Kurfürsten Erzbischofs Ernst v. Baiern, endlich Gesandter am Hofe zu Madrid. — Auch sein Bruder Hermann, geb. 1547, † 5. Juni 1603, zeichnete sich als Soldat und Staats-

mann aus; Kurfürst Ernst ernannte ihn zum Gouverneur und Generalkapitän von Köln.

Piron, Levensbeschryving van Robert d'Aspremont.

Alberdingk Thijm.

Asseburg: Rosamunde Juliane v. A., geb. im November 1672 zu Eigenstedt im Magdeburgischen (Todesjahr unbekannt), eine Schwärmerin, die seit ihrem 7. Jahre herrliche Gesichte hatte. Mitten unter dem gemeinsamen Gebet erschien ihr eine Person mit einem güldenen Schilde vor der Brust und mit hellleuchtendem Angesicht, dann der holdselige Heiland selbst, der sich mit ihr verloben will. Als sie einst fieberkrank große Schmerzen leidet, sendet der Herr seinen Engel, der unter herrlicher Musik ihre Thränen auffängt in güldenem Gefäße. In ihrem 12. Jahre zeigt er ihr den ganzen Proceß seines Leidens, der liebe freundliche Heiland nennt sie seine Freundin, seine Schöne, seine Liebe, seine Königin. Daneben hat sie auch die Fersenstiche und Faustschläge des Teufels erfahren müssen, den sie zu unterschiedlichen Malen mit schwarzem Leibe, feuerbrennenden Augen, greulichen Hörnern und häßlichem Gesichte bei hellem lichtem Tage gesehen und betend vertrieben hat. Diese virgo nobilissima et Deo unita nahm der pietistische Chiliast Johann Wilhelm Petersen, damals Superintendent in Lüneburg, 1691 in sein Haus auf, vertheidigte ihre Bezeugungen als göttliche Offenbarung und benutzte dieselben für seinen Chiliasmus. Dagegen schrieb die damalige Orthodoxie ihre Offenbarungen dem verfluchten Schandgeist, dem Teufel zu, der des Nachts als diabolus incubus zu dem Fräulein komme. Spener suspendirte sein Urtheil. Als Petersen 1692 als turbator ecclesiae Luneburgicae relegirt worden war, begab sich seine „Egeria" mit ihrem geistlichen Numa nach Wolfenbüttel, dann nach Magdeburg. Sie lebte später in Berlin bei einer Frau von Schweinitz und als Gesellschafterin bei einer frommen Gräfin in Sachsen, wo 1708 Petersen sie besuchte. Von da an verliert sich ihre Spur in der Geschichte.

Fuhrmann, Handwörterbuch der christl. Religions- und Kirchengeschichte. I. 162. — G. H. Klippel, in Herzog's Realencyklopädie XIX. 98 ff.

G. Frank.

Asseliers: Johann van A., geb. zu Antwerpen um 1520, tritt, nachdem er zum Doctor der Rechte promovirt war und eine Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland gemacht hatte, seit 1556 im Dienste seiner Vaterstadt als thätiger und angesehener Beamter auf. 1577, als Erzherzog Matthias seine traurige Rolle in den Niederlanden begann, ward er Amtschreiber der Generalstaaten der vereinigten Provinzen. Als solcher hat er 1581 die Acte des Abfalls von Philipp II. gezeichnet. Nach Wilhelms v. Oranien Ermordung ging er 1584 mit der Gesandtschaft, welche Heinrich IV. die Herrschaft über die Republik antragen sollte, an den französischen Hof, ein Schritt, der doch erfolglos blieb. Gestorben ist er vor dem 30. Januar 1585. Neben anderen Schriften hat er eine „Historia tumultuum Belgicorum a discessu Philippi II. usque ad obitum Francisci Valesii, ducis Alenzonii" verfaßt. (Alençon, 10. Juni 1584).

Alberdingk Thijm.

Asseliers: Robert van A., geb. zu Antwerpen 1576, von gleicher Familie wie Johann van A., † zu Brüssel 2. Dec. 1661. Er erwarb zu Löwen den Doctorgrad und ward, nachdem er sich im Dienste Erzherzogs Albrechts wie seiner Vaterstadt, in deren Rath er seit 1619 als Nachfolger seines Vaters saß, durch geschäftliche Tüchtigkeit wie durch Redlichkeit hervorgethan hatte, von Philipp IV. 1639 nach Madrid in den hohen Rath für die Niederlande und Burgund berufen. Nach 13jähriger einflußreicher Wirksamkeit in dieser Stellung kehrte er

1651 als Kanzler von Brabant in die Heimath zurück und hat dies Amt bis an seinen Tod verwaltet. Alb. Thijm.

Asselyn: Jan A., Genre- und Landschaftsmaler, † 1660. Die Angabe, er sei zu Antwerpen geboren, ist zweifelhaft; denn im Bürgerbuche von Amsterdam steht er eingeschrieben als: Joannes Asselyn van Diepen. Das ist wahrscheinlich die Abkürzung von Diepenheim in der Provinz Overyssel. Von seinem Leben ist wenig bekannt. Er muß frühe schon nach Italien gekommen sein; in der niederländischen Malervereinigung (Bent) zu Rom erhielt er den Spitznamen Krabbetje (Krebs) wegen seiner verdrehten Finger. Um 1645 heirathete er nach Houbraken die jüngste Tochter des Antwerpeners Houwaart Koorman, und Nicol. de Helt-Stokade, ein anderer holländischer Maler, die älteste, welche beiden sie nach Holland brachten. Am 24. Januar 1652 wurde er, wie erwähnt, als Bürger von Amsterdam eingeschrieben. Acht Jahre darauf starb er daselbst. Rembrandt hat sein Bildniß radirt.

In Italien muß er mit Pieter van Laer und Jan Miel in genauem Verkehr gelebt haben, denn seine Behandlung schließt sich durchaus diesen an. Er gehörte zu den Niederländern, welche mehr oder weniger von der Claude-Lorrain'schen Richtung beeinflußt wurden, wie Both, Berchem, Swanevelt u. A. Mit Vorliebe malte er bergige Gegenden, die von Flüssen durchströmt werden; Ruinen, Burgen, Seehäfen, Thürme und Brücken spielen darin eine Rolle; und darüber spannt sich ein lichtvoller Himmel aus, der die Landschaft in eine kräftige Beleuchtung taucht. Mit dem Helldunkel versteht A. vortrefflich umzugehen und er war auch zugleich ein guter Zeichner. Nur Schade, daß seine Farben so oft nachgedunkelt sind. Doch malte er nicht blos poetische Landschaften, sondern auch Genrebilder u. dergl., denn er war ein geschickter Figuren- und Thiermaler im Stile von P. van Laer, was ihm bei der Staffage gut zu statten kam. Er gehört zu den besten Landschaftern, wenn ihm auch das reine Naturgefühl eines Ruisdael u. anderer ächt holländisch gebliebener Meister fehlt.

Vier seiner Bilder enthält der Louvre in Paris, andere sind im Museum van der Hoop zu Amsterdam, im Reichsmuseum daselbst, in Berlin, Dresden, München u. a. Orten. Einen vorzüglichen Schatz, nicht weniger als sieben Gemälde, besitzt die Kunstakademie zu Wien, darunter wahre Meisterwerke. Eine Anzahl seiner Zeichnungen sind von Perelle in Kupfer gebracht worden. (Vgl. Meyer's Künstlerlex.) W. Schmidt.

Assendelft: Adrian van A., Pensionär der Stadt Harlem. Als 1572 eine spanisch gesinnte Majorität die Stadt dem König wieder zu unterwerfen dachte, ward A. mit zwei anderen Unterhändlern nach Amsterdam geschickt, um mit Don Friedrich von Toledo, Alba's Sohn, zu verhandeln. Während ihrer Abwesenheit ließ sich jedoch die Stadt, hauptsächlich durch ihren Gouverneur Ripperda bestimmen, an der Gemeinschaft mit den aufständischen Provinzen festzuhalten. A. und seine Gefährten wurden daher bei ihrer Rückkunft dem Prinzen von Oranien ausgeliefert und durch ihn wegen Hochverraths verurtheilt, weil sie ohne Wissen des Gouverneurs verhandelt hätten. A. ward am 24. December zu Delft enthauptet.

Cornelis van A., geb. 1540, † 1600, tritt in der Geschichte dieser Zeit als eifriger Anhänger der oranischen Partei vielfach hervor. Er gehörte zu den Unterzeichnern des Compromisses von 1566, in dem die Statthalterin um milderes Regiment und größere Achtung vor den Privilegien der Städte gebeten ward. 1568 von Alba unter Confiscation seiner Güter verbannt, trat er zu Wilhelm v. Oranien in persönliche Beziehungen. 1576 unterzeichnete er als Abgesandter

der holländischen Ritterschaft die Unionsacte zwischen Holland und Seeland; ebenso 1581 die Abfallserklärung.

Wagenaar, Vaderl. Histor. D. VI. Alberdingk Thijm.

Assenede: Diederik van A., der Dichter von „Floris ende Blancefloer", einer dem französischen Original genau folgenden Bearbeitung der Sage (herausgegeben von H. Hoffmann in den Horae Belgicae III. Leipzig 1836) ist 1262 bis 1290 als Clerk der Gräfin Margaretha von Flandern nachzuweisen. (Vgl. Serriere, Vaderlandsch museum II. 333. V. 359.) Mrt.

Assig: Hans v. A., Dichter, geb. 8. März 1650 zu Breslau, † 5. Aug. 1694, Sohn des als Juristen ausgezeichneten Syndicus der Stadt, Andreas von Assig, studirte er Jurisprudenz in Leipzig, trat 1674 in schwedische Dienste und focht als „Commandeur-Lieutenant" auf dem Admiralsschiffe in mehreren Seeschlachten des schwedisch-dänischen Krieges. Der Tod des Vaters und der Wille der kaiserlichen Regierung riefen ihn 1676 wieder in seine Heimath. Gleichwol wurde ihm hier, wie es scheint aus religiösen Gründen, keine öffentliche Stellung zu Theil; deshalb ging er in kurbrandenburgische Dienste und wurde 1692 Hauptmann und Kammer-Director des Schwiebusser Kreises. (Nach der Vorrede zu seinen gesammelten Schriften.) — A. wird zu den Dichtern der zweiten schlesischen Schule gezählt, deren schlimmste Eigenschaft, die Lüsternheit, jedoch in seinen fast ausschließlich religiösen Dichtungen nicht wahrnehmbar ist. Freilich ist nur ein kleiner Theil seiner Arbeiten und erst spät von unbekannter Hand herausgegeben worden. Seine Zeitgenossen rechneten ihn zu den „berühmtesten schlesischen Poeten" neben Mühlpfort, v. Abschatz und Chr. Gryphius (Vorrede zu Hoffmannswaldau's bisher ungedruckten Gedichten), deren Dichtungen die seinigen an Werth allerdings, doch nicht an Zahl gleichkommen. Der unter dem Titel „Herrn Hannß von Assig ꝛc. gesammlete Schrifften ꝛc. Breslau bey Michael Hubert 1719" gedruckte Nachlaß zerfällt in eine mäßige Anzahl geistlicher Oden, von denen nur wenige in die lutherischen Gesangbücher übergegangen sind, und in Begräbniß- und andere vermischte, d. h. Gelegenheitsgedichte. Den größeren Theil des Bändchens nehmen prosaische Leichenreden ein. H. Palm.

Assing: David A., vor seiner Taufe Assur, geb. 12. Dec. 1787 zu Königsberg in Preußen, † 25. April 1842. Da seine israelitischen Eltern kein Vermögen besaßen und er selbst schwächlichen Körpers war, so entschloß er sich, Medicin zu studiren, besuchte die Universitäten Halle, Tübingen, Wien und ward 26. Aug. 1807 in Königsberg zum Doctor promovirt. Den Befreiungskrieg 1813 machte er erst im russischen, dann im preußischen Heere mit Auszeichnung mit. Nach dem Frieden 1815 siedelte er sich in Hamburg an, wo er die Schwester seines Freundes Varnhagen von Ense Rosa Maria (s. d.) heirathete. Er verlebte eine glückliche Ehe. Durch den Verlust seiner Frau völlig geknickt, überlebte er sie nur kurze Zeit. Mit Chamisso und Justinus Kerner eng befreundet, widmete er die Mußestunden der Dichtkunst, doch blieben seine Gedichte in den Musenalmanachen, dem Morgenblatte ꝛc. zerstreut.

Rosa A., seine Gattin, geb. 28. Mai 1783, † 22. Jan. 1840, war das älteste Kind des pfälzisch-bairischen Medicinalrathes Varnhagen von Ense. Mit den Eltern zog sie erst nach Straßburg, wo der Vater bei der Universität angestellt war, jedoch bald flüchten mußte. Mutter und Tochter blieben bis 1796 in Straßburg, gingen dann nach Hamburg, wo sich Varnhagen niedergelassen hatte, aber schon 1799 starb. Als ihr Bruder 1800 nach Berlin ging, widmete sie sich dem Erziehungsgeschäfte. Durch den Bruder in dessen Freundeskreis gezogen, lernte sie Chamisso, Neumann, Justinus Kerner, sowie Assing kennen, mit welchem letzteren sie sich 1815 vermählte. In Gesellschaft ihrer beiden Töchter Ottilie und Ludmille machte sie vielfache Reisen nach Berlin, dem Rhein, nach

Schwaben und Paris, um Freunde und den Bruder zu besuchen. Frühzeitig widmete sie sich der Dichtkunst und zeigte in ihren Gedichten ein edles Frauengemüth. Nach ihrem Tode gab ihr Mann eine Sammlung heraus: „Rosa Maria's (wie sie sich als Dichterin stets nannte) poetischer Nachlaß". 1840. Novellen von ihr finden sich im Gubitz'schen Gesellschafter.

D. A. Assing, Nenien nach dem Tode Rosa Maria's. Gutzkow, Vermischte Schriften Th. 3 (Erinnerungen an Rosa Maria). Schröder, Hamb. Schriftstellerlex. Merzdorf.

Assmayer: Ignatz A., Organist und Componist, geb. zu Salzburg 11. Febr. 1790, Schüler von Michael Haydn; begab sich, nachdem er schon seit 1808 Organist an St. Peter gewesen, 1815 nach Wien, wo er am Hofcapellmeister Eybler noch einen tüchtigen Rathgeber im Contrapunkt fand, wurde 1824 Chorregent an der Schottenkirche, 1825 Hoforganist an Worzischeck's Stelle, 1838 außerordentlicher und 1846 als Nachfolger Weigl's wirklicher erster Vice-Hofcapellmeister. Er folgte der gediegeneren Richtung seiner Lehrmeister. Sein Orgelspiel soll ernst und würdig gewesen sein; seine sehr zahlreichen Compositionen, von denen 50 oder noch mehr opera gedruckt sind, zeigen ihn als wackeren Contrapunktisten und wurden als gut gearbeitet und gewandt in der Form, verständig und kräftig im Ausdruck, edel und großartig im Stil gerühmt, sind demungeachtet aber schon so gut wie ganz der Vergessenheit anheimgefallen. Es sind: Messen (op. 46), Gradualien, Offertorien, Psalmen, Hymnen, ein großes Tedeum 4 voc. mit Orch. (op. 48), 2 Requiem's 2c.; ferner Oratorien (die Sündfluth; Jephtha's Gelübde 1833; Saul und David 1840, op. 49; Saul's Tod 1841, op. 50); 2 Opern (Cleopatra und Scipio, s. Schindler); mehrere Symphonien, Ouverturen, Orgelstücke 2c. v. D.

Assonville: Christoph v. A. (Assonleville, Dassonleville), Baron von Bouchaut, ein der Sache Philipps II. unwandelbar ergebener niederländischer Staatsmann, der unter allen Statthaltern von Margaretha von Parma bis auf Erzherzog Albrecht eine einflußreiche Rolle gespielt hat; geb. zu Arras um 1528, † zu Brüssel 10. April 1607. Wol schon von Arras her stammte seine enge Beziehung zum Cardinal Granvella, der dort Bischof war. Seit 1555 im Dienst, ward A. um 1559 in den Staatsrath berufen. 1563 und 1566, und ebenso wieder 1569—70 finden wir ihn als Diplomaten in England, Brügge und Brüssel, mit der Führung der wichtigen Verhandlungen über die sich immer erneuernden Klagen wegen der feindseligen Haltung Englands betraut. An allen Staatsacten der Herzogin Margaretha, wie an ihren geheimen Berichten nach Spanien, an den Unterhandlungen mit Oranien, an den 53 Artikeln, in denen die Antwort auf die Beschwerden des Adels von 1566 (das Compromiß) ertheilt ward, hat er hervorragenden Antheil. Ebenso bei der neuen Besetzung der Bisthümer (1566), doch rieth er dabei von zwangsweiser Durchführung dieser Maßregel in Friesland und Geldern als gefährlich für jetzt abzusehen. Für Alba's Regiment in den Niederlanden war er eine der Hauptstützen und Werkzeuge. Unter Requesens ward er 1574 wirkliches Mitglied des Staatsraths und Schatzmeister des goldenen Vließes. Er ist der Verfasser des offenen Briefes, den Requesens 2. Sept. 1575 an die Staaten erließ und war wiederum die Seele des Staatsraths in der Zeit, wo dieser von Requesens' Tod (5. März 1576) bis zu Don Juans Ankunft in Brüssel (1. Mai 1577) die Regierung führte. Er ward jedoch bei dem orangistischen Staatsstreich vom 4. Sept. 1576 in Brüssel gefangen genommen und erlangte erst 23. März 1577 seine Freiheit wieder. Unter Don Juan wieder zum alten Einfluß gelangt, ward er 1579 nach Köln zu den wichtigen Unterhandlungen geschickt, die einen letzten Versuch der Verständigung zwischen dem

König und Erzherzog Matthias machen sollten. Hier spannen sich zugleich die Machinationen gegen das Leben Wilhelms v. Oranien an und es ist nicht zweifelhaft, daß A. dabei betheiligt war und zum Unterhändler zwischen Farnese und Balthasar Gerard, dem Mörder des Prinzen, diente, und Dufour, der 1594 den Anschlag auf das Leben des Prinzen Moritz machte, bezichtigte gleichfalls in seinen Aussagen den A., ihn zu der That angetrieben zu haben. — Bei Errichtung der chambre des récompenses für die Verwaltung der confiscirten Güter ward A. 1582 zu ihrem Mitglied ernannt. Unter Erzherzog Ernst wie unter Albrecht und Isabella finden wir ihn als den Mann des höchsten Vertrauens an seinem alten Platz im Staatsrath. Während 50 Jahren ist er, durch Geschäftskenntniß, Rednertalent und katholischen Eifer hervorragend, eine Hauptstütze des spanischen Regiments in den Niederlanden gewesen.

Messager des sciences histor. 1865; danach die Biogr. nat. de Belg.

Alberdingk Thijm.

Assum: Johannes A., geb. 1552 zu Nürtingen am Neckar, † 1619 als Hofprediger und Superintendent in Weikersheim in der Grafschaft Hohenlohe, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in den würtembergischen Klosterschulen Murrhard und Herrenalb, bezog 1571 die Universität Tübingen als Zögling des dortigen evangelischen Seminars. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien wurde er als Klosterpräceptor in Adelberg angestellt, 1576 als Diaconus nach Stuttgart berufen, 1578 zum Pfarrer in Groß-Bottwar ernannt, und wurde 1581 auf Empfehlung Jakob Andreä's Hofprediger und Superintendent in Weikersheim. Seine Zeitgenossen rühmen seine Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und seinen Eifer in Bekämpfung der Gegner. Dieser Eifer ging so weit, daß er seinen eigenen Patron, den Graf Wolfgang von Hohenlohe, vom Genuß des Abendmahls ausschließen wollte, weil er die Concordienformel nicht annahm, und zu dem Calvinismus hinzuneigen schien. Beinahe hätte diese Unduldsamkeit ihn seine Stelle gekostet, der Graf wollte ihn entlassen, aber Jakob Andreä vermittelte. Uebrigens soll es ihm sonst nicht an der nöthigen Klugheit gefehlt haben, er soll verstanden haben, zwischen Scylla und Charybdis durchzuschiffen.

Seine hinterlassenen Schriften, deren 17 verzeichnet werden, bestehen aus Predigten und kleinen theologischen Abhandlungen.

L. Fischlin, Memoria theologorum Würtembergicorum p. 296 ss.

Klüpfel.

Ast: Friedrich A., ein philosophisch gebildeter Philolog, geb. zu Gotha am 29. Dec. 1778, † 31. Dec. 1841, bezog, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt tüchtig vorgebildet, 1798 die Universität zu Jena, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Aber angezogen durch das rege Leben der lateinischen Gesellschaft unter Eichstädt's Leitung trat er bald zur Philologie über und betrieb außerdem fleißig philosophische Studien. Bereits nach dreijähriger Wirksamkeit als Docent der Philologie und Philosophie zu Jena erhielt A. 1805 einen Ruf als Professor der classischen Litteratur an die Universität zu Landshut, in welcher Stellung er auch nach Verlegung der Universität nach München bis zu seinem Tode verblieb. Seine litterarische Thätigkeit bewegte sich in den früheren Jahren vorzugsweise auf philosophischem Gebiete. Seine zahlreichen philosophischen und ästhetischen Hand- und Lehrbücher (Handbuch der Aesthetik, 1805, Grundriß der Aesthetik, 1807, Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik, 1808, Grundlinien der Philosophie, 1809, Grundriß einer Geschichte der Philosophie, 1807 und 1825, Entwurf der Universalgeschichte, 1808 und 1810 ꝛc.) waren in seiner Zeit sehr geschätzt und viel verbreitet. Als Philolog erwarb sich A. einen bedeutenden Ruf durch seine Arbeiten über Plato. Nach verschiedenen Monographien, von denen wir das noch jetzt geschätzte Werk über „Plato's Leben

und Schriften" (1816) hervorheben, folgte seine Gesammtausgabe des Plato in 9 Bänden (1819—27), deren Hauptwerth auf der in gewandtem und fließendem Latein gefertigten Uebersetzung beruht. Von dem zu breit angelegten Commentar erschienen nur 2 Bände (1829—32 zu Protagoras, Phädros, Gorgias und Phädo). Den Abschluß seiner Arbeiten über Plato bildete das „Lexicon Platonicum" in 3 Bänden (1834—39). Als Lehrer war A. geistreich und anregend, um jedoch einen tüchtigen Nachwuchs jüngerer Philologen heranzuziehen, war er etwas zu bequem, wie überhaupt auf der Universität zu Landshut nach kurzer, vielversprechender Blüthe bald ein starker Quietismus unter den Lehrern eingerissen ist. (Meusel, Gel. Teutschl. Bd. IX—XXII. N. Nekrol. d. D., Jahrg. 1841. S. 1021.) Halm.

Aster: Ernst Ludwig von A., ward am 5. October 1778 als Sohn des kurfürstlich-sächsischen Generalmajors und Commandeur des Ingenieur-Corps Aster zu Dresden geboren. Der Vater, welcher als Schöpfer des trefflichen sächsischen Pontonniercorps bedeutend ist und 1804 starb, leitete seine Erziehung persönlich und stellte ihn 1797 als Tranchee-Sergeant in das sächsische Ingenieur-Corps ein. 1800 wurde er Sous-Lieutenant, focht bei Jena und kam 1809 als Capitän in den Generalstab. 1810 brachte er einen von Oberst Lecoq entworfenen Plan zur Befestigung Torgau's nach Paris, den Napoleon nicht billigte; A. mußte in Eile einen neuen Plan ausarbeiten und erwarb sich in lebhafter Discussion die Gunst des Kaisers. Durch dessen Vermittelung ward A. schon 1811 Major im Generalstabe. Als solcher machte er den Feldzug nach Rußland mit und erhielt dort den militärischen Heinrichsorden und das Kreuz der Ehrenlegion. 1813 ward A. als Oberstlieutenant dem Gouverneur der Festung Torgau, Generallieutenant von Thielemann, zugetheilt. Mit ihm begab er sich, da beide in den Augen der Franzosen compromittirt waren, nach der Schlacht von Groß-Görschen in das russische Hauptquartier. Im Feldzuge 1813 führte A. an der Spitze von Kosacken einige Unternehmungen in der Oberlausitz aus und wohnte den Schlachten von Bautzen und Leipzig bei. Bei der Reorganisation der sächsischen Truppen wurde er Oberquartiermeister; dann Chef des Generalstabes des 7. deutschen Armee-Corps und 1814 Oberst, erst in sächsischem, dann in russischem Dienste, bis er vor der Theilung des sächsischen Heeres zu Lüttich in die preußische Armee und zwar in das Ingenieur-Corps übertrat. 1815 wohnte er als Chef des Generalstabes des 2. Armee-Corps den Schlachten von Ligny und Belle-Alliance, sowie den Belagerungen französischer Grenzfestungen bei. In demselben Jahre wurde er Generalmajor, 1817 bei Reorganisation des preußischen Ingenieur-Corps Brigadier der 3. Ingenieur-Brigade zu Coblenz und 1821 Chef der 3. Ingenieur-Inspection. Hier eröffnete sich ihm dasjenige Feld der Thätigkeit, auf dem er Epoche machen sollte. Er führte nämlich durch die Fortification von Coblenz und Ehrenbreitstein die neue preußische Befestigungsweise ins Leben ein, jenes großartige System, welches ebensowol der einseitigen Auffassung der Festungen als bloßes Sicherungsmittel ein Ende machte, als die pedantischen Manieren des alten Tracés zu Gunsten freien Anschlusses an das Terrain verbannte. — 1837 wurde A. General-Inspecteur sämmtlicher preußischer Festungen und Chef des Ingenieur-Corps, Curator der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule und Mitglied des Staatsraths. 1842 erfolgte seine Ernennung zum General der Infanterie und 1844 erhielt er als Abschluß einer langen Reihe von Auszeichnungen den schwarzen Adler-Orden mit dem die Verleihung des Erbadels statutenmäßig verbunden ist. — 1849 erbat A. seinen Abschied und am 10. Februar 1855 starb er zu Berlin. — Aus Aster's Nachlaß wurden herausgegeben: „Zur Kriegstheorie". 1. Theil: „Gedanken über eine Umgestaltung der heutigen Kriegs-

theorie". 2. Theil: „Entwurf zu einem System der Kriegslehre". Berlin, Guttentag, 1856. — „Gedanken über eine system. Militär-Geographie". Mit 2 Karten. „Abriß der Geschichte des Erziehungswesens". Ebendaselbst, 1857. „Der Ingenieur-Unterricht und seine heutigen Erfordernisse oder Gedanken über die wissenschaftliche Bildung des Ingenieur-Officiers". Ebendaselbst 1861.

Nekrolog im Archiv für die Officiere des königlich preußischen Artillerie- und Ingenieur-Corps. 19. Jahrg. 39. Band. 1856. Jähns.

Aster: Karl Heinrich A., Bruder des vorigen, wurde 4. Februar 1782 zu Dresden geboren und daselbst durch Privatlehrer erzogen. Er trat 1796 bei der sächsischen Artillerie ein und wurde 1800 Officier (Stückjunker). 1805 gab er eine Sammlung „bildlicher Darstellungen der sächsischen Armee" heraus, die wegen ihres malerischen Werthes Beifall fanden. 1806 focht er als Sous-Lieutenant bei Jena und wurde gefangen. 1808 übernahm er das Lehramt für Befestigungskunst und Zeichnen an der Artillerieschule. 1809 ward diese Schule unter französischem Einfluß gänzlich umgestaltet, A. jedoch als Premier-Lieutenant und Lehrer der Fortification beibehalten. Das „Lehrbuch über Angriff und Vertheidigung fester Plätze", welches er damals schrieb und seinen Vorträgen zu Grunde legte, gilt als classisch und wurde ins Russische und Schwedische übersetzt. 1813 zum Capitän befördert, übernahm er 1815 das Commando einer Compagnie und wurde 1821 Major. In diesem Jahre gab er sein „Handbuch für die Unterofficiere der königlich sächsischen Artillerie" heraus. Zehn Jahre später wurde A. Oberst-Lieutenant und Commandeur einer Artillerie-Brigade; 1834 nahm er den Abschied. 1837 veröffentlichte er den ersten, 1841 den zweiten Theil seines „Unterrichts für Pionier-, Sappeur-, Artillerie-, Mineur-Unterofficiere", 1844 seine mit außerordentlichem Fleiße bearbeitete „Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden vom 7. März bis 28. August 1813" mit Plänen, in Folge deren A. den Charakter als Oberst empfing. Diesem trefflichen Werke folgten: 1845 „Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königstein und Priestwitz im August 1813 und die Schlacht bei Kulm, mit Plänen", 1848 die „Beleuchtung der Kriegswirren zwischen Preußen und Sachsen im Jahre 1756" mit Plan, 1852—53 endlich die „Gefechte und Schlachten bei Leipzig". Diese vorzüglichen Werke erfreuten sich großer Anerkennung. A. erhielt 1849 das Ritterkreuz des Verdienstordens, 1852 das Comthurkreuz 2. Klasse des Albrechtsordens, sowie mehrere auswärtige Decorationen. Im höchsten Alter beschäftigte sich A. noch mit Geologie. Er starb 23. Dec. 1855 zu Dresden.

Jähns.

Astor: Joh. Jakob A., Kaufmann zu Waldorf, einem damals kurpfälzischen Dorfe in der Nähe von Heidelberg, Sohn eines wenig bemittelten Fleischers, geb. 17. Juli 1763, † zu New-York 29. März 1848. Er entzog sich den ärmlichen Verhältnissen seiner Heimath, indem er 1777 nach London wanderte, wo einer seiner Brüder lebte; von da ging er 1783 nach New-York, wo ein anderer seiner Brüder Unterkommen und guten Erwerb gefunden hatte. Mit großer Energie und rastlosem Fleiße warf er sich auf den Pelzhandel, und erwarb sich ein colossales Vermögen. Seine großartigste Unternehmung, die Begründung einer Handelsniederlage am stillen Ocean und die Verbindung derselben einerseits mit New-York, andererseits mit China ist durch Washington Irving's „Astoria" verherrlicht worden. Die Mängel seiner Erziehung, eine durch seinen Entwicklungsgang erklärliche Engherzigkeit und ein unverhüllter Egoismus blieben zeitlebens charakteristische Merkmale seines Wesens. Er hinterließ etwa 20 Millionen Dollars. Durch zwei Stiftungen hat er sich ein gutes Gedächtniß bei der Nachwelt gesichert, die Astor-Bibliothek in New-York und eine Stiftung für

Arme und Unterrichts-Bedürftige in seinem Heimathsdorfe, dem er, trotz aller seiner Seltsamkeiten, doch ein warmes Herz bewahrt hatte.

James Partow, Life of J. J. Astor, New-York 1865. v. Weech.

Asverus: Gustav A., Jurist, geb. zu Jena 23. Nov. 1798, † 21. Mai 1843; studirte zuerst, nachdem er in Weimar das Gymnasium absolvirt hatte, in Jena und dann in Heidelberg, vorzugsweise angezogen von Thibaut und Hegel; von letzterem in dem Grade, daß er demselben nach Berlin folgte. Im J. 1821 promovirte er in Jena und schrieb als Dissertation zum Zwecke seiner Disputation: „Specimen inaugurale ad Novellam LXXXXIX.“ Jenae. Nach seiner Disputation übernahm er die Advocatur in seiner Vaterstadt, die er, als er im J. 1830 sich als Privatdocent für Civilproceß und Proceßpractica habilitirte, bis zum J. 1832 fortführte. Bei seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor in diesem Jahre gab er die Advocatur auf, um sich ausschließlich dem Lehrfache zu widmen. Im J. 1834 schrieb er als Einladungsschrift zu einer Rede, die er als außerordentlicher Professor zu halten verpflichtet war: „Commentarii constitutionum XX Codicis Justineanei de fide instrumentorum nec non ad caput II. Novellae constitutionis XLIX. specimen.“ 1834. Von dieser Zeit begannen seine Studien zur Geschichte des römischen Civilprocesses, die er mit einer kleinen Schrift: „Ueber die Legis actio sacramenti“. 1837 einleitete. Er unterbrach diese Studien nur durch eine kleine Schrift, die er zum Zwecke seiner praktischen Vorlesungen herausgab: „Anleitung über Rechtssachen zu referiren“. 1839. Im J. 1842 wurde er zum ordentlichen Professor und Mitgliede des Oberappellationsgerichts ernannt. Im folgenden Jahre, nachdem er seine Studien gänzlich wieder der Geschichte des Civilprocesses zugewendet hatte, erschien sein größeres Werk unter dem Titel: „Die Denunciation der Römer und ihr geschichtlicher Zusammenhang mit dem ersten proceßleitenden Decrete“. 1843. Kurz nach dem Erscheinen dieses außerordentlich fleißigen Werkes überraschte ihn der Tod. Danz.

Athanarich, Sohn des Rhotestes, dem Constantin eine Bildsäule errichten ließ, erscheint um 366 als mächtiger Fürst eines Theils der nördlich von der Donau sitzenden Westgothen. Er unterstützte damals den Empörer Procopius und Valens unternahm 3 Feldzüge gegen ihn, auf denen er zwar einzelne Vortheile errang, aber keine Entscheidung. Bei dem Friedensschluß 369 weigerte sich A. die Donau zu überschreiten, indem er vorschützte als Knabe einen feierlichen Eid geschworen zu haben, dies nicht zu thun. So fuhren denn der Kaiser Valens und der Gothenhäuptling in die Mitte des Stromes und schlossen Frieden. In den folgenden Jahren kämpfte A. viel mit einem anderen Westgothenfürsten Fridigern. Hierbei erscheint A. als Verfolger der Christen; 372 erlitt der heilige Saba durch ihn den Märtyrertod. Doch ist weder der Verlauf des Kampfes noch die Art des religiösen Gegensatzes, ob A. die Christen als solche oder als Anhänger Fridigern's verfolgte, zu erkennen.

Als der Angriff der Hunnen drohte, war A. von den Gauen der Westgothen, welche in Friedenszeiten keinen gemeinsamen Fürsten hatten, zum dux gewählt, doch verließ ihn der größte Theil des Volkes und erbat unter der Führung des Alaviv und Fridigern von dem Kaiser die Erlaubniß die Donau zu überschreiten (376), während sich A. mit dem Rest, der bei ihm ausharrte, nach Siebenbürgen zurückzog. Von hier wurde er 380 durch eine Abtheilung Ostgothen, die sich mit Fridigern vereinigt hatte und jetzt einen Streifzug auf das nördliche Ufer unternahm, vertrieben. In seiner Noth bat er den Kaiser Theodosius um Aufnahme, welcher seinen Vortheil darin sah, ihn als den König der Westgothen zu behandeln und ihm und seinem Gefolge einen unerhört glänzenden Empfang in Constantinopel bereitete 11. Januar 381. Doch schon we-

nige Tage darnach starb A. und sein Begräbniß wurde von Theodosius mit wo möglich noch höherem Glanze begangen. Theodosius hoffte dadurch die Gothen zu gewinnen und die vor den Gothen zitternden Römer glauben zu machen, daß der eigentliche Führer der Gothen sich ergeben habe.

Kaufmann.

Athaulf, Westgothenkönig 410—415, Bruder der Gattin Alarich I. und dessen Nachfolger: er hatte, vielleicht das Haupt eines altedeln Geschlechts und ein mächtiger Gefolgsherr, seinem Schwager aus Oberpannonien Verstärkungen zugeführt; eine bedeutende Persönlichkeit: so erschien er den Zeitgenossen, so erscheint er uns nach seinen Absichten und Erfolgen. Er gab, sowie er König geworden, den Plan Alarich's, Sicilien und Afrika zu gewinnen auf und führte im J. 412 nach wechselnden Verhandlungen und Feindseligkeiten mit Kaiser Honorius sein Volk aus Italien nach Gallien, ungewiß, ob auf eigene Faust oder ob aus Auftrag des Kaisers, der freilich leicht das ohnehin dermalen für ihn verlorene Land den Gothen überlassen mochte, welche dasselbe erst dem von Burgunden und Alanen unterstützten Anmaßer Jovinus und den empörten Bauern, den Bagauden, entreißen mußten. A. trachtete offenbar vor Allem nach ruhigem Landbesitz für sein seit mehr als 30 Jahren heimathlos umherirrendes Volk, dem das oft sieghafte Schwert die bitter vermißte Pflugschar nicht zu ersetzen vermochte. In Gallien angelangt neigt A. eine Zeit lang zur Verbindung mit Jovinus: als aber der Westgothe Sarus, bisher im Dienst des Honorius und ein alter Feind des Königs, zu dem Usurpator übergeht und dieser seinen Bruder Sebastian zum Mitregenten annimmt, ergreift A. Partei für Honorius, läßt den Sarus unterwegs überfallen und tödten, verbindet sich mit dem kaiserlichen Präfecten Dardanus, sie erobern Valence und Narbonne und senden die Häupter der beiden Brüder nach Ravenna an Honorius, dem gegen eine Getreidespende auch die einflußreiche Schwester Placidia, welche seit 408 als Gefangene, Geisel und Vermittlerin von dem gothischen Lager mitgeführt wurde, zurückgegeben werden sollte. Aber dieses Uebereinkommen blieb von beiden Seiten unerfüllt: A. mußte wieder zum Schwerte greifen, sein Volk zu versorgen: von Marseille abgeschlagen, gewann er 413 Narbonne, Toulouse und Bordeaux und feierte (Januar 414) zu Narbonne mit großem Pomp in streng römischen Formen seine Vermählung mit Placidia: ein Ereigniß, dessen hohe Bedeutung von den Zeitgenossen lebhaft empfunden wurde. Der Gothenkönig, der gegenüber der überlegenen römischen Culturmacht in Gallien sich lediglich als barbarischer Eroberer auf die Dauer nicht behaupten konnte, suchte nach Versöhnung mit der römischen Welt. Weigerte diese Honorius selbst, so mochte A. als Gatte der Tochter des großen Theodosius auch ohne kaiserliche Sanction als Beschützer des Römerthums in Gallien auftreten und immer noch die Aussöhnung mit seinem Schwager in Ravenna erhoffen. Denn es ist charakteristisch was eine merkwürdige und glaubhafte Ueberlieferung (Orosius VII. 43) von Athaulf's politischen Idealen berichtet: er selbst hat erklärt, nachdem er eingesehen, daß er weder das Römerthum austilgen noch auch ein römisches Reich gothischer Nation gründen könne, da der germanische centrifugale Sinn seines Volkes die Einordnung in die Gesetzeszucht (civilitas) des römischen Staates nicht ertrage, habe er den einzig offenen Mittelweg ergriffen, das Imperium durch die Kraft seines Volkes zu stützen und durch engsten Anschluß an Rom zugleich dieses Reich und sein Volk vor anderen Feinden zu schützen.

Aber gerade die Vermählung mit Placidia zerstörte das Verhältniß zu Honorius in unheilbarer Weise: denn Constantius, der dermalige Günstling und Beherrscher des schwachen Kaisers, trachtete für sich selbst nach der Hand der Kaisertochter und verfolgte deßhalb den Gothenkönig unversöhnlich bis in den Tod:

A., von Honorius in Gallien nicht anerkannt, erhob den schon früher von Alarich (s. den Artikel) mit dem Purpur bekleideten Attalus, der als Privatmann im Lager der Gothen lebte, abermals zum Gegenkaiser 414, mußte aber, von Nahrungsmangel bedrängt, von der Zufuhr zur See durch die kaiserliche Flotte abgeschnitten, Gallien räumen: er suchte, seine Residenz Narbonne und Bordeaux aufgebend, von Constantius eifrig verfolgt, ruhigere Sitze für sein Volk in Spanien. Barcelona wurde der Stützpunkt seiner Bewegungen: als ihm hier Placidia einen Sohn gebar, der den bedeutungsvollen Namen Theodosius erhielt, scheint die Hoffnung einer Versöhnung mit Rom nochmals aufgeleuchtet zu haben: die Zeitgenossen beklagten den Tod des Kindes als ein verhängnißvolles Ereigniß. Bald darauf wurde A. von dem in seine Dienste getretenen Gefolgsmann eines alten Feindes (vielleicht des Sarus), der neben dem Blute seines Herrn eigene Kränkung — Verhöhnung seiner kleinen Gestalt — rächen wollte, ermordet (August od. Sept. 415). Sein Tod war von der römerfeindlichen Partei im Gothenvolk vielleicht herbeigeführt worden: jedenfalls wurde er von ihr benutzt: A. hatte sterbend seinem Bruder Rückgabe der Placidia und Anschluß an Rom empfohlen — dies politische Testament charakterisirt sein ganzes Leben — aber nicht sein Bruder, sondern Sigrich, der Bruder des Sarus, wurde sein Nachfolger, der die 6 Kinder Athaulf's aus früherer Ehe tödten ließ und durch die harte Behandlung der Placidia seine römerfeindliche Politik bezeugte.

Aschbach, Geschichte der Westgothen, Frankf. a. M. 1827. Rosenstein, Geschichte des Westgothenreichs in Gallien, Berlin 1859. Dahn, Könige der Germanen, Würzburg 1870. F. Dahn.

Athin: Walther (Wathier, Wauthier, Wouter, Walterus, Gualterus) v. A. (d'Athin, Dathyn, Datinus), geb. zu Montegnée bei Lüttich, wo sein Vater reiche Kohlengruben besaß, † zu Löwen 21. Mai 1457, ein merkwürdiger Lütticher Staatsmann, Demagoge von adligem Geblüt, der keine Mittel, auch die bedenklichsten nicht scheute, um sein Ansehen und seine großen Reichthümer zu mehren. Durch die Gunst des Volkes nicht minder als durch die der Bischöfe Johann v. Baiern, Johann Valenrode und Johann v. Heinsberg stieg er als Schöffe, Bürgermeister und Obermajor bis zu einer Machtfülle in Lüttich empor, in der er selbst den Bischöfen die Wage hielt. Diese wußte er zu Anerkennung und Mehrung der städtischen Freiheiten zu bewegen und benutzte die dadurch gewonnene Volksgunst wieder für oder wider die Kirche, je nachdem es ihm paßte. So schaffte er dem Johann von Baiern für seinen Kampf gegen Jacobäa von Baiern 1418 nicht unbedeutende Geldsummen von der Stadt. Als aber einst sein Sohn, dem er bereits zu 6 geistlichen Pfründen verholfen hatte, in einen Zwist mit dem Capitel gerieth, vermochte A. die Zünfte und Gewerke der Stadt, den Geistlichen jeden Kauf vorzuenthalten. Zwar ertheilte der Papst darauf dem Capitel Vollmacht, den gewaltthätigen Bürgermeister vorzuladen, aber niemand wagte das Edict zu vollziehen. Endlich stürzte ihn dennoch sein übermüthiger Mißbrauch der Gewalt und wenn auch ein bedeutender Theil der über seine Gelderpressungen, rechtswidrigen Gewaltthaten, ja Begünstigungen von Raubbanden auf Rechnung der aufgeregten öffentlichen Meinung gesetzt werden mag, so bleibt genug noch, um seinen Sturz zu erklären. Wegen eines verurtheilten Mitglieds der Schmiedezunft erhob sich 1431 ein allgemeiner Sturm gegen A. und die Schöffen; nur das mächtige Kohlengewerk blieb auf Athin's Seite. Jetzt wandten die Gewerke das von A. erlernte Mittel des versagten Kaufs gegen ihn selbst und die Schöffen, die endlich aus der Stadt fliehen mußten. Es gelang zwar der Athin'schen Partei, bald hernach den Wilhelm v. A., einen Vetter des verbannten, ins Regiment zu bringen, aber ein neuer wilder Aufruhr stürzte 1433 auch diesen. Das über beide Athin's gefällte ewige Verbannungs-

urtheil, begleitet von einer vor dem Gesetz jedenfalls nicht zu rechtfertigenden Güterconfiscation, ward 1437 vom Kaiser Sigismund bestätigt. A. lebte seitdem zu Löwen. Die Hälfte seiner großen Güter hat 1493 durch ein Compromiß mit der Stadt sein Sohn zurückerhalten.

Biogr. nat. de Belg. Hemricourt, Miroir des nobles de la Hesbaye p. 39 n. Alberd. Th.

Attems: Sigmund Graf v. A., geb. 18. Juni 1708, † zu Görz 19. Mai 1758. Gehört der zweiten jüngeren Hauptlinie (der zu Rezenstein) dieses alten aus Friaul stammenden Adelsgeschlechtes an und war der älteste Sohn des geh. Rathes, Kämmerers und Landesverwesers von Görz. Schon sein Großvater Sigmund Hermann (geb. 1625, † 1707) sammelte das Material zur documentirten Geschichte seiner Familie; der Enkel ergänzte dies. Außerdem hinterließ dieser gründlich gebildete, belesene Adelige einige von großem Fleiße zeugende Sammelwerke in Handschrift: „Tomi duo rerum Goritiensium (sub comitibus et archiducibus)". „Rerum ad Patriarchatum Aquilejensem et Archiepiscopatum Goritiensem pertinentium .... Tomus unicus." „Notitia Familiarum, Nobilium et Civium Goritiensium sub Comitibus et Imperatoribus, qui in comitatu regendo successerunt." „Rerum Forojuliensium Tomi duo". „5 Bde. Dokumente zur Familiengeschichte Attems'". Wie aus den Briefen des bekannten Numismatikers und Geschichtsforschers E. Fröhlich an Grafen A. aus dem J. 1750 hervorgeht, benützte ersterer diese Sammlungen für seine eigenen Studien in dieser Richtung.

Girolamo Guelmi: Storia genealogico-chronologica degli Attems Austriaci; Gorizia 1783. Fol. 239 SS. mit 4 Blt. genealog. Tafeln. S. 218 f. Guelmi kannte und benützte jene geschichtlichen Arbeiten und Sammlungen des Grafen Attems, die in den Fröhlich-Coronini'schen Werken über Görz wol auch verwendet sein dürften.

Bermann, Oest. biogr. Lexik.; Wurzbach, Biogr. Lex. Krones.

Attendorn: Peter A., „Buchfürer" in Straßburg, wo er etwa 1489 thätig war, wie aus einem Briefe Jakob Wimpheling's hervorgeht; doch ist nichts Näheres über ihn bekannt. Mhlbr.

Auberlen: Karl August A., evangelischer Theolog des 19. Jahrh., geb. 24. Nov. 1824 zu Fellbach in Würtemberg, † 2. Mai 1864 als Professor der Theologie in Basel. Sohn eines frommen und würdigen Volksschullehrers, aufgewachsen in der Luft der altwürtembergischen Frömmigkeit, widmet er sich früh aus innerem Zug des Herzens dem Studium der Theologie, und bezieht, nach tüchtiger Vorbildung im Pädagogium zu Eßlingen und im Seminar Blaubeuren, 1841 die Universität Tübingen als Zögling des theologischen Stifts. Zart organisirt nach Körper und Geist, von tiefem Gemüth und vielseitiger Begabung, für alles Ideale jugendlich begeistert, mit einem Kreis gleichstrebender Freunde enge verbunden, wirft er sich mit regem Eifer auf das Studium der Philosophie, wird aber von der damals vorherrschenden kritisch-speculativen Richtung weniger angezogen, als von ästhetischen, litteratur- und kunstgeschichtlichen Studien, — einen möglichsten Universalismus des Wissens und der Bildung erstrebend. Eine festere Gestalt gewinnt sein inneres Leben erst im Verlauf der speciell theologischen Studien, bes. durch den Einfluß seiner Lehrer Schmid und Beck und durch die Beschäftigung mit den älteren würtembergischen Theologen aus der Bengel'schen Schule, Roos, Steinhofer, Oetinger ꝛc. Letzterem galt denn auch sein, bald nach Beendigung des akad. Studiums auf seinem Vicariat geschriebenes Erstlingswerk: „Die Theosophie Oetinger's, ein Beitrag zur Dogmengeschichte und Geschichte der Philosophie", 1847. 2. A. mit Vorrede von R. Rothe. Eine

wissenschaftliche Reise durch Norddeutschland, Belgien und Holland mit längerem Aufenthalt in Berlin diente theils zur Erweiterung seines Gesichtskreises theils zu Anknüpfung der vielfachsten persönlichen Beziehungen. Nachdem er dann noch eine kurze, aber für seine innere Entwicklung besonders gesegnete Zeit im geistlichen Amte, als W. Hofacker's Vicar, verbracht, gab ihm die Tübinger Repetentur 1849—51 Gelegenheit zu den ersten Versuchen akademischer Lehrthätigkeit und zur weiteren Ausgestaltung seiner eigenthümlichen, besonders an Bengel und Beck sich anschließenden biblisch-theologischen oder theosophischen Richtung. Mit seiner Berufung zu einer außerordentl. Professur der Theologie in Basel betrat er den Boden seiner reichsten und gesegnetsten Wirksamkeit als akademischer Lehrer, Schriftsteller und Prediger. Auch hier war es neben seinen wissenschaftlichen Leistungen fast mehr noch seine gewinnende, vielseitig angeregte und anregende Persönlichkeit, der liebevoll hingebende Verkehr mit nahen und fernen Freunden, und der seelsorgerlich-erziehende Einfluß auf jüngere Leute, wodurch er reichen Segen stiftete und innere Befriedigung fand. Von litterarischen Arbeiten aus dieser Basler Zeit ist besonders zu nennen diejenige Schrift, welche seinen eigenthümlichen theologischen Standpunkt am deutlichsten repräsentirt: „Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis in ihrem gegenseitigen Verh.", 1854. 2. A. 1857, worin er die sog. „reichsgeschichtliche Deutung" der beiden biblischen Weissagungsbücher vertritt. Außerdem erschien von ihm in dieser Zeit (neben vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Herzog's Realencyklopädie): „Verhältniß der gegenwärtigen Theologie zur h. Schrift". 1851; „Die bibl. Lehre vom Reich Gottes in ihrer Bedeutung für die Gegenwart". 1859; „Schleiermacher, ein Charakterbild". 1859; „Predigten (das Geh. Gottes in Christo)". 1855; „Apologetische Vorträge zur Verantwortung des Glaubens". 1860, hervorgegangen aus Disputationen und Vorträgen, die damals von mehreren Freunden in Basel gehalten wurden. Aus demselben Anlaß entstand der Plan zu seinem größten und reifsten, nach einem umfassenden Plane angelegten Werk, das freilich nicht mehr zur völligen Ausführung gekommen ist: „Die göttliche Offenbarung. Ein apologetischer Versuch". I. Band. Basel, 1861. Bald nach Vollendung des ersten biblisch-historischen Theils, dem in einem zweiten Bande die dogmatische Ausführung folgen sollte, erkrankte A. an einem unheilbaren Leiden, das, nachdem er es Jahre lang mit christlicher Ergebung getragen und wiederholt zu neuer geistiger Arbeit sich aufgerafft (Herausgabe der Werke des schwäbischen Theologen Th. Wizenmann, Anfänge des zweiten Bandes der göttlichen Offenbarung etc.), seinem an innerem Gehalt und äußeren Früchten ungewöhnlich reichen Leben und Wirken ein frühzeitiges Ende machte. Zahlreiche Schüler und Freunde bewahren ihm ein treues Andenken. Die Geschichte deutscher Theologie nennt seinen Namen in Ehre als eines der geist- und gemüthvollsten Schüler und Vertreter der altwürtembergischen, besonders an Bengel sich anschließenden „Schrifttheologie", oder des sog. „biblischen Realismus", der sich die Aufgabe stellt, durch treue Schrift- und Geschichtsforschung „den Gang der göttlichen Offenbarung von den Schöpfungsanfängen bis zur Einmündung der menschlichen Geschichte in die Ewigkeit als ein reich gegliedertes, durch die Einheit desselben Gottesgedanken beherrschtes Ganzes darzustellen, die heilige Schrift aber als das von Gottes Geist entworfene Lichtbild dieses Offenbarungsganges".

Riggenbach und Gaß, Leichenrede und Lebensabriß. Basel 1864. F. Fabri in Herzog's Realencyklopädie. Bd. XIX. S. 789 f. Wagenmann.

Auberlen: Samuel Gottlob A., Componist, Violin-, Clavier- und Orgelspieler, geb. 23. Nov. 1758 zu Fellbach bei Stuttgart; nach unruhigem Leben und wechselvollem Aufenthalte an verschiedenen Orten (namentlich in der Schweiz, wo er den ersten Anstoß zu den 1808 entstandenen Musikfesten gegeben haben

soll) zuletzt seit 1817 Musikdirector und Organist an der Kathedrale zu Ulm, woselbst er 1824 seine einem Roman ziemlich ähnliche Lebensgeschichte herausgab. Von seinen Compositionen, unter denen auch einige größere und kirchliche sich befinden, sind eine Anzahl Lieder und Tänze wenigstens vorübergehend nicht unbeliebt gewesen. Von einem musikal. Journal, welches er 1786 ankündigte, scheint nichts herausgekommen zu sein. v. Dommer.

Auch: J. A., zuletzt Hofmechanikus in Weimar, geb. zu Echterdingen im Würtembergischen als Sohn eines Bäckers 22. Febr. 1765, † 1842. Er zeichnete sich früh durch besondere Vorliebe für Mathematik und Mechanik aus, die durch seinen Aufenthalt bei dem Pfarrer Hahn in Kornwestheim, einem der Mechanik ergebenen Manne, wesentlich belebt und gefördert wurde. Nach etwa 6 Jahren seines dortigen Aufenthaltes und nachdem er sich in Vaihingen niedergelassen, wurde A. durch den Professor der Physik Böckmann nach Carlsruhe berufen, wo er verdorbene Kunstwerke herstellte, verbesserte und sie durch eigene Erfindungen bereicherte und tüchtiger machte. Im J. 1798 wurde A. als Hofmechanikus nach Weimar berufen, wo er manche Instrumente für die Goethe'schen Beobachtungen auf der Bibliothek, wie die Windfahne u. s. w. und für den Astronomen Zach, den Director der Sternwarte in Gotha, besonders Uhren für astronomischen Gebrauch anfertigte. Diese Arbeiten und anderes, wie seine Rechenmaschine, sicherten ihm auch einen Ruf im Auslande. Für seine Zeit leistete er Hervorragendes; in sein Gebiet schlagen Observationsuhren, Tisch-, Reise- und Taschenuhren der verschiedensten Construction, welche großen Anforderungen entsprachen. Als Schriftsteller für sein Fach zeigte er sich in seinem Buche „Für Landuhrmacher", Ilmenau 1827. Mehrfache an ihn ergangene Rufe nach Gotha, Baden, selbst ins Ausland schlug er aus und starb zu Weimar. Burkhardt.

Aue: Hartmann von A., ein schwäbischer ritterlicher Dichter. Von seinem Leben wissen wir nur wenig: er war um 1170 geboren und genoß eine für Ritter damals ungewöhnliche gelehrte Erziehung, wie seine Kenntniß des Lateinischen zeigt, und in dem Bericht über Gregorius' Erziehung im Kloster hat man wol richtig Reminiscenzen des Dichters aus seiner eigenen Jugend vermuthet. Er machte einen Kreuzzug mit, wahrscheinlich den von 1197 und starb im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrh., vielleicht auch schon vor 1210. Gottfried erwähnt ihn im Tristan als lebend, in der Krone wird sein Tod beklagt. — Hartmann ist, wie schon seine Sprache zeigt, ein Schwabe. Er nennt sich selbst von Aue geboren und Dienstmann zu Aue. Wo dies Aue zu suchen sei (der Name ist im südwestlichen Deutschland nicht selten), darüber gibt es verschiedene Meinungen: lange war die ziemlich allgemein gebilligte, daß es Aue bei Freiburg im Breisgau sei: nach den neuesten Untersuchungen (Germ. 16. 155 f.), die zwar manches Irrige enthalten, ist aber vielmehr Obernau bei Rottenburg am Neckar gemeint.

Wir haben von Hartmann eine Reihe von Liedern, die sich theils auf seinen Minnedienst, theils auf die Kreuzfahrt beziehen. Auch die beiden „Büchlein" handeln von der Minne. In dem ersten, das die im Mittelalter sehr beliebte Form des Dialogs hat, klagt der Leib das Herz an, daß es ihn zu unerhörtem Minnedienst getrieben habe; nachdem das Herz sich vertheidigt, versöhnen sich beide und in einem kunstvollen Leich wird die Geliebte angerufen. Das zweite „Büchlein", das einzige Werk, in dem Hartmann sich nicht nennt, ist von Haupt dem Dichter zugeschrieben worden mit guten Gründen, die aber nicht alle Zweifel beseitigen. Der Dichter klagt nicht wie sonst über das Vergebliche seines Minnedienstes, sondern über die Hut, die ihn jetzt von der Geliebten trennt. Er stellt

seine unwandelbare Treue beweglich dar und schließt mit der Bitte, daß auch die Geliebte ihm treu bleibe.

Hartmann's Hauptwerke sind vier erzählende Gedichte, die er nach schriftlichen Vorlagen bearbeitete. Für die beiden Artusromane haben wir in den gleichnamigen Dichtungen des Chrestien von Troyes die Quellen Hartmann's; für den „Gregorius" in der französischen Legende, die Luzarche 1857 herausgab, wenigstens eine seiner Vorlage ganz nahe stehende Fassung. Die schriftliche Quelle des „Armen Heinrich" ist uns dagegen nicht bekannt. — Das älteste Gedicht ist der „Erec", den Hartmann dichtete, als er noch nicht Ritter war; außer Eilhard's „Tristan" der erste deutsche Artusroman. Der „Erec" zeigt schon Hartmann's ganze Art, z. B. die Vorliebe, die Erzählung mit ausführlichen Gesprächen zu schmücken, oder zierliche Betrachtungen einzuflechten, die oft tändelnden Stichomythien, die Reim= und Wortspielereien: aber alles ist noch nicht so ebenmäßig und sicher angewendet, wie in den späteren Erzählungen, die bis c. 1203 gedichtet wurden. Hartmann will hier durch eine gewisse Gelehrsamkeit glänzen, daher fügt er außer kleineren Stücken 5153 f. den Bericht über Famurgan, den Chrestien nicht hatte, selbst hinzu und beschreibt 7286 f. das Pferd der Enite in fast 500 Versen, während Chrestien nur 40 hat. — Ganz ähnlich dem „Erec" ist in Bezug auf die Fabel der „Iwein": auch hier wird der Conflict zwischen Liebe und Ritterschaft behandelt. Das Verhältniß des Dichters zu Chrestien ist wesentlich dasselbe wie im „Erec": aus einem anderen Romane hat H. die Entführung der Ginover in etwa 200 Versen zugesetzt, sonst sind es nur verhältnißmäßig wenige Züge, in denen er von Chrestien abweicht. In der Form zeigt der „Iwein", sicher das letzte Werk Hartmann's, deutlich den Fortschritt des Dichters. Auch im äußeren Umfang (der Iwein hat 8000 Verse, der Erec etwas über 10000) zeigt sich vortheilhaft das Maßhalten Hartmann's im Vergleich zu anderen deutschen Artusromanen.

Hartmann's Dichtungen nach dem Französischen sind sehr verschieden beurtheilt worden: am wärmsten gelobt hat sie Benecke, am strengsten getadelt Gervinus, der H. zum bloßen Uebersetzer macht. Es scheint das richtige Urtheil in der Mitte zu liegen. Hartmann's Gedichte sind weder Uebersetzungen im heutigen Sinne, noch das, was wir freie poetische Behandlung eines fremden Stoffes nennen: am besten läßt sich aus der neueren Litteratur Herder's „Cid" vergleichen. Die Ritter, die für Ritter dichteten, wollten eine angenehme Unterhaltung gewähren — H. sagt dies selbst wiederholt — und idealisirten in dem Hofe des Artus das höfische Ritterwesen, das zu Ende des 12. Jahrh. in Deutschland Eingang gefunden hatte. Dieses Standesbewußtsein zeigt sich in Hartmann's Werken überall. Er wendet seinen Humor, der sich übrigens in bescheidenem Maße offenbart, mit Vorliebe gegen das grobe und ungeschickte Benehmen nichtritterlicher Leute und vergißt nie das Angenehme eines behaglichen Wohlstandes zu betonen. Das Lob des correcten ritterlichen Benehmens in allen Lagen und der Tadel des Gegentheils wird von ihm mit solchem Nachdruck vorgetragen, daß man darin leicht den didaktischen Zweck erkennt, seinen Zuhörern und Lesern feine Rittersitte (h ö v e s c h e i t) zu empfehlen. Selbst die Frömmigkeit, von der H. durchdrungen ist, hat eine ritterliche Färbung. Die Unebenheiten der Fabel ist er bemüht zu beseitigen. So hat er namentlich den Charakter der Laudine, die Iwein, den Besieger ihres Gemahles, sofort heirathet, weiblicher und edler dargestellt als Chrestien. Meistens freilich sind es nur Anläufe, die Kleinigkeiten betreffen. Er bringt gern Sätze der Erfahrung an, die von verständiger Beobachtung des Lebens und einer gewissen Menschenkenntniß zeugen, die auch den Dichter als einen liebenswürdigen Mann erscheinen lassen. Weiter geht seine Reflexion allerdings nicht: sie ist öfters auch sehr äußerlich und geradezu ge=

dankenlos. So ist im Iwein und Erec der Conflict ohne rechte Tiefe fast nur conventionell gefaßt; im Gregor geht die glatte und behagliche Erzählung gar zu oberflächlich an dem Entsetzlichen der Fabel vorbei, während sie bei Nebendingen gern verweilt. Und mit einer verzweifelten Naivetät wird von dem Bruder, der die sündliche Liebe zur Schwester bereut und eine Bußfahrt ins heilige Land unternimmt, die gewöhnliche Minnephrase wiederholt: sein Herz blieb beim Scheiden zurück bei der Schwester, das ihre folgte ihm. Ebenso wird von seinem Tode gesagt, er sei durch Liebesnoth herbeigeführt worden.

Die Mängel Hartmann's wurden von seinen Zeitgenossen nicht so klar erkannt, wie von der Gegenwart. Uns muß er gegen die genialen Dichter Wolfram und Gottfried zurückstehen: da er aber mit Geschick die fremden Stoffe den Deutschen näher brachte (den Iwein hat man mit Recht das regelmäßigste und sauberste deutsche Gedicht über die Artussage genannt), so war für seine Zeit seine Art entschieden ansprechender. Das beweisen die zahllosen Nachahmungen und das ungetheilte Lob der anderen Dichter, von denen nur die beiden größten erwähnt seien: Gottfried eignet neidlos den Lorbeerkranz H. zu, und Wolfram versteckt nach seiner Art seine Anerkennung in scherzenden Anspielungen. Am besten bezeichnet Hartmann's Wesen die von ihm so oft gepriesene mâze (das Maßhalten, die goldene Mittelstraße). Er ist ein Talent, aber kein Genie.

Vor dem Iwein dichtete er zwei kleinere Erzählungen: „Gregorius auf dem Steine“ und den „Armen Heinrich“. Beide lassen sich am besten als ritterliche Legenden bezeichnen. Sprache und Stil des Gregorius erinnern vielfach an den Erec, während der arme Heinrich der feineren und gereifteren Kunst des Iwein näher steht. Die Liebenswürdigkeit des Dichters hat in dem Leben des aussätzigen Herrn Heinrich von Aue bei der Familie des Meiers eine anziehende Idylle gegeben. Der Gegensatz, den dazu die Reden des opferfreudigen Mädchens mit ihrer mönchischen Sophistik bilden, ist von H. wol aus der Vorlage beibehalten worden. In unserer Zeit hat dies Gedicht vor allen anderen Hartmann's Theilnahme gefunden, da das allgemein Menschliche in der einfachen Fabel hier ohne die Zugabe einer bunten Fülle von Abenteuern sich zeigt.

Hartmann's Gedichte sind 1827—1842 von Benecke, Lachmann und Haupt herausgegeben: Meisterwerke der philologischen Erklärung und Kritik. Eine Ausgabe mit Erklärungen zu allen Gedichten lieferte Bech 1867—69. Uebersetzt ist der arme Heinrich von K. Simrock 1830, Iwein vom Grafen Baudissin 1845 und von F. Koch 1848, Gregorius und Erec von S. O. Fistes (d. i. Weiske) 1851. Jänicke.

Auen: Euphrosyne A., eines Arztes Tochter zu Kolberg, geb. 3. Nov. 1677, † 1715. Wohl unterrichtet im Griechischen und Lateinischen las sie bereits in dem Alter von 10 Jahren mit Verständniß die Schriftsteller in beiden Sprachen. Sie verstand es später, gleich correct im Französischen, wie im Lateinischen mit gelehrten Männern ihrer Zeit zu correspondiren, und zeigte ein hervorragendes Dichtertalent. Ihre Zeitgenossen bewunderten ihre lateinischen und deutschen Gedichte, von denen viele gedruckt erschienen. Oelrichs in seiner „Historischen Nachricht vom Pommerschen gelehrten Frauenzimmer“ führt deren 14 an. Vermählt war sie mit dem preuß. Hauptmann Fritz zu Kolberg, und nach dessen frühem Tode mit dem begüterten Kaufmann Henneke daselbst.

Hering.

Auenbrugger: Leopold A. v. Auenbrug, Arzt, geb. 10. Sept. 1722 in Graz, † 18. Mai 1809. In Wien unter v. Swieten gebildet, lebte er als praktischer Arzt und eine Zeit lang als Dirigent am spanischen Hospitale daselbst. Er ist der Erfinder der sogenannten „Percussionsmethode“, des methodischen Beklopfens des Brustkastens für die Erkennung der an den Organen der

Brusthöhle vorkommenden Krankheiten, welche er in einer im Jahre 1760 in Wien unter dem Titel: „Inventum novum ex percussione thoracis humani ut signo abstrusos interni pectoris morbos detegendi“ erschienenen kleinen Schrift bekannt gab, die jedoch erst ein halbes Jahrhundert später von Seiten französischer Gelehrten (Corvisart, Laënnec) in ihrer großen Bedeutung für die Krankheits-Diagnostik gewürdigt worden ist. — Außer dieser Schrift hat A. noch zwei unbedeutende psychiatrische Arbeiten und einen Bericht über die Ruhrepidemie 1779 in Wien (in Mohrenheim's Beiträgen II. 48) veröffentlicht.

Merbach in Verhandl. der Dresdn. Gesellsch. f. Natur- und Heilkd. 1862, Beilage; Clar, L. Auenbrugger, der Erfinder der Percussion u. s. w. Graz 1867.
Aug. Hirsch.

Auer: Alois A. (geadelt mit dem Prädicate von Welsbach), geb. 1813 zu Wels in Oberösterreich, † 11. Juni 1869. Er begann seine Laufbahn als Buchdruckerlehrling in seiner Vaterstadt, zog 1837 nach Linz, wo er Lehrer der italienischen Sprache wurde, bereiste 1839 Deutschland, Frankreich und England, um den Zustand der Typographie durch Anschauung kennen zu lernen, und wurde 1841 Director der kaiserl. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, später wirklicher Regierungsrath (1847) und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er hat sich außerordentlich große Verdienste sowol um die genannte Anstalt als für die Typographie und die verwandten graphischen Fächer überhaupt erworben. Er bereicherte den Typenvorrath der Staatsdruckerei in solchem Maße, daß dieselbe im J. 1853 bereits 503 Sorten und Grade von Schriften europäischer Sprachen (ohne das Russische, Türkische, Griechische und Hebräische) und außerdem 148 Schriftgattungen fast für alle Sprachen der Erde besaß. Schriftschneiderei, Galvanoplastik, Galvanographie, Chromolithographie, Notendruck, Blindendruck ꝛc. wurden von ihm in der Anstalt eingeführt; 1849 erfand er in Verbindung mit Worrig den Naturselbstdruck. Er schrieb eine französische (1838) und eine italienische Sprachlehre (1839); gab heraus: „Sprachenhalle“ oder „Das Vaterunser“ in 608 Sprachen und Mundarten mit lateinischen Typen“ (1844); „Typenschau des gesammten Erdkreises“ (1845); „Das typometrische System“ (1845); „Das Vaterunser in 206 Sprachen und Mundarten mit den den Völkern eigenthümlichen Schriftzeichen“ (1847); „Geschichte der Hof- und Staatsdruckerei in Wien“ (1851); „Die Entdeckung des Naturselbstdrucks“ (1853); „Der polygraphische Apparat oder die verschiedenen Kunstfächer der Hof- und Staatsdruckerei“ (1853); „Gutenberg, Zeitschrift für Buchdrucker, Schriftgießer ꝛc“ (1855—56).
Karmarsch.

Auer: Anton A., Porzellanmaler, geb. zu München 4. März 1778 (nicht 1777), † 25. Oct. 1814, machte seine Studien in der k. Porzellanmanufactur zu Nymphenburg und dann im J. 1809 auf der Wiener Kunstakademie. Dann wurde er zum Obermaler der Nymphenburger Manufactur ernannt, wo ihm vom Kronprinzen Ludwig der Auftrag zu Theil wurde, verschiedene Gemälde der k. Bildergalerie auf Porzellan zu übertragen. A. starb indessen vor der Vollendung der Arbeit im J. 1814. Seine Art der Schmelzmalerei in Nacheiferung der Oelmalerei wurde von seinen Schülern weiter geübt und ist noch gegenwärtig die herrschende, steht indessen an selbständiger und eigenthümlicher Wirkung der Porzellanmalerei des 18. Jahrhunderts nach.

Vgl. Dr. Nagler, Geschichte der k. Porzellan-Manufactur, in den Bair. Annalen von 1834.
W. Schmidt.

Auer: Johann Paul A., Maler, geb. zu Nürnberg 20. Sept. 1636 (nicht 1638), † 16. Oct. 1687, bildete sich in Venedig nach Liberi. Er malte Bildnisse, Historien und Landschaften und genoß seiner Zeit in seiner Heimath

eines ausgezeichneten Rufes. Verschiedene Bildnisse wurden nach ihm gestochen.

Vgl. Meyer's Künstlerlex. W. Schm.

Auerbach: Baruch A., der Begründer der großen, nach ihm benannten jüdischen Waisenanstalten in Berlin, geb. 14. Aug. 1793 zu Inowraclaw im Großherzogth. Posen, † 22. Jan. 1864 zu Berlin. Seine Jugend verlebte er in der Misere eines armen strebsamen polnischen Juden, folgte 1817 seinem älteren Bruder, Dr. J. L. Auerbach, einem für seine Zeit nicht unverdienten Reformator des jüdischen Cultus, nach Berlin, und widmete sich auf der Universität humanistischen Studien. Frommes Gottvertrauen, Ausdauer in werkthätiger Menschenliebe waren die Grundelemente seines Charakters. So eröffnete er, nachdem er verschiedene Lehrämter in der jüd. Gemeinde verwaltet, ohne jedes Vermögen 1833 und 1844 das Knaben- und das Mädchenwaisenhaus mit je 2 Knaben und 2 Mädchen. Beide Anstalten leitete er bis an sein Ende nach seinem Wahlspruch: „Waisenkinder sind nicht arme Kinder, denen man blos Obdach und Brot zu reichen hat, sondern Waisenkinder sind elternlose Kinder, die vor Allem elterliche Liebe, ein Vater- und ein Mutterherz bedürfen, darum muß das Waisenhaus, wenn es seinem wahren Zwecke entsprechen soll, ein Elternhaus für Waisen sein". Bei seinem Tode waren in beiden Anstalten 70 Waisen, seit ihrem Bestehen waren in dieselbe aufgenommen fast 300 und das Gesammtvermögen belief sich auf über 300000 Thlr., außerdem das schuldenfreie große Grundstück.

Vgl. Jahresbericht der Auerb. Waisenh. 1865. Lwbg.

Auerbach: Heinrich A., Mediciner, Professor und Rathsherr zu Leipzig, geb. 1482 zu Auerbach in der Ober-Pfalz, † 25. Nov. 1542; hieß eigentlich Stromer, mit welchem Namen er auch inscribirt wurde, nannte sich aber nach damaliger Sitte nach seinem Geburtsorte, studirte in Leipzig Medicin, ward daselbst 1502 Magister, 1508 Rector der Universität, 1509 Collegiat des großen Fürsten-Collegiums, 1511 Doctor der Medicin, 1523 Decan der medicinischen Facultät und bekleidete außerdem eine Reihe von Jahren die Stelle eines Leibarztes des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, des Kurfürsten Erzbischof Albrecht von Mainz, sowie des Kurfürsten Friedrich und des Herzogs Georg von Sachsen, und ward seit 1520 mehrmals in das Rathscollegium der Stadt gewählt. Sein Andenken in Leipzig ist namentlich durch die Erbauung von „Auerbachs Hof" (1519—30) erhalten. Diesen Hof machte neben seinen 100 Verkaufsgewölben, Buden, den 2 Bilderhäusern, schönen Zimmern und Wohnungen, auch einem „Reisigenstall" für die Pferde der Kaufleute, welche die Leipziger Messen besuchten, besonders die in den umfänglichen Kellerräumen nach damaliger Sitte angelegte Trinkstube, ebenfalls „Keller" geheißen, berühmt. Weil die ersten Kaufleute und Juweliere aus Augsburg, Nürnberg, den Niederlanden und anderen großen ausländischen Handelsplätzen zur Meßzeit die in diesem Hofe eingerichteten Läden zum Auslegen ihrer Waaren miethеten, ward derselbe bald der Sammelpunkt aller neuen und kostbaren Handelsartikel Europas und als ein Wunder der Welt gepriesen und sogar von Dichtern besungen (s. Taubmann). Der Keller dagegen ist durch Faust's „Faßritt" und die „Kellerscene" in Goethe's Faust ein weltbekannter und noch heute viel besuchter Ort geworden. Zwei Bilder darin, wol noch von der Mitte des 16. Jahrhunderts, verewigen Faust's Anwesenheit und Kunststück. Schon vor 300 Jahren ward, wie heute, behauptet, daß, wer nicht Auerbach's Hof und Keller in Leipzig besucht hat, Leipzig nicht gesehen habe.

Große, Gesch. der Stadt Leipz. 1842. Bd. I. 587. Schäfer, Deutsche Städtewahrzeichen. 1858. I. 32 f. Gautsch.

Auersperg: Andreas Freiherr von A., kaiserl. General und geheimer Kriegsrath, geb. 1557, † 1594; von seinen Zeitgenossen „Der christliche Achilles und der Schrecken der Türken" genannt. Er legte die ersten Proben seiner Tapferkeit im Türkenkrieg 1578 ab. 1589 an Graf Jos. v. Thurn's Stelle von Kaiser Rudolf I. mit dem Oberbefehl an der kroatisch-dalmatinischen Grenze betraut, hatte er die schwierige Aufgabe, in unausgesetzten Kämpfen die räuberischen Streifzüge der Türken vom inneren Lande abzuhalten. Berühmt ist sein Name besonders durch die Schlacht an der Kulpa geworden. Hassan Pascha von Bosnien hatte sich nämlich 1592 nach Einnahme der Grenzfestung Bihacz den Uebergang über die Kulpa durch die Veste Petrina gesichert, von dort aus Einfälle in Ungarn gemacht und rückte vor Sissek am Einfluß der Kulpa in die Sau. Durch die muthige Vertheidigung des Obersten Nicolaus Miccavius ward zwar die Belagerung abgeschlagen, aber Hassan kehrte 1593 mit einem Heer von 20000 Mann zurück und Sissek wäre verloren gewesen, wenn nicht A. zum Entsatz herbeigeeilt wäre. Die Türken dachten sein kleines Heer eine Stunde oberhalb Sissek's an der Kulpa am 22. Juni ohne Mühe zu umzingeln. Er griff sie aber mit so ungestümer Gewalt an, daß fast ihre ganze Schaar vernichtet ward. Unter den auf 18000 geschätzten Todten war auch der Pascha. Dieser glänzende Sieg erregte in ganz Europa den größten Jubel. Sissek freilich ward dennoch gleich darauf die Beute eines frisch anrückenden Türkenheeres unter Begler Beg.

Hirtenfeld und Meynert: Oest. Mil.-Conv.-Lex. v. Janko.

Auersperg: Herbard VIII. (X.) Freiherr v. A., Sohn des Trojan, geb. 15. Juni 1528 zu Wien; studirte an der hiesigen Stadtschule, ward sodann an den Hof zu Cleve geschickt und blieb hier bis in die Zeit des Jünglingsalters. 5 Jahre nach dem Tode seines Vaters († 8. Sept. 1541 zu Wien), trat er, in den Waffen geschult, unter dem obersten Feldhauptmann der windischen Grenze, Hans Lenkovic, die militärische Laufbahn an, zeichnete sich in verschiedenen Kämpfen mit den Türken aus und wurde um 1548 schon zum Hauptmann von Zengg ernannt. Seine wackere Haltung in der Türkenschlacht vor Novi (1566) förderte die Bestallung zum Landshauptmann von Krain, in welcher, politisch und confessionell schwierigen Stellung Herbard 1566—1572 wirkte. Der evangelischen Lehre zugethan, die insbesondere durch Primus Truber im Krainer Lande verbreitet wurde, trat Herbard den antiprotestantischen Maßregeln des katholischen Hochklerus mit Würde und Nachdruck entgegen und begünstigte den durch seine slovenische Bibelübersetzung namhaft gewordenen Reformator Mag. Georg Dalmatin von Gurkfeld in U. Krain, obschon die Regierung mit scharfen Mandaten den protestantischen Regungen begegnete. — 1560 bis 1563 führte er den Oberbefehl in den windischen, kroatischen und Meergrenzgebieten, 1565—1569 im windischen Grenzlande und nach dem Tode des Lenkovic (1569) das Gesammtgeneralat. 22. Sept. 1575 fiel er, heldenmüthig kämpfend, in der Türkenschlacht bei Budaschki. Sein Haupt betrachteten die Türken als kostbares Beutestück, skalpirten es, sandten die Kopfhaut nach Constantinopel und lieferten es dann gegen ein bedeutendes Lösegeld der Familie aus. Die ausgestopfte Kopfhaut bildete ein Prunkstück bei dem Triumphzuge des Siegers von Budaschki, Ferrath Beg, in Constantinopel (9. Nov.). Das feierliche Leichenbegängniß hatte den 25. Sept. in Laibach stattgefunden. Aus seiner Ehe mit Marie Christine Freiin von Spaur und Valör, Tochter Ulrichs, Erbschenken von Tirol, entsprossen 4 Söhne: Christoph II. († 1592), Johann Thomas († jung), Wolfgang Engelbert II. († 1590) und Trojan II., von denen der Erste die Stammlinie der Krainer Auersperge fortpflanzte.

Radics: Herbard VIII. Fh. z. A. Wien 1862. Krones.

Auersperg: Johann Weichard Graf v. A. und der erste Fürst dieses Namens (1615—1677), stammte aus der älteren Linie des in Krain ansässigen Geschlechtes der A. Er bekleidete mehrere Stellen in der Regierung, wurde Ajo und Obersthofmeister des römischen Königs Ferdinand IV. und 1655 der erste geheime Rath, Minister und Rathgeber König Ferdinands III. und Leopolds V. 1653 wurde er in den Reichsfürstenstand erhoben, 1654 mit Münsterberg und Frankenstein in Schlesien belehnt; er nannte sich davon Herzog von Münsterberg. Als erster Minister schloß er am 19. Januar 1668 den geheimen Vertrag mit Frankreich über eine Theilung der spanischen Monarchie; er arbeitete an einer katholischen Triplealliance zwischen Oesterreich, Frankreich und Spanien, und wollte Cardinal werden, als er in Folge einer Anzeige des römischen Hofes am 10. December 1669 plötzlich entlassen und vom Hofe verbannt wurde. Er lebte dann in Krain, erbte von seinem Bruder Wolf Engelbrecht Graf Auersperg 1673 die großen Güter Gottschee und Seissenberg und starb am 13. November 1677 in Laibach.

Adam Wolf: Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, 1858, XX. B. 289. Wolf.

Auersperg: Pankraz II. v. A. (Auersberg, Aursberg), geb. 24. Febr. 1441, † 16. April 1496, einer der hervorragendsten mittelalterlichen Vertreter dieses alten, angesehenen Adelsgeschlechts, das der Ueberlieferung zufolge im 10. und 11. Jahrhunderte aus Schwaben ins Krainer Land eingewandert sein soll. Urkundlich gesicherteren Boden für die Geschichte dieses Geschlechtes finden wir seit dem 13. Jahrhundert. Von Bedeutung erscheinen im 13. Jahrhunderte, als Dienst- und Lehensmannen der Sponheim-Ortenburger Herzoge, der Görzer Grafen und Patriarchen von Aquileja: Hanns II. von A., † 1246, Herbart I., dessen Sohn und Herbart II., der Enkel des Hanns mit seinen Brüdern (Stiftern von Seitenlinien.) Sie verbanden sich mit dem Bruder des letzten Kärntner Herzogs Ulrich aus dem Hause Sponheim-Ortenburg, Philipp, Patriarchen von Aglei, 1269—70 gegen König Ottokar von Böhmen, als dieser sich der Kärntner Erbschaft zu bemächtigen anschickte. Die alten Feindseligkeiten mit dem Hause Ortenburg wurden durch einen Vergleich der Herrn Ott und Friedrich von Ortenburg einerseits und der Brüder Volker (Volkhard) und Herbort (Herbard III.), Herrn von „Owersperch“ geschlichtet. Damals war dies Geschlecht, im Laufe der Zeiten mit den Häusern Sulzbach, Ortenburg, Sounek, Wildon, Graben, Gradnek, Khünburg, Stubenberg, Khreyg, Gall, Windischgräz mit den Strutenbergern im Krainischen und andern Familien verschwägert, — zu einem nicht unansehnlichen Güterbesitze und zur öffentlichen Geltung längst emporgekommen. — Diese gipfelt dann im 15. Jahrhunderte, in welchem das Geschlecht sich in Zweige zu spalten beginnt und wichtige Landesämter, wie das Oberstkämmerer- und Erblandmarschallamt von Krain, das Truchsessenamt und die Hauptmannschaft in der Metlik und in beiden Hälften des genannten Jahrhunderts auch die Landeshauptmannschaft in Krain zeitweilig bekleidet.

Theobalds II. Söhne aus seiner Ehe mit Ursula von Liechteneck, Engelhard I. und Volkard VI., beide im Anfang des 15. Jahrhunderts geboren repräsentiren die beiden damaligen Hauptlinien. Der Erstere die Stammlinie, der Andere die sogenannte Schönbergische, so genannt von dem Schlosse Schönberg als Hauptsitze. Die Stammlinie wird nach dem erstgebornen Sohne Engelhards, Pankraz II. auch die Pankrazische genannt. Die Gütertheilung beider Linien ist vom Jahre 1467 verbrieft. Die Herrschaft Seisenberg blieb beiden Linien gemeinschaftlich. Um diese Zeit bestand auch eine dritte, außerkrainische Linie der Auersperge, die sogenannte Volkhardisch-österreichische. Sie wird auf einen

Bruder Pankraz' II., Volkard VIII. († 1508), zurückgeführt. — Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erscheint die Schönberger Linie mit Andreas von A. (geb. 1557 s. d.), im Höhepunkte ihres Ansehens. Bald darauf erlischt sie (1604) und wird von der Pankrazischen Stammlinie beerbt, welche unter Trojan, dem Sohne Pankraz' II., (geb. 1495, † 1540), in den Freiherrnstand (1531) erhoben wurde und um dieselbe Zeit einen hervorragenden Repräsentanten an Herbard VIII. (geb. 1528, † 1575 s. d.) besaß. Herbards VIII. Sohn, Christoph II. (geb 1550., † 1592) pflanzt die Hauptlinie fort und dessen Sprossen Herbard IX. und Dietrich begründen einen neuen Aufschwung des Hauses, indem beide 1630 in den Grafenstand erhoben werden und einerseits die Hauptlinie fortsetzen, andrerseits neue Zweige begründen. Herbards IX. (XII.) Sohn, Johann Andreas († 1664) gilt als Stifter der älteren Krainer Linie „Auersperg", durch den ersten Sohn Wolfgang Engelbert IV. († 1696) eingeleitet, während der dritte Sohn Johann Herbard († 1701) die Nebenlinien Kirchberg am Wald und Mokritz begründet. Dietrich II. († 1634) Herbards IX. Bruder, welcher in den Gütern der Schönberger Linie succedirte und das Prädicat von Gottschee erhielt, hat zugleich als Stifter der jüngern Krainer Linie zu gelten, die sich mit dem zweitgebornen Sohne, Herbard XI. (XIII.), † 1668, in dessen Descendenz als Linie Schönberg und Thurn am Hart abzweigte und unter dem jüngsten Sohne Johann Weikard, (s. d.), 1653 die Fürstenwürde erwarb.

Pankraz II. fiel von K. Friedrich III. ab, verband sich mit E. Albrecht VI. und sagte jenem 1462 Fehde an. Dagegen befand sich Wilhelm von A., wegen seiner Erwerbungen später der Reiche genannt, als Dienstmann des Habsburgers, dazumal in der belagerten Wiener Hofburg, und seine beiden Brüder, Johann und Georg, die Söhne Volkards von der Schönberger Linie, waren unter den inneröſterreichischen Edeln, die dem bedrängten Kaiser zu Hülfe zogen. Doch erwarb Pankraz II. bald wieder Kaiser Friedrichs Huld, wie dessen Gnadenurkunde für ihn und die jüngern Brüder Laurenz und Volkard vom Jahre 1469 bezeugt. Während die Vettern von der Schönberger Linie (4. Januar 1463, W. Neustadt) mit dem Erbmarschallamte in Krain und in der windischen Mark belohnt wurden, erscheint Pankraz II. als kaiserlicher Truchseß, ob. Erbkämmerer in Krain und in der windischen Mark. Er war bereit, den Kreuzzug wider König Georg Podiebrad von Böhmen (s. 1468) mitzumachen, ließ sich aber dann, bei veränderter Sachlage (29. April 1469,) davon dispensiren. Mit Anna, Tochter des Grafen Thiemo von Frangepani (Veglia-Modrusch), vermählt und Vater einer zahlreichen Familie, schied er den 16. April 1496 aus dem Leben.

Schönleben, Genealogia illustr. fam. princ. com. et baronum ab Auersperg. Laibach 1681. — Richter, Die Krain. Auersberge, in Horm., Archiv, Jahrg. 1821 Nr. 40—57. — Richter, Die Fürsten, Grafen, Freiherrn und Herrn von Auersperg — im Neuen Archiv f. Gesch., herausg. von Megerle und Mühlfeld. II. Jahrg. 1830. (S. 600 ff.) Vgl. auch Radics und C. von Wurzbach's Biogr. Lex. Krones.

Auerswald: Adalbert v. A., zweiter Sohn Rudolfs v. A. (s. d.), geb. am 20. Juli 1822, trat im Jahre 1840 in das Garde-Dragoner-Regiment (das jetzige 1. Garde-Dragoner-Regiment) ein und avancirte in demselben bis zum Major, als welcher er 1866 den Feldzug in Böhmen und die Schlacht bei Königgrätz mitmachte. Nach dem Feldzuge wurde er Commandant des in Frankfurt a. O. stehenden Dragoner-Regiments, im Anfange des Jahres 1869 aber wieder nach Berlin als Commandeur des 1. Garde-Dragoner-Regiments versetzt. Dasselbe gehörte, wie das ganze Gardecorps, im Anfange des Feldzugs von 1870 zur zweiten Armee, unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl. Am 16. August, als das 3. Armeecorps, unterstützt von Theilen des 10. Armeecorps, der

französischen Armee unter dem Marschall Bazaine die blutige Schlacht von Vionville lieferte, um derselben den Rückzug von Metz auf der Straße nach Paris zu verlegen, wurde auch die Garde-Dragoner-Brigade den gegen die französische Uebermacht ringenden preußischen Truppen zu Hülfe geschickt. Das 1. Garde-Dragoner-Regiment unter dem Oberst von Auerswald war einen großen Theil des Tages bei Mars la Tour in verschiedenen Stellungen zur Deckung der Artillerie verwendet worden. Da drangen gegen 6 Uhr Abends starke Colonnen französischer Infanterie gegen Mars la Tour, um die dieses Dorf durchschneidende Chaussee zu gewinnen, und warfen die schwächere preußische Infanterie zurück. Oberst von A. erhielt jetzt von dem Brigade-Commandeur, Grafen von Brandenburg, den Befehl, das Vordringen des Feindes aufzuhalten. Er führte sofort sein an der Westseite von Mars la Tour stehendes Regiment auf einem Feldwege nördlich um das Dorf herum, überschritt dann an der Ostseite des Dorfes mehrere Hecken, sowie die Chaussee und warf sich an der Spitze seiner Reiter der auf dem Felde nahe der Chaussee anrückenden feindlichen Infanterie entgegen, die durch den heftigen Choc zusammengerollt und zum Stehen gebracht wurde. Die Verluste des dem Eisenhagel der Chassepots ausgesetzten Regiments waren jedoch furchtbar. Nur wenige Officiere kehrten unverletzt aus dem Kampfe zurück. Oberst v. A. hatte eine tödtliche Wunde in der rechten Seite des Unterleibs erhalten, gleichwol führte er das Regiment selbst aus dem Gefecht, sammelte es und sprach es noch kurz mit den folgenden Worten an: Dragoner, Ihr seid gut und brav hineingeritten, ich freue mich über Euch Alle; ich bin tödtlich verwundet. Es lebe S. Majestät der König hoch! Er wurde darauf zum Verbandplatz gebracht, und starb fünf Tage später, am 21. August, in Folge seiner schweren Verwundung im Lazareth zu Mariaville. v. A. wurde mit den übrigen gefallenen Officieren auf dem Kirchhofe von Mars la Tour bestattet; kurz darauf wurde aber die Leiche durch seinen Bruder nach seiner Heimath Ostpreußen gebracht und dort beigesetzt. R. v. Bardeleben.

Auerswald: Alfred v. A., der jüngste Sohn des Oberpräsidenten und Landhofmeisters v. Auerswald, wurde am 16. December 1797 in Marienwerder geboren, wo sein Vater Kammerpräsident war, † 1870. Seine Knabenjahre verlebte er in Königsberg, wohin sein Vater 1802 als Oberpräsident von Ostpreußen versetzt wurde, machte dort 1815 sein Universitätsexamen, trat aber gleich darauf als Freiwilliger bei dem 2. westpreußischen Dragoner-Regiment ein, mit dem er nach Frankreich marschirte. Nach seiner Rückkehr bezog er die Universität in Königsberg, wo er der Deutschen Burschenschaft angehörte, trat 1819 in den Staatsdienst bei dem Regierungscollegium in Marienwerder ein, übernahm 1824 eines der Familiengüter, blieb aber dem genannten Regierungscollegium zugetheilt und wurde nach einigen Jahren Regierungsrath. Er verheirathete sich 1826 und wurde 1830 zum Landrath des Rosenberger Kreises ernannt, welchen Posten er bis 1844 bekleidete. Seine Frau, Franziska geb. Frey, wurde ihm nach zwölfjähriger Ehe 1838 durch den Tod entrissen. 1837 trat er als Abgeordneter der Ritterschaft in den preußischen Provinziallandtag ein, gewann dort rasch eine einflußreiche Stellung und machte diese namentlich auf dem Königsberger Huldigungslandtage von 1840 geltend; er war einer der Haupturheber der Adresse, die Friedrich Wilhelm IV. um die 1815 versprochene Einführung von Reichsständen ersuchte; in gleicher Weise bethätigte er diesen Einfluß auf den Provinziallandtagen von 1841, 43 und 45, die durch ihre loyale und gemäßigte, aber beharrlich die von dem Huldigungslandtage erhobenen Ansprüche verfolgende Haltung wesentlich dazu beitrugen, der Entwicklung des öffentlichen Lebens in Preußen die Bahn zu ebnen. 1842 ging A. von A. nach Berlin als Abgeordneter der dorthin einberufenen Versammlung der stän-

dischen Ausschüsse und 1846 nahm er, als vom Könige ernanntes Mitglied, Theil an den Berathungen der in Berlin tagenden Generalsynode, deren Aufgabe es war, die Grundlagen einer Verfassung der evangelischen Kirche in Preußen zu entwerfen. Als im April 1847 auf Grund des Patents vom 3. Februar der Vereinigte Landtag in Berlin zusammentrat, erreichte er in ihm den Höhepunkt seiner politischen Laufbahn. Seiner besonnenen parlamentarischen Taktik war es zu verdanken, daß in die Adresse auf die Thronrede, wenn auch in milder Form, die Verwahrung zu Gunsten der durch das Februarpatent in Frage gestellten, auf den Verheißungen von 1815 fußenden ständischen Rechte hineingebracht wurde, als durch den geschickten gegen den Beckerath'schen Adreßentwurf beantragten Gegenentwurf des Grafen Arnim-Boytzenburg die Niederlage der liberalen Partei schon unvermeidlich erschien. Dieser mit kleiner Majorität (303 Stimmen gegen 290) errungene Erfolg rettete die liberale Sache und wurde bestimmend für die ganze Haltung des Landtags, unter dessen Leitern v. A. eine hervorragende Rolle einnahm und unablässig und erfolgreich bemüht war, bei der Vertheidigung der bedrohten ständischen Rechte, die sich namentlich in der Ablehnung der Zinsgarantie für die Ostbahn glänzend bewährte, die Brücke der Verständigung mit der Krone nicht abzubrechen. Er wirkte ferner hauptsächlich dazu mit, daß die Wahl zu den ständischen Ausschüssen, für deren Ablehnung die schärfere Richtung der Opposition sich erklärte, erfolgte, und er nahm auch an der Versammlung derselben Theil, die im Beginn des Jahres 1848 zum Zwecke der Berathung des Strafgesetzentwurfes in Berlin eröffnet und am 6. März dieses Jahres schon unter den bedrohlichen Anzeichen der über Deutschland hereinbrechenden europäischen Umwälzung geschlossen wurde. Unmittelbar nach der Märzrevolution erging an v. A. der Ruf des Königs, in dem soeben unter dem Vorsitz des Grafen Arnim-Boytzenburg gebildeten Ministerium das Portefeuille des Innern zu übernehmen. Voll Hingebung eilte er nach Berlin an die Seite des bedrängten Monarchen und unterzog sich der ehrenvollen, aber undankbaren Aufgabe, die in ihren Grundfesten bedrohte und erschütterte staatliche und gesellschaftliche Ordnung mit den unzureichenden der Regierung zu Gebote stehenden Mitteln gegen den Andrang der revolutionären Leidenschaften zu vertheidigen. Graf Arnim wurde im Vorsitz des Ministeriums bereits nach wenigen Tagen durch Camphausen ersetzt. Mit diesem und der Mehrzahl seiner übrigen Collegen zog sich v. A. schon etwa einen Monat nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung (Ende Juni 1848) von der Leitung des Staatsruders zurück, da sie bei der Majorität derselben nicht die genügende Unterstützung fanden. Er fuhr fort als Abgeordneter an den Sitzungen der Nationalversammlung Theil zu nehmen und verließ sie erst Anfang November mit der altliberalen Minorität.

Auch beiden folgenden Legislaturen, der, die schon nach einer kurzen, stürmischen Sitzung im Frühjahr des Jahres 1849 ihr Ende erreichte, und der nächsten, die bis 1852 inmitten der immer mehr die Oberhand gewinnenden Reaction währte, sowie auch dem Volkshause des Erfurter Parlaments gehörte von A. an. Er behauptete dabei seine Stellung als eines der leitenden Mitglieder der altliberalen Opposition, obwol er nur noch selten die Tribüne betrat. Während der folgenden sechs Jahre 1852—1858 blieb er dagegen, mit Ausnahme der Session von 1855, an welcher er in Folge einer Nachwahl Theil nahm, dem Abgeordnetenhause fern. Trotz dieser zeitweiligen Zurückgezogenheit von der Tagespolitik und der seltenen Mäßigung und Versöhnlichkeit seines Charakters erlitt er eine schwere Kränkung durch die Unduldsamkeit der herrschenden Reactionspartei, die in den maßgebenden Kreisen damals allmächtig war. Seit 1845 bekleidete er die Stelle eines Generallandschaftsdirectors der Provinz Preußen,

ein wichtiges ständisches Amt, dessen Inhaber durch die Wahl der Stände berufen wird, aber der königlichen Bestätigung bedarf. Als 1853 seine Wahlperiode abgelaufen war und die preußische Landschaft ihn aufs neue auf diesen Vertrauensposten erhob, wurde ihm die königliche Bestätigung versagt und damit zum ersten Male seit Errichtung dieses Instituts der von den Ständen Gewählte von der Krone zurückgewiesen.

Durch das Ergebniß der allgemeinen Wahlen, die unmittelbar nach dem Sturze des Manteuffel'schen Systems Ende 1858 unter dem Ministerium Hohenzollern stattfanden, nahm die altliberale Partei noch einmal, wenngleich nur für kurze Zeit, einen bedeutenden Aufschwung, und auch v. A. wurde wieder zum Abgeordneten gewählt. Er verkaufte um diese Zeit sein bei Rosenberg in Westpreußen gelegenes Gut und siedelte ganz nach Berlin über, wo er bis zum Ende seines Lebens seinen Wohnsitz nahm. Während der Dauer des Ministeriums Hohenzollern, in dem sein älterer Bruder einen hervorragenden Platz einnahm, widmete er sich mit Eifer der parlamentarischen Thätigkeit, obwol er sich fast jedes öffentlichen Auftretens im Abgeordnetenhause enthielt. Bei Gelegenheit der Krönung im October 1861 wurde er zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt. Als nach dem Sturz der „neuen Aera" durch wiederholte, aber ihren Zweck gänzlich verfehlende Kammerauflösungen die gemäßigten liberalen Elemente beinahe gänzlich aus der Volksvertretung verdrängt wurden, verlor auch v. A. seinen Sitz im Abgeordnetenhause und trat erst, nachdem der durch den Krieg von 1866 eingetretene Umschwung den Verfassungsconflict beseitigt hatte, gegen Ende dieses Jahres durch eine Nachwahl wieder in dasselbe ein. Er wurde auch bei der schon 1867 erfolgenden Erneuerung des Abgeordnetenhauses wieder gewählt und erfüllte bis zum Ende dieser Legislaturperiode trotz seines schon hohen Alters unermüdlich und mit gewissenhafter Treue die Pflichten des parlamentarischen Berufs. Dem norddeutschen Reichstag hat er nicht angehört, obwol er die Entwickelung der deutschen Verhältnisse mit dem regsten Antheil begleitete; er trat jedoch nicht, gleich Anderen seiner langjährigen Parteigenossen im Abgeordnetenhause, in die Reihen der Nationalliberalen ein, sondern schloß sich einer kleinen Mittelfraction an, welche die Reste der Altliberalen, die bei ihrer Fahne geblieben waren, vereinigte. In den letzten Jahren seines Lebens zeigten sich Symptome eines Herzleidens, welches plötzlich im Februar 1870 — gleich nach dem Schlusse seiner letzten Landtagssession — einen sehr ernsten Charakter annahm; nach einer mehr als viermonatlichen schweren Krankheit erlag er demselben am 3. Juli 1870 im 73. Jahre seines Lebens.

R. v. Bardeleben.

Auerswald: Bernhard A., Botaniker, geb. zu Linz bei Großenhain in Sachsen, 19. März 1818, † in Leipzig 30. Juni 1870. Sein Vater war Pfarrer zu Linz, später zu Ponikau. Er besuchte die Fürstenschule zu Meißen, konnte sie aber leider nicht bis ans Ende durchmachen, was er bei einem lebhaften Bedürfniß nach Klarheit und Gründlichkeit später als drückenden Mangel empfand und durch viele Nachstudien zu bessern suchte. Von der Absicht, Medizin zu studiren, mit welcher er 1839 die Universität Leipzig bezog, schreckte ihn der Anblick des anatomischen Präparirsaales ab. Er wandte sich deshalb der Pädagogik zu, wobei ihn die anregenden Vorlesungen und Excursionen des Professors Kunze vorzugsweise der Botanik zuführten. Nachdem er dann kurze Zeit in Leipzigs Umgegend als Hauslehrer thätig gewesen, übernahm er in Leipzig öffentliche Lehrämter, zuerst an der Bürgerschule, dann an der Rathsfreischule, erwarb auch die Befähigung für höhere Lehrämter, ward aber durch langdauerndes Lungenleiden genöthigt, alle Versuche zur Wiederaufnahme des Unterrichts aufzugeben und zurückzutreten. Seine Lehrthätigkeit war mit Vor-

liebe den Elementarklassen zugewandt. Auf weitere Kreise wirkte er durch den 1850 errichteten Tauschverein, der gutbestimmte Pflanzen, insbesondere auch niedere Kryptogamen weit verbreitete. Zahlreiche Excursionen, auf denen er auch Conchylien, Versteinerungen, Käfer nicht unbeachtet ließ, gereichten ihm und manchem Freunde zur Anregung. Das vorletzte Jahr seines Lebens führte ihn weiter bis nach Tirol. Sorgsame diagnostische Arbeiten von ihm, besonders über Disco- und Pyrenomyreten finden sich in Rabenhorst's „Mycologia europaea". Seine Werke: „Botanische Unterhaltungen", welche er zuerst 1858 mit Roßmäßler, dann 1863 allein herausgab und die „Anleitung zum rationellen Botanisiren" 1860, bieten eine treffliche, klare Anleitung zum Selbstbeobachten und zur Kenntniß der Pflanzen. Sein Pilzherbar mit manchen unedirten Zeichnungen &c. kam nach seinem Tode nach Charkow. C. Jessen.

Auerswald: Fabian v. A., geb. 1462, lebte am Hofe der sächsischen Kurfürsten und verfaßte 1537 zu Wittenberg ein Ringbuch („Ringer kunst: fünff vnd achtzig stücke zu ehren kurfürstlichen gnaden zu Sachsen &c. durch Fabian von Auerswald zugericht": Am Schluß: „Gedruckt zu Wittenberg durch Hans Lufft M. D. XXXIX", in autograph. Umdruck erneuert durch G. A. Schmidt u. K. Wassmannsdorff, Leipzig 1869), welches in Bildern, die von oder nach L. Cranach gezeichnet sind (vgl. Serapeum 1844 S. 41), die Ringkunst so darstellt, wie sie zur Zeit des Kurfürsten Ernst von seinen „weltberühmten Ringmeistern" den jungen Fürsten und dem Adel gelehrt worden sei. Es ist dies das zweitälteste gedruckte Werk dieser Art; das älteste ist ein Holzschnittwerk aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts. In älterer Zeit ward die Lehre vom Ringen, in dem der Anfang der Turnkunst zu erblicken ist, mit der Fechtkunst verbunden. Erst im 15. Jahrhundert erscheinen handschriftlich abgesonderte Lehrbücher der Ringkunst, das eine dem Meister Ott, einem getauften Juden, „der Herren von Oesterreich Ringer", zugeschrieben, das andere aus einer vollständigeren Handschrift des 15. Jahrhunderts und in verderbter Gestalt u. a. in Albrecht Dürer's „Fechthandschrift" von 1512 übergegangen. (Vgl. Wassmannsdorff's Vorrede zum Auersw. Ringbuch.) — Fabians älterer Sohn, Hans Kaspar, vermählt mit einer v. Amsdorf, ward der Stammvater der älteren sächsischen Linie der Auerswald, welche um 1750 mit dem Superintendenten Hans Christoph Cäsar v. A. und seinen Brüdern erlosch. Fabians jüngerer Sohn Jakob hinterließ 12 Söhne und 10 Töchter. Von jenen ward Christoph Cäsar, geb. 1498, Stammvater der jüngeren sächsischen Linie, welche mit seinem Urenkel Ernst v. A. erlosch; Fabian dagegen Stammvater der preuß. Linie. Dieses Fabians zwei Enkel Hans, † 1608 und Georg gründeten die Linien zu Plauth und Tromnau. Der Linie Plauth entstammte Hans Jakob, geb. 25. Juli 1757, † 3. April 1839 als Landhofmeister und Oberpräsident der Provinz Preußen. (s. d.)

Voigt, Beitr. zur Gesch. der Familie v. Auerswald. 1824. v. L.

Auerswald: Hans Jakob v. A., Landhofmeister und Oberpräsident, geb. 25. Juli 1757, † zu Königsberg den 3. April 1833; einziger Sohn von Hans Adolf v. A., Erbherr auf Plaut in Westpreußen († 1759), und Henriette Eleonore, geb. v. Schwandes. Hans Jakob, mangelhaft durch einen Hauslehrer und in einer Pension zu Marienwerder vorgebildet, trat im Jahre 1770 als Junker bei den rothen Husaren des Generals von Belling ein. Im folgenden Jahr beurlaubt, begab er sich nach Königsberg, um seine Ausbildung zu vollenden, und wurde hier, nachdem er seinen Abschied erhalten, im April 1773 als Student immatriculirt. Doch nahm A. schon im Jahr 1774 von neuem bei dem Infanterie-Regiment Graf Anhalt Kriegsdienste. In ihm machte er den

bairischen Erbfolgekrieg als Officier mit; seit 1781 war er Regimentsadjutant. Der erwünschte Abschied wurde A. endlich, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeit, im Jahr 1783 ertheilt.

Nun begann eine ganz andere Laufbahn. A., der sich ein Jahr darauf mit Sophia, Burggräfin und Gräfin zu Dohna-Lauck (geb. 5. April 1760; † 16. August 1807) vermählte, widmete sich zunächst der Verwaltung des Gutes Faulen bei Rosenberg in Ostpreußen, das ihm, nach Aussterben einer Seitenlinie, 1760 zugefallen. Dann aber trat er, anfangs als landräthlicher Assistent, 1787 in die Verwaltung ein. Es war gerade die Zeit, in der über eine Reform der Stände verhandelt wurde. A. erhielt dabei den Auftrag, die westpreußische Landschaft zu errichten; die Sache wurde ihm durch die Ernennung zum Landschaftsdirector des besonders schwierig zu behandelnden Marienwerder'schen Departements bald darauf erleichtert. Er that sich besonders bei der beabsichtigten Ordnung des Creditwesens hervor, so daß er 1788, unter Beilegung des Charakters eines geheimen Raths, auch zum königlichen Einrichtungscommissar des ostpreußischen Creditwesens ernannt wurde. Bis März 1797 blieb A. in dieser Stellung, um sie alsdann mit dem einflußreicheren Amte eines Präsidenten der westpreußischen Kammer zu Marienwerder und Bromberg zu vertauschen. Auch hier erwarb er sich große Verdienste, besonders durch die Ordnung des Finanz- und Creditwesens, so daß eifrige Verehrer, als er 1802 wiederum nach Ostpreußen versetzt wurde, ihn durch eine Medaille mit der Aufschrift ehrten: „Immer gedenkt Westpreußen ewig mit Dank". A. aber trat damals als Präsident der ostpreußischen und littauischen Kammer in Königsberg in das Amt ein, in dem er sich noch weit größere Verdienste erwerben sollte. Dieselben wurden 1806 durch die Ernennung zum Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrath, sowie, noch in dem gleichen Jahre, auch zum Curator der Universität Königsberg anerkannt. In dieser Stellung war A., als die schweren Tage hereinbrachen, in denen das Ende des preußischen Staates nicht weit zu sein schien. Er bewährte sich auch „in dieser kritischen Epoche", wie der König ihm schrieb, als er dem Kammerpräsidenten inmitten der schwersten Bedrängung am 10. Juni 1807 den rothen Adlerorden zur Anerkennung für „rühmliche Thätigkeit" übersandte. Als sodann Stein es unternahm, gesundere Grundlagen für das gesammte Staatsleben zu schaffen, war es von selbst gegeben, daß er an A. einen zuverlässigen Mitarbeiter fand. War doch der Kammerpräsident dem Staatsdienst gewonnen, weil er sich an wichtigen Reformen betheiligt, und jetzt mußten allein schon seine Beziehungen zu Schön, der mit einer seiner Töchter vermählt war, und der bald einen hervorragenden, oft geradezu entschiedenen Antheil an Stein's Schöpfungen erhielt, A. an das große Werk fesseln. Er zeigte sich dabei vor allem frei von jedwedem Standesvorurtheil. So ging von ihm, noch im Spätjahr 1807 der Vorschlag aus, alle Güter von tausend Thalern Werth in den ostpreußischen Creditverein, der durch den Staat subventionirt wurde, aufzunehmen, während jener bisher nur den adligen Gütern zugängig war. Es wurde hierfür die unberechtigte Bevorzugung, die volkswirthschaftliche Nachtheile zur Folge habe, geltend gemacht. Der Vorschlag war aber überwiegend politischer Natur, da durch die Verbindung des Creditvereins mit der Landschaft dem nichtadligen Gutsbesitzer auch der Zutritt zu diesem geöffnet werden sollte. Stein stimmte dem Plane, nachdem er ihn durch die Immediatcommission hatte prüfen lassen, zu, und es wurden alsbald zu einem Landtage, dessen Verhandlungen A. leitete, nun auch Abgeordnete der nichtadligen, sog. kölnischen Gutsbesitzer zugezogen. Der König sicherte dem Kammerpräsidenten einen ferneren Einfluß auf seine Schöpfung, indem er ihn im Februar 1808, unter Belassung seiner übrigen Aemter, zum General-Landschafts-Präsidenten für Ostpreußen er-

nannte. — Wenige Wochen zuvor war der Hof von Memel nach Königsberg übergesiedelt, um hier nun fast zwei Jahre lang zu bleiben. A. und die Seinigen traten dadurch der königlichen Familie persönlich nahe. Die Söhne wurden Spielgenossen der königlichen Prinzen, insbesondere knüpfte sich ein inniges Verhältniß zwischen dem Prinzen Wilhelm und Rudolf, dem zweiten Sohne des Kammerpräsidenten an, das für das Leben andauern sollte. Gewiß waren diese Beziehungen zu dem Hause eines Mannes, der sich eifrig an den Reformen betheiligte, von nicht ganz geringer Bedeutung. A. hatte sich wiederholt gerichtlich über die wichtigsten Angelegenheiten zu äußern. Vor allem lag ihm die Reform der landwirthschaftlichen Verhältnisse am Herzen. Aufgefordert, seine Ansicht über die Verleihung des Eigenthumsrechts an die Mediatbauern darzulegen, rieth er, wie der Minister v. Schrötter u. a., denselben ihren Besitz als Eigenthum, doch mit Einziehung einzelner Gerechtsame zu überlassen.

Nach dieser Theilnahme an der Neuordnung des Staates, und seiner praktischen Brauchbarkeit entsprechend, konnte es wol keinem Zweifel unterliegen, daß A. bei der neuen Behörden-Organisation eine hervorragende Stellung erhalten würde. Als, in Uebereinstimmung mit der Militärorganisation, drei Oberpräsidial-Bezirke für die Monarchie gebildet wurden, mochte es daher auch wol von Anfang an bestimmt sein, daß A. Oberpräsident für Ostpreußen, Lithauen und Westpreußen werden sollte. Die Ernennung erfolgte, gleichzeitig mit der zum geheimen Staatsrath, am 6. December 1808. Doch trat jetzt ein Umschwung in der Politik ein. Wenige Tage zuvor war Stein entlassen. Es folgte das Ministerium Dohna-Altenstein, dessen rathlosen Schwankungen ein Ende gemacht wurde, als Hardenberg abermals in die Verwaltung eintrat. Seine Stellung machte eine Reorganisation der höchsten Behörden des Staates erforderlich, die nach 1810 die Aufhebung der Oberpräsidentenstellen zur Folge hatte. A. wurde in Folge dessen, neben seinen Aemtern als General-Landschafts-Präsident und Curator der Universität, wieder auf seinen früheren, doch stets beibehaltenen Wirkungskreis als Präsident der ostpreußischen Regierung beschränkt. Im folgenden Jahr erhielt er die Würde des Landhofmeisters mit dem Prädicate Excellenz. — Die Jahre der bangen Schwankungen vor dem Ausbruch des Kriegs gegen Rußland scheint A. ganz den besonderen Verwaltungsgeschäften gewidmet zu haben. Die Durchmärsche der Truppen mochten denn auch Sorge genug verursachen. Im December 1812 wurde aber plötzlich ruchbar, daß das große Unternehmen völlig gescheitert. Die kläglichen Ueberreste der stolzen Armee bestätigten die gern geglaubte Kunde. Noch suchten freilich die Franzosen durch Quartieransagen für große Truppenmassen zu täuschen. Doch gelang der Trug nicht. Schon am 18. December berichtete der Landhofmeister, daß, anstatt 100,000 Mann, für welche zunächst Nachtlager verlangt, überhaupt wahrscheinlich nicht 10,000 bewaffnet zusammen seien. Er, wie viele andere, dachten sogleich an Befreiung des Landes. Ehe aber etwas geschehen, kam plötzlich ein Anstoß, der an den ruhigen, umsichtigen Verwaltungsbeamten, an den treuesten Diener des Königs Anforderungen stellte, die weit über das Maß seiner bisherigen, auch politischen Wirksamkeit hinausgingen. Er brachte für A. die härteste Prüfung des Lebens.

Am 5. Januar 1813 räumten die letzten Franzosen Königsberg. Am 8. Abends traf York daselbst ein. Er fand den Landhofmeister, an den er den Sohn Rudolf (s. d.), der unter ihm diente, vorausgesandt, mit dem bisher Geschehenen völlig einverstanden, und offen trat solches hervor, als York am folgenden Tage durch eine studentische Deputation begrüßt wurde, deren Sprecher Hans von Auerswald (s. d.), der älteste lebende Sohn des Oberpräsidenten war. Am 10. aber kamen Nachrichten aus Berlin, wonach der König das mit Jubel begrüßte selb=

ständige Verfahren des Generals gemißbilligt, und den Befehl ertheilte, ihn zu verhaften. Ein Schwanken zwischen Pflichttreue gegen die Befehle des Königs und dem Aufwallen und heißen Patriotismus, der zur Selbsthülfe drängte, durchzog alle. A. war vor allem bedacht, die Autorität des Staates aufrecht zu erhalten. Doch geschahen keine entscheidenden Schritte. Da traf Stein am 22. in Königsberg ein. Der Landhofmeister empfing ihn mit altbewährtem Vertrauen. Stein forderte, gestützt auf eine Vollmacht Kaiser Alexanders, von der bereits Schön nichts hatte wissen wollen, die Berufung eines „Generallandtages“, um „mit den ostpreußischen, lithauischen und diesseits der Weichsel belegenen Herren Ständen“ über die zweckmäßigste Landesvertheidigung zu berathschlagen. A. ging nach einigem Zögern auf die Sache ein, obwol dieselbe weit über seine Competenz hinausreichte, und obwol die russische Vollmacht verletzend für das erwachte preußische Selbstgefühl sein mußte. Am 23. berief er den Generallandtag zum 5. Februar. Kaum war dieses geschehen, als Stein, nur gestützt auf seine russische Vollmacht, mit dem Ungestüm, der ihm eigen, neue Forderungen stellte. Er mischte sich in innere Angelegenheiten, verlangte, daß ihm die Kassenbestände übergeben, und daß Maßregeln getroffen würden, die, ohne rein militärischer Natur zu sein, offene Feindschaft gegen Frankreich zeigten. Da nun stieß er auf heftigen Widerstand, sowol bei A. als auch bei York und dem Grafen Dohna-Schlobitten, dem Präses des ständischen Comités. Gleichzeitig machten die Regierungspräsidenten von Gumbinnen (Schön) und Marienwerder Vorstellungen gegen die Zusammenberufung des Generallandtages, die nur durch den König hätte geschehen können, zumal Westpreußen diesseits der Weichsel gar keine landständische Verfassung habe. A., stets von der größten Pflichttreue beseelt, mußte hierdurch in noch heftigere Erregung kommen, besonders da zu gleicher Zeit die schlimmen Nachrichten aus Berlin eine entmuthigende Bestätigung erhielten.

Wie mußte alles das A., der bisher sein Amt zu so großer Zufriedenheit seines heißverehrten Königs verwaltet, kränken und aufregen! Und nun bestürmte Stein's Ungeduld die Regierung mit noch immer neuen Forderungen. In jener ständischen Sache hatte er freilich nachgegeben: die frühere Verfügung wurde am 25. Januar zurückgenommen, und nun nur von einer „Versammlung der westpreußischen Stände“ gesprochen. Aber alles ging Stein zu langsam und zu bedächtig. Er nahm, getragen von dem Gedanken der großen nationalen Sache, keine Rücksicht auf die schwierige Lage der preußischen Beamten, die auf eigene Hand eine Politik einschlagen sollten, der gerade in jenen Tagen die Staatsregierung offen entgegen getreten war. Insbesondere nahm die Regierung von Ostpreußen mit A. an der Spitze, Anstand, den Finanzoperationen Stein's zuzustimmen. Es geschah schließlich nur zögernd, nur auf ausdrücklichen Befehl, und auch da nicht in dem von Stein gewünschten Umfang. Nun kam es zwischen den leitenden Persönlichkeiten, namentlich aber zwischen A. und Stein, zu heftigen Auftritten, die den Unmuth des letzteren noch erheblich förderten. Er schalt, nach Arndt's Erzählung, den Oberpräsidenten eine alte Schlafmütze ohne Muth und Feuer, wo doch jedes deutsche Herz brennen und jeder Nerv zucken müsse, als sei jede Fiber ein Schwert. A., der nach den Worten desselben Erzählers, nicht so geschwind und entschlossen als Stein, aber keine Schlafmütze, sondern ein gescheidter, tüchtiger, treuer Mann war, der wohl zu führen und zu regieren wußte, wurde nun immer verstimmter und unsicherer in seinen Entschlüssen. Dazu kam nun, daß A. am 29. Januar von einem rheumatischen Leiden befallen wurde, wie es derzeit viel in Königsberg grassirte. Er versah dabei freilich noch die Geschäfte, doch hütete er das Zimmer und benutzte am 1. Februar dieses Unwohlsein gewiß nicht ganz ungern, um zu erklären: „daß es die Krank-

heit ihm für längere Zeit unmöglich mache, außerhalb seines Zimmers Geschäfte zu betreiben". Damit entzog er sich der Leitung der ständischen Versammlung, mit der er am gleichen Tage den geheimen Justizrath Brandt beauftragte. Stein's Zorn brach jetzt erst recht los. Er meinte, A. lege sich aus Furcht vor der Wiederkehr der Franzosen zu Bett. Auch ließ der Gewaltthätige den an Brandt ertheilten Auftrag unberücksichtigt. Schön, den er nach Königsberg berief, sollte die Versammlung leiten. Am 3. kam Schön an. Vergebens machte er den Versuch, A. und Stein mit einander auszusöhnen. Doch gelang es ihm endlich am 4. den Auftrag für Brandt Stein in die Feder zu dictiren, wodurch wenigstens die rein gesetzliche Autorität gewahrt blieb.

Am folgenden Tage, Freitag den 5. Februar, wurde die ständische Versammlung eröffnet. Ein opferfreudiger, herrlicher Geist belebte vom ersten Tage an ihre kurzen, folgenreichen Berathungen. Unter Motivirung von York wurde die Bewaffnung der Provinz, die Errichtung der Landwehr beschlossen. Stein, einsehend, daß seine fernere Anwesenheit der guten Sache schaden könne, verließ hochherzig am 7. Königsberg. A. erklärte sich, auf Grund der ihm zugestellten Berichte, mit den Beschlüssen unter Vorbehalt der königlichen Bestätigung, völlig einverstanden. Er nahm von seinem Zimmer aus unausgesetzt den lebhaftesten Antheil an den Verhandlungen. Auf seinen Betrieb beschloß man, die Absendung einer Deputation an den König, und als nun für diese sein Schwager, der Graf Dohna-Schlodien, gewählt werden sollte, veranlaßte der Landhofmeister selbst davon abzusehen, weil er ihn für die schwierige Aufgabe nicht geeignet erachtete. In wiederholten Conferenzen einigte sich darauf A. auch mit York über einige Differenzpunkte in dem Entwurf, die Errichtung der Landwehr betreffend. Alsdann reiste die Deputation, versehen mit einem befürwortenden Briefe des Landhofmeisters, am 13. Februar ab.

Das große Werk war nun angebahnt. Selbständig, doch geleitet durch die höchsten Behörden der Provinz, erhob sich die Bevölkerung zum Befreiungskampf. A. hatte daran einen vollen und ganzen Antheil. Ihm lag das Ungestüm Stein's fern; er wollte auch ohne Autorisation des Königs nicht weiter gehen, als die Umstände unbedingt erforderten: allein innerhalb dieser Schranken förderte er mit Nachdruck das unternommene Werk. „Durch Sie, schrieb ihm später York, erhielt ich die Mittel zum handeln". Endlich traf sodann auch die Zustimmung des Königs ein. Jetzt konnte sich A. auch mit leichtem Herzen der großen Sache widmen, und ihm war es sodann nicht am wenigsten zu danken, was die Provinz während des ganzen Krieges leistete. Der König erkannte solches an. Er verlieh von Paris aus im Mai 1814 an A. „wegen der für die Sache des Vaterlandes bethätigten Gesinnung" das eiserne Kreuz am weißen Bande. Auch wurde der Landhofmeister im folgenden Jahre beauftragt, als Stellvertreter des Königs bei der Huldigung der von neuem mit Westpreußen vereinigten Districte zu fungiren. Zu gleicher Zeit wurden die Oberpräsidien, doch mit wesentlichen Beschränkungen, wiederhergestellt; A., der bisher schon den früheren Amtstitel fortgeführt, erhielt von neuem die Würde. Sein Bezirk umfaßte jetzt aber nur Ostpreußen und Littauen, während Schön die Leitung von Westpreußen übernahm.

Nun folgten Jahre der Ruhe, wie sie seit Jahrzehnten nicht vorgekommen. Anfangs freilich dachte man keineswegs die früher unterbrochene, dann wieder aufgenommene Umordnung des Staates ins Stocken kommen zu lassen. Mancherlei Reformen, vor allem auch die verheißene ständische Verfassung sollten ins Leben treten. A. betheiligte sich wiederholt an den Berathungen des Staatsrathes, welche dieserhalb in Berlin stattfanden. Wie früher, sprach er sich auch jetzt, namentlich als Bayern im Jahre 1817 die Stimmung der Provinzen er=

kundete, mit Entschiedenheit für eine allgemeine Vertretung aus: „Keine Adelskammern, der große Grundbesitz hat nicht das Zutrauen der Nation, er ist ärmer an Bildung als der Mittelstand".

Die Zeiten waren aber schon vorüber, in denen Aussicht vorhanden, daß solchen Vorschlägen Folge geleistet wurde. Preußen verfiel der Politik, die zu den Carlsbader Beschlüssen führte. Auch A. wurde durch dieselben betroffen. Die strenge Beaufsichtigung der Universitäten, die nun statthaben sollte, gestattete nicht, ihm das seit zwölf Jahren geführte Amt eines Curators der Universität Königsberg zu lassen. Eine Cabinetsordre vom 18. November 1819 enthob ihn seiner Verpflichtungen. Die Universität hatte ihm zwei Jahre zuvor die Doctorwürde verliehen. Sie trennte sich jetzt nur schwer von einem Manne, der ihr einst als Zögling angehört, der sich dann als Curator durch Vervielfältigung des Lehrerpersonals, Erhöhung der Gehalte, Gründung der wichtigsten Institute, Sternwarte, botanischer Garten rc., die wichtigsten Verdienste um sie erworben. — Die Geschäfte des Oberpräsidiums führte A. noch bis zum Jahre 1824. In diesem Jahre ließ eine Abnahme der Kräfte es ihm wünschenswerth erscheinen, der Bürde ledig zu werden. Der König ertheilte ihm in anerkennenden Worten des Dankes für seine vieljährigen treuen Dienste am 13. April die Entlassung: „Ihr Andenken wird fort und fort in diesem Lande leben" schrieb ihm damals der Minister Graf Dohna. A. erhielt, indem Ost- mit Westpreußen zu einem Bezirk vereinigt wurden, in Schön seinen Nachfolger.

Den Rest seiner Tage verlebte A. auf seinem Gute Faulen. Landwirthschaftliche Interessen sowie eine ausgedehnte Beachtung der neuen Litteratur boten seinem regen Geist Anlaß genug zur Beschäftigung. Zunehmende Kränklichkeit veranlaßten ihn im Herbst 1832 nach Königsberg überzusiedeln, um Aerzte in der Nähe zu haben. Hier ereilte ihn der Tod.

Vgl. über die äußeren Lebensverhältnisse: Voigt, Beiträge zur Gesch. der Familie von Auerswald; Königsberg 1824. 8. (Nicht im Buchhandel.)

Usinger.

Auerswald: Hans Adolf Erdmann v. A., geb. in Ostpreußen 1792, † am 18. September 1848, war der älteste Sohn des Landhofmeisters Hans Jakob von Auerswald und der Gräfin Sophie zu Dohna-Lauck. Der Vater nahm an der Vorbereitung der Erhebung Preußens 1812 und 1813 einen hervorragenden Antheil, war Schön und den Grafen Alexander und Friedrich Dohna befreundet. Die Familie stammte aus Sachsen, das Stammhaus war Auerswald bei Chemnitz. Doch war die Familie dort seit 1719 ausgestorben und nur ein Zweig — seit dem 15. Jahrhundert in Ostpreußen und im Besitze der Güter Plauth und Tromnau — pflanzte sie fort. Der zweite Sohn des Landhofmeisters war Rudolph, später Generallandschaftsrath, dann 1848 Minister-Präsident, bei General von Pfuel das Minister-Präsidium übernahm. Der dritte, Alfred, war Regierungsrath, und 1848 kurze Zeit Minister des Innern. Alle drei Brüder, namentlich Rudolf, waren Jugendbekannte des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm. Hans v. A. trat 1813 in die Armee, wurde 1818 zum Generalstabe versetzt, 1831 Major im Generalstabe, 1841 Commandeur des 1. Dragoner-Regiments, bald darauf Oberst; erhielt 1846 die 12. Cavallerie-Brigade und wurde 1848 zum Generalmajor ernannt. Bei den Wahlen zum Frankfurter Parlament wurde er in drei Wahlkreisen gewählt und schloß sich dort der conservativen Partei an, trat aber weder als Redner, noch als Parteiführer hervor. Am 17. Sept. 1848 wurde unter Leitung von Zitz eine

Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt abgehalten, in welcher die Majorität des Parlaments, die den Waffenstillstand zu Malmoe genehmigt, für Verräther am Vaterland, Freiheit und Ehre erklärt und dieser Beschluß dem deutschen Volke bekannt gemacht wurde; der Aufstand am nächsten Tage war eine Folge dieser aufreizenden Versammlung. Eine Rotte von Aufständischen suchte den Reichsminister Heckscher und den Fürsten Felix Lichnowsky, wenn überall bei den Thaten eines trunkenen und aufgeregten Pöbelhaufens von Plan und Absicht die Rede sein kann. — A. war mit dem Fürsten Lichnowsky ausgeritten; vor dem Friedberger Thor wurden sie angegriffen, versuchten auszuweichen, aber bei der Bethmann'schen Villa wurde A. durch einen Pistolenschuß getroffen, der ihn sofort tödtete. Fürst Lichnowsky wurde später ergriffen, erlitt die grausamsten Mißhandlungen und starb erst am folgenden Morgen. Obwol v. A. dem Majoritätsbeschluß beigestimmt hatte, so scheint das Attentat nicht gegen ihn gerichtet gewesen zu sein; er wurde nur als Begleiter Lichnowsky's ermordet, welcher eines der Ziele der sogenannten Volkswuth war. —

A. war ein großer, schöner Mann, von großer Herzensgüte und festem Charakter. Er galt für einen ausgezeichneten Officier von gründlicher Bildung und ausgebreitetem Wissen. Die warme patriotische Begeisterung, welche die Jahre seiner Jugend erwärmte und erhob, hat ihn nie verlassen. —

v. Meerheimb.

Auerswald: Rudolf von A., der zweite Sohn des Oberpräsidenten und Landhofmeisters v. Auerswald wurde geboren 1. Sept. 1795 in Marienwerder, wo sein Vater als Kammerpräsident an der Spitze des Regierungscollegiums stand, † 1866. A. brachte seine Jugendjahre in Königsberg zu, wohin sein Vater 1802 — als Oberpräsident von Ostpreußen — versetzt wurde, und trat, bald nachdem er sein Universitätsexamen gemacht hatte, in das 1. Leibhusaren-Regiment ein, in welchem er mit dem Armeecorps des General York den Feldzug von 1812 in Kurland und Livland mitmachte, und ebenso auch die Feldzüge von 1813, 14 und 15, in denen er sich das eiserne Kreuz erwarb. Nach dem Frieden wurde er dem 6. Ulanen-Regiment aggregirt, wurde Premier-Lieutenant und kam als Adjutant zur 13. Cavalleriebrigade, welche General v. Lützow commandirte, nach Münster. Im April 1820 wurde er Rittmeister und nahm Anfang 1821 seinen Abschied.

Er hatte sich schon 1817 mit einer Cousine — der Gräfin Adele Dohna aus dem Hause Lauck — verheirathet, kaufte sich nach seinem Austritt aus dem Heere in Ostpreußen, im Kreise Heiligenbeil, an und wurde 1824 Landrath dieses Kreises, welchem Posten er bis 1834 vorstand. Nachdem er ihn niedergelegt hatte, wurde er 1835 von der preußischen Landschaft zum General-Landschafts-Rath gewählt und bekleidete diese Functionen bis 1842. Inzwischen war er auch 1838 zum Oberbürgermeister der Stadt Königsberg ernannt worden, in welcher Stellung er gleichfalls bis 1842 verblieb. Noch während seiner Amtsführung als Landrath von dem Alt-Brandenburger Kreise als Abgeordneter der Ritterschaft in den Provinziallandtag der Provinz Preußen gewählt, nahm er in demselben bald eine einflußreiche Stellung ein, fungirte während mehrerer Sessionen als Stellvertreter des Landtagsmarschalls und trug 1840 in dem Königsberger Huldigungslandtage, als einer der politischen Leiter desselben wesentlich zu dem berühmten Beschlusse bei, der die Krone um die Gewährung der 1815 von Friedrich Wilhelm verheißenen reichsständischen Vertretung ersuchte und damit den Anstoß zu der liberalen Bewegung in Preußen gab.

v. A. schied jedoch schon zwei Jahre darauf — im Sommer 1842 — aus seiner ständischen Wirksamkeit, so wie aus den in seiner heimathlichen Provinz von ihm bekleideten Stellungen, aus und nahm den ihm von der Staatsregierung angetragenen Posten eines Regierungspräsidenten in Trier an, wo er fast 6 Jahre verblieb und sich durch die umsichtige und humane Führung der Verwaltung eine seltene Beliebtheit nicht blos in jenem Regierungsbezirke, sondern selbst über denselben hinaus in der ganzen Rheinprovinz erwarb.

Gleich nach der Märzrevolution kehrte er unter dem Ministerium Camphausen, als Oberpräsident der Provinz Preußen, nach Königsberg zurück, verließ aber diese Stellung schon wenige Monate darauf, Ende Juni nach dem Rücktritt des ersten Märzministeriums, und übernahm in dem Ministerium, welches jenem folgte, den Vorsitz und zugleich das auswärtige Departement. Seine Verwaltung behauptete sich jedoch inmitten der von allen Seiten einstürmenden Schwierigkeiten kaum ein Vierteljahr; sie wurde durch den bekannten Beschluß der Nationalversammlung vom 7. September, der das Einschreiten gegen die reactionären Elemente in der Armee verlangte, gestürzt. A. wurde nach seinem Rücktritt wieder zum Oberpräsidenten der Provinz Preußen ernannt, welche Stelle inzwischen unbesetzt geblieben war. Als nach der Auflösung der Nationalversammlung und Octroyirung der Verfassung zur Revision der letzteren die neugewählten beiden Kammern zusammentraten, kehrte er als Abgeordneter der ersten Kammer nach Berlin zurück und wurde zum Präsidenten derselben gewählt, welches Amt er auch in der folgenden Session, die vom August 1849 bis in den Februar 1850 währte, bekleidete. Er nahm darauf am Erfurter Parlament als Mitglied des Staatenhauses Theil und führte auch in dem letzteren den Vorsitz. Am Schluß dieser mit nur geringen Unterbrechungen fast fünfzehn Monate währenden parlamentarischen Thätigkeit vertauschte er die Oberpräsidentur der Provinz Preußen mit der der Rheinprovinz und hielt sich während einiger Jahre vom parlamentarischen Leben fern. Die Verwaltung des Rheinlandes, in welchem ihm das Vertrauen und die Sympathien der dortigen Bevölkerung in reichem Maße entgegenkamen, führte er jedoch kaum ein Jahr. Als nach dem Tode des Grafen Brandenburg und dem Schiffbruch der deutschen Politik Preußens, welchen der Olmützer Vertrag besiegelte, auch im Innern unter dem Ministerium Manteuffel-Westphalen die Reaction völlig die Oberhand gewann, und im Frühjahr 1851 die Reactivirung der Provinziallandtage erfolgte, wurde A. in Folge einer an das Ministerium gerichteten Denkschrift, in der er seine Bedenken gegen diese Maßregel entwickelte, zur Disposition gestellt. Länger als zwei Jahre enthielt er sich jetzt jeder thätigen Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten und verwendete diese Zeit zu größeren Reisen, die ihn zuerst nach Paris, dann nach Algier und Tunis und über Malta und Sicilien durch ganz Italien führten. Erst gegen Ende des Jahres 1853 nahm er wieder ein Mandat für das Haus der Abgeordneten an und wurde bald eines der leitenden Mitglieder der liberalen Opposition, obwol er nur in seltenen Fällen die Tribüne betrat. Diese einflußreiche Stellung verdankte er theils seiner bedeutenden und in ungewöhnlichem Grade gewinnenden Persönlichkeit, theils seinen nahen Beziehungen zum Erben des Thrones, dessen volles Vertrauen er genoß. Sein für die liberale Partei wichtiges und folgenreiches Verhältniß zum Prinzen von Preußen führte in seinen ersten Anknüpfungen bis auf die Knabenzeit Auerswald's zurück, während welcher einige Jahre hindurch die königliche Familie nach dem Tilsiter Frieden ihren Aufenthalt in Königsberg nahm und die damals noch im Jugendalter stehenden Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses in häufigem Verkehr mit den Kindern des Oberpräsidenten v. Auerswald standen. Als der Prinz von Preußen im Herbst 1857 in Folge der schweren Erkrankung Friedrich

Wilhelms IV. zuerst nur als Stellvertreter des Königs die Zügel der Regierung ergriff, blieb er in diesem engen Verkehr mit A., und sobald er ein Jahr darauf als Regent die volle Regierungsgewalt in die Hand nahm, erfolgte die politische Krisis, welche das Ministerium Manteuffel zum Rücktritt nöthigte. Die oberste Leitung der darauf folgenden Verwaltung, die unter dem Namen des Ministeriums der „neuen Aera" bekannt geworden ist, wurde zwar dem Fürsten v. Hohenzollern-Sigmaringen übertragen; v. A. trat demselben nur als Staatsminister ohne Portefeuille bei. Er wurde jedoch mit der Stellvertretung des Vorsitzenden betraut und galt in der öffentlichen Meinung als die Seele des Ministeriums, obwol er eben so selten, wie früher als Abgeordneter, zur Vertretung der Politik desselben das Wort ergriff. Dem Ministerium Hohenzollern kamen bei seiner Ernennung die weitgehendsten Erwartungen der liberalen Partei und der von ihr beherrschten Stimmung des Volkes entgegen. Man hoffte zuversichtlich von ihm die schnelle und gründliche Heilung aller durch die lange Reactionszeit verursachten Leiden und Schäden, ohne sich darüber klar zu werden, mit wie großen Schwierigkeiten die neue Verwaltung zu ringen hatte. Das Beamtenthum war zum großen Theil noch dem gestürzten Systeme ergeben und gab den Maßregeln der Nachfolger desselben nur eine lässige oder widerwillige Unterstützung, welche deren beabsichtigte Wirkung häufig lähmte oder geradezu annullirte. Am Hofe wurde die „neue Aera" durch einflußreiche Factoren unausgesetzt bekämpft und behindert, und die hartnäckige Opposition der feudalen Mehrheit des Herrenhauses legte sie fast brach auf dem Felde der Gesetzgebung. Es konnte unter solchen Umständen nicht fehlen, daß die hochgespannten Erwartungen des Landes nach und nach einer immer tieferen Enttäuschung Platz machten, und daß man bald selbst das unbestreitbare Verdienst des Ministeriums Hohenzollern, den Bruch mit dem zehn Jahre lang geübten Systeme der Willkür und die Rückkehr zu den besseren Traditionen der preußischen Verwaltung, zu unterschätzen begann. In diese schon sichtlich herabgehende Stimmung des Landes fiel nun im Beginn des Jahres 1860 die Einbringung der thatsächlich mit der durch den österreichisch-französischen Krieg veranlaßten Mobilmachung schon der Hauptsache nach ins Werk gesetzten Heeresorganisation vor den Landtag, und dieselbe wurde bald zum Anlaß tiefer Verstimmungen zwischen dem Ministerium und seiner eigenen Partei. v. A., der nur selten im Landtage zur Vertheidigung der Politik des Ministeriums eintrat, wendete desto größere Anstrengung in seinem Verkehr mit den parlamentarischen Parteien und ihren Leitern zur erfolgreichen Durchführung der Regierungspolitik auf, und dadurch, wie durch seine Beziehungen zum Prinz-Regenten, fiel ihm, obwol er kein bestimmtes Departement verwaltete, gerade die aufreibendste Thätigkeit in den wichtigsten Fragen zu. Namentlich für die Durchsetzung der Heeresorganisation, von deren unabweislicher Nothwendigkeit er tief durchdrungen war, setzte er seine ganze Kraft ein. Es gelang ihm jedoch nicht, mit der gemäßigt liberalen Mehrheit des gleich nach dem Amtsantritt des Ministeriums Hohenzollern im November 1858 gewählten Abgeordnetenhauses die Heeresorganisation zu einem gesetzlichen Abschluß zu bringen. Die ganze Angelegenheit blieb in dem Stadium eines noch dazu unklaren Provisoriums und gab bei den Ende 1861 stattfindenden Neuwahlen den Anlaß zur völligen Sprengung der altliberalen Partei, auf deren Unterstützung die Existenz des Ministeriums beruhte. Die Majorität der neuen Kammer war von einer viel schärferen politischen Färbung und stürzte sehr bald — März 1862 — das Ministerium — vielleicht ohne es selbst zu wollen — durch einen an sich nicht einmal wichtigen Beschluß in Betreff der Einrichtung des Budgets. v. A., der bereits seit dem Beginn des Jahres schwer erkrankt und seit Kurzem erst Reconvalescent war, trat jetzt mit dem größten

Theil seiner Collegen zurück; waren auch die Hoffnungen, mit denen er das Staatsruder ergriffen hatte, nicht in Erfüllung gegangen, so hinterließ doch das Ministerium, in dem er eine hervorragende Wirksamkeit geübt hatte, ein ehrenvolles Andenken, durch das, was es trotz so vieler Hindernisse geleistet, und durch die Lauterkeit seiner Absichten, wie seiner Maßregeln. Er zog sich jetzt gänzlich von dem Felde politischer Thätigkeit zurück und lehnte ein ihm angebotenes Mandat zum Abgeordnetenhause unter Berufung auf seine angegriffene Gesundheit ab. Vielfache Beweise der königlichen Gunst wurden ihm auch in seiner Zurückgezogenheit zu Theil, unter anderem die Ernennung zum Oberburggrafen von Marienburg, eine für ihn gestiftete hohe Hofcharge, die mit der Aufsicht über das berühmte ehemalige Hochmeisterschloß verbunden war. v. A. erholte sich bald von seiner Krankheit und verlebte in Berlin, im Sommer auf Reisen, noch drei ungetrübte Jahre. Im Laufe des Sommers 1865 traten aber bedrohliche Anzeichen eines wol schon längere Zeit latenten Herzleidens auf und bildeten sich bald zu einer Herzbeutelwassersucht aus, die ihn am 15. Januar 1866 in Berlin im 71. Jahre seines Lebens hinraffte. Seine Gattin war ihm schon im August des Jahres 1859 vorangegangen. R. v. Bardeleben.

Auffenstein: Konrad I. v. A. (Ownstein, Ouwenstein, Anfenstein), Begründer der Macht seines Hauses im Kärntnerlande. Als die Karlsberge, das bisher mächtigste Geschlecht allhier durch die Katastrophe von 1293 in Ungnade fielen, erwarb Konrad v. Auffenstein, der sein Emporkommen offenbar der Gunst Mainhard's von Tirol, Herzogs von Kärnten (s. 1286) verdankt, die Marschallswürde von Kärnten, 1294 Schloß und Herrschaft Karlsberg und allgemach eine solche Gütermasse in Tirol, Kärnten, Steiermark, daß man Konrads Glück dunkeln Mächten zuschrieb und dasselbe mit dem Wunderringe des Schärfenberger's (s. Ottokar's Reimchronik, Pez, Scr. rer. austr. III. Bd. cap. 577—581) in Verbindung brachte. Auch unter den Habsburgern, denen Konrad der Aufensteiner, nach Angabe der vita Karoli quarti (Böhmer's Fontes rer. germ. II. 248), 1335 Kärnten in die Hände spielen half, fanden Konrad und seine Söhne und Enkel ihre Rechnung, bis zu dem unglücklichen Aufstandsversuche der letzteren von 1368 wider die österreichischen Herzoge Albrecht III. und Leopold III., bei dem das Haus seine Machtstellung einbüßte. Die Geschichte dieses Aufstandes entbehrt noch erschöpfender und unanfechtbarer Quellennachweise. Der Ausgang des Geschlechtes wird von der jedenfalls sehr ausgeschmückten Erzählung in Megiser's Kärntner Chronik — an den Aufstand des mißvergnügten Friedrich III. v. A. 1395(6) geknüpft, den der damalige Landeshauptmann Konrad von Kreig, Haupt des mit den Auffensteinern rivalisirenden Geschlechtes, mit Erfolg bekämpft haben soll. Seit dieser Zeit oder richtiger seit 1368 verschwindet auch das Geschlecht aus der Geschichte; seine Burgen und Güter fielen großentheils an die Landesfürsten. Sieht man von dem, jedenfalls sehr bedenklichen, Histörchen Megiser's zum J. 1395/6 ab, so hätte der letzte Auffensteiner, einer anderen Tradition zufolge, 1368 mit seiner Gefangenschaft den Aufstand gebüßt und 1396 sein Leben als Domherr beschlossen. — An Konrad v. A. den Begründer der Macht seines Geschlechtes in Kärnten erinnern die Reste der Burgen: Zarlsberg, Naudenstein, Hardeck, Gutenstein, Buchenstein und Strechau.

Vgl. Megiser's Annales Carinthiae od. Kärntner Chronik Bd. I. — A. Weiß, Kärnthens Adel bis z. Jahre 1300. Wien 1869, S. 47 f.

Krones.

Auffenberg: Joseph Freiherr v. A., dramatischer Dichter, geb. zu Freiburg 25. Aug. 1798, † 25. Dec. 1857. Er studirte zu Freiburg seit 1813 die Rechte, unterbrach aber das Studium, um 1815 mit einem Freunde nach

Griechenland zu gehen. Doch kamen beide nur bis nach Oberitalien und kehrten von dort in zerrüttetem Zustande zurück, worauf A. Militärdienste in Oesterreich nahm, aber bei einem Besuche in Wien, von Schreyvogel aufgemuntert, den Entschluß faßte, sich ganz der Dramatik zu widmen. Auf Wunsch seines Vaters, eines fürstenbergischen Hofmarschalls, kehrte er nach Baden zurück und trat als Lieutenant in das badische Gardeducorps. Seit 1822 beim Hoftheatercomité in Karlsruhe beschäftigt und bald Präsident desselben machte er, nachdem das Comité 1832 aufgelöst worden, eine Reise nach Spanien, auf der er vor den Thoren Valencias mörderisch angefallen, mit 23 Wunden in das Hospital del Cid aufgenommen und unter der Pflege barmherziger Schwestern hergestellt wurde, wie er in seiner lebhaft und anschaulich geschriebenen „Humoristischen Pilgerfahrt nach Granada und Cordova“ (Stuttg. 1835) berichtet. Er setzte zum Dank das Hospital zum Erben seines Nachlasses ein. Er starb als badischer Hofmarschall. Seine dramatischen Dichtungen entlehnen ihren Stoff gern aus entlegenen Zeiten und Ländern und behandeln dieselben mehr rhetorisch als dramatisch, offenbar nach dem Muster Schiller's, aber darin unähnlich, daß sie nirgends einen nationalen Zug herauszufinden und wirksam zu machen wissen. Zu nennen sind das Trauerspiel „Pizarro“ (Bamberg 1823), „Die Flibustier“, „Coligni“, „Wallas“, „König Erich“, „Das Opfer des Themistokles“, die nach Walter Scott gearbeiteten Schauspiele „Fergus Mac Ivor“ und „Der Löwe von Kurdistan“, besonders aber das dreitheilige dramatische Gedicht: „Alhambra“ (Karlsr. 1829—30. 3 Bde.), das eher ein dialogisirter Roman als eine Trilogie genannt werden kann. Auch einen Roman verfaßte er: „Die Furie von Toledo“ (Karlsr. 1832). Seine sämmtlichen Werke erschienen in 3 Ausgaben (Wiesbaden 1843—45. 20 Bde.; 1846. 21 Bde. und 1855. 22 Bde.). — Vgl. Theater-Lexikon. Altenb. 1839. 1. 164. Goedeke, Bd. 3. 882 f.

Von einem älteren Benedict v. A. erschien zu Wien eine Gedichtsammlung „Poet. Versuche“ (1789) und, mit Gruber und Schleifer gemeinsam: „Denkmal der Freundschaft“ (1792). Auch ist er Verfasser eines dramatischen Sittengemäldes „Amalie von Nordenfeld oder die Freimaureraufnahme“ (1794).

K. Goedeke.

Aufschnaiter: Benedict Anton A., um 1700 Capellmeister zu Passau und fleißiger Kirchen- und Instrumentalcomponist. Er soll auch viel herausgegeben haben, doch kennt man nur: „Concors discordia“, 6 Ouvertüren, 1695; „Dulcis fidium harmonia“, 8 Kirchenson. à 4; „Vesperae“ etc. 4 voc. concert. 2 Violin. 2 Violis necessar., 4 Rip. pro pleno choro, Violone cum dupl. B. C., 1709; „Alaudae V“, 5 Messen, 1711; und „12 Offertoria“, 1719.

v. D.

Aufseß: Hans Freiherr von und zu A., geb. 7. Sept. 1801, † 6. Mai 1872, ist einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankens entsprossen, das im Mittelalter Bischöfe und Domherren aus seiner Mitte hervorgehen sah und, nachdem es sich der Reformation angeschlossen hatte, Staatsmänner und Kriegsmänner berühmten Namens gestellt hat. Frühe verwaist, genoß er guten und sorgfältigen Unterricht, so daß er schon 1816 die Universität Erlangen bezog, wo er sich der am 1. Dec. 1817 entstandenen Burschenschaft mit voller Hingebung an die von ihr getragene Idee eines einigen, freien Deutschlands anschloß. Als im Febr. 1822 ein Auszug der gesammten Studentenschaft nach dem alten Universitätsorte Altdorf stattfand, eilte auch er, damals schon von Erlangen abgegangen, herbei und die am 5. März 1822 zurückkehrende Schaar sah es gerne, daß er an ihrer Spitze den Zug der Heimkehrenden eröffnete. Er promovirte als Doctor der Rechte, heirathete Fräulein Charlotte von Secken-

dorff und gedachte nun das Leben eines freien Landedelmanns führend und im Kreise einer zahlreichen und schön aufblühenden Familie lebend, für das deutsche Vaterland, fern von allem demagogischen Treiben, durch die Wissenschaft, und zwar durch Förderung der Kenntniß der Vorzeit, den vaterländischen Sinn neu zu stärken und zu beleben. Eine durch eigene Mittel sorgfältig gesammelte Bibliothek und Alterthümersammlung sollte nach seiner Ansicht die Grundlage bilden, auf welcher ein Verein, zu dem er alle und jede empfängliche Gemüther herbeiziehen zu können hoffte, das für den Einzelnen zu groß und zu schwierig werdende Werk weiter förderte. Im Herbste 1833 veranlaßte er zu diesem Ende eine Zusammenkunft in Nürnberg, welche aber bei aller Anerkennung der Idee, dennoch sich nicht im Stande fand, selbstthätig in die Sache einzutreten, theils weil die Anwesenden nur zum kleinen Theile Männer vom Fache waren, — Spindler und Wilhelm von Chézy waren auf einer Lustreise hiehergekommen, ein im Leben Kaspar Hauser's bekannt gewordener Gendarmerieofficier mochte wol als Späher, ob nicht etwas Demagogisches eingeschmuggelt werden sollte, sich den Anschein eines Wissenschaftfreundes gegeben haben, — theils weil die damals viel geltende Stimme des Karl Heinrich von Lang sich mit gewohntem Hohne gegen das Riesenunternehmen erhob, theils, weil die allgemeine Stimmung damals zu sehr durch Zeitbewegungen in Anspruch genommen, theils, weil der Unternehmer selbst keine Berühmtheit war, so daß außer einem nach ein Paar Jahren entstandenen Nürnbergischen Lokalverein, der aber auch nur ein todtgeborenes Kind war, obgleich er nach Außen hin längere Zeit für bestehend galt, das Unternehmen scheiterte. A. war aber nicht der Mann, einen mit solcher Innigkeit und Liebe gefaßten Plan durch engherzige Abkehrungen von demselben fallen zu lassen. Er hielt den Plan fest, vermehrte seine Sammlungen fortwährend, und wirkte ununterbrochen, so weit es ihm möglich war, für denselben. Als im Herbst 1846 der erste Germanisten-Verein zu Frankfurt zusammentrat, fand sich A. ebenfalls daselbst ein und legte eine Denkschrift vor, in der sein Gedanke reifer und vollständiger entwickelt war. Hier nun waren entschieden vorzugsweise Männer vom Fache beisammen, die Gebrüder Grimm, Dahlmann, Gervinus, Uhland, Ranke, Schmeller und Andere, — aber A. hatte wieder dasselbe Schicksal. Dann kamen die Jahre 1847 und 1848, in denen ein großer Theil des fränkischen Adels vor der durch Demagogen aufgewiegelten Menge auf ihren Landsitzen sich bedroht fand und die verhältnißmäßig größere Sicherheit in den zwar auch bewegten aber doch mehr Schutz darbietenden Städten aufsuchte. Zu diesen gehörte auch A., der mit dem größten Theil seiner damals schon sehr angewachsenen Sammlungen nach Nürnberg zog, und bald ein eigenes Haus, nahe am Thiergarten-Thor, käuflich erwarb. Während dieses Aufenthaltes nun gelang es ihm, das Germanische Museum zu gründen, als dessen Stiftungstag der 17. Aug. 1852 anzusehen ist, an welchem Tage an der zu Dresden, unter Vorsitz des damaligen Prinzen, nachmaligen Königs Johann von Sachsen gehaltenen Versammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher die Gründung eines deutschen Nationalmuseums und zwar mit dem Sitz zu Nürnberg beschlossen und Freiherr von A., der seine ganze Bibliothek und Kunstsammlung demselben vorläufig als Grundstock auf 10 Jahre unentgeltlich überließ, als dessen erster Vorstand ernannt wurde. Die Anerkennung des Museums als einer Stiftung zum Zwecke des Unterrichts, mit der Eigenschaft und den Rechten einer juristischen Person, erfolgte von Seiten der königl. bairischen Regierung im Febr. 1853, und nun konnte A., obgleich noch immer nicht unerhebliche Schwierigkeiten zu bewältigen waren, sich glücklich preisen, am Ziele seiner Bestrebungen angelangt zu sein.

Das Museum selbst gibt durch den seit 1853 erscheinenden monatlichen

Anzeiger und seine Jahresberichte Auskunft über seine Thätigkeit. Ebenfalls der unermüdlichen Thätigkeit des Gründers ist es zuzuschreiben, daß dem Museum endlich die ehemalige Carthause zu Nürnberg als fester Besitz überlassen wurde, worüber sich der vierte mit Ende 1857 ausgegebene Jahresbericht eingehend ausspricht, so wie auch, daß gleich von Anfang an ausgezeichnete Männer an die Anstalt als Beamte gezogen wurden, von denen Dr. Frommann und Dr. v. Eye noch jetzt an derselben wirken, andere aber, wie Dr. Bartsch in Heidelberg, Dr. Barack in Straßburg, Dr. Johannes Falke in Dresden, Dr. Jakob Falke in Wien, Dr. Müller in Hannover, u. s. w. sich einen litterarischen Namen erworben haben, dessen Begründung in die Anfänge des Germ. Museums zurückreicht. A. beschied sich selbst, kein Gelehrter zu sein, wußte aber in den meisten Fällen seine Mitarbeiter glücklich zu wählen, er selbst behielt sich nur die Anordnung und Leitung des Ganzen vor, und ein organisatorisches Talent besaß er in hohem Grade. Dabei war er eine umgängliche, der Geselligkeit zugethane Natur. Nie aber verlor er seine Hauptaufgabe, für das Museum thätig zu sein, aus den Augen und versäumte nichts, demselben bei Hoch und Niedrig Freunde zu erwerben, so daß die anfangs prekäre Existenz der nur auf freiwillige Beiträge gestützten Unternehmung jetzt, da seine Nachfolger in gleichem Geiste zu wirken fortfuhren, als gesichert angesehen werden darf. Nachdem A. zehn Jahre lang die Vorstandsschaft des Germ. Museums bekleidet hatte, fand er sich, laut der dem Anzeiger von 1862 Nr. 8 beigegebenen Beilage in der am 17. Aug. 1862 gehaltenen Conferenz und Feier der zehnjährigen Existenz der Anstalt, veranlaßt, seine Stelle niederzulegen, worauf er zum Ehrenvorstand auf Lebenszeit ernannt wurde. Die Gründe, die ihn zu diesem Schritte bewogen, sind zwar nicht öffentlich ausgesprochen, ergeben sich aber leicht aus der weiteren Geschichte des Museums. Hinfort für sich selbst in wissenschaftlicher Muße zu leben, war ein Grund, der auch wol eingewirkt hat. Er kaufte das Gut Kreßbrunn am Bodensee, wo er in der Beschäftigung mit der Geschichte seines Geschlechts den größten Theil seiner Zeit zubrachte, obgleich ihn theils die Angelegenheiten des Germanischen Museums, das ihm natürlich noch immer am Herzen lag, theils andere Geschäfte von dort zu Reisen veranlaßten. Für seine Geschlechtsgeschichte hatte er die umfassendsten Vorarbeiten gemacht, wie er denn ein unermüdlicher Arbeiter und stets mit der Feder bereit war. Von seinen Schriften seien hier erwähnt: „Geschichte des Hauses Aufseß“, 1. Heft. Baireuth 1838. — „Historische Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse zu Aufseß“, Nürnbg. 1842. — „Ueber den Ehescheidungsgrund in der christlichen Kirche“, Baireuth 1838. — „Rechtsverhältniß des Privatgottesdienstes und des öffentlichen Gottesdienstes“, Erlangen 1845. — „Sendschreiben an die erste allgem. Versammlung deutscher Rechtsgelehrten“, Nbg. 1846. — „Schicksale des Schlosses Freienfels“, Baireuth 1866. — „System der deutschen Geschichts- und Alterthumskunde“, 1853. — „Denkschrift an die deutsche Bundesversammlung“, 1853. Zu kleineren Schriften veranlaßte ihn Polemik verschiedener Art, namentlich Angriffe auf das Bestehen und das System des Germ. Museums. Seine Gesundheit schien unanfechtbar, er war mäßig in seiner Lebensweise. Seit 1870 aber litt er an asthmatischen Beschwerden. Leider glaubte er sich 1872 der Einladung zu dem Stiftungsfest der Universität Straßburg nicht entziehen zu dürfen und begab sich, obgleich krank und matt, dahin. In Straßburg war es ihm doch nicht möglich, der Feier beizuwohnen. Das Zimmer hütend, ward er leider am Abend des Festtages durch ein Mißverständniß das Opfer einer thätlichen Mißhandlung (vgl. Correspondent von und für Deutschland vom 12. und 13. Mai 1872). Sofort abgereist, führte er noch bis zu seiner Ankunft in Münsterlingen

am 4. Mai sein Tagebuch fort. Am 6. starb er; am 11. wurde er in seinem Stammschloß Aufseß beerdigt. Lochner.

Aufseß: Jodoc Bernard Freiherr von A., geb. 1670, † in Würzburg 2. April 1738, erhielt bereits am 12. Juni 1683 eine Dompräbende in Bamberg und am 23. Februar 1686 eine solche in Würzburg. Als junger Domherr lebenslustig und verschwenderisch, suchte er dies später dadurch gutzumachen, daß er einem, wie es scheint schon 1709 festgestellten Plane gemäß aus seinen Ersparnissen ein Erziehungsinstitut für arme Knaben gründete, das „Freiherrlich von Aufsessische Studienseminar" zu Bamberg, welches eine Pflanzschule der ausgezeichnetsten Männer Frankens — d. i. der ehemaligen Hochstifte Bamberg und Würzburg, — geworden ist. A. war übrigens auch Propst des Collegiatstiftes St. Stephan zu Bamberg, hochfürstl. würzburgischer geheimer Rath, wie auch Universitäts-Receptorats-Präsident.

S. Gutenäcker, Zur Geschichte des Freiherrlich von Aufsessischen Studienseminars zu Bamberg (aus dem XXIX. Berichte des hist. Vereins zu Bamberg. 1866). Ruland.

Augheim: Brunwart von A., Minnesänger. Der Stammsitz des Geschlechtes, dem Brunwart angehörte, ist wahrscheinlich Augheim (jetzt Auggen) im Breisgau, eine Stunde südlich von Mülheim an der Eisenbahn nach Basel. Brunwart kommt 1286 als Lehensmann des Markgrafen Heinrich von Hochberg, zehn Jahr später in einem Vergleich zwischen dem Bischof Konrad von Straßburg und der Stadt Freiburg vor. In Stil und Gedanken nähern sich seine Gedichte dem älteren Minnesange. — (v. d. Hagen, Minnesänger 4. 417 f.). Wilmanns.

August, Fürst zu Anhalt, der vierte Sohn Fürst Joachim Ernsts und der zweite von dessen zweiter Gemahlin Eleonore von Würtemberg, ward 13. Juli 1575 geboren, † 1653. Er erhielt mit seinen älteren Brüdern, von denen der dritte, Bernhard, bereits 1596 starb, eine treffliche Erziehung und bildete sich auf größeren Reisen weiter aus. Als die schon auf dem Landtage von 1589 beredete Theilung des von seinem Vater vereinigten Fürstenthums Anhalt 1603 fester bestimmt werden sollte und es sich zeigte, daß eine Trennung in mehr als vier Theile nicht wohl ausführbar war, so daß einer der damals noch lebenden fünf Brüder, Johann Georg, Christian, August, Rudolf und Ludwig anderweit entschädigt werden mußte, trat unser Fürst freiwillig zu Gunsten seiner jüngeren Brüder zurück, erklärte sich zufrieden mit der vereinbarten Geldabfindung, die theilweise in Gütern angelegt werden sollte und behielt sich nur die Erbfolge für seine Nachkommen vor, falls eine der vier Linien erlöschen würde. Nachdem diese Theilung 1606 wirklich ins Werk gesetzt worden, entstanden zwar manche Zwistigkeiten mit Fürst August über die Art, wie die ihm bestimmte Abfindung zu regeln sei, da passende Güterankäufe sich nicht thun lassen wollten, bis endlich 1611 Fürst Christian von Bernburg seinem Bruder das Amt Plötzkau für den Preis, zu dem es ihm selbst angerechnet worden und mit der Bedingung des Rückfalls, wenn Fürst August's Linie in irgend einem Landestheil zur Regierung berufen würde, überließ. Nun lebte Fürst August auf dem Schlosse zu Plötzkau, beschäftigte sich viel mit chemischen und alchymistischen Studien, war aber stets für das Wohlergehen seines kleinen Gebiets besorgt und nahm regsten Antheil an allen sein Heimathland berührenden inneren und äußeren Angelegenheiten.

Der bald hereinbrechende dreißigjährige Krieg betraf nicht nur das Amt Plötzkau, sondern auch das Zerbster Land hart, über welches Fürst August nach dem im Jahre 1621 erfolgten Tode seines Bruders Rudolf nach dessen letztwilliger Verfügung für den minderjährigen Erben, Johann, die Regierung führte,

ohne daß der Fürst der allgemeinen Noth Abhülfe zu schaffen vermochte. Er sorgte aber nach Kräften, wo es ihm möglich war, und der Zerbster Antheil verdankte ihm manche gute Einrichtungen, was aber nicht verhütete, daß er nach dem Regierungsantritt des jungen Fürsten 1642 mit diesem über manche Verhältnisse in unerquickliche Streitigkeiten gerieth, die erst 1647 durch eine kaiserliche Commission ihre Erledigung fanden.

Ebenso gut führte er auch nach dem im Jahre 1650 erfolgten Tode seines Bruders Ludwig von Köthen bis zu seinem eigenen, 1653, die Vormundschaft über dessen minderjährigen Nachfolger Wilhelm Ludwig.

Nach dem Tode des Fürsten Christian von Bernburg 1630, war Fürst August der älteste seines Hauses und übernahm als solcher hausgesetzlich die Leitung der Gesammtangelegenheiten desselben. In dieser Stellung erwarb er sich große Verdienste, denn namentlich durch seine Bemühungen einigten sich 1635 die einzelnen anhaltischen Fürsten dahin, sich nie zu trennen, ohne gemeinschaftliche Berathung keinen Bund einzugehen oder Bestallung anzunehmen, und, da Anhalt im Reiche nur ein Fürstenthum wäre und ungetrennt bleiben müsse, das schon 1606 und 1611 eingesetzte Seniorat noch mehr festzustellen und zu bestimmen.

Der unter seinem Seniorate endlich 1648 eintretende Friede gab zwar Anhalt das ersehnte so widerrechtlich entzogene Aschersleben nicht wieder, beließ es aber im Besitz des eingezogenen Stiftsgutes Gernrode ꝛc. Vor allem galt es nun die Wunden, welche der Krieg geschlagen, zu heilen und stand dabei die Frage wegen der enorm gewachsenen Schuldenlast in erster Reihe. Es war Fürst August beschieden, auch noch die Regulirung dieser für Anhalt so wichtigen Angelegenheit bewirken zu können; noch vor seinem Tode ward 1652 der merkwürdige Landtag gehalten, welcher die Verfassung des Landes unter Gewährleistung und Bestätigung des Kaisers und des Reichs feststellte. Die Stände übernahmen die Schulden und deren Tilgung, die Fürsten einigten sich mit dem Lande über die Steuern, es ward Verbesserung der Rechtspflege zugesagt und manche andere wichtige Beschlüsse wurden gefaßt. Fürst August erlebte aber deren Ausführung nicht mehr, er starb nach längerem Leiden am 22. Aug. 1653 und hinterließ von seiner Gemahlin Sybille, einer Gräfin zu Solms, drei Töchter, die unvermählt starben, und drei Söhne, Ernst Gottlieb, der ihm nach sieben Monaten im Tode folgte, Lebrecht und Emanuel, die 1665 durch das Aussterben der Fürst Ludwig'schen Linie in Köthen in den Besitz dieses Landestheils gelangten, wogegen Plötzkau an Bernburg zurückfiel. Beide Fürsten regierten gemeinschaftlich, aber nur Fürst Emanuel setzte den Fürst Augustäischen Stamm fort, der 1847 mit dem Tode des Herzogs Heinrich erlosch.

Fürst August war von hoher Gestalt, hervorstechenden Geistesgaben, ein frommer, gläubiger Christ, ein guter, sorgsamer Gatte und Vater und ein reger Förderer jedes geistigen Aufschwungs. Der von seinem Bruder Ludwig geleiteten „Fruchtbringenden Gesellschaft“ gehörte er seit 1621 als „der Sieghafte“ an, sein Zeichen war das Kraut Allermannsharnisch (Victorialis), sein Motto: Zu seiner Zeit. Siebigk.

August Georg, Markgraf von Baden-Baden, geboren als jüngster Sohn des Markgrafen Ludwig Wilhelm 4. Jan. 1706 zu Rastatt, ward in früher Jugend dem geistlichen Stande bestimmt, unter die Zahl der Kölner Domherren aufgenommen und im Jahre 1728 zum Domdechant zu Augsburg ernannt. Indeß empfing er nur die Weihe eines Subdiaconus, verließ, durch eine Bulle Papst Clemens' XII. vom 6. Sept. 1734 dazu ermächtigt, den geistlichen Stand wieder, und schritt am 7. Dec. 1735 zu seiner Vermählung mit Maria Victoria, Prinzessin von Aremberg. Am 22. Oct. 1761 trat Markgraf August Georg

die Regierung der Markgrafschaft Baden-Baden an, nachdem sein Bruder Markgraf Ludwig Georg, ohne Söhne zu hinterlassen, gestorben war. Seine Regierung ist durch keinerlei hervorstechende Züge ausgezeichnet; er war von wohlwollender Gesinnung, aber schwach und völlig in den Händen des Klerus. Mit großer Mühe gelang es, da seine Ehe kinderlos blieb, dem Haupte der baden-burlach'schen Linie, Markgraf Karl Friedrich einen Erbvertrag (abgeschlossen am 28. Jan. 1765) zu Stande zu bringen, der den Anfall der baden-baden'schen Lande an die durlach'schen und damit die Vereinigung dieser Territorien sicherte. A. G. starb 21. Oct. 1771. v. Weech.

August der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, von seinen Zeitgenossen ein Wunder unter den Fürsten seiner Zeit genannt, unter den frommen Fürsten der gelehrteste, unter den gelehrtesten der frömmste, wurde geb. 10. April 1579 zu Dannenberg, † 17. Sept. 1666. Sein Vater war Herzog Heinrich von Braunschweig, dritter Sohn Ernst des Bekenners. A. war das siebente und jüngste Kind seiner Ehe mit Ursula, Prinzessin von Sachsen-Engern. Er erhielt seinen Namen nach seinem Oheim, dem Kurfürsten August von Sachsen; bei seiner Geburt ahnte wol Niemand, daß er einst diesen verheißungsvollen Namen als Begründer der jüngeren wolfenbüttelschen Linie des braunschweigischen Hauses in der That führen sollte. Die Erziehung des jungen Prinzen war nach der Sitte seiner Zeit, mehr noch nach eigener Neigung, eine gelehrte. Seine noch erhaltenen Schulhefte bezeugen, wie er zu lernen und zu arbeiten bemüht war. An seinem sechszehnten Geburtstage konnte er 1594 die Universität zu Rostock beziehen und das ihm übertragene Rectorat am 30. April mit einer selbst gearbeiteten lateinischen Rede über Strenge und Milde antreten. Später bei Niederlegung des Rectorats hielt er eine Rede über die Frage: ob der Mensch aus freier Wahl böse sei? Von Rostock ging er nach Tübingen, woselbst er zwei Jahre studirte und ebenfalls zum Rector gewählt wurde. Nach dem Tode seines Vaters verließ er, zwanzig Jahre alt, die Universität und begab sich auf Reisen durch Italien und Sicilien bis nach Malta, durch Frankreich und England und kehrte dann nach seiner Heimath zurück, wo er zufolge eines mit seinem ältesten Bruder Julius Ernst abgeschlossenen Vergleiches seine Residenz in dem Städtchen Hitzacker (seinem Ithaka, wie er es nannte) aufschlug, um ganz seinen gelehrten Neigungen zu leben. Hier füllte er dreißig Jahre glücklicher Muße aus mit dem Studium der Wissenschaften, einem ausgebreiteten gelehrten und politischen Briefwechsel, der in mehr als 30 Foliobänden noch vorhanden ist, und mit größeren und kleineren Reisen, über welche er ein eigenhändiges genaues Tagebuch führte, welches auf der Wolfenbütteler Bibliothek aufbewahrt wird. Besonders beschäftigte ihn das Ansammeln seines Bücherschatzes, aus welchem die Wolfenbütteler Bibliothek hervorgegangen ist. Hier schrieb A. unter dem Namen Gustavus Selenus (d. h. Augustus von Lunaeburg) sein großes Werk über „Das Schach- oder Königsspiel", diesem ist zu Ende angefügt ein sehr altes Spiel, genannt „Rythmomachia", Leipzig 1616, Fol., welches länger als ein Jahrhundert hindurch als ein Hauptwerk in diesem Fache galt und Uebersetzungen in das Italienische und Französische erlebte; ferner: „Cryptomenyticae et Cryptographiae libri IX." Lunaeb. 1624. — Am 11. Aug. 1634 war das mittlere Haus Braunschweig-Wolfenbüttel mit Herzog Friedrich Ulrich ausgestorben. Nach längeren Unterhandlungen fiel ihm aus der Erbschaft das Fürstenthum Wolfenbüttel zu, indem sein älterer Bruder Julius Ernst zu seinen Gunsten auf dasselbe verzichtet hatte. Im J. 1635 trat er die Regierung an, welche er, obschon damals bereits 55 Jahre alt, noch 32 Jahre hindurch mit kraftvoller Hand segensreich geführt hat. Die ersten acht Jahre mußte er in der Burg zu Braunschweig residiren, weil Wolfenbüttel erst im

J. 1643 von den Kaiserlichen geräumt wurde, auf welches Ereigniß er die bekannten Glockenthaler prägen ließ. Bei seinem Regierungsantritte befand sich das Land in einer so traurigen Verfassung und war durch die schwache Regierung seines Vorgängers so heruntergekommen, daß er am Tage des Vergleichsabschlusses an einen befreundeten Fürsten schrieb: „Gestern ist mir das Fürstenthum Wolfenbüttel zugefallen. — Gott stehe mir bei"! Mit kräftiger Hand, mit demselben Eifer, mit welchem er seinen Studien obgelegen, stellte er die Ordnung im Lande wieder her. Eingedenk des schon in seiner Antrittsrede zu Rostock ausgesprochenen Grundsatzes: „ein guter Fürst sei wenig oder gar nicht von einem guten Hausvater unterschieden", hatte er, wie in seiner Bibliothek, die größte Freude daran, Alles selbst zu ordnen und zu registriren. Er setzte eigenhändig eine Ordnung der Frühpredigten für die Schloß- und Stadtkirche auf, ernannte den Helmstedter Professor Christoph Schrader zum Oberinspector aller Schulen des Landes, erließ 1651 eine vortreffliche Schulordnung, ordnete im Vereine mit den Landständen das Consistorium und schuf dasselbe eigentlich ganz neu, erließ 1655 die Klosterordnung und 1657 die Agenda oder Kirchenordnung, die Kanzlei- und Hofgerichtsordnung und mehrere das Rechtswesen betreffende Verordnungen, sorgte für Regulirung des Steuerwesens und für Besserung der Wege. Daneben gab er das wissenschaftliche Arbeiten nicht auf. Im J. 1640 erschien von ihm die „Geschichte des Herrn Jesu, des Gesalbten Leyden, Sterben und Begräbnisse, aus der Evangelisten Schriften von Neuem ordentlich zusammengetragen" und zwar aus eigener Uebersetzung, nicht etwa nach der Lutherischen. Im J. 1644 folgte die „Evangelische Kirchen-Harmonie d. i. der Hochheiligen Schrift unterschiedene Texte und Worte" u. s. w. ebenfalls nach eigener Uebersetzung des Bibeltextes mit vielen Kupfern. Der Herzog arbeitete ein Jahr an der Schrift und corrigirte auch selbst den Druck. Er hatte die Freude, daß das Buch sechs Auflagen erlebte. Regiren und studiren ging bei dem thätigen, rastlosen Fürsten Hand in Hand. Sein Briefwechsel mit den größten Gelehrten und Staatsmännern seiner Zeit über alle mögliche Gegenstände ist vollständig erhalten. Einst schrieb ihm ein Pastor aus der Heide, er habe mit einem Jesuiten Streit über die Reliquienverehrung; da habe der eine Stelle des Kirchenvaters Chrysostomus angeführt, aber anders als er, der Pastor, sie gelesen zu haben glaube; da er nun keinen Chrysostomus im Hause habe, so bitte er, „obgleich Sr. Fürstlichen Gnaden ganz unbekannt, Dieselben wollen auf Dero weltberühmten Bibliothek einmal nachsehen lassen". Der Herzog schickte dem Pastor eine eigenhändige, zwei Folioseiten lange Antwort, deren Entwurf noch bei jenem Briefe liegt; darin theilt er ihm nicht allein die Stelle nach allen Ausgaben und Handschriften mit, sondern setzt auch seine eigene Ansicht in einer Weise auseinander, deren sich der gelehrteste Theologe nicht zu schämen brauchte. Staunenswerth ist, was Herzog A. in seinem langen Leben mit dem bereits in der Jugend angenommenen Wahlspruch: „Expende" „Alles mit Bedacht" ausgeführt hat. Bei allen seinen Studien fand er noch Zeit zu ausgedehnten Reisen, er fand ganz besonderes Vergnügen an der Jagd, am Fechten und Ritterspiel; im Armbrustschießen hatte er es zu einer ganz besonderen Fertigkeit gebracht, kein Pferd bestieg er, was er nicht selbst zugeritten hatte. Nur das Kriegswesen gewährte ihm keine Lust. Sein liebster Aufenthalt war die Bibliothek, zu der er von Jugend auf gesammelt hatte und die bei seinem Tode bereits über 180000 Bände, nebst einem Schatze der werthvollsten Handschriften, enthielt und den Ruhm hatte, eine der bedeutendsten Büchersammlungen der Welt zu sein. Alle Arbeiten auf der Bibliothek, Correspondenz, Ankauf der Bücher, Anordnung und Aufstellung derselben besorgte er selbst. Mit eigener Hand verfaßte er den Katalog in vier starken Bänden im größten Folio, jeder über

tausend Seiten, in großen Zügen, sauber und gleichmäßig, wie aus einem Gusse, geschrieben, obgleich er eine Arbeit von mehr als dreißig Jahren ist. Dazu kommt noch ein fünfter Band, der den alphabetischen Katalog bildet. „Das Ganze ist ein Werk von staunenswerther Geduld und wahrhaft ehrwürdig, wenn man bedenkt, daß es die Frucht der Mußestunden eines regierenden Fürsten ist, der darüber nie die Regentenpflicht verletzt hat". In der von Fürst Ludwig von Anhalt gestifteten „Fruchtbringenden Gesellschaft" führte er den Namen: der Befreiende. — Mit besonderer Vorliebe sorgte A. für seine Residenzstadt Wolfenbüttel. Die von ihm angelegte Vorstadt führt nach ihm den Namen Auguststadt. Er starb, nachdem er in fünfzig Jahren keine Krankheit gehabt hatte, 87 Jahre alt. Winkelmann, der Verfasser des braunschweigischen Regentenbaumes, rühmt von ihm, daß er „ein gottseliger, friedfertiger, kluger und gelehrter und bei diesen gefährlichen Zeiten ein hocherwünschter Regent war. Mit dem Geistlichen redete er andächtig, mit dem Juristen rechtskräftig, mit den Aerzten heilsamlich, mit den Weltweisen klug und vernünftig, mit den Künstlern kunstmäßig und wußte sich in allerlei Discurse zu finden". Dreimal war Herzog A. verheirathet; zuerst 1607 mit Clara Marie, Tochter des Herzogs Bogislav von Pommern, Wittwe des Herzogs Sigismund August von Mecklenburg, geb. 10. Juli 1574, † 16. Febr. 1623, dann im J. 1623 mit Dorothea, Tochter des Herzogs Rudolf von Anhalt-Zerbst, geb. 1607, † 26. Sept. 1634 und zuletzt am 13. Juli 1635 mit Sophia Elisabeth, Tochter des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, geb. 20. Aug. 1613, † 12. Juli 1676 auf ihrem Wittwensitze zu Lüchow. Diese eiferte ihrem Gemahl nach in der Liebe zur Kunst und Wissenschaft, war erfahren in vielen Sprachen und ist als Componistin von Kirchenmusiken, wie als Verfasserin verschiedener „Sing- und Freudenspiele" z. B. der „Minervä-Banquett", „Ballet der Zeit" u. s. w. nicht unbekannt. Die geistlichen Lieder ihres Stiefsohnes Anton Ulrich versah sie mit zum Theil gelungenen, tief empfundenen Melodieen. — Aus den beiden letzten Ehen hinterließ Herzog A. drei Söhne, Rudolf August, Anton Ulrich, welche ihm in der Regierung folgten, und Ferdinand Albrecht, so wie drei Töchter, Sibylle Ursula, vermählt mit Herzog Christian von Holstein-Glücksburg, Clara Augusta, Gemahlin des Herzogs Friedrich von Würtemberg, und Maria Elisabeth, vermählt mit Herzog Adolf Wilhelm von Sachsen-Eisenach und darauf, nach dessen Tode mit Herzog Albrecht von Sachsen-Coburg. Es existirt von Herzog A. eine große Zahl, zum Theil guter Portraits und Abbildungen.

Vgl. Martin Gosky: Vita et fama Divi Augusti. Fol. — Apfel, Herz. August der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg als Rector der Universitäten zu Rostock und Tübingen. Wolfenbüttel 1854. 4. — Bethmann, Herzog August der Jüngere, der Gründer der Wolfenbütteler Bibliothek. Wolfenbüttel 1863. 8. Spehr.

August Friedrich, Prinz von Braunschweig, ältester Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, geboren zu Wolfenbüttel 24. Aug. 1657, besuchte, nachdem er eine standesgemäße Erziehung genossen, im J. 1672 die Universität Straßburg, begann nach zweijährigem Aufenthalte daselbst die große Tour durch Frankreich, Schweiz und Italien, wo er am Turiner Hofe und in Rom mit großen Ehren empfangen wurde und sich an letzterem Orte der besonderen Zuneigung der Königin Christine von Schweden zu erfreuen hatte und in Neapel durch den spanischen Vicekönig, Marquis d'Astorga, mit großen Auszeichnungen geehrt wurde. Am 15. Juni 1675 kam der Prinz nach Wien; hier wurde er zum kaiserlichen Obersten ernannt und ihm am 26. Aug. 1675 das Regiment Graf Sparr zu Fuß verliehen. Am 6. Nov. desselben Jahres kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, verlobte sich am 10. Dec. mit der Prinzessin

Sophia Dorothea, der Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, der nachherigen Gemahlin des Kurprinzen Georg von Hannover, der als König Georg I. den englischen Thron bestieg. Sophia Dorothea ist durch ihr Liebesverhältniß mit dem Grafen Philipp Christoph von Königsmark und durch ihre lange Gefangenschaft auf dem Schlosse zu Ahlden, unter dem Namen der Herzogin von Ahlden, bekannt geworden. Am 21. März 1676 folgte Prinz August Friedrich seinem Regimente nach Frankfurt am Main und nahm Theil an der Belagerung der Festung Philippsburg. Hier wurde er am 19. Juli in die Laufgräben zur Ablösung der in denselben befindlichen Truppen beordert, auch hatte er den Befehl am folgenden Morgen die vorliegende Contrescarpe zu stürmen. Der Sturm, an vier Orten ausgeführt, gelang vollkommen, aber Prinz Friedrich A. wurde durch eine Flintenkugel am Hinterkopfe getroffen, in Folge welcher Verwundung er am 22. Aug. 1676 zu Speier im neunzehnten Jahre starb. Seine Leiche wurde am 6. Oct. in Wolfenbüttel im Erbbegräbnisse beigesetzt. Zeitgenossen rühmen von ihm, „daß man nicht leicht einen Fürsten finden werde, bei dem die Tapferkeit, der Verstand und die kluge Conduite in schönerer Vereinigung zu sehen gewesen". Auf seinen Tod erschienen Traueroden in lateinischer und deutscher Sprache und sein Vater ließ Gedächtnißmünzen und einen jetzt selten gewordenen Begräbnißthaler prägen. Auch existirt von ihm ein schönes Portrait nach einem Gemälde von J. Burckhard von Barthol. Kilian gestochen.

Rehtmeier, Braunschweig-Lüneburgische Chronik. III. 1572 f.

Spehr.

August Ferdinand, Prinz von Braunschweig, dritter Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht I. von Braunschweig-Bevern, ist auf dem Schlosse Bevern 29. Dec. 1677 geb., † 1704. Nach dem Tode seines Vaters kam er zu seinen Oheimen, den Herzögen Rudolf August und Anton Ulrich, nach Wolfenbüttel, wo er theils durch besondere Lehrer, theils auf der dortigen, von Anton Ulrich im J. 1687 gestifteten Ritterakademie seine Bildung erhielt. Im J. 1692 unternahm Prinz A. F. eine Reise nach Schweden und Dänemark und machte dann im J. 1694 den Feldzug unter dem Könige Wilhelm III. von England in den spanischen Niederlanden mit, kehrte darauf nach Wolfenbüttel zurück, wo er zum Obersten des Leibregiments Herzogs Anton Ulrich ernannt wurde, als welcher er im J. 1695 der Belagerung von Namur beiwohnte. Im folgenden Jahre wurde dem Prinzen A. F. das Commando über das wolfenbüttelsche, zur Reichsarmee gestellte Contingent übertragen und er erwarb sich durch Eroberung des festen Schlosses Ebernburg großen Ruhm. Die beiden folgenden Jahre brachte er in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Ferdinand Albrecht in Italien zu, wo er in Florenz, Rom und Neapel mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach dem Ryswiker Frieden begab er sich im J. 1698 nach Ungarn, machte dort unter Eugen von Savoyen einen Feldzug gegen die Türken als Volontär mit und war bei der Belagerung der Festung Temeswar gegenwärtig. 1702 war er bei der Belagerung von Landau thätig. In dem spanischen Erbfolgekriege befehligte Prinz A. F. als Generalmajor das Contingent des niedersächsischen Kreises unter dem Markgrafen Ludwig von Baden und eroberte Schloß und Stadt Friedberg. In dem Feldzuge des J. 1704 erhielt er am 2. Juli den Auftrag, den Schellenberg bei Donauwörth mit Sturm zu nehmen. Er hielt eine feurige Rede an seine Truppen und eilte, die Fahne in der Hand, der Schanze entgegen. Da traf ihn eine Flintenkugel in die Schläfe und machte seinem Leben im 27. Jahre in wenig Augenblicken ein Ende. Seine Leiche wurde nach Wolfenbüttel gebracht und darauf im Erbbegräbnisse im Dome zu Braunschweig beigesetzt. Sein früher Tod wurde durch zahlreiche lateinische und deutsche Leichenpredigten und Trauer-

oden verherrlicht, auch sind ihm zu Ehren verschiedene Begräbnißmünzen geprägt.

Rehtmeier, Braunschweig-Lüneburgische Chronik. III. 1604 f.

Spehr.

August Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 8. März 1662 als dritter Sohn des Herzogs Anton Ulrich und der Herzogin Elisabeth Juliane, † 1731. Durch den 22. Aug. 1676 erfolgten Tod seines älteren Bruders August Friedrich (s. d.) erhielt er die Aussicht auf die einstige Regierungsnachfolge. Nach Beendigung seiner Erziehung hielt er sich unter Leitung seines Gouverneurs, eines Herrn von Falkenstein, anderthalb Jahre hindurch in Genf auf, bereiste dann Frankreich und die Niederlande und kehrte darauf nach Wolfenbüttel zurück, wo er in Zurückgezogenheit lebte, da der Vater ihn von jedem Einfluß fern hielt. Aug. Wilhelm war bereits 52 Jahre alt, als er 1714 die Regierung antrat, welche er 17 Jahre hindurch nur dem Namen nach führte. Gutmüthig, genußsüchtig, durch frühe Ausschweifungen geschwächt, hatte er vom Vater wol dessen Sinn für äußere Prachtentfaltung, aber nicht dessen Energie, Ehrsucht und Gelehrsamkeit geerbt. Eine glänzende Umgebung liebend, leutselig und sanftmüthig, ohne jede Leidenschaft, aber auch ohne alle Thatkraft, beschäftigte er sich mit mathematischen und mechanischen Studien, und überließ die Regierung seinen Räthen und Günstlingen. Vom Vater übernahm er dessen einflußreichen Kanzler Philipp Ludwig Probst von Wendhausen, der die Regierung mit starker Hand geführt. Als dieser am 18. Nov. 1718 im 86. Jahre gestorben war, folgte ihm in seinem wichtigen Amte der Geheimerath Urban Diederich Lüdecke (geb. 8. Sept. 1655, zuerst Assessor am Schöppenstuhle zu Halle, dann 1704 Geheimerath und Director des Hofgerichts und des Consistoriums zu Wolfenbüttel, in den Adelstand erhoben und Besitzer des Ritterguts Nieder-Sickte bei Braunschweig, † 29. Nov. 1729), der aber seinen Vorgänger nicht zu ersetzen vermochte. — Den größten Einfluß auf den schwachen Herzog übte dessen Günstling Konrad Detlef von Dehn, welcher als der eigentliche Regent des Landes anzusehen war. Ein geborener Holsteiner, Sohn eines dänischen Obersten, war er unter Anton Ulrich als Page nach Braunschweig gekommen und war durch Geschmeidigkeit und Willfährigkeit gegen die Launen des Herzogs schnell in dessen Gunst gestiegen. Verheirathet mit der einzigen Enkelin des Kanzlers Probst von Wendhausen, hatte er dessen beträchtliche Güter ererbt und wurde für Braunschweig das, was zu gleicher Zeit Flemming und Brühl für Sachsen waren. Seine Lust an Aufwand und Verschwendung traf bei Herzog August Wilhelm auf ein bereites Feld. Bei verschiedenen Gesandschaften im Haag u. s. f. trat er auf wie der Vertreter einer Großmacht. Am 20. Febr. 1720 ward er Erbschenk von Gandersheim und 27. Sept. 1726 von Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben. Sein Palais und französ. Garten in Braunschweig ward von zeitgenössischen Reisenden als Wunder der Bau- und Gartenkunst gepriesen. Als der thatkräftige, redliche, aber rücksichtslose Kammerpräsident Hieronymus von Münchhausen den vielen Mißbräuchen freimüthig entgegentrat und strenge Ordnung einführte, wiederholt auf Einschränkungen drang, wußte Dehn ihn beim Herzoge anzuschwärzen, indem er sich vertrauliche Briefe Münchhausen's an den Blankenburger Geheimerath v. Campen verschaffte, welche Klagen über des Herzogs Prunksucht und Verschwendung enthielten. Eine Untersuchungsbehörde unter Dehn's Vorsitz, und ein Spruch der von dem allmächtigen Günstling abhängigen Universität Helmstedt verurtheilten Münchhausen zum Abschied ohne Pension. Helmstedter Referent war Augustin v. Leyser, Münchhausen's persönlicher Feind. Des Herzogs Bruder aber, Ludwig Rudolf, Kaiser Karls VI. Schwiegervater, der die zum Fürstenthume erhobene Graffschaft Blankenburg

selbständig als Reichsfürst regierte und mit dem älteren Bruder längst verfeindet war, wußte beim Reichshofrathe das Urtheil zu erwirken, daß Münchhausen weder den ihm ertheilten schimpflichen Abschied noch den fiscalischen Proceß verdient habe. Als Ludwig Rudolf im J. 1731 seinem Bruder in der Regierung des Herzogthums Braunschweig nachfolgte, ernannte er Münchhausen, der bereits Geheimerath in blankenburgischen Diensten war, zum Premierminister; Graf Dehn verließ darauf Braunschweig und trat in dänische Dienste. — Von dem Vater hatte A. W. die Lust am Bauen und zu theatralischen Darstellungen geerbt. Der vorzüglichste Bau, welchen er neben vielen anderen aufführen ließ, war das neue Residenzschloß auf dem Grauenhofe in Braunschweig, welches nach einer damals beliebten Spielerei in Form eines W erbaut, durch Brand am 7. Sept. 1830 vernichtet ist. — Unter seiner Regierung erreichten die Vorstellungen in dem „Fürstlichen Opernhause auf dem Hagenmarkte“ in Braunschweig ihren Höhepunkt. Hoftheaterintendant oder nach damaliger Benennung „Capelldirector“ war Graf von Dehn, Capellmeister, zugleich Sänger, der Componist Georg Kaspar Schürmann, und als Sänger wirkten in der Oper besonders die beiden später so berühmt gewordenen Componisten Hasse und Graun. — Um den unangenehmen Eindruck zu schwächen, den des Vaters Uebertritt zur katholischen Religion bei den streng lutherischen Unterthanen hervorgerufen hatte, erließ A. W. bei Antritt seiner Regierung die Verfügung, daß wöchentlich bei Hofe und darnach im ganzen Lande über die Augsburgische Confession und das Corpus doctrinae Julium gepredigt werden solle, auch wurden die beiden Reformations-Jubelfeste in den Jahren 1717 nnd 1730 in Braunschweig mit ganz besonderem Glanze gefeiert. Die von seinem Vater gestiftete Ritterakademie, welche die von ihr gehegten Hoffnungen nicht erfüllt und ihren Zweck, viele junge reiche Edelleute nach Wolfenbüttel zu ziehen, nicht erreicht hatte, ließ er wieder eingehen. — Im allgemeinen kann man über die Landesadministration unter A. W. kein ungünstiges Urtheil fällen. Der zu starke Militärbestand wurde vermindert, als Steuer das Stempelpapier eingeführt. August Wilhelm starb, nachdem er noch im letzten Lebensjahre die zwischen den Königen von England und Preußen entstandenen Irrungen durch persönliche Vermittelung gehoben hatte, kinderlos am 23. März 1731. Er war dreimal verheirathet, am 24. Juni 1681 mit Christine Sophie, Tochter seines Oheims Rudolf August (geb. 2. April 1654, † 26. Jan. 1695), dann mit Sophia Amalia, des Herzogs Christian Albrecht von Holstein-Gottorf Tochter (geb. 19. Jan. 1670, vermählt 7. Juli 1696, † 27. Febr. 1710) und endlich mit Elisabeth Sophie Marie, des Herzogs Rudolf Friedrich von Holstein-Norberg Tochter und Wittwe des Prinzen Adolf August von Holstein-Plön (geb. 2. Sept. 1683, vermählt 12. Sept. 1710, † 3. April 1767).

Rehtmeier's Braunschweigische Chronik. S. 1576—1585 (wo auch die zahlreichen Medaillen abgebildet sind, welche W. A. auf besondere Ereignisse hat prägen lassen). — Venturini, Handbuch der vaterländischen Geschichte, Theil 4. Braunschweig 1809. S. 65—111, mit besonderer Darstellung der Dehn-Münchhausen'schen Händel. Spehr.

August Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Bevern, geb. 1715 in Braunschweig, † 11. Aug. 1781, Ritter des schwarzen Adlerordens, war ein Sohn des Herzogs Ernst Ferdinand, der preußischer General gewesen war. — Bevern trat 1731 in preußischen Dienst, wurde in demselben Jahre Capitän, 1734, wo er den Feldzug am Rhein im Gefolge des Königs mitmachte, Major und 1739 Oberst und Commandeur des Regiments v. Kalkstein. Er wurde bei Molwitz verwundet, zeichnete sich bei Hohenfriedberg aus, war 1743 Generalmajor und 1760 Generallieutenant geworden. — Bevern war für seine Zeit ein

gelehrter Officier, galt für einen großen Taktiker, worunter man besondere Gewandtheit in der Entwickelung der Marschcolonnen zum Aufmarsche und in allen Evolutionen der damaligen Gefechtsordnung verstand. — Wie überall, zeigte Bevern besonders auch bei Lowositz, wo er am linken Flügel commandirte und den Angriff des Dorfes leitete, seltene Tapferkeit; er führte 1757 die Colonne, die über Reichenberg in Böhmen einrückte und siegte dort in einem Gefechte über den österreichischen General Königsegg. — Als am Morgen der Schlacht bei Prag — 6. Mai — der Schlachtplan abgeändert wurde und deshalb auch die Anmarsch-Ordnung geändert werden mußte — statt des rechten Flügels sollte der linke angreifen — gab Bevern den Rath, den linken, an der Queue der Marschcolonne marschirenden Flügel, zugweise an die Tete zu nehmen, eine Operation, die seitdem in der preußischen Armee üblich wurde. Während der Schlacht commandirte er im Centrum und ging dann mit 20000 Mann dem österreichischen Heere, das unter Daun heranrückte, bis über Kuttenberg entgegen. Zu schwach, um eine Schlacht wagen zu können, wurde er, in der Flanke umgangen, über Kuttenberg wieder zurückgedrängt, vereinigte sich mit den Verstärkungen, die Friedrich II. und Tresckow von Prag herführten, und nahm an der unglücklichen Schlacht bei Collin — 18. Juni — Theil, wo er im Centrum des ersten Treffens unter Fürst Moritz von Dessau commandirte. Der König hatte ihn gedrängt, über Czaslau vorzugehen, weil er Daun für schwächer hielt und hatte Bevern Vorwürfe gemacht, weil er nicht energischer vorgegangen sei. Aber Daun's Offensive, die er schon am 12. ergriff, und die Niederlage von Collin rechtfertigten Bevern's Handlungsweise. Als der Bruder des Königs, August Wilhelm, nach dem unglücklichen Rückzuge aus Böhmen in die Lausitz krankheitshalber das Commando abgegeben hatte und der König den Franzosen in Sachsen entgegenging, erhielt Bevern am 24. Aug., gegen seinen Wunsch und seine Vorstellungen, das Commando der Armee, welche bei Görlitz zurückblieb, mit dem schwierigen Auftrage, die Mark mit Berlin, Sachsen und Schlesien gegen das überlegene österreichische Heer zu decken. Bevern erklärte dem König, er sei einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, aber er wurde zum Selbstvertrauen ermahnt, gewarnt keinen Kriegsrath zu halten, sondern eines Mannes Rath (hier Winterfeld) zu hören und selbständig seine Entschlüsse zu fassen. Friedrich II. hatte erwartet, Prinz Karl von Lothringen werde ihm mit einem Theil seiner Armee folgen; da dies nicht geschah, wurde Bevern's Lage immer schwieriger. Dem überlegenen Feinde gegenüber sollte er gute Posten wählen und so lange behaupten, als Lebensmittel da seien, jedes engagement général sorgfältig vermeiden, wenn er nicht den entschiedensten Vortheil auf seiner Seite habe, und die Armee bis Ende Septembers erhalten. Sobald die Armee das Lager bei Bernstädtl aus Mangel an Fourage verlassen müsse, solle sie nach Görlitz gehen und dort im Lager an der Landskrone so lange als möglich bleiben, vor allem sich nicht von Schlesien abdrängen lassen und verhindern, daß Streifcorps in die Mark drängen. Bevern's Armee war 43000 Mann stark; dennoch ging er gleich nach Görlitz zurück und ließ Winterfeld, gegen seine bessere Ueberzeugung, die exponirte Stellung bei Moys einnehmen. Winterfeld wurde von Nadasdy am 7. Sept. angegriffen und blieb im Gefechte. Daß Bevern ihn aus Rancune nicht unterstützt, in der Hoffnung den lästigen Mentor so loszuwerden, ist eine Verläumdung Retzow's, die dem offenen und redlichen Charakter Bevern's widerspricht. Er selbst beklagt in seiner Rechtfertigungsschrift, daß er von nun an Winterfeld's Rath habe entbehren müssen. Auf die vielen Klagen Bevern's über die Schwierigkeit seiner Aufgabe und über seine eigene Unzulänglichkeit, auf seine Bitten um nähere Instruction, antwortete der König, er könne ihm nicht aus weiter Ferne Vorschriften geben, er müsse selbst sehen, urtheilen,

handeln; dagegen wurde ihm die Deckung der Mark und Sachsens nicht mehr zur Pflicht gemacht.

Auf des Intendanten, General Golz', Rath ging Bevern aus Verpflegungsrücksichten nach Liegnitz, statt nach Löwenberg, blieb wieder auf Golz' Rath zu lange bei Liegnitz unthätig stehen, so daß Prinz Karl von Lothringen sich zwischen ihn und Breslau schob. Den trefflich ausgeführten Rückzug auf das rechte Oderufer und durch Breslau hatte er, ohne seine Umgebung um Rath zu fragen, beschlossen und befohlen. Im Lager an der Lohe (linkes Oderufer) stand er wieder unthätig und erwartete die Erlaubniß zum Angriff; als sie endlich eingetroffen, griff er doch nicht an. So fiel Schweidnitz und Nadasdy konnte mit 25000 Mann den Prinzen Karl unterstützen; die Möglichkeit erfolgreicher Angriffe war vorübergegangen. Bei seiner weit ausgedehnten, dominirten Stellung und bei der Verzettelung seiner Cavallerie mußte er geschlagen werden, sobald der an Zahl weit überlegene Prinz Karl den Angriff wagte. Bevern's Plan, die am 22. Nov. verlorene Schlacht bei Breslau durch einen nächtlichen Angriff wiederherzustellen, war unausführbar, um so mehr, da der größte Theil seines Heeres ohne sein Wissen und Willen vom Schlachtfelde abgerückt war. Am folgenden Morgen wurde Bevern durch eigene Unvorsichtigkeit gefangen. Breslau capitulirte schmachvoll und auf dem Rückzuge nach Glogau desertirte ein großer Theil der Armee. Mit Recht trifft Bevern der Tadel, den Friedrich II. in der Histoire de la guerre de sept ans über ihn ausspricht; er war ein trefflicher Mensch, unterrichteter Officier, von seltener Bravour, und ausgezeichneter Führer eines Treffens oder Flügels, aber zum Feldherrn fehlte ihm die Selbständigkeit des Geistes und die Kraft des Willens, und daß er das fühlte, lähmte ihn noch mehr.

1758 wieder ausgelöst, schickte ihn der König als Commandanten nach Stettin; er wurde 1759 General der Infanterie, schloß 16. Mai 1762 den Waffenstillstand mit den Russen, übernahm dann das Commando der pommerschen Truppen, führte sie nach Schlesien und siegte am 11. Aug. bei Reichenbach über Daun. Dann erhielt er den Befehl über alle in Schlesien und der Lausitz stehende Truppen.

Nach dem Hubertusburger Frieden ging Bevern nach Stettin zurück, wo er gestorben ist. v. Meerheimb.

August Paul Friedrich, Großherzog von Oldenburg, der älteste Sohn des Herzogs Peter von Oldenburg und einer Prinzessin von Würtemberg, wurde 13. Juli 1783 auf dem Schlosse zu Rastede geboren, † 1853. Er erhielt mit seinem ein Jahr jüngeren Bruder Georg unter Aufsicht seines schon 1785 verwittweten Vaters von 1788 bis zum Jahre 1803 den regelmäßigen Unterricht durch einen Lehrer des oldenburgischen Gymnasiums, den Subconrector Christ. Kruse, welcher 1827 als Professor der Leipziger Universität starb. Der Herzog Peter, welcher höchst einsichtsvoll über Prinzenerziehung dachte, hatte sich mit Kruse über den Erziehungsplan vollständig in Einvernehmen gesetzt und die jungen Prinzen entsprachen den gemachten Erwartungen vollständig. Das Leben verstrich in ungetrübter glücklicher Gleichmäßigkeit, die nur durch den regelmäßig wechselnden Aufenthalt in Oldenburg, Eutin, Rastede und durch die seltenen und kurzen Besuche bei den verwandten Höfen in Plön, Schwerin und Stuttgart und kleinere Ausflüchte nach Hude, Höven und Zwischenahe unterbrochen wurde. Im Frühjahr 1803, da Prinz August fast 20, Prinz Georg gegen 19 Jahre alt war, bezogen sie die Universität Leipzig, wo sie nicht bloß gelehrte Kenntnisse sammeln, sondern auch die Welt und das Leben kennen lernen sollten. Hier waren nun Platner, Hübner, Beck, Hindenburg, Reissig, Kruse ihre Lehrer, denen der Großherzog August auch später noch mit treuer

Erinnerung dankbar geneigt war. Passende Alters- und Umgangsgenossen fanden sich auch vor und die reichen Häuser Leipzigs sowie die fremden Fürstlichkeiten nebst dem Theater daselbst gaben Veranlassung zu bildender Erholung. Die Ferien wurden zu Ausflügen nach Dresden, der sächsischen Schweiz, dem Erzgebirge, Thüringen u. s. w. benutzt. Im J. 1805 kehrten die Prinzen nach Oldenburg zurück, und machten kleinere Reisen im Vaterlande sie mit demselben genauer bekannt; dann aber gingen sie nach England und Schottland, wo sie bis August 1807 verweilten, bis sie vom Vater nach Oldenburg, das von französischen und holländischen Truppen besetzt gehalten wurde, zurückgerufen wurden. Anfangs 1808 wurde der Prinz Georg nach Rußland geschickt, um bei dem verwandten Kaiserhause eine Zuflucht und einen passenden Wirkungskreis zu finden, was auch in hohem Grade gelang, indem er Gouverneur von Twer ward. Der Erbprinz August begleitete im Herbst 1808 seinen Vater zum Fürstencongresse nach Erfurt, wo er gegen den übermüthigen Sieger Napoleon die tiefste Abneigung faßte, trat aber 1809 seine große Reise durch die Schweiz, nach dem südlichen Frankreich und Italien an, von welcher er im December 1810 nach Oldenburg zurückkehrte, um dort am 13. Dec. 1810 die Einverleibung seines Erblandes in das französische Reich zu erfahren. Er ging nun mit seinem Vater, welcher gegen die Einverleibung einen — vergeblichen — Protest erhoben hatte, nach Petersburg, wo er zum Gouverneur von Estland ernannt wurde und das sogenannte Estländische Bauerngesetz, durch welches für die Befreiung des Bauernstandes gesorgt werden sollte, schon in Angriff nahm, dessen Durchführung jedoch erst nach dem Kriege 1816 vollständig zu Stande kam. Die Estländische Ritterschaft ließ ihm zu Ehren wegen seiner Menschenfreundlichkeit eine große Denkmünze schlagen. Diese friedliche Thätigkeit unterbrach der große Krieg 1812 mit Frankreich, an dem der Erbprinz nebst seinem Vater in erster Linie durch die Errichtung der russisch-deutschen Legion sich betheiligte, dann sich ins Hauptquartier des Kaisers nach Wilna begab und sich vollständig zur Disposition des Generals Barklay stellte, bei Borodino den goldenen Ehrendegen für Tapferkeit und bei Tarutino den Georgsorden erwarb. Der plötzliche Tod seines Bruders Georg rief ihn auf einige Zeit nach Petersburg zu seinem dort weilenden Vater zurück, dann aber schloß er sich der großen russischen Armee wieder an und wohnte der Wegnahme Dresdens sowie den Schlachten von Lützen (2. Mai), Bautzen (20. Mai), Dresden, Kulm und Leipzig bei. Da durch letztere Schlacht das Herzogthum Oldenburg von den Franzosen frei wurde, kehrte der Herzog im November 1813 zurück und rief seinen Sohn zu sich, damit derselbe ihm bei den ersten und nothwendigsten Anordnungen der neuzuschaffenden Staatsverwaltung behülflich sei. Der Erbprinz blieb nun bis zum März 1814, eilte aber dann wieder zur Armee, welche er erst in Paris erreichte. Von da gings mit Kaiser Alexander nach England; im Juli aber zurück nach Oldenburg, von wo er nach Petersburg eilte, um seine Entlassung als Gouverneur von Estland, nach Uebergabe der Gouvernementsgeschäfte, nachzusuchen. Da er aber noch mitten in seinen Arbeiten der „Bauernbefreiung" war, so mußte er — zu seinem und seines Vaters Leidwesen — doch bis zum Frühjahr 1816 bleiben, wo ihm erst vergönnt war, in sein Erbland zurückzukehren. Seinem Vater gehorchend, unternahm er erst noch Reisen nach den verwandten Höfen von Weimar und Stuttgart und verlobte sich im April 1817 mit der Prinzessin Adelheid von Anhalt-Bernburg, welche ihn mit zwei Töchtern beschenkte, dann aber plötzlich starb. Nun vertiefte er sich in die geschäftlichen Arbeiten und die Revision des Strafgesetzbuches, Gemeindeverfassung, Armenwesen, Civilstaatsdienstpragmatik u. a. zeugen von seiner Thätigkeit, die nur durch gelegentliche Reisen unterbrochen wurde. Im J. 1825 vermählte er

sich zum zweiten Male, mit der Prinzeß Ida, der jüngeren Schwester seiner ersten Gemahlin, welche ihm 1827 einen Sohn, den jetzigen Großherzog, gebar. Aber das Jahr 1828 brachte ihm tiefe Trauer, denn er verlor auch diese zweite Gemahlin und am 21. Mai 1829 endete sein Vater zu Wiesbaden. Im vollen Bewußtsein seiner Pflichten als Regent und Stütze seiner Kinder und Neffen (denn die Söhne seines Bruders Georg wurden nach dem Verlust ihrer Mutter in Oldenburg erzogen) verflossen die nun folgenden vierundzwanzig Jahre segensreicher Regierung, in welchen die Beschränkungen des Verkehrs aufgehoben, Medicinal-, Forst- und Jagd-Polizei verbessert wurden, das Kirchen- und Schulwesen eine gründliche Reform erfuhr, ein Hospital, Seminar, eine Bibliothek, ein Theater erbaut wurde, und sich das Land des Wohlstandes unter glücklichen Verhältnissen erfreute. Im J. 1831 vermählte er sich zum dritten Male mit der Prinzessin Cäcilie von Schweden, der jüngsten Tochter des vertriebenen Königs Gustav Adolf IV., welche ihm drei Söhne gebar, von denen zwei gleich nach der Geburt starben, der dritte als Herzog Elimar (am 23. Jan. 1844 geb.) noch jetzt am Leben ist. Die Großherzogin selbst aber starb im Wochenbett am 28. Jan. 1844 und hinterließ einen tieftrauernden Gatten, dessen letzte Jahre durch die politischen Stürme getrübt wurden, wenngleich er der „Gründung einer bundesstaatlichen Verfassung mit einheitlicher Spitze für ganz Deutschland" keineswegs entgegen war, was auch zu ersehen, daß er allen Schritten beistimmte, welche 1848 in Frankfurt für Revision der deutschen Verfassung geschahen, daß er die Reichsverfassung anerkannte, sich bei der sogenannten Union betheiligte, das Erfurter Parlament beschickte und auf dem Fürstencongresse in Berlin persönlich und entschieden die Berechtigung des deutschen Volkes auf eine zusammenhaltende Verfassung aussprach. Für sein Ländchen gab er 1. März 1849 eine freisinnige Verfassung, die allerdings 1852 einer Revision unterworfen wurde, jedoch immer noch zu den freisinnigsten zählt. Die Verwickelungen in Schleswig-Holstein berührten ihn nahe und hier ging seine Ansicht, nach welcher ein Familien-Arrangement das richtige politische Verhältniß der Herzogthümer hätte herstellen können — mit der seines Sohnes, der lediglich die uralten Rechtsverhältnisse als entscheidend wollte gelten lassen, auseinander. Die letzten Jahre litt er an asthmatischen Beschwerden, die ihn sein Leben hindurch quälten, viel mehr als früher und am 27. Febr. 1853 erlag er denselben im 70. Jahre. Es hat wol selten einen Fürsten gegeben, der so viel Herzensgüte und Menschlichkeit gezeigt hat, wie Paul Friedrich August, der, ohne es zu wollen, jedermann für sich gewann, selbst denjenigen, dem er entgegentreten zu müssen glaubte.

Mosle, Paul Friedrich August, Großherzog von Oldenburg. Oldenb. 1865.

Merzdorf.

August Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen, geb. 9. Aug. 1714, † 12. Juni 1758, trat früh in die Armee ein, wurde 1741 zum Generalmajor der Cavallerie, 1745 zum Generallieutenant, 1756 zum General der Infanterie ernannt. Er war ein wohlwollender, sehr liebenswürdiger Herr und wurde von seinen jüngeren Brüdern, den Prinzen Heinrich und Ferdinand zärtlich geliebt. Sie haben dem König den frühen Tod des Bruders nie verziehen und ein Theil der Animosität, die sich in allen aus der Umgebung des Prinzen Heinrich hervorgegangenen Schriften findet (Behrenhorst, Gaudi, Retzow, Kalkreuth), stammt aus dieser Quelle. Nach der Schlacht von Collin und der Aufhebung der Belagerung von Prag hatte der König sein Heer getheilt und die Abtheilung auf dem rechten Ufer dem Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau übergeben. Moritz war ein Mann von seltener Bravour, ein trefflicher Unterfeldherr, aber sehr beschränkt und unwissend und zu einer Feldherrn-Stellung un-

fähig. Den von Moritz projectirten Rückzug auf Zittau hatte der König auf das bitterste getadelt und bestimmt untersagt. —

Um ihn, als den ältesten General dieser Armee — mit Ausnahme des Prinzen von Preußen — nicht zu verletzen, übergab er seinem Bruder Ende Juni 1757 das Commando der Armee von 52 Bataillonen und 80 Escadrons. Winterfeld und Schmettau waren ihm ad latus gestellt und er an deren Rath gewiesen. Der Prinz stand bei Jungbunzlau, der König bei Leitmeritz; er glaubte, daß Lothringen und Daun das Heer ebenfalls theilen und auf beiden Seiten der Elbe vorgehen würden. Bei Uebernahme der Armee an der Iser erhielt der Prinz folgende Instruction: sich möglichst lange bei Jung=Bunzlau zu halten und da immer auf 10 Tage Brod zu haben, um eventuell bei einem Angriffe auf Schlesien bis Schweidnitz rücken zu können; ferner die Augmentationen aus Schlesien heranzuziehen und durch sie Mehltransporte nach Zittau und zur Armee escortiren zu lassen, endlich die Wege genau recognosciren zu lassen. Das Magazin in Jung=Bunzlau fand der Prinz leer; am 1. Juli ging Daun über die Elbe und schob Nadasdy bis eine Meile von Jung=Bunzlau vor. Der Prinz ging nun in zwei kleinen Märschen nach Neuschloß zurück, wodurch er die gerade Straße auf Gabel und Zittau verließ und rückte bald darauf nach Böhmisch=Leypa in eine stärkere Stellung 2 Meilen von Gabel. Beide Rückzüge genehmigte der König nachträglich, schrieb aber warnend: „Wenn Sie sich noch weiter zurückziehen, werden Sie bald mit dem Rücken an den Thoren Berlins stehen".

Da Daun am 7. Juli bei Münchengrätz stand, so besorgte der Prinz bei dessen Vorrücken nach Münchengrätz links umgangen, oder beim Rückzuge über Gabel nach Zittau zu einer Schlacht gezwungen zu werden. Den Rückzug nach Gabel hatte der König schon am 5. genehmigt, jetzt schrieb er, der Prinz solle feste Lager beziehen, alle Verstärkungen aus Schlesien an sich ziehen und dann bis Neuschloß wieder vorgehen, das sei das beste Mittel, Lothringen von allen Offensivoperationen abzuhalten. Aber der Prinz that weder das Eine noch das Andere; er blieb bei Leypa stehen, ließ Gabel am 15. in Feindes Hände fallen, obwol er die Nachricht bekommen, daß er nur von 10000 Mann angegriffen werde. In einem Kriegsrathe am 14., dem Winterfeld Krankheitshalber nicht beiwohnte, wurde weder beschlossen, Gabel zu verstärken oder mit der Armee hinzurücken, noch nach Leitmeritz zur Armee des Königs zu stoßen, sondern das allerschlechteste, nämlich ein Marsch über Kaunitz und Rumburg nach Zittau, „da ein Officier gesagt habe, der Weg wäre gut und auf der besseren Straße über Georgenthal marschire ein Corps Oesterreicher", — was beides nicht der Fall war. Erst am 17. wurde Schmettau zur Verstärkung Zittaus, wo das Hauptmagazin war, abgeschickt, traf aber zu spät ein — am 19. Der Prinz folgte; aber auf den engen und schlechten Wegen, wo Kroaten die Colonnen alle Augenblicke angriffen, enstanden Stockungen, 2000 Mann desertirten, die Fuhrknechte flohen, Pontons, Proviant und Munitionswagen blieben stehen und erst am 22. langte die Armee fast in Auflösung vor Zittau an und hatte fünf Tage gebraucht, um fünf Meilen zurückzulegen. Zittau wurde von den Oesterreichern bombardirt, das Magazin, mit Proviant für 40,000 Mann auf drei Wochen, verbrannt, ein Theil der tapferen Besatzung am 23. gefangen, und der Prinz stand unthätig drei Viertel Meilen davon mit einem den Angreifern von Zittau überlegenen Heere.

Dann ging er unverfolgt in fünf Märschen nach Bautzen, wo seine Armee nach den schwersten Verlusten in völliger Deroute eintraf. Der König, der am 29. bei Bautzen ankam, empfing den Prinzen in wenig zuvorkommender Weise; als dieser ihm die Rapporte überreichen wollte, wendete er sein Pferd um und

ließ ihn stehen. Ueber die Generale, welche des Prinzen Umgebung gebildet — mit Ausnahme Winterfeld's — sprach er sich sehr hart aus. Des Königs Lage war damals verzweifelt; die mangelhafte Führung der Armee des Prinzen hatte ihn gezwungen, Böhmen so früh zu verlassen; dessen ganze Armee war demoralisirt, alle Wagen mußten neu ersetzt werden; Zittau, Gabel mit ihren Garnisonen und großen Magazinen waren in Feindes Hand gefallen. Der Prinz war höchst unentschlossen gewesen und hatte jedes Gefecht geflissentlich vermieden. So war der König in seiner Beurtheilung strenge, vielleicht hart, aber gewiß nicht ungerecht; Gaudi und Retzow lassen sich nur durch ihre Abneigung gegen Winterfeld leiten, dessen Verläumdungen sie die Gereiztheit des Königs Schuld gaben — und ihm schloß der Tod bald den Mund.

Am 30. Juli schrieb der Prinz dem König: „Mein lieber Bruder! Die Briefe, die Ihr mir geschrieben und die Art, mit der Ihr mich gestern aufgenommen, zeigen mir genugsam, daß ich nach Eurer Meinung Ehr und Reputation verloren habe. Dies betrübt mich, schlägt mich aber gar nicht nieder, weil ich mir nicht den geringsten Vorwurf zu machen habe. Ich halte es für unnütz, Euch zu bitten, meine Aufführung untersuchen zu lassen, dies würde eine Gnade sein, so Ihr mir erzeigtet, folglich kann ich mich dessen nicht getrösten. Meine Gesundheit ist durch die Fatiguen, noch mehr aber durch den Verdruß geschwächt, ich habe mich in die Stadt logirt, um mich zu erholen". — Der König erwiderte mit eigener Hand: „Ihr habt durch Eure üble Aufführung meine Sache in verzweifelte Lage gebracht, es ist nicht der Feind, sondern Eure üble Maßregeln, die mir allen Schaden zufügen, meine Generals sind gar nicht zu entschuldigen, weil sie Euch so übel gerathen oder doch zugegeben, daß Ihr so üble Entschließungen genommen. Eure Ohren sind nur gewöhnt, die Reden der Schmeichler zu hören, Daun hat Euch aber nicht geschmeichelt. Ich werde schlagen und wenn wir nicht überwinden können, werden wir uns Alle niedermachen lassen. Ich beschwere mich nicht über Euer Herz, wol aber über Eure Unfähigkeit und Euren Mangel an Beurtheilung". . . .

Bald darauf verließ der Prinz die Armee und ging nach Preußen zurück, wo er gebeugt und bekümmert nach längerer Krankheit in seinem Schlosse Oranienburg starb, von seiner Familie, der Armee und dem Volke, besonders von Allen, die ihm persönlich nahe gestanden, tief betrauert.

v. Meerheimb.

August, Prinz von Preußen — Sohn des am 2. Mai 1813, 82jährig verst. Prinzen Ferdinand und einer Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, Enkelin des großen Kurfürsten — ist der 15. in der Reihe der Chefs der brandenburgisch-preußischen Artillerie. Er ward geb. den 19. Sept. 1779, er starb den 19. Juli 1843. Ein Mann mit schöner, reger Geisteskraft, ein ebenso kühner wie ausdauernder Soldat.

24 Jahre alt, ein Grenadierbataillon in Berlin befehligend, läßt sich Prinz A. die taktische Vervollkommnung (Tirailleurdienst) und die humane Behandlung seiner Truppen sehr angelegen sein. Aus des Prinzen erstem Feldzug, 1806, heben wir 3 Momente hervor: 1. Die Ansprache, welche er (unter dem Eindruck der Nachricht vom Heldentod seines älteren und einzigen Bruders, Prinz Ludwig) an seine Grenadiere richtete, anläßlich der Vorlesung des königlichen Aufrufs an das Heer. „Seid gewiß", sagte er, „daß ich Euch jederzeit den Weg der Ehre und des Ruhms führen werde!" 2. Am 6. October, als aus einem moralisch und physisch geschwächten, von Lebensmitteln entblößten Truppenchaos das Wort „Capitulation" zu des Prinzen Ohr gelangte, verbat dieser es sich sehr ernstlich, daß in seiner Gegenwart von „so Etwas" geredet werde.

3. Des Prinzen und eines Infanterie-Heldenhäufleins mustergültiger Widerstand gegen französische Reiterangriffe, am 28. Oct. Eine 1841 auf dem Gefechtsfeld von Schönwerder bei Prenzlau, von Bewohnern jener Gegend errichtete Granitsäule ehrt diese That. Der Prinz selbst erzählte sie schlicht und kurz in einer Randbemerkung zu v. Tiedemann's „Taktischen Vorlesungen" — abgedruckt wortgetreu in C. v. Decker's „Taktik der drei Waffen", Berlin 1828, publicirt bei Mittler, Thl. I. Seite 218.

Die absolute Unmöglichkeit, weiter kämpfen zu können, ließ den Prinzen, durch einen Prellschuß verwundet, in Kriegsgefangenschaft gerathen (Nancy, Soissons). König Friedrich Wilhelm III. zeichnete des nach dem Tilsiter Frieden Heimkehrenden „rühmliche Entschlossenheit im Feldzuge" aus durch Ernennung zum Generalmajor (Cabinetsordre, Königsberg 8. Aug. 1808) und gleichzeitig zum Befehlshaber der gesammten Artillerie, sowie auch zum Chef des ostpreußischen Artillerieregiments. Freilich mag dieser neue Wirkungskreis unserm Prinzen eine schwere Aufgabe gedünkt haben — er äußert in späteren, eigenhändigen Schriften mehrmals, es sei das Studium der Artillerie ein in gewissen Jahren „behemmtes" —; indeß des Kriegsherrn Befehl, des Monarchen Vertrauen und Scharnhorst's kameradschaftliche Unterweisungen hoben alle Bedenken. „Frisch vom Leder ist halb gefochten"; ein gut alt Sprüchlein. Die Artillerie machte bei ihrer Reorganisation unter dem prinzlichen Chef „Riesenschritte". (S. v. Decker, Gesch. der Geschützkunst, 2. Aufl., 1822.)

Am 1. März 1813 wurde Prinz A. zum commandirenden General der gesammten mobilen Artillerie ernannt. Somit war ihm in der Schlacht bei Groß-Görschen (2. Mai) planmäßig ein Commando über andere Waffen nicht zugetheilt; dennoch leistete der Prinz — weil ihm das Gefechtsterrain zufällig sehr genau bekannt — sehr wichtige Dienste als Truppenführer, kaltblütig und unermüdlich beim Nahgefecht. Es ergab sich ihm hierbei der Anlaß, dem Höchstcommandirenden, Blücher, einzelne Persönlichkeiten in Vorschlag zu bringen für Auszeichnung durch das eiserne Kreuz. Diese „Einzelnen" sind uns Documente für des Prinzen A. Eifer und Thätigkeit an jenem heißen Tage. Der Prinz ging diesmal unverwundet aus dem Kampf hervor — eine Kartätsch- und eine Gewehrkugel trafen ihn am 14. Oct. 1806 —; jedoch sein Pferd wurde ihm erschossen; dasselbe welches Prinz Ludwig geritten an seinem Todestage, bei Saalfeld. Der König anerkannte durch Ertheilung des eisernen Kreuzes (6. Mai) des Prinzen A. neubewährte persönliche Tapferkeit und dessen Dienstbeflissenheit für Preußens Waffenehre. Dieses königliche Zufriedenheitszeichen ermuthigte den Prinzen zur Wiederholung seiner schon beim Kriegsausbruch verlautbarten Bitte: neben seinem ihn während des Feldzugs nicht genügend beschäftigenden artilleristischen Posten eine anderweite Befehlshaberstelle übernehmen zu dürfen. Der König genehmigte dies am 16. August 1813, und ernannte den Prinzen zum Brigadechef („Divisionär" nach heutiger Ausdrucksweise) beim II. Armeecorps „v. Kleist"; gleichzeitig erfolgte die Beförderung zum Generallieutenant. Des Prinzen A. Brigade (die 12.) nahm an beiden Schlachttagen bei Dresden, der Reserve angehörig, keinen wesentlichen Antheil; er selbst aber betheiligte sich mit gewohntem Feuereifer an den Localgefechten. Ein besonderer Ehrentag wurde ihm bei Culm. Hier, in kritischem Schlachtenmoment vom Pferde springend, ergriff Prinz A. die Fahne eines schlesischen Bataillons (kgl. 11. Inf.-Regmts.) und drang an dessen Spitze vor, den Feind mit „Hurrah" durchs Bajonnet zum Weichen bringend. König Friedrich Wilhelm IV. ehrte im J. 1844 das Andenken an diese Leistung, indem er den Schaft jener Fahne zierte durch einen silbernen, sechs Zoll breiten, mit bezüglicher Inschrift ver-

sehenen Ring. Ein Portrait des Prinzen A. im großen Berliner Schloß stellt ihn dar, das Siegespanier hochhaltend, fest und wacker.

Während der Schlacht bei Leipzig glänzte wiederum unseres Prinzen Heldenmuth und seine Truppenführer-Begabtheit. Prinz A. eroberte am 18. Oct. 1813 mit dem Degen in der Hand 15 französische Geschütze in Probstheyda. Der König schenkte ihm eins derselben, den Achtpfünder le Drôle, „auf dem Schlachtfeld als Andenken und Belohnung". Es ist vor des Prinzen Schloß Bellevue, im Berliner sogenannten Thiergarten, aufgestellt worden, ausgestattet mit betreffendem kriegsgeschichtlichem Commentar, und steht auch jetzt noch dort.

1814 leistete der Prinz Hervorragendes bei Vauchamp und Champaubert. Die großen Opfer, welche das Kleist'sche Corps an diesem Gefechtstage gebracht (14. Febr.), veranlaßten, daß Prinz A. fortan zwei Brigaden commandirte. Den 1. April übernahm er, auf königlichen Befehl, „interimistisch" das Commando des II. (Kleist'schen) Corps. Die Beförderung zum General der Infanterie fand statt „in Anerkennung des rühmlichen Antheils zur Erringung des Friedens".

Nach Napoleons Rückkehr von Elba eilte der Prinz von Wien aus nach Berlin zu den artilleristischen Rüstungsarbeiten. Der König beauftragte ihn sodann mit Leitung der Festungsbelagerungen. Prinz A. widmete dieser Aufgabe eine unermüdliche Arbeitsamkeit. Oftmals war er im Laufe des Tages 10 bis 14 Stunden zu Pferd und nahm dann noch völlig aufmerksam Vorträge entgegen. Ein methodisch langsamer Festungsangriff widerstrebte dem Temperament des Prinzen; und so geschah es, daß neun Festungen in kaum 2 Monaten erobert wurden. Es erübrigt uns hier nur die Anmerkung, daß der hochenergische Prinz als Kanonier-General ganz ebenso in den Trancheen, wie ehedem im freien Felde, die augenscheinlichste persönliche Gefahr geringschätzte; vor Avesnes wurde dem Prinzen ein Pferd unter dem Leibe getödtet. Ausführliches „über den Belagerungskrieg 1815" hat F. v. Ciriacy 1818 bei Mittler in Berlin veröffentlicht; gr. 8 mit vielen Beilagen und Plänen.

Prinz A., zurückgekehrt in den Friedensdienst, widmete fortan seinen militärischen Thätigkeitsdrang und seine reichhaltigen soldatischen Erfahrungen lediglich der ihm im letzten Feldzug besonders lieb und werth gewordenen Waffe (Artillerie). Sie verdankte in der Folgezeit ihrem erlauchten Artillerissimus eine umfassende Neugestaltung, namentlich eine wesentliche Vervollkommnung der Haupt-Schußwerkzeuge, sowie eine äußerst fürsorgliche Hebung der wissenschaftlichen Grundlagen. — Eisern streng gegen sich selbst, Andere aber gern rücksichtsvoll beeifernd, leitete und inspicirte Prinz A. während 27 Jahren, mit großer Liebe, Treue und Ausdauer für „Seiner Majestät Dienst" in Berlin und den verschiedenen Provinzen des Staates die Schießübungen und den materiellen, scientifischen und personellen Fortschritt des artilleristischen Heerestheils. (Ein Adjutant des Prinzen schreibt: „Unser Herr macht mit seiner nach allen Richtungen ausgedehnten Thätigkeit seine Umgebung beinahe todt; indeß ist doch mit ihm sehr gut auskommen.")

Am 19. Juli 1843, in Bromberg, bei der Rückkehr von der ostpreußischen Inspicirung, erlag Prinz A. einer Lungenlähmung. Am 29. Juli fand die Beisetzung der Leiche im Dom zu Berlin statt. Die Officiere der gesammten Armee legten wegen dieses Todesfalls einen Armflor an während 14 Tagen. — Aus bester Quelle fügen wir hier, zum Ehrengedächtniß dieses treuen Todten, eine bisher unveröffentlichte Mittheilung an, aus dem Privatleben des Prinzen: Seine Wohlthätigkeitsspenden betrugen in jedem der letzten Lebensjahre 54,000 Thaler.

Des Prinzen A. v. Preußen Bildniß wird als dauernder Hochachtungsbeweis und zu gebührender Nacheiferung, aufbewahrt im Feldmarschallsaal des

Cadettencorps, in der Berliner Artillerieschule, im Officierscasino der Garde-Artillerie.

Jul. Schaller, Denkwürdige Momente aus dem thatenreichen Leben Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen August von Preußen. Berlin 1846, Enslin, kl. 4°; eine Compilation aus bisher zerstreuten Nachrichten. — L. v. Puttkammer (und v. Höpfner), Erinnerungsblätter aus dem Leben Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen A. v. Preußen. Gotha, Druck von Perthes, 1869.

E. Grf. z. Lippe.

August, Kurfürst von Sachsen, geb. 31. Juli 1526, † 12. Febr. 1586, der jüngere Sohn des einer Nebenlinie des Albertinischen Hauses angehörigen Herzogs Heinrichs des Frommen aus der Ehe mit Katharina von Mecklenburg. In seinem Geburtsorte Freiberg, wo der Vater Hof hielt, ehe ihm nach dem Tode des Herzogs Georg (1539) die Regierung des Albertinischen Stammlandes zufiel, genoß A. als Knabe den Unterricht des klassisch gebildeten Rectors Rivius, welcher, 1540 zum Zuchtmeister des Prinzen auf 2 Jahre bestellt, ihn später auch auf die Universität Leipzig begleitete. Inzwischen starb Heinrich der Fromme (1541) mit Hinterlassung eines Testaments, das im Widerspruch mit der sogen. großväterlichen Ordnung dem jüngeren Sohne August einen gleichen Antheil an dem väterlichen Erbe wie dem älteren Moritz zuwies. Anfechtbar wie es war, wurde dies Testament nicht vollzogen, vielmehr erfolgte die Huldigung auf Grund der „großväterlichen Ordnung“, wonach dem älteren Bruder die Regierung des Landes, dem jüngeren nur gewisse Besitzungen und Nutzungen zufielen Im Ganzen bewies sich A. dem älteren und bedeutenderen Bruder immer freundlich und ergeben. Auf den Wunsch des letzteren geschah es auch, daß A. sich 1542 an den Hof des Königs Ferdinand nach Wien resp. Prag begab, jedoch, wie es scheint, weniger seiner Ausbildung wegen, als um die Annäherung des Herzogs Moritz an das österreichische Haus zu erleichtern. Daher willigte Moritz nur ungern in des Bruders Wunsch, den Hof Ferdinands, wo es ihm nicht gefiel, schon nach Jahr und Tag verlassen zu dürfen.

Noch ehe A. mit dem 18. Lebensjahre das Alter der Mündigkeit erreichte, begannen die freilich vergeblichen Bemühungen des älteren Bruders, die beiden Stifter Magdeburg und Halberstadt für ihn zu gewinnen. Dagegen verschaffte ihm Moritz 1544 die Administration des Bisthums Merseburg und überließ ihm außerdem einige Aemter und Städte seines Landes bis zum Ertrage von 35000 fl. Nun konnte es A. mit einem eigenen Hofhalte versuchen, gerieth aber bald durch übermäßigen Aufwand in Schulden und nahm daher im Herbst 1545 wieder Wohnung und Kost bei seinem Bruder in Dresden. In den ereignißreichen Zeiten des schmalkaldischen Krieges (1546—47) dauerte das gute Einvernehmen mit Moritz fort; als dieser im Anschluß an Karl V. durch Verrath an seinen Glaubensgenossen und Verwandten die sächsische Kurwürde erwarb, sah er sich von dem jüngeren Bruder nach Kräften unterstützt. Wie ihn A. kurz vor dem Vertragsabschluß mit König Ferdinand und dem Einrücken der böhmischen und albertinisch-sächsischen Truppen in die Lande Johann Friedrichs nach Prag begleitet hatte, so betheiligte sich Jener auch in den folgenden Kämpfen. Er leitete die Vertheidigungsanstalten in Dresden und führte, als die Schlacht auf der Lochauer Haide geschlagen war, eine Truppenmacht nach Thüringen, um dort die Streitkräfte des schmalkaldischen Bundes zu bekämpfen und Besitz von dem Lande zu ergreifen.

Moritz lohnte die Treue des Bruders mit vermehrten Einkünften, wogegen A. auf die gesonderte Verwaltung der ihm früher zugewiesenen Landestheile verzichtete. Eine weitere Vermehrung des Einkommens (bis auf 40000 fl. jährlich) fand zu Anfang des Jahres 1548 mit Rücksicht auf die nahe Ver-

mählung Augusts statt. Am 7. März verlobte er sich nämlich auf einer Reise in Dänemark mit Anna, der 17jährigen Tochter des Königs Christian III. aus dessen Ehe mit Dorothea, der Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg, und schon am 7. Oct. d. J. wurde die Hochzeitsfeier mit großem Aufwand zu Torgau begangen. Wie leicht begreiflich, wünschte A. bald darauf eigenen Landbesitz und ein eigenes Hoflager zu erwerben, zu welchem Zweck ihm eine Reihe von Aemtern und Städten in gesonderter Verwaltung überlassen wurde. Er nahm seinen Aufenthalt jetzt in Weißenfels, fand aber bei der verschwenderischen Hofhaltung und in Folge der Steigerung seines Selbstgefühls, worauf die Ehe mit einer Königstochter nicht ohne Einfluß war, daß er einer reicheren Ausstattung, namentlich mit fürstlichen Jagdgründen, bedürfe. Es kam zu verdrießlichen Verhandlungen, die jedoch nur vorübergehend das gute Einvernehmen trübten, da Moritz selbst auf unberechtigte Wünsche des Bruders umsomehr Rücksicht nahm, als er seines Beistandes zu dem kühnen und bedeutungsvollen Unternehmen bedurfte, zu dem er schon im J. 1550 die einleitenden Schritte that. An dem Dresdner Vertrag vom 5. März d. J., der den Besitzstand Augusts und sein Verhältniß zu Moritz neu regelte, knüpfte sich ein „heimlicher Verstand, so H. August mit Kurfürst Moritz seiner Lande und Leute Wagniß halber gemacht". In vollem Einverständniß mit dem Bruder und unter thätiger Beihülfe desselben spannte Moritz von langer Hand die Fäden aus, die ihn an die Spitze des Fürstenbundes gegen Karl V. brachten. Als der entschlossene Kurfürst im Frühjahr 1552 plötzlich nach Süddeutschland aufbrach, um die Gewaltherrschaft Karls V. zu stürzen, übertrug er A. die Regierung Sachsens, und als nach Erzwingung des Passauer Vertrags es galt, den angebahnten Frieden durch auswärtige Bündnisse zu sichern, sandte er den Bruder als Unterhändler nach Dänemark ab. A. war noch nicht von dort zurückgekehrt, als Moritz an den in der Schlacht von Sievershausen empfangenen Wunden am 11. Juli 1553 starb. Erst am 18. des folgenden Monats konnte er die Erbhuldigung zu Dresden empfangen.

Der neue Kurfürst beeilte sich, nicht allein mit dem Markgrafen Albrecht Frieden zu schließen, sondern auch gegen die Ansprüche der Ernestiner — laut forderte der aus der kaiserlichen Haft entlassene Joh. Friedrich der Großmüthige die Kurwürde nebst den ihm entrissenen Landschaften zurück — durch ein neues Abkommen nicht ohne ansehnliche Opfer sicher zu stellen. Aber trotz des Naumburger Vertrages (1554) blieb August mit Argwohn und Furcht vor den feindlichen Vettern erfüllt, und daher zumeist empfing seine Politik Ziel und Richtung. So war es vornehmlich die Sorge vor den Ernestinern, was ihm die Freundschaft des österreichischen Hauses und die Aufrechthaltung des Friedensstandes in Deutschland werthvoll machte.. Die Neigung, durch eine vermittelnde Politik dem Reiche Ruhe und Frieden zu sichern, legte A. schon während der Verhandlungen des Augsburger Reichstags von 1555 an den Tag. Wie er die Beschränkung des Religionsfriedens auf die nicht reichsunmittelbaren Güter durch eine den evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten gewährte freie Religionsübung (vermittelst der Declaration König Ferdinands, die freilich nicht in das Friedensinstrument aufgenommen wurde) annehmbar zu machen suchte, so war er es auch, welcher von den protestantischen Kurfürsten zuerst den Widerstand gegen den geistlichen Vorbehalt aufgab und den so zu Stande gekommenen Religionsfrieden auch später nicht durch die Forderung der Freistellung gefährdet wissen wollte. In ähnlicher Weise wünschte Kurfürst A. die confessionellen Gegensätze innerhalb des deutschen Protestantismus, die in den nächsten Jahren immer mächtiger zu Tage traten, auf dem Wege der Vermittlung ausgleichen zu helfen. Ohne eigene Einsicht in theologische Fragen folgte er so lange unbedenklich

Melanchthon und dessen Schülern, als er in ihnen zugleich Anhänger Luther's sah, die mit Unrecht von den Flacianern in Jena, den Schützlingen Joh. Friedrichs des Mittlern, verketzert würden. Ja den Verdacht und den Haß, den er gegen die Ernestiner hegte, übertrug er auch auf die theologischen Wortführer in Thüringen und hielt sich überzeugt, daß dieselben an den gegen ihn gerichteten politischen Intriguen ihrer Landesherrn nicht unbetheiligt seien. Wirklich gefährdet aber wurde die Stellung Augusts, als es Wilhelm von Grumbach, nach dem Ueberfall der Stadt Würzburg als Landfriedensbrecher mit der Acht belegt, gelang, den Herzog Joh. Friedrich d. M. für seine mit Hülfe des deutschen Adels, Frankreichs und Schwedens durchzuführende Umwälzung zu gewinnen, indem er den durch tödtlichen Haß und krankenhaften Größenwahn verblendeten Fürsten mit der Wiedergewinnung der sächsischen Kur oder gar mit der Erlangung der Kaiserkrone schmeichelte. Daß A. bei Kaiser und Reich auf die Achtserklärung gegen Joh. Friedrich drang und sich selbst mit der Execution gegen Gotha betrauen ließ, ist nicht zu tadeln, wohl aber die Grausamkeit, womit die ergriffenen Rädelsführer behandelt wurden, und die Härte, womit A. auch nach Jahren noch jede Fürbitte für den gefangenen Herzog, den Kaiser Maximilian ohne seine Zustimmung nicht freigeben durfte, von sich wies.

Die erhöhte Machtstellung hätte dem Kurfürsten dazu dienen können, mit um so größerem Nachdruck für die protestantischen Interessen in und außer dem Reich einzutreten. Aber dafür hatte A. kein Herz. Allerdings wollten er und seine Räthe 1566 auf dem Reichstage zu Augsburg den des Calvinismus angeklagten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz auch deswegen nicht vom Religionsfrieden ausgeschlossen wissen, weil damit der Verfolgung der Reformirten in Frankreich und den Niederlanden Vorschub geleistet worden wäre, und A. ließ sich auch bereit finden, in Verbindung mit anderen protestantischen Fürsten für die von den Spaniern hart bedrängten niederländischen Glaubensgenossen ein Wort bei dem Kaiser einzulegen: im übrigen aber hielt er sich von jeder thatkräftigen Unterstützung sowol der verfolgten Niederländer als der Hugenotten in Frankreich fern und widerstrebte ebenso einer näheren Verbindung mit Elisabeth von England, so sehr auch die immer deutlicher zu Tage tretenden Restaurationspläne der katholischen Mächte mit dem Papst und Philipp II. an der Spitze die Protestanten aller Länder zu festem Zusammenhalten auffordern mußten. A. verschloß sein Auge absichtlich vor der um sich greifenden Macht und den drohenden Plänen Roms und fuhr selbst nach den Gräueln der Pariser Bartholomäusnacht (1572) noch fort, auch anderen protestantischen Fürsten als die weiseste Politik es anzupreisen, sich um fremde Händel gar nicht zu kümmern und nur darauf bedacht zu sein, daß den katholischen Mitfürsten in Deutschland keine Veranlassung zum Bruch des Religionsfriedens gegeben würde. Als ob dieser, auch wenn die deutschen Protestanten sich stille verhielten, von Rom, Madrid und andern katholischen Heerlagern aus für die Zukunft nicht gefährdet gewesen wäre! Vergebens hatten Friedrich von der Pfalz und seine calvinistischen Staatsmänner gehofft, in die Bahnen der von ihnen verfolgten antirömischen und antihabsburgischen Politik auch den Kurfürsten von Sachsen dadurch allmählich ziehen zu können, daß der jugendliche Joh. Casimir, der kampfbereite Helfer der auswärtigen Glaubensgenossen, sich mit Augusts Tochter Elisabeth (1570) vermählte. Aber weder persönliche Vorstellungen noch zahllose Briefe und Gesandtschaften, wodurch man den spröden Fürsten für die allgemeinen Angelegenheiten der protestantischen Welt zu gewinnen suchte, machten Eindruck in Dresden, und je tiefer sich der junge Pfalzgraf in die ausländischen Händel einließ, um so lebhafter wurde der Unwille des Schwiegervaters über die Heidelberger Politik.

Auch in innern deutschen Angelegenheiten trat A. als Gegner derer auf, welche die im Augsburger Religionsfrieden ungelöst gebliebene Frage der Freistellung im protestantischen Interesse zur Entscheidung zu bringen hofften, indem sie sowol die Wahl Rudolfs II. zum Nachfolger Maximilians II. (1575) als die Bewilligung der Türkenhülfe (1576) von der definitiven Beseitigung des geistlichen Vorbehalts abhängig machen wollten. Daß diese Forderung auch auf dem Reichstage zu Regensburg nicht durchgesetzt wurde, haben Zeitgenossen der Absonderung Sachsens von der protestantischen Partei zugeschrieben. Es mag jedoch sein, daß die katholischen Stände selbst vereintem Druck in dieser Frage nicht nachgegeben hätten; sicher dagegen scheint, daß wenigstens die förmliche Aufnahme der einst auf Sachsens Betrieb den Protestanten ertheilten Ferdinandeischen Declarationen (Bekenntnißfreiheit der protestantischen Unterthanen geistlicher Stände) in den Religionsfrieden nur durch Augusts Abfall vereitelt worden ist. Außer persönlicher Gefälligkeit gegen den Kaiser Maximilian und der Berechnung der schwer wiegenden materiellen Vortheile, welche die dauernde Gunst des österreichischen Hauses ihm bot, bestimmte um diese Zeit den Kurfürsten vornehmlich der bittere Groll, womit er in Folge der kryptocalvinischen Händel in seinem Lande sich gegen alle offenen und heimlichen Anhänger des Calvinismus, insbesondere gegen die kühn vorangehenden Pfälzer, erfüllt hatte.

Wenn A. Jahre lang die den Spuren Melanchthon's folgenden theologischen Wortführer seines Landes gegen die Verdächtigungen der lutherischen Eiferer in Schutz genommen, so hatte ihn dabei, wie schon angedeutet, außer dem Hasse gegen Alles, was mit den Ernestinern in Verbindung stand, auch die Meinung geleitet, daß die Wittenberger Theologen und deren Anhänger sich in voller Uebereinstimmung nicht allein mit den Melanchthonischen, sondern auch den Lutherischen Doctrinen befänden. Wie Melanchthon selbst aus seiner Uebereinstimmung mit Calvin's Abendmahlslehre vor dem Dresdener Hofe ein Hehl gemacht und nur gegen die Ausschreitungen der Ultralutheraner (Ubiquitisten) seine Stimme erhoben hatte, so hatten auch nach des Meisters Tode (1560) die Schüler und Freunde, so weit sie überhaupt zu einer klaren Einsicht in die dogmatischen Differenzen gelangten, nicht den Muth, ihre Abweichungen von Luther's Lehre offen zu bekennen, sondern bestärkten vielmehr unter Paul Eber's Leitung den Kurfürsten in der Meinung, daß sie die in der Pfalz zur Herrschaft gelangte reformirte Lehrnorm eben so entschieden wie die Doctrin der Flacianer verwürfen. Die Feindschaft Augusts gegen diese ließ Männer wie Peuzer, Schütz, Stößel u. A., die dem Fürsten nahe standen, hoffen, daß sie ihn allmählich und unvermerkt auf ihren Standpunkt herüberziehen würden, wenn es ihnen nur gelänge, die entschieden lutherischen Einflüsse zu beseitigen, die unter der Obhut der Kurfürstin Anna am Hofe sich geltend machten. Man weiß, wie die Kryptocalvinisten das Spiel verloren. Der Partei der Kurfürstin, mit dem Hofprediger Listenius an der Spitze, kamen auswärtige Einflüsse nicht minder als Unbesonnenheiten der Gegner zu Hülfe. Die nach dem Erscheinen der anonymen „Exegesis perspicua“ angestellte Untersuchung führte zur Entdeckung von Papieren, die im Zusammenhang mit aufgefangenen vertraulichen Briefen zwar nicht den Beweis einer hochverrätherischen Conspiration lieferten, wie der wuthentbrannte Kurfürst wähnte, wol aber den Plan enthüllten, der Doctrin Calvin's zur Herrschaft zu verhelfen, und, was noch übler wirkte, unehrerbietige Anspielungen auf die Schwächen des Fürstenpaares enthielten. Daß die Schuldigen ihrer Aemter entsetzt und wegen der gegen den Landesherrn versuchten Täuschung gestraft wurden, mag man in der Ordnung finden: aber nicht Strafmaßregeln, sondern Akte der Rache, grausamster Rache waren es, die A. an Männern wie dem geh. Rath Craco und dem Polyhistor Peuzer verübte. Der Erstere, seit länger

als einem Decennium die Seele der sächsischen Politik und bei den theologischen Händeln nicht direct betheiligt, wurde mit entsetzlicher Grausamkeit zu Tode gequält, nachdem man ihm selbst mit Hülfe der Folter ein Geständniß geheimer Praktiken nicht hatte abringen können, und der Tod des vieljährigen Günstlings Peuzer war wenigstens eine Zeit lang beschlossene Sache. So lange seine schlimmste Feindin Anna lebte, mußte der betagte Gelehrte im Gefängniß, das auch Stößel bis zu seinem Tode und Schütz bis zu Augusts Ableben umschloß, schmachten.

Noch weit beklagenswerther waren die Folgen der Katastrophe von 1574 für die gesammte protestantische Sache. Zwar war die Hoffnung der Curie, den gegen das reformirte Kirchenwesen wüthenden Kurfürsten unter der Beihülfe des Herzogs von Baiern für den Katholicismus gewinnen zu können, eine voreilige: Albrecht V. hielt mit Recht einen derartigen Versuch, so lange die eifrig lutherische Anna lebte, wenn nicht für aussichtslos, so doch für äußerst schwierig, und wenn auch im Lauf der Zeit wirklich Eröffnungen in jener Richtung zu Dresden gemacht wurden, so ist doch nicht anzunehmen, daß A. sich ernstlich darauf eingelassen. Aber auch ohne den Abfall des mächtigsten deutschen Kurfürsten zum Katholicismus hatten die Feinde des Protestantismus Ursache genug, über die Vorgänge in Sachsen und deren Rückwirkung auf ganz Deutschland, ja über Deutschland hinaus, laut zu jubeln. Denn der Sturz der Kryptocalvinisten und was demselben unmittelbar folgte, bedeutete den vollständigen Bruch mit der bisherigen Entwickelung des Kirchenwesens in den Ton angebenden sächsischen Landen, indem an die Stelle des Melanchthonischen „Corpus doctrinae“ und anderer demselben Geiste entsprossenen Lehr- und Bekenntnißschriften jene engherzige und verdammungssüchtige, aus dem „Torgauischen Buch“ hervorgegangene „Concordienformel“ trat, die auch in dem größten Theil des übrigen protestantischen Deutschlands unter verderblichen Kämpfen eine gedankenarme Orthodoxie zur Herrschaft brachte. Es war nicht das religiöse Leben allein, das die Concordienformel für lange erstarren ließ. Bezeichnend genug hat A. selbst, nachdem er sich früher des Sieges über die Flacianer gerühmt, die „Bezwingung des Calvinismus“ und die Publication des Concordienbuches auf Medaillen als einen Sieg der Allmacht Christi über den Teufel und die Vernunft darstellen lassen.

Besser verstand sich A. auf die Förderung seiner materiellen Interessen. Erweiterung seiner Macht, Vermehrung und gesteigerte Ausnützung seines Territorialbesitzes war das Ziel, dem er mit ebensoviel Klugheit als Consequenz nachstrebte. Sittliche Bedenken konnten ihn dabei in der Wahl der Mittel kaum beschränken. Nichtswürdig war namentlich die Art, wie A. nach dem Tode des Herzogs Joh. Wilhelm von Sachsen-Weimar das Amt des Vormünders, das er an sich gerissen, mißbrauchte, um sich auf Kosten seiner Mündel mit der stattlichen Hennebergischen Erbschaft zu bereichern. Der kaiserliche Expectanzbrief auf fünf Zwölftel jenes Fürstenthums bildete einen der kostbarsten Preise, womit ihm die Unterstützung der habsburgischen Politik in Maximilians letzten Lebensjahren bezahlt wurde. Daß dabei, wie von unterrichteter Seite versichert wird, selbst eine Urkundenfälschung nicht gescheut worden, scheint uns nach Augusts Charakter leider vollkommen glaubwürdig. In anderen Fällen reichten die gemeinen jüdischen Schacherkünste, ohne offene Rechtsverletzung, hin, um aus dem Nothstande überschuldeter Nachbarn den bestmöglichen Nutzen zu ziehen; so namentlich bei der Erwerbung des Voigtlandes, wozu, beiläufig bemerkt, ebenfalls die kaiserliche Zustimmung nicht ohne Gegendienste in Reichsangelegenheiten erfolgte. Weitere und weniger theuer erkaufte Bereicherungen brachten die Sequestration von Mansfeld und die größere Abhängigkeit, worin A. die benach-

barten Stifter versetzte, indem er die Bisthümer Merseburg, Naumburg und Meißen nach und nach unter seine Verwaltung brachte.

Lobenswerth dagegen ist, was A. für die Verwaltung seines Landes gethan; auf diesem Gebiete steht er sogar unter den Fürsten seiner und der folgenden Zeit als selten erreichtes Muster da. Ein staatswirthschaftliches Talent ersten Ranges, war er unermüdlich thätig, alle Zweige der Verwaltung im Sinne einer neuern Zeit zu ordnen. Die Organisirung des Steuerwesens, die durchgreifende Verbesserung der Justiz, namentlich mit Hülfe der neugeschaffenen Constitutionen von 1572, sowie zahllose, die mannigfaltigsten Interessen der Unterthanen wie des Hofes berührende polizeiliche Anordnungen bekunden nicht allein das eifrige Streben nach Befestigung der landesherrlichen Macht und Hebung des fürstlichen Glanzes, sondern auch rühmliche Sorgfalt wenigstens für das materielle Wohl des Volks. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß seine von jeher hochgepriesene staatswirtschaftliche Thätigkeit zunächst nur das Interesse der eigenen Kasse im Auge hatte, und daß A. alle billigen Rücksichten gegen die Unterthanen bei Seite setzen konnte, wenn, wie bei dem höchst verderblichen Jagdunwesen, eine fürstliche Leidenschaft in Frage kam: aber die musterhafte Bewirthung der zahlreichen Kammergüter, auf denen Gartenbau, Obstbau und Viehzucht nicht minder gepflegt wurden als der Getreidebau und die Forstcultur; ferner der umsichtige und energische Betrieb des Bergbaus, der so überaus reiche Erträge lieferte; sodann die glückliche Förderung verschiedener Manufacturzweige, in denen die zu Tausenden gastlich aufgenommenen Niederländer ihre fleißige und geschickte Hand bewährten, so wie endlich der thatkräftige Schutz des Handels und Verkehrs, der in Verbindung mit dem Gedeihen der Bodencultur und des Gewerbewesens zur Zeit des Verfalles des deutschen Handels Sachsen zu einer seltenen commerciellen Blüthe erhob, — das alles, wenn auch nur auf die Mehrung des fürstlichen Schatzes berechnet, mußte doch den weitesten Kreisen des Volks zu Gute kommen.

Freilich würde ein hochgesinnter, humanen und idealen Bestrebungen zugänglicher Fürst von den nach und nach mit beispiellosen Reichthümern gefüllten Kassen einen andern Gebrauch gemacht haben. Der Natur des Kurfürsten A. entsprach es, Güter über Güter zu kaufen, andere colossale Summen gegen reichlichen Ertrag in und außer dem Lande hypothekarisch anzulegen und wieder andere auf kostspielige Bauten und zum Theil ganz unnütze Raritäten zu verwenden. Was den Armen zugeflossen oder zu anderen humanen Zwecken verwendet worden, darnach fragen wir vergebens. Auch das Interesse für die Wissenschaften ging nicht über eine gewöhnliche fürstliche Liebhaberei hinaus. Obwol nicht ohne mancherlei gelehrte Kenntnisse — er verstand Latein und suchte noch mit 50 Jahren, freilich nur um in die Geheimnisse der Kabbala einzudringen, Hebräisch zu lernen — so hatte er doch nur Verständniß für die rein praktischen Zweige der Jurisprudenz und Mathematik, und seine Beschäftigung mit der Mechanik und andern exacten Disciplinen schützte ihn nicht vor dem groben Aberglauben seiner Zeit. Was er aber für die Pflege einzelner, namentlich praktischer Wissenschaften (darunter auch Geschichte, wofür in Wittenberg und Leipzig besondere Lehrstühle errichtet wurden) gethan, wurde mehr als aufgewogen durch den verderblichen Kampf für die Glaubensreinheit an den sächsischen Hochschulen, so daß nach 15 Jahren auch Wittenberg sichtbar der Erstarrung verfiel. Die Gründung einer Hofbuchdruckerei und Hofbibliothek würde fruchtbringender gewesen sein, wenn nur nicht auch die streng gehandhabte Censur die litterarische Thätigkeit gehemmt hätte. Von der Hoheit der Wissenschaft hatte der ausschließlich auf das Materielle gerichtete Sinn Augusts keine Ahnung,

und wenn er der Kunst, insbesondere der Musik, Pflege angedeihen ließ, so war es dabei nur auf den Glanz und das Vergnügen des Hofes abgesehen.

Was Augusts Familienleben betrifft, so führte er mit der ihm früh (1548) vermählten Anna von Dänemark (geb. 25. Nov. 1532) eine glückliche Ehe. Sie war vielleicht die passendste Gemahlin, die der Kurfürst hätte finden können. Dem Gatten treu ergeben und so sehr unentbehrlich, daß sie ihn auf allen Reisen begleiten mußte, den Kindern, die freilich meist in frühen Jahren starben — von fünfzehn wuchsen nur vier heran — eine sorgfältige Mutter, besaß sie zugleich ein so seltenes wirthschaftliches Talent, daß sie an den Lieblingsbeschäftigungen Augusts thätig theilnehmen konnte. Wie sie mit Alles bewachendem Auge und geschäftiger Hand ein fürstliches Hauswesen, Küche und Keller miteingeschlossen, musterhaft zu verwalten verstand, so konnte sie auch, nachdem sie Jahre lang in der Landwirthschaft, insbesondere in der Gartenkunst und Milchwirthschaft, praktische Studien gemacht hatte, die Oberaufsicht der zahlreichen Kammergüter zum guten Theil selbständig übernehmen und fand dabei noch Zeit, mancherlei Medicamente, insbesondere ihr berühmtes aqua vitae zu brauen und mit dem Gemahl Alchymie, Chiromantie und Astronomie zu treiben. Sie ging in ihrer ökonomischen Thätigkeit weiter, als Manche mit der Würde einer Kurfürstin vereinbar fanden. Indeß hielt sie, auf ihre königliche Abstammung stolz, streng auf ihren Rang und entfaltete gern einen dem entsprechenden Glanz.

An den Staatsgeschäften sich direct zu betheiligen, würde Augusts autokratische Natur ihr nicht gestattet haben; aber ihres vielvermögenden, mit wirklicher Klugheit geübten Einflusses auf ihren Gatten sich wohl bewußt, griff sie unter der Hand wenigstens in die kirchlichen Angelegenheiten ein. Ihr entscheidender Antheil an der Katastrophe von 1574 ist bekannt; bekannt auch die Unversöhnlichkeit, womit sie die Häupter des Kryptocalvinismus bis an ihr Ende haßte. Auch sonst vernehmen wir selten, daß sie den harten Sinn ihres Gemahls zu mildern versucht hätte, wir müßten denn auf die von ihr befürwortete Begnadigung mancher Wilddiebe, welche A. mit unmenschlicher Grausamkeit zu behandeln pflegte, besonderes Gewicht legen. Nur zur Seite eines solchen Fürsten konnte sie den Landeskindern als „Mutter Anna" erscheinen. Sie starb 1. Oct. 1585 im 37. Jahre einer schicksalsreichen Ehe. Für Augusts innerlich rohe Natur ist es bezeichnend, daß er schon sechs Wochen später mit einem dreizehnjährigen Kinde, Hedwig, der Tochter Joachim Ernsts von Anhalt, sich verlobte und am 3. Januar 1586 vermählte. Am 12. Februar ereilte jedoch auch ihn der Tod. Er starb in Folge eines Schlags zu Dresden und wurde am 15. März im Dom zu Freiberg beigesetzt.

Von den Darstellungen der sächsischen Geschichte kommt vornehmlich der II. Bd. des Böttiger'schen Werks, neubearbeitet von Flathe, Gotha 1870, in Betracht. — Joh. Falke, die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung. Leipzig 1868. — K. v. Weber, Anna, Kurfürstin zu Sachsen. Leipzig 1865. — (Zu vergl. Archiv für sächsische Geschichte. Bd. III., IV., VII., IX.) — Für die kirchlichen Verhältnisse insbesondere Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen. Leipzig 1866. (Zu vergl. v. Sybel's histor. Zeitschrift. Bd. XVIII.)

Kluckhohn.

August, zweiter Sohn des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, geb. 13. Aug. 1614, wurde 23. Jan. 1628 von dem Domcapitel zu Magdeburg an Stelle des geächteten Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg zum Administrator postulirt, wogegen der Papst das Erzbisthum dem Erzherzog Leopold Wilhelm verlieh; doch wurde jener durch den Prager Frieden von 1635 auf Lebenszeit anerkannt, gelangte aber erst 1638, nachdem die Schweden aus dem Magdeburgischen vertrieben waren, zum vollen Besitze des Erzstiftes. Seine

Vorstellungen hauptsächlich bewirkten, daß sich Johann Georg I. 1645 zum Waffenstillstand mit den Schweden verstand. Der westphälische Friede sicherte ihm den Besitz des Erzstiftes auf Lebenszeit. Die vier magdeburgischen Aemter Querfurt, Jüterbock, Dahme und Burg, welche durch denselben ganz an Sachsen gekommen waren, bestimmte ihm sein Vater nebst anderen Aemtern testamentarisch als besonderes Erbtheil. Dadurch wurde Herzog A. der Stifter der Nebenlinie Sachsen-Weißenfels, die 1746 ausstarb, aber auch in mehrfache Streitigkeiten mit seinem Bruder, dem Kurfürsten, verwickelt. 1659 fiel ihm der größte Theil der ausgestorbenen Grafschaft Barby zu und 1663 erreichte er die Erhebung von Querfurt zu einem reichsunmittelbaren Fürstenthum. Durch seine Prachtliebe und Verschwendung legte er den Grund zu der tiefen Verschuldung seiner Nachkommen. Bis zu seinem Tode 1680 residirte er zu Weißenfels, wo er die Augustusburg erbaute und, ein Freund der Wissenschaften, das akademische Gymnasium stiftete. Als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft führte er den Namen „der Wohlgerathene“. In erster Ehe war er mit Anna Maria von Mecklenburg, in zweiter mit Johanna Walpurg von Leiningen-Westerburg vermählt. Flathe.

August, Prinz von Sachsen-Gotha und Altenburg, geb. 14. Aug. 1747, † 28. Sept. 1806, war der dritte Sohn Herzog Friedrichs III. und der Prinzessin Louise Dorothea von Sachsen-Meiningen. Mit seinem Bruder, dem Erbprinzen Ernst, reiste er nach den Niederlanden, von wo er nach England ging und zurück nach Herzogenbusch kam, um das ihm übertragene Regiment zu übernehmen. Das Soldatenleben entsprach jedoch nicht seinen Neigungen; deßhalb übergab er das Regiment (1769) seinem Neffen Friedrich (nachmaligem Herzog Friedrich IV.) und reiste zweimal nach Italien (1771 und 1777). Auf der ersten Reise besuchte er von Genf aus Voltaire zu Ferney, den er hoch verehrte. Voltaire's Schriften waren seine Lieblingslectüre. In vertraulichen Briefwechsel trat er mit Herder, Goethe und Wieland; der letztere dedicirte ihm die erste Ausgabe seines Oberon. Er war ein edler, biederer, menschenfreundlicher und anspruchsloser Mensch, der Hülfsbedürftige gern unterstützte. Seine witzige Laune verließ ihn selbst in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht.

National-Zeitung der Teutschen. 1806. S. 877. Thümmel, Beiträge zur Kenntniß von Altenburg. 1818. S. 65. A. Beck.

August: Emil Leopold, Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg, der zweitgeborene Sohn Herzog Ernsts II. und der Prinzessin Charlotte Amalia von Sachsen-Meiningen, war geb. 23. Nov. 1772, † 17. Mai 1822. Durch den unerwarteten frühzeitigen Tod seines älteren Bruders Ernst im J. 1779 wurde er Erbprinz. Als Regent und im Geschäftsleben unterschrieb er sich „August“, als Schriftsteller und in freundschaftlichem Verkehre „Amil“ oder lieber noch „Emile“. Sein zarter, schlanker Gliederbau und sein hoher Wuchs gaben dem schönen Mann eine fast weibliche Weichheit. Unter der Leitung eines Freiherrn von der Lühe und namentlich des Legationsraths Samuel Elisa von Bridel-Brideri hatte er mit seinem Bruder Friedrich eine gute Erziehung genossen. Im J. 1788 gingen die beiden Prinzen zu ihrer weitern Ausbildung, hauptsächlich aber auch, um ihrer schwächlichen Gesundheit aufzuhelfen, nach Genf, von wo sie reich an Kenntnissen im J. 1791 nach Gotha zurückkehrten. Eine Reihe von Vorlesungen, die ihnen über Philosophie, die Rechte, Geschichte und Litteratur gehalten wurden, beschlossen den Unterricht. Prinz A. nahm nun an den Sitzungen des Ministeriums Theil, um sich mit den Regierungsgeschäften vertraut zu machen. Am 21. Oct. 1797 vermählte er sich mit der Prinzessin Louise Charlotte von Mecklenburg-Schwerin (geb. 19. Nov. 1779), die aber schon

am 4. Jan. 1801 starb, nachdem sie eine Prinzessin Louise, die nachmalige Gemahlin Herzog Ernsts I. von Sachsen-Coburg-Saalfeld, geboren hatte. Zum zweiten Male vermählte er sich mit der Prinzessin Karoline Amalie (geb. 11. Juli 1771, † 22. Febr. 1848), der jüngsten Tochter des damaligen Landgrafen, nachherigen Kurfürsten Wilhelm von Hessen-Kassel. Diese Ehe blieb kinderlos.

Nach dem Tode seines Vaters (20. April 1804) trat Herzog A. die Regierung an. Die unruhigen, bewegten Zeiten, welche der Krieg mit Frankreich und Napoleon's Gewaltherrschaft über das Land brachte, die massenhaften Einquartierungen und Truppendurchzüge wurden durch das kluge Benehmen des Herzogs gemildert. Seine politischen Anschauungen waren von denen der meisten deutschen Zeitgenossen verschieden; denn er nahm nur gezwungen Antheil an dem Kriege gegen Napoleon und ehrte ihn als einen außerordentlichen Mann. In Folge dieses freundschaftlichen Verhältnisses zu Napoleon wurde das gothaische Land während des ganzen unheilvollen Krieges von den Franzosen mit großer Schonung behandelt, und ihm sogar die im J. 1806 auferlegte Kriegscontribution von 1700000 Franken erlassen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena (14. Oct. 1806) wurde Gotha hart heimgesucht, und der Herzog von allen Seiten gedrängt, außerhalb des Landes zu entfliehen, er aber äußerte, „bei seinen treuen Bürgern bleiben und mit ihnen jedes Schicksal theilen zu wollen". Als die Fürsten des nördlichen Deutschlands gezwungen wurden, dem Rheinbunde beizutreten, benutzte der Herzog die dadurch erlangte Unumschränktheit nicht zur Erweiterung seiner Gewalt. Als später im Oct. 1813 die flüchtigen Franzosen durch Gotha kamen, verließ er ebenso wenig wie früher seine Residenz und verhütete dadurch Raub, Plünderung und anderes Ungemach. Auf des Herzogs Bitte ließ Napoleon die Eingänge der offenen Stadt besetzen, und die Franzosen mußten um dieselbe herumgehen; außerhalb derselben konnten freilich nicht immer die Gewaltthätigkeiten verhindert werden. Der Umschwung der Dinge im J. 1813 war dem Herzoge keineswegs angenehm; doch fügte er sich der Macht der Verhältnisse. Wenige Wochen nach dem Rückzuge Napoleon's schloß er sich im Nov. 1813 den Verbündeten an und reiste deßhalb selbst nach Frankfurt a/M. Dem zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland am 24. Sept. 1815 gestifteten „heiligen Bunde" trat er am 30. Dec. 1817 bei, ebenso den andern Conventionen dieser Mächte vom 20. Juni, 24. Juli und 12. Dec. 1818.

A. war durchaus Mann der Phantasie und der Ideen von freilich oft zweifelhaftem Werth; dagegen waren Studien, die ein tiefes Forschen und anhaltenden Fleiß erforderten, nicht seine Sache. Es stießen daher auch die Schöpfungen seiner ungeheuerlichen Einbildungskraft sehr oft auf unübersteigliche Hindernisse. Geld hatte für ihn keinen Werth, und beim Einkaufen von Kunst- und andern Werthsachen zahlte er stets, was verlangt wurde. Als nach dem Friedensschlusse (1815) französische Contributionsgelder gezahlt wurden, verwendete er nichts für sich selbst, sondern ließ davon die Schulden und Lasten der Landschaftskasse abtragen. Ihn beseelte fortwährend der Wunsch, Gutes zu thun und für einen guten und wohlwollenden Regenten zu gelten. Eine Menge wohlthätiger Einrichtungen und Gesetze sind aus der Zeit seiner Regierung vorhanden. So legte er neue schöne Kunststraßen an, richtete zur Sicherheit der Landorte eine berittene Polizeimiliz oder Gendarmerie ein (1811), verbesserte das Conscriptionswesen, sorgte für gute, fahrbare Wege auf den Dörfern, ließ Wegweiser an allen Kreuzwegen anbringen, gab eine zweckmäßigere Einrichtung der Armenanstalten, räumte den Katholiken (1806) und ebenso den Reformirten (1807) gleiche bürgerliche Rechte mit den Lutheranern ein, schaffte die Kirchenbuße ab, als eine nicht mehr zeitgemäße Einrichtung (1811), und Anderes mehr. Bei seiner Vorliebe für Wissenschaft und Kunst, förderte er dieselbe auf alle Weise.

Er bereicherte die Kunstsammlungen des Friedensteins; der Bibliothek machte er die bedeutende Privatsammlung seines Vaters zum Geschenk und ließ die von dem Reisenden Ulrich Jaspar Seetzen gesammelte kostbare und reiche Sammlung orientalischer Manuscripte derselben einverleiben. Das Kunstcabinet hat ihm eine Reihe Sculpturen aus Elfenbein und Holz zu verdanken; die Gemäldesammlung kostbare Gemälde und Kupferstiche. Das chinesische Cabinet, für welches er eine besondere Vorliebe hatte, wurde von ihm neu begründet. Die von seinem Vater begründete Sternwarte erhielt er nicht nur, obschon er kein Freund der Astronomie war, sondern unterstützte sie auch ansehnlich. Die Universität Jena und die Gymnasien zu Gotha und Altenburg hatten sich seiner Freigebigkeit zu erfreuen.

Die eigenthümliche, wunderliche und ungezügelte Phantasie des Herzogs gab seinem Geiste eine merkwürdige Richtung. Er las viel und behielt, was er gelesen hatte; er unterhielt sich gern mit gelehrten Männern, Künstlern und anmuthigen, witzigen Frauen, und wechselte gerne mit ihnen Briefe, freilich stand er auch mit Modehändlern und Haarkräuslern in brieflichem Verkehre. Seine Briefe zeichnen sich ebenso wie seine schriftstellerischen Arbeiten durch Zartheit und eine Fülle ungewöhnlicher Ideen und geistreicher Wendungen aus. Mit großer Vorliebe beschäftigte er sich mit Poesie, Musik und Zeichnen. Außer seiner musikalischen Liedercomposition war er Verfasser mehrerer poetischer Werke, von denen nur eines im J. 1805 im Drucke erschien; es hat den Titel: „Kyllenicon“ oder „Ein Jahr in Arkadien“. Seine Entstehung verdankte das Buch einer Französin, welche Geßner's Idyllen sehr hoch hielt; der Herzog widersprach, und machte sich anheischig, Idyllen im griechischen Sinne und Gewande zu schreiben. Außerdem erschien noch gedruckt eine Uebersetzung der „Lettres d'un Chartreux par Charles Pougens“ (Briefe eines Karthäusers), die er aber nur seinen vertrauten Freunden mittheilte. Andere Werke wie „Panedone“ und „Emilianische Briefe“ blieben unvollendet und ungedruckt.

Der glänzende, übersprudelnde, oft beißende Witz des Herzogs verletzte zuweilen, aber, wenn er das fühlte, suchte er den Fehler immer auf irgend eine Art wieder gut zu machen. Er war ein origineller Sonderling. In den letzten Jahren seines Lebens ging er sehr spät zu Bette und stand sehr spät auf, gewöhnlich erst, wenn er zur Mittagstafel ging. Im Bette empfing er Besuche, selbst die Minister und Gesandten fremder Fürsten. Reiten und Jagen waren ihm zuwider. Er bestieg nur einmal in seinem Leben ein Pferd, aber in seidenen Strümpfen und Schuhen und ohne Kopfbedeckung. Gedrängt von seiner Umgebung wohnte er ein einziges Mal einer Jagd bei, hatte aber vorher alles Schießen dabei verboten. Nur den Tanz liebte er, und noch kurz vor seinem Lebensende tanzte er mit anmuthiger Grazie. Jean Paul, mit dem er in freundschaftlichem Briefwechsel stand (s. das „Freiheitsbüchlein“) sagte von ihm, er habe die Titanomanie und sei „ein personificirter Nebel, bunt, leicht, schwül, kühl, in alle phantastischen Gestalten sich zertheilend, zwischen Sonne und Erde schwebend, bald fallend, bald steigend. Nun greife man nach einem Uebel! Hätte er ein Herz, sein Dichterkopf wäre der größte!“ Goethe nannte ihn „angenehm und widerwärtig zugleich.“ Dem Herzog A. galt er für einen Pedanten.

Herzog A. starb schnell an einer in den Körper geschlagenen Flechte und wurde auf der Insel im Park zu Gotha beigesetzt.

Aug. Beck, Gesch. d. Goth. Landes. Bd. I. 628. Daselbst auch die biogr. Litteratur. A. B.

August: Ernst Ferdinand A., geb. 18. Febr. 1795 zu Prenzlau in der Mark, † 25. März 1870 in Berlin. Als arme Waise von einer selbst unbemittelten Handwerkersfamilie liebevoll aufgenommen kam A. 1805 unter that-

kräftigem Beistande des Geheimeraths Kenke, der die ungewöhnliche Begabung des Knaben erkannte, in das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, wo er namentlich den mathematischen und physikalischen Unterricht Ernst Gottfried Fischer's genoß und in ein freundschaftliches Verhältniß zu diesem Lehrer trat, welches mit den Jahren enger und enger und durch die Heirath August's mit Fischer's jüngster Tochter Johanna am 11. Aug. 1823 besiegelt wurde. Das J. 1813 fand A. als Primaner; er machte rasch sein Abiturientenexamen und nahm erst als lützowscher Jäger, dann im Kriege von 1815 als Landwehrlieutenant am Befreiungskriege Theil. Nach geschlossenem Frieden widmete er sich der Theologie und Philologie mit steter Rücksicht auf Pädagogik und begann seinen Lehrerberuf 1817 als Probandus und 1818 als Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster, seit 1821 am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin. Jetzt erst trat in ihm die hervorstechende Neigung zur Mathematik deutlich hervor, und als Lehrer begann er diese Disciplin gründlich zu studiren, so daß er 1823 mit einer Dissertation über die Kegelschnitte promovirte und den Titel eines Professors der Mathematik am Joachimsthal'schen Gymnasium erhielt. 1827 wurde er Director des neu errichteten köllnischen Realgymnasiums in Berlin und behielt diese Stellung bis zu seinem Tode. Dieses Realgymnasium sollte unter seiner Leitung den Versuch machen, in der Mitte stehend, zwischen den Gymnasien und Realschulen, den Realien und neueren Sprachen einen größeren Spielraum zu gewähren, ohne die humanistische Gymnasialbildung aufzugeben. Wol wußte August's großes pädagogisches Talent auch auf diesem Wege während einer Reihe von Jahren schöne Resultate zu erzielen, wofür als Beleg angeführt werden darf, daß zur Zeit seines Todes 8 seiner Schüler als akademische Professoren an deutschen Universitäten wirkten. Dennoch mußte das Princip wieder aufgegeben werden, weil, wenn beiden Richtungen, die es zu verbinden trachtete, ihr Recht geschehen sollte, eine gefährliche Ueberbürdung der lernenden Jugend sich als unvermeidlich erwies. Das köllnische Gymnasium mußte sich daher endlich im Lehrplan der allgemeinen Gymnasialnorm wieder anschließen und die Realien und neueren Sprachen blieben nur in facultativen Lehrstunden für solche Schüler, welche dafür besondere Neigung haben. — August's schriftstellerischer Thätigkeit verdankt man neue Ausgaben der E. G. Fischer'schen Lehrbücher, eine griechische Ausgabe der „Elemente des Euclid" (1826—29), häufig aufgelegte Logarithmentabellen und eine Anzahl von Programmen meistens physikalischen Inhaltes, unter welchen aber auch eines von 1829 unter dem Titel: „Zur Kenntniß der geometrischen Methode der Alten", ein historisch-mathematisches Interesse bietet. Mehrere physikalische Apparate hat er theils erfunden, theils verbessert, z. B. das Psychrometer, einen Heliostaten, einen Skiostaten, ein Spiral-Hygroskop.

Grunert, Archiv der Mathematik und Physik, Bd. 51. Litterarischer Bericht CCIV. S. 1—5. Cantor.

Auguste (Maria A. Nepomucene), das einzige Kind des Kurfürsten Friedrich August III. von Sachsen, geb. 21. Juni 1782, wurde durch den 7. Artikel der Constitution vom 3. Mai 1791 zur Infantin von Polen und Erbin des polnischen Thrones erklärt. Da jedoch ihr Vater den angebotenen Thron ausschlug, so blieb diese Bestimmung ohne praktische Wirkung. Sie starb unvermählt 14. März 1863. Flathe.

Augusti: Friedrich Albrecht A., geb. 30. Juni 1691, zu Frankfurt a/O., † 13. Mai 1782, hieß früher Josua Ben Abraham Eschel oder Herschel. Seine jüdischen Eltern gaben ihm eine in ihrer Art gute Erziehung; sie ließen ihn, weil er keine Neigung Kaufmann zu werden hatte, wissenschaftlich unterrichten. Mit einem andern Juden beabsichtigte er — noch ein Knabe — nach Jerusalem zu

reisen; aber auf dem Wege dahin gerieth er bei Oczakof, von einer Räuberbande überfallen, in Sclaverei, aus welcher er durch einen Juden aus Podolien losgekauft und in Freiheit gesetzt wurde. Er kehrte nun von Smyrna nach Polen zurück, und studirte fleißig zu Krakau und Prag die Bibel und den Talmud. Von da ging er nach Frankfurt und beabsichtigte, eine Reise nach Italien zu unternehmen; aber in Sondershausen wurde er in der Nacht des 25. Nov. 1720 zum zweiten Mal von einer Räuberbande überfallen, geknebelt und so mishandelt, daß er lange Zeit zu seiner Wiedergenesung brauchte. Hier lernte er den Superintendent Reinhard kennen, der ihn zum Christenthum bekehrte. Am zweiten Weihnachtsfeiertage 1722 wurde er in Gegenwart des Fürsten Günther, seiner Gemahlin und der Prinzen von Schwarzburg getauft. Von jetzt an begann er seine christlichen gelehrten Studien auf dem Gymnasium zu Gotha. Im J. 1727 bezog er die Universität zu Jena, gleich darauf aber zu Leipzig, um Theologie zu studiren. Endlich wurde er als Collaborator am Gymnasium zu Gotha (1729) und dann (1734) als Pfarrer zu Eschenbergen angestellt, wo er bis zu seinem Tode blieb. Das Verzeichniß seiner theologischen und exegetischen Schriften gibt Meusel's Lex. Ernst Friedrich und Anton Augusti, Nachrichten von dem Leben, Schicksalen und Bekehrung Friedrich Albrecht Augusti. Gotha 1783. A. Beck.

Augusti: Joh. Christian Wilh. A., einer der gelehrtesten evangelischen Theologen des 19. Jahrh., welcher sich wenigstens auf dem Gebiete der kirchlichen Archäologie bleibende Verdienste erworben hat, geb. 27. Oct. 1771 in Eschenberga im Gothaischen, wo sein Vater, Ernst Friedrich Anton A., Pfarrer war, † 28. April 1841 als Professor der Theologie in Bonn und Director des rheinpreußischen Consistoriums. Auf dem Gymnasium in Gotha u. A. durch den Unterricht Kaltwasser's, Manso's und Doering's zu den Universitätsstudien vorbereitet, ging er 1790 nach Jena. Die dort durch den Kantianer Reinhold und sodann durch Fichte in Schwung gebrachte philosophische Richtung scheint nicht auf ihn eingewirkt zu haben. Von den in Thüringen heimisch gewordenen Koryphäen der deutschen Poesie und Litteratur aber ist er wenigstens mit zweien, nämlich mit Friedrich Schlegel, den er als gewandter öffentlicher Disputator auf dem Katheder besiegte, und mit Herder in persönliche Berührung gekommen. Mit letzterem theilte er das Interesse für den Orient, welches ihm selbst als dem Enkel eines (1722 freilich zum Christenthum übergetretenen) jüdischen Rabbiners Namens Herschel, (cf. Friedr. Alb. Augusti) gleichsam angeboren war und sich bei ihm hauptsächlich darin beurkundete, daß er, 1798 als Privatdocent in der Jenaer philosophischen Facultät habilitirt, zunächst über orientalische Sprachen Vorlesungen hielt. Im J. 1800 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie, 1803 zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen ernannt. Früchte der betreffenden Studien waren seine „Uebersetzung und Erläuterung einzelner Stücke des Koran" (1798), sein in Verbindung mit Hoepfner herausgegebenes „Exegetisches Handbuch des A. T." (1797—1800), sein „Grundriß einer historisch-kritischen Einleitung ins A. T." (1806, 2. Aufl. 1827), seine „Ausgabe der Apokryphen des A. T." (1804), endlich sein Antheil an der 1809—14 in Heidelberg erschienenen neuen Bibelübersetzung. An letzterer arbeitete er in Gemeinschaft mit de Wette, hinter dessen Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit die seinige nicht zurückblieb. Allein die Richtung beider Theologen war eine durchaus verschiedene. Die tiefsinnigen, auf eine durchgreifende Reform des herkömmlichen Glaubenssystems hindrängenden religiösen Ideen, von denen de Wette kaum minder als Fries und Schleiermacher durchdrungen war, lagen A. fern. Dieß zeigt sich in seinen dogmatischen Schriften (besonders in seinem „System der chr. Dogmatik nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche", 1809,

2. Aufl. 1825), die einen Supranaturalisten verrathen, welcher zwar als Exeget für die von der Zeittheologie geforderte und auch von ihm selbst geübte Kritik freien Spielraum verlangt, als Dogmatiker aber keine Neuerungen dulden will. Aus Furcht vor modernem Subjectivismus und aus archaistischer Ehrfurcht vor den einmal zu Recht bestehenden Normen und Formen will er sich und Anderen lieber Zwang anthun, als dem noch lebendigen Geiste zutrauen, daß er neue, bessere dogmatische Formen finden könne. Sein archaistischer Sinn, sowie seine Neigung, gefallene geschichtliche Autoritäten wiederaufrichten zu helfen und einen Halt in ihnen zu suchen, offenbart sich auch in andern seiner Werke, die mit seiner Dogmatik in Beziehung standen, namentlich in seiner „Dogmengeschichte" (1808, 4. Aufl. 1835), seiner Ausgabe der „Loci" Melanchthon's (1821), seinem „Corpus librorum symbolicorum, qui in ecclesia reformatorum auctoritatem publicam obtinuerunt" (1827, 2. Ausg. 1846) und in seiner „Historischen Einleitung in die beiden Hauptkatechismen der evangelischen Kirche" (1834). Auf keinem Gebiet verrieth sich aber seine in dem bezeichnetem Sinne conservative Geistesrichtung deutlicher, als auf dem der praktischen kirchlichen Fragen. Diese traten namentlich in Bonn an ihn heran, wohin er 1819 als Professor der Theologie berufen wurde, nachdem er, 1808 von der Universität Rinteln zum Dr. theol. promovirt, 1812—19 in der gleichen Eigenschaft in Breslau gewirkt hatte. In Bonn vertheidigte er nicht nur während des Agendenstreites in seiner „Kritik der neuen preußischen Kirchenagende" (1824), in seiner „Näheren Erklärung über das Majestätsrecht" (1825) und in seinem „Nachtrag" zu dieser (1826) vom Standpunkt des Territorialismus aus das unbedingte liturgische Gesetzgebungsrecht der Fürsten, sondern auch in seinen „Bemerkungen über die neue Organisation der evangelischen Kirche des Großherzogthums Hessen" (1833) gegenüber dem immer lebhafter sich aufdrängenden Bedürfniß nach Sicherstellung, beziehungsweise Einführung der Presbyterial- und Synodalverfassung die nackte Consistorialverfassung. Seine eigentliche Stärke war historischer Sammelfleiß, und dieser befähigte ihn in Verbindung mit dem archaistischen Zuge seines Geistes zu wirklich bedeutenden Leistungen im Bereich der kirchlichen Archäologie. Die einschlägigen Hauptwerke sind seine „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie", 1817—31, 12 Bde.; sein „Lehrbuch der christl. Alterthümer, 1819; sein „Handbuch der christlichen Archäologie", 1837, 3 Bde., und seine „Beiträge zur christlichen Kunstgeschichte und Liturgik", 1841, 2 Bdchn.

Ein Verzeichniß seiner hauptsächlichsten anderweitigen Schriften, welche u. A. die Kirchengeschichte, die Werke der Kirchenväter und die kirchliche Statistik betreffen, gibt Hagenbach im XIX. Band der Herzog'schen Real-Encyklopädie. Als Schriftsteller läßt A. Abrundung und Gedrungenheit, überhaupt technische Sorgfalt vermissen; hingegen fehlt es ihm — abgesehen von der Fülle des Stoffs — weder an Kritik noch an Lebendigkeit der Darstellung. Im Privatleben zeigte er sich als einen gewandten, witzigen Mann von Welt.

F. A. Nitzsch.

Augustynke (Austynkyn) van Dordt stand etwa 1350—70 als spreker im Dienste der Grafen von Holland und Bloys. Unter seinen meist allegorischen Gedichten (s. Haupt's Zeitschr. 1. 256) ist namentlich „het scheepken" hervorzuheben, welches von Blommaert in den Oudvlaemsche Gedichten 3. 105—112 abgedruckt ist.

Martin.

Augustin: Christian A. ab Hortis, geb. 6 Dec. 1598 in Zips in Ungarn (nach Andern in Käsmack), studirte Medicin und erhielt 1619 zu Basel die Doctorwürde. Anfangs in Käsmack practicirend, ging er später als Leibarzt des Kaisers Ferdinand II. nach Wien und † 21. Aug. 1650 zu Groß-Lomnitz. Wegen seiner dem Pflanzengarten gewidmeten Sorgfalt wurde er vom

Kaiser mit dem Zusatze ab Hortis in den ungarischen Adelsstand erhoben. Dieser nicht von A. gegründete Garten war wahrscheinlich der um 1542 entstandene sogenannte „Paradiesgarten“ (auf dem heutigen Josephsplatz und einem Theil des Burg- und Michaeler-Platzes). Er machte die Destillation eines Polychrest-Oels bekannt. — Sein Urgroßenkel war Samuel Augustin ab Hortis, geb. 26. Aug. 1729 auf dem Familienlandgute Groß-Lomnitz. Er war erst Subrector in Käsmark und † 5. Aug. 1792 in Georgenberg in Ungarn als Prediger. Er schrieb über algebraische Gleichungen und mineralogische Aufsätze. (Adelung; Poggendorff, Biogr.-litt. Handwörterb.) Carus.

Augustin: Christian Friedrich Bernhard A., historisch-theologischer Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1771 zu Gröningen (Prov. Sachsen), † 1. Sept. 1856 in dem benachbarten Halberstadt, besuchte, nachdem er auf den Schulen zu Halberstadt und von Michaelis 1787 an zu Wernigerode vorgebildet war, 1790 die Universität Halle, wo er Theologie und Geschichte studirte. Erst wurde er Lehrer, dann Domprediger, seit 1824 Oberdomprediger zu Halberstadt, war Dr. der Theologie und Philosophie, Mitglied gelehrter Gesellschaften und mit mancherlei Ehren und Würden geschmückt. Mehr noch als durch seine zahlreichen theologischen und geschichtskundlichen Schriften wirkte er als eifriger Sammler und durch seine persönliche Anregung. Er war lange Jahre der überaus thätige Mittelpunkt aller Bestrebungen für die Geschichte und Alterthumskunde von Halberstadt, sammelte auch eine sehr schätzbare Bibliothek. Seine merkwürdige Luther-Sammlung wurde vom König Friedrich Wilhelm IV. für Wittenberg, seine umfangreiche archäologische Sammlung vom Grafen Botho zu Stolberg-Wernigerode erworben. Von 1801—1810 redigirte er die besonders für Geschichte und Landeskunde bestimmten „Gemeinnützigen Unterhaltungen“, 1821 die „Halberstädtischen Blätter“. — (Vgl. Meusel, Gel. T. Band 10—22.)
E. Jacobs.

Augustin: Vincenz Frhr. v. A., österreichischer Feldzeugmeister, geb. zu Pest 27. März 1780, † 6. März 1859. Er diente in der österreichischen Armee seit 1794 und nahm mit Auszeichnung an allen Kriegen bis 1814 Theil. Nach genauem Studium des englischen Raquetenwesens führte er dasselbe in Oesterreich ein, ward 1814 der neuerrichteten Kriegs-Raqueten-Anstalt zugetheilt und 1817 Commandant des Raquetencorps zu Wiener-Neustadt. 1822 in den Freiherrenstand erhoben, ward er 1831 Generalmajor, 1835 Inhaber des 3. Artillerieregiments, 1838 Feldmarschalllieutenant, 1848 Geheimerath, 1849 Feldzeugmeister und Generalartilleriedirector. — Nicht minder als um das Raquetenwesen hat sich A. auch um das Feuergewehr verdient gemacht. — Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. I. 90 und XI. 363. — Auf Grundlage der von dem Schotten Forsyth erfundenen Schlagzündung waren zuerst 1825 bei der hannöverschen Truppe Percussionsgewehre eingeführt. Seit 1830 machte man in Oesterreich Versuche damit, aber erst 1841 ward ein von A. erfundenes verbessertes Percussionsgewehr in der ganzen Armee eingeführt. v. Janko.

Aulhorn: Johann Adam A., kam 1757 mit der Döbbelin'schen Schauspielergesellschaft nach Weimar und blieb dort als Bassist und Hoftanzmeister. Er wirkte auf dem Liebhabertheater des Hofes mit, theils Cavaliere, theils gutmüthige Alte darstellend. Für ihn schrieb Goethe die Rolle des alten Fischers in seiner „Fischerin“. K. G.

Auliczek: Dominicus A., Bildhauer, geb. zu Policzka in Böhmen 1734, † zu München, nach Lipowsky's „Bair. Künstler-Lex.“ am 14. Oct. 1803, nach Fel. Halm's unedirtem „Bair. Künstlerlex.“ am 15. April 1804, studirte in Rom und wurde Inspector der kurfürstlichen Porzellanmanufactur zu Nymphenburg, auch kurfürstlicher Hofbildhauer. Für die Manufactur verfertigte er prächtige Modelle

in Thon und Wachs. Von ihm rühren auch die zopfigen Statuen der Juno, des Pluto, Jupiter und der Proserpina im Nymphenburger Hofgarten. — Vgl. Holland in Meyer's Künstler-Lex. W. Schmidt.

Aurach: Joseph Christian Auracher von A., österr. Generalmajor, bekannter Militärschriftsteller, geb. zu Olmütz 20. Dec. 1756, † zu Wien 30. Dec. 1831. Theils im activen Dienst, theils (1802) als Professor der Kriegswissenschaft an der Neustädter Akademie thätig, trat er nach 14 Feldzügen 1818 als Generalmajor in Pension und widmete sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit. Seine vornehmlich in das Gebiet der Taktik, Terrainlehre und Terraindarstellung einschlagenden Arbeiten führt Wurzbach's Biogr. Lex. auf. v. Janko.

Aurbach: Johann von A., (Auerbach, Awrbach), Verfasser eines vor 1446 geschriebenen (später o. O. u. J. gedruckten) „Directorium curatorum" und einer 1469 bei Günther Zainer in Augsburg gedruckten „Summa de sacramentis". Auf dem Titel des Directorium wird er Dominus doctor (in Erlanger und Wiener Hss. Decretorum doctor), auf demjenigen der Summa: Magister und Vicarius Bambergensis genannt. Sonst ist von seinen Lebensumständen nichts bekannt. Denn wenn Trithemius denselben in seinem Werke „De scriptoribus ecclesiasticis" ungefähr um 1410—1412 zu setzen scheint, im „Catalogus virorum illustrium" aber als Zeit das Jahr 1470 angibt und erzählt, J. v. A. habe lange an der Universität Erfurt gelehrt, so beweist dies nur, daß er selbst nicht gut unterrichtet war und seine Notizen lediglich nach den Titeln der ihm vorliegenden Werke und auf Grund von Schlußfolgerungen aus dem Inhalt gab. Im „Catalogus" (vollendet 1495) verwechselt nämlich Trithemius — und nach ihm fast alle Neueren — J. v. A. mit Johann Urbach, dem Verfasser eines um 1405 geschriebenen „Processus iudicii", in dessen Formularen Erfurt als Gerichtsort häufig vorkommt, was eine 1489 zu Leipzig erschienene Ausgabe des Processes (mit Commentar von Eberhausen) beibehalten, dabei aber an einer Stelle die Jahreszahl 1468 eingesetzt und den Namen des Verfassers zuerst in Johannes de Auerbach umgewandelt hat. — Jäck sucht nachzuweisen, daß J. v. A. identisch sei mit dem Schreiber mehrerer Bamberger Mss. theologischen Inhaltes aus den Jahren 1452—1469: Johann Koppischt von Auerbach, welcher sich 1452 und 1462 plebanus in Grebern und 1465 und 1469 olim plebanus in Grebern nennt, auch in einem nach Stintzing's Lesung 1470 (wie zu vermuthen steht: 1450) ausgestellten Beichtschein sich als plebanus S. Nicolai in Grebern Bamb. dioecesis bekennt. Diese Identität ist nicht unmöglich, obwol kaum wahrscheinlich, da Johann Koppischt, hätte er einen akademischen Grad besessen, nicht vergessen haben würde, denselben, wie es die Zeitsitte forderte, seinem Namen beizusetzen. — Näheres bei Stintzing, Populäre Litteratur. S. 241 ff.

Muther.

Aurbacher: Ludwig A., der Verfasser des „Volksbüchleins", geb. 26. Aug. 1784 zu Türkheim in der Grafschaft Schwabeck als der Sohn eines ganz unbemittelten Handwerkers, † 25. Mai 1847. Frühzeitig erwachte in ihm die Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen. 1801 trat er in das weitberühmte Kloster zu Ottobeuren, und nach dessen gleich darauf erfolgter Aufhebung in das vorderösterreichische Stift Wiblingen als Novize ein. Die übermäßigen Anstrengungen aber, denen er sich in diesem Kloster zu unterziehen hatte, brachen seine Gesundheit leider für immer. Zudem bemächtigten sich seiner religiöse Zweifel, deren Lösung erst in viel späteren Zeiten bei ihm erfolgte, die ihm aber zunächst eine wahre Höllenpein verursachten. So schied er denn von Wiblingen aus und trat um 1804 bei einer sehr gebildeten Familie zu Ottobeuren als Hofmeister ein, in welcher Stellung er noch Muße genug fand, sich von der deutschen und französischen Litteratur eine eingehende Kenntniß zu verschaffen.

Zu Ostern 1809 erhielt er hierauf eine Anstellung als Professor der Rhetorik und Poetik am kgl. Cadetten-Corps zu München, welches Amt ihn zur Herausgabe verschiedener, auch jetzt noch schätzbarer Schriften, wie namentlich der „Andeutungen zu einem neuen und einfachen Entwurf der Psychologie“ und einer Abhandlung „Ueber die Methode des rhetorischen Unterrichtes“, beide zunächst für Lehrer bestimmt, dann eines „Lehrbuchs des deutschen Stils“ in 2 Theilen, der „Grundlinien der Rhetorik“ — der „Poetik“ — der „Rhythmik“, auch einer Theorie des militärischen Geschäftsstils veranlaßte. In diese litterarische Thätigkeit gehören auch, nächst der Redaction der „Schulblätter“ in den Jahren 1829 bis 1832, seine „Philologischen Belustigungen“, sein „System der deutschen Orthographie“, sein kleines „Wörterbuch der deutschen Sprache“, seine „Vorschule zur Geschichte und Kenntniß der deutschen Litteratur“, und weiterhin das anonym erschienene „Handbuch zur intellectuellen und moralischen Bildung für angehende Officiere“, sowie die sehr gehaltreichen „Pädagogischen Phantasien“. Wenn schon in allen diesen Arbeiten Aurbacher's ernstes Bemühen um Förderung echter Humanität in der erfreulichsten Weise sich kund gibt, so hat er seinen tief religiösen Sinn auch durch eine „Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit“ und durch eine neue Ausgabe von Angelus Silesius' „Geistlichen Hirtenliedern“ und dessen „Cherubinischem Wandersmann“ bethätigt. Ja es gelang ihm sogar, in seinen „Perlenschnüren“ religiös-philosophischer Sprüche dem Tone des Angelus Silesius selbst bedeutend sich anzunähern. Seine „Dramatischen Versuche“, seine Novellen und lyrischen Gedichte kann man nicht zu seinem Besten rechnen; gelungener ist sein dem J. 1834 angehörendes „Büchlein für die Jugend“; einen wahren Schatz echter Volkspoesie besitzen wir dagegen in seinem 1826 in erster, 1835 in zweiter Auflage erschienenen „Volksbüchlein“. Es einigten sich eben in seinem Wesen die beiden Haupteigenschaften des Volksschriftstellers: Ernst und muntere Laune, in vorzüglichem Maße, und wenn er gleich die Bahn des Gelehrten eingeschlagen hatte, so bewahrte sich ihm doch, bei der Schlichtheit und Einfalt seines Gemüthes, der Sinn und die Liebe für das Volksleben, aus welchem er selbst hervorgegangen war, in vollster Kraft bis in seine späteren Lebenstage. So konnte denn sein „Volksbüchlein“, wodurch es sich wesentlich von ähnlichen Leistungen Anderer unterscheidet, nicht blos ein Buch für das Volk, sondern ganz eigentlich ein Buch des Volkes, ein dessen Leben selbst entstammendes Buch werden. Während die „Abenteuer der sieben Schwaben“ und die „Wanderungen des Spiegelschwaben“, welche beide A. scherzweise als die schwäbische Ilias und Odyssee bezeichnete und die von ihm merkwürdiger Weise in einer Periode der äußersten Melancholie verfaßt worden, von dem köstlichsten Humor ganz und gar erfüllt sind, so legt sich im „Doctor Faustus“, besonders aber in der „Geschichte des ewigen Juden“, bei aller Popularität der Darstellung, ein echtphilosophischer Tiefsinn zu Tage. Von nicht minderer Vortrefflichkeit sind die beigefügten „Ergötzlichen und erbaulichen Erzählungen“. Unter den Papieren Aurbacher's, der im J. 1834 wegen zunehmender Kränklichkeit von seiner Professur zurücktrat, hat sich noch eine kleine volksthümliche Dichtung „Die Lalenbürger“ vorgefunden, welche bald nach seinem Dahinscheiden im V. Bande der Münchener „Fliegenden Blätter“ Dr. Friedrich Beck veröffentlicht hat. Es enthielt aber sein litterarischer Nachlaß ferner noch sehr reiche Vorarbeiten zu einem „Schwäbischen Idiotikon“, welche von den Erben dem Prof. Adelb. v. Keller in Tübingen überlassen wurden. Eine Autobiographie Aurbacher's bis zum Antritt seines Lehramts am kgl. Cadetten-Corps bewahrt die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München. Hamberger.

Aurelius: Cornelius A., aus dem Geschlecht von Lopsen, geb. zu Gouda, daher eigentlich Bruder Cornelis van ter Gouda genannt; mit Aurelius über-

setzte er dies; Augustiner und Domherr zu Hemdonck bei Schoonhoven um den Anfang des 16. Jahrhunderts. Er war Lehrer des Erasmus, der ihn in seinen Briefen der Jahre 1489, 1490, 1497 Merotinus nennt. Als lateinischer Dichter bewundert, erhielt er vom K. Maximilian den Lorbeer. Ein Band seiner Gedichte soll zu Paris 1497 erschienen sein. Eine „Apocalypsis et visio super miserabili statu ecclesiae" theilt Kasp. Burmann im „Hadrianus VI." (Traj. ad Rhen. 1727) mit. Eine handschriftlich gebliebene „Apocalypsis seu narratio facetissima super obitu Ludovici regis Galliarum et Maximiliani Imp. carmine eleg." scheint sich zu Leyden zu befinden. Danach lebte also A. 1519 noch. — Er verfaßte außerdem 2 historische Tractate: „Defensio gloriae Batavicae" und „Elucidarium variarum quaestionum super Batavica regione et differentia" (gegen Geldenhauer gerichtet), welche Bonav. Vulcanius unter dem Titel: „Batavia, s. de antiquo veroque ejus insulae, quam Rhenus in Hollandia facit, situ" (im Buch selbst: „De situ et laudibus Bataviae") herausgab; wieder gedruckt in „Scriverii Batavia illustr." In der Vorrede gibt Vulcanius des Verfassers Biographie und ein Verzeichniß seiner Schriften.

Alberdingk Thijm.

Aurifaber: Andreas A., (Goldschmid), Arzt, 1512 in Breslau geboren, hatte, nachdem er in Wittenberg seine Studien beendet, mehrere Jahre hindurch als Rector der Marienschule in Danzig, später in gleicher Eigenschaft in Elbing gelebt; 1544 ging er auf Kosten des Herzogs Albrecht von Preußen nach Italien, um sich in der Arzneikunde zu vervollkommnen, wurde 1546, nach seiner Rückkehr, zum Geheimrathe und Leibarzte desselben, sowie zum Physicus der Stadt Königsberg und zum Prof. der Med. an der Universität daselbst ernannt und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem am 12. Dec. 1559 erfolgten Tode. — A. ist der Verfasser der bekannten „Historia succini." Regiom. 1561. 4⁰ (abgedruckt als Anhang zum 4. Buch der von seinem Verwandten Lor. Scholz herausgegebenen „Consilia et epistolae Cratonis". Frft. 1671. 8⁰); außerdem hat er „Annotationes in Phaemonis libellum de cura canum.". Wittenb. 1545. 8⁰ veröffentlicht.

A. Hirsch.

Aurifaber: Johann A., (Goldschmid) — Name von zwei verschiedenen, aber vielfach verwechselten evangelischen Theologen des Reformationszeitalters. — Der ältere (Vratislaviensis), ein jüngerer Bruder des Arztes Andreas A., ist geboren zu Breslau 30. Jan. 1517, † ebend. 19. Oct. 1568. Nachdem er zu Wittenberg studirt und, besonders mit Melanchthon innig befreundet, eine Zeit lang daselbst als akad. Docent gewirkt, auch durch eine Dissertation „De ecclesia" den theol. Doctorgrad sich erworben hatte, wird er 1550 auf Melanchthon's Empfehlung als Prof. der Theologie und Pastor an der Nicolaikirche nach Rostock berufen. Durch seine Tüchtigkeit im akad. Lehramt, wie im Predigtamt und der Kirchenleitung, besonders aber durch seine friedfertige Gesinnung gewinnt er hier eine erfreuliche Wirksamkeit und das besondere Vertrauen des Herzogs Joh. Albrecht von Mecklenburg, in dessen Auftrag er bei der Redaction der Mecklenb. Kirchenordnung von 1552 und bei einer Kirchenvisitation eine Hauptrolle spielt. Auch sonst war der Rath und die Hülfe des einsichtigen und milden Mannes viel begehrt. Namentlich glaubte Herzog Albrecht von Preußen, der durch seinen vielgeltenden Leibarzt Andreas A. (s. d.), den Bruder Johanns, auf diesen aufmerksam gemacht wurde, in ihm den rechten Mann erkannt zu haben zur Beilegung der s. 1549 entbrannten Osiandrischen Streitigkeiten. Nachdem A. wiederholt Gutachten in dieser Sache abgegeben, trat er 1554 ganz in preußische Dienste als Professor in Königsberg und Präsident des samländischen Bisthums. Aber alle Mühe, die er sich gab, die Parteien zu versöhnen, blieb vergeblich; durch eine neue preußische Kirchenordnung, deren Mitarbeiter A. war, wurde seine Stellung nur noch

schwieriger. Nachdem er durch den Tod seines Bruders Andreas 1559, sowie durch den Hingang des ihm fortwährend innigst befreundeten Melanchthon 1560 seine Hauptstützen verloren, zog er sich, noch vor der über die Osiandrische Partei in Preußen hereinbrechenden blutigen Katastrophe, 1568 in seine Vaterstadt Breslau zurück, wo er als Pastor zu St. Elisabeth und Superintendent nach kurzer Wirksamkeit starb. — Melanchthon, der viel auf ihn hielt und noch seinen letzten Freundesbrief an ihn gerichtet hat, gibt ihm das Zeugniß eines vir intelligens, candidus, eruditus; die wenigen akademischen Gelegenheitsschriften, die wir von ihm haben, und besonders die beiden Kirchenordnungen, deren Hauptverfasser er ist, bestätigen dieses Lob und geben Zeugniß von seinem organisatorischen Talent und conciliatorischen Sinn. (Vgl. Krabbe, Univers. Rostock, 1854; ders., Dav. Chyträus, 1870; Herzog, RE. XIX. S. 130.)

Wenig jünger als der Breslauer ist ein zweiter Johann A., Vinariensis genannt, geb. 1519, † 18. Nov. 1575. — Ob er zu Weimar oder wie Andere meinen, in der Grafschaft Mansfeld geboren, ist ungewiß. Nachdem er zu Wittenberg 1537—40 studirt, und hier besonders des nächsten persönlichen Verkehrs mit Luther sich erfreut hatte, wurde er Hauslehrer, dann Feldprediger in Mansfeldischen Diensten, kehrte auf einige Zeit nach Wittenberg zurück, war Luther's Tischgenosse und Zeuge seines Todes 1546; im schmalkaldischen Krieg war er wieder Feldprediger, dann Begleiter des gefangenen Kurfürsten Joh. Friedrich, s. 1551 Hofprediger in Weimar. In den jetzt beginnenden theologischen Streitigkeiten hielt er treu zu der gnesiolutherischen Partei im Kampf gegen den kursächsischen Philippismus wie gegen den preußischen Osiandrismus, betheiligte sich an verschiedenen theol. Gutachten und Verhandlungen, z. B. der Flacianischen Synode des J. 1556, der Eisenacher Synode 1556, der Abfassung des Weimaraner Confutationsbuches 1559, den Naumburger Verhandlungen 1561, wurde dann aber auch von dem Sturz der „Flacianischen Rotte" in Sachsen mitbetroffen, abgesetzt und des Landes verwiesen. Die Mansfelder Grafen eröffneten ihm ein Asyl in Eisleben, wo er seine zuvor schon begonnene Arbeit, die Herausgabe der lateinischen und deutschen Werke Luther's (Jenaer Ausg. 1555—1558 und 2 Eislebener tomi 1564—65) wieder aufnahm, besonders aber sein bekanntestes Werk — die Herausgabe der sogen. Tischreden oder Colloquia Luther's — in Angriff nahm (1566 in Eisleben), wofür er theils eigene Erinnerungen, theils fremde Aufzeichnungen, besonders die Collectaneen des Sup. Antonius Lauterbach in Pirna benützte, jedoch mit wenig Kritik und Redactionsgeschick verfuhr (s. die neueste Ausgabe der deutschen und latein. Tischreden v. Bindseil und Förstemann, sowie Seidemann, A. Lauterbach's Tagebuch 1871). Im J. 1566 erhielt A. eine Pfarrstelle an der Predigerkirche in Erfurt, wurde hier noch in eine Reihe von persönlichen und theol. Streitigkeiten verwickelt, besonders mit seinem Collegen Poach; dieser mußte weichen, A. wurde 1572 sein Nachfolger als Senior ministerii, starb aber nach wenigen Jahren.

Wagenmann in Herzog's R.-E. Bd. XIX. — Das. die Litteratur.

Wagenmann.

Aurogallus (Goldhahn), Matthäus A., geb. um das Jahr 1490 zu Commotau in Böhmen, † 10. Nov. 1543, Zögling der von Bohuslav Lobkowic von Hassenstein († 1510), zunächst für seine Neffen Wenzel, Niklas, Sigismund und Wilhelm begründeten und durch den Dichter Johann Sturnus aus Schmalkalden geleiteten Schule, ward A. später auch Lehrer dieser Anstalt; mit der Familie Hassenstein war er nicht verwandt. Anfang 1519 kam er nach Wittenberg und wurde hier an Stelle des weggehenden Matthäus Adrian durch Luther's und Melanchthon's Empfehlung im J. 1521 Lehrer des Hebräischen. Den 26. Mai hatte er Hochzeit; seine Ehe war eine unglückliche durch die Frau.

Für die Uebersetzung des A. T. war er Luthern ein treuer Gehülfe, namentlich im J. 1540 bei Durchsicht und Verbesserung derselben. Rector der Universität ward er am 1. Mai 1542. Von Wittenberg aus besuchte er immer wieder Böhmen; 1529 war er in Saatz, 1530 in Hassenstein; durch seine Vermittelung kamen manche alte Handschriften zur Kenntnißnahme in Luther's und Melanchthon's Hände und einzelne Bücher der Hassenstein'schen Bibliothek, die jetzt in Raudnitz ist, weisen Bemerkungen von seiner Hand auf. Seine „Hebräische Grammatik" erschien 1525 und wieder 1539. Seine übrigen Schriften sind verzeichnet bei Panzer, Annalen, bei H. W. Rotermund, Erneuertes Andenken rc. I. 52 ff. — Vgl. über ihn de Wette-Seidemann, Luther's Briefe, Sendschr. rc. VI. 709 ff. Seidemann.

Aurpach: Johann A., (seltener Aurbach) Altanus, d. h. aus Nieder-Altaich, deutscher Jurist des 16. Jahrhunderts. Geburtstag 5. Februar, Jahr nicht bekannt. Er studirte um 1554 zu Ingolstadt, wo er in diesem Jahr 4 Bücher „Poematum" herausgab, welchen 1557 noch 2 Bücher folgten, deren Dedication aus Passau datirt ist. A. studirte hier damals mit Unterstützung Joh. Georgs von Leonrod. Seine Briefe (s. u.) sind datirt 1559 aus Ingolstadt, 1560 aus Paris und Orleans, Dec. 1560—Jan. 62 aus Angers, 1562 wieder aus Orleans, wo er damals, wie es scheint, zum Doctor der Rechte promovirte, dann aus Ingolstadt, 1562 u. 64 aus Landshut, 1563—65 aus München. Hier stand er im Dienste Herzog Albrechts von Baiern, der ihn im Dec. 1563 wider den zum Protestantismus übergetretenen Grafen Joachim v. Ortenburg gebrauchte. 1570 erscheint er als fürstbischöflicher Kanzler zu Regensburg in der an Bischof Urban von Passau gerichteten Dedication seiner „Odae Anacreonticorum". Joh. Engert, Prof. zu Ingolstadt, welcher 1583 eine zweite mit deutscher Uebersetzung versehene Ausgabe dieser Oden drucken ließ, bezeichnet den Verfasser auf dem Titel als verstorben. — Aus dem Regensburger Cancellariat, während dessen er 1576 am Reichstag den Bischof von Trient und andere Reichsstände vertrat, scheint A. schon vor 1582 geschieden zu sein. Außer den angeführten latein. Poesien schrieb er: „Epistolarum juridicarum, quae consiliorum vice esse possunt, libr. IV." 1566; ferner „Singularium allegationum ad communem rerum usum accommodat. libr. II." 1571. Von den Briefen veranstaltete sein Sohn Hieronymus zu Ingolstadt 1606 eine neue Ausgabe in 6 Büchern (wahrscheinlich Verschmelzung der Briefe mit den Allegationen). Im „Appendix ad Vol. III. thesauri consiliorum Georgii Dedekennii" p. 33 findet sich von A. ein „Judicium de duobus insciis parentibus inter se matrimonium contrahentibus". Muther.

d'Autel: August Heinrich d'A., (hieß eigentlich mit einem altwürtemb. Namen Dautel; er französirte sich in der Napoleonischen Zeit), geb. 1. Nov. 1779 zu Heilbronn, † 30. Sept. 1835. Er studirte 1796—1799 in Jena, ward 1800 Geistlicher in seiner Vaterstadt, wo er sich besonders dem Schulwesen widmete und durch sein Predigertalent auszeichnete. 1808 berief ihn König Friedrich von Würtemberg zur Stelle eines Hofcaplans und ernannte ihn zugleich zum Assessor im Consistorium zu Stuttgart. 1812 wurde er Hofprediger und Oberconsistorialrath, 1814 Oberhofprediger, Prälat des Ordens vom goldenen Adler und Feldprobst, 1826 auch Vorstand der königl. Commission für die Erziehungshäuser. Seine Thätigkeit galt vorzugsweise dem Volksschulwesen, dessen Organisation in Würtemberg im Sinne einer fortgeschrittenen Volksbildung und Methode namentlich sein Werk war. Das Eßlinger Schullehrerseminar, dessen erster Vorstand Denzel war, hat seine Errichtung und Ordnung der Fürsorge d'Autel's zu verdanken. Schriften: „Communionbuch für denkende Christen" (1807 u. öfter); „Prüfung des Werthes der Pestalozzi'schen Methode" (1810);

„Predigten" (1814 u. 1818, eine 3. Sammlung 1837 nach seinem Tode herausgegeben); „Freimüthige Jahrbücher der allgemeinen deutschen Volksschulen mit besonderer Hinsicht auf West- und Süd-Deutschland" (seit 1819 von ihm in Verbindung mit F. H. C. Schwarz, F. C. Wagner und C. A. Schellenberg herausgegeben).

Biographische Nachrichten über ihn gibt Flatt in der Vorrede der dritten Predigtsammlung. Vgl. dazu Allg. Schulzeit. 1836. Nr. 1. Kern.

Autenrieth: Jakob Friedrich A., Cameralist und würtembergischer Staatsmann, geb. in Stuttgart 22. März 1740 als Sohn eines nicht unbemittelten Bürgers, † 28. März 1800. Des Vaters schon im 6. Lebensjahre beraubt, ward der lernbegierige und talentvolle Knabe von seinem Stiefvater, dem als Arzt ausgezeichneten Dr. Rincke mit liebevoller Sorgfalt erzogen. Nach beendigtem Gymnasialunterricht arbeitete er vom 16. bis 21. Jahr damaliger Gewohnheit gemäß in der „Schreibstube" erst in Waiblingen beim Stadtschreiber Jäger, dann als Schreibereigehülfe beim Universitätspfleger Kleim in Feuerbach und beim Amtsschreiber Lindenmaier in Stuttgart. Darauf studirte er zu Tübingen während dreier Jahre Cameral- und Rechtswissenschaft; dabei hatte er das Glück, bei dem würdigen Oberamtmann Huber wohnen und denselben in seinen Amtsverrichtungen unterstützen zu dürfen. Die nächsten drei Jahre verbrachte er als Amtssubstitut in Maulbronn, kehrte aber dann zu seiner Mutter zurück, um ihr, schon durch ihren ersten Gatten von der Pistorius'schen Familie erkauftes Kunkellehngut Waldenstein bei Schorndorf für sie und seine drei Schwestern zu verwalten.

Als er sich aber im Laufe der Zeit eine selbständige Thätigkeit zu eröffnen und den eigenen Familienheerd zu gründen wünschte, kaufte er (denn die unlöbliche Gewohnheit des Stellenkaufs ward erst später durch Landescompactat abgeschafft) um 2000 fl. vom Herzog die Stelle eines Secretärs und Registrators bei der Regierung, welche ihm 400 fl. jährliche Besoldung eintrug. Bald lenkten sein Fleiß, seine Pflichttreue und Geschäftsgewandtheit die Aufmerksamkeit auf ihn, so daß er auch zu manchen außerhalb seines eigentlichen Berufes liegenden Geschäften zugezogen ward, nicht ohne daß seine unbestechliche Ehrlichkeit ihm allerlei geheime Feindschaft zuzog. Herzog Karl, damals ganz von seiner Lieblingsschöpfung, der Akademie, erfüllt, ernannte ihn 1777 unter Beibehaltung seines bisherigen Amtes mit einer Zulage von 300 fl. zum Professor der Cameralwissenschaft an dieser Anstalt, ertheilte ihm auch im folgenden Jahr am Tage einer öffentlichen Disputation, bei welcher der Herzog selbst opponirt hatte, Titel und Rang eines Hofraths (Nachrichten z. Nutzen und Vergnügen von 1778, Stuttg. 11. Dec.). Die Fächer, die A. an der Akademie vortrug, waren Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft (nach Sonnenfeld), Landwirthschaft mit besonderer Berücksichtigung der Forstwissenschaft und Technologie (nach Beckmann), sowie Rechnungs- und Kanzleiwesen nach eigenem Entwurf. Während dieser Lehrzeit veröffentlichte er seine gediegenen „Sätze aus der Polizei-Handlungs- und Cameralwissenschaft" (Stuttg. 1778); „Die uneingeschränkte Zertrennung der Bauerngüter" (1779); „Rede von dem wichtigsten Einfluß einer guten Finanzeinrichtung auf das Wohl eines Staates" (1780). Erst nach seinem Tode wurde noch aus seinen Manuscripten vom Kanzleiadvocat Christlieb veröffentlicht: „Einleitung in die Amtspraxis eines Rechnungsbeamten" (Ellwangen 1805) und „Einleitung in das Würtembergische Rechnungswesen" (1805). Seine Vorlesungsmanuscripte circulirten noch lange nach seinem Tode unter dem würtembergischen Schreiberstande und sind noch heute mitunter im Antiquariatsbuchhandel zu treffen.

So schien bei allseitiger Zufriedenheit mit Autenrieth's Leistungen, die 1780

auch seine Beförderung zum Rentkammer-Expeditionsrath zur Folge hatte, ein heiterer Himmel über ihm zu lachen, als plötzlich eine schwere Prüfung hereinbrach. Hatte bisher seine rüstige Kraft ausgereicht, um der neben dem Tag noch manche Nachtstunde in Anspruch nehmenden übermäßigen Arbeit zu genügen, welche er sich vermöge der ihm zugefallenen doppelten Bürde in seinem angebornen Thätigkeitsdrang und Pflichtgefühl zumuthete, so fühlte er doch allmählich die Unmöglichkeit, daß es so fortgehe. Eines der Aemter mußte aufgegeben werden. Auch die Rücksicht auf die Pflichten des Familienvaters, der sich mit der vortrefflichen Gattin, einer Tochter des Prälaten Ramsler, der Erziehung von 5 Kindern mit treuer Liebe widmete, machte dies nöthig. Er entschied sich zu Gunsten der praktischen Thätigkeit und bat um Enthebung vom Lehramt; aber vergebens wiederholte er während 5 Jahren sein Gesuch, obwol er seine Stellung an der Akademie ausdrücklich nur als Nebenamt übernommen, sich auch niemals in das Album der Anstalt eingezeichnet hatte. Allein der Herzog, der gewohnt war, seine Unterthanen beiderlei Geschlechtes nur als eine Art von Leibeigenen zu betrachten, wollte den brauchbaren Lehrer nicht loslassen. Als A. dennoch submissest seine Bitte wiederholte, erging an den Intendanten der Karlsschule Oberst Seeger der Befehl, von A. eine kategorische Erklärung zu fordern, ob er seine Lehrstunden fortzugeben Willens sei oder nicht (26 Febr. 1787). Als dies verneint ward, erhielt A. am 16. April in ungnädiger Form seine Entlassung, aber nicht nur als Lehrer, sondern auch von dem Amt, dessen untere Stufe er käuflich erworben, dessen höheren Grad er durch besondere Beamtentreue erworben hatte. Sein Gehalt ward ihm, einer angeblich in Recht und Brauch begründeten vierteljährlichen Kündigungsfrist entsprechend, nur auf ein Vierteljahr noch gewährt. Die Kanzleiordnung enthielt aber kein Wort von einer solchen Kündigung.

Vergebens wandte sich der schwergetroffene Mann an den Geheimerath (23. April 1787) und an den ihm sehr gewogenen Thronfolger Herzog Louis mit der Bitte, um strenge Untersuchung, falls gegen seine Amtsführung Verdächtigungen vorlägen. Doch ward ihm von anderer Seite wirksame Hülfe. Das üble Aufsehen, welches der böse Vorgang im ganzen Lande hervorrief, veranlaßte den größeren Ausschuß der Landschaft, sich ins Mittel zu legen. In einer ausführlichen Eingabe beleuchtete er die Illegalität und Grausamkeit des Verfahrens und die Gefahren einer solchen Procedur für das öffentliche Wohl; sollten Klagen gegen Autenrieth's Kanzleiführung vorliegen, so müsse ihm Gelegenheit zur Verantwortung gegeben werden. — Diesen letzten Punkt umgingen zwar der Herzog und seine Räthe wohlweislich, aber nach 21 Monaten schwerer Heimsuchung erhielt A. die Ernennung zum Keller (Cameralverwalter) von Schorndorf. Mit gewohnter Pflichttreue, aber ohne innere Befriedigung, versah er 3 Jahre dieses Amt. Eine Revision des Vorganges seiner Dienstentlassung begehrte er auch jetzt ohne Erfolg; aber der durch Alter und besseren Umgang, auch durch die von Frankreich her drohenden Gefahren milder gewordene Herzog suchte seine frühere Härte thatsächlich gut zu machen. 1791 ward A. wieder zum Hof- und Domänenrath ernannt; ein Schreiben des Herzogs vom 4. Oct. 1793 an den „lieben“ Hof- und Domänenrath drückt aus, wie lieb es dem Herzog gewesen sei, ihm diese Gnade zugehen, und ihm auch die Domänenrathsbesoldung, welche er bis zur Anstellung in Schorndorf nicht mehr bezogen habe, auszahlen zu lassen. Auf Autenrieth's Begehren einer Revision seiner Entlassung einzugehen, lehnt aber ein halb officielles Schreiben vom 11. April 1794 aufs neue ab. — A. aber wollte sich durch gnädige Worte nicht abspeisen lassen. Er faßte den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, auf den vielleicht auch die das Vaterland von Frankreich her bedrohenden Gräuel und die Aussicht auf ein

kraftloses Regiment im Lande von Einfluß gewesen ist. In Begleitung zweier Söhne, des mit landwirthschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteten ältesten und des nächstältesten (nachmal. Kanzlers v. Tübingen), der soeben seine medicinischen Studien beendigt hatte, trat er im Frühjahr 1794 die Reise nach Baltimore über Hamburg an. Aber die Eindrücke der neuen Welt auf den würtembergischen Kanzleibeamten waren so wenig befriedigend (der in Lancaster als Arzt practicirende Sohn erkrankte zudem heftig), daß er im folgenden Jahre nach Europa zurückkehrte. In Würtemberg waren inzwischen Herzog Karl und sein Nachfolger Louis gestorben, gestorben auch ein einflußreicher persönlicher Feind Autenrieth's. Kaum hatte dieser den deutschen Boden betreten, als ihm schon unterwegs (1795) die Ernennung zum Vicedirector der Rentkammer entgegenkam. 1796 ward er zum wirklichen Director und nach Herzog Eugens Tode von Herzog Friedrich 1799 zum Geheimerath ernannt. So war ihm noch eine reiche Thätigkeit vergönnt, der das Land u. A. die so wohlthätige Einführung der obligaten Brandversicherung dankt. Aber schon 1800 machte eine Herzkrankheit, als deren Folge wol auch die Aengstlichkeit zu betrachten ist, welche sich in der letzten Zeit des sonst so thatkräftigen Mannes bemächtigt hatte, seinem bewegten Leben ein Ende. Die Kammer mußte 8 Tage um ihren würdigen Chef trauern und der Herzog bezeugte seinen tiefen Antheil in eigenhändigem Schreiben an die mit einer reichen Pension bedachte Wittwe und an den Tochtermann Autenrieth's, den dermaligen Oberregierungsrath Mohl. Autenrieth.

Autenrieth: Joh. Herm. Ferd. von A., Professor der Medicin an der Universität Tübingen und Kanzler derselben, geb. 20. Oct. 1772 zu Stuttgart, † 2. Mai 1835, Sohn Jakob Friedr. Autenrieth's (s. d.). Früh reif und talentvoll wurde er von früher Jugend auf sorgfältig in Naturwissenschaften und Medicin herangebildet, und zwar von seinem 13. Lebensjahre an auf der damals berühmten Karlsakademie, an welcher er 1792 den Doctorgrad erwarb. Nachherige Reisen nach Italien und Nordamerika trugen wesentlich zu seiner geistigen Entwickelung und zur Erweiterung seiner Kenntnisse bei. Auf der ersteren verweilte er längere Zeit in Pavia, woselbst er durch Scarpa und Peter Frank vielfache und nachwirkende Anregung erhielt. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Stuttgart 1794 als praktischer Arzt nieder; begleitete aber noch in demselben Jahre seinen Vater auf einer für die damalige Zeit seltenen Reise nach Pennsylvanien, welches Land ihn so fesselte, daß er in Lancaster als praktischer Arzt auftrat; hatte er ja dort die günstige Gelegenheit, sich Kenntnisse über manche interessante Krankheiten, so z. B. das gelbe Fieber, das er selbst durchmachte, zu erwerben. Nach $1\frac{1}{2}$ jährigem Aufenthalte daselbst kehrte er reich an Erfahrungen nach seiner Vaterstadt zurück, wo er alsbald zum Hofmedicus und Aufseher der zoologischen Sammlung ernannt wurde.

Es ist nicht zu verwundern, daß sich bei Erledigung der Lehrstelle für Anatomie, Physiologie, Chirurgie und Geburtshülfe an der Universität Tübingen die Augen des Senates auf den jungen, viel versprechenden Mann richteten; er wurde 1797 zum ordentlichen Professor für die genannten Fächer erwählt, vertheidigte seine Dissertation: „Supplementa ad historiam embryonis humani" und trat dann sein Amt mit einer Rede über den Einfluß der Krankheiten auf die Cultur des menschlichen Geschlechtes an. Es hätte wol keine bessere Wahl getroffen werden können. Seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein unübertrefflicher Eifer als Lehrer machten A. in kurzer Zeit zu einem der einflußreichsten Mitglieder der Tübinger Universität. Selbst für die damaligen Verhältnisse der medicinischen Wissenschaft muß es als etwas ganz Außerordentliches angesehen werden, daß A. in seinem 38 jährigen Lehramte nach und nach fast alle Fächer der Heilkunde und zwar mit großem Erfolge vorgetragen hat. Sein Vortrag

war völlig frei, in hohem Grade anziehend und die Schüler zum Nachdenken erweckend. Vor allem hervorzuheben sind seine anatomisch-physiologischen Vorlesungen, die Klinik und die am Ende seiner Lehrthätigkeit gehaltenen Vorträge über gerichtliche Medicin. Sein vortreffliches Gedächtniß, seine räumliche Phantasie, die Benützung der vergleichenden Anatomie und der gesammten praktischen Heilkunde, womit er den vor ihm liegenden Leichnam gleichsam belebte, machten ihn zu einem der geistvollsten Lehrer der Anatomie.

Das im J. 1805 eingeweihte neue Klinikum war seine Schöpfung. Die Vielseitigkeit seiner medicinischen Kenntnisse und seine scharfe, an anderen Naturobjecten erprobte Beobachtungsgabe ließen ihn Zusammenhang in die Erscheinungen am Krankenbette bringen. Er drang seinen Schülern gegenüber auf Beobachtung und physiologische Untersuchung, und dies war um so mehr werth zur Zeit der Blüthe der Naturphilosophie, in welcher sonst meist nur leere Speculationen über Krankheiten angestellt wurden. Wenn A. auch nicht ganz frei davon blieb und so manche seiner Ideen sich als unhaltbar erwiesen haben, so hat er doch gewiß mitgeholfen, richtige Anschauungen in der Medicin zu vermitteln. Seinem Klinikum strömten von Nah und Fern nicht nur Schüler, sondern auch Kranke zu, die den berühmten Arzt aufsuchten. Er war Arzt im vollsten Sinne des Wortes durch seine reichen Erfahrungen, seine Theilnahme und Aufopferung für die Kranken und seine gewinnende Persönlichkeit. In späteren Jahren wurde er zum consultirenden Leibarzte des Königs von Würtemberg erhoben. Ganz musterhaft war für seine Zeit die Behandlung der gerichtlichen Medicin, zu der er durch die große Uebung in Beurtheilung gerichtlicher Fälle, welche er sich als langjähriges Mitglied von Medicinalcommissionen erworben hatte, ganz besonders befähigt war. An der Umgestaltung des Medicinalwesens von Würtemburg hat er den thätigsten Antheil genommen.

Einen tiefeingreifenden Einfluß auf die Universität gewann A. durch seine mit Beibehaltung des Lehramtes (1822) erfolgte Ernennung zum Kanzler der Universität Tübingen, welches Amt er bis zu seinem Tode verwaltete. In dieser seiner Stellung führte er wesentliche Reformen an der Universität durch; sie führte ihn auch in den Landtag, woselbst er als Kanzler die Universität zu vertreten hatte.

A. entwickelte eine nicht unbedeutende litterarische Thätigkeit. Seine Schriften sind außerordentlich zahlreich und erstrecken sich auf alle möglichen Gebiete der Medicin und der Naturwissenschaften. Von umgestaltendem Einflusse auf die Wissenschaft sind seine Arbeiten nicht gewesen, aber er hat sich doch durch die meist kleineren, in Journalen zerstreuten Abhandlungen ein Verdienst um die praktische Medicin erworben. Sein umfassendstes Werk war sein „Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie“ (3 Theile 1801), in dem er die ächte Empirie und die durch Versuche gestützte Forschung gegen die damals herrschende naturphilosophische Richtung vertheidigte, und ähnlich dem ihm geistesverwandten und befreundeten Reil die Gesetze des Lebens auf die der übrigen Natur zurückzuführen bestrebt war. Allerdings ging er bei diesen seinen Bestrebungen oft viel weiter als bewiesen werden konnte, namentlich da wo er die Aehnlichkeit des galvanischen Fluidums mit der sogenannten Lebenskraft hervorhob und ersteres zur Erklärung vieler Lebenserscheinungen benützte. Außerdem erschienen von ihm mehrere interessante akademische Reden und unter seinem Vorsitze 83 in lateinischer Sprache geschriebene Dissertationen.

Klüpfel, Geschichte und Beschreib. d. U. Tübingen. S. 255 u. 482. — N. Nekrol. d. D. 1835. S. 454. — Sachs, Medicin. Almanach 1836.

C. Voit.

Authari, Langobardenkönig, 584—590; Sohn des Langobardenkönigs Klefo und der Ansane, nach dessen Tod das Volk zehn Jahre lang den Thron erledigt ließ und unter der Herrschaft der „duces“, Herzöge, in den Städten und Stadtgebieten lebte; in dieser Zwischenzeit hatte harter Druck auf der besiegten römischen Bevölkerung gelastet und daß man A. bei dessen Erhebung den Beinamen römischer Imperatoren „Flavius“ beilegte, den fortan auch seine Nachfolger führten, verkündigte als eine Concession an die Römer dessen mildere Behandlung; in der That wurde der strenge Landfriede, den A. aufrecht hielt, als Gegensatz zu den bisherigen Zuständen gepriesen. Er scheint an die Stelle der bisherigen willkürlichen und planlosen Beraubung der Provincialen eine systematische Theilung des Fruchtertrags der Landgüter unter Römern und Germanen, wie sie in den anderen Germanenstaaten der Zeit von Anfang bestand, angestrebt zu haben; die reichen Herzoge entschlossen sich, der verarmten Krone durch bedeutende Abtretungen aus ihrem Vermögen wieder Lebenskraft zuzuwenden. Vielleicht hatte die durch das Bündniß des Kaisers Mauricius mit dem Merowinger Childibert dem Reiche drohende Gefahr zu dieser Wiederherstellung und Kräftigung des Königthums geführt; ein Angriff der Franken im J. 584 wurde abgewehrt und mit ihnen Friede, sowie 585 mit dem Exarchen in Ravenna Waffenstillstand geschlossen. Neue Kämpfe 587 endeten mit einer Niederlage der Franken 588. Childibert hatte seine Schwester dem A. gegen reichen Muntschatz verlobt, gab sie aber lieber als dem arianischen Ketzer dem Westgothenkönig Rikarid, nachdem dieser zum Katholicismus übergetreten war. Darauf freite A. — und zwar nach der anmuthigen von Paulus Diaconus erzählten Sage — als sein eigener unerkannter Brautwerber um Theodelinde, die Tochter des Bajuvarenherzogs Garibald; offenbar suchte er die Freundschaft seiner nördlichen Nachbarn, welche der merowingischen Oberherrschaft widerstrebend, als natürliche Verbündete der Langobarden wider die fränkische Gefahr erschienen. Während ein fränkisches Heer den Herzog zur Botmäßigkeit zurückzuführen in Bajuvarien eindrang, floh Theodelinde zu ihrem Verlobten, der ihr bis gegen Verona entgegen zog, wo (15. Mai 589) das Beilager vollzogen wurde. Wol im Zusammenhang mit dieser Unternehmung gegen die Bajuvaren, aber auch durch neue Subsidien von Byzanz unterstützt, zog im folgenden Jahre ein sehr starkes Heer Childiberts gegen die Langobarden, vor welchem A. das Feld nicht halten konnte, er warf sich in seine feste Hauptstadt Pavia, das fränkische Heer aber, das bis Mailand vorgedrungen war und im Gebiet von Trient und Verona viele Burgen gebrochen hatte, wurde durch die Hitze und die Seuchen des italienischen Sommers zum Rückzuge genöthigt. Während Authari's Gesandte durch Vermittelung Guntchram s von Burgund den Frieden mit Childibert verhandelten, starb der König zu Pavia (5. Sept. 590) angeblich an Gift. Seine Wittwe Theodelinde behielt nach Beschluß der Langobarden die königliche Würde und erhob durch ihre Wahl Herzog Agilulf von Turin zu ihrem Gemahl und auf den Thron der Langobarden 590—616. Bekannt ist, wie die Königin durch diesen ihren katholischen Gatten und im Einvernehmen mit Papst Gregor dem Großen unter den noch großentheils heidnischen oder arianischen Langobarden den Katholicismus verbreitete; sie führte nach Agilulf's Tode noch 10 Jahre für ihren Sohn Adelwald die Regentschaft bis dieser 626 wegen einer Geisteskrankheit entthront und durch Ariovald ersetzt wurde. — Daß A. auf einem siegreichen Zug nach Unteritalien in das byzantinische Gebiet an der äußersten Spitze Süditaliens bei Rhegium in das Meer reitend, eine fluthumspülte Säule mit seinem Speer berührt und als Grenzstein des Langobardenreiches im Süden bezeichnet habe, ist eine anderwärts (Oltensund, Speerwurf Otto I.) ganz ähnlich wiederkehrende Sage.

Litteratur s. bei Alboin. F. Dahn.

Ava: Frau Ava, deutsche Dichterin des 12. Jahrhunderts, deren Tod (als Klausnerin) im Kloster Melk zum Jahre 1127 verzeichnet wird. Von ihr drei geistliche Gedichte („Gaben des heiligen Geistes", „Antichrist", „Jüngstes Gericht", Diemer, Deutsche Gedichte S. 276,4—292), in frauenzimmerlichem Stil (die Sätze meist durch sô angereiht), mit frauenzimmerlicher Gesinnung: unter den Vorzeichen des jüngsten Tages unterläßt sie nicht zu erwähnen, daß auch Spangen und Armringe, das Geschmeide der Frauen zu Grunde gehen. Sie benutzt einerseits das Bamberger Stück „Himmel und Hölle" (Denkmäler XXX), andererseits den (wahrscheinlich kärntnischen) „Joseph in Aegypten".

W. Scherer.

Avancinus: Nicolaus A., geb. 1612, gest. am 6. December 1685, ein geborener Tiroler aus der Diöcese Trient. 1612 trat er zu Gratz in das Novitiat der Gesellschaft Jesu. Eben hier lehrte er später die Rhetorik, die Ethik und die Philosophie. Hierauf nach Wien berufen lehrte er dort vier Jahre lang die Moraltheologie und sechs Jahre lang scholastische Theologie. Er war zu verschiedenen Zeiten Rector der Collegien zu Passau, Wien und Gratz, ging 1672 als Provincial nach Rom, später Visitator der Böhmischen Provinz. Avancin's Name war im 17. und 18. Jahrhundert hochberühmt durch seine lateinischen Poesien, noch mehr aber durch seine erbaulichen Schriften, besonders durch die „Vita et doctrina Jesu Christi ex quatuor Evangeliis collecta et in meditationum materiam ad singulos totius anni dies distributa", welche zuerst 1665 erschienen, ihren Lauf durch die ganze christliche Welt machte, in alle lebenden Sprachen übertragen und fast wie ein anderer Thomas a Kempis geschätzt wurde, ja theilweise noch geschätzt wird. Das genaueste Verzeichniß seiner Schriften und deren Uebersetzungen findet sich in De Backer „Bibliothèque des écrivains de la Compag. de Jésu". I. 28.

Ruland.

Avemann: Ernst Ludwig A., geb. 28. December 1609 zu Eisenach, † 17. Mai 1689 zu Gotha, war der Sohn des Bürgermeisters Kaspar A., und wurde zu Eisenach, dann auf dem Gymnasium zu Coburg erzogen. Seit dem Jahre 1630 studirte er zu Jena die Rechte, Philosophie und Geschichte, besuchte dann die Universität Rostock, und gab da jungen Leuten Unterricht, bis er (1639) Erzieher des Sohnes des Burggrafen Georg von Kirchberg, Dynasten von Farnroda, wurde. Mit ihm (Sigismund Heinrich) bereiste er Holland, und hielt sich anderthalb Jahre zu Leyden auf, ging dann nach England und Frankreich, wo er eben so lange in Paris verweilte. Als er hierauf sich anschickte, nach Italien zu gehen, erfuhr er den Tod des Burggrafen Georg, und brachte seinen Zögling der Mutter nach Farnroda zurück. Diese ernannte ihn zu ihrem Vormundschaftsrathe, und zugleich erhielt er von den eisenachischen Landständen die Stelle eines Syndicus. Bald darauf (1645) wurde er auch Doctor der Rechte zu Jena. 1649 berief ihn Herzog Ernst der Fromme als Hof- und Regierungsrath nach Gotha, und 1660 ernannte er ihn zum Consistorial-Präsidenten. 1663 bis 1666 war er Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg, und wurde nach seiner Rückkehr nach Gotha zum Vicekanzler, 1673 zum Geheimrathe und Kanzler ernannt. Endlich 1685 bis 1688 war er Gesandter am kaiserlichen Hofe zu Wien. In der schrecklichen Feuersbrunst, welche im Jahre 1665 den größten Theil der Stadt Gotha niederbrannte, verlor er seine werthvolle Bibliothek. Zu seinen Nachkommen, welche in burggräfl. Kirchbergischen Diensten blieben, gehört der 1751 als Rath und Archivar zu Hachenburg verstorbene Heinrich Friedrich Avemann, Verfasser der verdienstlichen „Beschreibung des .... hochgräflichen Geschlechts der Herren Reichs- und Burggrafen von Kirchberg". (1747.)

August Beck, Ernst der Fromme. Weimar 1865, Band II. 3; daselbst die weitere Litteratur.

A. Beck.

Avenarius: Johann (Habermann) A., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. 10. August 1516 zu Eger in Böhmen, † 5. December 1590 in Zeitz. Von dem früheren Leben des Mannes ist wenig bekannt; wann und wo er sich der evangelischen Lehre zugewandt, wissen wir nicht. Seit 1542 erscheint er als evangelischer Prediger an verschiedenen Orten Kursachsens, in auffallend raschem Wechsel, in Elsterberg, Plauen, Schönfeld, Lichtenstein, Lößnitz, Freiberg, Falkenau (1564), wird 1573 Professor der Theologie in Jena, 1574 zugleich mit Martin Mirus Dr. theol. daselbst; 1575 kommt er nach Wittenberg, und wird 1576 Superintendent des Stifts Naumburg und Zeitz. Als solcher nahm er Theil an den Verhandlungen über die Einführung des Concordienbuches und hatte dieses 1581 als kurfürstlicher Commissarius den Wittenberger Professoren zur Unterschrift vorzulegen. Während seiner akademischen Wirksamkeit scheint er sich vorzugsweise mit dem alten Testament und dem hebräischen Sprachstudium beschäftigt zu haben: als Frucht dieser Studien gab er eine hebräische Grammatik und ein hebräisches Wurzelwörterbuch heraus („Grammat. hebr." 1570. 75 u. ö.; „Liber radicum s. lexicon hebr." 1568. Denuo auctum 1588), worin er im Gegensatz gegen die rabbinische Tradition die hebräische Sprache vorzugsweise aus sich selbst, aber auch durch Vergleichung griechischer, lateinischer, deutscher Wörter aufzuhellen sucht (s. Diestel, „Gesch. des A. T." S. 254. 433.) Weit berühmter aber und verdienter als durch diese philologischen Arbeiten von ziemlich zweifelhaftem Werthe ist Habermann geworden als Verfasser jenes kleinen „Betbüchleins", das in zahllosen Auflagen bis in unser Jahrhundert herein über die evangelische Welt verbreitet ist und an welchem auch heute noch Herausgeber evangelischer Gebetssammlungen nicht leicht vorübergehen. Es erschien erstmals 1567 in Wittenberg unter dem Titel: „Christliche Gebete für allerlei Noth und Stände der ganzen Christenheit 2c.", dann zu Straßburg 1595, 1605, 13, 28, 31; zu Hamburg, zu Frankfurt, Ulm, Amsterdam 2c. bis herab ins Jahr 1870 ff. Ueber dieses Buches Charakter und Inhalt s. Cosack a. a. O.: „Alles ist schlicht, kernhaft, glaubensgewiß, nicht hohen Schwungs, noch von besonders tiefer Inbrunst, oft steif, aber nie bloßes Wort, immer zur Sache". Der Beifall, den diese Gebete fanden, ist fast beispiellos; auch in fremde Sprachen wurden sie früh und viel übersetzt. Minder bedeutend und jedenfalls minder bekannt sind einige andere Schriften poetischen Inhalts von Habermann: sein „Trostbüchlein für kranke, betrübte und angefochtene Christen" 1570 u. ö., mit Dedication an den Grafen Schlick, und seine „Vita Christi" in kurze Sprüche gefaßt, 1580 u. ö., mit Dedication an die Kurfürstin Anna, ein zweiter Theil ist 1616 erschienen; zwei Sammlungen von Predigten, Wittenberg 1585. Ihm hielt Joh. Oertel eine Leichenpredigt; s. Wackern. „D. Kirchenl." I. S. 565.

Zeumer, Vitae prof. Jenensium, S. 88 ff. Willisch, K. G. von Freiberg II. Cosack, Gesch. d. ev. asc. Litt. S. 259 ff. Wagenmann.

Avenarius: Mag. Johann A., geb. 6. November 1670 zu Steinbach-Hallenberg, † 11. Juni 1739. Er ist ein Sohn des Matth. Avenarius, geb. 25. März 1625 zu Eisenach, der 1650 Cantor zu Schmalkalden und 1662 Pfarrer zu Steinbach-Hallenberg ward, wo er am 17. April 1692 starb; bekannt als Dichter des Kirchenliedes: „O Jesu meine Lust". Sein Sohn Johannes wurde 1693 Pfarrer zu Berka an der Werra, 1702 Diaconus und darauf Archidiaconus zu Schmalkalden, endlich 1723 Superintendent zu Gera im Vogtland. Seine Schriften, meist ascetischen Inhalts im Geiste Spener's, darunter besonders „Erbauliche Liederpredigten" 1714 und „Evangelischer Christenschmuck" 1718, sind in Hauptmann's Nachrichten vom Gymnasium zu Gera (1808) verzeichnet. Brückner.

Avenarius: Philipp A. (Habermann), Organist zu Altenburg, geb.

um 1553 zu Lichtenstein im Schönburgischen; hat herausgegeben „Cantiones sacrae 5 voc.“, 1572. — Thomas Avenarius, der Poesie und Musik Beflissener aus Eilenburg bei Leipzig, hat drucken lassen: „Horticello anmuthiger, fröhlicher, trauriger, amorosischer Gesänglein ꝛc. 4—5 voc.“, 1614. An einem Bruchstücke aus der Vorrede dazu kann man sich bei Matthes. Ehrenpf. 12 erbauen. v. D.

Aventinus: eigentlich Johannes Turmair, gemäß der Sitte seiner Zeit nach der latinisirten Namensform seiner Vaterstadt Abensberg an der Donau in Niederbaiern Aventinus genannt, geb. am 4. Juli 1477, † am 9. Januar 1534. Von wohlhabenden bürgerlichen Eltern abstammend studierte A. seit 1495 an den Hochschulen von Ingolstadt, Wien, Krakau und Paris, wie es scheint, ausschließlich Humaniora. In Ingolstadt und Wien war er ein Schüler von Conrad Celtes, zu dem er wenigstens in letztgenannter Stadt in ein besonders enges Verhältniß getreten ist. In Paris hat er etwas über ein Jahr verweilt und sich das Magisterium der freien Künste erworben. Mit ganzer Seele in die humanistische Bewegung eingetreten, ließ er sich im Jahre 1507 wieder in Ingolstadt nieder, nebst der Fortsetzung seiner Studien mit Privatvorlesungen beschäftigt. Aber bereits hatte er in dem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, daß er das Jahr darauf von dem Herzog Wilhelm IV. von Baiern zum Erzieher seiner beiden jüngeren Brüder, der Prinzen Ludwig und Ernst, Söhne des kurz vorher verstorbenen Herzogs Albrecht IV., ernannt wurde. Er hat dieses Amt acht Jahre lang, von 1509 bis 1517 versehen, und sich während dieser Zeit zunächst theils in Burghausen, theils zu München am herzoglichen Hoflager aufgehalten. Im Jahre 1515 hat er mit dem Prinzen Ernst Italien bereist und ihn noch in demselben Jahre auf die Universität Ingolstadt begleitet. Die Stellung als Erzieher hatte ihn zur Abfassung einer lateinischen Grammatik veranlaßt, die er in drei verschiedenen Bearbeitungen in den Jahren 1512 und 1516 herausgegeben hat und die ihm nicht geringes Lob und Ansehen eingetragen haben. Zu derselben Zeit (1516) gründete er unter der Mitwirkung seines fürstlichen Zöglings und nach dem Vorbilde der von C. Celtes früher hervorgerufenen societas rhenana eine gelehrte Gesellschaft: „Sodalitas litteraria Angilostadensis“, deren Protectorat zuerst Herzog Ernst und später der berühmte bairische Kanzler, Leonhard von Eck übernahm. Diese Gesellschaft hat zwar nur bis zum Jahre 1520 bestanden, aber sie hat als Zeichen ihres Daseins eine Reihe Publicationen hinterlassen; auch A. hat sich an diesen betheiligt und u. a. hier nach einem St. Emmeraner Codex jene merkwürdige „Vita Henrici IV. imp.“ herausgegeben, über deren Verfasser noch in neuester Zeit so verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden sind. Noch eine größere Reihe von Quellenschriften meist geschichtlicher Art hat er auf diesem Wege zu veröffentlichen beabsichtigt, ohne die Absicht ausführen zu können; es geht aber daraus wenigstens hervor, daß er seit längerer Zeit sich mit Vorliebe und aus Grundsatz mit geschichtlichen Forschungen beschäftigt hatte.

Es hatte daher einen guten Grund, daß der Herzog Wilhelm IV. von Baiern und sein Bruder Ludwig, als die Erziehung der beiden Prinzen vollendet war, A. zum bairischen Historiographen ernannten (1517.) Die Ausführung des erhaltenen Auftrags füllt den noch übrigen Theil von Aventin's Leben aus: wie mit unverkennbarem inneren Berufe, so mit einem Eifer ohne gleichen hat er sich derselben unterzogen und ist er zunächst zu der Durchforschung der Archive und Bibliotheken, wofür er von seinen Auftraggebern mit einer besonderen Vollmacht und Empfehlung ausgerüstet worden war, geschritten. Als das Ergebniß dieser seiner Forschungen und Arbeiten haben wir die „Annales Boiorum“ und die bairische „Chronika“ zu betrachten. Sie geben ein laut re-

bendes Zeugniß nicht bloß von Aventin's unzweifelhaftem Beruf zum Geschichtschreiber, sondern zugleich von seiner, in vaterländischen und kirchlichen Dingen unabhängigen und mannhaften Gesinnung, der er häufig und in dem derbsten Ton Ausdruck gibt. A. hatte sich zwar nicht förmlich der neuen Lehre angeschlossen, aber er sympathisirte in der Mehrzahl der Fragen mit der reformatorischen Bewegung und stand mit Melanchthon und anderen Vertretern derselben in nahen Beziehungen. Er ist der entschiedenste Gegner der römischen Kirchenpraxis und der päpstlichen Herrschaft und war, wie die meisten Humanisten, bei dieser Stimmung vor allem von nationalen Beweggründen geleitet. Er zählte zwar unter dem Klerus innerhalb und außerhalb der Klöster manch' guten Freund, er war aber nichts destoweniger der bitterste und unversöhnlichste Gegner des geistlichen Standes, insbesondere der Mönche, deren Verderbtheit er mit unermüdlichem Hasse verfolgt. Unter diesen Umständen wird es uns nicht wundern zu hören, daß A. der lauernden Mißgunst der grollenden Eiferer am Ende nicht entging. So wurde eine ihm zugeschriebene Uebertretung der Fastengebote zum Vorwand, die strafende Hand nach ihm auszustrecken. Am 7. October 1528 wurde er kraft ausdrücklicher Anordnung des Herzogs Wilhelm selbst „ob evangelium“ in Regensburg verhaftet, und nur der Dazwischenkunft seines Gönners, des Kanzlers L. von Eck, hatte er es zu verdanken, daß er eilf Tage später seine Freiheit wieder erhielt, und daß dieser Zwischenfall ohne weitere Folgen für ihn blieb. A. hatte sich in den letzten zehn Jahren abwechselnd meist in seiner Vaterstadt, wo er besonders gerne weilte und Haus und Garten besaß, und in Regensburg aufgehalten. Die zuletzt gemachte Erfahrung scheint indeß den Gedanken einer Veränderung in ihm hervorgerufen zu haben. Ob auch seine Verheirathung, die in das Jahr 1529 fällt, dazu mitgewirkt hat, muß um so mehr dahingestellt bleiben, als die seiner Auserwählten mißgünstige Ueberlieferung nicht ganz unverdächtig erscheint: gewiß ist aber, daß er seine Berufung an den Hof des Pfalzgrafen Friedrich zu Neumarkt in der Oberpfalz im Jahre 1530 eifrig, wenn auch ohne Erfolg, betrieben hat; ebenso, daß er die Absicht, in Sachsen — wahrscheinlich in Wittenberg — eine neue Heimath zu suchen, erst auf Melanchthon's abrathen aufgegeben hat, während er auf der andern Seite ein Anerbieten des Cardinal-Erzbischofs Matthias Lang von Salzburg ablehnte. So kam ihm denn im J. 1533 die Einladung von Seite des Kanzlers von Eck, die wissenschaftliche Führung seines Sohnes in Ingolstadt zu übernehmen, doppelt erwünscht, aber zu spät. Als sich A., dessen Gesundheit offenbar bereits seit einiger Zeit erschüttert war, aufmachte, seine Familie von Regensburg aus, wo er im Jahre 1531 sich angekauft hatte, an seinen neuen Bestimmungsort zu geleiten, ereilte ihn in gedachter Stadt nach kurzer Krankheit der Tod (9. Januar 1534.) Er fand auf dem Kirchhofe der Stiftskirche von St. Emmeran seine Ruhestätte. In seiner Vaterstadt ist ihm vor nicht langer Zeit ein Denkmal gesetzt worden.

A. hat bereits bei seinen Lebzeiten den verdienten Ruhm hoher und ungewöhnlicher Gelehrsamkeit genossen; mit einer Reihe der hervorragendsten Zeitgenossen ist er in mehr oder weniger nahen Beziehungen gestanden: außer dem schon genannten Melanchthon mit Apian, Beatus Rhenanus, Wilibald Pirkheimer, Konrad Peutinger u. a. In mehr als einer Richtung hat sich seine wissenschaftliche Thätigkeit bewegt. Seiner Arbeiten auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik haben wir bereits gedacht: er verdrängte damit nicht bloß das „Doctrinale“ Alexanders, sondern auch den Aldus Manutius. Auch auf das Feld der Philosophie und der Theorie der Musik hat er sich gewagt: er gab im Jahre 1516 eine Art von kurz gefaßter Encyclopädie der Philosophie, als Anhang zu der letzten Bearbeitung seiner lateinischen Grammatik heraus, und ver-

öffentlichte in demselben Jahre die Schrift: „Musicae rudimenta admodum brevia atque utilia etc“, die, nicht gerade originell, die gründliche Bekanntschaft ihres Urhebers mit der älteren musikalischen Litteratur beurkundet. Beide Werke verdanken seiner Stellung als Prinzenlehrer ihren Ursprung: — und wie alle Humanisten seiner Zeit hat er sich zugleich wiederholt und nicht ohne Geschick als lateinischer (lyrischer) Dichter versucht. Aventin's hervorragendes und bleibendes Verdienst aber liegt auf dem Gebiete der Geschichtschreibung. Von seinen bezüglichen kleineren Schriften sollen hier wenigstens einige erwähnt werden: so das „Chronicon sive Annales Schirenses“, das er im Jahre 1517 im Auftrage des Abtes Johann II. vom Kloster Scheiern abfaßte, das aber erst im Jahre 1600 zum Druck gelangte, und die Geschichte des berühmten Wallfahrtsortes Alt-Oetting in Niederbaiern, die im Jahre 1518 unter dem Titel: „Historia non vulgaris vetustatesque Otingae Boiorum“ erschien und die A. das Jahr darauf in einer deutschen Uebertragung herausgab. Seine Hauptwerke jedoch sind die „Annales Boiorum“ und die deutsche Bearbeitung derselben, die bairische „Chronika“. Sie sind, wie wir uns erinnern, durch einen förmlichen Auftrag der bairischen Herzoge Wilhelm und Ludwig hervorgerufen worden. Die Annalen hat A., die Vorbereitungen und Vorarbeiten mit eingeschlossen, im J. 1517 begonnen und im Jahre 1521 vollendet; im Jahre 1522 gab er zu Nürnberg als eine Art von Vorläufer, obwol die Annalen selbst nach dem Sinne seiner Auftraggeber zunächst keineswegs zur Veröffentlichung bestimmt waren, den „Kurzen Auszug“ in deutscher Sprache heraus, der nicht verfehlte, die Spannung der gelehrten Kreise auf das Hauptwerk selbst zu steigern. Einige Jahre nach Vollendung der Annalen ist A. zur deutschen Bearbeitung derselben geschritten, wozu er im J. 1526 von Seite seiner fürstlichen Gönner die Aufforderung erhielt, und im Jahre 1533 hat er dieselbe zum Abschluß gebracht.

Was den wissenschaftlichen Werth der Geschichtschreibung Aventin's anlangt, so kommen bei der Feststellung desselben vor Allem die Annales in Betracht. Nach der Sitte der Zeit holt er weit aus, ab ovo, und bringt die bairische Geschichte in oft breitem Zusammenhang mit der allgemeinen und, was löblicher, mit der deutschen Geschichte zur Darstellung. Erst im letzten (7.) Buche gelangt er zu der wittelsbachischen Epoche und schließt mit dem Jahre 1460, in welchem Herzog Albrecht IV. zur Herrschaft gelangte. Er behielt sich zwar ausdrücklich vor, die Zeit dieses Fürsten nachträglich selbständig zu behandeln, hat jedoch das Vorhaben nicht ausgeführt. A. brachte eine hohe Vorstellung von der Aufgabe des Geschichtschreibers mit und hat es nicht an Anstrengung und Ausdauer fehlen lassen, derselben nahe zu kommen. Die Form der Annalen ist würdig und zweckgemäß, von der Sicherheit getragen, wie sie allein die vollständige Beherrschung des Stoffes und die liebevolle Hingabe an ihn hervorzubringen vermag. Wichtiger ist der gelehrte und kritische Charakter des Werkes, der trotz vieler anerkannten Schwächen und Mängel A. an die Spitze der modernen, im bewußten Gegensatz zur mittelalterlichen stehenden Geschichtschreibung, man könnte sagen, als ihren Begründer stellt. Unzweifelhaft repräsentirt er den siegreichen Uebergang aus der alten in die neue Zeit; die Arbeit und Kunst der gelehrten historischen Forschung, die zugleich die Bedeutung und den Zusammenhang des Erforschten darzustellen sucht, beginnt mit ihm. A. hat, von der Gunst der Verhältnisse unterstützt, zuerst mit Sachkunde und Methode, und zugleich mit unermüdlichem Fleiße die bis dahin zurückgesetzten und wie verschlossenen geschichtlichen Quellen aufgesucht und sich von einer deutlichen Unterscheidung ursprünglicher und abgeleiteter Zeugnisse leiten lassen. Neben den spezifisch historischen Aufzeichnungen zieht er in einem vorher ungewohnten Umfange den urkundlichen Stoff herbei und ist unermüdlich in der Aufsuchung

desselben. Diese seine Anstrengungen sind bekanntlich von nicht geringem Erfolge begleitet gewesen; manches werthvolle Stück ist uns nur durch diesen seinen Eifer gerettet worden und erfreuen wir uns der Früchte und Nachwirkungen desselben immer wieder. Was die historische Kritik Aventin's anlangt, so läßt dieselbe, namentlich in der Darstellung der ältesten Zeiten, in den genealogischen Aufstellungen und dgl. immerhin vieles zu wünschen übrig; ist es ihm doch sogar begegnet, daß er sich von dem berüchtigten Betruge des Annius von Viterbo und dessen falschem Berosus zum schweren Nachtheil und nicht ungewarnt täuschen ließ; auch unterliegt er manchmal der schlechten Gewohnheit seiner litterarischen Zeitgenossen, vorhandene und unerwünschte Lücken durch willkürliche Erfindungen auszufüllen: gleichwol ist A. der erste, der mit energischem Scharfblick der fable convenue, wozu die Geschichte des Mittelalters unter den Händen phantasiereicher Autoren und noch mehr unter dem Drucke der großen kirchlichen Fiction geworden war, siegreich und mit vollem Bewußtsein entgegentrat. Sein lebendiger und kräftiger Unwille gegen die Uebergriffe der päpstlichen Politik und die daraus hervorgegangene Beeinträchtigung der deutsch-nationalen Würde und Interessen kommt zugleich dieser seiner kritischen Richtung und der umfassend angelegten Haltung seines Werkes in hohem Grade zu gute. Das ist ja eine Eigenthümlichkeit desselben, daß er die bairische Geschichte im engsten Zusammenhange mit der deutschen, und oft der allgemeinen behandelt. In dieser Beziehung hat er sogar das bedeutendste geleistet, was nicht hindert, daß man ihn seit Leibnitz den Vater der bairischen nennt. Seine Darstellung der Geschichte des Kampfes Kaiser Heinrichs IV. und Papst Gregors VII. verdient noch heute gelesen zu werden und ist im Verlaufe des 16. Jahrhunderts und später in den Vertheidigungsschriften der protestantischen Fürsten gegenüber dem Kaiser und auf Reichstagen, nicht ohne Eindruck zu machen, als Zeugniß angerufen worden. In ähnlicher Gesinnung stellt er die Geschichte K. Ludwig d. B. dar. Freilich beginnt er die wittelsbachische Epoche der bairischen Geschichte erst mit dem letzten (7.) Buche: er hat sich offenbar bei der Darstellung der ältesten Zeiten etwas zu lange und mit nicht immer der Mühewaltung entsprechenden Ergebnissen aufgehalten; für eine fruchtbare Behandlung jener Jahrhunderte, wie z. B. selbst noch der Römerzeit, fehlte ihm nicht die Gelehrsamkeit an sich, sondern vielmehr die geschulte philologische Kritik und aber auch die genauere Kenntniß der Entwickelung der deutschen Sprache, ein Umstand, der auch sein beabsichtigtes, aber bald in das Stocken gerathene Werk einer „Germania illustrata“ sicher von vorn herein empfindlich geschädigt haben würde.

Anlangend die deutsche Bearbeitung seiner Annales, so ist bei ihrer Beurtheilung auf den volksthümlichen Charakter derselben das Hauptgewicht zu legen. Ja A. hat in ihr seine ganze originelle Persönlichkeit und seine freie und unabhängige Denkweise in den nationalen und kirchlichen Fragen niedergelegt. Das volle Maß des Hohnes und Zornes, das er gelegentlich den hierarchischen Anmaßungen und klerikalen Kühnheiten entgegenbringt, hat, wie schon erwähnt, bei seinen Lebzeiten ihm Verfolgungen, und nach seinem Tode Verunglimpfungen zugezogen. A. fühlt sich übrigens als treuer und anhänglicher Sohn seines Geburtslandes, aber die Begeisterung für deutsche Ehre, Macht und Unabhängigkeit, geht ihm doch über Alles. Sicher haben wir in diesem Werke das erste, breit angelegte volksthümliche Geschichtswerk unserer Nation zu verehren.

Die Einwirkung Aventin's auf die deutsche Geschichtschreibung der nächsten Zeit ging, wie zu erwarten, tief und läßt sich nach verschiedenen Seiten hin erkennen. Gilg Tschudi von Glarus so gut als der Würzburger Lorenz Fries stehen unter seinem Einflusse und sind mit von ihm angeregt, und bis auf die Gegenwart herab lassen sich die Nachwirkungen seiner Anregungen verspüren. Leider

besitzen wir weder von den „Annales“ noch von der „Chronica“ eine genügende und kritische Ausgabe. Der erste Druck der Annales von Professor Ziegler in Ingolstadt ist grundsätzlich aus Rücksicht auf die Reizbarkeit der freilich unsanft behandelten Klerisei durch Auslassungen entwerthet, welche auch die spätere Ausgabe von Cäsar nicht völlig wieder gut gemacht hat. Nicht minder wartet die „Chronica“ noch immer vergeblich auf eine sorgfältige und authentische Textausgabe. Der reiche litterarische Nachlaß Aventin's, noch keineswegs völlig ausgebeutet, liegt in München.

Th. Wiedemann, Joh. Turmair, gen. Aventinus, Geschichtschreiber des bairischen Volkes. Freysing 1857. W. Dittmar, Aventin. Nördlingen 1862. (Zu vgl. Dr. C. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt-Landshut-München. München 1872. Bd. I. S. 134.

Wegele.

Avercamp: Hendrik van A., genannt de Stomme (Stumme) van Campen, geb. zu Campen um 1588 (nach den Daten auf seinen Werken war er von 1612—25 thätig), † um 1635, malte zumeist Winterlandschaften, die nicht ohne Verdienst sind. Besonders werden seine Zeichnungen geschätzt. Vgl. Meyer's Künstlerlex.

W. Schm.

Avesnes: Balduin v. A., Sire de Beaumont, zweiter Sohn Bouchards v. A. und der Margarethe v. Flandern, 1246 für legitim erklärt (vgl. den folg. Artikel), gestorben 1289. Es existirt handschriftlich unter seinem Namen eine französische Weltchronik, die doch kaum sein eigenes Werk, sondern wol nur in seinem Auftrag verfaßt sein möchte. Sie ist in verschiedenen vollständigen und auszüglichen Exemplaren vorhanden. Von etwa 1280 an bis 1339 ward sie von anderer Hand fortgesetzt. Die zahlreichen darin enthaltenen Genealogien sind seit dem 13. Jahrhundert mehrfach excerpirt und benutzt; zuletzt von Le Roy: „Chronicon Balduini Aveniensis, Toparchae Bellimontis, sive histor. geneal. comitum Hannoniae aliorumque principum“ (Antwerpen 1693 fol.) Das Werk ist durch seinen Inhalt und das französische Original auch sprachlich von großem Interesse.

Reiffenberg im Bulletin de la commiss. royale d'hist.; Biogr. nat. de Belg.

Alberdingk Thijm.

Avesnes: Burchart (Bouchart) v. A., berühmt durch seine eben so romantische wie folgenschwere Heirath mit Margarethe von Flandern, ist um 1170 als Sprößling eines der angesehensten hennegauischen Geschlechter geboren, † um 1244. In seiner Jugend dem geistlichen Stand bestimmt und bis zum Unterdiakon befördert, machte er, wahrscheinlich seinen geistlichen Stand bei Seite schiebend, unter Richard Löwenherz den Kreuzzug von 1191 mit und ward von ihm zum Ritter geschlagen. — Balduin IX. hatte bei seinem Tode 1205 nur zwei Töchter hinterlassen, Johanne und Margarethe, von denen jene ihm als Erbin von Flandern, Hennegau und Namur folgte. 1211 nun veranlaßte ihr Oheim König Philipp August von Frankreich eine Heirath zwischen ihr und Ferdinand, dem Sohne König Sancho's I. von Portugal. Dawider aber erhob sich eine mächtige Partei des einheimischen Adels unter Burchard v. Avesnes' Leitung, und als Ferdinand, der sich gleich darauf mit Philipp August entzweit und dann englische Hülfe gefunden hatte, als Preis derselben die Hand seiner Schwägerin Margarethe dem Grafen von Salisbury geben wollte, wußte Burchard die damals erst zwölfjährige zu bereden, vielmehr ihm selbst ihre Hand zu reichen. Ob er seinen geistlichen Stand dabei verschwiegen und verleugnet, oder ob er vielmehr in gutem Glauben handelte, weil es den Unterdiakonen früher noch nicht verboten war zu heirathen, läßt sich nicht sagen. Von seinen Söhnen ist später dies letzte behauptet worden. Sobald aber der Friede

zwischen Ferdinand und Philipp August 1214 wieder hergestellt war, ward nun letzterer selbst der unversöhnliche Gegner jener Ehe und es ward Alles aufgeboten, um sie wieder zu trennen. Innocenz III. erklärte sie nach angestellter Untersuchung für ungültig und that Burchard in den Bann, bis er Margarethe freigegeben habe. Sie selbst aber wollte sich nicht von ihm trennen. Honorius III., 1216 auf den päpstlichen Stuhl gestiegen, wiederholte den Spruch. Zugleich ward Burchard von den Truppen seiner Schwägerin nach Gent eingebracht und eine Zeit lang gefangen gehalten. Seine Anhänger wußten ihn jedoch wieder zu befreien und mit der jungen Gattin verbunden, ward er von ihr mit zwei Söhnen beschenkt: Johann (s. Johann I. Graf von Hennegau) und Balduin (s. d.) Als er aber 1219 mit allen seinen Anhängern durch eine neue Sentenz gebannt ward, beschloß er persönlich in Rom um Absolution nachzusuchen, wie es scheint ohne Erfolg, obwol er nach einigen Nachrichten auch ins gelobte Land zog. Ja, 1221 gelang es Philipp August, Margarethe gefangen nach Paris zu führen. Die Ehe ward nun aufs neue für ungültig erklärt und 1225 vermählte Ludwig VIII. sie mit Wilhelm v. Dampierre, dem sie den 1251 in einem Tournier gestorbenen Wilhelm und Guy (Veit) v. Dampierre, den späteren Erben von Flandern, nebst drei anderen Kindern gebar. Als nun 1244 durch den kinderlosen Tod ihrer älteren Schwester Johanna ihr das Erbe ihres Vaters, Flandern, Hennegau und Namur zufiel, erhob sich über ihre Nachfolge sofort ein Streit zwischen den Kindern erster und zweiter Ehe, wobei die Mutter selbst wegen ihrer Verfolgung der eigenen Kinder die schwarze Dame von Hennegau genannt, die Kinder Burchards als illegitim verwarf. Diese aber veranlaßten eine neue Untersuchung der Sache und erreichten in der That, daß der Abt von Chalons sie mit päpstlicher Vollmacht am 24. November 1249 für legitim geboren erklärte, nachdem schon 1246 ein Schiedsspruch Ludwigs IX. die Erbfrage dahin geregelt hatte, daß Johann als ältester Sohn erster Ehe seiner Mutter in Hennegau, Wilhelm dagegen (dem dann hierin nach seinem frühen Tode Guy folgte) als ältester zweiter Ehe in Flandern folgen sollte. Burchard selbst scheint schon 1244 gestorben zu sein. Margarethe ward also durch Johann die Stammmutter der Grafen von Hennegau und Holland bis auf Jacobäa von Baiern herab; durch Guy aber der Grafen von Flandern bis auf Ludwig von Male (1383), durch dessen Tochter Margarethe der Herzöge von Burgund bis auf Karl d. Kühnen, durch dessen Tochter Maria des Habsburger Hauses.

Kervyn de Lettenhove, Hist. de Flandre und ders. in der Biogr. nat. de Belg. Alberdingk Thijm.

Avianus: Johannes A. (Vögler), fruchtbarer Dramatiker und musikalischer Schriftsteller, geb. um 1550 zu Tondorf bei Erfurt, † 23. Jan. 1617 zu Eisenberg. Er ward 1591 Schulrector in Gera, 1594 Pfarrer in München-Bernsdorf, 1598 Pfarrer und Superintendent zu Eisenberg. Von seinen dramatischen Werken sind gedruckt die Tragödien: „Daniel“, „Adamus lapsus“ (1596), Anomymus (1607, „Der Prasser und der arme Lazarus“,) „Abel clamans“, „Pharao submersus“, „Nebocadnesar furens“, „N. somnians“, „Nimrod“ etc. ferner die Komödien: „Miles vagus s. mendicans“ (1597), „Cana,“ „Josephus“, „Studiosus Parisiensis“, „Cocus Romanus“, „Studiosus germanicus“ etc. In der Tragödie sucht er den Chor ganz nach antiker Weise zu verwenden, indem er neben dem gewöhnlichen Schlußgesang des Actes auch begleitende Reflexionen und Wechselreden des Chores mit den handelnden Personen einführt. Sein Hauptstreben geht auf Charakteristik. Seine Komödie ist großentheils satirisches Sittenbild: so wendet sich der Miles vagus gegen das Treiben der vagabundirenden Soldaten (Hauptcharakter der überlieferte des miles gloriosus) und gegen die ge-

wissenlose habgierige Wirthschaft katholischer Landpfarrer: beide saugen den Bauer aus. (Vgl. Back, Chronik von Eisenberg I. 321). Von seinen musikalischen Schriften ist nur eine „Isagoge musicae poeticae“ gedruckt (1581). Aber Walther fand in einem Manuscript des Autors, daß derselbe noch elf theoretische Werke sowie einige Bände Cantiones 4—8 voc. und Messen hat ediren wollen, führt auch die Titel derselben an.

Scherer u. v. Dommer.

Avont: Peeter van A., Maler, Radirer und Kunsthändler, getauft zu Mecheln den 14. Januar 1600, trat 1622—23 in die St. Lucasgilde in Antwerpen, wurde 17. October 1631 Bürger der Stadt und starb 1. Nov. 1652 zu Deurne unweit Antwerpen. — A. malte Historien und Landschaften, die er geschickt mit Figuren zu staffiren wußte. Besonders bekannt ist er durch die Radirungen, die er selbst geliefert und die W. Hollar nach ihm ausgeführt hat; sie stellen Kinder und Genien dar. — Vgl. van Lerius u. Schmidt in Meyer's Künstlerlex.

W. Schm.

Awer: Christian A., ein Spruchdichter des fünfzehnten Jahrhunderts, von dessen Leben wir nichts wissen, und dessen Lebenszeit wir nur aus dem Charakter und Stil des einzigen noch von ihm erhaltenen satirischen Spruchgedichtes bestimmen können. Es ist „Des Wolfs Klage“, der sich beschwert, daß die Welt ihm nichts gönnen will, der sich selbst etwas zu versagen aber nicht gesonnen ist. Gedruckt in den Berichten der Leipziger Deutschen Gesellschaft 1837.

K. B.

Axen: Otto v. A., geb. den 26. Juni 1757 zu Hamburg, † 7. Dec. 1831, ein Bruder der Dichterin Christina Westphalen, geb. von Axen, aus einer alten Bürgerfamilie dieser Stadt, Kaufmann und Inhaber einer s. Z. wohlbekannten Handlung von Kunst- und Industrie-Erzeugnissen aller Art. Als Autodidakt nicht nur mit praktischen Wissenschaften, sondern auch mit Litteratur und Philosophie sich beschäftigend, erlangte der geistvolle Mann eine für seine Verhältnisse ungewöhnliche Bildungsstufe, die ihn vor vielen seiner vaterstädtischen Zeit- und Berufsgenossen auszeichnete. Sein eifriger Patriotismus, gegründet auf Kenntniß der republikanischen Verfassung Hamburgs, führte ihn schon früh zur regsten Thätigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten im Staats-, Kirchen- wie Gemeindeleben, durch welche Wirksamkeit wie durch die ihm eigene Humanität er sich die Achtung und Zuneigung seiner Mitbürger erwarb. Aus Liebe zur Vaterstadt übernahm er auch zur Zeit der französischen Gewaltherrschaft verschiedene lästige Municipalämter, z. B. als einer der Maires der Stadt, bei welcher Gelegenheit er den ihm für Verwaltung sämmtlicher Hospitäler zugedachten Ehrenlegions-Orden ablehnte. Während der Belagerung Hamburgs 1813—14 lebte er im nahen Altona, und suchte als Präsident eines Hülfsvereins die Nothstände der vertriebenen Hamburger zu lindern. Gleich nach Hamburgs Befreiung (1814) in das nach damaliger Verfassung erste bürgerschaftliche Collegium (der Oberalten) gewählt, erwarb er sich während langjähriger Führung dieses Ehrenamtes die allgemeinste Anerkennung.

Als Freimaurer erlangte er die Würde eines Großmeisters oder Meisters vom Stuhl, und verwaltete mit seinem Freunde, dem Senator und Bürgermeister Bartels, die wohlthätigen Kranken-Institute des Ordens.

Auch für das Theater seiner Vaterstadt war er thätig; und als sein Freund, der große Mime Friedr. Ludw. Schröder die Direction in Herzfeld's Hände niederlegte, trat von A. dem letzteren für einige Jahre hülfreich zur Seite, um diese einst so berühmte Kunstanstalt vor dem Ruin zu bewahren. — Vgl. Hamburger Nachrichten vom 9. December 1831, auch K. A. Böttiger's Litt. Zustände und Zeitgenossen (1838) Bd. 2. S. 38—47.

Beneke.

Axen: Peter A., Rechtsgelehrter und Humanist, geb. 16. Juli 1635 zu Husum, † 1707. Er studirte zu Helmstädt, Leipzig und Jena die Rechte und schönen Wissenschaften, bereiste theils als Hofmeister des Barons Friesen, theils als Secretär des Herzogs von Holstein verschiedene Länder, 1663, 64 und 65 Frankreich, 1667 und 68 Italien, dann die Niederlande und England, und ließ sich 1670 als Advocat in Schleswig nieder. Im Besitze einer ausgezeichneten Bibliothek, übersetzte er aus dem Italienischen des Galeazzo Gualdo: „Historia pacis inter Ludovicum XIV. et Philippum IV." 1667 und machte sich u. A. als Herausgeber der Fabeln des Phädrus, Hamburg 1671, bekannt. Aus seiner Bibliothek stammt ein Codex des Cornelius Nepos, über welchen Chr. Julius Wilh. Mosche (Symbolae ad crisin textus Cornelii Nepotis 1808—10), näher gehandelt hat. — Vgl. Magnus Crusius, Vita et merita Petri Axenii. Kilon. 1718. 4°. Steffenhagen.

Axonius: Joachim A., beider Rechte Doctor, Dichter und Philologe, gebürtig aus Grave, † 25. August 1605 in Antwerpen, machte als Erzieher des Grafen Phil. von Lalain Reisen durch Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, Griechenland, Medien und Palästina, wurde 1558 Lehrer d. alten Sprachen an der Univ. Ingolstadt, 1579 Mitglied des friesischen Provinzialrathes und später des Admiralitätsrathes, verfaßte einige lateinische Gedichte, unter denen sein Panegyricus auf den Großadmiral Anton von Burgund besonders bekannt ist, und übersetzte Verschiedenes aus dem Griechischen, wie „Maximi Planudis oratio in corporis Jesu Christi sepulcrum." 1559 und „Agapetus" 1561 u. 1578. — (Biogr. nat. de Belg. — v. d. Aa, Biogr. W. — Prantl, L. M. Univ. I. 331.) Steffenhagen.

Axt: Johann Konrad A., Physikus und Bürgermeister in Arnstadt zu Ende des 17. Jahrhunderts. Von hier aus schrieb er als Medicinae Doctorandus (e musaeo Arnstadiae 1. Nov. 1678) einen „Dialogus de partu septimestri", und darauf als Med. Licentiatus seine Hauptschrift „Tractatus de arboribus coniferis et pice conficienda" Jenae 1679. 12°, mit 5 Tafeln, welche die Weise und die Geräthe der Harz- und Theergewinnung darstellen. Er spricht darin seinen Helmstädter Lehrern Conring und Meibom, welcher letztere ihm 2 Jahre lang Unterhalt gewährt habe, seine dankbare Gesinnung aus. In einem Anhange: De antimonio beschuldigte er auf Hörensagen den Gui Patin zu Padua, des mißlungenen Versuches, seinen eigenen Sohn mit Antimon haben vergiften zu wollen, mußte aber auf dessen Verlangen diesen Anhang umdrucken lassen und eine Ehrenerklärung geben. Später (1681) gab er noch ein die Geburtshülfe betreffendes deutsches Schriftchen heraus. Seine Schreibweise ist klar, ansprechend und frei von Schwulst, seine Beschreibungen und Abbildungen sind sehr verständlich und lebendig. Offenbar mit Unrecht schreibt ihm aber Adelung Meibom's „Diss. de paracentesi in hydrocele 1670", zu. Vgl. Haller, Bibl. med. et bot. C. Paetinus, Lyceum Patavinum, 1682. Jessen.

Ayrenhoff: Cornelius Hermann v. A., dramatischer Dichter, geboren 28. Mai 1733 zu Wien, trat nach vollendeten Schuljahren ins Militär, wurde 1756 Offizier und stieg bis zum Feldmarschalllieutenant, 1794; während der Kriege trat er 1814 in Ruhe und starb am 15. August 1819. Seine Trauerspiele „Aurelius" 1766, „Hermanns Tod" 1768, „Tumelicus" 1770, „Antiope" 1772, „Kleopatra und Virginia" 1803, folgen dem französischen Geschmack und sind meistens in Alexandrinern, nur Tumelicus in Prosa und Virginia in fünffüßigen Jamben geschrieben, und schon bei Lebzeiten des Verfassers vergessen. Größeren Beifall fanden seine Lustspiele, von denen „Der Postzug oder die noblen Passionen" 1769 überall gespielt wurde und selbst vor den Augen Friedrichs des Großen Gnade fand. Die übrigen, wie die „Große Batterie" 1770, „Alte Liebe rostet wohl" 1780, drangen zwar in Deutschland auch durch, doch

verschwanden sie rascher, während die mit breiter französischer Charakteristik angelegten, „Die Freundschaft der Weiber nach der Mode“, „Erklärte Fehde“ ꝛc. kaum in Wien gefielen. Seine Werke sind dreimal gesammelt, 1772 anonym, 1789 4 Bde. und 1803 in 6 Bänden, von denen die ersten die dramatischen Stücke, der fünfte Gedichte und der letzte Briefe enthalten.

Karl Berndt, C. H. v. Ayrenhoff. Wien 1852. K. Goedeke.

Ayrer: Georg Heinrich A., humanistisch gebildeter Rechtslehrer, geb. 15. März 1702 in Meiningen, wo sein Vater Hofconditor und Silberdiener am herzoglichen Hofe war, † 23. April 1774. Er studirte seit 1721 zu Jena, begleitete nach Vollendung seiner akademischen Studien einen jungen Edelmann, von Forstern, auf die Universitäten Leipzig und Straßburg und auf Reisen durch Holland, Frankreich und Deutschland, und war hierauf Hofmeister bei dem Grafen Ludwig Siegfried Vitzthum von Eckstädt. 1736 wurde er in Göttingen Doctor beider Rechte und noch in demselben Jahre außerordentlicher Professor und zugleich Beisitzer der Juristenfacultät, 1737 königl. großbritannischer und kur-braunschweig-lüneburgischer Rath und ordentl. Professor, 1740 bekam er die vierte ord. Professur und 1743 den Charakter eines Hofraths. Die philosophische Facultät ertheilte ihm 1745 die Magisterwürde; seit 1755 Senior der Juristenfacultät, wurde er 1768 geheimer Justizrath, 1769 Präsident des historischen Instituts, 1773 Ordinarius der Juristenfacultät. Seine zahlreichen, meist akademischen Schriften, von welchen Pütter (Litteratur d. d. Staatsrechts II. 25 f., 291, 377; Gesch. der Univers. Göttingen I. 132 f., II. 35 f.) 114 Nummern aufzählt, verbreiten sich über alle Theile der Rechtsgelehrsamkeit und enthalten schätzbare Beiträge auch zur Geschichte und Alterthumskunde. Sie sind mehrfach gesammelt: „Opuscula varii argumenti, edidit et praefatus est Jo. Henr. Jungius“ 1746. 2 Theile, und vom Verfasser selbst vermehrt 1747; „Opusculorum minorum varii argumenti sylloge nova.“ 1752; „Opusculorum recentiorum biga“. 1764. Außerdem lieferte A. eine mit Zusätzen bereicherte Uebersetzung von Anton Blackwall's Abhandlung: „De praestantia classicorum auctorum“. 1735. Am bekanntesten ist seine neue Ausgabe von Anton Schulting's „Jurisprudentia vetus Ante-Justinianea“ 1737.

Heynii Memoria Ayreri. Göttingen 1775 Fol. Betrachtung von der wahren Würde eines hohen Schullehrers der Rechte in Teutschland, zum Ehrengedächtniß weiland Georg Heinr. Ayrers. Anonym. 1779.

Steffenhagen.

Ayrer: Jakob A., nebst Hans Sachs der bedeutendste Schauspieldichter des 16. Jahrhunderts, † zu Nürnberg im Heugäßlein 26. März 1605 als „publicus notarius und der Gerichten Procurator“ (nach einer Aufzeichnung im Nürnberger Stadtarchiv). Er gehörte nach Nopitsch nicht der Nürnberger Familie der Ayrer an, sondern hieß eigentlich Eier, kam als armer Knabe nach Nürnberg und eignete sich hier Namen und Wappen jenes Geschlechtes an. Er diente erst in einem Eisenkrame, gründete darauf selbst einen solchen, kam aber im Geschäft zurück und siedelte nach Bamberg über. Dort brachte er es durch Selbststudium bis zum Hof- und Stadtgerichtsprocurator. Er war also kein studirter Jurist, wie denn auch seine Schriften überhaupt keine gelehrte Bildung zeigen. In Bamberg verfaßte er eine Reimchronik der Stadt, deren erste Bearbeitung bis 1570 reichend, also wol auch in diesem Jahr beendet, dem Bischof Veit II. dedicirt ist. Später führte er sie, mit einer Dedication an Bischof Johann Phil. von Gebsattel, bis 1599 fort, in welcher Gestalt sie von Jos. Heller 1838 herausgegeben ist. Eine dritte nur bis 1591 reichende Handschrift befindet sich in der Wolfenbütteler Bibliothek. Ungedruckt blieb bisher ein „Psalter Dauitis . . . gesangsweiß verferdigett mit allerley schönen vnd mennigklichs be-

kandenn melothenen“, nach der Schlußbemerkung vollendet den 25. Febr. 1574. Wol im Jahre 1593 verließ A. Bamberg seines evangelischen Bekenntnisses wegen. Denn zu diesem Jahr erwähnt er in der eben genannten Chronik der Verfolgung der Protestanten in Bamberg seitens des Bischofs Neidhard von Thüngen: es seien dadurch viel Leute in großen Jammer gekommen und zum Theil mit Weib und Kind von Bamberg fortgezogen. Daß Ayrer's Rückkehr nach Nürnberg, wo auch sein gleichnamiger Sohn (s. d.) am 13. October 1593 das Bürgerrecht erwarb, in eben diesem Jahre stattfand, wird bestätigt durch eine Bemerkung in der jüngsten Redaction seiner Bamb. Chronik: er sei nach ihrer ersten Abfassung noch 23 Jahre in Bamberg geblieben. Er selbst ward darauf 1574 Bürger zu Nürnberg und bekleidete hier bis zu seinem Tode die Stelle eines Gerichtsprocurators und kaiserlichen Notarius. Daneben aber fand er Muße, eine überaus große Zahl von Tragödien, Komödien und Fastnachtsspielen zu dichten, von denen erst nach seinem Tode seine „Erben und guten Freunde“ einen ersten Band drucken ließen: „Opus thaeatricum. Dreyßig außbündtige schöne Comedien vnd Tragödien von allerhand denckwürdigen alten Römischen Historien vnd andern politischen Geschichten vnd Gedichten, sampt noch andern sechs vnd dreißig schönen lustigen vnd kurtzweiligen Fastnacht oder Possen Spilen 2c.“ (Nürnberg durch Balthasar Scherffen Anno 1618.) Die Handschrift dieses Druckes besaß Gottsched; seitdem ist sie verschollen. Es sollte nach der Vorrede ein zweiter Band mit noch 40 Komödien, geistlich und weltlich, folgen. Dies ist leider unterblieben, auch eine Handschrift dieser weiteren Stücke bisher nicht aufgefunden. Nur drei im Druck nicht enthaltene Stücke finden sich noch in einer wol von Ayrer's eigener Hand geschriebenen Dresdener Handschrift, welche im Ganzen 10 Tragödien und Komödien und 12 Fastnachtspiele enthält. Unter Benutzung dieser Handschrift gab Ad. v. Keller in den Publicationen des Stuttgarter litt. Vereins sämmtliche bekannte Dramen Ayrer's in fünf Bänden heraus (1865.) Fünf Ayrer'sche Stücke ließ früher Tieck im „Deutschen Theater“ (1817) abdrucken und die zwei nach Inhalt und Form bedeutendsten Komödien „Von der schönen Phänicia“ und „Von der schönen Sidea“ nebst dem Singspiel „Der verlarft Franciscus“ theilte Goedeke in seinen „D. Dichtern des 16. Jahrhunderts“ mit. Goedeke gibt auch dort wie im Grundriß über Quellen und Abfassungszeit der Ayrer'schen Dramen (1574—98) Auskunft. A. hat sich als Dramatiker offenbar nach seinem älteren Zeitgenossen Hans Sachs gebildet; in mancher Hinsicht übertrifft er ihn. Er besitzt eine äußerst fruchtbare Phantasie; seine Composition zeigt einen nicht geringen Erfindungsgeist; in einigen Stücken, namentlich unter den Fastnachtspielen, ist der Stoff ganz von seiner eigenen Erfindung. Die Ausführung freilich bleibt noch eben so roh und oft platt, wie bei seinem Vorgänger. Der närrische Knecht, „Jahn der Possenreißer“, „Jahn Posset“, „Jahn Clam“ (d. h. Clown) fehlt auch in den Tragödien selten. Am glücklichsten zeigt sich Ayrer's gute Laune in den Lustspielen, welche reich an wahrhaft komischen Situationen sind. Ist er gleich von Cynismus und Lascivität nicht frei, so bleibt er doch darin hinter der Sittenlosigkeit der englischen Komödien und Tragödien weit zurück. Daß übrigens die damals in Deutschland wandernden englischen Komödianten einen bedeutenden Einfluß auf ihn übten, hat Goedeke nachgewiesen. — Dem Sprachforscher bietet in Ayrer's Werken die große Fülle von zum Theil seltenen, oft specifisch nürnbergischen Sprichwörtern eine erwünschte Ausbeute.

Nopitsch, Zus. zu Will's Nürnb. Gel.-Lex. 5. S. 41 f. — Goedeke, Grundr. S. 411 f. Ders., Deutsche Dichter d. 16. Jahrh. — Ders., Englische Komödianten u. Jak. Ayrer (im Anzeiger für Kunde d. d. Vorzeit). 1854. K. G. Helbig, Zur Biographie und Charakteristik des Jak. Ayrer (in

Henneberger's Jahrbuch für deutsche Litteraturgeschichte. 1855 I. 32 f.). Ders., Zur Chronologie d. Schauspiele des Jak. Ayrer (in Prutz' Taschenb. 1847 S. 442 f.). K. Schmitt, Jak. Ayrer, ein Beitrag z. Gesch. des d. Dramas. 1851. K. Lützelberger, Das deutsche Schauspiel u. Jak. Ayrer (Album des litterarischen Vereins zu Nürnberg 1867. S. 110 f.).

J. Franck.

Ayrer: Jakob A. (Ayerer, Airer), der Jüngere, ein Sohn des gleichnamigen Nürnberger Dichters (s. d.), mit welchem er oft verwechselt worden ist. Er war beider Rechte Doctor und Advocat zu Nürnberg. Auf ihn, nicht auf den Vater bezieht sich die von Helbig (Blätter für litterarische Unterhaltung 1847. II. 1312 n° 328.) mitgetheilte Nachricht des Nürnberger Archivs: „Jacobus Airer, Licentiat, wurde am 13. October 1593 zum Burger in Nürnberg aufgenommen und zahlte 10 Fl. Stattwerung". Der Vater konnte nicht Licentiat sein, weil er kein studirter Jurist war. Wahrscheinlich also kehrte der Sohn mit dem Vater von Bamberg nach Nürnberg zurück. Von Nürnberg begab sich unser A. 1603 nach Weiden in pfälzische Dienste. Sein Todesjahr ist unbekannt. Daß er 1603 gestorben sein soll, beruht auf einer irrigen Angabe, die neuerdings wiederholt worden ist, obgleich schon ihr Urheber (Will) sie berichtigt hatte. Von Ayrer's Schriften erwarb sich sein „Historischer Processus Juris", eine Umarbeitung des deutschen „Belial", das größte Ansehn. Derselbe erschien zuerst 1597 fol. in Frankfurt am Main, mit der Dedication an Pfalzgraf Philipp Ludwig d. d. Nürnberg 10. Juni, und wurde dann vom Autor selbst verbessert und vermehrt, worüber eine Interpolation der ursprünglichen Widmung Aufschluß gibt. In dieser Gestalt erlebte das Werk im Laufe des 17. Jahrhunderts bis in das 18. Jahrhundert zahlreiche Auflagen: Frankfurt a. M. 1600, 1601, 1604, 1607, 1608, 1611, 1612, 1614, 1616, 1617, 1618, 1623, 1624, 1625 fol.; ebend. 1628, 1643, 1646, 1652, 1656, 1657. 4°. und cura Ahasv. Fritschii das. 1678, 1680, 1691. 4°, Nürnb. und Frankfurt a. M. 1716, 1717, 1718, 1737. 4°. Am Ende des Processus Juris steht eine „kurtze Defension Schrifft dieses Buchs" in deutschen Versen von Jakob Ayrer dem Aelteren. Eine Uebersicht von dem Inhalt des Werkes gab Moerkerk van Steel in „Nieuwe Bijdragen voor Regtsgeleerdheid en Wetgeving" VI. 611 ff. 1856. Der von Goldast herausgegebene „Processus Juris jocoserius" 1611. (Hommel, Litteratura juris. Edit. II. p. 142 f.), enthält an zweiter Stelle den lateinischen Text des Belial „nuper luculentis Commentariis illustratus Jacobi Ayreri". Dieser Ausdruck ist jedoch nichts als ein rhetorischer Beisatz, womit der „Processus" gemeint ist. Außerdem sind von A. im Drucke erschienen: „Enodatio L. unic. Cod. de errore calculi" 1599, 1663, 1699, 1700; und „Commentarius in L. ut vim D. de Just. et Jur., in quo universa materia homicidiorum tractatur". 1599, 1604, 1612, 1646. — (Will-Nopitsch, Nürnberg. Gel.-Lex. Will, Nürnberg. Münz-Belustigungen IV. 58 f. 117. Stobbe, Gesch. d. deutschen Rechtsquellen II. 178 mit Note 45. Stintzing, Gesch. d. populär. Litteratur d. römisch-kanonischen Rechts S. 278 f. O. A. Walther, Litteratur des Civilprocesses §. 154. De Wal, Beiträge zur Litteraturgeschichte des Civil-Processes S. 73.)

Steffenhagen.

Ayrer: Marx A., wandernder Buchdrucker aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, dessen Drucken man 1487 in Nürnberg, 1497 in Ingolstadt, 1498 (zusammen mit Heidericus Ayrer) in Erfurt und später in Bamberg begegnet. Sein bekanntestes Werk druckte er 1497 in Gemeinschaft mit Georg Wyrffel in Ingolstadt, die „Flores Legum aut congeries auctoritatum Juris civilis." 8°.

Mühlbr.

Ayrmann: Christoph Friedrich A., hessischer Historiker, geb. zu Leipzig, 22. März 1695 (vgl. Strieder's Hess. Gel.-Gesch.), † 25. März 1747. — Er hatte seit 1710 zu Wittenberg Theologie studirt und war 1712 zum Magister befördert, wandte sich aber dann der Rechtsgelehrsamkeit zu und ward 1717 Adjunct der Wittenberger philosophischen Facultät; 1720 berief man ihn als ordentlichen Professor der Philosophie und Geschichte nach Gießen. 1735 ward er zugleich Universitätsbibliothekar und 1736 Primarius. Der ihm gewordene Auftrag, mit Schminck und Estor eine hessische Geschichte zu arbeiten, zerschlug sich zwar wieder, gab ihm aber Anlaß zu geschichtlichen Forschungen, aus denen zahlreiche kleine Schriften und Abhandlungen zur allgemeinen und insbesondere zur hessischen Geschichte, Litterärgeschichte und Topographie (vgl. Adelung), hervorgegangen sind. Unter dem Namen „Germanicus Sincerus“ gab er auch den Vellejus Paterculus, Florus, Eutrop, Cäsar, Sueton, Justin und Terenz mit deutschen Anmerkungen heraus.

Bericht von C. F. Ayrmann's Leben und Schriften. 1734.

v. L.

Aysma: Hersel (Hessel) van A. (fälschlich auch Aitzema genannt), ein Friese, der seit 1564 im öffentlichen Dienst und als Gegner des Statthalters Joh. v. Arenberg (s. d.) erscheint, auch dem Bündniß der Edlen beitrat. Von 1560 bis nach 1565 war er Syndicus von Gröningen. Später scheint er, um sich dem Argwohn des Herzogs Alba zu entziehen, nach Emden gegangen zu sein und von dort seiner Sache durch Kriegswerbungen gedient zu haben. Dafür ward er von Alba unter Einziehung seiner Güter verbannt. 1577 zurückgekehrt ward er in die Generalstaaten gewählt und zum Präsidenten des neuerrichteten Gerichtshofes ernannt. 1584 nahm er als friesischer Abgeordneter an der Gesandtschaft Theil, welche dem König von Frankreich die Herrschaft der Niederlande anbot. Nach dem Scheitern dieses Planes ließ er sich mit Leicester in Verhandlungen über die Uebertragung der Oberherrschaft Frieslands an die Königin von England ein, sandte auch eine Botschaft dieses Inhalts nach London. Dieser Schritt aber, gegen den Willen des Statthalters Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau und ohne Vollmacht der Stände gethan, zog ihm selbst Verhaftung und Untersuchung zu. Wieder entlassen begab er sich zu Leicester und veranlaßte diesen zu einer eigenmächtigen Einberufung der friesischen Stände. Dieselbe ward aber vom Statthalter und den deputirten Staaten zurückgewiesen und A., als er zurückkehrte, ward aufs neue verhaftet. Weitere Nachrichten über ihn fehlen; er scheint seitdem vom politischen Schauplatz verschwunden zu sein. Gestorben ist er nach 1590.

v. Reydt, Hist. der Nederl. Oorlagen S. 102 f.; Bor, Nederl. Oorl. Bd. 30, 32, 33.; Scheltema, Staatk. Nederl.; G. de Wal, De claris Frisiae Juriscons. p. 10, 15, 422.; v. Aa, Biogr. Woordenb.

Alb. Th.

B.

Baader: Clemens Alois B., geb. zu München 8. April 1762, † daselbst 23. März 1838; Sohn des kurfürstlichen Leibarztes Joseph Franz von Paula Baader; nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt München besucht hatte, bezog er die Universität Ingolstadt um Theologie zu studiren, wo er 1785 auch Doctor der Philosophie wurde, darauf practicirte er an den bischöfllichen Consistorien in Augsburg und Salzburg unter aufgeklärten Bischöfen jener Josephinischen Periode; am 25. August 1787 wurde er Kanonikus zu St. Andreä in Freising und fürstbischöflicher geistlicher Rath, am 30. Mai 1797 Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München und den 10. Juli 1799 jener zu Erfurt. Am 7. Jan. 1803 zum Schul- und Studiencommissär zu München ernannt, wurde er am 25. Oct. desselben Jahres zum Oberschul- und Studiencommissär befördert. Später mit dem Range eines Landesdirectionsrathes nach Ulm versetzt, trat er im J. 1808 nach erfolgter Eintheilung des Königreiches Baiern in Kreise, als Kreisschulrath bei dem Generalcommissariate des Oberdonaukreises ein. Im J. 1811 nach Salzburg und 1816, als dieses an Oesterreich kam, nach Burghausen versetzt, darauf im folgenden Jahre am 22. März 1817 wieder nach München berufen. In den Ruhestand getreten, privatisirte er bis zu seinem Tode in München. Unter seinen, am vollständigsten in Meusel's G. T. I—XXII. angeführten Schriften sind: „Das gelehrte Baiern od. Lexikon aller Schriftsteller, welche Baiern im 18. Jahrhundert erzeugte, A—K (leider ist nicht mehr erschienen)" 1804, und das „Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrhunderts", 2 Bde. 1824—25, nützliche litterärische Handbücher. Die Artikel des ersten Werkes über Personen, welche damals noch lebten, sind meistens von diesen selbst durchgesehen. Es befindet sich darunter auch eine bis 1803 reichende Autobiographie. 1804 an der Fortsetzung des Werkes verhindert, ward der Verfasser später durch den inzwischen ganz veränderten Umfang Baierns davon zurückgehalten. Es ward aber in dem zweiten Werke die Arbeit fortgesetzt und zwar unter Beschränkung auf Verstorbene und mit Ausschluß der schon im ersten Werke abgehandelten Personen, aber im gegenwärtigen Umfange des bairischen Staates. Von seinen sonstigen Schriften erwähnen wir: „Fragmente a. d. Tagebuche eines Menschen und Christen", 1791; „Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands in Briefen", 2 Bde., 1795 bis 1797 (Titelausg. 1801); „Eduards Briefe über die franz. Revolution", 1796; „Gedanken und Vorschläge eines bairischen Patrioten in drei Briefen über Geistlichkeit und Landschulen", 1801; „Aussichten, Wünsche und Beruhigung fürs

Vaterland", 1801; „Nothwendigkeit der individuellen Säcularisation ꝛc.", 1802; „Kurze Geschichte der Kriegsvorfälle zu Ulm im Spätherbst 1805", 1806; „Blumen aus verschiedenen Gärten, Aphorismen ꝛc." 1822—24; „Freundschaftliche Briefe", 1823. Kelchner.

Baader: Franz Benedict von B., der dritte Sohn des kurfürstlichen Leibarztes Joseph Franz Baader, einer der Koryphäen der neueren deutschen Philosophie, geb. zu München 27. März 1765, † daselbst 23. Mai 1841, betrieb seit 1781 zu Ingolstadt und Wien naturwissenschaftliche und medicinische Studien, assistirte nach zu Ingolstadt erworbener medicinischer Doctorwürde zu München seinem Vater in der medicinischen Praxis, vertauschte aber bald die Laufbahn des Arztes mit jener des Bergmannes. Nach fortgesetzten Studien der Mineralogie und Chemie, deren Frucht seine Schrift: „Vom Wärmestoff" (1786) war, die den künftigen Philosophen ahnen ließ, und nach dem Besuch der bairischen Eisenwerke, Gruben und Hütten, bildete er sich auf der Bergakademie zu Freiberg unter der Leitung des berühmten Abraham Werner vollends zum Bergmanne aus (1787—92). Dort verkehrte er unter Andern mit Alexander von Humboldt in freundschaftlichen Beziehungen und schrieb einige Aufsätze über technische, chemische und physikalische Themata, die dort lange in Erinnerung geblieben sind, namentlich sein Aufsatz: „Ueber Verbesserung der Kunstsätze" und sein „Versuch einer Theorie der Sprengarbeit". Er begann seine geistige Kraft zu fühlen und äußerte in einem Briefe: „Ich fühle mich von dem Zustande eines Mondes in den eines Sternes höherer Ordnung übergehen. Freude meinem Geiste! Er soll kein Satellit in dieser Welt bleiben". Nach Vollendung seines Studiums des Bergwesens zu Freiberg besuchte er die niederdeutschen Berg- und Hüttenwerke und begab sich 1792 nach England und Schottland, wo er die Gruben und mineralischen Fabriken aller Art besuchte, die politischen Zustände Englands studirte und mit Philosophen wie Steward, und Gelehrten wie Erasmus Darwin, John Thomson verkehrte. Den Antrag, die Direction einer Blei- und Silbergrube in Devonshire zu übernehmen, lehnte er aus Anhänglichkeit an Baiern ab. Philosophische Studien gingen Hand in Hand mit seinen ausgebreiteten technischen und in Schottland entstanden mehrere philosophische Abhandlungen, welche erst nach seiner Rückkehr nach Deutschland im Druck erschienen. Im J. 1796 ging er über Hamburg, wo er Jacobi, Claudius, Perthes u. A. kennen lernte, nach München zurück und wurde im J. 1798 Münz- und Bergrath, im J. 1801 Oberbergrath, nachdem er sich im Jahre vorher zu Prag mit Franziska von Reisky vermählt hatte. Im J. 1807 zum Oberstbergrath ernannt, unterzog er sich auch der ihm auferlegten Verbindlichkeit, den zu München befindlichen Eleven Vorlesungen über die Bergbaukunde und Probirkunst während der Wintermonate zu halten, deren der Geheimrath Friedrich von Schenk später mit großer Anerkennung gedachte. Schon seit 1801 frequentirendes Mitglied der kurbairischen Akademie der Wissenschaften in der philosophischen Classe wurde B. im J. 1808 als ordentliches residirendes Mitglied der ersten Classe in die nunmehr königliche Akademie zu München aufgenommen. In dem gleichen Jahre wurde ihm, als einem jener Männer, welche durch Auszeichnung in ihrem Wirkungskreise sich um das Vaterland zu vorzüglichem Danke verdient gemacht haben, der neu errichtete Civilverdienstorden der bairischen Krone verliehen. Seit dem J. 1803 war B. viel beschäftigt mit dem schon mehrfach zur Sprache gekommenen Gedanken, Glaubersalz statt der Pottasche zur Glaserzeugungskunst mit praktischem Erfolge nutzbar zu machen. Er legte zu diesem Zwecke, unter Vergünstigungen der kurbairischen Regierung, eine große Tafelglashütte im bairischen Walde an und nachdem er nach jahrelangen Versuchen ein befriedigendes Ergebniß gewonnen zu haben glaubte, bot er seine Erfindung 1809 der k. österreichischen Regierung

an, welche hierauf kleinere und größere Versuche anordnete, deren Ergebniß war, daß dem Erfinder vom Kaiser nach Ueberreichung einer eigenen, seine Verfahrungsmethode trefflich beschreibenden Abhandlung: „Anleitung zum Gebrauche der schwefelsauren Soda oder des Glaubersalzes anstatt der Pottasche zur Glaserzeugung (Baader's Werke VI. 227—272) 1811 eine Renumeration von 12000 fl. W. W. zuerkannt wurde. Hatte B. seit seiner Zurückkunft aus Schottland nach München seinen philosophischen Studien nach dem Maße seiner ihm von den vielfältigen Berufs- und Amtsarbeiten freigelassenen Zeit gelebt und nur von Zeit zu Zeit kleinere Schriften und Zeitschriftenaufsätze erscheinen lassen, die seine Genialität und Tiefe gleichwol beurkundeten, so trat er im J. 1809 mit einer Sammlung bisheriger philosophischer Arbeiten, zu welchen einige neue hinzukamen, mit der Schrift: „Beiträge zur dynamischen Philosophie im Gegensatze der mechanischen“ (Berlin, Realschulbuchhandlung) hervor. Diese Schrift von etwas über zehn Bogen kann als Programm seiner gesammten Philosophie angesehen werden, wie sie sich später allseitig entwickelte, umfaßt die Gesammtprincipien seiner Lehre und wird wegen ihrer eine neue Epoche der Philosophie einleitenden Bedeutung die Beachtung der Denker noch in kommenden Jahrhunderten auf sich ziehen. Hatte B. darüber hinaus 1812 in seiner geistvollen Vorrede zu Schubert's Uebersetzung der Saint-Martin'schen Schrift „Vom Geist und Wesen der Dinge“, 1813 in den genialen Gedanken aus dem großen Zusammenhang des Lebens, in der tiefen Rede: „Begründung der Ethik durch die Physik“, eine Fülle fruchtbarer Samenkörner der Erkenntniß ausgestreut, so suchte er 1814 die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen, nachdem er schon immer zu den Gegnern des Rheinbundes, d. h. des Kaisers Napoleon I. und der hinter dem Schein eines Bundesverhältnisses schlecht genug versteckten Oberherrschaft Frankreichs über West- und Süddeutschland gezählt hatte, in dem gleichlautenden Schreiben für eine Politik im Geiste des Christenthums zu gewinnen. Die in diesem Schreiben ausgesprochenen Ideen übergab er dann 1815 in der kleinen Schrift: „Ueber das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfniß einer neuen und innigeren Verbindung der Religion und der Politik“, der Oeffentlichkeit. Es ist nicht bekannt geworden, ob diese Schrift verschieden ist von einer im Frühjahre 1815 eingereichten zweiten Denkschrift Baader's an die drei Monarchen, von welcher Varnhagen von Ense Nachricht gab und nur gewiß, daß die Eingabe von dem König Friedrich Wilhelm III. dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg überwiesen, und daß Kaiser Alexander I. von Rußland durch sie in der Stiftung der heiligen Allianz bestärkt wurde. Hätte sich die heil. Allianz nur auch in ihrer Entwickelung nicht vom Geiste der Baader'schen Ideen entfernt! Der Fürst Alexander von Galizin, der damalige Minister der geistlichen Angelegenheiten in Rußland, trat in Beziehungen zu B., der schon seit seiner Theilnahme am philhellenischen Verein mit russischen Großen sich berührt hatte und beauftragte ihn mit wissenschaftlichen Berichterstattungen, welche von da an von Zeit zu Zeit bis zum J. 1822 erfolgten, die aber bis jetzt ihrem Inhalte nach unbekannt geblieben sind, wenn sie anders nicht mit den in jenem Zeitraum veröffentlichten Schriften Baader's, von Aeußerungen in Begleitschreiben abgesehen, identisch gewesen sein sollten. Die veröffentlichten Schriften dieses Zeitraumes sind: „Ueber die Eucharistie“; „Ueber den Blitz als Vater des Lichts“; „Ueber den Urternar“; „Ueber die Ekstase“; „Ueber den Begriff der Zeit“; „Sätze aus der Begründungslehre des Lebens“; „Ueber Divination und Glaubenskraft“. Würden die Vorlagen Baader's an den Fürsten Galizin an das Licht gelangen, so würde sich zeigen, welche großen und heilsamen Strebungen ihn beseelten und namentlich, wie weit entfernt er davon war, an die Stelle des gestürzten westlichen Absolutismus Napoleons I. einen östlichen von Rußland

gesetzt wissen zu wollen. Wenn er Napoleon I. den Fürsten der politischen Finsterniß nannte, so geschah es wegen seines Gegensatzes zum Germanismus, den er weder Rußland noch Oesterreich preis gab, sondern ihren Herrschern als Vorbild vorhielt, indem er Deutschlands Politik vor den Machinationen des Ostens wie des Westens gewahrt wissen wollte, wie aus seiner akademischen Rede: „Ueber die Ursachen der Leichtigkeit, mit welcher die Germanen die christliche Religion annahmen" (Werke VI. 329 ff.) und seiner Schrift: „Ueber den morgen- und abendländ. Katholicismus" (Werke X. 93) zur Genüge hervorgeht. Während der J. 1815—20 vertiefte er sich, soweit es die Amtsgeschäfte nur immer zuließen, immer mehr in das Studium der Kirchenväter, der großen Scholastiker, der Theosophen und der neueren Philosophen. Unter den letzteren wendete er am meisten Kant und Hegel wiederholt eindringendes Studium zu. Seines Berufes zur Begründung einer tiefer gehenden und eingreifenden Philosophie immer bewußter geworden, je mehr seine Schriftstellerthätigkeit an Ausbreitung seit 1809 gewonnen hatte, mochte es ihm nicht unwillkommen gewesen sein, daß er im J. 1820 bei Gelegenheit einer Reduction der Zahl der Berg- werks- und Münzbeamten mit Belassung von Rang und Gehalt außer Function gesetzt wurde mit der ausdrücklichen Zusicherung der Reactivirung in einer geeigneten Stellung in der k. Akademie der Wissenschaften, welche aber niemals erfolgt ist. Anstatt nun, wie man hätte erwarten können, sich auf die umfassende systematische Ausbildung seines im Geiste so gut wie fertigen philosophischen Systems zu verlegen, wodurch er, wenn auch langsam, doch am weitesten gewirkt haben würde, faßte er den Gedanken der Gründung einer Akademie für religiöse Wissenschaft, welche dem Jesuitenorden wie dem Encyclopädisten-Verein gleichmäßig entgegenstehen sollte und trug sich mit der Idee einer Ausgleichung und Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Kirche, von welcher er auch die Wiedervereinigung der protestantischen Kirchengemeinschaften erwartete. Es schien ihm schon sehr viel gewonnen, wenn eine solche wissenschaftliche Gesellschaft von St. Petersburg aus in das Leben gerufen werden könnte, um sich von da nach verschiedenen Ländern, wo möglich die sämmtlichen Culturstaaten Europas, zu verbreiten und überall hin gegen die Revolution und die Stagnation zugleich zu wirken. Die Anregung, die er dem Kaiser Alexander I. gegeben hatte, seine Beziehungen zu dem k. russischen Minister Fürsten Alexander von Galizin, zu den Staatsräthen Turgenieff, Speransky und andern hochgestellten Russen und Deutschrussen ließen ihn mehr für das ganze oder theilweise Gelingen seiner jedenfalls großen und kühnen Pläne hoffen, als er erwartet haben würde, wenn er die thatsächlichen Verhältnisse zuvor einer sorgfältigen Prüfung unterstellt hätte. Er entschloß sich zur Reise und kam mit Boris v. Uxkull von Teplitz über Berlin, Königsberg, Memel und Riga nach Jeddefer, dem Landsitze der Familie Uxkull in Esthland. Indeß wurde von Petersburg her die Absicht seines Dorthinkommens vereitelt. Angewiesen, Rußland zu verlassen, beschloß er, vorerst in Memel den Erfolg seiner sogleich eingereichten Vorstellung abzuwarten, erhielt daselbst aber die Entscheidung erst nach sieben Monaten, die zur Bestätigung der Nichterlaubniß nach Petersburg zu gehen noch die Beendigungserklärung seiner bisherigen Correspondenzführung hinzufügte. B. reiste dann gegen Ende October 1823 über Pillau nach Berlin und von da nach längerem Aufenthalte 1824 nach München zurück. Ueber die Ursachen einer so schnöden Behandlung eines auch in Rußland so hoch angesehenen Mannes ist bis heute echt russisches Dunkel verbreitet. Die Erklärung des Vorgangs, die B. selbst für richtig hielt, nach welcher er von der einen Seite demagogischer, von der anderen jesuitischer Absichten verdächtigt worden sei, scheint trotzdem, daß in Rußland damals Alles möglich war, gar nicht auszureichen und mehr Vorwand als Ernst gewesen zu

sein. Außerdem, daß die von B. ausgesprochene Tendenz dem russischen Gouvernement selbst nicht gefallen zu haben schien, vielleicht in der Besorgniß, daß die Vereinigung der Confessionen im Sinne einer völligen Unterwerfung unter die Dogmen der römisch-katholischen Kirche gemeint sein könne, mag noch eine andere nicht näher zu bezeichnende Intrigue mitgespielt haben. B. würde besser gethan haben, auf diesen schlüpfrigen Boden mit seinen hohen Tendenzen sich nicht zu begeben. Aber er war nicht der Mann, diese herbe Schicksalslection anders denn als eine von Gott auferlegte Prüfung anzusehen, die ihn zu größeren Leistungen anzuspornen bestimmt war. Ungebeugt von dem schweren Schlage ertrug er die erlittene Unbill und herbe Einbuße mit heiterer Standhaftigkeit und setzte gleich in Berlin seine praktischen Eingreifungsversuche, die in seinem Sinne den klar erkannten Tendenzen der Jesuiten entgegenwirken sollten, durch Einreichung einer Denkschrift an den König von Preußen fort, die er gleich darauf durch ein Schreiben an den verewigten Bischof Eylert gegen Mißdeutungen sicher zu stellen suchte. Seine periodische Schrift in sechs Heften: „Fermenta cognitionis“ (1822—25), welche seine Wirksamkeit als philosophischer Schriftsteller bedeutend erhöhte, wurde kurz vor seiner russischen Reise zu Teplitz begonnen, zu Jebdefer und Memel fortgesetzt und zu Berlin (wenigstens nahezu) vollendet. Zwischen den Jahren 1825—1826 ließ er eine Reihe größerer Recensionen über Werke von Heinroth, Bonald, Lamennais und ein Sendschreiben an J. Görres erscheinen. Bei der Verlegung der Universität von Landshut nach München im J. 1826 wurde B. nur mit einer Honorarprofessur bedacht, der er treu bis nahe zu seinem Lebensende seine Thätigkeit widmete. Im Spätherbst 1826 eröffnete er seine Vorlesungen vor einem nicht blos aus Studirenden bestandenen glänzenden Publicum und las in folgenden Jahren abwechselnd über philosophische Erkenntnißwissenschaft, über J. Böhme's Lehren und Schriften, am öftesten aber über Religionsphilosophie ꝛc. Seine Vorlesungen waren mächtig ergreifend, für Viele von außerordentlicher Anziehungskraft, für nicht Wenige von erschütternder Wirkung. Ausländer aus Frankreich, England, Italien, Ungarn, Polen, Rußland ꝛc., die größtentheils über die Studienzeit hinaus waren, strömten damals zahlreich nach München, verkehrten mit B. und trugen mächtige Anregungen nach Hause. Während seine Schriftstellerthätigkeit eine größere Ausbreitung gewann, aber nur zu häufig sich in kleine, kleinere und kleinste Arbeiten zersplitterte, unter denen als die relativ umfangreichsten die Vorlesungen über religiöse Philosophie (I. Vom Erkennen überhaupt), die Vorlesungen über speculative Dogmatik und die Revision der Philosopheme der Hegel'schen Schule hervorleuchten, erschien 1831—32 eine Sammlung seiner philosophischen Schriften und Aufsätze (Münster, Theissing), die indeß über den zweiten Band nicht hinauskam, aber auch so seinen Ideen einen erweiterten Wirkungskreis verschaffte. Nach dem im Januar 1835 eingetretenen Hinscheiden seiner Frau und der im Jahr darauf erfolgten Trennung von seiner Tochter, welche als Gemahlin des Professors Ernst von Lasaulx nach Würzburg zog, sah er sich auf empfindliche Weise vereinsamt und vermählte sich zum zweiten Male, um sich häusliches Leben und Ordnung zu verschaffen. Seine Wahl fiel auf Maria Robel, die sich seinen häuslichen Angelegenheiten mit vollkommener Hingabe widmete und mit treuer Verehrung seine letzten Lebensjahre erheiterte und beglückte. Seine häuslichen Angelegenheiten in besten Händen wissend, arbeitete er mit rastloser Anstrengung. Im J. 1838 waren bereits einige Schriften und Aufsätze erschienen, welche schärfer als je gegen den den Katholicismus entstellenden Papismus gerichtet waren. Diesen folgten 1839 und 1840 eine Schrift über die Emancipation der katholischen Wissenschaft von der römischen Dictatur und neben einigen Aufsätzen des gleichen Geistes die Hauptschrift: „Ueber den morgenländischen und abend-

ländischen Katholicismus". Diese geistvollen Arbeiten, die an die Kraftsprache eines Luther erinnerten, traten in ihrer vollen Bedeutung erst mit den Beschlüssen des vaticanischen Concils im J. 1870 hervor (vergl. Blitzstrahl gegen Rom aus den Werken Baader's, von Hoffmann. 2. Aufl. Würzburg, Stuber 1871), wirken mächtig fort und werden mächtig fortwirken. Mitten zwischen diesen Reformschriften war von ihm 1839 „Die Revision der Philosopheme der Hegel'schen Schule" erschienen. Im Frühjahr 1841 fand seine Schriftstellerthätigkeit ihren Schluß mit dem Sendschreiben an einen alten Freund (G. H. v. Schubert): „Ueber die Nothwendigkeit einer Revision der Wissenschaft natürlicher, menschlicher und göttlicher Dinge."

Erfreute sich B. bis zum 76. Jahre der rüstigsten Gesundheit, so stellten sich nicht ohne Einfluß großer geistiger Anstrengung im Sommer 1840 Symptome einer Hypertrophie des Herzens ein. Der Besuch des Bades zu Tölz brachte Erleichterung seines Leidens. Der Herbst ging erträglich, der Winter (1840—41) ziemlich gut vorüber. Schon im März machte B. bedeutende Spaziergänge, von deren letztem, am 17. Mai, bei stark wehendem kalten Winde er erschöpft nach Hause kam. Es stellte sich ein ziemlich starkes, gastrisch-nervöses Fieber ein, welchem er am 23. Mai 1841 erlag.

B. ist in der Geschichte der Philosophie eine unvergleichbare Größe. Kein namhafter Philosoph hat den Schulstaub und die Zwangsjacke des Systems so fern von sich gehalten, wie er und doch ist keiner gleich ihm aus einem Gusse und in gleichem Maße frei von inneren Widersprüchen und gleich sehr übereinstimmend mit sich selbst. Wie er sich durch keine Schulform fesseln läßt, und wie er Systematik nicht anstrebt, sie späteren größeren Leistungen Anderer zuweisend, so geht er auch nirgend auf Schönheit der Darstellung aus und, wo er gleichwol in einzelnen Partieen seiner Schriften so schön schreibt wie irgend einer der ersten Stilisten unter den Philosophen der Neuzeit, da geräth es ihm in naiver Absichtslosigkeit und so gut wie ohne alles Bewußtsein davon. Kann es daher auch nur cum grano salis angenommen werden, so ist doch ein Körnchen Wahrheit darin, wenn Melchior Meyr wie die Pracht liebende Sprache Schelling's jener Schiller's, so die ungeschminkte, natürliche, man möchte sagen, naive Sprache Baader's jener Goethe's analog hat finden wollen. Bei allem Unterschied des Dichters und des Philosophen wie der beiderseitigen Weltanschauung reicht die Parallele: Goethe-Baader, Schiller-Schelling über den Vergleichungspunkt der Darstellungsart noch erheblich hinaus. Baader's philosophische Weltanschauung erwuchs aus der breiten Grundlage des gesicherten Erfahrungswissens, in der Erhebung zu dem Apriorischen des Denkens, in der Ausgleichung und Durchdringung des Inductiven und des Deductiven in aller Wissenschaft. Der Grundgedanke seiner Philosophie ist der der Vermittelung aller Gegensätze, die Gewinnung der nicht äußerlichen, nicht quantitativen, nicht mechanischen, sondern innerlichen, qualitativen, organisch umwandelnden Mitte zwischen den Extremen in allen Sphären des Denkens, Wollens und Handelns. Daher verwirft er den ausschließlichen Sensualismus wie den ausschließlichen Ideologismus, den ausschließlichen Empirismus wie den ausschließlichen Apriorismus, den Scepticismus wie den blinden Glauben, den einseitigen Realismus wie den einseitigen Idealismus, den Naturalismus wie den Panlogismus, die Atomistik wie die Monadologie, den Pantheismus wie den Deismus, die Verabsolutirung des Staates wie der Kirche, den Revolutionismus wie den erstarrten Conservatismus. Der sich im Gewissen bezeugende, durch die Offenbarung für den Glauben, durch den regressiven Lehrgang der Philosophie für die Wissenschaft bestätigte spiritual-reale Theismus ist ihm die alle Extreme versöhnende Grundwahrheit, das Urprincip und die Urquelle aller Vermittelungen. Seine epochemachende Bedeutung beruht darauf,

daß er früher, tiefer und reiner als selbst die das gleiche Ziel des Spiritual-Realismus anstrebenden Philosophen der Neuzeit und über die extremen Idealisten und Realisten hinweg den spiritual-realistischen Theismus begründete und in totaler Weltanschauung, wenn auch nicht in systematischer Gestalt, im Großen und Ganzen mit überlegener Consequenz durchführte. Die Kraft, die ihm so große Leistungen ermöglichte, lag in dem tiefen Ernst und der strengen, rücksichtslosen Gewissenhaftigkeit seines Forschens und der daraus entsprungenen Geradheit seines Charakters, zugleich der Quelle der durchgreifenden Consequenz eines großen Verstandes, die vor keinerlei Gefahr wegen Impopularität, Widerstreben des Zeitgeistes, Hemmung seiner Geltung und Wirksamkeit zurückschreckte, verbunden mit der genialen Befähigung, das Wahre und Tiefe in allen Gestaltungen und Verkleidungen aus den hundert-, wenn nicht tausendfaltigen Schriften herauszufinden, zu deren Durchforschung ihn sein seiner geistigen Schöpferkraft gleich großes Bedürfniß der Anregung von Außen getrieben hat. Ueberall wußte er so zu sagen, in das innerste Herz der Gedankenwelten einzudringen, die ihm in seinen Forschungswanderungen, mochten es Offenbarungsschriften oder kirchliche Dogmen und Dogmenerklärungen, mochten es theosophische oder philosophische Schriften sein, begegneten, und den Kern von der Schale, nicht selten von der Schlacke zu unterscheiden. Da bestach ihn kein Ansehen der Person und auch der Nichtangesehene, wenn er etwas leistete, wurde von ihm an das Licht gezogen. Jene Systeme der Philosophie, welche seit Cartesius auf einander folgend, zeitweise eine gewisse Vorherrschaft erlangten und deshalb epochemachend genannt wurden, befriedigten bei allem beziehungsweisen Verdienst Baader's forschenden Geist nicht. Er erkannte und beklagte, daß sie theils in deistischer, theils in pantheistischer Richtung mehr oder minder dem tiefen Geiste des Christenthums sich entfremdeten und durch diese Entfremdung freier, größer, reicher, vernünftiger und haltbarer zu werden glaubten, während sie aus der formalistischen Scholastik des Mittelalters nur in eine moderne Scholastik des Rationalismus fielen und in mehrfacher Beziehung nur dürftiger, vernunftwidriger und haltloser wurden und mehr als sie wußten und wollten, dem Materialismus in die Hände arbeiteten, der sich in der That auf ihren Trümmern mit Selbstbehagen erhoben hat.

In der Theosophie aller Zeiten, besonders aber der christlichen Aera entdeckte B. nun einen Reichthum und eine Tiefe theils gesicherter Wahrheiten, theils in ungeläuterten Hüllen und Schalen eingeschlossene Keime tiefsinnigster Wahrheiten, die ihn mit Staunen, Verehrung und Bewunderung erfüllten. Die eine der Aufgaben, die er sich da setzte, war theils auf diese reichlich sprudelnden Quellen, die vielfach noch weiterer Eröffnung bedurften, hinzuweisen, theils, so weit es anging, sie durch wissenschaftliche Reinigung, Entwickelung und Erläuterung zur Bereicherung und Vertiefung der Philosophie zu verwenden. Daher bespricht er in seinen Schriften zustimmend, beschränkend, verneinend eine zahlreiche Schaar von Theosophen älterer, mittlerer und neuerer Zeit, wodurch er einen Impuls zu Forschungen in diesem Gebiete gab, ähnlich wie die beiden Schlegel im Gebiete der Poesie. Unter jenen Theosophen traten bei B. vor Allen Meister Eckhart, J. Böhme, Oetinger und Saint Martin in den Vordergrund, über welche noch heute die Untersuchungen nicht geschlossen, zum Theil kaum noch recht begonnen sind. Obgleich ihm durch die Ungunst der Zeit nicht vergönnt war, die Fülle seiner Ideen über Böhme's Lehren in ihrer ganzen Ausbreitung zu entfalten, so hat er doch bei weitem am meisten für die Erläuterung und Einführung der Ideen Böhme's in die Philosophie gethan.

Zu den philosophischen Systemen des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit nahm B. eine kritische Stellung ein. Ueber jene des Alterthums äußerte er nur Weniges, aber um so Treffenderes, besonders über die Systeme

des Platon und des Aristoteles. Bezüglich des Mittelalters würdigte er besonders Thomas von Aquin in kritischen Erörterungen. Auch bezüglich der Systeme der neueren Zeit geht er nirgends auf eine totale Beurtheilung ein, aber ihre Kerngedanken bringt er in seiner Weise in zerstreuten Stellen kritisch zur Sprache. Bei Cartesius erkennt er das Verdienst an, das Geistige im Menschen über das Natürliche hervor- und emporgehoben zu haben, bekämpft aber auf das äußerste seinen schroffen Dualismus des Geistes und der Natur, dessen abstracte Fassung durch verschiedene Mittelstufen auf der einen Seite zum Extrem des Fichte'schen Idealismus, auf der andern Seite durch den völligen Mechanismus seiner Naturphilosophie hindurch zum Materialismus Lamettrie's führen mußte. In Spinoza's Lehre rühmte er die Fassung der Einigkeit der absoluten Substanz, bestritt aber auf das entschiedenste die Leugnung der göttlichen Persönlichkeit und der Schöpfung wie deren Folge, die Leugnung der Ueberweltlichkeit Gottes, der Freiheit des Willens, der Unsterblichkeit, und widerlegte die aus diesen Leugnungen entspringenden negativen Lehren. Ohne zu behaupten, daß Spinoza J. Böhme's Lehre gekannt habe, was bis heute nicht untersucht worden ist, erschien ihm der Spinozismus doch nur als der Steinabdruck des Böhmismus.

In Leibniz traten wol nicht wenige verwandte Züge hervor, aber B. fand sie entstellt durch Hinneigung zu einem einseitigen Idealismus, durch einen abstracten Monadologismus, durch „flache" Fassung des Begriffs und des Ursprungs des Bösen, durch Annäherungen einerseits an halbpantheistische, andererseits noch mehr an deistische Vorstellungen.

Kant hatte Anfangs einen fast hinreißenden Eindruck auf B. hervorgebracht. Aber sehr bald und schon früh genügte er ihm nicht mehr. Doch übte Kant lebenslänglich Anziehungskraft auf ihn aus, so daß er ihn in seinen Schriften häufiger als außer Hegel jeden anderen Philosophen berücksichtigt. Zuvörderst findet B. schon einen Widerspruch in Kant's Bemühen, das Erkennen erst kritisch kennen zu lernen, ehe man mit ihm an das wirkliche Erkennen gehe. Bedingungsweise genommen, erklärte B. die Behauptung für richtig, unbedingt aber ausgesprochen, wie Kant that, für vollkommen falsch. In jenem Sinne würde die Forderung mit Recht zuerst die Untersuchung über Integrität oder Nichtintegrität unseres Erkenntnißvermögens verlangen, in diesem von Kant gemeinten Sinne leugnet sie im Grunde alle Vitalfunctionen unseres Erkenntnißvermögens, die unser Erkennen anfangen und die nicht wir anfangen. Noch mehr empört sich B. über Kant's Behauptung einer unvermeidlichen Illusion der reinen Vernunft selbst, eines denknothwendigen Irrthums, und er nennt es einen den Menschen (der Menschheit) versetzten Todesstreich, ihnen (ihr) das Erkenntnißstreben des Höheren (des Uebersinnlichen) verboten (für nothwendig erfolglos einzureden versucht) zu haben. Kant habe Verstand und Vernunft so entzweit, und gegen einander gehetzt, daß schon auf eine förmliche Ehescheidung angetragen worden sei. Er habe aus der Vernunft zu wenig gemacht, auch nicht erkannt, daß der Verstand und die Sinne für einander und nicht gegen einander seien; sowie seine Leugnung jedes directen Bezuges des Dings an sich und seiner Erscheinung ganz unverständig und falsch sei. Die Vernunft sollte nach Kant es nur zum halben (zum praktischen) Bewußtsein bringen und die theoretische Vernunft (in Rücksicht des Uebersinnlichen) stockblind bleiben. Eine Kritik der reinen Vernunft, welche sich mit blos logischen Beantwortungen der aufgeworfenen Fragen begnügt, konnte nicht ganz vernünftig ausfallen, da sie so den ersten Elementaract der Vernunft nicht anerkennt. B. nennt es zwar einen glücklichen Weg, den Kant in seiner Deduction der praktischen Vernunft zum Gottesbeweise eingeschlagen, wenn er ihn in den Regungen des Gewissens gesucht habe, aber

er tritt dem Vernunftfactum dennoch nicht nahe, welches — nach dem Gesetze, daß es keine Action ohne Reaction gibt — im Gewissen das Vernommensein unseres Selbstes in unserer innersten Lebensthätigkeit als Willen gebärend aussagt, indem wir hier auf ein uns in unserer Willensgebärde vernehmendes und sich uns vernehmbar machendes Wesen (Gott) agiren, welches unserem Gemüth als Gemüth, unserem Willen als Willen sich kund thut. Kant macht hier durch das Wort: praktische Vernunft, eine Art Nebel und gibt uns dem frostigen moralischen Idealismus preis, indem er das moralische Princip auf eine bloße Verstandesformel zurückzubringen sucht. Dabei läßt Kant unbeachtet, daß die Aeußerung des Gewissens nur auf die Gesinnung als innerste That des Gemüths an sich selbst geht und damit das moralische Leben sich als nicht zeitliches, ewiges Leben kund gibt, aus dem Ewigen stammend und zum Ewigen emporhebend. Kant ist, da er nur die negative Seite des moralischen Gesetzes beachtete, wonach ihm eine freiwillig gute Willensäußerung nicht einmal eine moralisch gute That sein konnte, weit hinter der Einsicht des Apostels Paulus, des großen Dialektikers, zurückgeblieben, welche sich in seiner Aeußerung offenbart, daß nicht unter dem Gesetze sei, wer sich von dem Geist (des Gesetzes) regieren lasse. Indem Kant die Formelbestimmung des moralischen Gesetzes im Werthe überschätzte, verschloß er sich auch den Weg zu einer tieferen Religionsphilosophie, in welcher er die Heilslehren des Christenthums verkannte. Wie seine Behauptung einer nicht zu hebenden Blindheit des Erkenntnißvermögens und einer unvermeidlichen Illusion der reinen Vernunft der Metaphysik tödtliche Wunden schlug, so führte er durch seine Behauptung eines radicalen Bösen der menschlichen Natur, welches er für völlig und ewig unheilbar erklärte, das Antichristenthum in die Religionsphilosophie ein und sank tief unter den Heiden Seneca, der in dem schönen Ausspruche: „Sanabilibus aegrotamur malis, nosque in rectum genitos, si sanari velimus, natura adjuvat", eine christliche Idee aussprach oder doch ahnte. Während selbst von dem atheistischen Plinius der Ausspruch berichtet werden kann: „Deus est mortali juvans mortalem", setzte sich Kant auf den Gedanken fest: „Lex est res surda et inexorabilis". Damit stimmt nur zu gut Kant's Ansicht vom Gebet, worüber B. sich verschiedentlich scharf verweisend äußert. Wol näherte sich Kant durch seine Zeit- und Raumlehre der Einsicht in die abstracte Natur der Materie und wies über die materielle Natur auf eine höhere, „jetzt noch unsichtbare Welt" hin, aber er versperrte sich selbst das Weiterschreiten auf diesem Wege durch die Behauptung der Primitivität und Apriorität, folglich stereotype Unveränderlichkeit der Zeit- und Raumanschauung und doch zugleich nur Subjectivität derselben und verwirrte hiemit die ganze Untersuchung. Aehnlich machte Kant einen Anlauf zur Ueberwindung der atomistischen, mechanischen Naturwissenschaft und bahnte den Weg zur dynamischen, aber doch nur so, daß er zwar hart an der Grenze des Mechanischen, doch innerhalb derselben stehen blieb. Er stand an dem Scheidepunkt, mit dem Gesicht noch gegen die mechanische Naturansicht hingewendet. Am höchsten erhob sich nach B. Kant in seiner „Kritik der Urtheilskraft", „seinem eigentlich genialischen Werke", in welchem er den Verband der Ethik und der Physik keineswegs ganz übersah, auf die große herrliche Idee eines allbegründenden und allbeherrschenden architektonischen Verstandes geführt wurde, welche unbewußt bereits auf die tiefste aller Philosophie, jene des seiner ewigen Natur mächtigen, ewigen, absoluten Geistes hinwies, der Teleologie Rechnung zu tragen suchte und der Menschennatur ihre Würde wieder zurückgab. Wenn er der einseitigen Auffassung seiner Zeit gegenüber, welche nur oder doch weit überwiegend die sanfte weibliche Seite der Religion kannte, die kriegerische, heroische und erhabene Seite derselben in Erinnerung und Geltung brachte, so hätte er nur die Autonomie der menschlichen Vernunft nicht bis zur

Verdunkelung des Herrscherrechtes der allbegründenden absoluten Vernunft überspannen sollen, wodurch er trotz seines im rationalen Glauben Gott, Freiheit und Unsterblichkeit festhaltenden Deismus die pantheistische Wendung der Philosophie in seinen nächsten Nachfolgern mit veranlaßte, ähnlich wie früher der Cartesianismus in Spinozismus umschlug (Werke XII. 208).

Wenn J. G. Fichte das Absolute als ein Ich auffaßt, so macht er es doch zu einem Abstractum, dessen Concretion das Reich der Geister sein soll, wonach er nur in den endlichen Geistern sein Selbstbewußtsein hätte. Er war in dem Irrthum befangen, daß man Gott nicht Bewußtsein und Persönlichkeit zugestehen könne, ohne ihn endlich zu machen, daß Persönlichkeit und Unbeschränktheit oder Unendlichkeit unvereinbar seien, während nicht das bestimmt, sondern nur das unbestimmt Unendliche freilich nicht persönlich, aber auch sonst nichts Wirkliches sein kann. Gab es nun nach Fichte nichts außer dem Wissen (des endlichen Ich), so konnte seine Lehre nur zu einem extremen Idealismus ausschlagen (W. XII. 213) und auch die spätere Spinoza und Schelling sich annähernde Umbildung seines Systems blieb in der gleichen falschen Voraussetzung der Schrankennothwendigkeit alles Bewußtseins gefangen. So hoch sein ethisches Streben nun auch in der heroischen Richtung gehen mochte, so konnte er doch ein haltbares theoretisches Princip der Ethik nicht gewinnen und am wenigsten konnte eine auf den Gedanken absoluter Selbständigkeit gebaute Ethik religiös befriedigen und zum Beispiel die Tugend der Demuth begründen. Fichte sah ein, daß das primitiv Bewegende, Setzende, Gestaltende das dem Gesetzten absolut Unfaßliche ist, aber er nahm das Gesetztwerden für ein bewußtloses Selbstthun und von dieser fixen Idee ging sein System aus. Indem Fichte die Unterscheidung eines constituirenden Thuns (Gottes als Schöpfers) von dem Thun der constituirten Creatur leugnete, dieses mit jenem confundirend, und indem er somit die intelligente Creatur — ihr unbewußt — sich selber setzen, begründen, constituiren und also das moralische Gesetz aus unserer eigenen Natur entsprungen sein ließ, führte er den Deismus Kant's — diesen gesteigerten Pelagianismus — zum Atheismus über, der sich nur mit dem beschönigenden Namen des Pantheismus schmückte und dabei Idealismus sein wollte. Nach Fichte muß die (nach ihm durchaus apriorische) Philosophie offen aussprechen: „Wir müssen zu Grunde gehen, oder Gott". Und doch statuirte Fichte die Unwandelbarkeit des Absoluten und die Unsterblichkeit der in seinem Sinne Gotterfüllten! Gegen Fichte muß gesagt werden: Nur Gott setzt und wird nicht gesetzt, der Mensch (jede Intelligenz) wird gesetzt und setzt und nur die nichtintelligente Natur wird gesetzt und setzt nicht. Schon Kant hatte mit Unrecht sich nicht in die Schriftlehre vom dereinstigen Aufhören der Zeit finden können. Er nahm die Unsterblichkeit als endlose Fortdauer in der Zeit und sah nicht, daß ewige Zeit ein Widerspruch ist. Denn das Zeitlichsein ist Sein (Leben) im Zeitlichen; das Unsterblichsein ist Sein im Ewigen. Fichte setzt den Irrthum Kant's nur fort, ja er steigert ihn, wenn er beweisen will, daß die zeitliche Anschauung für jede endliche Intelligenz die einzig mögliche und also ewige sei. Die Zeit entsteht und besteht nur durch aufgehobene Gegenwart und vergeht mit der Beendigung ihrer Aufhebung. Die Gegenwart — das Sein — die Ewigkeit — war nicht und wird nicht sein, sondern ist. Das Vergehen der Gegenwart ist nur relativ für den, welcher sich von ihr trennte; wenn (dereinst) die Trennung aufhört, tritt die (wahre, ewige) Gegenwart wieder ein. Solange das Widerstreben des Getrennten dauert, muß die Gegenwart zu fließen scheinen, wie der bleibende Mond zu fliehen scheint, indem die Wolken vorüberziehen. Fichte's Ich war bereits von einem Nichtich afficirt, welches er schon als Negation des Ichs nahm, während es sich doch ebensowol ponirend als negirend gegen

das Ich verhalten kann. Er übersah, daß das Nichtich ein über, ein gegenüber oder ein unter dem Ich stehendes sein kann. Daher stammte sein bellum internecinum zwischen dem Ich und Nichtich, jener Krieg zwischen beiden, welchen er für das primitive normale Leben derselben nahm, während es nur secundär, per nefas entstanden und also abnorm ist. Wol hatte Fichte die Uebernatürlichkeit des Geistes erkannt, aber er verkannte den Unterschied des Verhältnisses, in welchem der gute und der böse Geist zur Natur stehen und sein im bellum internecinum mit dem Nichtich zu Felde liegendes Ich erinnert mehr an die Naturscheue und den Naturhaß eines unter die Natur gefallenen als an eines von ihr freien und von ihr getragenen Geistes.

Schelling schwelgte eine Zeit lang in dem idealistischen Atheismus Fichte's und bildete dann sein pantheistisches Identitätssystem aus, welches eigentlich Indifferenzsystem ist und ging zuletzt zu einem Persönlichkeitspantheismus über, den er für den wahren Theismus erklärte. Die irrige Meinung, B. sei eine Zeit lang Anhänger des Identitätssystems gewesen, ist längst aus dem Grunde widerlegt. Vielmehr hatte er schon vor dem Auftreten des Identitätssystems die Grundlagen seines spiritual-realen Theismus gewonnen, an welchem er lebenslänglich festhielt. Auch die Dynamik seiner Naturphilosophie war älter als die Schelling'sche, welche von ihm freudig begrüßt wurde, da sie seinen Ideen insoweit entgegen kam. Schon seine frühesten Schriften und Aufsätze: „Vom Wärmestoff" (1786), „Ideen über Festigkeit und Flüssigkeit" (1792), „Beiträge zur Elementarphysiologie" (1797), „Ueber das pythagoräische Quadrat in der Natur &c." (1798), athmen theistischen Geist wie die Tagebücher zwischen 1786 und 1793, und kehren sich bald direct, bald indirect gegen den Pantheismus (wie gegen den Deismus). Auch Schelling huldigte in seinem Identitätssystem dem Satze Spinoza's: „Omnis determinatio est negatio", welcher die unlogische Grundlage des modernen Pantheismus ist. Indem man nämlich die Begriffe „unendlich" und „unbestimmt", vereinerleite, dachte man sich den Schöpfer (Gott) als den unbestimmt, hiemit unwirklich, nur in potentia Seienden, das Geschöpf als den bestimmt, wirklich seienden actuosen Modus des Ersten. Hiemit wurde aber Gott als Solcher oder als unendliches Sein nie wirklich seiend, sondern nur als ein unter den wirklichen Geschöpfen umgehendes Spectrum gedacht. Dieser falschen Vorstellung entgegen ist zu behaupten: Omnis determinatio est positio, ergo negatio indeterminationis. Der von der Creatur freilich nicht ergründbare, oder definirbare, somit unergründliche Gott ist demnach keineswegs grundlos, sondern der in sich begründete und eben hiemit allbestimmende Urgeist. Nach der monströsen Vorstellung von Gott als Indifferenz, gleichsam als Mutterlauge aller Gebilde, die aus ihm hervorträten und wieder in ihn zerflössen, unterläge Gott nicht nur einer Geschichte, sondern auch einer nie sich vollendenden Geschichte, indem er eigentlich nie und nimmer fertig würde. (VIII. 297.) Es war auch gegen Schelling gerichtet, wenn B. (III. 285) sagte: „Er (der Mensch) braucht aber auch hiezu (seinen Willen nach Gottes Willen zu bestimmen) nicht etwa seine Individualität, Existenz nnd Persönlichkeit aufzugeben und, als ob diese, d. h. sein Creaturgewordensein die Sünde wäre, seinem Gott zum Opfer darzubringen, damit dieser gräßliche Gott oder Ungott, gleichviel ob in Zorn oder in Liebe, seine Creatur wieder aufspeise; sondern das Opfer, das von ihm gefordert wird, ist nur: die ihn doch selbst stets nur peinigende Entzündung seiner Ichheit, seine Selbstsucht, nicht seine Selbstheit als Dieselbigkeit oder seine Creatürlichkeit, und die Selbstverleugnung, die von ihm gefordert wird — ist nur Zurücknahme eigener Lüge". Anderwärts (I. 179) sagt B.: „Die Identitätslehre Schelling's ist zwar ursprünglich von der spinozistischen Substanz genommen, in welche die denkende (sich bewußtseiende) und die nichtdenkende Natur sich beständig auflösen

sollen. Aber eben darum führt diese Identitätslehre nicht zu der Anerkenntniß des Selbstbewußtseins dieser Substanz oder zu jener, daß Gott Geist ist". Schon Saint-Martin hat nach B. die Alleinslehre bereits vor ihrem Hervortreten widerlegt (W. XII. 88). Aller Pantheismus apotheosirt Zeit- und Raumwesen, womit genau zusammenhängt, daß er die Endlichkeit der Creatur falsch nimmt und versteht, nämlich so, als wäre sie bestimmt, der Unvollkommenheit und Unseligkeit durch Zugrundgehen in Gott zu entkommen, da sie doch vielmehr in Gottes Willen sich begründen und dadurch ewig beseligt werden soll (W. I. 123). Die Naturphilosophie, das Identitätssystem, weiß daher das Unvollendete oder selbst Widersprechende in der Natur nur Gott selbst zur Last zu schreiben und nimmt in unklarer Weise im Grunde die selbstlose Natur für das Selbständige, Selbstbewegliche, d. h. für Gott und den Menschen für nothwendig der Natur subjicirt; daher sie auch kein anderes imperium in naturam kennt, als das Baconische durch Industrie. Nimmt man mit Schelling den Ursprung der Creatur zu hoch in Gott, d. h. nimmt man die Creatur als Theil oder Moment Gottes, so muß man über Gebühr wieder herabstimmen, um ihren Abfall von der Idee oder auch nur ihre natürliche Unangemessenheit zu dieser zu erklären und man fällt dem Irrthum der Gnostiker anheim, von welchem jener der neuesten Philosophie, auch Schelling's, doch nur eine Fortsetzung ist, wenn sie die Schöpfung selbst als einen Abfall der göttlichen Idee von sich, folglich als die erste Sünde sich vorstellt (W. I. 206, 207). Die Folge davon ist, daß Gott zu dem dürftigen Saturnus wird, der seine Kinder auffrißt, um sich selber beim Leben zu erhalten, das eine Princip, welches zugleich Vater und Tyrann, belebender Odem und fressendes Feuer, sich selbst in seinen geistigen Erscheinungen sündigen machend und sich selbst in ihnen strafend sein soll. Man könnte diese pantheistische Lehre immanenten Manichäismus nennen, die noch schlimmer als dieser erscheint, weil sie das Böse ewig, permanent setzt, während der eigentliche Manichäismus das als zweites angenommene böse Princip doch schwächer als das gute sein und von diesem zuletzt besiegt werden läßt. Wie Schelling den Verstand über die Vernunft stellt, wonach er den Begriff über die Idee wie das Erkennen über das Wollen stellen müßte, während schon der Originalverstand in der Originalvernunft begründet und enthalten ist, so setzt er auch die Weltseele, deren Annahme in ihrer Sphäre berechtigt ist, an die Stelle des überweltlichen absoluten Geistes und läßt die Weltseele als den esoterischen Gott durch seine Explosion die Natur und Creatur erzeugen, hiemit aber, sich erschöpfend, selbst schachmatt werden und in seinem Gezeugten auf und darauf gehen. Aus diesem Identitätssystem konnte auch nur jener falsche Begriff der Materie entspringen, der von dem vergänglichen und die Verderbniß in sich bergenden Wesen der irdischen Welt behauptet, daß sie unmittelbar und ewig aus Gott hervorgegangen sei und gehe, und daß somit diese räumlich-zeitliche Schöpfung durch das Manifestationsbestreben und die Manifestationsmacht Gottes schon hinreichend und völlig erklärbar sei, obschon sie in der That eine Hemmung dieser Manifestation aussagt und diese Hemmung — das Deficit — das eigentlich Zuerklärende ist. Die Materialisirung der Natur kann nichts Ursprüngliches, sondern nur etwas secundär Entstandenes sein und die vollständige Manifestation des Himmels, der himmlischen Welt, des Gottesreichs erfordert die Aufhebung der Materie und kann nur durch diese Aufhebung — durch das Weltgericht — zur Darstellung des Weltbegriffes gelangen (W. II. 446, 477). Das Identitätssystem ahnte in der Unnatur des (physischen und moralischen) negativen Creaturlebens so wenig Arges, daß es uns dieselbe für constitutionell ausgab. Jene Schelling'sche Annahme der Relation des Einzellebens der Creatur mit dem universellen — creaturisirenden — die nur von der negativen Seite aufgefaßt war, stammte von Fichte's

bellum internecinum des Ichs und des Nichtichs und wurde dann von Blasche (Ueber das Böse im Einklang mit der Weltordnung) in ihrer ganzen flachen Breite durchgeführt (VII. 171), als Fortsetzung jener natur-philosophischen Ursünde, welche die Schöpfung für Abfall der göttlichen Idee von sich selber nahm, (XII. 218) um zuletzt von L. Feuerbach materialistisch verwendet zu werden. So unzufrieden B. mit der Weltanschauung des Identitätssystems war, welche er roh fand, so anerkennend begrüßte er Schelling's Annäherung zum Theismus in dessen Schrift: „Ueber die Freiheit des Willens" (1809) und in dessen „Denkmal Jacobi's" (1811), bedauerte aber, daß er seitdem, wie scheu und zaghaft den letzten Schritt zu thun, verstummte und auch später zu Erlangen wie zu München mit der Veröffentlichung der neuen Gestalt seiner Philosophie zurückhielt. Soweit B. sie aus Nachschreibungen der Münchener Vorlesungen Schelling's (1827—1840) kennen lernen konnte, entsprach sie weder seinen Erwartungen noch seinen Anforderungen und er unterließ nicht, in Briefen und Schriften ganz besonders Schelling's neue Dreieinigkeitslehre, Schöpfungslehre, Philosophie der Mythologie und nicht wenige Lehren seiner Philosophie der Offenbarung zu bestreiten. Die Annäherung Schelling's blieb ihm doch nur eine Halbheit und das Ineinanderarbeiten Böhme's und Spinoza's ein verfehltes Unternehmen. Mochte ihm diese Philosophie inhaltlich als ein Fortschritt über das Identitätssystem hinaus erscheinen, so blieb sie ihm doch eine unwissenschaftliche Mischung unausgleichbarer Elemente.

Hegeln betrachtete B. als den Vollender des idealistischen Pantheismus Fichte's, wie ihm Kant als der bedeutendste Vertreter des Deismus galt. Kant und Hegel galten ihm als die geistvollsten und hervorragendsten Repräsentanten jener zwei Extreme — des Deismus und des Pantheismus — deren Ueberwindung in einer von innen heraus unternommenen Ausgleichung, Vermittelung und umwandelnden Versöhnung durch den spiritual-realen Theismus die philosophische Thätigkeit seines ganzen Lebens war. So große Anerkennung B. der hervorragenden Bedeutung Hegel's zollte, so energisch fiel seine Kritik nnd Polemik gegen ihn in allen Punkten aus, in welchen Hegel den Consequenzen des Pantheismus verfallen blieb. Vor Allem zwar rechnete er es ihm hoch an, daß er die durch Schelling's Verstummen seit 1812 drohende Erstarrung der deutschen Philosophie energisch durchbrach und dem philosophischen Denken mächtige Anregung gab. Er stund nicht an, seinem Gedanken der dialektischen Methode an sich hohe Bedeutung einzuräumen und ihn als den größten philosophischen Kritiker der Deutschen, namentlich bezüglich seiner Vorgänger von Kant an, anzuerkennen. Aber sein Panlogismus, der in der Entäußerung des ewig Logischen zur endlichen Natur, noch dazu der materiellen, und in der Rückkehr aus ihr zum endlichen Geiste zum Geistespantheismus und damit zur Vergötterung des endlichen Geistes führt, womit sich eine ganze Reihe von unausgleichbaren Widersprüchen verknüpft; wie seine haltlose Dreieinigkeitslehre, seine unmögliche Gottesgeschichtslehre, seine constitutive Revolutions-Menschheitsgeschichte, seine Vergötterung des Staates, seine Aufhebung der Religion in eine unsterblichkeitverneinende Philosophie 2c. konnte in keiner Weise den tiefer denkenden Geist Baader's befriedigen. Auf denkwürdige Weise faßte er die Kritik seiner Vorgänger in die unwiderleglichen Worte zusammen: „Nachdem Kant das, was in unserer Erkenntniß das Objective par excellence ist, oder das Apriorische derselben in das Subject, das Aposteriorische oder Empirische des Erkennens ins Object gelegt, hiemit ersterem die objective (constitutive) Wahrheit abgeleugnet hatte, erhub Fichte nicht nur das Subject (Ich) über alles Object (als jenes negirendes Nichtich), sondern statuirte ein bellum internecinum zwischen beiden, welche Fehde die Schelling'sche Identitätslehre zwar beilegen wollte und sollte, aber nicht

konnte, weil auch sie zum abstracten Begriff des Ichs als des Geistes und als des absolut Schrankenlosen (gleichsam imaginären Seinkönnens) ausging und seine Determination ihm in der Natur als im Seienden, also in einem ihm äußeren und impenetrabelen Objecte als Nichtgeist entgegensetzte. Wenn nun schon Hegel den richtigen Begriff der Relation des Geistes zur Natur dagegen aufstellte, indem er zeigte, daß der Geist nur durch Eingehen in die Natur und aufhebendes Durchgehen durch die Natur seine Verwirklichung gewinnt, so bemerkte er doch nicht, daß und wie mittels dieser Aufhebung die Natur selber erhoben und vollendet wird, weil die selbstlose Natur nicht ohne den Geist, dieser nicht ohne jene fertig wird; sowie Hegeln die Natur (oder vielmehr der Anfang zu ihr) hier nicht für das galt, was sie ist, nämlich für ein constitutives Element der vollendeten Existenz, sondern als ein anderes für sich bestehendes Seiendes oder als Creatur, zu welcher das esotorische Ich (Idee) durch Entäußerung oder Abfall geworden sei, da doch mit dem Worte: *Φύσις* nicht ein Hervorgebrachtes, sondern die unmittelbar hervorbringende Macht verstanden wird. Und so kehrte denn der Prometheustrotz des Fichte'schen Ichs im Hegel'schen Geiste wieder zurück, weil bei der durch den Geist der Creatur geschehen sollenden Aufhebung oder Subjicirung seines eigenen Naturprincips und seiner ersten unmittelbaren Selbheit die Hauptbedingung außer Acht gelassen ward, nämlich die freie Subjicirung dieses Geistes unter Gott und also derselbe Dualismus (Spannung, Unversöhnlichkeit zwischen Geist und Natur, und nicht die Richtigkeit gegen Gott, sondern die liebe Ichheit als ein diesem Gott selber Impenetrables) zurückkehrte. (W. IX. 94.)

König Ludwig I. gab Baader's Büste einen Ehrenplatz in der Walhalla und in den Hallen der Bavaria, der Stadtmagistrat sorgte für eine Gedenktafel an dem Sterbehaus, die kgl. Akademie der Wissenschaften gesellte sein Portrait jenen ihrer verstorbenen Mitglieder in der akademischen Gallerie. Der Unterzeichnete stellte mit v. Osten, Hamberger, Lutterbeck, v. Schaden, Schlüter die Gesammtausgabe seiner Werke in 16 Bänden her, (der 16. enthält nebst Schlußerklärung des Hauptherausgebers, Vorwort und Einleitung Lutterbeck's als Supplementband ein Sach- und Namenregister), Leipzig, Bethmann 1850 bis 60. Der 15. Band ist der Biographie und dem Briefwechsel gewidmet. Die erste Abtheilung des Werkes umfaßt in zehn Bänden: Erkenntnißwissenschaft, Metaphysik, Psychologie und Anthropologie, Societäts- und Religionsphilosophie. Die zweite außer dem Bemerkten: Tagebücher, Erläuterungen zu den Werken St. Martin's, J. Böhme's, Schriften aus dem Nachlaß über die Zeit, die Societät und Erläuterungen und Glossen zu Thomas von Aquin und Anderen.

Zur Litteratur der Baader'schen Schule, vgl. Hoffmann's Philosophische Schriften, Bd. I. (Erlangen, Deichert 1868). Umrisse von Baader's Lehren in den Schriften: 1) Grundzüge der Societätsphilosophie Baader's von Hoffmann. 2. Aufl. Würzburg, Stuber 1865. 2) Die Weltalter: Lichtstrahlen aus Baader's Werken von Hoffmann. Erlangen, Besold 1868. — Darstellungsversuche und Kritik der Baader'schen Philosophie gaben die Werke über Geschichte der Philosophie von Sengler, Deutinger, Fortlage, Biedermann, Erdmann, Ueberweg, beleuchtet in den Schriften Hoffmann's.

Fr. Hoffmann.

Baader: Joseph v. B., Ingenieur und Mechaniker, Bruder des voranstehenden, geb. 30. Sept. 1763 zu München, † 20. November 1835 ebenda. Seiner ursprünglichen Absicht sich der Arzneikunde zu widmen, entsagte er nach gänzlicher Vollendung der desfallsigen Studien und Erwerbung der medicinischen Doctorwürde; dagegen wandte er sich den technischen Fächern zu, wurde — nachdem er 1787—95 England bereist hatte — 1798 Director der Maschinen und des

Bergbaues in Baiern, 1808 geheimer Rath bei der Generaldirection des Bergbaues und der Salinen, später Oberbergrath, besuchte Frankreich 1815, und erwarb sich große Verdienste um die Anlegung von Eisenbahnen in Baiern. Das nach ihm benannte Baader'sche Gebläse ist seine Erfindung, welche er zuerst 1788 im Kleinen ausführte, 1794 bekannt machte, 1799 im Großen anwendete. Außer verschiedenen Abhandlungen in Zeitschriften schrieb er: „Beschreibung eines neu erfundenen Gebläses" (1794); „Vollständige Theorie der Saug- und Hebepumpen" (1797, 2. Aufl. 1820); „Ueber einige der wichtigsten Fortschritte, welche im Maschinenwesen seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, besonders in England, gemacht worden sind" (1798); „Neue Vorschläge zur Verbesserung der Wasserkünste beim Bergbau und Salinenwesen" (1800, 2. Aufl. 1820); „Beschreibung und Theorie des englischen Cylindergebläses" (1805); „Projet d'une nouvelle machine hydraulique pour remplacer l'ancienne machine de Marly" (1805); „Ueber ein neues System der fortschaffenden Mechanik" (1817); „Neues System der fortschaffenden Mechanik" (1822); „Ueber die neuesten Verbesserungen der Eisenbahnen" (1825); „Die Unmöglichkeit, Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen mit Vortheil als allgemeines Transportmittel einzuführen" (1835). — Vergl. übrigen Hoffmann in Fr. Baader's Werken, Bd. XV. Karmarsch.

Baader: Tobias B., Bildhauer zu München in der Mitte des 17. Jahrhunderts, war für bairische Kirchen und Klöster thätig, u. A. für Attl und Schlehdorf. Einen Namen hat er sich besonders durch das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes in der Herzogspitalkirche zu München gemacht, das im J. 1690 mehrmals vor vielen Personen die Augen verdreht haben soll. Seitdem gilt es als wunderthätig. In der Sakristei derselben Kirche befindet sich das Bildniß des Künstlers. W. Schmidt.

Babenstuber: Ludwig B., geb. 1660 zu Teining (j. Deining) bei München, † 5. April 1726. Er war seit 1681 Benedictiner zu Ettal, 1690—93 Professor der Philosophie an der Universität Salzburg, dann Professor der Theologie im Studium der regulirten Chorherren zu Schlehdorf, 1695—1702 Lehrer der Casuistik zu Salzburg, 1703—1710 der scholastischen Theologie; 1711—1717 der Exegese. Inzwischen 3 Jahre Vicerector, 1709—1716 (hier ist die Angabe bei Baader unrichtig) Prokanzler der Universität. Von 1717 bis zu seinem Tode lebte er in seinem Kloster zu Ettal bloß der Schriftstellerei. Als Gelehrter genoß er zu seiner Zeit großen Ruf. Aus seinen zahlreichen (mindestens 25) Schriften sind zu nennen: „Fundatrix Ettalensis" (über den Ursprung des Klosters und die merkwürdige Marienstatue) 1694, deutsch von Haimlinger, 1696; „Philosophia Thomistica Salisburgensis", 1704, 1724, 1738, 4 voll. fol., noch heute geschätzt; „Ethica supernaturalis" 1728, 1735, fol., bekannt unter dem Titel theologia (moralis) Salisburgensis. Außerdem mehrere wichtige Streitschriften, theils für den Thomismus, theils gegen die Jansenisten.

Ziegelbauer et Legipontius, Hist. rei litt. O. S. B. (1754), III. 444 sq. (nach der Historia Univ. Salisb.), Baader, Das gelehrte Baiern I. 63 ff.
A. Weiß.

Babo: Joseph Marius B. (so schrieb er selbst sich), Dichter, geb. zu Ehrenbreitenstein 14. Jan. 1756, † zu München 5. Febr. 1822 (nach den Acten der Akademie). Sohn eines aus Baiern stammenden kurtrierschen Hauptmanns. Auf dem Jesuitencolleg in Coblenz gebildet, trat er schon 15jährig als dramatischer Dichter auf und ward bald nach 1774 als Secretär an die Mannheimer Bühne berufen. Seit 1784 lebte er in München, zuerst nur als Schriftsteller, Vorlesungen haltend. Bald ein geschätztes Mitglied des Rumford'schen Kreises, nahm er an dessen mannigfaltigen Schöpfungen thätigen Antheil. 1789—99 war er Studiendirector der neuerrichteten Militärakademie; daneben Censurrath,

Oberpolizeicommissär, kurfürstl. Raths- und geh. Secretär und endlich seit 1792 erst als Theatercommissär, dann als Intendant Leiter der Hofbühne, welche ihm nach gründlichem Verfall eine Periode schöner Blüthe dankte. Als Intendant folgte ihm 1810 (nicht erst 1819) de la Motte. B., 1807 zum Mitglied der Akad. d. Wissenschaften ernannt, scheint später ein öffentliches Amt nicht mehr bekleidet zu haben (fast alle Acten über ihn sind bei dem Münchener Theaterbrand von 1823 verloren gegangen). — Als dramatischer Dichter vorzüglich den geschichtlichen Stoffen zugewandt, folgt er, namentlich in „Otto von Wittelsbach“ der von Goethe im „Götz“ angebahnten Richtung. Ohne auf die wilde Genialität eines Klinger u. A. Anspruch machen zu können, zeigt er warme Empfindung, ja selbst ergreifendes Pathos und verräth hie und da in der Ausdrucksweise deutlich die Bekanntschaft mit Shakespeare. Jenes schon genannte vaterländische Trauerspiel „Otto von Wittelsbach“ hat unter allen Stücken des Dichters des größten und dauerndsten Beifalls sich zu erfreuen gehabt und sich bis in die 40er Jahre auf der Bühne erhalten. Und in der That sind in ihm alle jene Merkmale deutlich erkennbar, von denen Wieland in seinem dritten „Sendschreiben an einen jungen Dichter“ die große Anziehung der vielfältigen Nachahmungen des „Götz“ herleitet. Stark aufgetragene Charaktere, mächtige Leidenschaften, ein großer scenischer Apparat sind die Hebel, die von einer geschickten Hand angewendet werden, ohne zu Uebertreibungen, rohen Effecten oder Derbheiten der Sprache Anlaß zu geben. So auch nur war es möglich, daß der freisinnige Verfasser der „Ideen zu einer Mimik“, J. J. Engel im „Otto von Wittelsbach“ ein dramatisches Product vom „höchsten Rang“ erblickte und Tieck ist nicht im Unrecht, wenn er Babo's Dramen zu denen zählt, die „den Stempel des deutschen Geistes tragen und die Grundlage zu einem deutschen Nationaltheater“ hätten werden können. Unsere Zeit hat B. ebenso vergessen, wie die ihm litterarisch nächststehenden Dramatiker: Jac. Mayer und Joh. A. v. Törring. Außer „Otto von Wittelsbach“, 1781 u. zuletzt 1869, hat B. verfaßt die Trauerspiele: „Oda“, 1782; „Dagobert“, 1787; „Genua und die Rache“, 1804; das dramatische Heldengedicht: „Die Römer in Deutschland“, 1780; das heroische Schauspiel: „Die Strelitzen“, 1790 u. 93; das militärische Drama: „Arno“, 1776; das Melodrama: „Cora und Alonzo“, 1780 und endlich die Lustspiele: „Winterquartier in Amerika“, 1778; „Die Mahler“, 1783 u. ö.; „Das Fräulein Wohlerzogen“, 1783; „Bürgerglück“, 1792 u. ö. und „Der Puls“, 1804 und 1869. Nicht unbedeutend sind die Erzählungen: „Gemälde aus dem Leben der Menschen“, 1783. Auch redigirte er die Zeitschriften: „Der dramatische Censor“, 1782 ff., und „Aurora“.

Joseph Kürschner.

Babo: Lamprecht v. B., Gutsbesitzer zu Weinheim, verdienter Landwirth, geb. 1790 in Mannheim, † in Weinheim 20. Juni 1862. Er studirte Jurisprudenz, widmete sich dann aber bei Thaer in Möglin der Landwirthschaft, kaufte später ein Landgut und wurde Vorstand der Heidelberger Kreisstelle des großherzogl. badischen landwirthschaftlichen Vereins. Als solcher gründete er im Verein mit Metger 1832 den landwirthschaftlichen Vereinsgarten zu Heidelberg, der später zum landwirthschaftlichen Centralgarten erhoben wurde, nachdem ihm schon 1834 ein botanischer Garten beigegeben worden war. Aus demselben gingen bald viele Sämereien und Edelreiser in das ganze Land. Außer diesen Gärten wurden auf Anregung von Babo's im ganzen Lande Viehversicherungen, Viehleihkassen, Gemeindebacköfen, Fohlenweiden, Sparkassen für Landgemeinden ins Leben gerufen. Am 10. October 1869 wurde in Weinheim das dem Beförderer der Landwirthschaft und des Weinbaues gewidmete plastische Denkmal enthüllt, eine Pyramide von Granit mit dem Brustbilde v. Babo's.

v. B. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Seine populären Schriften

über Ackerbauchemie, Landwirthschaft und Weinbau sind theilweise in mehrere Sprachen übersetzt und namentlich in Süddeutschland sehr verbreitet. „Ueber die Zehntablösung", 1831; „Die Traubenvarietäten", 1836—38; „Kurze Anleitung zur Wiesencultur", 1836; „Belehrung über die zweckmäßigste Behandlungsart der eingekellerten Weine", 1837; „Die Wein- und Tafeltrauben des deutschen Weinbergs in Gärten", 1836—38; „Der Weinbau nach der Reihenfolge der vorkommenden Arbeiten" 1840—42, 2. Aufl. 1854; „Anleitung zur chemischen Untersuchung des Bodens", 1843; „Der Weinstock", 1843; „Die Ackerbauchemie", 1845, 3. Aufl. 1868; „Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweins", 1846; „Der Weinbau in Geschichten und Gesprächen", 1846; „Die Hauptgrundsätze des Ackerbaus", 1851, 3. Aufl. 1868; „Kurzgefaßte Ackerbaulehre in Fragen und Antworten", 1855; mit Hoffacker „Landwirthschaftliche Bilderbogen" 1—6, 1855; „Spaziergänge eines Lehrers mit seinen Schülern oder Gespräche über landwirthschaftliche Gegenstände", 1858. Außerdem gab er die „Allgemeine Wochenschrift für Land- und Hauswirthschaft", Darmstadt 1831—38, und das „Badische landwirthschaftliche Wochenblatt" heraus. Löbe.

Bach: Ernst Karl Christian B., geb. zu Ohrdruf 8. Juni 1785, † 26. Juni 1859 daselbst, studirte zu Jena und wurde 1806 Conrector, dann 1814 Subdiakonus, 1817 Pastor zu Ohrdruf. Im J. 1827 ward er als Director des Gymnasiums nach Schaffhausen berufen, kehrte aber später als Superintendent nach Ohrdruf zurück. Außer anderen Schriften schrieb er: „Geist der römischen Elegie", 1819, und gab heraus: „Ovidii Metamorphoseon libri XV", mit kritischen und erläuternden Anmerkungen, 1836. Beck.

Bach: Johann Michael B., Musiker, geb. 9. Aug. 1648 in Arnstadt, † zu Gehren im Mai 1694, dritter Sohn Heinrich Bach's (s. Joh. Seb. B., S. 730) und jüngerer Bruder Joh. Christophs (s. u.), erst Schüler und Gehülfe seines Vaters, darauf seit 1673 Organist und Gemeindeschreiber zu Gehren. 1675 verheirathete er sich mit Katharina Wedemann aus Arnstadt; sein einziger Sohn starb vor ihm; von seinen 5 Töchtern ward die jüngste, Maria Barbara, Johann Sebastians erste Gattin. — Johann Michael, wenn auch weniger geistvoll als sein Bruder, zählt doch zu den bedeutenderen unter den älteren Mitgliedern der Familie Bach. Er scheint seine Hauptstärke im Instrumentalen gehabt zu haben. Walther (im Lexikon) rühmt seine „starken Sonaten und Claviersachen" und noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kannte man seine Choralbearbeitungen und Vorspiele. Für jetzt lassen sich aber deren nur 5, und außer ihnen nur Vocalsachen als erhalten nachweisen, nämlich eine Cantate über die Worte: „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ" (G-moll, 4stimmig mit 2 Violinen, 3 Violen, Fagott und Orgel) und 12 Motetten, darunter mehrere 5stimmige (auch in der Instrumentalmusik war damals die Fünfstimmigkeit, aus 3 Geigen und 2 die Harmonie füllenden Bratschen zusammengesetzt, beliebt) und mehrere doppelchörige. Bei Naue, „Neue Motetten für Singchöre von Joh. Christoph Bach und Joh. Mich. B.", 3 Hefte finden sich davon: „Sei nun wieder zufrieden, meine Seele", A-moll; „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", G-dur; „Wo soll ich fliehen hin", F-dur; „Herr, wenn ich Dich nur habe", B-dur; „Nun hab ich überwunden", G-dur und „Unser Leben ist ein Schatten", C-moll. Von besonderer Schönheit ist namentlich diese letzte, 2chörig (6- und 3stimmig). Die meisten Texte dieser Motetten sind aus Bibelwort und Gesangbuchsliedern zusammengesetzt. Das Recitativ und die Arie nach italienischem Muster drangen überhaupt erst nach 1700 in die Cantate ein.

Joh. Michael zeigt sich als Contrapunctist nicht eben stark; seine Stimmenführung leidet oft an Ungeschick und in seinem Vocalsatz überwiegt durchaus der homophone Stil. Wo z. B. der Choral eintritt, pflegt B. die Unterstimmen

nur als accordische Begleitung zu gestalten. Unverkennbar ist an einzelnen Stellen seine Anlehnung an Hammerschmidt. — Er baute auch Instrumente. — Vgl. Spitta, J. S. Bach I. 33. 37—40. 51—71. 105. v. L.

Bach: Johann Christoph B., Musiker, ältester Sohn von Heinrich (s. u. Joh. Sebast. B., S. 730), geb. zu Arnstadt 8. Dec. 1642, Schüler seines Vaters, 1665 Organist in Eisenach, nach 1678 auch Hoforganist; seit 1667 mit Maria Elisabeth Wedemann aus Arnstadt vermählt, und † 31. März 1703. — Er ist weitaus der bedeutendste der älteren Generationen seines Geschlechtes und ward von Sebastian sehr hoch geschätzt. — Seine Motetten, deren Spitta 8 kennt und bespricht, sind von hoher Schönheit und zeigen eine weit größere Originalität, als die Werke seines Bruders Joh. Michael. Man erkennt neben dem Studium deutscher Meister, wie Schütz und Hammerschmidt, in seinen Werken auch dasjenige der Italiener, namentlich an der contrapunctischen Fertigkeit und der Sangbarkeit der Mittelstimmen, worin er seine deutschen Zeitgenossen sehr überragt. Es tritt uns bei ihm eine bewußte Mischung der alten Tonarten mit dem neuen harmonischen System entgegen, oft in überaschendem harmonischem Reichthum. Die 8 Motetten sind folgende: „Der Mensch vom Weibe geboren", 5 stimm., G-moll; „Sei getreu bis in den Tod", A-dur; „Lieber Herr Gott, wecke uns auf", 8 stimm., doppelchörig, von 1672 (gedruckt bei Naue, s. o. S. 728); „Der Gerechte, ob er gleich zeitig stirbt", 5 stimm., F-dur, von 1676 (gedruckt bei Naue und Mus. sacra VII. 14); „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren", überwiegend äolisch; „Unsers Herzens Freude hat ein Ende", transpon. dorisch, wol das erhabenste der uns erhaltenen Werke (gedruckt Mus. sacra XVI. 18); „Fürchte dich nicht", 5 stimm., A-moll; „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn", F-moll (gedr. bei Naue u. öfter, von Schicht irrthümlich als ein Werk Joh. Sebastians herausgegeben). Daran reiht sich noch ein oratorisches Werk über Offenbar. 12. 7—12, den mystischen Kampf zwischen dem Erzengel Michael und dem Teufel darstellend: 5 stimmige Doppelchöre, 2 Violinen, 4 Bratschen, Fagott, 4 Trompeten, Pauke, Baß und Orgel. Dies eigenthümliche und geistvolle Werk ist offenbar einer Arbeit Hammerschmidt's über denselben Text nachgebildet, überragt aber sein Vorbild weit. Sebastian B. brachte es noch in Leipzig zur Aufführung.

Weit unbedeutender erscheint Joh. Christoph in seinen uns erhaltenen 44 Choralvorspielen. Die einzige Handschrift derselben führt den Titel: „Chorale, welche bey wörenden Gottes Dienst zum Präambulieren gebraucht werden können, gesetzet und herausgegeben von Johann Christoph Bachen Organ. zu Eisenach"; scheint also einem Drucke entnommen.

Von seinen vier Söhnen war der älteste Johann Nicolaus der bedeutendste, seit 1695 Stadt- und Universitätsorganist zu Jena, † daselbst 4. Nov. 1753 als der letzte seines Zweiges der Familie. Er galt seiner Zeit als tüchtiger Suitencomponist und ward als Orgel- und Clavierbauer, besonders wegen seiner Lautenclaviere gerühmt. Wir besitzen von ihm nur eine „Missa brevis" und ein komisches Singspiel: „Der jenaische Wein- und Bierrufer", wol für eine Studentenaufführung geschrieben.

Spitta, Joh. Sebastian Bach I. 29. 37 39. 43—51. 71—95. 99 bis 105. 129—139. v. L.

Bach: Johann Sebastian B., Tonkünstler, getauft zu Eisenach den 23. März a. St. (2. April n. St.) 1685, † zu Leipzig 28. Juli 1750. Die Familie Bach läßt sich seit dem Ende des 16. Jahrh. in Thüringen nachweisen und verbreitete sich, von der Arnstädter Gegend ausgehend, in einer unübersehbaren Reihe von Musikern, die als Spielleute, Organisten oder Cantoren in Thüringen und Franken begegnen. Ihr ältester nachweisbarer Vorfahre ist der Müller und Bäcker Veit Bach aus Wechmar zwischen Gotha und Dietendorf

(nahe südlich der jetzigen Eisenbahn), † 1619. Von dem jüngeren seiner Söhne (vielleicht Namens Lips) stammt eine Reihe von fränkischen Musikern ab, unter denen der in seinen Werken von Joh. Sebast. sehr geschätzte meiningische Capelldirector Johann Ludwig B., geb. 1677, † 1741, hervorragt und die mit eben dessen Enkel, dem meiningischen Hoforganisten Johann Philipp B., 1846 ausstarb. — Veit's älterer Sohn, der Spielmann und Teppichflechter Hans, † zu Wechmar 1626, wurde durch 3 Söhne, Johann, Christoph und Heinrich, der Stammvater dreier Linien, deren mittlerer Johann Sebastian angehört. 1) Johann, geb. 1604, starb als Director der Erfurter Rathsmusik 1673. Seine Nachkommen setzten sich hier im Pfeiferdienst so fest, daß man die Stadtmusiker noch im 18. Jahrh., obwol kein Bach mehr darunter war, die „Bache" nannte. Andere Glieder dieses Zweiges wirkten zu Eisenach, Gehren, Sondershausen, Quedlinburg, Weimar u. s. f. Zu ihnen gehört als einer der bedeutendsten Johann Bernhard, geb. 1676, † 1749 als Organist und Kammermusiker des Herzogs Johann Wilhelm zu Eisenach; ein begabter Zögling Pachelbelscher Schule, von dem wir noch einige Orchestersuiten, Clavierstücke und Choralbearbeitungen besitzen. Nachkommen von ihm leben noch in Eisenach, Weimar und Meiningen (die Clavierspielerin Fanny B.). — 2) Christoph, geb. 1613 zu Wechmar, † 1661 als gräfl. Schwarzburgischer Hof- und Stadtmusicus zu Arnstadt. Durch seinen ältesten Sohn Christoph, der 1697 als Cantor zu Schweinfurt starb, verzweigte sich die Familie dorthin und blühte in Franken bis in die 2te Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diesem ältesten folgte ein Zwillingspaar, geb. 22. Febr. 1645, von denen Joh. Christoph am 25. Aug. 1693 als Hofmusicus zu Arnstadt starb, seine Nachkommenschaft erlischt in der Generation der Enkel. Der andere Zwilling aber, Ambrosius, Joh. Sebastians Vater, trat 1667 in die Erfurter Rathscompagnie als Stadtpfeifer ein, siedelte 1671 als Hof- und Rathsmusicus nach Eisenach über und ist dort schon im Januar 1695 gestorben. Die noch blühenden Nachkommen seines ältesten überlebenden Sohnes Johann Christoph, geb. 1671, † 1721 als Organist zu Ohrdruff, setzten sich hier im Cantoren- und Schuldienst fest. Dessen Bruder Johann Jakob, geb. 1682, trat 1704 als Hautboist in die Garde Karls XII. von Schweden, den er bis Bender begleitete; von da kehrte er über Konstantinopel nach Stockholm zurück und starb hier 1722 als Hofmusicus. Der jüngste der den Vater überlebenden Brüder war Johann Sebastian, dessen männliche Nachkommenschaft mit seinem Enkel dem kgl. preuß. Capellmeister Wilhelm Friedr. Ernst, einem Sohne Joh. Christophs, ausgestorben ist. — 3) Heinrich, der jüngste Sohn des Stammvaters Hans, geb. 1615, † 1692 als Organist zu Arnstadt, war als Orgelspieler und Componist zu seiner Zeit sehr geschätzt. Berühmter aber noch sind seine beiden Söhne Joh. Christoph und Joh. Michael (s. d.), nächst Sebastian die größten Sprossen des Hauses. Des ersteren Sohn war der 1753 in Jena verstorbene Universitäts-Organist Joh. Nicolaus, nicht unbekannt als Componist, Orgelspieler und Claviermacher. Dieser ganze dritte Zweig erlosch im vorigen Jahrhundert.

Joh. Sebastian, dessen Genealogie in einem merkwürdigen Bilde zeigt, wie aus lange gepflegter Anlage eine breite Fülle des Talentes und aus diesem als höchste Frucht der gewaltigste Genius emporblüht, erhielt seine erste musikalische Entwickelung innerhalb der Familientradition. Nach des Vaters frühem Tode nahm ihn der ältere Bruder Christoph zu sich nach Ohrdruff, wo er auch das Lyceum besuchte. Aber schon 1700 erhielt er, durch seine schöne Stimme und musikalische Bildung empfohlen, ein Alumnat beim Sängerchor der Michaelskirche in Lüneburg, deren Kirchenbibliothek ihm für das Studium der älteren wie lebenden Meister reiche Schätze bot. Hauptsächlich durch eigenes Studium

solcher Werke erlernte er die Composition. Einen persönlichen Einfluß scheint Georg Böhm (s. d.), der Cantor der dortigen Johanniskirche auf ihn geübt zu haben. Auch dessen Lehrer, den Hamburger Reinken, besuchte B. auf einer Ferienreise und zugleich wol auch Vincenz Lübeck, den Organisten der Nicolaikirche zu Hamburg; beide waren damals geschätzte Meister. Das öfters von ihm besuchte Celle bot daneben Gelegenheit, die am dortigen Hofe eifrig gepflegte französische Instrumentalmusik kennen zu lernen. Zugleich wird B. die Prima des Michaelsgymnasiums durchgemacht haben. Ostern 1703 erhielt er als Violinist die Stelle eines Hofmusicus zu Weimar bei Johann Ernst, dem Bruder des regierenden Herzogs; aber schon im Sommer dieses Jahres ward er zum Organist an der „neuen Kirche" in Arnstadt gewählt. Am gräfl. Schwarzburgischen Hofe zu Arnstadt ward die Musik eifrig gepflegt; es gab sogar nach braunschweigischem Vorbild (die Gräfin war nämlich eine Tochter Anton Ulrichs von Braunschweig) ein Theater, auf dem freilich nur die Bürger spielten und sangen. — Von B. sind uns einzelne Jugendarbeiten aus dieser Periode erhalten. Im Herbst 1705 unternahm er eine Wanderung nach Lübeck, um daselbst den Organisten Buxtehude (s. d.) kennen zu lernen. Gefesselt von dem berühmten Meister kehrte er mit langer Ueberschreitung seines Urlaubs, was nicht ohne Verdrießlichkeit für ihn ablief, erst im Februar 1706 heim. Im J. 1707 folgte er einem Rufe nach Mühlhausen als Organist an der Blasiuskirche, indem er sich zugleich am 17. Oct. dess. J. mit seiner Base Maria Barbara, einer am 20. Oct. 1684 zu Gehren geb. Tochter Michael Bach's, verheirathete. Doch fühlte er sich in Mühlhausen nicht lange wohl und folgte schon 1708 einer Berufung nach Weimar als Hoforganist. Zugleich auch Kammermusicus, rückte er 1714 zum Concertmeister auf. Mit Joh. Gottfr. Walther, dem Verfasser des Musikal. Lexikons, damals Organist an der Weimarer Stadtkirche, trat B. in ein freundschaftliches Verhältniß; doch scheint später zwischen beiden Männern wieder eine Entfremdung eingetreten zu sein. — Bach's Thätigkeit in Weimar war hauptsächlich der Orgel und Kirchenmusik zugewandt. Von hier aus begann sein Ruf als Orgelmeister, Geiger und Componist zuerst sich weiter hinaus zu verbreiten. Eine Reihe von Choralbearbeitungen und freien Orgelcompositionen, als Präludien, Fugen, Toccaten ꝛc. gehören dieser Periode an. Wir finden ihn mit dem Studium der Orgelcompositionen Frescobaldi's und Giov. Legrenzi's beschäftigt, aus letzteren verarbeitete er Themen in seiner Weise. Ebenso aus den Violinsonaten Corelli's und Albinoni's und drei Vivaldi'sche Violinconcerte übertrug er für Orgel und Cembalo. Ueberhaupt läßt sich ein selbständig verarbeiteter Einfluß der italienischen Concertform bei ihm nachweisen. Seit 1712 aber wandte er sich hauptsächlich den Cantaten zu, deren er bis dahin, wie es scheint, nur 3 schrieb, darunter der berühmte Actus tragicus „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit". Erdmann Neumeister (s. d.), der eigentliche Schöpfer dieser Gattung, hatte eine erste Sammlung von Texten zu Kirchen-Cantaten (unter der weltlichen italien. cantata verstand man damals dramatische Scenen für eine oder mehre Solostimmen, daher auch der wol vorkommende deutsche Name „Gesprächspiel") auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, zunächst für den weißenfelsischen Capellmeister Joh. Phil. Krieger bestimmt, 1700 herausgegeben; bis 1716 ließ er, bald von allen Seiten um dergleichen Dichtungen angegangen, noch 4 Jahrgänge folgen, deren zweiten zuerst Erlebach in Rudolstadt, den dritten Telemann in Eisenach in Musik setzte. In der Kirche erhob sich gegen diese Neuerung ein erbitterter Kampf nicht nur von pietistischer Seite, sondern auch, obwol Neumeister selbst ein rüstiger Vorkämpfer der Orthodoxie war, von seinen eigenen Parteigenossen und nicht minder seitens der Musiker alter Schule, wie Buttstedt. Man erblickte darin eine der Kirchlichkeit schädliche Uebertragung

aus dem Gebiet der Opernmusik. In der That hat erst Bach die fremde Form mit dem höchsten kirchlichen Inhalt und Geist erfüllt, indem er dabei von seinem Orgelstil ausging. Als 1715 auf des Herzogs Befehl Salomo Frank, Secretär des Oberconsistoriums zu Weimar, († 1725), drei Jahrgänge solcher Cantaten für die dortige Capelle dichtete, mußte an ihrer Composition auch B. sich betheiligen. Ins Jahr 1714 fällt — wol nebst noch einer anderen — die Cantate „Ich hatte viel Bekümmerniß"; aus dem Jahrgange 1715—16 sind 9, aus dem folgenden nur 2 Bach'sche Compositionen vorhanden. Dem J. 1716 gehört auch die zum Geburtstag des Herzogs Christian von Sachsen Weißenfels verfaßte dramatische allegorische „Jagdcantate" an, aus welcher die bekannte Arie „Mein gläubiges Herze" und noch eine zweite Nummer später in der Pfingstcantate „Also hat Gott die Welt geliebt" geistlich umgearbeitet sind. In diese spätere Weimaraner Zeit fällt neben anderen Orgelcompositionen noch der berühmte Passacaglio in C-moll. — In den Herbstferien pflegte B. Kunstreisen zu machen; nach Cassel (vor 1714); 1713 nach Halle, 1714 nach Leipzig, 1716 wieder nach Halle, wo ihm und Kuhnau die Prüfung einer neuen Orgel übertragen war; wol auch nach Meiningen zu Joh. Ludwig Bach (s. oben), 1717 nach Dresden. Hier ließ sich eben damals der bewunderte französische Clavier- und Orgelspieler Marchand hören, der sich aber der Herausforderung Bach's zu einem musikalischen Wettstreit durch rasche Abreise entzog. — Schon führte auch Bach's wachsende Berühmtheit ihm einen immer größeren Kreis von Schülern zu; wir nennen aus dieser Zeit Joh. Mart. Schubart, Joh. Caspar Vogler, Joh. Tobias Krebs und Joh. Gottl. Ziegler.

Im November 1717 ward B. von dem musikverständigen jungen Fürsten Leopold von Anhalt-Cöthen dorthin als Capellmeister berufen. Da hier der ganze Schwerpunkt seiner dienstlichen Wirksamkeit in der Instrumental- und Kammermusik lag, so wandte jetzt auch sein Schaffen sich überwiegend dieser Gattung der Musik zu. Während die Toccaten Fis-moll und C-moll und die bekannte 3stimmige A-moll Fuge für Clavier wol schon der weimarschen Zeit angehören, entstanden jetzt z. B. die Inventionen und Sinfonien, die „französ. Suiten" und der erste Theil des „Wohltemperirten Claviers" (1722). Einzelne Stücke dieses großen Werkes zwar sind älteren Ursprungs; die allermeisten aber scheinen auf einmal in rascher Folge geschaffen zu sein. Ferner für Solo-Geige die 3 Sonaten (deren eine, A-moll, in D-moll für Clavier arrangirt ist) und die 3 Suiten oder Partien mit der berühmten Ciacona; wol auch das Suitenartige Trio in A-dur. Ferner die 6 Suiten für Solovioloncell, deren eine in D-dur eigentlich für die von B. erfundene Viola pomposa geschrieben ward. Ferner die 6 Sonaten für Geige mit (obligatem) Clavier; die 3 Sonaten für Gambe und Clavier und die 3 Sonaten für Flöte und Clavier. Ferner die Violinconcerte E-dur, A-moll, D-moll und zwei andere, die wir nur in einer Ueberarbeitung aus der Leipziger Zeit als Clavierconcerte kennen. Endlich auch die berühmten 6 „Brandenburger Concerte", so genannt, weil sie (1721) dem Markgrafen Christian Ludwig v. Brandenburg dedicirt wurden, als „concerts avec plusieurs instruments". Es sind z. Th. sogenannte concerti grossi, in denen dem Tutti nicht ein, sondern mehre Soloinstrumente gegenüberstanden; z. Th. aber sind es (eine Bach'sche Fortbildung dieser Gattung) Orchesterstücke in Concertform ohne Soloinstrumente.

Für das Clavierspiel, in welchem B. ein nicht minder großer Meister war, wie auf Orgel und Geige, entwickelte er eine neue Technik in Handhaltung und Anschlag und einen eigenthümlichen Fingersatz. Auch war er es, der die temperirte Stimmung, mit der sich schon Andere, wie Werkmeister und J. G. Neidhardt theoretisch beschäftigt hatten, zuerst vermöge einer neuen Stimmmethode

praktisch ausführte. Mit der Verbesserung des Instrumentes beschäftigte er sich überhaupt; so suchte er in dem, nach seiner Erfindung später ausgeführten Lautenclavicymbel der Kürze des Tones durch Einfügung von Darmsaiten abzuhelfen. Die schon erwähnte Viola pomposa ist ein als Bratsche gespieltes, zwischen Bratsche und Violoncell stehendes fünfsaitiges Instrument.

Das äußere Leben in Cöthen ward nur durch einige Reisen unterbrochen: nach Karlsbad, wohin er mehrmals seinen Fürsten begleiten mußte; nach Leipzig, wo er 1717 die Orgel der Paulinerkirche zu prüfen hatte; nach Halle, wo er 1719 Händel's Bekanntschaft zu machen suchte, der aber eben am Tage seiner Ankunft wieder nach England abgereist war. Noch einmal 1729 von Leipzig aus hat B. sich um Händel vergebens bemüht. Dieser war wieder damals auf der Heimreise von Italien bei seiner leidenden und erblindeten Mutter in Halle. Selbst durch Krankheit eben ans Haus gefesselt, schickte B. seinen Sohn Friedemann hinüber, um Händel zu sich einzuladen. Händel aber entschuldigte sich. Mag immerhin die geschäftliche Nöthigung zur eiligen Rückkehr nach London und der Wunsch, der kranken Mutter die Tage nicht zu entziehen, der Grund hiezu gewesen sein; jedenfalls fühlte Händel nicht den gleichen Drang, wie Bach, seinen großen Kunstgenossen persönlich kennen zu lernen. — Im Spätherbst 1720 ging B. nach Hamburg, wo er mit dem greisen Reinken und Matheson verkehrte, sich auch ohne Erfolg um die eben erledigte Organistenstelle an der Jacobikirche bewarb, an welcher Erdm. Neumeister Prediger war. Nicht lange vorher aber, während B. noch mit dem Fürsten auf der Rückreise von Karlsbad war, war ihm am 7. Juli 1720 die innig geliebte Gattin durch einen plötzlichen Tod entrissen worden. Den Sarg der Mutter umstanden 4 Kinder (drei andere waren früh gestorben): Katharina Dorothea, geb. 1708, unvermählt gestorben; Wilhelm Friedemann, geb. 1710, Karl Philipp Emanuel, geb. 1714 (s. d.) und Joh. Gottfr. Bernhard, geb. 11. Mai 1715 und † in Jena 1739. — Schon im September 1721 war der lebenskräftige Mann wieder verlobt mit der fürstlichen Sängerin Anna Magdalena Wilken, der Tochter eines ihm altbefreundeten Hof- und Feldtrompeters zu Weißenfels, und verheirathete sich mit ihr am 3. Dec. Sie war eine musikalisch tüchtig gebildete Frau, die dem Gatten aufs neue ein dauerndes schönes eheliches Glück bereitete.

Im Mai 1723 entschloß sich B., seiner tiefen Neigung zur Kirchenmusik folgend, die nach Kuhnau's Tode (1722) an ihn ergangene Berufung zum Cantor der Thomaskirche in Leipzig anzunehmen. Er blieb jedoch daneben cöthenscher „Capellmeister von Haus aus“. Den ersten Geburtstag der zweiten Gemahlin seines fürstlichen Herrn feierte er 1726 mit der Cantate „Steigt freudig in die Luft“ und zur Leichenfeier des schon 1728 verstorbenen Fürsten schrieb er eine, leider seit 1819 verlorene Trauermusik. Als Cantor an der Thomaskirche war er zu gleicher Zeit Musikdirector an der Thomas- und Nicolaikirche. Der seiner Leitung und Lehre unterstellte Chor bestand damals aus 55 Alumnen. B. erhielt später auch den Titel eines sächsisch-weißenfelsischen Capellmeisters und am 19. Nov. 1736 auf seinen schon 1733 und am 27. Sept. 1736 wiederholten Wunsch den eines königl. polnischen und kurfürstl. sächsischen Hofcompositeurs. Am 1. Trinitatis (30. Mai) 1723 führte er seine erste Kirchenmusik in Leipzig aus. Natürlich wandte nun auch sein Schaffen sich wieder vorzüglich der gottesdienstlichen Musik zu: jetzt schuf er, und zwar bis in das letzte Jahrzehnt seines Lebens, die meisten Kirchen-Cantaten, deren er nach Angabe des Mizlerschen Nekrologs im Ganzen 5 Jahrgänge für alle Sonn- und Festtage geschrieben hat. Bekannt sind uns davon bisher nur 226 geblieben. Dazu kommt noch eine Anzahl Motetten, d. h. Chorgesänge a capella oder doch vom Orchester nur im Einklang mit den Stimmen begleitet. Es sind uns deren bis

jetzt 6 oder 7 bekannt. Für das Osterfest schrieb er 5 Passionsmusiken, von denen wir aber nur die Johannis- und die große Matthäuspassion kennen. Letztere ward 1729 beim Nachmittagsgottesdienst des Charfreitags zum ersten Mal aufgeführt. Ihren Text hat der Leipziger Gelegenheitsdichter Picander (Christ. Friedr. Henrici) von dem auch viel andere der Bach'schen Texte herrühren, verfaßt, wol unter Bach's eigener Mitwirkung namentlich in Betreff der eingelegten Choräle. Auch ein „Oper-Oratorium" („Kommt, eilet und laufet, ihr flüchtigen Füße") ist noch hierher zu rechnen und das Himmelfahrts-Oratorium (B.-G. II. Nr. 11). 1734 endlich ward der Cyclus der gottesdienstlichen Musiken durch das herrliche Weihnachtsoratorium vollendet; von wem die den biblischen Textworten desselben eingefügten Verse herrühren, ist nicht bekannt. Uebrigens sind auch einige Missae breves (d. h. solche, die nur aus Kyrie und Gloria bestehen) und ebenso auch das große Magnificat, über dessen Entstehung wir nichts näheres wissen, für die protestantische Kirche bestimmt. Die „Hohe Messe" H-moll dagegen, obwol auf Grundlage einer dem Könige 1733 gewidmeten missa brevis entstanden, scheint schon um der Breite der Ausführung willen überhaupt nicht für den gottesdienstlichen Gebrauch berechnet zu sein. — Daneben entstanden dann noch manche nicht-kirchliche Cantaten, darunter auch einige komischen Inhaltes, wie die Bauern- und die Kaffeecantate. 1727, bei dem Tode der Königin Christiane Eberhardine, verfaßte B. eine Trauermusik, deren Text Gottsched's Ode „Laß, Fürstin, laß noch einen Strahl" bildet. Nach der polnischen Wahl Friedrich Augusts II. feierte er den ersten Geburtstag der neuen Königin (8. Dec. 1733) durch das Drama per musica „Der Königin zu Ehren"; der Anwesenheit des Königs in Leipzig am 5. Oct. 1734 galt die in 3 Tagen geschriebene Cantata gratulatoria in adventum regis „Preise dein Glücke gesegnetes Sachsen". Aus der großen Zahl seiner sonstigen Arbeiten dieser Periode heben wir endlich nur noch Einzelnes hervor. Der 2te Theil des „Wohltemperirten Claviers" trägt die Jahreszahl 1744. Die beiden Tripelconcerte D-moll und G-dur, welche B. ohne Zweifel für sich und seine beiden ältesten Söhne schrieb, müssen danach vor 1733, wo Friedemann das älterliche Haus verließ, geschrieben sein. Auch das Concert A-moll für 4 Flügel, welches Ueberarbeitung eines Vivaldi'schen Violinconcertes ist, gehört wol der Leipziger Zeit an; während die in ihren Formen viel einfacheren Concerte G-dur und G-moll für 2 Flügel jedenfalls älter sind. Der erste Theil der „Clavierübung" (6 zwischen 1726 und 1730 schon einzeln veröffentlichte Partiten) erschien 1731; der zweite Theil (das sog. italienische Concert und die H-moll-Suite) um 1735; um 1739 erschien der dritte mit Vorspielen über die Katechismus- und andere Gesänge für die Orgel, um 1742 der vierte Theil mit den 30 sog. „Goldberger'schen" Variationen, geschrieben für den Grafen Kaiserlingk, der den in seinen Diensten stehenden jungen Goldberg bei B. unterrichten ließ. Endlich erwähnen wir noch die 6 großen „Englischen" Suiten, so genannt nur, weil sie (aber erst nach Bach's Tode) zuerst in London erschienen. Gedruckt ist überhaupt außer den zuletzt genannten Werken zu des Verfassers Lebzeiten nur sehr weniges; dahin gehören 6 Choräle für 2 Manuale und Pedal, erschienen bei G. Schübler zu Zella am Thüringer Walde; Kanonische Veränderungen über das Weihnachtslied „Vom Himmel hoch da komm ich her" für 2 Manuale und Pedal, Nürnberg bei Balthasar Schmidt, und das gleich zu erwähnende „Musikalische Opfer". Sein letztes Werk ist die 1749 für Studienzwecke geschriebene „Kunst der Fuge", bestehend in 21 über dasselbe Thema gearbeiteten Stücken. Dem letzten davon ist ein Nebenthema auf die Noten b a c h eingewoben; aber über der Arbeit versagten die längst leidenden Augen dem Meister den Dienst; er mußte es unvollendet liegen lassen.

Als seine bedeutendsten Schüler dieser späteren Zeit nennen wir Karl Frdr. Abel, Joh. Friedr. Agricola, Altnikol (Bach's Schwiegersohn), J. Fr. Doles, Heinr. Nic. Gerber (Vater des Lexikographen), Goldberg, Gottfr. Aug. Homilius, Joh. Phil. Kirnberger, Joh. Christ. Kittel, Joh. Ludw. Krebs, Joh. Gottfr. Müthel, Joh. Schneider und Christoph Transchel.

Das äußere Leben verlief inzwischen stille und einförmig. In dienstlichen Beziehungen war es mitunter durch Reibungen mit der Behörde getrübt, wobei der sonst in hohem Maaße bescheidene und schlichte Mann von einiger Eigenwilligkeit und Heftigkeit nicht freizusprechen ist. Wenn freilich der Rath ihn einmal durch Kürzung an seinen Bezügen strafte, weil er dem Thomaschor nicht die nöthige Sorgfalt widme, so gewährt das heute angesichts der das Maaß des Begreiflichen fast übersteigenden Thätigkeit und der nie zu ermüdenden Arbeitskraft Bach's einen fast komischen Eindruck. Nach Dresden machte er, namentlich seitdem sein Sohn Friedemann dort Organist an der Sophienkirche geworden, öftere Reisen, liebte es auch, die unter Hasse dort blühende italienische Oper zu besuchen, wie denn auch Hasse und seine berühmte Gattin Faustina wiederum ihn hochschätzten. 1747 ward er, nicht ohne vorher eine Probe bestanden zu haben, in die 1738 von Lor. Mizler in Leipzig gegründete musikalische Gesellschaft aufgenommen, nachdem dieselbe bereits 1745 Händel und 1746 Graun zu Ehrenmitgliedern ernannt hatte. Wir danken diesem Umstande die Kenntniß seiner Züge in dem von Haußmann 1747 gemalten Bilde, welches B. statutenmäßig der Gesellschaft verehren mußte. In dasselbe Jahr fällt seine letzte Reise, zugleich sein letzter äußerlicher Triumph. Friedrich d. Große nämlich, in dessen Diensten Phil. Emanuel B. seit 1740 stand, hatte schon öfter den dringenden Wunsch geäußert, den alten Meister bei sich zu sehen und zu hören; 1747 entschloß sich daher Bach, in Friedemanns Begleitung nach Potsdam zu reisen. Kaum dort angekommen, mußte er, selbst ohne erst die Reisekleider wechseln zu dürfen, vor dem König erscheinen und spielen. Friedrich empfing ihn mit ausgesuchter Artigkeit und gab seiner hohen Bewunderung den lautesten Ausdruck, so daß der Meister sehr beglückt von diesem Ausflug heimkehrte. Ein ihm vom Könige zum Phantasiren gegebenes schönes Fugenthema bearbeitete er zu Hause in den kunstvollsten Formen und übersandte es im Stich dem Könige unter dem Titel: „Das musikalische Opfer"; die Zueignung ist vom 7. Juli 1747 datirt. — 1749 hatte er noch die Freude, seine 1726 geborene Tochter Elisabeth mit Altnikol, dem er 1748 die Organistenstelle an der St. Wenzelskirche in Naumburg verschaffte, verheirathet zu sehen. — Bald darauf nöthigte das sich steigernde Augenleiden ihn, sich einer Operation zu unterwerfen, deren traurige Folge aber völlige Erblindung war. Auch sonst von zunehmenden Leiden geplagt, blieb er 6 Monate lang ans Haus gefesselt. Wol kehrte dann plötzlich noch einmal die Sehkraft zurück, aber 10 Tage darauf, am Abend des 28. Juli 1750, schloß er die Augen für immer. — Seine zweite Gattin hatte ihm im Ganzen noch 13 Kinder geschenkt. Nämlich: Christiane Sophie Henriette, geb. 1723, † 29. Juni 1726. Gottfried Heinrich, getauft 27. Febr. 1724, † 12. Febr. 1763 in Naumburg. Christian Gottlieb, get. 14. April 1725, † 21. Sept. 1728. Elisabeth Juliane Friederike, get. 5. April 1726, vermählt mit Altnikol 20. Jan. 1749, dem sie drei Kinder gebar, verwittwet seit 25. Juli 1759; Todesjahr unbekannt. Ernst Andreas, get. 30. Oct. und † 1. Nov. 1727. Regina Johanna, get. 10. Oct. 1728, † 25. April 1733. Christiana Benedicta, get. 1. Jan. und † 4. Jan. 1730. Christiana Dororethea, get. 18. März 1731, † 30. Aug. 1732. Johann Christoph Friedrich (der „Bückeburger"), get. 23. Juni 1732, † 26. Jan. 1795. Johann August Abraham, get. 5. Nov. u. † 6. Nov. 1733. Johann Christian (der „Londoner"), get. 7. Sept. 1735, † 1782. Johanna Caroline,

get. 30. Oct. 1737, † 16. Aug. 1781 zu Leipzig unvermählt. Regina Susanna, get. 22. Febr. 1742, † 14. Dec. 1809 in Leipzig unvermählt. Es lebten also von ihnen beim Tode des Vaters nur 3 Söhne und 3 Töchter. Die Wittwe folgte ihm zu Leipzig am 27. Febr. 1760 im Tode, nicht ohne vorher noch mit den Sorgen der Dürftigkeit kämpfen zu müssen. Für die verarmte Tochter Regina Susanna, die letzte überlebende ihres Hauses, wurden 1800 von Leipzig aus Geldsammlungen veranstaltet.

Der Nekrolog, welchen Karl Philipp Emanuel Bach und Joh. Friedrich Agricola für Mizler als den Secretär der musikalischen Gesellschaft verfaßten, ist die Quelle aller weiteren Biographien geworden. Ihm folgen, als die hauptsächlichsten, die Arbeiten von Adam Hiller in seinen „Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrter und Tonkünstler" I. 1784 und E. L. Gerber im Lexikon 1790 und die Biographien von J. N. Forkel, 1802, J. K. Schauer, 1850 C. L. Hilgenfeld, 1850, C. H. Bitter, 1865 und, sie alle an umfassender und selbständiger Bearbeitung des Stoffes weit überragend, Phil. Spitta: Joh. Seb. Bach, Th. I. (bis zum Schluß der Cöthener Periode; leider erschien bis jetzt noch nicht mehr) 1873. v. L.

B. bezeichnet mit Händel den Wendepunkt zweier kunstgeschichtlicher Epochen. Er ist neben Jenem der letzte große Meister der herrschenden Kirchenmusik und der erste große Prophet jener Herrschaft der deutschen Instrumentalmusik, welche die zweite Hälfte des 18. Jahrh. charakterisirt. — Seit dem Mittelalter hatte die Tonkunst ihre Heimath fast ausschließend in der Kirche gefunden, und auch B. und Händel suchten und lösten ihre höchsten Aufgaben auf religiösem Gebiete. Allein Händel nahm seinen Weg durch die Oper zum Oratorium, Bach's Passionen, Cantaten und Messen hingegen wären in ihrer eigensten Form gar nicht denkbar ohne den von Anbeginn mitwirkenden Einfluß der instrumentalen Concert- und Hausmusik des Meisters. Die bedeutendsten Werke Bach's sind vielmehr religiöse Musik als kirchliche Cultusmusik, wenn sie auch ihrer Zeit den Cultus schmückten. Die objective Stimmung und streng typische Form der Palestrina-Periode macht einer farbenvollen musikalischen Dramatisirung des Textes Raum, oder einer subjectiv lyrischen Auffassung. Der reine Vocalsatz a capella erscheint nur noch ausnahmsweise in einzelnen Chören, Chorälen und Motetten, während B. in der Regel ein sehr reiches und selbständiges Orchester mit dem Gesange verbindet und gerade hierdurch seine eigensten Wirkungen erzielt. Aber selbst die Harmonisirung seiner unbegleiteten Choräle zeigt uns, wie weit er sich bereits von der gemessenen Ruhe des alten Kirchensatzes entfernt hatte; denn das besonders Bach'sche liegt hier in dem kühnen Wechsel überraschender Modulationen, welche der Componist auf den engsten Raum zusammenzudrängen weiß, um die gemessen einherschreitende Melodie zu individualisiren. Beim Aufbau seiner Passionen und Cantaten hat er dann auch die dramatischen Formen des Recitativs, der Arien uud Duette zu nicht minderer Bedeutung erhoben, wie den polyphonen Chorgesang, und in der Kraft des dramatischen Ausdruckes, erhöht durch orchestrales Colorit, stehen Bach's wie Händel's große geistliche Tonwerke weit über allen Opern ihrer Zeit. Wenn B. darum auch noch die Herrschaft der religiösen Musik repräsentirt, so ist es doch die alte Kirchenmusik nicht mehr; er vollendet die geistliche Kunst, um ihre Herrschaft zu beenden.

Von allen großen deutschen Tonmeistern des 18. Jahrh. wurzelt B. am entschiedensten im confessionellen Boden. Er ist der lutherische Cantor; allein er erhebt sich zum tiefsinnig universellen religiösen Tondichter, indem er bescheiden seiner Kirche dient. Seine geistliche Musik steht im innigen Zusammenhange mit den theologischen Bewegungen, welche gleichzeitig das protestantische Deutschland aufrütteln. B. hat den Kampf des gefühligen, zur Mystik gesteigerten Spener'schen Pietismus mit der Orthodoxie künstlerisch durchgelebt, aber auch

zur Versöhnung geführt. Hierin schwingt er sich über die damaligen Theologen, und seine Werke zeigen uns die schlummernde Geisteskraft jener Gegensätze weit gewaltiger als die Thatsachen der Kirchengeschichte. Sein Todesjahr, 1750, welches eine kirchliche Kunstepoche abschließt, fällt andererseits mit dem Anfangspunkt des protestantischen Rationalismus in Deutschland zusammen.

Orthodox ist B., sofern die feste Zuversicht des Glaubens den religiösen Grundton seiner Werke bildet und sofern die weit überwiegende Mehrzahl derselben den Bedürfnissen des lutherischen Cultus entsprungen und auf die typisch überlieferten Formen des Chorales und des Fugenchores fundamentirt ist. Den Schlüssel zum Verständniß seines gesammten kirchlichen Schaffens geben die Kirchen-Cantaten, welche er für alle Sonn- und Festtage des Jahres geschrieben hat. Textlich ruhen dieselben auf dem Sonntags-Evangelium und einem entsprechenden Liede des Kirchen-Gesangbuchs, wie denn B. überhaupt in den Evangelien und dem Gesangbuche fort und fort seine reichste Textquelle fand, schon hierdurch von Händel wesentlich unterschieden. Bach's Cantaten beginnen zumeist mit der ersten Strophe eines älteren Kirchenliedes, als fugirtem oder frei contrapunktirtem großem Chore und schließen mit dessen letzter Strophe, als Choral. (Mitunter componirt er aber auch einen Vers des Sonntags-Evangeliums zum Anfangschor). Während nun aber solchergestalt das Kirchenlied (oder der Bibeltext) Anfang und Ende der Cantate bildet, bewegt sich der Componist in den Recitativen, Arien, Duetten ꝛc. der mittleren Sätze mit voller Freiheit und zwar mehrentheils auf der Textes-Grundlage zeitgenössischer geistlicher Dichter, die auch im Worte schon oft genug den subjectiv pietistischen Charakter jenem objectiv orthodoxen des Anfangs- und Schlußverses gegenüberstellen. Eine charakteristische Ausnahme macht die Cantate „Christ lag in Todesbanden“. Hier hat der Componist nicht blos die Verse des Kirchenliedes durch alle Nummern beibehalten, sondern auch die Choralmelodie als thematische Grundlage jedes Satzes benützt. Es handelt sich eben um einen Text Luther's, angesichts dessen der lutherische Cantor durchaus orthodox geblieben ist. Bezeichnend für die bewußte Art, in welcher B. die Glaubensgrundlagen auszuzeichnen sucht, ist auch der Umstand, daß er dem ersten Satze des Credo in der Hohen Messe, welches er „Symbolum Nicenum“ überschreibt, das Thema des gregorianischen Gesanges unterlegt und den Satz, unbeschadet der zwei Violinen und des Continuo, streng a capella durchführt. Die Doppelnatur des typisch kirchlich gebundenen Elementes und der freien subjectiv religiösen Tondichtung geht von Bach's Cantaten auch in seine übrigen Kirchenwerke und kennzeichnet ihn als den Meister im Wendepunkte zweier Epochen. Nach der einen Seite entfaltet er die ganze Strenge, Tiefe und technische Meisterschaft seiner Kunst, nach der andern den unendlichen Reichthum des Empfindens, der mystischen Phantasie und der lyrischen und dramatischen Charakteristik. Und wie B. aus seinen weltlichen Compositionen mancherlei Sätze in die mittleren Theile seiner Cantaten aufnahm, so ist auch hier die Einwirkung auf die viel mehr weltliche Kunst seines bedeutendsten Schülers, Philipp Emanuel B., und überhaupt der Folgezeit am deutlichsten erkennbar.

Bei den hohen Vorzügen unerschöpflicher Mannigfaltigkeit, welche die besprochene Doppelnatur den Kirchenwerken Bach's verleiht, darf aber andererseits nicht vergessen werden, daß durch dieselbe ein Parallelismus erzeugt wird, welcher dem planmäßigen Hinarbeiten auf eine stetig sich steigernde Gesammtwirkung hemmend entgegentritt. Sehr häufig ruht die musikalische Wucht seiner Cantaten im ersten Chor, dem sich der Schlußchoral ganz anspruchslos gegenüberstellt, während die zwischen inne liegenden Arien, wenn auch in der originalsten Weise, einem ganz anderen Kunstideale zustreben. So beginnt die Matthäus-Passion

mit einem Chore, der das Mysterium des Leidens Christi musikalisch so groß und tiefsinnig veranschaulicht, daß die Schlußpartieen des Werkes nichts Größeres mehr sagen können, und bei der Hohen Messe gipfelt die Musik viel mehr in der Mitte als am Schluß. Die Kunst des Gesammtbaues, d. h. der planvoll vorschreitenden Wirkung eines vielgliederigen Werkes war einer späteren Generation vorbehalten, welche durch Symphonie und Oper hier eine ganz andere Schule machte. B. besitzt unter allen Tonmeistern vielleicht den größten Reichthum der Formen und Gedanken, nur eine Kunst war dem reichen Manne versagt — die Kunst des Aussparens.

Die Passionsmusiken und Messen Bach's stehen im engsten Zusammenhange mit seinen Cantaten und das sogenannte „Weihnachtsoratorium" ist selbst äußerlich aus 6 Cantaten zusammengesetzt. In die Hohe Messe sind das Gratias, Crucifixus, Ossana und Agnus Dei aus früheren Cantaten herübergenommen und theilweise umgearbeitet und auch in den vier kleinen Messen finden sich manche frühere Cantatensätze wieder. Doch ist dieser äußere Zusammenhang minder wichtig als jener innere, welcher sich in den Passionsmusiken Bach's geltend macht. Dieselben erscheinen nicht sowol als quantitativ erweiterte Cantaten (wie das Weihnachtsoratorium), sondern als die potenzirte, qualitativ zu weit höherem Inhaltsreichthum entwickelte Cantatenform. Zu dem beschaulichen und erbaulichen Inhalt der Cantaten gesellt sich hier die episch-dramatische Schilderung der Leidensgeschichte Christi. Der Evangelist erzählt im Recitative; Jesus, Petrus, Judas rc. greifen dramatisch ein, gleichfalls in kurzen Recitativ-Sätzen oder in knapper Cantilene; in musikalisch gesteigerter Dramatik spricht der Chor der Juden, der Jünger dazwischen; andererseits sind zahlreiche betrachtende, subjectiv beschauliche Arien und Chöre eingewoben und der Choral der Gemeinde stützt und festigt das ganze vielgliederige Werk. B. fand die Passionsmusiken der Charwoche als ein uraltes katholisches wie protestantisches Herkommen vor, allein kraft der Vorstudien, welche er in den Cantaten gemacht, war es ihm möglich, die dürftige alte Form zu einer ganz neuen Kunstgattung zu erweitern. Die Extreme, die B. glücklich zu vermeiden wußte, lassen sich in der ihm öfters, aber wol irrthümlich, zugeschriebenen „Lucas-Passion" nachweisen und andererseits in Reinhold Keiser's „Sterbendem Jesus". In jener Lucas-Passion stellt sich der einseitig orthodoxe Typus dar durch das Vorherrschen des erzählenden Recitativs und der Summe von 25 Chorälen bei sehr wenigen betrachtenden Chören und Arien; in Keiser's Passionswerk dagegen fehlt der erzählende Evangelist, die Bibelverse und Choräle gänzlich und eine subjectiv lyrisch-dramatische Poesie und Musik erfüllt das Ganze. Wenn irgendwo dann zeigt B. schon in der Johannis- und weit mehr noch in der Matthäus-Passion, wie tief er den ewigen und allgemeingültigen Gehalt der religiösen Gegensätze seiner Kirche und Zeit zu erfassen, zu versöhnen und künstlerisch verklärt auszusprechen wußte.

Es könnte Wunder nehmen, daß B. auch Messen componirt, ja daß er sogar seinen höchsten Flug in einer katholischen Messe genommen hat. Allein es war altlutherischer Brauch, das Kyrie und Gloria auf dem Kirchenchore zu singen und man nannte diese abgekürzten Messen, deren wir vier von B. besitzen, auch protestantische Messen. Selbst bei seiner sogenannten „Hohen" oder „Katholischen" Messe in h-moll scheint B. ursprünglich nur das Kyrie und Gloria componirt zu haben, welche beiden Sätze er auch in der eigenhändigen Partitur als „No. I. Missa" überschreibt, und denen er wol erst später die andern Theile hinzufügte. Bekanntlich hat B. das gesammte Werk dem katholischen Kurfürsten von Sachsen überschickt, mit der Bitte, ihm „ein Prädicat von Dero Hoff-Capelle zu conferiren" und dabei die Musik nicht „nach der schlechten Composition sondern nach

Dero Welt berühmten Clemenz anzusehen". Es wäre höchst thöricht, wenn man in diesem Anlaß zugleich den inneren Entstehungsgrund des gewaltigen Werkes oder selbst nur seines zweiten Theiles suchen wollte. Gerade in der katholischen Messe folgte der lutherische Cantor am freiesten dem Zuge seines Genius, und der uralte Messetext bot ihm eine unvergleichliche Grundlage, die Mystik seines religiösen Dichtens und Sinnens neben der festen Glaubens-Aussprache der Gemeinde musikalisch zu entfalten. Auch hierbei ist der Einfluß seiner Cantaten unverkennbar, und wie er sich dort über die Gegensätze innerhalb der Confession erhoben hat, so hier über die confessionellen Schranken der Kunstformen als solche, zu einem Werke von allgemein menschlichem Gehalt, mit welchem sich in seiner Art nur noch Beethoven's Missa solennis vergleichen läßt.

Wenn B. übrigens auch kein einziges seiner vocalen Kirchenwerke geschrieben hätte, so wäre er dennoch einer unserer größten Tonmeister wegen seiner instrumentalen Concert- und Hausmusik. Er hat zuerst in Deutschland die Instrumental-Composition zu vollkommen ebenbürtiger Geltung neben den höchsten Leistungen des Vocalsatzes gebracht, die Arbeit seines Lebens war fast gleichgetheilt zwischen beiden Gattungen, und wenn wir die äußerst reiche und selbständige Orchestrirung fast aller seiner größeren Gesangwerke mit in Anschlag bringen, so war sogar die überwiegende Summe seines unermeßlichen Fleißes den Instrumenten zugewandt. Diese Thatsache muß scharf betont werden; denn sie bezeichnet eben wiederum einen Wendepunkt unserer Musikgeschichte. Die Periode Palestrina's fand alle höhere musikalische Kunst nur im Gesange, bei B. vollendet sich die Gleichberechtigung der instrumentalen und vocalen Musik. Und so nur konnte es geschehen, daß in der folgenden Epoche die Instrumentalwerke den Schwerpunkt jener classischen Kunst bildeten, welche in Beethoven gipfelt. Diese durch B. entscheidend vorbereitete Emancipation der Instrumentalmusik begründete zugleich eine Musikherrschaft Deutschlands über Italien und Frankreich, welche uns auf instrumentalem Gebiete unbestritten geblieben ist.

Bach's tiefste und großartigste Leistungen gehören jener gemischten Gattung an, wo Gesang und Instrumente gleichberechtigt zusammenwirken; universeller dagegen erscheint er in seiner reinen Instrumentalmusik.

Drei Hauptinstrumente sind maßgebend für Bach's instrumentale Technik; Orgel, Clavier und Violine, und er behandelt sie alle drei mit gleich selbständiger Meisterschaft. Dabei hat er die Formen des Präludiums, der Fuge, der Phantasie, Toccata und Sonate, des Concertes und der Suite, wie der Einzelsätze seiner „Inventionen" und „Sinfonien" mit gleicher Liebe gepflegt. Was die drei musikalischen Hauptnationen seiner Zeit an eigenthümlichen Formen für das Concert, die Kirche und Kammer und das Haus besaßen, das umfaßt, durchdringt und veredelt er Alles mit schöpferischem Geiste, kosmopolitisch und national zugleich. Die ganze ältere instrumentale Kunst bewegte sich zwischen den beiden Polen der Kirchenmusik und Tanzmusik, welch letztere auf die volksthümliche Liedesform zurückgreift, wie die erstere auf die contrapunktische Polyphonie. In diesem Sinne gehört auch noch B. zur alten Zeit; denn die beiden Pole seines instrumentalen Schaffens sind die Orgelfuge und die Suite, aber er weiß diese Extreme derart zu versöhnen, daß z. B. die Tanzform seiner großen Passacaglia in C-moll auf der Orgel selbst wieder zum Kirchensatze wird und gar manche Sarabanda seiner Claviersuiten uns mit dem Geiste religiöser Erhebung anmuthet. Ueberhaupt charakterisirt es seine Person wie seine Zeit, daß die strengen Formen des Kirchensatzes noch überwiegend die instrumentale Kunst beherrschen, wie auch die Technik der Orgel bei B. so tief in die Claviertechnik hinübergreift, daß er Clavier- und Orgelwerke unter dem gemeinsamen Titel „Clavier-Uebung" veröffentlichte und daß es zweifelhaft bleibt, ob z. B. seine

„Sechs Sonaten für zwei Claviere und Pedal" ursprünglich für Pedal=Clavier oder für Orgel gedacht sind.

Hat nun B. die instrumentale Kunst ebenbürtig neben die Vocalmusik gestellt und also gleichsam äußerlich emancipirt, so blieb es doch einer späteren Zeit vorbehalten, den höheren Instrumentalsatz, auch innerlich zu emancipiren, d. h. der Symphonie und Sonate ihr Centrum in sich selbst zu geben und zur vollen Selbständigkeit von Stil und Form zu entwickeln. Schon Philipp Emanuel B. deutet in seinen Sonaten auf diesen Umschwung, der sich dann in der Periode der classischen Wiener Meister vollendete. Von diesem Standpunkte erscheint dann Sebastian B. als der Vollender der alten Epoche, ähnlich vor= und rückwärts schauend wie Dante im Wendepunkt von Mittelalter und Renaissance.

Aber gerade in der gebundenen Form bewährt sich die originale Phantasie und vielseitige Schöpfungskraft Bach's am wunderbarsten. Ein Denkmal dessen ist namentlich das „Wohltemperirte Clavier", welches uns in 48 Präludien und Fugen durch alle Dur= und Molltonarten führt. Unter den Schülern und Freunden Bach's während des vorigen Jahrhunderts in zahlreichen Abschriften verbreitet, wurde dieses Werk schon um 1800 gedruckt, so daß es neben den wenigen bei Bach's Lebzeiten gedruckten Werken wol am meisten beitrug, die Kenntniß von des Meisters Claviertechnik und unvergleichlicher Satzkunst bis zur Zeit der Wiederherstehung seiner übrigen Hauptwerke lebendig zu erhalten.

Wie genau B. die Wirkung der einzelnen Instrumente kannte und berechnete, das beweisen nicht nur seine Concerte und selbständigen Solostücke, sondern namentlich auch die charaktervollen Solis, welche er wechselnd fast jedem Orchester=Instrumente in den Cantaten, Passionen und Messen zugetheilt hat. Trotzdem ist seine Orchestrirung von der modernen wie auch von der gleichzeitig italienischen wesentlich verschieden. Schon in den meisterhaften Sonaten für Violine und Clavier zeigt sich dieser Unterschied. Sie sind als Trios gedacht und die Violine arbeitet in fast ununterbrochener Polyphonie mit den beiden Stimmen des Claviers; die stäte Vielstimmigkeit ist aber dabei dem Componisten so absolutes Bedürfniß, daß er zum Basse wol auch noch die Bezifferung setzt, also noch vollgriffige Accorde über den streng dreistimmigen Satz hinaus verlangt. Die gleichzeitigen Violin= und Claviersonaten der italienischen Meister tragen ein ganz anderes Gepräge. Da spielt die Violine — mit Ausnahme der Fugensätze — durchweg ihr Solo und das Clavier begleitet nur als bezifferter Baß. Erst der nachfolgenden classischen Periode der Deutschen war es vorbehalten, selbständige Effecte für beide Instrumente auszusparen und bald das eine bald das andere führend oder begleitend eintreten zu lassen, nicht nach den äußeren Gesetzen eines unerbittlichen Contrapunktes, sondern nach dem inneren Gebote der wechselnden Empfindung und des entsprechenden Charakters beider Instrumente.

Aehnlich verhält sich das volle Bach'sche Orchester dem damaligen italienischen Opernorchester und dem späteren Haydn'schen gegenüber. B. beschäftigt die einzelnen Instrumente aufs gleichmäßigste und consequenteste zur Erreichung äußerster Vollstimmigkeit, und oft dictirt ihm vielmehr die Natur der strengen Polyphonie die besondere instrumentale Phrase als die Natur des Instrumentes. Die Italiener dagegen und mehr noch Haydn und Mozart lassen das Orchester in Gruppen wirken, sie sondern weit klarer die Gruppe des Streichchores, dann der Holz= und Metallbläser, und weisen jener die hauptsächliche Führung des Satzes zu, diesen beiden den gesteigerten Auftrag von Farbe und Stimmung. Die durchsichtige Zeichnung und der Wechsel des Colorits steht ihnen über dem Vollgehalt strenger Polyphonie.

Der große Abstand der Bach'schen Partitur von den Orchester-Partituren der folgenden Zeit bekundet sich auch in der Anwendung so vieler Instrumente, welche bald außer Gebrauch kamen und deren Klangwirkung wir uns jetzt kaum mehr vorstellen können. Dagegen sind die Instrumente des Haydn'schen Orchesters noch bis auf diesen Tag im Brauche; sie wurden vermehrt, verbessert, in der Anwendung gesteigert. Auch hier sehen wir die tiefe Kluft, welche B. von der unmittelbaren Folgezeit trennt. B., der selbst ein so großer Virtuose nicht blos des Satzes, sondern auch der Spieltechnik war, stellt fast durchweg die höchsten Anforderungen an den ausübenden Künstler. Ihm liegt das Ziel ferne, durch einfachste Mittel eine möglich durchsichtig klare, sicher und bequem erreichbare Wirkung zu erzielen, wie es die Haydn-Mozart'sche Periode anstrebte, mit den ausübenden Kunstfreunden in eine weit tragende Allianz tretend. Selbst wo B. bloße „Clavierübungen" gibt, schreibt er für Musiker. Hier wie überall in seiner Musik ist der bürgerlich so bescheidene Mann ein strenger Aristokrat, dem die volksthümliche Kunst ferner lag als irgend einem Andern, selbst Gluck nicht ausgenommen. Jegliches Pathos war ihm gegeben, er konnte sogar musikalisch witzig und komisch sein; nur der Humor war ihm versagt; denn derselbe kann eines gemüthlich volksthümlichen Nebenzuges nicht entbehren. B. hörte seine großen Kirchenwerke schwerlich jemals von der Aufgabe gewachsenen Kräften ausführen; er schrieb sie zunächst für einen idealen Chor, für ein gedachtes Orchester, wie denn überhaupt seine tiefsten Werke oft mehr mit dem Geiste als mit dem Ohr gehört sein wollen. Hier berühren sich die Größe und die Schranken seines Genius.

In seinem Einflusse auf Mit- und Nachwelt ist B. ein kunstgeschichtliches Phänomen der eigensten Art. Ein schöpferischer Geist ersten Ranges, mit Riesenfleiß auf den verschiedensten Gebieten rastlos thätig, vermochte er bei Lebzeiten doch nur in engen örtlichen Schranken zu wirken. Von dem großen Orgelspieler und Contrapunktisten B. wußten die unterrichteteren Zeitgenossen wol, aber der große musikalische Denker, der tiefsinnige Interpret der höchsten religiösen Geheimnisse war nur einem kleinen Kreise von Freunden und Schülern bekannt. Es wäre ungerecht und unhistorisch, den Mitlebenden darum besondere Gleichgültigkeit oder Undankbarkeit vorwerfen zu wollen. Die deutsche Musik war damals überhaupt noch örtlich begrenzt, und selbst Componisten wie Hasse, die in leicht eingänglicher Kunst dem Geschmack des Tages huldigten, hatten kein deutsches Publikum. Erst den großen Wiener Meistern war es vorbehalten, diese Schranken zu durchbrechen, ganz Deutschland wie Frankreich und England ihren Quartetten und Symphonien erobernd. Bach's größere Werke blieben Manuscript, wie fast alle umfangreicheren deutschen Partituren jener Zeit. Bei seinem Tode befanden sie sich nicht, wie es uns jetzt recht und billig dünkte, in den Händen der Nation, sondern sie bildeten das kostbarste Privat-Erbtheil, welches er seinen Söhnen Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann hinterließ. Der Eine bewahrte den Schatz, der Andere veräußerte ihn, wodurch nachgehends so manches Werk verloren ging. Für den Meister selber brachte der Umstand, daß er niemals seine Hauptwerke im Hinblick auf ein großes Publikum entwerfen konnte, Vortheil und Nachtheil. Er bildete bereits fertige Arbeiten weiter, übertrug und verschmolz Stücke des einen Werkes in das andere, was schwerlich geschehen wäre, wenn sie im Drucke fest gestanden hätten. Unbeeinflußt von einer außen stehenden Kritik blieb er naiv seiner Eigenthümlichkeit oft bis zum Eigensinn getreu; aber auch Bach's Eigensinn ist genial. Selbst die unversiegbare Fülle seines Schaffens erklärt sich zum Theil aus dem Umstande, daß er niemals angesichts eines großen Publikums und theoretisirender Kritiker arbeitete und also auch nicht seine „sämmtlichen Werke", sondern nur das jeweilig vorliegende Einzelwerk ins Auge zu fassen brauchte.

Nach Bach's und Händel's Tode schien es zunächst, als ob die deutsche Tonkunst sich erschöpft habe. Bach's Schüler hielten zwar seine Kunst hoch und pflegten sie in ihrer Weise und Philipp Emanuel bildete sie neuen Gestaltungen entgegen, allein die Erinnerung an den alten B. schwand so sehr, daß man nun Philipp Emanuel den „großen Bach" nannte, zunächst freilich zum Unterschied von seinen Brüdern. Da kam eine ganz neue Zeit. Bach's Kirchenmusik war in der protestantischen Kirche ihrer eigenen Wucht erlegen und der Concertsaal bot ihr keine Stätte. Der Rationalismus hatte die alte Strenggläubigkeit sammt der pietistischen Gefühlsseligkeit überwunden, und die musikalischen Rationalisten lehnten sich, wo sie noch kirchlicher Formen bedurften, vielmehr an den verstandsscharfen Dramatiker Händel als den Mystiker B. Die katholische Kirchenmusik des Südens gewann, verdeutscht und reicher geschmückt, auf einige Zeit wieder die Vorhand über die protestantische des Nordens. Gluck und Haydn eröffneten eine neue Epoche der gesammten Tonkunst. Der Schwerpunkt des deutschen Musiklebens wurde von Norddeutschland nach Wien verlegt. Es ist hier nicht der Ort, den ungeheuren Gegensatz zu schildern, der die Periode der Wiener Classiker von der alten Bach'schen Zeit scheidet. Die herrschenden Kunstformen, die Technik, das Ideal, das Verhältniß der Kunst zum Publikum, die sociale Stellung der Künstler, alles wurde anders. In der ganzen Musikgeschichte, weder vor- noch nachher, gibt es keinen Meister, der so radical eine neue Periode begründete wie Joseph Haydn. Dazu drängten sich die schöpferischen Talente derart, daß man die Vorgänger vergaß. Bach's Schule trat in eine Opposition, wie sie Forkel in seiner gar mannigfach treffenden Kritik Gluck's am bedeutendsten durchführte, aber vergebens. Der Name des alten B. blieb zwar mit Staunen und Verehrung genannt, aber seine Werke waren zum größten und besten Theile verschollen. Der Druck des „Wohltemperirten Claviers" erschloß ihm beim Beginn des Jahrhunderts wieder eine treue größere Gemeinde, da kam das hundertjährige Jubiläum der Matthäus-Passion und die Wiedererweckung derselben durch die Aufführung Mendelssohn's in Berlin (12. März 1829). Sinn und Verständniß für Bach's große Kirchenwerke begann sich neu zu beleben, bis die hundertjährige Feier von des Meisters Todestag 1850 das vollständige Wiedererstehen von Bach's Gesammtwerken zur That reifte. Durch den seitdem ununterbrochen fortgesetzten Druck der noch erhaltenen Compositionen des Meisters durch die Bach-Gesellschaft hat die Welt eigentlich erst Kenntniß erhalten von seinem unvergleichlichen Schaffen, welches sie bis dahin nur ganz fragmentarisch gekannt und geahnt hatte. So wurde denn auch Bach's Einfluß auf die Gegenwart ein weit tieferer und umfassenderer als er's auf seine eigene Zeit und die nächsten hundert Jahre nach seinem Tode jemals gewesen ist, und wir wissen jetzt erst recht, daß wir in B., neben Händel, einen Propheten der Wiedergeburt der deutschen Nation zur Zeit des tiefsten Verfalles, einen Charakter voll deutschen Geistes, deutschen Gemüthes und deutscher Thatkraft zu verehren haben, deß Gleichen unsere Culturgeschichte nur Wenige aufzuzeigen weiß.

Die Herausgabe der Werke Bach's durch die Bachgesellschaft führte zur Heranbildung einer philologisch-strengen musikalischen Textkritik, die inzwischen auch für andere ältere Meister fruchtbar geworden ist und welche wir bis dahin nicht kannten. Es gilt durch Vergleichung der Handschriften und Drucke die echten Lesarten festzustellen, und da B. an vielen seiner Arbeiten im Kleinen fortbildete und änderte, so gewährt uns die kritische Ueberschau der Varianten einen Einblick in das Schaffen des Meisters, wie wir ihn kaum mehr gewinnen könnten, wenn er die Manuscripte selber hätte drucken lassen. So wird die Verwahrlosung der alten Zeit uns wieder zur heilsamen Zucht und Schule, und

in diesen kleinen Dingen wie in den größeren ward Sebastian B. erst recht lebendig ein volles Jahrhundert nach seinem Tode. W. H. Riehl.

Bach: Wilhelm Friedemann B., berühmter Musicus, auch der Halle'sche B. genannt, war Joh. Seb. Bach's ältester Sohn aus dessen erster Ehe mit Maria Barbara geb. Bach. Er ist 1710 zu Weimar geboren, (sein Geburtstag ist nicht bekannt), † 1. Juli 1784 zu Berlin. In seiner Jugend hat er eine sorgfältige musikalische und wissenschaftliche Bildung erhalten; der Vater hielt ihn für den zur Musik begabtesten unter seinen Söhnen und bestimmte deshalb die Kunst zu seinem Lebensberufe. Nachdem er 1717 mit dem Vater nach Cöthen und dann nach Leipzig übergesiedelt war, wurde er Schüler der Thomasschule. Schon vor dieser Zeit hatte der Vater ihm Unterweisung in der Composition und im Clavierspiele gegeben, so daß Friedemann sich bereits in seinem zwölften Lebensjahr eine höchst beachtenswerthe Sicherheit auf dem Instrumente angeeignet hatte. Von seinem 15. Jahre an erhielt er außerdem noch Violinunterricht bei J. G. Graun, dem späteren Concertmeister Friedrich des Großen, und auch auf diesem Instrument soll seine Fertigkeit bald bewunderungswürdig gewesen sein. Ebenso legten die Fortschritte in der theoretischen Musik und in der Kunst des Contrapunktes ein glänzendes Zeugniß für sein hervorragendes musikalisches Talent ab. Zu gleicher Zeit ließ B. aber nicht nach, sich auch in den wissenschaftlichen Schulfächern zu vervollkommnen, so daß er ungefähr 1729 oder 30 befähigt war, die Universität zu beziehen, Marpurg berichtet hierüber in seinen „Histor. krit. Beiträgen", Bd. I. S. 431: „Nach öffentlicher Valediction von der Thomasschule schritt er zu den höheren Wissenschaften auf der Universität Leipzig, allwo er unter den Professoribus Jöcher und Ernesti die Philosophie und insbesondere unter Dr. Rüdiger die Vernunftlehre studirte. Ueber die Institutiones hörte er die Herren Dr. Köstner und Dr. Joachim und bei diesem Letzteren besonders die Pandecten, bei dem Herrn Dr. Stieglitz Wechselrecht und bei den Herren Professoribus Haußen und Richter die Mathematik." Nachdem B. auf diese Weise sich eine gründliche allgemeine und höchst beachtenswerthe musikalische Bildung angeeignet hatte, bewarb er sich 1733 um die Organisten-Stelle an der St. Sophienkirche zu Dresden, die ihm auch nach einer glänzend bestandenen Probe zu Theil wurde. Dieser Posten erheischte von B. nur das Orgelspiel, nicht die Leitung der Kirchenmusiken. Dem gemäß, war auch das Gehalt gering; doch scheint es, daß B. seine Einnahme durch Privatmusikunterricht in genügender Weise zu vermehren wußte. Ueber seine Verhältnisse dieser Dresdner Periode, sowie über seine Thätigkeit als Componist daselbst ist man allerdings nur sehr wenig unterrichtet. Man nimmt daher an, daß seine uns erhaltenen kirchlichen Compositionen erst aus der folgenden Halle'schen Periode stammen, und daß er in Dresden hauptsächlich Clavierwerke componirt hat. Marpurg berichtet uns ferner, daß er in Dresden seine auf der Universität begonnenen mathematischen Studien mit Fleiß fortgesetzt hat und zwar bei dem „sehr geschickten Commissionsrath und Hofmathematicus Walz" und daß er dabei namentlich noch die Algebra fleißig geübt habe. B. blieb bis 1747 in Dresden, als in Halle durch Kirchhof's Tod die Organistenstelle an der Marienkirche frei wurde. Er bewarb sich um diesen Posten und erhielt ihn. Im Juli desselben Jahres trat B. sein neues Amt an, welches er bis 1764 inne hatte. In Dresden scheint B. eine geachtete Stellung eingenommen und ein regelmäßiges ruhiges Leben geführt zu haben; wenigstens ist durchaus kein Grund vorhanden, das Gegentheil anzunehmen. Während seines Aufenthaltes in Halle zeigten sich indeß Schwächen seines Charakters, welche sein ganzes folgendes Leben in höchst betrübender Weise verbittern sollten. Ein Hang zur Faulheit und Trunksucht stellten sich ein, so daß er häufig seine amtliche Pflicht versäumte. Die Folge davon war, daß er

sich wiederholt Zurechtweisungen der Kirchenbehörde zuzog, welche ihm mit Recht einen lüderlichen Lebenswandel vorwarf. Er wurde immer zerstreuter und in sich gekehrter, und auf der anderen Seite in seinen Genüssen immer ausschweifender. Das Verhältniß zu seinen Vorgesetzten war höchst unerquicklich; er gab daher 1764 seine Organistenstelle freiwillig auf. Vergeblich bemühte er sich nach einer neuen Anstellung. Sein Nachfolger im Amte war ein gewisser A. F. Roth und dann ein Herr Rühlemann, welche beide bald hinter einander starben. Da B. inzwischen noch keine neue Stellung gewonnen hatte, so schämte er sich nicht, 1768 sich zum zweiten Male um den von ihm selbst aufgegebenen Organistenposten an St. Marie zu bewerben, indeß ohne Erfolg. Seine Lage wurde immer drückender; er verließ Halle und ging nach Leipzig, dann nach Braunschweig, Göttingen und schließlich (1774) nach Berlin. Da er es aber mit der Zeit verlernt hatte, zu arbeiten und ein ordentliches Leben zu führen, so hatte er nirgends Glück. In Berlin wurde ihm anfangs durch Kirnberger's Fürsprache bei der Prinzessin Amalie und bei anderen Musikern manche Unterstützung zu Theil, die er aber in so unehrenhafter Weise mißbrauchte, daß er schließlich gänzlich verlassen dastand, und in den dürftigsten und traurigsten Verhältnissen an völliger Entkräftung am 1. Juli 1784 zu Berlin starb, eine unglückliche Gattin hinterlassend, mit welcher er seit 1751 verheirathet war. Ueber seine Compositionen vgl. Bitter, s. u. S. 746, Bd. II. S. 175 ff. (Kirchen-Compositionen) u. S. 230 ff. (Instrumental-Compositionen). H. Bellermann.

Bach: Karl Philip Emanuel B., berühmter Musicus, war der dritte Sohn Johann Sebastian Bach's mit dessen erster Gattin Maria Barbara geb. Bach. Er ist 14. März 1714 zu Weimar geboren, † zu Hamburg 14. Dec. 1788. Als sein Vater Weimar verließ, war er drei Jahre alt; er siedelte mit demselben zunächst 1717 nach Cöthen und dann 1723 nach Leipzig über, wo er bald als Schüler der Thomasschule aufgenommen wurde. Genau läßt sich der Zeitpunkt nicht bestimmen, eben so wenig wie sein Abgang von der Schule. In der leider sehr knapp gehaltenen biographischen Skizze, die er selbst 1773 aufgezeichnet hat, (Burney's Tagebuch seiner musikalischen Reisen, aus dem Engl. übersetzt von C. D. Ebeling, 3. Bänd, 1773, S. 198 f.) sagt er über seine Jugendzeit nur Folgendes: „Nach geendigten Schulstudien auf der Leipziger Thomasschule habe ich die Rechte sowol in Leipzig als nachher in Frankfurt a. O. studirt und dabei am letzteren Orte sowol eine musikalische Akademie als auch alle damals vorfallenden öffentlichen Musiken bei Feierlichkeiten dirigirt und componirt". Man muß also annehmen, daß B. von 1733—35 in Leipzig und die dann folgenden drei Jahre bis 1738 in Frankfurt a. O. studirt hat. Ueber seine musikalische Ausbildung fährt er dann fort: „in der Composition und im Clavierspielen habe ich nie einen anderen Lehrmeister gehabt als meinen Vater." Hiernach scheint es, daß B. anfangs nicht die Absicht hatte, die Musik zum Lebensberuf zu wählen, da er sonst wol noch zu einem anderen Lehrmeister gegangen wäre, so bedeutend auch der Ruf seines Vaters als Lehrer war; jedenfalls hätte er aber auch neben dem Clavier und der Orgel noch andere Instrumente, namentlich Violine oder Violoncello erlernt, wovon er in seiner Lebensskizze nichts erwähnt. Der Entschluß, sich ganz der Musik zu widmen, ist ihm wahrscheinlich in Frankfurt gekommen, wo er neben seinen juristischen Studien ein gesuchter Lehrer auf dem Claviere war und mit den Aufführungen seiner Akademie und seinen Compositionen einen glücklichen Erfolg hatte. C. H. Bitter theilt in seinem Werke „Carl Phil. Em. Bach" ꝛc. 1868, Bd. 1. S. 325 f. einige Texte von Kirchenmusiken aus den Jahren 1736 und 1737 mit, die in Frankfurt a. O. zur Aufführung gekommen sind und möglicherweise von B. componirt waren. Nach beendigten Universitätsstudien begab sich B. 1738 nach

Berlin, wo sich ihm eine sehr vortheilhafte Gelegenheit bot, mit dem ältesten Sohne einer reichen und vornehmen livländischen Familie eine größere Reise durch fremde Länder zu machen. Durch einen unvermutheten Ruf des damaligen Kronprinzen von Preußen, nachherigen Königs Friedrichs II. nach Ruppin sah sich B. indeß veranlaßt, die bevorstehende Reise wieder rückgängig zu machen. Seine förmliche Anstellung als Kammermusicus und Clavicembalist erhielt er jedoch erst 1740 bei dem Regierungsantritt des großen Königs. Von dieser Zeit an bis zum November 1767 ist B. beständig in preußischen Diensten geblieben, obgleich er einige Male Gelegenheit hatte, vortheilhaften Rufen anderswohin zu folgen. Der König schätzte aber seine Geschicklichkeit im Accompagnement auf dem Clavier so sehr, daß er ihn mehrmals durch ansehnliche Gehaltszulage zu fesseln wußte, obgleich sich B. nach Zelter, „C. Fr. Fasch" namentlich während der Kriegsjahre in Berlin nicht behaglich fühlte. Als nun aber auch nach Beendigung des siebenjährigen Krieges die Musik nicht wieder mit dem früheren Eifer am Hofe betrieben wurde, der König immer seltener musicirte und dann fast ausschließlich nur noch seine eigenen und seines Lehrers Quantz Compositionen spielte, sehnte sich B. nach einem größeren Wirkungskreis und einer unabhängigen Stellung. Eine solche bot sich ihm nach Telemann's Tod durch seine Berufung zum Musikdirector nach Hamburg. Nach wiederholten Bitten erhielt er seinen Abschied vom Könige, und bei seiner Abreise dorthin ernannte ihn die Schwester des Königs, Prinzessin Amalie, zu ihrem Hof-Capellmeister. — In Hamburg war Bach's Stellung eine von der früheren am Berliner Hofe wesentlich verschiedene. Er trat dort als Cantor in das Lehrercollegium des Johanneums, an welchem er neben dem Musikunterricht und der Sorge für die bei den öffentlichen Schulfeierlichkeiten zu veranstaltenden Festmusiken, wie es scheint, auch einigen wissenschaftlichen Unterricht in den unteren Classen einschließlich bis Tertia zu geben hatte; zugleich war er Musikdirector an den fünf Hauptkirchen Hamburgs und als solcher hatte er in diesen abwechselnd die Musik bei den Hauptgottesdiensten zu leiten. B. sagte dieser neue Wirkungskreis so sehr zu, daß er die im Laufe der Jahre an ihn gerichteten Berufungen anderswohin, so vortheilhaft sie auch gewesen sein mögen, gern ablehnte und bis an sein Ende in Hamburg verblieb, wo er 14. Dec. 1788 im 74. Lebensjahre starb. B. hatte sich bereits 1744 in Berlin mit Johanna Maria Dannemann, der Tochter eines dortigen Weinhändlers verheirathet. Er hinterließ aus dieser Ehe eine Tochter und zwei Söhne, von denen der eine sich der Jurisprudenz, der andere der Malerei gewidmet hatte. — Bach's Leben hat hiernach äußerlich einen sehr einfachen Verlauf genommen; er gehörte zu den wenigen Musikern von Bedeutung aus der damaligen Zeit, welche niemals die Grenzen ihres Vaterlandes überschritten und ihre künstlerische Bildung nur auf heimathlichem Boden gewonnen haben. Bemerkenswerth ist, wie er sich in seiner Lebensskizze selbst hierüber ausspricht: „Meine preußischen Dienste haben mir nie so viele „Zeit übrig gelassen, in fremde Länder zu reisen. Ich bin also beständig in „Deutschland geblieben und habe nur in diesem meinem Vaterlande einige Reisen „gethan. Dieser Mangel an auswärtigen Reisen würde mir bei meinem Metier „mehr schädlich gewesen sein, wenn ich nicht von Jugend an das besondere Glück „gehabt hätte, in der Nähe das Vortrefflichste von aller Art von Musik zu „hören und sehr viele Bekanntschaften mit Meistern von erstem Range zu „machen und zum Theil ihre Freundschaft zu erhalten. In meiner Jugend „hatte ich diesen Vortheil schon in Leipzig, denn es reiste nicht leicht ein Meister „in der Musik durch diesen Ort, ohne meinen Vater kennen zu lernen und sich „vor ihm hören zu lassen. Die Größe dieses meines Vaters in der Composition, „im Orgel- und im Clavierspielen, welche ihm eigen war, war viel zu bekannt,

„als daß ein Musiker vom Ansehen, die Gelegenheit, wenn es nur möglich war, „hätte vorbei lassen sollen, diesen großen Mann näher kennen zu lernen. Von allem „dem, was besonders in Berlin und Dresden zu hören war, brauche ich nicht „viel Worte zu machen; wer kennt den Zeitpunkt nicht, in welchem mit der „Musik sowol überhaupt als besonders mit der akuratesten und feinsten Aus= „führung derselben eine neue Periode sich gleichsam anfing, wodurch die Ton= „kunst zu einer solchen Höhe stieg, wovon ich nach meiner Empfindung befürchte, „daß sie gewissermaßen schon viel verloren habe." Aus diesen Worten erklärt sich auch Bach's Richtung in der Musik, die hauptsächlich auf ein feines und sauberes Clavierspiel gerichtet war. Auf diesem Gebiete liegt überhaupt seine Stärke und sein theoretisch=praktisches Werk „Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen" mit sechs beigefügten Sonaten ist in der That eine classische Arbeit, welche zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregte, und die noch heutzutage von unschätzbarem Werthe ist, wenn wir uns über die Art und Weise des alten Clavier=Accompagnements unterrichten wollen. Viele seiner Claviercompositionen zeichnen sich durch Ausdruck, Lebendigkeit und Formvollendung aus und werden ihren Werth behalten; einige sind schon vor seinem 20. Jahre in Leipzig com= ponirt und wir finden aus allen Lebensaltern Werke dieser Art von ihm gedruckt, denn das clavierspielende Publikum des vorigen Jahrhunderts schätzte sie sehr. Eine neue und correcte Ausgabe dieser Clavierwerke hat C. F. Baumgart ver= anstaltet, Breslau (jetzt Leipzig) Verlag von F. E. C. Leuckart, 6 Hefte. Aus Bach's Vorliebe für das virtuosenmäßige Spiel und die Instrumentalmusik über= haupt entsprangen aber auf der anderen Seite seine Schwächen. Als Gesangs= componist hat er weniger bedeutendes geleistet. Seine Kirchenstücke, Passions= musiken, geistliche und weltliche Cantaten stehen nicht allein weit hinter den gewaltigen Arbeiten seines großen Vaters zurück, sondern zeigen auch wenig Sinn für vocale Klangwirkung und Gestaltung, und können sich daher mit den Werken eines C. H. Graun, A. Hasse, J. Gottl. Naumann u. a. Componisten des vorigen Jahrh. in keiner Weise messen. Auch von diesen Vocalwerken sind einige im Druck erschienen, z. B. „Die Israeliten in der Wüste", Oratorium 1775, „Heilig" mit zwei Chören und einer vorangehenden Ariette 1779, Klop= stock's „Morgengesang" 1787, Ramler's „Auferstehung u. Himmelfahrt" 1787. — Ein chronologisch geordnetes Verzeichniß sämmtlicher Compositionen Em. Bach's ist zu finden in Bitter's „Carl Phil. Em. Bach und Wilhelm Friedemann Bach und deren Brüder", Berlin 1868, Bd. II. S. 325, auf welches Werk wir den Leser verweisen müssen, wenn wir auch nicht allen darin ausgesprochenen An= sichten beipflichten können. Von Wichtigkeit sind auch die Mittheilnngen in Gerber's Altem und Neuem Tonkünstlerlexikon von 1790 u. 1812.

H. Bellermann.

Bach: Johann Christoph Friedrich B., Musiker, Sohn von Joh. Se= bastian, „der Bückeburger", geb. 23. Juni 1732, ward, wahrscheinlich nachdem 1756 Colonna aus dieser Stelle entlassen war, Concertmeister des Grafen Wil= helm von Schaumburg=Lippe und † 26. Jan. 1795. An Talent seinem Bruder Phil. Emanuel nachstehend, ist er im Ganzen in dessen Bahnen gewandelt. Es sind von ihm Quartette, Concerte, Sonaten, Trios, Symphonien und Gesang= sachen, darunter Ramler's Solocantate „Ino" und Gerstenberg's „Amerika= nerin" bekannt. Auch einer Oper „Pygmalion" wird erwähnt. Seine weltlichen Lieder wie seine Instrumentalwerke sind ziemlich unbedeutend; besser manche geistliche Lieder, deren sich in Balth. Münter's „Samml. geistl. Lieder" von ihm 51 finden. Eine Sammlung kleiner Claviersachen enthalten seine 2 Hefte „Musikal. Nebenstunden". Er selbst war ein vorzüglicher Clavier= und Orgel= spieler. (Vgl. Bitter, C. Ph. Em. und W. Fried. Bach, II. 131 ff.)

Sein Sohn, Friedrich Ernst Wilhelm B., geb. 27. Mai 1759, † 25 Dec. 1845 zu Berlin als der letzte der männlichen Nachkommen Joh. Sebastians. Als Musiker von seinem Vater und darauf von seinem Oheim, J. Christian in London gebildet, ein tüchtiger Clavier- und Orgelspieler, lebte er bis nach J. Christians Tode als geschätzter Lehrer in London. Von Minden, wo er sich darauf niederließ, ward er nach Berlin gerufen und war Cembalist erst der Königin (Friederike) Louise und darauf der Königin Louise. Nach deren Tode trat er bereits mit Pension in den Ruhestand. Er war der Lehrer König Friedrich Wilhelms III. und seiner Brüder. Seine, der alten Schule angehörenden Compositionen (Clavier- und Instrumentalwerke, Cantaten und Lieder) sind bei v. Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins (1861) verzeichnet. Er ist nicht, wie in den Angaben über ihn hin und wieder geschieht, zu verwechseln mit dem Berliner August Wilhelm B., Musikdirector und Organisten der Marienkirche und nach Zelter's Tode seit 1832 Director des königl. Instituts für Kirchenmusik, Fel. Mendelssohn's Lehrer im Orgelspiel. Dieser ist kein Nachkomme Joh. Sebastians. Vgl. über ihn v. Ledebur a. a. O. v. L.

Bach: Johann Christian B., der Mailänder oder vorzugsweise der Englische genannt, im Sept. 1735 zu Leipzig geb. als der elfte und jüngste Sohn Johann Sebastians. Als sein Vater starb, zählte Joh. Christian 15 Jahre und seine Mutter, Anna Magdalena, sah sich außer Stand, für seine Erziehung zu sorgen. Der ältere Bruder, Karl Philipp Emanuel, nahm ihn daher zu sich nach Berlin und unterrichtete ihn selbst in Clavier und Composition. Nähere Bekanntschaft mit den Mitgliedern der italienischen Oper veranlaßten B. im J. 1754, Italien zu besuchen. Seine gefälligen und ebenso leicht ausführbaren Compositionen und seine einnehmende Persönlichkeit machten ihn rasch beliebt; seine erste Oper „Catone", wurde zu Mailand (1758) aufgeführt; auch fand er am Dome daselbst eine Anstellung als Organist. Von der Impresaria Sgra. Colomba Mattei als Operncomponist für das Kings-Theater berufen, kam B. im Herbst 1762 in London an. Dort schrieb er zunächst für die Sängerin Anna de Amicis seine erste Londoner Oper „Orione, ossia Diana vendicata", die am 19. Febr. 1763 gegeben und 12mal in der Saison wiederholt wurde. Die Oper überraschte namentlich durch Reichthum an Harmonie und Fülle der Instrumentirung. In dieser Oper wendete B. auch Clarinetten an, die in London bis dahin nur einigemal in Concerten gehört wurden (Händel's einmalige Benutzung dieser Instrumente in seiner Oper „Tamerlan" im J. 1724 war nur vorübergehend). In „Orione" oder einer der späteren Opern brachte B. auch das übliche Da Capo der Arien außer Gebrauch, indem er den zweiten Theil mit dem ersten vereinigte, zu dem der Sänger, nachdem er in der Quint modulirt hatte, zurückkehrte. Am 7. Mai 1763 folgte die Oper „Zanaida", mit der die Saison bei der 7. Vorstellung abschloß. B. war kaum in London angelangt, so wurde er auch zum Musikmeister der Königin und später auch der königl. Familie überhaupt ernannt (Music master to her Majesty and the Royal family). Es erschienen nun im März 1763 6 Concerte für Clavier (mit 2 Violinen und Vcll.), die der Königin dedicirt waren. Im Concertsaal verband sich B. mit dem seit 1759 in London lebenden vortrefflichen Gambisten C. F. Abel; beide gaben am 29. Febr. 1764 ein Concert, in dem von B. eine „Serenata" in 2 Abtheilungen aufgeführt wurde. Nun vereinigten sie sich mit der Concert-Unternehmerin Mrs. Cornelys, die in Carlisle-House, Sohosquare, jährlich Abonnement-Concerte veranstaltete. Das erste dieser Concerte unter B. und Abel fand am 23. Jan. 1765 statt. Für diese Concerte, 15 in der Saison, Subscription 5 Guineen, componirte B. eine Reihe Vocal- und Instrumentalstücke. Auch suchte er sein in Italien arg vernachlässigtes Clavierspiel wieder

hervor und trat nun häufig in diesen und in Concerten anderer Musiker auch als ausübender Künstler auf. Die Bach-Abel-Concerte, abwechselnd von einem dieser Beiden dirigirt, wurden tonangebend und hielten sich, obwol in den letzten Jahren nur durch Vermittelung einer pecuniären Unterstützung Lord Abingdon's bis zum Tode Bach's. Im J. 1775 wurden sie in die vom Tanzmeister und späteren Operndirector Gallini neu erbauten Hanover square rooms verlegt. Das erste Concert am 1. Febr. war auch das erste überhaupt, das in diesen so oft genannten Räumen, wo dann Haydn, Spohr, Weber und Mendelssohn auftraten, Statt hatte. B. spielte u. a. auch im Concert des Oboisten Fischer am 2. Juni 1768 das kurz zuvor, Mai 1767, von Charles Dibdin in London zum ersten Mal öffentlich gehörte „Pianoforte". Bach's Begegnung mit Mozart, als dieser, 8 Jahre alt, London besuchte und Mozart's Neigung zu ihm, die auch beim Pariser Zusammentreffen gleich herzlich war, hat Jahn in seinem „Mozart" (2. Aufl. I. S. 38 u. 501) geschildert. Bach's weitere Opern waren: „Adriano in Siria" (1765), „Carattaco" (1767), „Themistocle" (1772), „Lucio Silla" (1774, Beide in Paris aufgeführt), „La Clemenza di Scipione" (1773), „Amadis de Gaules" (1779, 14. Dec. in Paris aufgeführt). In Gluck's „Orfeo" (1770) schrieb B. nur einige Nummern; „Berenice", „Olimpiade", „Ezio", sind Pasticcios, zu denen B. ebenfalls beisteuerte. „Orione" wurde 1777 wiederholt; „La Clemenza di Scipione", in der Cäcilia Davies auftrat, wurde 1778 mit Franciska Danzi (sp. Mme. Le Brun) und noch 1805 von Mrs. Billington, einer Schülerin Bach's, zu ihrem Benefice wiederholt. Ueber die Oper „l'Amadis" hat Grimm (Corresp. litt. X. p. 236) berichtet und in sehr bezeichnender Weise Bach's Manier als Operncomponist wiedergegeben. Die Oper war nicht im Stande, den damaligen Streit der Gluckisten und Piccinisten zum Ausgleich zu bringen; beide Theile waren nicht befriedigt. Im J. 1770, als in der Fastenzeit Oratorien-Aufführungen im Coventgarden- und Drurylane-Theater Statt hatten, veranstaltete auch B. solche im Kings-Theater. Diesmal hatte auch er ein Oratorium geschrieben, „Gioas Rè di Giuda" (von Metastasio) das am 22. März zur ersten Aufführung kam und in diesem und im nächstfolgenden Jahre 4mal wiederholt wurde. Im J. 1775 spielte B. in der Zwischenabtheilung von Händel's „Samson" wieder einmal die Orgel, aber selbst seine Freunde, die noch Händel's Vorträge im Gedächtniß hatten, mußten sich gestehen, daß B. nicht ungestraft sich jahrelang auf diesem Instrument vernachlässigt hatte. B. starb am 1. Jan. 1782. Sein Tod scheint unerwartet eingetreten zu sein, denn an demselben Tage kündigten Bach-Abel wie gewöhnlich ihre Concerte für die Saison an. B. hatte im J. 1767 die Sängerin Cecilia Grassi, die in seinen Opern auftrat, kennen lernen und sie später geheirathet. Sie war weder schön, noch hatte sie das nöthige Temperament für die Bühne, doch wußte sie durch ungewöhnlich sympathische Stimme und unschuldsvollen Ausdruck zu fesseln. Trotz seinem großen Einkommen hinterließ ihr B. eine große Schuldenlast (man sagt 4000 Pfd. Sterl.). Nebst einem Geschenk der Königin und einer kleinen Pension wurde ihr ein Benefice im Kings-Theater (27. Mai) zugestanden und sie kehrte dann in ihr Vaterland, nach Italien zurück. — B. war aufgeweckten Geistes und nahm das Leben von der leichteren Seite; man hält ihm dies und seine vorwiegend sinnliche Neigung mit einer gewissen Vorliebe vor und obwol man ihn nicht eigentlich leichtsinnige Handlungen nachweisen kann, hat man ihm doch fast jeden ernsteren Strebens für unfähig gehalten. Seine einschmeichelnde Schreibweise, die ihn namentlich zum Liebling der Damen machte, die Leichtigkeit, mit der er componirte und dabei viel Geld erwarb, verleitete ihn allerdings, viel und rasch zu schreiben, wobei er sich nothwendig verflachte und wenn ihm sein Bruder Emanuel darüber Vor-

würfe machte, so hatte er die Antwort bereit: „Ich muß ja wol stammeln, damit mich die Kinder verstehen". Und wenn man ihm eben diesen Bruder als Muster aufstellte, half er sich mit der Ausflucht: „Ei! mein Bruder lebt, um zu componiren, ich aber componire, um zu leben". Er wußte aber auch Besseres zu liefern, wie seine Kirchenstücke und so manche Cantate beweisen; eine Sonaten-Sammlung op. 5 (namentlich die letzte, C moll) darf hier nicht vergessen werden. Auch ist es schon etwas werth, wenn Mozart an seinen Vater über B. schreiben kann: „daß er ein ehrlicher Mann ist und den Leuten Gerechtigkeit widerfahren läßt". Und weiter: „Ich liebe ihn (wie Sie wol wissen) von ganzem Herzen und habe Hochachtung für ihn, und er — das ist einmal gewiß, daß er mich sowol zu mir selbst als zu anderen Leuten, nicht übertrieben wie Einige, sondern ernsthaft, wahrhaft gelobt hat". B. war also fähig, das Genie Mozart's herauszufinden und anzuerkennen zu einer Zeit, da dieser seine großen Werke noch zu schreiben hatte. Auch das ist bezeichnend, wenn Mozart weiterhin an den Vater schreibt: „Ich habe auch zu einer Uebung die Arie „Non sò d'onde viene", die so schön von B. componirt ist, gemacht, aus der Ursache, weil ich die von B. so gut kenne, weil sie mir so gefällt und immer in Ohren ist". (Mozart's Arie siehe Köchel's Mozart-Katalog Nr. 294). — Lieblingsnummern der besten Musiker Londons waren u. a. ein Concertante für Violine, Oboe, Viola und Vclle.; Concertante für Violine, Oboe, Flöte, Oboe Vclle., einige Clavierconcerte und Quartette und eine Symphonie für 2 Orchester. Unter den der Gräfin von Abingdon gewidmeten 6 Sonaten op. 15 befindet sich eine für 2 Claviere und eine für 4 Hände auf einem Clavier; sämmtlich aus nur 2 Sätzen bestehend. Eine große Anzahl Arien und mehrstimmige Cantaten schrieb B. zum Alleingebrauch für berühmte italienische Sänger. Ferd. Tenducci besaß deren viele und führte einige in seinem Abschiedsconcert in London (1786) als Huldigungsfeier auf. Es waren die 3stimmigen Cantaten „Rinaldo ed Armida", „Amor Vincitore" und „Aurora", dahin gehören auch „Endimione" (1772) und „The Intercession" (1767), in denen B. wie in seinen Opernarien breites Recitativ, gefällige Melodie, volle Harmonie und reiche Instrumentirung anstrebte. Aehnliche kleine Werke, wie die der Lady Glenorchy gewidmeten und 1765 erschienenen „Sei Canzonette a due", melodiös, weich im Charakter und leicht singbar, die Empfindung nur oberflächlich berührend, schmiegten sich der damals in Blüthe stehenden neapolitanischen Schule an, welcher B. auch in seinen Opern huldigte. Als Werke ernster Gattung erwähnt Schubart Messen, für Rom und Neapel geschrieben, einige Psalmen und namentlich ein „Te Deum"; Fétis gibt noch an ein „Salve Regina" (vgl. Heinse's „Hildegard von Hohenthal", I. S. 168), ein 2stimmiges „Magnificat" und „Laudate pueri", ein 4stimmiges „Gloria", 2 „Motetten" (für den Sänger Raaff componirt) sämmtl. mit Orchester. Das erwähnte Oratorium ist für 6 Solost., Chor und Orch. geschrieben, zerfällt in 2 Abth. und enthält außer der Ouverture 1 Duett, 15 Arien und 7 Chöre.

Cramer (Magazin für Musik, 1783, S. 194), Fétis (Biogr. univ), Gerber (Lex. der Tonk.) u. A. geben Verzeichnisse der Werke Bach's; treffende Charakteristik lieferten Schubart (Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst, S. 201, der Vorname Georg ist zu berichtigen), Rochlitz (Allg. Mus. Ztg. 8. Jahrg. S. 811, siehe Schubart), Reichardt (Mus. Almanach 1796), Burney (History of music, vol. IV), a Dictionary of musicians, 1824. Von wesentlichem Belang sind auch die gleichzeitigen englischen Tagesblätter Public Advertiser, Morning Herald u. A. C. F. Pohl.

Bach: Johann August B., Rechtshistoriker, geb. 17. Mai 1721 zu Hohendorf bei Pirna, wo sein Vater († 1749) Prediger war, † 6. Dec. 1758.

Er besuchte seit 1734 die Thomasschule in Leipzig, bezog 1741 die dortige Universität, erlangte daselbst 25. Febr. 1745 von der philosophischen Facultät die Magisterwürde und habilitirte sich bald nachher als Privatdocent. 24. Sept. 1750 wurde er Doctor beider Rechte, worauf er noch in demselben Jahre eine außerord. Professur der Rechtsalterthümer erhielt, die er 15. April 1752 antrat. Am 20. Sept. 1754 wurde er in dem geistlichen Consistorium zu Leipzig als außerord. Beisitzer eingeführt. Vielseitig gebildet, verband er in geistvoller gründlicher Weise die Rechtswissenschaft mit der alten Litteratur. Sein Hauptwerk: „Historia iurisprudentiae Romanae", 1754 und öfter, welches blos die äußere Rechtsgeschichte behandelt, wurde später von Aug. Corn. Stockmann mit Anmerkungen bereichert 1796 und zuletzt von Karl Friedr. Christian Wenck herausgegeben 1822. Ausgezeichnet ist seine Monographie: „Traianus, sive de legibus Traiani Imp. commentarius", 1747. An dem ursprünglich anonymen Journal: „Unparteiische Critik über Juristische Schriften", 6 Bde. 1750—58, hatte er den hauptsächlichsten Antheil. Er edirte von neuem Barn. Brissonius, „De formulis et solennibus populi Romani verbis" 1754, sowie Joh. Heinr. v. Berger's „Oeconomia iuris", 1755. Auch auf philologischem Gebiete machte er sich bemerklich durch seine Ausgabe der kleinen Schriften des Xenophon, 1749, deren Anmerkungen in die Zeune'sche Ausgabe (1782) übergingen. Seine kleinen lateinischen Abhandlungen erschienen nach seinem Tode gesammelt: „Opuscula ad historiam et iurisprudentiam spectantia, collegit et praefatus est Chr. Ad. Klotzius". 1767. Eine Sammlung seiner lateinischen Gedichte veranstaltete Stockmann 1787. — Vgl. Haubold, „Institutiones iur. Rom. litt." I. 183 f. mit der dort angeführten Litteratur. Hugo, Gesch. d. röm. Rechts seit Justinian. 3. Versuch. S. 559 f. mit N. 2, 3 auf S. 562.

Stffh.

Bach: Joh. Nicolaus B., Philolog und Schulmann, geb. 4. Aug. 1802 zu Montabaur, † 17. Jan. 1841. Nachdem B. seine Schulbildung auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt und am Gymnasium zu Weilburg erhalten hatte, begab er sich 1821 auf die Universität in Bonn, um classische Philologie zu studiren. Sein warmer Eifer für den erwählten Beruf verschaffte ihm dort zahlreiche Gönner, die es dem begabten, aber unbemittelten jungen Manne möglich machten, seine Studien glücklich zu vollenden. Noch in Bonn zum Doctor der Philosophie ernannt, besuchte er im Sommersemester 1825 die Universität zu Berlin, wo er besonders an Wilhelm von Humboldt einen wohlwollenden und einflußreichen Gönner gewann. Noch im Spätherbst desselben Jahres zum ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Oppeln ernannt, wurde er 1828 Oberlehrer am Leopoldinischen Gymnasium zu Breslau, wo er sich auch als Privatdocent an der Universität habilitirte. 1835 erhielt er einen Ruf als Director des Gymnasiums zu Fulda. Die schwere Aufgabe, die dort seiner wartete, eine herabgekommene Anstalt wieder in Flor zu bringen, verfolgte er trotz vielfacher Anfechtungen, besonders von Seiten der katholischen Geistlichkeit, die gegen B. sowol als Laien, wie als Ausländer schon von vornherein eingenommen war, mit männlichem Muthe und rastlosem Eifer, aber ein frühzeitiger Tod hat es ihm nicht vergönnt, die vollen Früchte seiner erfolgreichen Wirksamkeit zu erndten. Als Philolog erwarb sich B. einen geachteten Namen durch seine Arbeiten über die griechischen Elegiker und Lyriker, deren Kenntniß er theils durch Sammlung ihrer Fragmente (Solon 1825, Mimnermos 1826, Kritias 1827, Philetas, Hermesianax und Phanokles 1828, Kallinos, Asios und Tyrtäos 1831), theils durch litterarhistorische Abhandlungen („Ueber den Ursprung und die Bedeutung der elegischen Poesie der Hellenen" 1829. „Ueber

die erotische Poesie der H." 1833. „De lugubri Graecorum elegia specimina II." 1835—36. „De symposiaca Graecorum elegia" 1837. „Quaestionum elegiacarum spec. I." 1839. „Historia critica poesis Graecorum elegiacae" 1840) bedeutend gefördert hat. Minder glücklich war er in der Bearbeitung des Tacitus (Leipz. 1834 — 35) mit kurzem lateinischen Commentar. Von seinen kleineren Schriften ist noch hervorzuheben ein Programm über „Rhabanus Maurus als Schöpfer des deutschen Schulwesens", Fulda 1835.

N. Nekrol. XIX (1841) S. 125 ff. Halm.

Bach: Karl Daniel Friedrich B., geb. im Mai 1756 (in der Todesanzeige vom 8. April 1829 sagt seine Frau, er sei im 74. Lebensjahre verschieden; er müßte also schon 1755 geboren sein) zu Potsdam, wo sein Vater (Baecher) als Kaufmann und Ober-Landes-Aeltester der jüdischen Gemeinden in der Mark lebte, gestorben als k. Hofrath, Professor und Director der Breslauer Kunst- und Bauschule am 8. April 1829. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Potsdamer Maler A. B. Krüger, besuchte darauf durch Vermittelung des Obersten Guichard (Quintus Icilius) die unter Le Sucur's Leitung stehende Akademie zu Berlin und erwarb sich um diese das Verdienst, die Aufnahme der Actstudien in den Lehrcursus anzuregen. Durch Copiren alter Werke eignete er sich bald eine gewisse Geschicklichkeit an und fand in Warschau, wohin er 1780 mit dem Grafen Ossolinski ging, vielfach Arbeit und Beifall. Der Graf Johann Potocki beabsichtigte seine auf einer Orientreise gemachten Skizzen in Kupfer stechen zu lassen und eine „Voyage pittoresque d'Égypte" herauszugeben; B. wurde von ihm gewonnen diese Skizzen zum Stiche vorzubereiten, indessen unterblieb die Publication, obschon bereits einige Platten gestochen waren. Er begleitete den Grafen auf seinen Reisen, copirte in Düsseldorf und wurde dort am 15. Dec. 1785 zum Mitgliede der Akademie ernannt; in Paris machte er die Bekanntschaft von Wille und David, in Italien, wo er mehrere Jahre, seit 1786 auf Kosten seines Gönners lebte, die von Goethe und den ersten Koryphäen damaliger Kunstübung. In Rom studirte er besonders Rafael und Michel Angelo, in Portici herculanensische Alterthümer. Auf der Rückreise wurde er in Florenz am 9. Dec. 1788 Mitglied der Akademie, verweilte dann noch länger in Venedig und Wien und kehrte dann nach Berlin zurück, wo er seine Arbeiten, meist Copien italienischer Gemälde, ausstellte und 1790 Umrisse nach Köpfen von Rafael herausgab, eine Arbeit, die zwar den Beifall der Florentiner Akademie fand, aber schon von Zeitgenossen gebührend getadelt wurde. 1792 wurde ihm die Direction der Breslauer Kunstschule übertragen und er zum Hofrath und Professor ernannt. Mitglied der Berliner Akademie wurde er am 23. Juni 1794. In Breslau wirkte er für Erweckung des Kunstsinnes und seine Sammlung, obgleich die Bezeichnung der Gemälde meist unberechtigt, regte vielfach an. Er versuchte 1796 mit C. F. Benkendorf den „Torso, eine Zeitschrift, der alten und der neueren Kunst gewidmet" herauszugeben, mußte dies Unternehmen jedoch, nachdem der erste Band vollendet, fahren lassen. Die Handwerker förderte er durch Unterricht im Zeichnen und erwarb sich noch in seinen letzten Lebensjahren das Verdienst, eine Anzahl der interessantesten Monumente durch seine Schüler Mützel und Hillebrandt aufnehmen zu lassen. Seine eigenen Arbeiten fanden Beifall; mehrere derselben sind von Nagler aufgezählt. In den spätern Jahren wurde er wol nicht ohne seine Schuld vielfach angegriffen, und seine Gemälde besonders von August Kopisch (Schles. Provbl. 1869 S. 174) in witzigen Epigrammen verspottet. Er erscheint als Künstler, nach den wenigen vorliegenden Proben zu urtheilen, herzlich unbedeutend, in schwülstigen Allegorien sich bewegend, dagegen für seine Zeitgenossen immerhin anregend und fördernd.

Nachträge zu den Büsten Berlinischer Gelehrter, Schriftsteller und Künstler. Berl. 1792. Schummel, Breslauer Almanach. Bresl. 1801. — Meyer's Künstlerlexikon. Alwin Schultz.

Bach: Karl Phil. Heinrich, berühmter Kartograph für geognostische Darstellungen, geb. 30. Juni 1812 zu Großingersheim, O.-Amt Bietigheim in Würtemberg, † 15. Dec. 1870 zu Stuttgart. B. besuchte die Lateinschule zu Marggröningen und Ulm, kam 1827 ins Guidecorps des G. Quartiermeisterstabes, an dessen Arbeiten und Uebungen er lebhaften Antheil nahm und erhielt 1833 auf seinen Wunsch den Abschied, um beim kgl. stat. Ing.-Büreau eine Verwendung und 1837 eine Anstellung als Topograph zu erhalten. In dieser Stellung arbeitete B. an dem großen top. Atlas von Würtemberg mit vielem Glücke, namentlich in Darstellung der Terrainverhältnisse. Seine Theilnahme an geognostischen Studien bethätigte er zuerst in einer Schrift: „Theorie der Bergzeichnung in Verbindung mit der Geognosie". 1853. In dieser Abhandlung gelang es B. die Abhängigkeit der Oberflächenform der Erde von den geogn. Verhältnissen so überzeugend klar zu machen, daß Alex. v. Humboldt selbst dieser Arbeit mit großer Anerkennung gedachte. Als eigentlicher kartographischer Geognost trat er erst in seiner großen Karte: „Geogr. Uebersichtskarte von Deutschland. rc." in 9 Blättern 1855, bei J. Perthes, vor ein größeres Publicum. Diese Karte stellt durch kräftige Farbentöne leicht kenntlich die Hauptabtheilungen der Gebirgsformationen in klarer Weise, wie keine frühere Karte der Art, dar, und macht sich durch Genauigkeit der Zusammenstellung und Anschaulichkeit für Schul- und Lehrzwecke zu einem unentbehrlichen Hülfsmittel. Gleichsam als ein Auszug daraus erschien 1859 eine geologischen Karte von Centraleuropa in einem Blatte. Seit 1859 nahm B. als Mitglied der zur geogr. Detailaufnahme bestellten Commission an der geol. Kartirung Würtembergs den lebhaftesten Antheil und ist auf fast allen bisher erschienenen Blättern entweder als Mitarbeiter oder als Revisor genannt. Als Frucht dieser Untersuchungsarbeit erschien 1869 eine kleine vortreffliche Abhandlung „Die Eiszeit" mit einer Karte. Es ist dies eine gründliche Studie über die Verbreitung der alpinen Gletscher innerhalb einer doppelten Phase bis hoch nach Oberschwaben herein, welche auch die berühmten Funde von vorhistorischen Culturüberresten bei Schußenrieth mit in ihr Bereich zieht. 1870 erschien eine Uebersichtskarte unter dem Titel: „Geogr. Karte von Würtemberg, Baden und Hohenzollern" in gleich vortrefflicher Ausführung wie die früheren Karten, als eine seiner letzten Publicationen. Als praktischer Geognost war er zuletzt noch mit geogn. Aufnahmen in Oberschwaben beschäftigt. B. erhielt zur Anerkennung seiner Verdienste 1851 die große goldene Civilverdienstmedaille von Würtemberg, sowie die Medaille bene meriti von Hohenz.-Sigmaringen und 1856 den Charakter als Hauptmann. Ein Herzschlag setzte plötzlich inmitten seiner vorbereitenden geognostischen Arbeiten seinem Leben ein Ziel. (Nach Familienmittheilungen). Gümbel.

Bachenschwanz: Leberecht B., geb. 16. Juli 1729 zu Zerbst, studirte in Halle, Leipzig und Wittenberg Rechtswissenschaft, ging im J. 1775 von Leipzig nach Dresden, wurde 1776 Privatsecretär des Grafen von Baudis, General und Gouverneur von Dresden, und † 15. Mai 1802. Er übersetzte die Göttliche Komödie von Dante in deutsche Prosa (1767—69), schrieb ein Werkchen: „Geschichte und Zustand der kursächs. Armee", welches er 1783 begann und alle Jahre bis an seinen Tod fortsetzte und ward dadurch der Begründer der noch jetzt unter dem Titel „Namen- und Rangliste der sächs. Armee" erscheinenden periodischen Schrift. Gtsch.

Bacherius: Peter B. (de Backer), Prediger und Dichter, geb. zu Gent in Flandern 1517, † daselst 12. Febr. 1601. Er war Dominicaner, ein be-

gabter und gefeierter Prediger und wirkte als solcher während 60 Jahre zu Gent, Brüssel, Antwerpen, Cleve, Kalkar, Dortrecht und im Haag; ein eifriger Gegner der Evangelischen. Er gab heraus: „Hortulus precum"; eine „Tabula sacrorum carminum" 1579; „Enchiridion sacr. carminum et piarum precum"; „Tumultus Panicus, s. Belgium carmine heroico". Außerdem eine Reihe von Homilien und Schriften zur Pastoral- und Moraltheologie; darunter „Speculum militiae Christianae" 1592; „Spongia in ebriosos" 1592; „Jurgium conjugale"; „De christiani principis vita, moribus, officio ꝛc. (v. d. Aa, Biogr. Woordenb.)

Alb. Th.

Bachman: Christian B., lateinischer Dramatiker, im April 1607 zu Leipzig in der Natio Misnensium inscribirt, disputirte 1608 „de rerum naturalium principiis", 1609 Magister. Von ihm „Melancholicus" 1611, eine witzig und lebendig in aller Breite ausgeführte Charakterstudie des melancholischen Temperaments (um scientiae physicae partem aliquam in eine Komödie zu bringen), mit lose gefügter Handlung. Der Held ist ein Gelehrter, ein Astronom und Astrolog. Um ihn gruppiren sich ein freisinniger Fürst, dem er Sieg prophezeit und der ihn zuletzt an den Hof nimmt; verschiedene Soldatentypen; ein polnischer Arzt und ein Anhänger des Paracelsus, die mit einander disputiren; der obligate dumme Bauer ꝛc. (Nach den Leipziger Universitätsacten). Scherer.

Bachmann: Gottlob B., Musiker, geb. zu Bornitz bei Zeitz 26. März 1763, † zu Zeitz 10. April 1840. Er ging 1785 nach Leipzig, um schöne Wissenschaften und Musik zu treiben, 1790 nach Dresden, und wurde 1791 Organist an der Nicolaikirche zu Zeitz. Er war ein guter Kopf und gebildeter Mann, erhob sich in seinen Compositionen aber nicht über einen gewöhnlichen Naturalismus, der durch zeitweilige studirte Künstlichkeit nicht vertieft wurde. Sie hatten nichts was sie auszeichnete, weder im Guten noch Bösen. Er schrieb auch alles Mögliche: Singspiele, Balladen und Lieder, Symphonien, Streichquartette, Sonaten, Tänze, Orgelstücke ꝛc., im Ganzen etwa 60 Opera. Auch eine „Generalbaß-Anweisung", Zeitz o. J., und „Allgem. Musikschule nach der neuesten Methode", ebd. 1833. v. Dommer.

Bachmann: Karl Ludwig B., preuß. Kammermusikus und Hofinstrumentenmacher zu Berlin, geb. 1716, † 1800. Als Musiker war er zwar nur untergeordnet, aber ein geschickter Geigenbauer, ebenso tüchtig in Verfertigung neuer Instrumente, vorzugsweise Bratschen, wie in Reparaturen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich 1778 durch seine Verbesserung des Stimmapparates am Contrabaß, indem er an Stelle der alten Wirbel die gegenwärtig gebräuchliche Schlüsselvorrichtung mit den endlosen Wirbelschrauben erfand. Auch verband er mit der Guitarre eine an der rechten Seite des Corpus angebrachte Hammer-Clavíatur. Uebrigens war er bei Ernst Benda's Gründung des Berliner Liebhaber-Concertes (1770) betheiligt und leitete es auch nach dessen Tode eine Zeit lang. v. D.

Bachmann: Karl Friedrich B., Philosoph, geb. zu Altenburg 24. Juni 1785, † zu Kreuznach 18. Sept. 1855. Zu Jena, wo er erst Theologie, dann Philosophie studirte, hörte er Hegel, Krause, Ast und Schelver. Hier ward er auch 1810 Privatdocent, 1812 außerordentl. und 1813 ordentl. Professor (als Nachfolger Ulrich's). Seit Lenz' Tode (1832) war er zugleich Director der großherzogl. mineralog. Anstalten. Seine mineralogischen Studien hatten ihn schon früher mit Goethe in Verbindung gebracht. — Als Anhänger Schelling's und Hegel's und als Verfasser der Schriften: „Ueber die Philosophie und ihre Geschichte", 1811 und „Die Philosophie meiner Zeit", 1816 blieb er unbedeutend. Dann aber gewann er namentlich durch seine Beschäftigung mit der aristotelischen Logik, woraus auch das „System der Logik", 1828, hervorging,

die Einsicht, daß das System der Philosophie durch Hegel nicht zum Abschluß gebracht worden sei. Als Grundirrthum der Hegelschen Philosophie erkannte er die Annahme der Identität von Denken und Sein. Er schrieb nun „Ueber Hegel's System und die nochmalige Umgestaltung der Philosophie", 1833 und, durch Streitschriften von Seite der Hegelianer veranlaßt, seinen „Anti-Hegel", 1835; Arbeiten, welche Beachtung verdienen. — Ein Verzeichniß seiner Schriften gibt Döring's Jenaischer Universitätsalmanach, 1845, S. 130 f. Vgl. Günther, Lebensskizzen d. Prof. d. Univ. Jena, S. 233 f.

Richter.

Bachmann: Nikolaus Franz B., Baron an der Letz, General der eidgenössischen Armee, geb. 27. März 1740 zu Näfels, Kanton Glarus, † ebendaselbst 11. Febr. 1831. Mit guten militärischen Kenntnissen, die ihm in Frankreich und Piemont, wo er zur Generalstufe gelangte, einen nicht unbedeutenden Ruf verschafften, verband er das Wesen eines liebenswürdigen Hofmanns nach französischem Schnitt. Im J. 1799 errichtete er eines der von England besoldeten Schweizerregimenter, welche bestimmt waren, im Verein mit den Condeern unter Pichegru's Obercommando der Operation der russischen Armee nach der Franche Comté sich anzuschließen, die dann aber umgekehrt in den Rückzug ihrer Beschützer nach der Schlacht bei Zürich mitgerissen wurden. Bachmann's Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit erwarben ihm das Vertrauen des gemeinen Mannes und zweimal wurde er an die Spitze des eidgenössischen Aufgebotes gestellt, im J. 1802 bei der Erhebung der Kantone wider die Einheitsregierung, und 1815 bei der Besetzung der schweizerischen Westgränze nach Napoleon's Rückkehr von Elba nach Frankreich. Bei beiden Anläßen gelang es dem General, die schweizerische Milizarmee mit geringer Ausnahme in guter Ordnung zu erhalten, was bei dieser Art von Militär schon kein geringes Verdienst ist, (à la mémoire du Baron de Bachmann. Zurich 1831).

Meyer-Ott.

Bachmann: Pater Sixtus B., Contrapunktist und ausgezeichneter Orgelspieler, geb. zu Ketterhausen in der Fugger-Babenhausenschen Herrschaft 13. Juli 1754. Schon in frühester Jugend erregte er durch seine erstaunlichen musikalischen Leistungen allgemeines Aufsehen, und bekannt ist der 1766 zu Biberach zwischen ihm und dem 10jährigen Mozart gehaltene Orgel-Wettstreit, der für beide rühmlich ausfiel. Nachher kam er in das Benedictinerkloster Elchingen, endlich zu den Prämonstratensern in das schwäbische Reichskloster Marchthal an der Donau, wo er überall fleißig fortstudirte und im Contrapunkt, Orgelspiel und allen übrigen musikalischen Fertigkeiten sich vervollkommnete. Er schrieb Messen in gutem Kirchenstil, (von denen die 4 letzten durch Abschriften sich verbreiteten) Claviersonaten, Streichquartette, Symphonien, Orgelfugen. Gedruckt sind einige Claviersonaten 1786, 1791, 1800; kleine Stücke 1791; eine Orgelfuge alla Zoppa in der „Speyer'schen Corresp ond." 1792. Näheres über ihn von Christmann s. ebd. 1790 S. 164.

v. D.

Bachoff: Johann Friedrich B. von Echt, geb. 17. Febr. 1643 zu Gotha, † 27. Oct. 1726; er studirte seit 1660 die Rechte zu Leipzig, wurde 1665 Lehrer des Erbprinzen Friedrich zu Sachsen-Gotha, und begleitete ihn 1667 auf seinen Reisen nach Frankreich. 1673 wirklicher Hofrath, 1680 Geheimrath, 1698 Kanzler und Regierungsdirector. 1691 wurde er auch Mitvormund der Söhne Herzog Friedrichs I. von Sachsen-Gotha und Altenburg. Er hatte im J. 1683 seinen Adel erneuert und hinterließ ein bedeutendes Vermögen.

Aug. Beck, Ernst der Fromme. Weimar 1865. Band II. p. 4.

Beck.

Bachoff: Ludwig Heinrich Freiherr B. von Echt, geb. 16. März 1725, † 16. Mai 1792; der Sohn des Vorhergehenden, studirte 1742—1745 in Leipzig, trat in dänische Dienste, wurde Geheimerath und dänischer Gesandter zu Madrid, Dresden und Regensburg. In den letzten Lebensjahren lebte er auf seinen Gütern zu Dobitschen bei Altenburg. Als geistlicher Liederdichter ist er besonders bekannt durch seinen „Versuch in geistlichen Oden und Liedern" 1774. Das Passionslied „Begleite mich, o Christ, wir gehen ꝛc." ist von ihm.

(Vgl. Meusel, Lex.) B.

Bachoff: Reinhard B., Bac-hof, Bakoven, mit dem Zunamen von Echt, aus einer kölnischen Patricier-Familie, welcher von Kaiser Karl V. im J. 1532 ein Wappenbrief und später auch im J. 1683 der Reichsadel verliehen wurde. Sohn eines Heinrich B., geb. im J. 1544 zu Köln, † 24. Febr. 1614. Er erlernte die Kaufmannschaft, ließ sich in den Jahren 1565—70 in Leipzig nieder und heirathete daselbst. Er zeichnete sich durch besondere Sprachkenntnisse aus, die sich außer dem Französischen auf das Leiteinische, Griechische und Hebräische erstreckten. Als Reformirter konnte er bei den damals herrschenden orthodoxen Ansichten zu keinem bürgerlichen Ehrenamte gelangen. Erst in Kurfürst Augusts letzten Regierungsjahren in das Rathscollegium gewählt, ward er 1585 Mitglied des Schöppenstuhls, und als nach des Kurfürsten Tode eine mildere Auffassung in Glaubenssachen eintrat, im J. 1588 sowie 1591 Bürgermeister. Als jedoch nach Christians I. Tode unter dem Administrator Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar die Unterdrückung der calvinistischen Lehrmeinungen und die Verfolgung der ihnen anhängenden Geistlichen und Beamten begann, wurde auch der Bürgermeister Backofen (so wird er in den Leipziger Chroniken stets genannt) vor die im Lande herumziehenden Kirchenvisitationen gefordert und ihm Verantwortung darüber abverlangt, weshalb er als Bürgermeister den Verkauf und das Lesen verschiedener lutherischer Streitschriften verboten habe. Zugleich sollte er die als Prüfstein der Rechtgläubigkeit dienenden vier Visitations-Artikel unterzeichnen. Da er sich hierzu nicht entschließen konnte, mußte er seine Aemter niederlegen. Auf Befehl des Landesadministrators ward sogar der erst im J. 1591 unter Backof's Amtirung auf den Thurm der Nikolaikirche neu aufgesetzte Knopf heruntergenommen, um die hineingelegte Schrift genau zu prüfen, damit darin nichts calvinistisches verewigt werden möchte. Trotz der Warnungen seiner Freunde blieb B. im Bewußtsein seiner Unschuld nach Crell's und anderer Calvinisten Verhaftung ruhig in Leipzig. Als aber 1593 ein Volksaufruhr ausbrach, während dessen drei Tage lang der von fanatischen orthodoxen Geistlichen aufgestachelte Pöbel die Häuser vieler Calvinisten stürmte, plünderte und die Bewohner mißhandelte, wobei auch ihm eines Abends die Fenster eingeworfen wurden, und dann der Stadtrath, dem Drängen der Bürgerschaft nachgebend, 18 namhaft gemachte Calvinisten, darunter B., der Stadt verweisen mußte, so entfernte sich B. eiligst aus Leipzig. Er fand zunächst in dem reformirten Anhalt, in Zerbst eine Zufluchtsstätte. Das plötzliche Aufgeben seines Geschäfts war mit bedeutendem Vermögensverlust für ihn verbunden. Auch kehrte er nicht wieder nach Leipzig zurück, sondern begab sich noch im J. 1593 nach Heidelberg, wo er von dem reformirten Kurfürsten wohl aufgenommen und mit ansehnlichen Aemtern betraut wurde, denen er bis an seinen Tod vorstand. Derselbe hat verschiedene lateinische Schriften in Druck gegeben, darunter „Catechesin Palatinatus etc." Von seinen 12 Kindern überlebten ihn 3 Söhne und 5 Töchter.

Marperger, Erstes Hundert gelehrter Kaufleute. Gautsch.

Bachoff: Reiner Bachovius ab Echt, ein Sohn des Vorigen, Jurist, ist 1575 in Leipzig geb. Er scheint dem Vater nach Heidelberg gefolgt zu sein, ist seit 1594 Mitglied der Universität, 1598 zum D. J. U. promovirt. So berichtet er in der Epistola dedicatoria seiner ersten juristischen Schrift: „Disputationum miscellarum liber unus“. 1604. Er bekleidete zuerst die Professur der praktischen Philosophie, ward 1614 neben Dionysius Gothofredus Professor der Jurisprudenz und Rector. Sein polemisches „Examen Rationalium A. Fabri“ erschien 1612. An sein ursprünglichstes Werk: „Notae et Animadversiones ad Disputationes Treutleri“ (3 voll. 4⁰. 1617—1619) knüpfte sich der durch Grobheit berüchtigte Zank mit seinem Rivalen H. U. Hunnius in Gießen, dessen „Resolutiones Treutleri“ gleichzeitig (1617—20) erschienen. Als im J. 1620 die unglücklichen Folgen der Schlacht am Weißen Berge über die Pfalz hereinbrachen, begab sich B. nach Heilbronn. Er vollendete hier seinen „Tractatus de actionibus“, den er 1623 in Heidelberg mit einer Dedication an Bürgermeister und Rath von Heilbronn herausgab. Dann nach der Einnahme Heidelbergs durch Tilly, ist er wieder im Amte und bekleidet 1623 und 1626 das Rectorat, bleibt auch in Heidelberg als die Universität am 11. April 1626 geschlossen wurde. In diese Jahre fallen folgende Schriften: „Exercitationes ad Anton. Fabrum“. 1624. „Tractatus de pignorib. et hypoth.“ Heidelb. 1627. 4⁰. — Er bemühte sich um diese Zeit durch Vermittelung seines jungen Verehrers J. O. Tabor („Mausoleum J. O. Taboris“ 1675 vor „Taboris Tractatus ed. Mylius“ Lips. 1688. fol.) ein Unterkommen in Straßburg zu finden, erklärt sich geneigt zur lutherischen Confession überzutreten und macht sich mit seiner Bibliothek auf den Weg. Allein in seinen Hoffnungen getäuscht und von allen Mitteln entblößt, begibt er sich nach Speier zurück, wo er 1628 seine „Commentarii in Institutiones“ (Spirae 1628. 4⁰) vollendete und herausgab. Nachdem die Universität in Heidelberg am 16. Juni 1629 und zwar als katholische Anstalt wieder hergestellt war, fand sich auch B. wieder ein, trat zur katholischen Kirche über und wurde in demselben Jahre Professor und Rector. Im folgenden dedicirte er seinem Gönner Kurfürst Maximilian von Baiern seine „Commentarii in primam partem Pandectarum“ (Spirae 1630) und bekannte sich darin als „per Dei gratiam Catholicae religionis sine ulla aequivocatione cliens“. Tabor fand ihn damals bei einem Besuche körperlich und geistig in traurigem Zustande. Als dann Heidelberg 1633 durch die Schweden erobert wurde und die Mehrzahl der kürzlich angestellten katholischen Professoren ihr Amt und die Stadt verlassen mußten, blieb B. und trat zur reformirten Confession zurück. Er soll um 1640 gestorben sein. Außer den schon genannten Schriften sind noch anzuführen: „Stricturae in Wesenbecium“, „De Supplicationibus“ und „Observationes ad J. Paponii c. jur. francici.“ 1628. Neben Scharfsinn und Gelehrsamkeit charakterisirt ihn plumpe Polemik und das Bemühen sich auf Kosten der berühmtesten Vorgänger und Zeitgenossen zu heben.

Gundling, Otia c. 5. Hautz, Gesch. d. Univers. Heidelberg 2. 161—166. Haubold, Instit. litterar. p. 112. v. Stintzing.

Bachschmidt: Anton B., Musiker, geb. zu Mölk in Oesterreich um 1709, † zu Eichstädt um 1780, erst Thürmer in seiner Vaterstadt, dann Posaunist in der bischöflichen Kapelle in Würzburg, darauf Posaunist und Violinist, und nach einer Kunstreise in Italien fürstbischöflicher Kapellmeister in Eichstädt. Er hat deutsche und italienische Opern geschrieben, die in Eichstädt unter der Regierung Raimund Anton's (v. Strasoldo 1757—1781) gesungen wurden. Dazu eine Menge Kirchen- und Kammermusiken, die zwar zu ihrer Zeit sich auch weiterhin verbreiteten, aber doch Manuscript geblieben zu sein scheinen. — Lipowsky, Baier. Musiklex. v. L.

Bachstedt: Johann B. oder auch Bechstedt, geb. 6. Juli 1572 zu Eisleben, † 27. August 1635 zu Eisenach, wurde zu Königsberg und Schleusingen erzogen, studirte zu Jena, Marburg und Heidelberg die Rechte, wurde 1620 Magister zu Jena, dann Hofadvocat zu Coburg. Herzog Johann Kasimir benutzte ihn öfters zu Gesandtschaften, namentlich in der Jülich-Clevesche Successionssache (1609). Der Herzog hatte ihn zum Rath und Consistorialassessor ernannt und ihm die Amtmannsstelle zu Eisfeld übertragen, welche Stellung er aber 1621 freiwillig aufgab und wieder nach Coburg zog. 1632 wurde er von feindlichen Truppen als Geißel weggeführt. 1633 ward er Consistorialdirector. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Collatio jurium connubialium“ und „De conditionibus sponsalium“.

Gruner, Beschreibung des Fürstenthums Coburg. Cob. 1793. Bd. II. 305. Beck.

Backe: Friedrich Wilhelm Eduard B., Lehrer und Schriftsteller über römisches Recht, geb. 1800 zu Wollin, wurde 1825 in Berlin Dr. jur., 1826 außerordentlicher, 1833 ordentlicher Professor in Königsberg und starb daselbst 24. Sept. 1846. Einen Namen hat er sich nur durch seine Doctordissertation gemacht: „Bonae fidei possessor quemadmodum fructus suos faciat“, Berol. 1825, welche hauptsächlich gegen Savigny's Ansichten über die Lehre von den Früchten und besonders von deren Erwerb durch den gutgläubigen Besitzer gerichtet war und dieselben aus der allgemeinen Meinung wieder verdrängte. Außerdem von ihm die Habilitationsschriften: „Interpretationum juris romani cap. 1 et 2“. Regim. und cap. 3. ibid. 1834. Göppert.

Backer: Jakob B., holländischer Maler, geb. zu Harlingen ums J. 1609, hielt sich in Amsterdam auf. Seinen Ruf verdankt er hauptsächlich den Bildnissen, die er mit solider Tüchtigkeit und zugleich rascher Vollendung anzufertigen wußte: ein künstlerischer Nachkömmling des Frans Hals, doch zugleich berührt vom Einflusse Rembrandt's. Er malte übrigens auch Historienbilder, die, gleich seinen Portraits, mit derber Natürlichkeit gemalt sind. Er starb den 17. Aug. 1651 im 42. Lebensjahre. W. Schmidt.

Backmeister: Johann von B., geb. 1. Jan. 1657 zu Rostock, † zu Stuttgart 22. Jan. 1711. Ein Sohn des mecklenb. Rathes und Leibmedicus Johann B., studirte er Rechtswissenschaft in Helmstädt, Tübingen, Altdorf, Leipzig und Straßburg und trat jung in die Dienste Würtembergs und des schwäbischen Kreises. Für beide, namentlich auf Kreistagen und Gesandtschaften, an dem Kaiserhof, in ersprießlicher Weise thätig, wurde er von seinem Herzog zum wirklichen geh. Regimentsrath und vom schwäbischen Kreise zum Rath und Syndicus befördert. Kaiser Leopold I. ernannte ihn zum Reichshofrath und erhob ihn in den Adelsstand. — Gedr. Leichenrede von M. E. Weißmann. Wintterlin.

Bacmeister: H. L. Christian B., geb. 15. März 1730 zu Herrenburg im Ratzeburgischen, † 13. Juni 1806. In Göttingen gebildet, wandte er sich frühzeitig nach Rußland, wo damals bekanntlich eine Anzahl deutscher Gelehrter bedeutende Stellungen fanden, und zählt mit zu denjenigen von ihnen, die wie Müller, Schlözer &c., zwischen der russischen und deutschen Litteratur eine höchst fruchtbare Vermittelung anbahnten. Er wurde zuerst Inspector des Gymnasiums der kaiserlichen Akademie d. W. zu St. Petersburg, legte im J. 1778 dieses Amt nieder, um ganz den Wissenschaften zu leben, wurde aber später als Rath bei der Expedition der Reichs-Einkünfte wieder verwendet und starb im J. 1806. Von seinen Schriften sind auszuzeichnen: 1) seine „Beiträge zur Geschichte Peter d. Gr.“ 3 Thle. Riga 1774. (Das Tagebuch des gen. Fürsten in deutscher

Uebertragung mit Beilagen enthaltend) und 2) seine „Russische Bibliothek zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Litteratur in Rußland", begonnen im J. 1772, mit dem 11. Bde. im J. 1787 geschlossen, ein „gelehrtes Journal", dessen vorzügliche Aufgabe darin bestand, in fortlaufenden Heften über die zunächst innerhalb Rußlands im Gebiete der verschiedensten Wissenschaften erscheinenden litterarischen Werke in deutscher Sprache Berichte zu erstatten. — Sein Bruder, Joh. Vollrath B., lebte ebenfalls in St. Petersburg und war, wenn auch weniger ergiebig, ebenfalls litterarisch thätig. Wegele.

Bacmeister: Dr. Lucas B. d. Ae., geb. zu Lüneburg 18. Oct. 1530, studirte seit 1548 in Wittenberg, 1552 Lehrer der dänischen Prinzen Magnus und Johann bis 1555, Mag. 1557, Hofprediger zu Kolding 1559, o. Prof. d. Theol. u. Pred. an St. Marie in Rostock 1561 (Antritt Ostern 1562), Dr. d. Theol. 1564, Superintendent der Stadt Rostock 1592, † 9. Juli 1608. Er war 1574 wegen des Saliger'schen Streites in Lübeck, 1580 wegen Regulirung d. protest. Angelegenheiten in Wien, 1581 in Bremen wegen der Sacraments-Angelegenheiten, 1582 in Güstrow wegen der Apologie des Concordienbuches. Er schrieb: „Vom christlichen Bann, kurtzer und gründlicher Bericht aus Gottes Wort und aus Dr. M. Lutheri Schriften, durch die Diener der Kirche Christi zu Rostock zusammengetragen", Rost. 1565. — Historia ecclesiarum Rostoch. s. narratio de initio et progressu Lutheranismi in urbe Rostochio (bei Westphalen I. p. 1553). Verschiedene Leichenpredigten 2c. (Jöcher, Etwas 1738. — Schütz, Index III. — Richter 5. 14. — Krey, Rost. Gel. IV. S. 33, Anh. 26. — Kirchen- u. Gel.Gesch. II. S. 24. 73. — Gel. Lex. VIII. 7. —) Nicht von ihm, sondern von seinem gleichnamigen Sohne, geb. 2. Nov. 1578, † als Superintendent zu Güstrow 2. Oct. 1638, sind die bekannten geistlichen Lieder. Vgl. G. Schedii Parentationes., Rostock. 1638. H. Brettner, Die Liederdichter des mecklenb. Gesangbuchs, Schwerin 1862. Fromm.

Baczko: Ludwig von B., Schriftsteller, geb. 8. Juni 1756 zu Lyck in Ostpreußen, † 27. März 1823. Er stammte aus einer ursprünglich polnischen, später mit dem ungarischen Indigenat ausgestatteten Familie. Sein Vater, von dem Ruhme Friedrich d. Gr. angezogen, hatte, obwol gläubiger Katholik, den österreichischen Kriegsdienst mit dem preußischen vertauscht und im Laufe des siebenjährigen Krieges es bis zum Rittmeister gebracht. Ludwig von B. wuchs unter wenig wohlthätigen Familienverhältnissen auf und hatte das Unglück, eben als er in Königsberg das Studium der Rechte vollendet hatte, schon in seinem 21. Lebensjahre völlig zu erblinden. Dieses Unglück wurde die nächste Veranlassung, daß er unter die Schriftsteller ging, ohne gerade einen entschiedenen Beruf dazu mitzubringen, und zu gleicher Zeit, schon seiner Existenz zu liebe, die mannigfaltigsten Unternehmungen versuchte, die einen Mann in normaleren Verhältnissen in den Ruf eines Projectenmachers hätten bringen müssen. Eine Stellung als Professor an einer Universität zu erhalten ist ihm trotz wiederholter Versuche nicht gelungen; dagegen wurde er längere Zeit als Lehrer der Geschichte an der Artillerie-Akademie zu Königsberg verwendet. Baczko's Schriftstellerei bewegte sich in den verschiedensten Gebieten, in erster Linie aber der Geschichte und der Dichtkunst. Seine Laufbahn als Geschichtschreiber eröffnet er mit einem „Handbuche der Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik Preußens". Darauf ließ er in Verbindung mit dem geh. Rath Schmalz die „Preußischen Annalen", und endlich seine „Geschichte Preußens" in 6 Bdn. (Königsberg 1795—1800) folgen. Noch später entstand auf Bestellung eine „Geschichte des 18. Jahrh." (3 Bde.), eine „Geschichte der französischen Revolution" (2 Bde.). Ein Lehrbuch der vaterländischen (preußischen) und ein gleiches der Welt- und Menschen-

geschichte hat B. im Auftrag für die neuen ostpreußischen Schulen geschrieben. Der wissenschaftliche Werth dieser geschichtlichen Werke war von Anfang an nicht erheblich, heut zu Tage sind sie entwerthet. Den meisten Beifall hat bei ihrem Erscheinen mit Recht die „Geschichte Preußens" gefunden; sie ist nicht ohne wissenschaftlichen Gehalt: verstimmt über zu geringe Berücksichtigung seiner Leistungen von Seiten der Staatsregierung hat er sie aber nicht zu Ende geführt. Baczko's bereits berührte schöngeistigen Erzeugnisse waren sehr zahlreich, namentlich im Gebiete des Romans, ohne aber irgendwie über die Linie des Gewöhnlichen sich zu erheben. Gegenwärtig sind sie auch in Leihbibliotheken verschollen. Sein letztes Werk war die sehr ausführliche „Geschichte seines Lebens", die nach seinem Tode sein Sohn (Königsberg 1824, 3 Bde.) veröffentlicht hat. Oft unerträglich breit wie sie ist, macht diese Autobiographie, wie lehrreich sie oft sein mag, einen wenig günstigen Eindruck. Einen Auszug daraus hat der „Neue Nekrolog der Deutschen" (Jahrgang 1833, S. 338 ff.) gebracht.

Wegele.

Badehorn: Leonhard B., Magister der freien Künste und der Philosophie, auch beider Rechte Doctor, geb. 6. Nov. 1510 zu Meißen, † 1. Juli 1587 (nicht 1588) zu Leipzig. Er studirte in Leipzig, wurde dann Schulrector in Annaberg, dankte aber nach 2 Jahren ab und begab sich wieder nach Leipzig, wo er im Wintersemester 1537/38 Rector der Universität, im Sommer 1538 Decan der Artistenfacultät, 1538/39 Vicekanzler war, auch 1538 Collegiat des kleinen Fürstencollegs wurde. Hierauf ging er nach Italien, hielt sich dort 5 Jahre auf, und wurde 1544 in Padua zum Dr. iuris utr. promovirt. Nach Leipzig zurückgekehrt, war er im Winter 1545/46 zum zweiten Male Rector, sodann Beisitzer des Schöffenstuhls und des Oberhofgerichts, seit 1552 Senior der Juristenfacultät, 1556 und 1559 Assessor des Rathes, und in den Jahren 1562, 65, 68, 71 regierender Bürgermeister. 1552 trat er als Gesandter des Herzogs Moritz von Sachsen auf dem tridentinischen Concil gegen das Papstthum auf. An den Streitigkeiten, welche die Reorganisation des Leipziger Schöffenstuhls durch Kurfürst August im J. 1574 herbeiführten, nahm er lebhaften Antheil. Sein Ansehen als Jurist war so groß, daß Schriftsteller seiner Zeit sorgfältig über seine mündlich geäußerten Ansichten referiren, so namentlich Modestinus Pistoris in seinen „Illustr. quaestion." part. I. II. Auch in den „Scabinorum Lipsiensium resolutiones" im 1. Band der „Consultationes constitutionum Saxonicarum" wird er häufig angezogen. In einer handschriftlichen Sammlung von Leipziger Schöffenurtheilen haben sich Erkenntnisse mit seinem Namen erhalten. — Casp. Jungermann, Oratio in funere Leonharti Badhorni. Lipsiae 1587. 4°. Laband in der Zeitschrift f. Rechtsgeschichte VI. 335 (1866) mit der dort angeführten Litteratur. Zarncke, Die urkundlichen Quellen zur Gesch. der Universität Leipzig (Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften, Bd. III.) S. 597, 598, 766, 797, 816, 917.

Steffenhagen.

Bädeker: Hervorragende Buchhändlerfamilie, die aus einer alten Buchdruckerfamilie in Bremen abstammend nach der Grafschaft Mark übersiedelte und dort zu Bedeutung gelangte. Der bekannteste, durch seine Reisehandbücher berühmt gewordene Karl B. war der älteste Sohn des (13. Juli 1778 geb. und 23. März 1841 in Essen gestorbenen) Buchdruckers und Buchhändlers Gottschalk Diederich B. in Essen; er wurde 3. Nov. 1801 geb., besuchte in Essen und in Hagen die Schule und studirte später in Heidelberg, wo er zugleich in dem Geschäft von Mohr und Winter den Buchhandel erlernte.

In den Jahren 1823—25 conditionirte Karl B. bei Georg Reimer in Berlin, ging dann in die Heimath zurück und gründete im Juni 1827 in

Coblenz sein eigenes Geschäft. Die Basis seines Reisehandbücherverlags bildete „Klein's Rheinreise", welches Buch er von der Rohling'schen Buchhandlung käuflich erwarb; er unterzog sich selbst der zeitgemäßen Umarbeitung dieses Führers, und trat bei der 3ten Auflage desselben im J. 1839 zuerst als Reiseschriftsteller mit Glück und Erfolg auf; in demselben Jahre veröffentlichte er noch den „Führer durch Belgien und Holland", ließ 1842 ein „Handbuch für Reisende durch Deutschland und den österreichischen Kaiserstaat" folgen, brachte im J. 1844 „Die Schweiz", und gab als letzte eigne Arbeit im J. 1855 sein Handbuch über „Paris und Umgebung" heraus. Er starb 4. Oct. 1859.

Die Bädeker'schen Reisehandbücher haben das große Verdienst, daß ihr mit ausgezeichneten Kenntnissen ausgerüsteter Verfasser nur nach eigner Anschauung und Erfahrung zu urtheilen pflegte, alle von ihm beschriebenen Gegenden hat B. zu wiederholten Malen selbst bereist und seine Angaben mit zuverlässigster Gewissenhaftigkeit gemacht. Dies hat seinen Reisehandbüchern ein fast unbedingtes Vertrauen im Publicum und den durchschlagendsten geschäftlichen Erfolg verschafft. Nach seinem Tode setzte sein ältester Sohn Ernst B., geb. 26. Oct. 1833, das Geschäft ganz im Sinne des Vaters fort, und bearbeitete im Anschluß an dessen Reisehandbücher „Italien" und „London und seine Umgebung" in gleicher Weise; leider starb der begabte junge Mann in der Blüthe seiner Jahre (23. Juli 1861), worauf die Firma an seinen jetzt noch lebenden jüngeren Bruder Karl B. (geb. 25. Jan. 1837) übergegangen ist, der das Geschäft noch heute leitet. Die Bädeker'schen Reisehandbücher sind in deutscher, englischer und französischer Sprache erschienen, haben zum Theil viele Auflagen erlebt und genießen heute noch das größte Ansehen.

Die alte Firma G. D. Bädeker in Essen befindet sich heute noch im Besitz der Familie, der Gebrüder Eduard und Julius B.; ein Bruder des verstorbenen Karl B., Adolf B. gründete 1836 in Rotterdam eine deutsche Buchhandlung und siedelte 1844 für denselben Zweck nach Köln über, andere Mitglieder der Familie B. gründeten ebenfalls Buchhandlungen in Barmen, Elberfeld und Iserlohn, die sämmtlich im besten Ansehen heute noch bestehen, zum Theil in den Besitz anderer Buchhändler übergegangen.

Mühlbrecht.

Bader: Augustin B., auch Weber genannt, ein Kürschner in Augsburg, trat daselbst 1529 als Prophet auf. Er war ein Wiedertäufer von jenen destructiven Tendenzen, wie sie in Augsburg vor ihm schon von Hans Hut gepredigt wurden und bald darauf in Münster zum offenen Aufruhr führten. B. verkündete, daß nach einem Aufruhr von dritthalb Jahren das tausendjährige Reich beginnen und dann sein eigenes Kind regieren werde. Er selbst ließ sich, mit Krone und Scepter angethan, königliche Ehren erweisen. Nachdem er aber seine Rolle eine Zeit lang gespielt hatte, wurde er verrathen und mußte aus der Stadt fliehen. In einer Mühle bei Blaubeuren in Würtemberg wurde er ergriffen, ward nach Stuttgart gebracht und dort 1530 unter grausamen Martern hingerichtet. — Vergl. Otttius, Annales Anabaptistici, Basil. 1572, p. 52. Cornelius, Geschichte des Münstersch. Aufruhrs, Buch 2. 9.

Brecher.

Bader: M. Johann B., erster evangelischer Prediger zu Landau in der Pfalz, † zwischen dem 10. und 15. Aug. 1545. — Seine Jugend ist uns unbekannt. Zuerst erfahren wir von ihm, daß er Lehrer und Erzieher des Herzogs Ludwig von Pfalz-Zweibrücken war; 1518 wird er als Pfarrer in Landau genannt. Er bleibt in der kathol. Kirche etwa bis 1521. In diesem oder dem nächsten Jahre fand unter dem Einfluß der religiösen Bewegungen, welche sich der elsässischen, schwäbischen und rheinischen Ritterschaft bemächtigt hatten und die in

Landau sich hauptsächlich vollzogen (Landawer Eynung) sein Uebertritt zur lutherischen Kirche Statt. 1524 wurde er von dem Bischofe von Speier in den Bann gethan, aber von dem Magistrat und der Bürgerschaft Landaus in Schutz genommen. — Er vermochte den Magistrat dazu, eine deutsche Schule zu gründen und trug zur Hebung der Schulen überhaupt durch Abfassung von Büchern für den Religionsunterricht bei. — Mit großer Energie trat er den Wiedertäufern entgegen und disputirte ein Mal mit einem Haupte derselben, Joh. Denck aus Nürnberg. — Seine Lehre ist im Ganzen die Zwingli's, am nächsten verwandt mit der Bucer's, mit dem er auch durch innige Freundschaft verbunden war. Sein Streben war zwischen den Gegensätzen zu vermitteln unbeschadet seiner eigenen Selbständigkeit. Nur so ist es zu denken, wie er von seinem Standpunkte aus mit Schwenckfeld in fast vertrauten Verkehr treten konnte, weswegen er mit seinen nächsten Freunden beinahe zerfiel. Jedenfalls raubten ihm die Folgen dieses Verhältnisses und sein Streit mit Seiß die Ruhe seiner letzten Lebenstage.

Seine Schriften und die Angabe der Quellen finden sich fast vollständig bei Gelbert in Herzog's Real-Encyclopädie, Bd. XIX. S. 160 ff. Zu den ersteren ist hinzuzufügen: De ansere, qui sacramentum edisse dicitur, epistola apologetica. Diese Schrift erschien ursprünglich deutsch und scheint nicht von B. übersetzt zu sein. Mit ihr verbunden erschien gleichzeitig die Schrift: De vero coenae dominicae usu, Argentorati 1526. — Zu den Quellen ist zu ergänzen: Ottius, Annales anabaptistici. Basil. 1572. — J. G. Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten. 4. u. 5. Bd. S. 1017. — v. Schwenckfeld, Epistolar: christliche lehrhaffte Missiven oder Sendbrieff. 1. Th. 1566, 2. Th. 1570. Brecher.

Bader: Karl Adam B., geb. 10. Jan. 1789 in Bamberg, gest. in Berlin 14. April 1870, war der Sohn eines Domorganisten und wurde durch seinen Vater von frühester Jugend an musikalisch ausgebildet. Schon seine Knabenstimme, ein schöner Sopran, erregte Aufsehen. Mit 18 Jahren trat er als Organist an des Vaters Stelle. Der seltene Wohlklang seiner metallreichen Tenorstimme zog ihn, der für die geistliche Laufbahn bestimmt war, in profane Kunstkreise, so daß er im J. 1811 zur Bühne übertrat. In Bamberg blühte zu jener Zeit ein treffliches Theater. Franz von Holbein war der kunstverständige Director, der geniale E. T. A. Hoffmann der Musikdirector desselben. Unter dem Schutz und der Leitung dieser Männer betrat B. zuerst die Bretter in der Paer'schen Oper „Camilla“ als Loradeno, dann als Belmonte in Mozart's Entführung, und als Sargines in Paer's gleichnamiger Oper mit dem günstigsten Erfolge. Bald darauf trat er zum Münchener Hoftheater über und fand hier in Brizzi, dem berühmtesten Tenor jener Zeit, ein mustergiltiges Vorbild, in dem Capellmeister Lindpaintner einen tüchtigen Führer. Nach vierjährigem Engagement verließ er, zum Meister herangebildet, München und sang an den Bühnen von Bremen, Hamburg und Braunschweig mit außerordentlichem Erfolg. Im J. 1818 sang er zum ersten Male als Gast in Berlin, ward mit großem Beifall aufgenommen und trat 1820 in ein festes Engagement an der königlichen Bühne, der er — mit dem Titel „Kammersänger“ ausgezeichnet — bis zum Jahre 1845 als actives Mitglied angehörte. Einige Jahre nach seiner Pensionirung führte er noch die Regie der Oper und leitete bis zu seinem Tode die musikalischen Aufführungen in der katholischen Hedwigskirche.

B. war in seiner Glanzzeit, die in die zwanziger und dreißiger Jahre fällt, unbestritten der erste Tenorist der deutschen Bühne. Seine Stimme war von außerordentlichem Wohlklang und von seltener Kraft. Dabei war er ein edler, feuriger und geistvoller Darsteller. Die ersten Tenorpartien der großen, lyrischen

und selbst komischen Oper waren seine Glanzleistungen, doch dem colorirten Gesang fügte sich seine sonst trefflich ausgebildete Stimme nur in geringem Grade. Er war berühmt als Masaniello, Robert, Cortez, Licinius, Othello, Max, Hüon, Nadori, Adolar, Johann von Paris, Joconde, Maurer, Iwanow. Die genannten Rollen bezeichnen den außerordentlichen Umkreis seines Repertoires, das er mit Meisterschaft beherrschte. B. starb als allgemein verehrter Greis am Grünen Donnerstage 1870 im königl. Schlosse zu Berlin im Kreise seiner Familie und ward am zweiten Ostertage begraben. Förster.

Baechem: Nicolaus B. de Egmunda, geb. zu Egmond in Nordholland um 1470, † 28. Juli (oder 24. Aug.) 1526 zu Löwen. 1488 begann er seine humanist. Studien im Falkencolleg in Löwen, ward 1491 Licentiat und nun selbst Lehrer jenes Collegs, studirte aber zugleich Theologie unter Adrian Floriszoon, nachmaligem Papst Adrian VI., ward 1505 zum Doctor promovirt und trat 1507 zu Mecheln in den Carmeliterorden. 1510 ward er Director des, der Universität incorporirten, Collegs seines Ordens zu Löwen, 1517 Prior und Regens der Studien des Carmeliterklosters zu Brüssel, kehrte aber 1511 an die Spitze des Löwener Collegs zurück und ward endlich 1520 von Karl V. zum Inquisitor ernannt. Er war in Predigten und Schriften ein eifriger Verfolger der Haeretiker; selbst den Erasmus griff er an, wofür ihm dieser das spottende Epitaphium machte: „Hic jacet Egmundus, telluris inutile pondus, Dilexit rabiem, non habeat requiem.“ Seine Schriften blieben ungedruckt und sind zum Theil während der Unruhen der folgenden Zeiten zu Grunde gegangen. Es sind Vorlesungen, Predigten und Commentare biblischer Schriften.

Biogr. nat. de Belg. Alb. Th.

Baecx: Joachim B. (Baacx), kathol. Prediger an St. Gertruden zu Utrecht, geb. daselbst 10. Aug. 1548, † 24. Sept. 1619. Einen bei Mit- und Nachwelt geachteten Namen machten ihm nicht so sehr seine wenigen Schriften („De Tolk of Advokaat van alle oprechte Catholijken“, 1610; „Le balai des consciences“, 1610; „De Ban van alle Ketters, Staatskundigen end verkeerde Catholijken“, 1616 ꝛc.), als vielmehr die Beredsamkeit seiner Predigten und der unerschrockene Eifer, mit dem er unter schwierigen Umständen für die katholische Kirche eintrat. Er besaß eine durch Weisheit wie Einfachheit und Demuth hervorragende Persönlichkeit, stets treu seinem Motto: „Hier bemin ik het Waken“. — (v. d. Aa, Biogr. Woordenb. Alb. Th.

Baecx: Adrian B. van Baerland, gelehrter Jurist, geb. zu Mecheln 9. Aug. 1574, † nach 1629. Als unter der Regierung Erzherzog Albrechts und der Isabelle die Universität zu Löwen aus ihrer Zerrüttung wieder emporgehoben werden sollte, wurde B. 1606 zum Präsidenten des altberühmten Collegium trium linguarum, (des Griechischen, Lateinischen und Hebräischen) ernannt; dasselbe verdankt ihm seine Wiederherstellung. Er berief dahin für das Lateinische 1606 den Erycius Puteanus, für das Griechische 1609 den Petrus Castellanus, für das Hebräische 1612 den Valerius Andreas. Er selbst ward 1607 Licentiat und 1614 Doctor der Rechte. 1619 ward er Rector der Universität. Um 1624 aber zog er sich als Dechant von Oorschot bei Herzogenbusch aus dem öffentlichen Leben zurück. Wahrscheinlich legte er nach der, 1629 erfolgten, Aufhebung der kathol. Kirche in Nordbrabant auch dies Amt nieder. Ueber seine weiteren Schicksale ist nichts bekannt. — (Biogr. nat. de Belg.)

Alb. Th.

Baenst: Paul v. B., von altangesehener Familie, geb. zu Brügge um 1442, † zu Gent 1497, war einer der thätigsten Anhänger Maximilians von Oesterreich, als ihm, nach der Vermählung mit Maria v. Burgund, die Niederlande zufielen. 1477 von Maria in den großen Rath berufen, gehörte

B. zu den Unterhändlern des Friedens von Arras v. 23. Dec. 1482, in welchem Ludwig XI. zur Rückgabe mehrerer eroberter burgundischer Städte bewogen ward. Seit 1483 Vorsitzender des großen Rathes von Flandern verhandelte er den im Juni 1485 zu Brügge abgeschlossenen Friedensvertrag zwischen Brügge und dem erzherzogl. Paar. Als bald darauf beim neuen Ausbruch der Zwistigkeiten Maximilian 1487 zu Brügge gefangen gehalten ward, war wiederum B. sein vornehmster Rath, ward sogar 1488 selbst auf kurze Zeit gefangen gesetzt, und war dann der Hauptunterhändler des Friedens zwischen Maximilian und Flandern, der am 1. Oct. 1489 zu Montils-lez-Tours zu Stande kam. Auch zu London erscheint er als Mitunterhändler des wichtigen politischen und Handelstractates vom 24. Febr. 1495 zwischen Flandern und England.

Britz in der Biogr. nat. de Belg. Alberd. Th.

Baer: Leop. Joseph, namhafter Buchhändler, geb. 2. Oct. 1804 in Bockenheim von jüdischen Eltern, † 31. Dec. 1861 in Frankfurt a. M. Sein Vater, welcher nach damaligen Frankfurter Gesetzen das Bürgerrecht dieser Stadt nicht erlangen konnte und deshalb ein offenes Geschäft nicht betreiben durfte, gründete 1785 in einem kleinen Locale einer abgelegenen engen Gasse in Frankfurt ein buchhändlerisches Antiquargeschäft, hatte aber seinen Wohnsitz in Bockenheim bei Frankfurt. Sein Geschäft nahm trotz der ungünstigen Lage (im Dominicaner-Kloster) in Folge des ehrenhaften und umsichtigen Betriebes des Besitzers einen raschen Aufschwung und gewann bald einflußreiche Gönner, die es dem alten B. ermöglichten, die ihm entgegenstehenden gesetzlichen Schwierigkeiten zu überwinden, als Bürger nach Frankfurt überzusiedeln, und das erweiterte Geschäft nach der Steingasse zu verlegen. Sein Sohn, unser Joseph B., besuchte in den Jahren 1815—20 das Frankfurter Gymnasium und trat dann in das väterliche Geschäft ein, welches zu jener Zeit bereits große Ausdehnung gewonnen hatte; mit ihm verband sich 1824 sein Bruder Hermann B. zur Uebernahme des väterlichen Geschäftes und Beide waren nun in rastloser Thätigkeit und mit bestem Erfolge bemüht, dem Hause eine fortwährende Ausdehnung und Bedeutung zu geben. Während der jüngere Bruder Hermann sich meistens auf Reisen befand, um in England, Holland, Frankreich und Italien Ankäufe zu machen, leitete Joseph das Haus in Frankfurt und hat sich im Laufe der Jahre große Verdienste erworben durch die Bereicherung der öffentlichen Bibliotheken mit den litterarischen Schätzen des Auslandes, die er mit ungewöhnlichen bibliographischen Kenntnissen ausgerüstet, in sachkundigster Weise an sich zu bringen und zu verwerthen verstand, so daß das Baer'sche Geschäft sich einen guten Ruf in der europäischen Gelehrtenwelt, und besonders intime Beziehungen zu den öffentlichen Bibliotheken in Rußland erwarb. Zur Zeit des Parlamentes im J. 1848 war die Baer'sche Buchhandlung ein Sammelplatz hervorragender Männer; von Radowitz, Döllinger, Jacob Grimm u. A. verkehrten häufig und gern mit den beiden Brüdern und schätzten dieselben wegen ihrer gediegenen Kenntnisse und anerkannten Biederkeit. Dem Bedürfnisse nach größerer Ausdehnung nachgebend, verlegte Joseph B. im J. 1850 das Geschäft in das am Roßmarkt gelegene Casino, und 1860 in das von den Brüdern eigen erworbene, ebenfalls am Roßmarkt dem Gutenberg-Denkmal gegenüber gelegene, große Gebäude, wo sich die Buchhandlung heute noch befindet, und in dessen eleganten Räumen ein antiquarisches Bücherlager von über 200,000 Bänden aufgestellt ist. Joseph B. konnte sich des neuen Besitzthums nicht lange erfreuen, ein Herzleiden machte seiner Wirksamkeit schon im folgenden Jahre ein Ende. Bezeichnend für seine Tüchtigkeit ist es, daß er vom Kaiser von Rußland im J. 1853 zum Hauptcommissionär der kaiserl. öffentl. Bibliothek in Petersburg und des öffentlichen Museums in Moskau ernannt, sowie mit der russischen goldenen Verdienst-

Medaille ausgezeichnet wurde. Der größtentheils streng wissenschaftliche Verlag des Baer'schen Geschäftes enthält Namen wie Fichte, Dieffenbach, Ranke u. A., deren Werke meistens durch Ankauf aus dem Weidmann'schen, Cotta'schen und anderem Verlage erworben sind. Das Geschäft wird heute noch von dem überlebenden Bruder Hermann B. geleitet, dem die beiden Söhne des Verstorbenen, die Herren Julius und Simon B. dabei zur Seite stehen. Schließlich sei noch erwähnt, daß das Haus Baer im J. 1871 eine bedeutende Erweiterung durch die Gründung von Zweiggeschäften in Paris und London erfahren hat, zu welchem Behufe die Herren H. Sotheran in London, und Dr. H. Derenbourg in Paris in die, jetzt „Joseph Baer, Sotheran u. Co. in Frankfurt, London und Paris" lautende Firma aufgenommen sind. Mühlbrecht.

Baerland: Adrian van B., Humanist, geb. zu Baarland auf Süd-Beveland 1488, lehrte als Magister art. 1518—20 am Collegium trium linguarum zu Löwen und war nachmals daselbst Professor an der Universität und † um 1542. Er gehörte zu den eifrigen Förderern der classischen Studien. Die Alten erschienen ihm als omnis doctrinae parentes. Erasmus schätzte ihn sehr, und belobte auch die von B. verfaßte „Epitome chiliadum adagiorum Desiderii Erasmi", Köln 1528. Seine zahlreichen Schriften (vgl. v. d. Aa, Biogr. Woordenb.) sind theils philologischen Inhaltes (Scholien zu Virgil, Cicero, Plinius, Menander, Terenz, („De literatis urbis Romae principibus" ꝛc.), theils historischen: „Chronologia brevis ab o. cond. a. a. 1532", „De ducibus Venetis", „De rebus gestis ducum Brabantiae", 1532, „De urbibus inferioris Germaniae", „Chronicon ducum Brabantiae", 1551, „De comitibus Hollandiae", 1584, „De episcopis Ultrajectinis", 1584; vielleicht noch einige andere. Eine Ausgabe seiner geschichtlichen Werke veranstaltete zu Köln 1603 Bernardus Gualterus. Alberdingk Thijm.

Baerle: Caspar van B., Barläus, geb. zu Antwerpen 12. Febr. 1584, † zu Amsterdam 14. Jan. 1648. Schon bald nach der Geburt kam er mit seinen vor der spanischen Occupation flüchtenden Eltern nach Holland, studirte zu Leiden, ward, 28 Jahre alt, zum Vicerector des dortigen theologischen Collegs und 1617 zum Professor der Logik ernannt. Als Remonstrant 1619 abgesetzt, floh er nach Frankreich, studirte Medicin und erwarb zu Caen den medicinischen Doctorgrad. Später nach Holland zurückgekehrt, ward er 1631 an das Athenäum zu Amsterdam als Professor der Philosophie berufen, in welcher Stellung er (1647 von Irrsinn befallen) bis an seinen Tod verblieb. Seinen Hauptruhm verdankt er seinen seit 1618 oft gedruckten „Poemata". Er galt lange als ein Hauptvertreter mittellat. Poesie in Holland; erst neuerdings hat man (Peerlkamp, L. Müller) auf seinen Wortschwall, seine mythologische Ueberladung — eine Folge der Nachahmung des Claudianus — hingewiesen, und den Dichter wegen seiner Lobeserhebungen der Maria v. Medicis, Richelieu's u. A. als „kleinlichen Gratulanten und Supplicanten" bezeichnet. Vollständig erschienen seine lat. Gedichte zu Amsterdam 1645. Seinen öfters gedruckten „Orationes" rühmte man seine Latinität nach. Seinem Verkehr mit Hooft, Huyghens, Vondel, Vos u. A. verdanken wir eine reiche Briefsammlung. Er wirkte durch sie mittelbar auch auf die niederländische Dichtung ein. Von ihm erschienen „Verscheyde Nederduytsche Gedichten", 1651 u. 53; außerdem eine Reihe medicin., naturwissenschaftl., theol. u. histor. Werke.

Vgl. v. d. Aa, Nederl. Woordenb. u. die daselbst angeführte Litteratur; Biogr. nat. de Belg. Martin.

Baersdorp: Cornelis von B., Arzt, geb. gegen Ende des 15. Jahrh., † zu Brügge 24. Nov. 1565. Er gehörte dem alten Adelsgeschlechte von Borsselen an. Nachdem er in Italien und Frankreich studirt hatte, erwarb er

sich durch seine Praxis zu Brügge einen solchen Ruf, daß Karl V., als er zum ersten Mal in den Niederlanden war, ihn zu seinem Leibarzt und Kammerherrn ernannte. Später zum Archiater des Kaisers befördert, auch Leibarzt der Königinnen Eleonore und Marie, hat er den Kaiser bis an seinen Tod stets begleitet. Sein Leben am Hofe ward vielfach durch die Intriguen ärztlicher Nebenbuhler, durch des Kaisers podagrische Reizbarkeit und seine Neigung, sich allerlei Quacksalbern anzuvertrauen, getrübt und verbittert. Doch erkennt der Kaiser in einem Diplom vom 2. Mai 1556 Baersdorp's Treue und Verdienste mit dem höchsten Lobe an, indem er ihn, neben andern Ehrenbezeigungen, zum Pfalzgrafen macht, mit dem Recht, Notare und Richter zu ernennen, jährlich drei Licentiaten der Medicin und der Rechte nach bestandenem Examen zu ernennen und drei Poeten zu krönen, ihn auch zum kaiserlichen Rath erhebt und ihm das Bürgerrecht aller Städte des Reichs verleiht. — Nach Karls V. Tode kehrte B. nach Brügge zurück, wo er 1561 Schöffe und 1562 und 63 Bürgermeister war. Geschrieben hat er: „Methodus universae artis med. formulis expressa ex Galeni traditionibus" etc. 1538, „Consilium de arthritidis praeservatione et curatione", gedruckt erst 1592.

Biogr. nat. de Belg. Alb. Th.

Baert: Arnold B., Rechtsgelehrter, geb. zu Brüssel 1554, † zu Mecheln 29. Mai 1629; studirte Humaniora zu Löwen und Jura zu Douai, wo er 1576 den Doctorgrad erwarb; an die Kölner Universität berufen, lehrte er dort hauptsächlich Lehnrecht. 1585 war er wieder in dem unter spanische Herrschaft zurückgekehrten Brüssel, ward hier zum Schöffen gewählt und endlich 1588 zum Mitglied des großen Rathes von Mecheln ernannt, wo er großen Einfluß übte. Zu Köln hat er 3 civilistische Dissertationen (1579), ferner des Jacobus de Bellovisо „Aurea praxis criminalis" (1580) und desselben „Apparatus in usus et consuetudines feudorum" (1582) mit eigenen Anmerkungen herausgegeben.

Vgl. Biogr. nat. de Belg. Alb. Th.

Bagge: Baron Karl Ernst B., königl. preuß. Kammerherr und wunderlicher Musikliebhaber, lebte um 1782 zu Paris und † daselbst 1791. Er spielte schlecht Bratsche und noch schlechter Violine, hielt sich aber für einen Virtuosen ersten Ranges und behauptete eine ganz neue Methode des Violinspiels erfunden zu haben, welche in einem Auf- und Niederglitschen mit demselben Finger auf den Seiten, ohne alle weitere Applicatur, bestanden haben soll. Die größten Künstler aller Nationen, und darunter Männer wie Viotti, mußten bei ihm Unterricht nehmen, um seine Manier kennen zu lernen, wofür er ihnen jede Lection, die sie von ihm empfingen, mit einem Louisd'or bezahlte. Er stand in großem Rufe, aber nicht blos eines Musiknarren, sondern auch eines feinen und echten Kenners und Beschützers wahrer Kunst. Denn merkwürdigerweise soll er in Allem, was nicht seine eigenen Leistungen betraf, Geschmack und Urtheil besessen haben; ganz Paris sprach noch lange von den vortrefflichen Concerten, die er in seinem Hause an der Place des victoires zu geben pflegte, und die größten Virtuosen, wie die Todi, die Mara, Viotti, Kreutzer, Duport, Punto, Besozzi und andere, ließen erst bei ihm sich hören, bevor sie öffentlich auftraten. Daneben besaß er große Herzensgüte und Liebenswürdigkeit und unterstützte Kunst und Künstler, wo und wie er vermochte, auf das Freigebigste, weshalb sein Tod, ungeachtet seiner Seltsamkeiten, viel und aufrichtig betrauert worden ist. Er hat auch componirt: ein Violinconcert, Paris um 1782, welches Kreutzer mit vielem Beifalle öffentlich gespielt hat; eine Symphonie in D, 8 Instr., in Hamburg bei Westphal noch 1795 zu haben. Vgl. auch Allg. Mus.-Ztg. III. 840; Marpurg, Metaphrastes 224. 277. v. Dommer.

Baggêl: Bernhard B., Rostocker Rathsherr, befehligte die Besatzung des Rostocker Thurms am Ausfluß der Warnow bei Warnemünde, welcher nach dem bekannten Rosengarten-Turnier im Kampfe gegen Erich Menved von Dänemark und den Fürsten Heinrich II. von Mecklenburg aus den Steinen des rasch und entschlossen abgebrochenen großen Thurms zu St. Petri nach dem Willen der Gemeinde erbaut war. Am 23. Juni 1312 waren außer den Genannten, Markgraf Woldemar, Johann von Brandenburg und Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg zum Streit vor dem Warnemünder Bollwerk erschienen, angesichts des Feindes schlugen sie eine Brücke über den Strom und belagerten die Feste unter wiederholtem Stürmen 11 Wochen lang. So lange hatte sich die Besatzung tapfer gehalten, dann zwang sie der Hunger zur Uebergabe; „se degedingeden sick af", scheinen aber gefangen abgeführt zu sein. In Rostock erhob sich sofort die Anklage der Menge, die Rathsherren hätten Verrath geübt und es kam zur Entsetzung des alten Rathes. B. wird weder dabei, noch in der Vertragsurkunde von 1314 genannt, kommt aber 1317 im Rathe vor.

Die Vertheidigungs-Geschichte beruht außer den kurzen Angaben bei Detmar allein auf Ernst von Kirchberg (Westphalen, Mon. Ined. IV.), aus dem erst die Rostocker Chronik (Schröter, Beiträge zur Mecklenb. Gesch. I. 1) schöpfte. Bernhard B. wird aber zuerst bei Eindenberg, „Chron. Rost.", Ende des 16. Jahrh. genannt. Der Name Bagehl haftet noch an einer Straße Rostocks.

Baggel: Winold B., der Gründer der Karthause Marienehe bei Rostock, vertrat die Stadt auf dem Hansetag wegen der Vitalienbrüder 1399 (Wöch. Rost. Nachr. u. Anz. 1754 S. 190), war auch dem Hasse der aufständischen Gemeinde 1427 verfallen, seine Güter waren geplündert; 1439 wurde deren Restitution ausgemacht. Sein Sohn Heinrich unterschrieb 1454 die endgültige Abmachung. Als Rathsherr nahm Heinrich an der ersten Einrichtung der Universität Theil. — Wöch. Rost. Nachr. u. Anz. 1755 S. 187 ff., 1756 S. 62 f. Rost. Etw. I. S. 193. Krabbe, Univ. Rost. S. 37. Von der Familie und dem Wappen s. Lisch, Jahrb. XI. S. 187. Krause.

Bahnmaier: Jonathan Friedrich B., Doctor der Theologie, geb. zu Obristenfeld in Würtemberg, † zu Owen 18. Aug. 1841. Er verdient im deutschen Volke ein bleibendes Andenken einerseits als einer der Männer, die in der Zeit des Pestalozzismus mit unermüdetem Eifer die Hebung der Volksbildung sich angelegen sein ließen, ohne darum ihrer kirchlich-frommen Gesinnung irgendwie untreu zu werden, vielmehr gerade im innigsten Zusammenhange mit dieser; andererseits aber war er, dessen kräftigste Mannesjahre in die Napoleonischen Zeiten fielen, ein kerndeutscher Mann, der nicht nur bis an sein Ende den deutschen Rock trug und alte deutsche Sitte festhielt, sondern der ein Martyrium dafür zu erdulden hatte. Seine Erziehung war unter den Händen der Eltern (der Vater war Prediger) eine entschieden fromme im Sinne des älteren schwäbischen Pietismus; die dadurch genährte Richtung seines Gemüths fand auch in den Seminarien, die er durchlief, wie später in seiner Thätigkeit als Vicar und Repetent, ferner auf gelehrten Reisen (auf welchen er Verbindungen mit Männern wie Lavater und Heß in Zürich anknüpfte) stets reichliche Nahrung. Im J. 1806 erhielt er das Diakonat in Marbach (Schiller's Geburtsort), 1810 in Ludwigsburg und schon auf diesen Stellen entwickelte er außer den eigentlichen Berufspflichten eine ungemeine Thätigkeit für die Schulen, für nützliche Anstalten, für Fortbildung der Schullehrer, für Schul- und Kinderfeste, wofür er auch seine poetische Begabung verwerthete. Bei sehr conservativer Gesinnung in religiösen Dingen war er in Sachen der Schule ein Neuerer, er haßte alles, was aussah wie Schlendrian; daß etwas davon auch in sein theologisches Bewußtsein überging, das war ihm ebenso verborgen, wie den damaligen Supranaturalisten

überhaupt, namentlich der Tübinger Schule. Unerwartet wurde er dieser eingefügt, indem er 1815 als Professor der Theologie mit dem Lehrauftrag für Homiletik und Pädagogik nach Tübingen berufen wurde. Er las auch immer nur über diese Fächer, übernahm daneben die Inspection städtischer Schulen, führte auch dort die Maienfeste für die Schuljugend ein, erwarb sich aber ein großes Verdienst dadurch, daß er zuerst dem Bedürfniß praktischer Uebungen im Predigen, Katechisiren und im Schulunterricht durch Veranstaltung freiwilliger Uebungen der Theologie-Studirenden entgegen kam, und daraus ein festes Institut, ein Seminar, bildete, das sofort der Staat als Universitätsinstitut anerkannte und das heute noch als ein unentbehrliches Glied des akademischen Organismus in Tübingen besteht. Er war es auch, auf dessen Betrieb eine eigene Musikdirectorstelle an der Universität gegründet und als erster Inhaber derselben Friedrich Silcher berufen wurde. Allein es war ihm dort keine lange Wirksamkeit beschieden. Er bekleidete im J. 1819 die Rectorwürde. Nach der That Sand's — welch' letzterer einige Zeit in Tübingen studirt hatte — wurde der Senat aufgefordert, sich über die Stimmung der Studirenden zu äußern und B., so sehr er die That verabscheute und sie den Studirenden ins rechte Licht stellte, war doch nicht Diplomat genug, um nicht in dem von ihm verfaßten Antwortschreiben auch einige Mißbilligung der antideutschen Politik der Cabinette durchblicken zu lassen. Auch vorher schon hatte er der Königin Katharina gegenüber, die ihn kennen zu lernen gewünscht, einige Aeußerungen ähnlicher Art über den Minister Wangenheim gethan, die dieser, sein vorheriger Gönner, sehr übel nahm — kurz er wurde plötzlich seiner akademischen Lehrstelle enthoben und als Decan nach Kirchheim unter Teck versetzt. Dort schuf er sich einen seinem thätigen, nach seinen eignen Geständnissen fast allzu unmüßigem Geist entsprechenden umfassenden Wirkungskreis; er nahm zuletzt noch sehr lebhaften Antheil an der Herstellung des neuen Gesangbuchs, wurde aber auf einer Visitationsreise in dem Amtsort Owen vom Schlage getroffen und starb dort. — Bahnmaier's Schriften sind theils Gedichte — „Gesänge für die Jugend" 1811, „Gesänge für christliche Feier vaterländischer Feste" 1820 u. a. m., (vgl. Koch, Gesch. des Kirchenliedes (3. Aufl.) Bd. VII. S. 81 f.), theils Predigten — für wohlthätigen Zweck herausgegeben 1823, außerdem Gelegenheitsschriften, akademische Programme, Ansprachen, Denkschriften u. dergl.; kurze Zeit redigirte er ein Schulblatt. Palmer.

Bahr: Benedict B., Sohn des Bürgermeisters Thomas B. zu Eutin, geb. im Anfange des 17. Jahrh., † 15. Aug. 1670. Nachdem er die unter dem Rectorate Joh. Kirchmann's blühende Stadtschule zu Lübeck besucht hatte, ging er mit Hülfe eines ihm vom Bischof von Lübeck, Johannes, Herzog von Holstein, verliehenen Stipendiums zur Universität und wurde 1643 magister legens zu Wittenberg. Von dem bischöflichen Rath Joh. Cassius wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und Energie dem berühmten Stadt-Syndicus von Stralsund, Dr. David Mevius, empfohlen, erhielt er 1643 das Rectorat des Stralsunder Gymnasiums. Mit Unterstützung des Conrector Brüggemann und Subrector Movius gelang es ihm sowol durch die Pflege der classischen Philologie als auch durch mehrfache, den Schulbesuch und andere Einrichtungen betreffende und mit großer Nachhaltigkeit gegen manche Anfeindungen durchgeführte Reformen während seiner 12jährigen Amtsdauer dies Gymnasium zu einer bisher unerreichten Blüthe zu bringen. Hierzu wirkte auch noch besonders ein in seinem Hause unterhaltenes Alumnat, aus welchem eine große Anzahl tüchtiger und gebildeter Männer hervorging. Auch durch Beredtsamkeit war B. ausgezeichnet. Mit besonderem Eifer wandte er sich später auch dem Studium der römischen Rechtsgelehrsamkeit zu und verfaßte im J. 1655 eine Inauguraldissertation „Ad

legem praetoriam“. In Folge dessen ward er am 10. Jan. 1655 in den Stralsunder Rath gewählt und am 8. März von Greifswald aus zum Doctor der Rechte promovirt. Zu seinem Nachfolger am Gymnasium berief er seinen früheren Schüler Laurentius Bünsow von Wismar. Seit dem J. 1663 war er auch Camerarius und Provisor der Kirche zum heiligen Geist. Sein Bildniß ist noch jetzt im Rathhause aufgestellt.

Seine Schriften betreffen namentlich die römische Litteratur und Geschichte. — Vgl. Zober, Geschichte des Stralsunder Gymnasiums, 1860, III. 23 ff. 61. 71. 77. 84. 88 f. Häckermann.

Bähr: Christian August B., geb. 25. Jan. 1795 zu Atterwasch bei Guben in Sachsen, Sohn eines Mühlenbesitzers daselbst, studirte Pädagogik und Theologie zu Leipzig, wurde hier 1816 Hülfslehrer an der Bürgerschule, 1817 Lehrer in Fellenberg's Anstalt Hofwyl bei Bern, 1819 Hauslehrer bei Banquier Seyfferth in Leipzig, 1820 Magister und Nachmittagsprediger an der Universitätskirche, 1821 Pfarrer in Oppach in der Oberlausitz, 1834 in Weigsdorf bei Zittau und † 23. April 1846. Ein wahrhaft gläubiger und feinbegabter Mann, ist er besonders verdient durch seine Lieder: „Sechsundzwanzig geistliche Lieder von M. Bähr. Nach seinem Tode herausgegeben von der Predigerconferenz zu Hirschfeld.“ 2. Aufl. 1846. Ohne Zweifel werden manche derselben, wie sie jetzt schon einzelnen Kreisen sehr werth geworden sind, in die Gesangbücher der Gemeinden übergehen (besonders nennenswerth: „Auf Gott will ich vertraun“, „Die Berge meines Gottes stehn“, „Verzage nicht, du kleine Schaar“, „Wir werfen uns in deine Arme“ ꝛc.). — Vgl. „Der Pilger aus Sachsen“, Jahrgang 1846 und das Vorwort der geistl. Lieder. P. Pressel.

Bähr: Georg B., Erbauer der Frauenkirche in Dresden; geb. 15. März 1666 im sächs. Dorf Fürstenwalde als Sohn armer Eltern, † 16. März 1738. Ueber seinen Bildungsgang ist nichts bekannt. Als Rathszimmermeister zu Dresden erhielt er den Auftrag, nach seinen Rissen und Plänen, denen der Plan der Peterskirche in Rom zu Grunde lag, den Bau der Frauenkirche auszuführen, wobei ihm von Gegnern und Zweiflern an der Ausführbarkeit seines genialen Planes viel Verdruß bereitet ward. Er erlebte die Vollendung nicht, indem er an den Folgen eines unglücklichen Falles von einem Gerüste starb, aber sein Bau ist eine Zierde Dresdens und die stark angezweifelte Haltbarkeit der mit Kupferplatten belegten Kuppel hat sich bis auf heutigen Tag, selbst den Bomben gegenüber, deren Zielpunkt sie bei der preußischen Belagerung im J. 1760 war, trefflich bewährt. Leider ist sein Plan nach seinem Tode nicht streng durchgeführt worden. — Vgl. Hasche, Magazin z. sächs. Gesch. I. 158. Nachrichten über Erbauung der Frauenkirche S. 39. Gautsch.

Bähr: Johann B. (Beer), Concertmeister des Herzogs von Weißenfels, geb. 1652 zu St. Georg in Oberösterreich, † 1700. Er kam im 10. Lebensjahre in das Benedictinerkloster zu Lambach, wo er Unterricht in Wissenschaften und Musik empfing, worauf er 20. Oct. 1670 nach Regensburg in das Alumneum und Gymnasium poeticum ging. Darauf setzte er in Leipzig seine theologischen Studien fort, doch gewann seine Liebe zur Musik die Oberhand, und da er ein guter Sänger, fertiger Componist, Violin- und Clavierspieler war, fand er Anstellung in Herzog Augusts Capelle zu Halle in Sachsen und wurde nach dessen Tode durch Johann Adolf nach Weißenfels als Concertmeister berufen. Bald hernach bei einem Vogelschießen ward er durch einen unglücklichen Schuß getödtet (Matthes. Ehrenpf. 14 f.). Er war ein origineller, scharfer Kopf, gut unterrichtet, dabei munter und zur Satyre geneigt, der er in seinen Schriften mit aller Lustigkeit die Zügel schießen ließ. Herausgegeben hat er „Ursus murmurat etc.“ 1696, 1697, und „Ursus vulpinatur, List wider List oder musikalische

Fuchsjagd", 1697, beide gegen den gothaischen Gymnasialrector Vockerodt, dem er auch noch mit zwei anderen Schriften: „Ursus saltat" und „Ursus triumphat" gedroht hatte, die aber nicht erschienen sind; „Bellum musicum", 1701; „Musikal. Discurse durch die Principia der Philosophie deducirt"; nebst einem Anhange: „Der musikal. Krieg zwischen der Composition und Harmonie", 1719. Im Mspt. hat er hinterlassen: „Schola Phonologica, sive Tract. doctrinalis de Compos. Harmon. etc." in 45 Cap. (s. Matthes. Crit. mus. II. 74); „Kurze Beschreib. der Composition" (Ehrenpf. 107); „Der Wohl-Ehren-Veste-Bier-Fiedler"; „Musikal. Discurse anderer Theil". Verschiedene nicht musikal. Schriften s. Gerber's N. Lex. Compositionen scheint er nicht hinterlassen zu haben.

v. Dommer.

Bähr: Johann Karl, Maler und Schriftsteller, geb. 18. Aug. 1801 zu Riga, † zu Dresden 29. Sept. 1869, ein Nachkomme des Rathszimmermeisters Georg Bähr (s. o.), machte seine künstlerischen Studien in letzterer Stadt. In den Jahren 1827—29, wie später noch einmal, 1834 und 1835 weilte B. in Italien. Von der ersten Reise nach Deutschland zurückgekehrt, verheirathete er sich in Dresden und ließ sich in seiner Vaterstadt Riga nieder. Ohne geistige, künstlerische Anregung daselbst, zog es ihn jedoch bald nach Dresden zurück, wo er vom J. 1832 an dauernd seinen Wohnsitz nahm. 1840 wurde er zum Professor an der dortigen Kunstakademie ernannt. B. war ein gesuchter Porträtmaler und ebenso wurden seine Historienbilder beifällig aufgenommen. Durch Nachbildung ist seine Darstellung der „Wiedertäufer in Münster" weiten Kreisen bekannt geworden, ein Gemälde, welches der sächsische Kunstverein erwarb; ein zweites größeres Gemälde, „der Tod Iwans des Grausamen" wurde der Dresdner Galerie einverleibt. Empfänglichen und regen Geistes, liebte B. neben der Malerei die Dichtung und ebenso fühlte er sich zur wissenschaftlichen Forschung hingezogen. Als junger Künstler pilgerte er nach Weimar zu Goethe, auch eine Begegnung mit Platen in Italien machte auf ihn tiefen Eindruck, in Dresden gehörte er dem Tieck'schen Kreise an und innige Freundschaft verband ihn mit dem Dichter Mosen. Von seinem wissenschaftlichen Sinne zeugen folgende Schriften: „Die Gräber der Liven" (1850), ein Bericht über die von ihm 1846 vorgenommenen Ausgrabungen nordischer Alterthümer in Livland; „Vorträge über Dante's göttliche Komödie" (1853); „Vorträge über Newton's und Goethe's Farbenlehre" (1863); „Der dynamische Kreis" (1860—68), eine naturwissenschaftliche Arbeit, die ihn während der letzten zehn Jahre seines Lebens fast ausschließlich beschäftigte. Nach seinem Tode erschien noch, als eine Ergänzung jenes größeren Werkes, mit einem Vorwort des Dr. Reinhard, die kleine Schrift: „Ueber die Einwirkung der Reibungs-Electricität auf den Pendel" (1870). C. Clauß.

Bähr: Johann Christian Felix B., Geh. Hofrath, ordentlicher Professor der classischen Philologie und Oberbibliothekar an der Heidelberger Universität, geb. 13. Juni 1798 in Darmstadt, † 29. Nov. 1872 in Heidelberg. Die Familie Bähr stammt aus Rapperschwyl in der Schweiz und zog im vorigen Jahrhundert, wo sie zu den streng reformirten Kreisen gehörte, in die Rheinpfalz. Der Großvater war Bäckermeister, dann Spitalverwalter in Heidelberg. Der Vater, J. F. Bähr wirkte als reformirter Geistlicher in Darmstadt und kehrte dann 1799 nach Heidelberg als Prediger an der H. Geistkirche zurück. Er ward 1823 in den Oberkirchenrath nach Karlsruhe berufen, erhielt nach Hebel's Tod die Würde eines evang. Prälaten und starb 1828.

In Heidelberg auf dem reformirten und danach auf dem vereinigten Gymnasium vorbereitet, bezog B. auch dort 1815 die Universität, an der allein er studirt hat unter Einwirkung so bedeutender Männer, wie Creuzer, Wilken, Schlosser, Daub. Schon als Mitglied des philologischen Seminars ward er zu

den litterarischen Arbeiten Creuzer's zugezogen. Auch noch später trat die Gemeinsamkeit der Arbeiten nicht allein bei der großen Ausgabe des Herodot, sondern auch bei Creuzer's „Abriß der römischen Antiquitäten", 1824, hervor. Die Topographie, die Kriegsalterthümer, die Capitel aus den Privatalterthümern sind von B. gearbeitet. Das Verhältniß zwischen dem berühmten Lehrer und dem erst neben ihm emporsteigenden Schüler blieb allerdings später nicht ungetrübt, was bei der sehr empfindlichen, subjectiv unberechenbaren Natur Creuzer's und dem nahen Verhältniß, in dem lange Zeit B. zu dem Historiker Schlosser stand, wohl begreiflich ist. Unter den Studiengenossen stand B. vor Allen Mone, Fr. Fröhlich, dem nachherigen langjährigen Universitätsreferenten im badischen Ministerium, sowie dem Kunsthistoriker Waagen nahe. — Die akadem. Laufbahn betrat B. mit Veröffentlichung einer gelehrten Schrift „De Apolline patricio et Minerva primigen. Athen." 1820, in der er sich als Schüler Creuzer's zunächst einführte. Mit richtigem Takte hat er sich aber dann, da die speculativ-religiöse, wie die specifisch künstlerische Seite seiner Natur ferner lag, von mythologischen Arbeiten ferne gehalten. Bereits 1821 finden wir ihn als außerordentlichen, 1823 als ordentlichen Professor; 1832 ward er zum Oberbibliothekar ernannt; 1838 als Ephorus des Lyceums zu Heidelberg, 1845 nach Creuzer's Rücktritt als Director des philolog. Seminars, an dem er gleich vom Beginn seiner akadem. Laufbahn lehrend mitwirkte. Als alljährlich neu ernanntes Mitglied der Prüfungscommission für die jungen Philologen, auch häufig als Commissär für Abiturientenprüfungen hat er mit Milde und Eifer gewirkt und dadurch eine große persönliche Kenntniß der Schulzustände und der Personen seines Heimathlandes erworben.

In wunderbarer Stetigkeit ist B. als akadem. Lehrer von 1820—1872 thätig gewesen; eine lange Reihe tüchtiger Gelehrten, Schulmänner, Juristen und Theologen sind seine Zuhörer gewesen. Seine Vorlesungen erstreckten sich über römische und einzelne Zweige der griech. Litteraturgeschichte; über Encyclopädie der Philologie, griech. und röm. Geschichte, auch über Mythologie und Symbolik, speciell selbst der Kelten und Germanen; am regelmäßigsten über den latein. Stil, wobei er in unverbrüchlicher Treue die Correcturen der eingelieferten sogen. Stile durchführte. Unter den griech. Schriftstellern hat er vor Allem gern Herodot, Thucydides, Pindar, Aeschylos, Aristophanes, sowie platon. Dialoge behandelt, unter den Lateinern Horaz, und zwar besonders die Ars poetica, Juvenal, Tacitus und Cicero. Als Director des philol. Seminars (1845—1868) leitete er mit besonderer Liebe die Disputationsübungen; in der Interpretation stellte er wol zu wenig strenge Anforderungen. — Die hervorragende Begabung für geschäftliche Dinge verbunden mit einer angeborenen Gefälligkeit und einem unbedingten Bestreben, wissenschaftliche Arbeiten zu fördern, hat er in seiner Eigenschaft als Oberbibliothekar allseitig bewährt. Der Geschichte der Heidelberger Bibliothek und besonders der verhängnißvollen Katastrophe der Wegführung der berühmten Palatina i. J. 1623 forschte er unermüdet nach und hatte nach mehrfachen verdienstlichen Veröffentlichungen (Aufsatz aus dem Serapeum besonders abgedruckt, Leipzig 1843, sowie Heidelb. Jahrb. der Litter. 1869 S. 1 f.) noch die Freude, im letzten Lebensjahr den Originalbericht des Leo Allatius über die Wegführung selbst zu publiciren (Heidelb. Jahrb. 1872 Nr. 31 f.)

Mit dieser bibliothekar. Thätigkeit stand nun auch die Redaction der „Heidelb. Jahrbücher der Litteratur" in enger Verbindung, die er seit 1834, nahe an 40 Jahre hindurch führte. Dieses in seinem ersten Erscheinen Epoche machende litter. Unternehmen, in dem sich die Universalität eines Creuzer und Daub, der tiefeindringende Scharfsinn und freie Umblick eines Böckh, die histor. Kritik eines

Wirken, eines Savigny, die neue Felder eröffnende Forschung eines Uhland und der Gebrüder Grimm mit dem begeisterten Schwunge und dem Humor der Romantiker, wie Brentano, Görres ꝛc. vereinigten, war allerdings schon sehr in seiner Bedeutung gesunken, als B. als Redacteur eintrat. Er hat mit seltener Treue, Uneigennützigkeit, unermüdlichem Fleiß unter wechselnder Betheiligung immer noch einzelner bedeutender Männer der Wissenschaft die Zeitschrift fortgeführt; sein Tod ist auch ihr Tod geworden.

Als philolog. Schriftsteller hat sich B. zwei Hauptfelder der Thätigkeit auserkoren: die griechischen Historiker und die römische Litteraturgeschichte und daran anschließend die Geschichte der humanist. Studien im Mittelalter. Auf das erstere Gebiet war B. von Creuzer entschieden hingelenkt worden. Unter den griech. Historikern beschäftigte ihn zunächst Plutarch. Schon 1817 war von ihm in Creuzers „Meletemata disciplinae antiquitatis“ III. 1 f. ein „Specimen observationum in Plutarchi vitam Alexandri“ mit neuen Scholien aus Pfälzer Manuscripten erschienen; es folgte eine Ausgabe des „Alcibiades“ mit Vergleichung von Pariser Handschriften und fortlaufendem Commentar (1822), dann der drei Biographien Philopoemen, Flaminius, Pyrrhus (1826). Auch bei der Uebersetzung der Plutarchischen Schriften bei Metzler in Stuttgart (1827 f.) war B. eifrig betheiligt. — Der bereits seit einer Reihe von Jahren zwischen dem Verleger Hahn und Creuzer verabredete Plan einer großen Gesammtausgabe Herodots ward von B., unterstützt durch eine Menge schriftlicher Mittheilungen Creuzer's, mit frischer rüstiger Kraft ausgeführt (1830—35). Eine sehr umfassende neue Bearbeitung derselben beschäftigte ihn in den Jahren 1855—62. Herodot ist ein Schriftsteller, zu dessen conservativ religiösem und doch auch wieder kritisch prüfendem, nichts weniger als mystischem Wesen, zu dessen weitem die Völker des Orients mit gleichem Interesse umspannenden Gesichtskreis, zu dessen wunderbarem Erzählertalent B. sich wie zu einem ihm Verwandten innigst hingezogen fühlte. Die Ausgabe wird für lange Zeit die reichhaltigste Fundgrube realen Wissens für Herodot bleiben. Auch von Herodot ward (1859—64) eine Uebersetzung herausgegeben. — Diese langjährige Beschäftigung mit Herodot gab B. auch den Muth, in seinen letzten Lebensjahren die neue Bearbeitung von K. Fr. Hermann's „Staatsalterthümern“ zu übernehmen. Der größere Theil des Manuscriptes ward kurz vor dem Tode dem Verleger übergeben.

Im J. 1828 erschien Bähr's „Geschichte der röm. Litteratur“ in 2 Bänden, die durch ihre systematische übersichtliche Gliederung, durch Einfachheit und Klarheit des Stiles, durch möglichste Vollständigkeit der Litteraturangaben sich eine große Verbreitung gesichert und nach und nach immer erweitert in 4 Auflagen erschienen ist (zuletzt 1867—70). Es war ein besonders glücklicher Gedanke Bähr's, daran noch ein Supplement über die Geschichte der latein. Litteratur bis in das Karolingische Zeitalter anzuknüpfen; so erschienen 1836 „Die christlichen Dichter und Historiker Roms“; 1837 „Die christl. römische Theologie nebst einem Anhang über die Rechtsquellen“; 1840 „Die christl. römische Litteratur des Karoling. Zeitalters“. Mitten aus den Arbeiten zu einer neuen Bearbeitung dieses in seiner Art einzig dastehenden Werkes, deren erster Band 1872 erschien, hat ihn der Tod hinweggerissen. Mit diesen außerordentlich nützlichen Arbeiten auf dem Gebiete der gelehrten Seite des Mittelalters stehen zwei Programme in Verbindung, welche B. als Prorector 1835 und 1855 veröffentlicht hat: „De literarum universitate Constantinopoli V. p. Chr. saec. condita“ und „De literarum studiis a Carolo Magno revocatis ac Schola Palatina instaurata“. — Eine Fülle einzelner litterarhistor. und antiquar. Artikel ist von B. in Pauly's Realencyclopädie der Alterthumswissenschaft, besonders in Band 1, und in der Ersch und Gruber'schen Encyclopädie enthalten. Die deutsche Ueber-

setzung der Philippischen Reden Cicero's (1868) war für B. dabei eine leichte Nebenarbeit.

1869 feierte B. noch in voller Kraft sein funfzigjähriges Doctorjubiläum, wobei die weit sich erstreckende warme Anerkennung seiner Vorgesetzten und Collegen, wie des Auslandes, die Liebe seiner Schüler und Zuhörer, denen er auch lange über die Studienzeit hinaus ein väterlicher Berather und Förderer war, einen lebendigen Ausdruck fand. Neugestärkt wirkte er auch nach dem Jubiläum fort. An seinem Todestage sahen ihn seine Collegen noch Theil nehmen an der Feier des 100jähr. Geburtstages von G. Hermann. Am Abend des Tages, mitten im Kreise seiner Collegen und Schüler, traf ihn ein Schlaganfall, dem er nach wenig Stunden erlag. Stark.

Bähr: Karl Wilhelm Christian B., evangelischer Theologe, geb. 25. Juni 1801 zu Heidelberg, wo sein Vater reformirter Pfarrer, sein Großvater Bürger und Bäckermeister war, und † 15. Mai 1874 zu Offenburg. Seine philosophische und theologische Bildung hat er in Heidelberg von 1818 bis 1821 und in Berlin 1822 gewonnen. Im Sommer 1823 in den geistlichen Stand der badischen Landeskirche aufgenommen, wurde er 1824 Diakonus in Pforzheim, 1829 Pfarrer in Eichstetten. In dieser Stellung machte er sich schriftstellerisch bekannt durch seinen „Commentar zum Kolosserbrief“ (1833) und seine „Symbolik des Mosaischen Cultus“ (2 Bände, 1837—39. 2. Aufl. 1874). Namentlich letzteres Werk machte großes Aufsehen. Er wurde zum Doctor der Theologie ernannt, trat 1838 in den badischen Oberkirchenrath und Oberstudienrath zu Karlsruhe ein und veröffentlichte weitere Schriften über den „salomonischen Tempel“ (1848), den „protestantischen Gottesdienst vom Standpunkte der Gemeinde aus betrachtet“ (1850), namentlich aber auch die, der badischen Generalsynode von 1855 vorgelegte „Begründung einer Gottesdienstordnung für die evangelische Kirche“. Die neue Agende, welche besonders auf seinen Betrieb nunmehr eingeführt wurde, widersprach den Gewohnheiten der badischen Gemeinden so sehr, daß sich ein Sturm dagegen erhob, welchem trotz Bähr's Vertheidigung („Das badische Kirchenbuch in seinem Verhältniß zu den südwestdeutschen Kirchenordnungen“, 1859), sowol die Agende, als auch, nachdem 1860 ein liberales Ministerium ans Ruder gekommen war, der Oberkirchenrath selbst weichen mußte. Am 1. März 1861 in den Ruhestand versetzt, lebte er seither bei seinen Söhnen, die im badischen Pfarrdienste stehen; eine Frucht seiner Muße war die Bearbeitung der Bücher der Könige im Bibelwerke J. P. Lange's.

Holtzmann.

Bahrdt: Karl Friedrich B., der verschrieene Aufklärer und theologische Abenteurer des vorigen Jahrhunderts, geb. 25. Aug. 1741 zu Bischofswerda, † zu Halle 23. April 1792, hat die ganze Stufenleiter theologischer Richtungen durchgemacht. Als Leipziger Katechet orthodox und des Hauptpastors Goeze Liebling, wandte er sich als Erfurter Professor vom Symbol- zum Bibel-Glauben, die stroherne Hülle scholastischer Terminologie aus der Dogmatik entfernend, und ging als Professor in Gießen in Berichtigung des Lehrbegriffes immer weiter. Wegen seiner „Neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“ (1773), darin sich Alles so verständlich liest, als ob die neutestamentlichen Schriften einen Deutschen zum Verfasser hätten, ward er ein Socinianer in Lebensgröße, ein Naturalist mit der Bibel unter dem Arm, ein Vorfechter aus Satanas' Schule gescholten; er habe das Neue Testament übersetzt wie ein Heide. Nach seiner durch Leichtsinn verunglückten philanthropinistischen Thätigkeit in Marschlinz, faßte er als durch Reichshofrathsconclusum entsetzter Generalsuperintendent in Dürkheim seine Heterodoxie in ein kurzes Glaubensbekenntniß zusammen, worin er die christliche Religion bis auf die Knochen abschälte und

nichts als ein bloßes Gerippe von kahlem Deismus mit moralischen Bettlerlappen behängt, übrig ließ. B. hatte gleichwol damit von der lutherischen Kirche sich nicht lossagen wollen. Erst in Halle, wo der Landflüchtige (1779) Privatdocent, später Wirthshausvater wurde, schlug durch des Philosophen Eberhard und des Pädagogen Trapp Einfluß die Sterbestunde für seinen Offenbarungsglauben. Er wird entschiedener Anhänger der bloß natürlichen Religion und der Herold des hereinbrechenden naturalistischen Reiches. Alle Religion soll im Staate auf allgemeine Vernunftbegriffe eingeschränkt werden, damit alle Unterthanen gleichen Antheil an der öffentlichen Religion nehmen können. Christus selbst war der größte Naturalist, der, glühend vor Abscheu gegen die scheußlichste Unterjochung der Vernunft und der Tugend, welche herrschsüchtige Priester allen Völkern durch vorgebliche Göttersprüche und eingeführten Opferdienst bewirkt hatten, einen Versuch zu machen beschloß, die Welt aufzuklären und durch reinere Begriffe von Gott und Gottesverehrung dem menschlichen Geiste seine Freiheit, der Wahrheit ihr Interesse und der Tugend ihre Verehrer wiederzugeben. Sein Zweck war, nach und nach alle positive Religion zu verdrängen, und es waren bloße Klugheitsrücksichten, die ihn hinderten, alle unmittelbare Offenbarung als Priesterbetrug darzustellen. Auf diesem Standpunkt hat B. sich viel seltsame Mühe gegeben, den übernatürlichen Factor als Ueberrest jüdischen Aberglaubens aus der Bibel zu entfernen. Er hat in seiner „Kleinen Bibel" (1780) Moses zum Feuerwerker gemacht, der mit Hülfe des Pulvers vom Berge Sinai herabdonnerte, in seinen „Briefen über die Bibel im Volkston" (1782) alle Wunder Christi natürlich erklärt. Die Krankenheilungen geschahen mit Hülfe von Heilmitteln, die er als arcana und als Universalmedicin bei sich führte, die Todtenerweckungen waren Erweckungen aus tiefer Ohnmacht. Auf der Hochzeit zu Kana hatte Jesus einen Vorrath von (vielleicht nur gemachtem) Wein zur Hand. Die Speisung der 5000 wurde dadurch möglich, daß Jesus einen Korb mit verschnittenem Brod nach dem andern aus einer Höhle tragen ließ, wohin Tags vorher Brodvorräthe in Menge geschafft worden waren; das Wandeln auf dem Meere ist geschehen auf einem ungeheuren hundert-elligen Stück Bauholz. Endlich in seiner „Ausführung des Plans und Zweckes Jesu" (1783) erscheint B., dem alten Freimaurer und Gründer der deutschen Union, gleichsam einer Fortsetzung des Illuminatenordens, Jesus als Stifter einer geheimen Ordensgesellschaft mit drei Graden, bestimmt das heilige Depot der vernünftigen Religion im Stillen zu verwahren, um es gegen Aberglauben und Priesterbetrug zu schützen, wie denn auch schon Moses mittelst einer Art von Maurerei und durch Geheimnisse die Israeliten vom Joch der Aegypter befreite. An den Ordensbrüdern hatte Jesus willige Werkzeuge, die bei den wunderbar scheinenden Handlungen und besonders zur Zeit seines Leidens und Sterbens als stärkende Engel und als Engel in weißen Kleidern sich thätig erwiesen. Nach der scheinbaren Himmelfahrt lebte Jesus als unbekannter Oberer im Cercle einer Mutterloge fort, in welche noch Paulus aufgenommen wurde. Wie hier B. das Leben des Herrn in einen abenteuerlich sentimentalen Roman verwandelt hat, so war er selbst ein abenteuernder, immer tiefer sinkender Libertin, lustig im Leben, leicht und Alles nur anstreifend in der Wissenschaft. Eine Reihe plumper Romane (z. B. „Leben und Thaten des weiland hochwürdigen Pastor Rindvigius". Ochsenhausen [Liebau] 1790) und boshafte Schriften (z. B. „Kirchen- und Ketzeralmanach aufs Jahr 1781 Häresiopol" [Züllichau]) ist besonders in den letzten Jahren seines Lebens von ihm ausgegangen, deren eine auf das preußische Religionsedict vom 9. Juli 1788 („Das Religionsedict. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen". Thenakel [Wien] 1789) ihm ein Jahr Festungsarrest auf der Citadelle Magdeburg eintrug. In Folge seines berüchtigten Streites mit dem Leibarzt Zimmermann

in Hannover, in welchen sich Herr von Kotzebue mit seinem schändlichen Pasquill „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn" (1790) mischte, erhielt er den heute noch geläufigen Beinamen „Bahrdt mit der eisernen Stirn". Er starb auf seinem bei Halle gelegenen Weinberg an der Quecksilberkrankheit, nach dem Tode noch von Pasquillanten verfolgt.

Die zahlreiche Litteratur über B. ist von dem Unterzeichneten in Raumer's Historischem Taschenbuch, Jahrgang 1866, S. 346 ff. vollständig aufgeführt bis auf folgende zwei Schriften: Thiele, Bahrdt in Marschlins, ein fehlendes Füllstück zu seiner Lebensgeschichte. Zizers bei Chur in Bündten, 1796, und J. Leyser, K. F. Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzi's, sein Verhältniß zum Philanthropinismus und zur neueren Pädagogik. Neustadt a. d. H. 1867. 2. Aufl. 1870. G. Frank.

Baier: Johann Wilhelm B., geb. zu Nürnberg am 11. Nov. 1647, † zu Weimar 19. Oct. 1695; studirte in Altorf Philosophie und widmete sich dann in Jena der Theologie mit großem Eifer. Hier übernahm er 1674 die Professur der Kirchengeschichte, schloß sich aber hauptsächlich an Johann Musäus an und wurde dessen Schwiegersohn. Im J. 1694 folgte er einem Rufe als Professor primarius nach Halle, wo er sich dem Einfluß des dortigen Pietismus nicht ganz entziehen konnte, und ging im folgenden Jahre als Stadtpfarrer, Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar, starb aber gleich darauf. B. war ein achtungswerther Vertreter der gemäßigten lutherischen Orthodoxie oder genauer der jüngeren Jenenser Schule. Friedlich in der Gesinnung, weniger scholastisch in der Form, sorgfältig in der Benutzung der Hülfsmittel, konnte er dem Standpunkt seines Meisters Musäus einen angemessenen Ausdruck geben. Sein Lehrbuch: „Compendium theologiae positivae", Jen. 1686, oft wiederholt und sogar commentirt, zuletzt 1757 mit Anmerkungen von Reusch herausgegeben, hat seiner Brauchbarkeit wegen bis gegen Ende des Jahrhunderts Leser gefunden. Auch seine erst nach seinem Tode veröffentlichte Moral und andere Schriften wurden geschätzt. Ihm selber galt der Nachruf: Tu vivam illius (Musaei) expressisti imaginem in docendo aeque ac in agendo; atque sic Musaeus in te vixit et tu cum Musaeo nunquam non vives. Er hat auch einige geistliche Lieder gedichtet.

G. Frank, Gesch. d. prot. Theol. II. S. 31. Desselben Schrift über die Jenaische Theologie. Gaß.

Baier: Johann Wilhelm B. (der Jüngere), Sohn des gleichnamigen berühmten Theologen, geb. zu Jena 12. Juni 1675, studirte Theologie, Mathematik und Physik auf den Universitäten Jena und Halle; er wurde 1704 Professor der Mathematik und Physik, 1709 der Theologie an der Universität zu Altdorf, woselbst er am 11. Mai 1729 starb. Wir haben von ihm viele Disputationen und Dissertationen theologischen und physikalischen Inhalts. In seiner „Disputatio de Behemoth et Leviathan, Elephante et Balena" (Altdorf 1708) sucht er zu beweisen, daß unter den zwei großen Thieren des Buches Hiob der Elephant und der Walfisch zu verstehen sind; die Versteinerungen erklärt er für Ueberreste der allgemeinen Sintfluth („Disp. de Fossilibus diluvii universi monumentis"; Altd. 1712). Von physikalischen Dissertationen sind zu nennen: „De frigore hyemali anni 1709"; „De Sapphiro 1706"; „De fulmine, fulgure ac tonitru hiemali 1706"; „De Asterismis 1707"; „De Aeolipila 1708"; „De lacrymis s. guttis vitreis 1708"; „De origine fontium 1709". (Will, Nürnbergisches Gel.-Lex.) Lommel.

Baier: Joh. Jakob B. (Bajer), ein gelehrter, wegen seiner glücklichen Kuren berühmter Arzt und Naturforscher, geb. 14. Juni 1677 zu Jena als zweiter Sohn des Kirchenraths und Oberhofpredigers Joh. Wilh. B. d. Aelt.;

† 14. Juli 1735 zu Altdorf. Er studirte zuerst in Jena, dann in Halle Medicin. Nach Beendigung seiner Studien unternahm er eine Reise durch Sachsen und Preußen nach Livland und wurde, 1700 nach Jena zurückgekehrt, Magister der Philosophie und Doctor der Medicin. Nach einem zweiten, nur kurzen Aufenthalte in Halle ging er 1701 nach Nürnberg, der Geburtsstadt seines Vaters, wohin ihn vielfache verwandtschaftliche Verhältnisse zogen. Hier wurde er in das Collegium medicum aufgenommen und beim Ausbruche der Pest als Medicus angestellt. Kurze Zeit darauf nach Regensburg als Stadtmedicus berufen, verweilte er dort jedoch nur bis zu seiner Ernennung als Prof. der Medicin an Astin's Stelle an der Univ. Altdorf, wo er am 2. Mai 1704 seine Antrittsrede hielt. Er wurde hier Mitglied der Acad. natur. Curios., später Adjunkt und nach dem Tode des Präsidenten Schröck selbst Präsident dieser Akademie, womit der Ehrentitel eines kais. Leibarztes verbunden war; dabei verwaltete er das Physicat in Altdorf und den berühmten hortum medicum daselbst, wurde auch noch gräfl. Ansbach. Leib-Medicus und war achtmal Decan und zweimal Rector. Seit seiner Uebersiedelung nach Altdorf beschäftigte sich B. in seinen Mußestunden mit dem Untersuchen und Sammeln von Pflanzen und Mineralien, besonders Versteinerungen, welche in der Umgegend von Altdorf in eben so großer Menge wie seltener Schönheit in den Lias- und Juraschichten sich finden. Dem Ordnen und der Beschreibung dieser Versteinerungen waren besonders seine späteren Lebensjahre gewidmet und in dieser Richtung hat er auch durch seine zwei Werke über die Petrefacten des Nordgaus (Noricus ager) für seine Zeit Hervorragendes geleistet. Das erste Werk „Ὀρυκτογραφία norica cum iconibus lapidum figuratorum", 1708 in Nürnberg erschienen, enthält eine topogr. min. Beschreibung der Umgegend und dann eine specielle der sog. figurirten Gesteine, von denen ganz vortreffliche Abbildungen in mehreren Kupfertafeln, Vorbilder des späteren vortrefflichen Werkes von Walch, beigegeben sind. Die Versteinerungen werden darin zwar noch als lusus naturae bezeichnet, aber nur in dem Sinne, daß sie Nachahmungen bestimmter Naturgestalten unbekannten Ursprungs seien, während ein großer Theil bereits richtig als veränderte Thier- und Pflanzenkörper bezeichnet wird. Ein Nachtrag zu diesem Werke: „Monum. rerum petrificatarum" wurde von seinem Sohne Ferd. Jakob 1757 besorgt. Außerdem lieferte er noch einige Schriften mineralogischen und eine sehr große Menge kleinerer medicinischen Inhalts. Daran reihen sich „Biographia Professorum medicin." Altdorf 1728 und Bd. II und III der „Act. Acad. nat. cur."

Baier, Biogr. Prof. med. Alt. 1728. Will, Nürnb. Gel.-Lex.

Gümbel.

Baillet: Christoph Ernst v. B., geb. zu Luxemburg 1. Sept. 1668, † zu Brüssel 2. Juni 1732, Herr von Kedingen, Straßen und Münsbach, ward am 23. März 1699 von Karl II., König von Spanien, zum Mitglied des Provinzial-Rathes von Luxemburg ernannt, einige Jahre später zum Mitglied des hohen Rathes von Mecheln, 1706 zum General-Procurator und am 5. Aug. 1716 von Kaiser Karl VI. zum Präsidenten desselben befördert. Bei der Wiederherstellung des Staatsrathes ward er Mitglied dieses Ausschusses (1718) und 1721 erhielt er seine Ernennung zum Präsidenten des Geheimrathes. Schon 1719 war er für seine Verdienste vom Kaiser in den Grafenstand erhoben worden.

Biogr. générale des Belges. Neyen, Biogr. Luxembourg. Schötter.

Baison: Jean Baptiste B., geb. 24. Oct. 1812 in Hattersheim bei Mainz, † 13. Jan. 1849. Auf dem Mainzer Gymnasium gebildet, kam er, für den Priesterstand bestimmt, in das bischöfliche Seminar. Von unbezwinglicher Neigung für das Theater getrieben, entwich er heimlich aus dem-

selben im Februar 1831 und spielte anfangs bei elenden Wandertruppen ohne Erfolg. 1833 brach zuerst sein Talent in Lauchstädt und Magdeburg siegreich hervor. Von da ging er 1834 als Regisseur nach Danzig und wurde 1835 unter Friedrich Ludwig Schmidt's Direction am Stadttheater in Hamburg engagirt. Hier verheirathete er sich 1836 mit der beliebten Schauspielerin Karoline Sartorius, 1837 machte er eine größere Gastspielreise nach Berlin, Breslau, Dresden, Prag, Wien, überall beifällig aufgenommen. 1838 nahm er eine Anstellung am Dresdener Hoftheater an, welches ihm aber neben Emil Devrient keinen genügenden Wirkungskreis bot. Er kehrte deshalb, von Schmidt berufen, nach Hamburg zurück. Nach Schmidt's Tode, 1841, verließ er seine Stellung wiederum, und erwarb sich in Frankfurt am Main erhöhte Geltung und ausgedehnten Ruf. 1844 kam er zum dritten Male nach Hamburg. Nach dem Rücktritt der Direction Mühling-Cornet übernahm er 1847 mit Maurice, später mit Wurda die Direction des Hamburger Stadttheaters. Das Jahr 1848 schädigte die in glücklichem Aufschwung begriffene Unternehmung und warf den ehrgeizigen Mann einem hitzigen Fieber in die Arme, dem er erlag. B. war ein gebildeter, der neuen Litteratur, welche dem Theater sich zuwendete, eifervoll ergebener Künstler und Director. Mit Gutzkow, Prutz und Gottschall war er persönlich befreundet und förderte mit Rath und That deren dramatische und dramaturgische Thätigkeit. Auch als Schriftsteller fing er an sich geltend zu machen, als der Tod seinem noch hoffnungsreichen Leben ein Ziel setzte. Er war ein feuriger, mit ausdrucksvollen Zügen und schönem Sprachorgan begabter Darsteller von Helden- und Liebhaberrollen, denen er ein mehr theatralisches Gepräge zu verleihen wußte, als es die landläufige Uebung mit sich brachte. Hätte ihm das Geschick eine längere Lebensdauer beschieden, so wäre er wol ohne Zweifel von großer Bedeutung für die Entwicklung deutschen Schauspiels geworden. Seine Spielweise bezeichnete einen ähnlichen Gegensatz zur idealisirend-declamatorischen Manier Emil Devrient's, wie er später durch Dawison scharf ausgeprägt wurde. Förster.

Baius: Michael B. (Bay), geb. 1513 zu Melin im Hennegau, † 16. Sept. 1589 als Professor der Theologie zu Löwen, hatte an dieser berühmten Hochschule seine gelehrte und zunächst theologische Bildung erlangt, ward bereits 1546 Vorsteher des Collegiums Standonk, 1549 Licentiat der Theologie und Vorsteher des päpstlichen Collegiums daselbst, 1550 Doctor und dann Professor der Theologie in Löwen. Das Vertrauen des Königs von Spanien Philipp II. berief ihn 1563 zu den letzten Sitzungen des Trienter Concils. Im J. 1575 wurde er auch Decan zu S. Peter in Löwen, Kanzler der Universität und Großinquisitor für die Niederlande. Er galt als Vater der Armen, denen er auch sein ganzes Vermögen hinterließ. Sein Name hat durch die Streitigkeiten über die Gnade eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die Reformatoren, deren Meinungen bekanntlich in Flandern und den Niederlanden bedeutenden Eingang gefunden, behaupteten in Ansehung der Gnade und Vorerwählung nur der heil. Schrift und dem Augustin zu folgen. B. faßte nun den Entschluß, die Reformatoren durch und mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, indem er mit Uebergehung der Scholastik das Studium der Theologie hauptsächlich auf die Bibel und unter den Vätern namentlich auf die Werke des Augustinus zurückführte. Seine Schriften, die zu Löwen erst einzeln, dann in zwei Sammlungen — („De meritis Libri II. De Prima hominis justitia et virtutibus impiorum Lib. II. De sacramentis in genere contra Calvinum; de Forma Baptismi“ 1565. — Ferner: „De libero hominis arbitrio, de charitate et justificatione libri III, de sacrificio, de peccato originis, de indulgentiis, de oratione pro defunctis“ 1566) erschienen, zeugen vom tiefsten Studium des Augustinus und geben überhaupt einen tiefen Denker kund. Die

Resultate des B. waren im Wesentlichen diese, daß Gott, der die Menschen gerecht und unschuldig geschaffen habe, sie auch vermöge seiner Güte und Gerechtigkeit zur himmlischen Seligkeit bestimmen mußte. Er mußte ihnen aber auch die dazu führenden Gaben verleihen, weil sie nothwendiger Weise zu jenem schuldlosen Stande gehörten. Ja, wenn der erste Mensch nicht gefallen wäre, so würde seine Seligkeit für ihn eine schuldige Belohnung, nicht eine Gnade gewesen sein. — Bezüglich der Erbsünde lehrte er: sie sei die herrschende Begierlichkeit, als solche eine wirkliche, sich wie ein physisches Uebel auf die Nachkommen fortpflanzende Sünde. Als ihre Folgen erklärt er: daß der freie Wille ohne die Gnade nur Kraft zum Sündigen habe, daß er keiner Versuchung widerstehen, keine Sünde vermeiden könne, daß Alles, was aus ihm hervorgehe, Sünde sei ꝛc. Bezüglich der guten Werke stellte er die Sätze auf: sie verdienten uns die Belohnung der ewigen Seligkeit ohne Rücksicht auf die Verdienste Christi, jedes gute Werk verdiene seiner Natur nach die Seligkeit, wie jedes Böse seiner Natur nach die Verdammniß. Das Verdienst der Werke komme nicht von der heiligmachenden Gnade, sondern blos von dem Gehorsam gegen das Gesetz. Diese und andere Sätze fanden bei den Collegen des B. die heftigsten Anfechtungen. Sie zogen 18 seiner Sätze aus und sandten sie an die theologische Facultät nach Paris, welche sie verwarf. Der päpstliche Stuhl legte sich ins Mittel und Cardinal Granvella als Statthalter der Niederlande legte den streitenden Theilen Schweigen auf. Allein bald erneuten sich die Feindseligkeiten des Streites, man schickte 76 Sätze nach Rom, die Papst Pius V. auch wirklich verwarf, ohne jedoch auch nur den Namen des B. zu nennen, der überhaupt sich unterwerfend, in der Gnade des römischen Stuhles blieb; Gregor XIII. erließ 1580 an ihn ein sehr verbindliches Breve. Bedeutend waren übrigens die Folgen der über die Lehre des B. (Bajanismus genannt) entstandenen Streitigkeiten, die sich durch ein volles Jahrhundert hindurchzogen und eine zahlreiche Litteratur erzeugten.

Seine Vita in Mich. Bai, Opera: Coloniae Agripp. MDCXCVI. — Michael Baius und die Grundlegung des Jansenismus von Fr. X. Linsenmann. Tübingen 1867. Belg. ill. I. 142 Ruland.

Bake: Reinhard B., Dr. theol., geb. 4. Mai 1587, 1616 Diakonus, 1617 Pastor an der Domkirche zu Magdeburg, bekannt aus der Geschichte der Zerstörung Magdeburgs unter Tilly. Als dieser am 12. Mai, also am dritten Tage nach der Eroberung der Stadt, die bis dahin sorglich gehütete Domkirche, in welche sich 1000, nach Andern 4000 Menschen geflüchtet hatten, öffnen ließ, trat B. dem Sieger mit den aus Virgil (Aen. II. 324) entlehnten, etwas abgeänderten Worten entgegen:

Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magd'burgo! Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
Gloria Parthenopes!

Die Versuche der Jesuiten in Tilly's Lager ihn zum Katholicismus zu bekehren waren erfolglos. An dem geheimen Secretär Tilly's, dem Mailänder Bossi, fand B. einen Gönner und durch seine Beihülfe gelangte er glücklich nach Grimma, wo er Pastor und Superintendent wurde. 1640 kehrte er als erster Domprediger nach Magdeburg zurück. Er starb am 19. Febr. 1657.

Janicke.

Bakhuizen: Ludolf B., berühmter holländischer Marinemaler, geb. 1631 zu Emden, † zu Amsterdam 7. Nov. 1709. Zuerst ward er als Schreiber auf dem Bureau seines Vaters beschäftigt. Im J. 1750 kam er nach Amsterdam, um die Kaufmannschaft zu erlernen, wandte sich aber bald der Malerei zu und lernte bei A. van Everdingen und namentlich auch bei Hendrik Dubbels.

Dadurch und durch fleißiges Studium der Natur eignete er sich bald eine beneidenswerthe Vielseitigkeit an. Um das Wüthen des Sturmes, das Stranden der Schiffe rc. kennen zu lernen, ließ er sich sogar oft hinausfahren, ohne auf die Lebensgefahr zu achten. Durch seinen unermüdlichen Fleiß wuchs seine Geschicklichkeit, durch seine Geschicklichkeit sein Ruhm. Im J. 1665 bestellten die Bürgermeister von Amsterdam bei ihm ein großes Gemälde, die Ansicht von Amsterdam vom Y aus mit einer Anzahl von Schiffen, Yachten und Booten und gaben ihm die für damals außerordentliche Summe von 1300 Gulden und noch eine Belohnung; das Bild wurde an Ludwig XIV. zum Geschenke gesandt und hängt jetzt im Louvre. Der König von Preußen, der Großherzog von Toscana, der Kurfürst von Sachsen und verschiedene andere deutsche Fürsten suchten ihn auf; der Czar Peter von Rußland ließ ihn in seinem Beisein verschiedene Gattungen von Schiffen für ihn zeichnen, während seine Majestät zu gleicher Zeit einige Schiffe aufs Papier brachte. Bakhuizen's letzte Tage wurden durch Steinleiden getrübt; er starb ruhig und ergeben, nachdem er überhaupt sein Leben still, bescheiden und tugendhaft geführt hatte, wie Houbraken von ihm berichtet.

B. galt lange für den ersten holländischen Marinemaler. Heutzutage ist freilich sein Ruhm gesunken, ja man hat ihn zu einem mittelmäßigen Künstler degradirt. Es ist allerdings nicht abzuleugnen, daß verschiedene seiner Gemälde durch kalte, geleckte Färbung, durch die unnatürliche Verdunkelung des Himmels gegen die Erde und namenlich durch die bunte, schlechtgezeichnete und -componirte Staffage abstoßend wirken. Er hätte sich nicht so oft verleiten lassen sollen, die Figuren zur Hauptsache oder doch zu einem hervorragenden Bestandtheil seiner Bilder zu machen. Doch gibt es auch Werke von ihm, deren Farbe eine größere Klarheit und Naturwahrheit zeigt. Und ganz besonders war er ein trefflicher Zeichner und verstand sich darauf, die Bewegung des Wassers in leichter Brise und im wüthendsten Sturme zu bemeistern. Die Auffassung der Wellen zeugt öfter von einer gewissen Großartigkeit, wenn wir auch die volle Naturfrische J. van Ruisdael's und Willem van de Velde's vermissen. Meisterhaft sind seine häufig vorkommenden Zeichnungen. Er radirte auch mit sicherer Hand eine Anzahl (gegen 15) Blätter, von denen die meisten mit dem J. 1701 bezeichnet sind. Seine Gemälde finden sich in den meisten Hauptgalerien und kommen auch zahlreich im Privatbesitze vor. Nachahmer hat er viele gehabt.

W. Schmidt.

Bakker: Jan de B. Johannes Pistorius, auch nach seinem Geburtsort Johann von Woerden (in Holland) genannt, das erste Opfer der Reformation in den nördlichen Niederlanden, geb. um 1498, verbrannt 15. Sept. 1525. Schon während er zu Utrecht Theologie studirte, kam er in den Geruch der Hinneigung zur neuen Lehre, weshalb ihn sein Vater, mit einer Empfehlung an Erasmus, nach Löwen schickte. Dem väterlichen Willen nachgebend, empfing er darauf zu Utrecht die Priesterweihe, aber der Inhalt seiner Predigten zog ihm eine Verhaftung zu, aus der man ihn jedoch diesmal noch wieder entließ. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wittenberg setzte er, in die Heimath zurückgekehrt, nicht nur trotz des Verbotes und gegen das ihm auferlegte Gebot einer 3jährigen Reise nach Rom seine Predigten fort, sondern verheirathete sich auch. Seinen Lebensunterhalt erwarb er daneben mit Handarbeiten. Seine Predigten gegen den vom woerdenschen Geistlichen betriebenen Ablaßhandel zogen ihm endlich 1525 eine neue Verhaftung zu. So eben rüstete man sich im Haag zu einem großartigen Ketzergericht unter dem Vorsitz des Oberketzerrichters Jodocus Lovering, Statthalters von Mecheln; die Statthalterin Margarethe von Oesterreich war mit der ganzen Regierung zugegen. Von allen Seiten des

Landes schleppte man die Schlachtopfer zusammen. B. mit 10 gemeinen Verbrechern in einem von Unrath verpesteten Gefängniß verhaftet, dann während dreier Tage verhört, mußte, da er standhaft blieb, 4 Tage in einem unterirdischen dunklen Loch im Stock liegen, um während dieser Zeit die Ermahnungen zur Umkehr von Hoch und Nieder anzuhören. Auch seinen alten Vater ließ man zu ihm; dieser aber ermahnte ihn muthig auszuharren; er sei bereit, wie Abraham sein Kind dem Herrn zu opfern. Danach ward B. auf dem Scheiterhaufen erdrosselt und dann verbrannt. Seine Mitgefangenen, denen er täglich gepredigt hatte, begleiteten seinen Todesgang mit geistlichen Gesängen. Er selbst starb geduldig und freudig. Unter seinen Mitgefangenen war Wilhelm Gnaphaeus. Dieser, dem Tode glücklich entgangen, schrieb einen Bericht über Bakker's Leben, Verhör und Tod: „Joh. Pistorii Woerdensis ob evangelicae veritatis assertionem apud Hollandos primi omnium exusti martyrium", Straßburg 1529, wieder herausgegeben von Revius, Leyden 1649; in holländischer Uebersetzung: „Historie van Jan de Bakker". Leiden 1652 und 1657; in deutscher Uebersetzung bei Rabus, „Historien der Martyrer", Buch 4. Cap. 25. Von besonderem Interesse sind darin die ausführlichen Nachrichten über den Gang des Verhörs.

Alberdingk Thijm.

Balan: Joseph Wilhelm B., preußischer Diplomat, geb. 30. Oct. 1777 zu Berlin, aus einer französisch-reformirten Familie, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) geflüchtet war, † ebenda 24. Febr. 1834. Er widmete sich zuerst auf dem französisch-reformirten Seminar in seiner Vaterstadt der Theologie, studirte dann seit 1796 zu Halle die Rechte und wurde in Berlin 1798 Referendar beim Stadtgericht, 1800 beim Kammergericht, an welchem er 1803 als Assessor angestellt ward. 1806 ging er im Auftrage des Grafen Haugwitz nach London, um seinen älteren Bruder, den Legationsrath Louis B., welcher schwer erkrankt war († 1807) in den Geschäften der Gesandtschaft zu unterstützen, worauf er 1808 als Justizcommissar bei dem Berliner Stadtgericht und 1812 in gleicher Eigenschaft bei dem Kammergericht Anstellung fand. Nachdem er auf zwei Reisen nach Frankreich 1814 und 1815 als Depeschenüberbringer an den Fürsten Staatskanzler Hardenberg in dessen Nähe gekommen war, wurde er 1816 zum Legationsrath und vortragenden Rath in dem Ministerium des Auswärtigen, 1818 zum wirklichen und 1820 zum geheimen Legationsrath ernannt. Seit 1823 war er mit der Bearbeitung der römisch-katholischen Angelegenheiten betraut. Er erwarb sich den Ruhm eines ebenso rechtlichen und pflichttreuen, wie geschäftskundigen Beamten. Sein Sohn, Hermann Ludwig von B., geb. 7. März 1812 zu Berlin, † 26. März 1874 zu Brüssel, studirte in Berlin und Heidelberg Jurisprudenz, trat als Referendar in den preußischen Justizdienst, ging aber 1833 zur diplomatischen Laufbahn über, in der er 1837—41 als Legationssecretär in Brüssel, 1859—63 als Gesandter in Kopenhagen, zuletzt als außerordentlicher bevollmächtigter Minister Preußens und Vertreter des Deutschen Reiches am belgischen Hofe mit ausgezeichnetem Geschick thätig war. — (N. Nekrolog XII. (1834) 174 ff. Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage II. 2. S. 88 f. und öfter.

Steffenhagen.

Balbi: Joh. Friedr. v. B., † 19. Jan. 1779 als pensionirter preuß. Ingenieuroberst, 79 J. alt. Einer vornehmen genuesischen Familie angehörig, geb. zu Cleve, 1715 in kgl. preuß. Militärdienst getreten, wurde er wegen seiner Rechtschaffenheit und Kenntnisse, seines Freimuthes und Witzes Friedrich d. Gr. sehr werthvoll. Nur B. und ein Page begleiteten den König bei der Incognitoreise in Holland im Juni 1755 und noch in seinen letzten Lebensjahren war B.

von Berlin herüberkommend, in Potsdam dem König ein willkommener Gesellschafter. B. hat 9 Schlachten und 23 Belagerungen mitgemacht, 3 der letzteren geleitet. In königlichem Auftrage verfaßte er 1753 eine die fremdländische Wißbegierde irreleitende Schrift über die Schulmanöver bei Spandau; sie ist theilweis eine Parodie des sächsischen „Lustlagers" bei Mühlberg 1730. Nach dem 7jährigen Kriege schrieb B. seine Lebensgeschichte; selbstverständlich war der König die Hauptperson in diesen Memoiren; und ebenso erklärlich ist es, daß dieselben von einer kleinen Zahl Freunde, denen B. sie zur Durchsicht anvertraute, als das Interessanteste bezeichnet wurden, was man lesen könne. Die Aeußerung kam zu des Königs Kenntniß. Er forderte das Manuscript, durchlas und schickte es dem Verfasser zurück mit dem Bemerken, er habe gar nichts Anstößiges darin gefunden, doch würde es ihm lieb sein, wenn B. sich mit der Veröffentlichung nicht übereile (cf. Bernoulli's Reisen in Brandenburg Bd. II. 186). Wohin diese Aufzeichnungen aus der Hand der Wittwe Balbi's gelangt sind, ist leider unbekannt.

z. Lippe.

Baldacci: Anton Freiherr von B., österreichischer Staatsmann, aus einer alten während der korsischen Freiheitskämpfe gegen Genua aus Korsika nach Ungarn ausgewanderten Familie, zu Wien 1762 (nicht erst 1767) geb. und † 9. Juli 1841. Er war Zögling der Theresianischen Ritterakademie und diente dem Staate von 1781 bis 1839, zuletzt als Präsident des General-Rechnungsdirectoriums.

Gegen seinen Stammesgenossen Nagelnau erfüllte ihn die glühendste Abneigung, ihm von den Deutschen als „göttlicher Haß" zur Ehre, von den Franzosen als „monomanie réelle" zu Last gerechnet. Durch diese Eigenschaft wurde er, der mit dem Grafen Philipp Stadion allein auch in den ärgsten Unglücksfällen ungebeugt blieb, die Seele des Widerstandes in den Kämpfen Oesterreichs von 1808 und 1809, nach deren unglücklichem Ausgang er mit Energie für Hebung des Unterrichtes und Ordnung der Finanzen als Vorbedingungen für eine erfolgreiche Wiederaufnahme des Kampfes mit dem Erb- und Todfeinde rastlos thätig war. Dafür hatte er die Genugthuung in den Freiheitskriegen 1813 bis 15 als Armeeminister durch ausgezeichnete Leitung der Heeresverpflegung nicht wenig zu dem Siege beizutragen und in Paris selbst das Ziel seiner jahrelangen Aufopferung zu erleben. In seiner letzten Diensteseigenschaft begründete er die officielle Statistik des Kaiserstaates durch Einführung der ersten amtlich statistischen Notizen.

Hormayr, Lebensskizzen aus den Befreiungskr. I. 70. II. 55 und 434. — Wurzbach, Biogr. Lex. — Gräffer, Oestr. Nationalencycl.

Hoffinger.

Baldamus: Karl B., Dichter, geb. 14. Oct. 1784 zu Roßla am Harz, scheint in der Schweiz gestorben zu sein. Er studirte zu Wittenberg, ward zu Blekede a. d. Elbe Bürgermeister, in Harburg Procurator beim französ. Tribunal, Advocat zu Uelzen, Domänenverwalter zu Blekede. Vom Oct. 1813 bis März 1814 ward er, als der Theilnahme an der französischen geheimen Polizei verdächtig, zu Dömitz gefangen gehalten. 1817 Advocat zu Lüneburg, ging er 1822 nach Hamburg, trat 1825 in Leipzig zur kathol. Kirche über, angeblich aber später zur protestantischen wieder zurück; soll in Wien bei Gentz Secretär gewesen sein und hielt sich 1834 in Stuttgart auf. Er war ein talentvoller Mann und seine Schriften, obwol jetzt vergessen, gehören zu den besseren seiner Zeit. Manche Fragen des Lebens, der Geschichte und Politik, welche später das junge Deutschland besonders beschäftigten, findet man in seinen Romanen („Oskar und Theone" 1815; „Hippolyte", 1822;

„Liebe und Tod", 1826; „Wahnsinn und Liebe", 1826) geistvoll durchsprochen. Daran reihen sich mehrere Liedersammlungen („Zeitgenossen", 1818; „Oenotheren", 1821; „Neueste Gedichte", 1824; „Klänge nach oben", 1829) u. A. — Vgl. Goedeke, Grundr. III. S. 714. v. L.

Zusätze und Berichtigungen.

S. 1. **Aal**, Johannes. Erst nach dem Druck des Artikels ward uns eine Arbeit Baechthold's: „Der Minorit König von Solothurn" (Soloth. 1874) bekannt, in welcher S. 5 ff. urkundliche Nachrichten über Aal gegeben sind: er ward danach 1544 Propst zu Solothurn und starb 1551.

S. 15. **Abel**, Otto, und S. 16. **Abel**, Sigurd, beider Großvater war Jakob Friedr. Abel.

S. 30. **Achenwall**, Gottfr., seine Gattin war eine Tochter J. J. Moser's.

S. 46. Z. 1 v. unten l.: „an der Murr" (st. „am Kocherflusse").

S. 53. **Adelbero** von Trier: vergl. noch Dr. Rodg. Prümers: „Albero von Montreuil, Erzbischof v. Trier", Göttingen 1874.

S. 54. **Adelbero** von Würzburg: vergl. noch Friedr. Emmert, „Bischof Adelbero von Würzburg" im Archiv des histor. Ver. f. Unterfranken u. Aschaffenburg. Bd. XV. (1861). Heft 2. S. 179 ff.

S. 84. **Aders**, Jak., geb. 1786. Diese offenbar falsche Angabe zieht sich durch alle Nachrichten über A. Vielleicht muß es heißen 1768.

S. 151. Z. 12 v. u. l.: „Baslo" (st. „Laslo").

S. 277. Z. 19 v. u. l.: „Lobdeburg-Arnshaug" (st. „Lobeck-A.").

S. 460. Z. 22 v. u. l.: „Sénone" (st. „Séerne").

S. 461. Z. 2 v. o. l.: „St. Tron" (st. „Trou").

S. 619. Z. 15 v. u. l.: „Simion" (st. „Simon").

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.